This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

824,395

PRESENTED BY
RICHARD HUDSON
PROFESSOR OF HISTORY
1888-1911

BR
325
.K97

PRESENTED BY
RICHARD HUDSON
PROFESSOR OF HISTORY
1888-1911

Leben und ausgewählte Schriften

der

Väter und Begründer

der

lutherischen Kirche.

Herausgegeben von

J. Hartmann, Decan in Tuttlingen, **Dr. W. Möller**, Pfarrer in Oppin bei Halle a. S., **Dr. C. Schmidt**, Professor in Straßburg, **Dr. J. Köstlin**, Professor in Halle a. S., **Dr. K. A. T. Vogt**, Professor in Greifswald, **Dr. G. Uhlhorn**, Professor in Leipzig.

Eingeleitet von

Dr. K. J. Nitzsch,
Probst von Berlin.

I. Theil:

Martin Luther.

1. Band.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1875.

Nach Lucas Cranach. Carl Mayer's Kunstanstalt, Nürnberg.

Martin Luther.

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Verlag von R. L. Friderichs.

Nach Lucas Cranach. Carl Meyer's Kunstanstalt, Nürnberg.

Martin Luther.

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld

Martin Luther.

Sein Leben und seine Schriften.

Von

Dr. Julius Köstlin,
Professor und Consistorialrath in Halle.

Erster Band.

Elberfeld, 1875.
Verlag von R. L. Friderichs.

Gedruckt bei R. L. Friderichs u. Comp. in Elberfeld.

Vorwort.

Für die Geſchichte der Reformation und Luthers iſt in der neueren Zeit reichliches Material neu unterſucht und neu zu Tage gefördert worden. An einer Biographie des Reformators aber, welche auf Grund hievon nach den berechtigten Anforderungen hiſtoriſcher Wiſſenſchaft ſein geſammtes Leben und Wirken darſtellen würde, fehlt es noch gleichermaßen den Hiſtorikern, den Theologen und allen Denjenigen, welche mit den Fachmännern die Früchte der Geſchichtswiſſenſchaft genießen können und ſollen. Zum Wirken und ganzen perſönlichen Bilde Luthers gehören ferner weſentlich ſeine Schriften. Während aber die Erlangen-Frankfurter Ausgabe derſelben, noch immer, wie es ſcheint, von Käufern und Leſern viel zu wenig unterſtützt, nur mühſam ihrem Abſchluß zuſchreitet, fehlt uns eine vollſtändige und zuſammenhängende Einführung in die Schriften überhaupt noch.

Hiemit habe ich die Aufgabe bezeichnet, der ich in dieſem Buch nachſtreben mußte. Daß ſie mich anzog, wird nach meinen bisherigen Arbeiten über Luther, beſonders meiner „Theologie Luthers“, denen, welche dieſe kennen, begreiflich ſein. Dennoch muß ich ebenſo und noch mehr als bei meiner eben erwähnten früheren Schrift bekennen, daß ich die Aufgabe nicht ohne eine beſtimmte und dringende äußere Anregung unternommen hätte. Ich wußte, daß der Stoff ein noch weit größerer und manigfaltigerer als bei jener ſein werde und noch weit mehr in eine Menge von Einzelunterſuchungen hineinführen müſſe, mit denen doch der Leſer nicht allzu ſehr behelligt werden dürfe. Mit großer Freude begrüßte ich daher vor wohl ſchon fünfzehn Jahren die Nachricht, daß

2[illegible]765

für die Biographie Luthers, welche die Reihe der „Väter und Begründer der Lutherischen Kirche“ eröffnen sollte und jetzt zuletzt in diese Reihe tritt, von dem Herrn Verleger eine andere, bereits bewährte Kraft gewonnen sei, und habe mich an ihre Stelle erst ziehen lassen, nachdem ich mich versichert, daß von ihr für diese Aufgabe Nichts mehr gehofft und eine andere jetzt nicht leicht gefunden werden könne. Daran zwar, daß ich den Lebensgang des Reformators im Großen richtig aufgefaßt habe, glaube ich nicht zweifeln zu dürfen. Aber der Menge von Einzelnheiten gegenüber, die es zu durchforschen und ins Ganze aufzunehmen galt, habe ich das beschränkte Maß meiner Kraft und Zeit wohl gefühlt.

Viele werden bei einem Lutherbiographen alsbald nach dem Standpunkt, den er selbst habe, fragen. Ich glaube in dieser Hinsicht nur so viel hier aussprechen zu müssen, daß es mir ebenso verkehrt scheint, einen ängstlichen Apologeten, als einen kritischen Meister des großen Mannes zu spielen, und im Uebrigen dabei mich beruhigen zu dürfen, daß meinen früheren Arbeiten über Luther in dieser Beziehung von keiner Seite her ein Vorwurf gemacht worden ist.

Von meinem Buch darf ich wohl hoffen, daß es die Bekanntschaft mit Luther manigfach und nachhaltig fördern und Andern vielfältige Hilfe geben werde. Einen besondern Wunsch aber für dasselbe kann ich nicht zurückhalten. Meine Theologie Luthers hat freundliche Aufnahme gefunden, jedoch Keinen, der das darin noch Vermißte und wirklich zu Vermissende nun selbst zu leisten oder etwa noch zweifelhafte Punkte neu und selbständig zu untersuchen sich befleißigt hätte. Möge denn das gegenwärtige Buch insbesondere auch Andere dazu anregen, daß sie an seiner Aufgabe im Großen und Kleinen weiter arbeiten.

Halle, im August 1874. J. Köstlin.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung 1

Erstes Buch.

Luther als Kind, Jüngling, Mönch. 1483—1508.

1. Kapitel. Herkunft und Geburt 19
2. „ Kindheit und Schulzeit bis 1501 26
3. „ Luther Student in Erfurt 1501—1505 40
4. „ Im Erfurter Kloster 1505—1508 61

Zweites Buch.

Das Heranreifen des Reformators in Wittenberg. 1508—1517.

1. Kapitel. Uebergang nach Wittenberg 1508—1511 88
2. „ Romreise 1511 99
3. „ Luthers Thätigkeit in Wittenberg bis 1517 104

Promotion zum Doktor der Theologie S. 104. — Vorlesungen und Studien seit 1513 S. 107. — Praktische Thätigkeit und persönliches Leben S. 119. — Gegensätze, Kämpfe, erste Erfolge S. 131. — Stellung zur Kirche S. 142.

Drittes Buch.

Das reformatorische Wort und der fortschreitende Kampf, vom Ablaßstreit 1517 bis zum Wormser Reichstag 1521.

1. Kapitel. Luthers Auftreten gegen den Ablaß 150

Die katholische Ablaßtheorie S. 150. — Tetzels Ablaßhandel S. 156. — Luthers 95 Thesen S. 159.

2. „ Die ersten Wirkungen der Thesen, Prierias 172
3. „ Reise nach Heidelberg 185
4. „ Resolutionen zu den Ablaßthesen. Luther gegen Eck, Tetzel, Hogstraten 190
5. „ Luther nach Rom citirt, vor Cajetan, appellirt an ein Concil . . . 204

Die Citation und neue Schriften Luthers S. 204. — Luther in Augsburg vor Cajetan S. 214. — Erwartung des päpstlichen Bannes, Appellation an ein Concil S. 230.

6. „ Miltitz' Vermittlungsversuch, 1519 235
7. „ Die Leipziger Disputation 245
8. „ Nachwirkungen der Leipziger Disputation 266

Weitere Streitschriften S. 266. — Weitere Versuche des Miltitz S. 278. — Theilnahme für und gegen Luther S. 280.

9. „ Luthers anderweitige, amtliche und schriftstellerische Thätigkeit (1518 bis 5120) 288
10. „ Neue und alte Feinde und Streitpunkte 1520 311
11. „ Uebergang zu den großen reformatorischen Schriften an den Adel und von der babylonischen Gefangenschaft. Hutten und Sickingen 322
12. „ Luther „An den christlichen Adel deutscher Nation" 336
13. „ Von der Messe. Von dem babylonischen Gefängniß der Kirche . . 359
14. „ Die Bannbulle 378

Seite

15. Kapitel. Brief an den Papst und „Von der Freiheit eines Christenmenschen". 382
16. „ Luther gegen die Bulle. Verbrennung derselben 396
17. „ Vorladung vor Kaiser und Reich; weitere Schriften bis zur Fahrt nach Worms 411
18. „ Luther in Worms 438

Viertes Buch.

Das Jahr auf der Wartburg 1521—1522.

1. Kapitel. Luthers persönliche Lage 467
2. „ Schriftstellerische Thätigkeit (Bibelübersetzung) 476
3. „ Beginn der kirchlichen Neuerungen in Wittenberg 495
4. „ Luthers Rückkehr von der Wartburg 525

Fünftes Buch.

Der erste kirchliche Neubau und der Kampf mit Schwärmerei und Aufruhr; Luther bis zu seiner Heirath 1525.

1. Kapitel. Luthers Wiedereintritt in Wittenberg 536
2. „ Reformirende Thätigkeit 549
3. „ Fortsetzung: Gottesdienst und Kirchenlied, Schule, Kirchenverfassung 565
4. „ Priesterehe und Austritt aus den Klöstern 589
5. „ Arbeit am göttlichen Wort; Bibelübersetzung und Auslegung . . . 600
6. „ Luther und die weltliche Obrigkeit. Reichsregiment und Reichstag, Herzog Georg, Sickingen, Kurfürst Friedrich 618
7. „ Fortschritte der Reformation und Verfolgungen 641
8. „ Luthers Beziehungen zu den Böhmen 665
9. „ Polemik mit Katholiken und Verhältniß zu den Humanisten; Heinrich VIII.; Erasmus 674
10. „ Die „himmlischen Propheten"; Carlstadt, Münzer u. s. w. Anfang des Abendmahlstreites 702
11. „ Der Bauernkrieg 732
12. „ Friedrichs des Weisen Tod. Luthers Heirath 760

Einleitung.

In eine Zeit großer langandauernder Gährung und eines tiefgreifenden Umschwunges auf dem Gebiete des kirchlichen und religiösen Lebens, dergleichen die Geschichte der Christenheit und Menschheit nur in wenigen Hauptwendepunkten ihres Verlaufes aufweist, fällt die Geburt und das Heranwachsen und Reifen Luthers, des Mannes, der vor allen Anderen dazu berufen war, dort den Bruch mit den bisher herrschenden Mächten und Formen durchzuführen und neues Leben, neue Gestaltungen ins Dasein zu rufen.

Daß es Zeiten eines bedeutungsvollen Ueberganges seien und daß sie schwerlich ohne mächtige Umwälzungen ablaufen werden, konnte keinem umsichtigen Geiste, welches auch seine eigene Richtung und Neigung sein mochte, sich damals mehr verbergen. Gar manche ahnende, hoffende, fürchtende Stimmen sind darüber laut geworden. Was aber aus den Bewegungen jener Zeit geboren werden sollte, das können zwar wir, denen die Erfolge in der Geschichte vorliegen, jetzt leicht auch schon in den Elementen der vorangegangenen Entwicklung vorbereitet, angedeutet und gefordert finden. Dort aber blieb es, wie wir aus allen jenen Stimmen vernehmen, auch für die edelsten Geister, welche die Noth und Unhaltbarkeit der Gegenwart fühlten, noch in Dunkel verhüllt. Erst das Licht der neuen Zeit selbst hat in dieser Hinsicht auch die Wege, auf welchen die Christenheit dem Neuen entgegengeführt wurde, hell erleuchtet. Hat doch auch Luther, wie wir sehen werden, in Trieb und Kraft des Geistes sein Werk begonnen noch ehe er die Stellung, die er in Wahrheit zur Vergangenheit einnahm, und der Ziele, zu welchen dieser Geist trieb, sich klar bewußt war.

Jene Zustände und Verhältnisse sich zu vergegenwärtigen ist, wie für die Geschichte der Reformation überhaupt, so namentlich für die des ersten unter den Reformatoren wichtig, wenn das Eigenthümliche seiner Persönlichkeit, seines Lebensganges und seines Wirkens richtig aufgefaßt und gewürdigt werden soll.

Mit unbefangener, ungetheilter Hingebung hatte einst die große Menge der abendländischen Christenheit in der Kirche, die sich die allgemeine, katholische nannte und dabei im Einen Rom ihren Einheitspunkt und ihr Haupt sah, das Heil für Zeit und Ewigkeit zu finden geglaubt. Durch die Hand ihrer Priester hatte sie sich die himmlischen Gnadengaben spenden, Gott selbst im Sakrament leiblich gegenwärtig werden, ein beständiges Opfer Gotte in der Messe darbringen lassen. In den Satzungen und Richtersprüchen der durch Papst und Bischöfe repräsentirten Kirche hatte sie die Normen des sittlichen Lebens empfangen, hatte Zucht und Züchtigung durch dieselben auf sich genommen; und dieselben erstreckten sich, wie über die innersten Vorgänge des Herzens und Gewissens, so auch über alle Kreise des äußeren weltlichen Lebens. Päpste gewaltigen Geistes und Charakters hatten dieses Kirchenthum zum Sieg über widerstrebende religiöse Ansichten und weltliche Bestrebungen geführt, und die Herrlichkeit der Kirche war wesentlich zur Herrlichkeit und Herrschaft des Papstthums selbst geworden. Christi Stellvertreter in Rom war der Monarch des irdischen Gottesreiches; der Anspruch des Papstthums ging dahin, auch als die Quelle aller der Vollmachten und Kräfte, die den anderen Organen der Kirche übertragen waren, und als höchstes, selbständiges, untrügliches Tribunal für Wahrheit und Recht anerkannt zu werden.

Fortbestanden und zu neuen Versuchen fortgeschritten ist diese kirchliche Richtung bekanntlich bis in unsere Gegenwart. Tief erschüttert aber waren nun diese Anschauungen doch schon längst ehe Luther auftrat. Andere Lebensgebiete neben dem der Kirche, wie namentlich das des Staates, der Rechtgemeinschaft, der bürgerlichen Gesellschaft forderten ihre eigenen Rechte gegenüber von der kirchlichen Hierarchie und auch mit Bezug auf deren Repräsentanten; siegreich über das Kaiserthum, das wesentlich eine Idee, die einer allgemeinen weltlichen Monarchie über die ganze Christenheit vertrat, sah das Papstthum sich eine viel festere reale Macht in staatlich selbständig gewordenen Nationen gegenüber, die es einst selber hatte gegen jenes schützen helfen. Grade ferner von derjenigen Zeit an, da die Sonne der geistlichen Gewalt den Höhepunkt ihrer glanzvollen Alleinherrschaft erreicht hatte, erhob sich auch mehr und mehr die scharfe Kritik und bittere Klage über ihren eigenen Charakter, in welchem sie keineswegs die himmlische Reinheit gewahrt habe: herrschend über die Welt sei die Hierarchie, seien Papst, Bischöfe und Priester selbst weltlich geworden. Sie suchen, anstatt die Seelen der Christen zu weiden und in selbstverleugnendem himmlischen Wandel ihnen voranzuleuchten, vielmehr mit ihren zeitlichen Gütern sich zu füllen: zu diesem Zwecke suche insonderheit der römische Oberhirte möglichst viel vom Ertrag der einzelnen Hirtenämter nach Rom zu ziehen, die großen Pfründen unmittelbar selbst zu vergeben, die Uebung der über

die Sünder zu verhängenden Strafen in ein Geldgeschäft umzusetzen, durch scheinbar milde, reiche Darbietung himmlischer Gnaden die Christenheit zur Leistung irdischen Kaufpreises zu locken. Ja in die tiefsten Gräuel weltlicher, fleischlicher Gesinnung und Lebensart seien zum Aergerniß christlicher Seelen die Träger der kirchlichen Gewalt zum großen Theil versunken. Namentlich fließe aus dem Cölibat, vermöge dessen sie auf besondere Geistlichkeit und Heiligkeit Anspruch machen wollten, eine Pest der Unzucht in das christliche Volk aus. — Die Hoheit des Papstthums, die monarchische Oberhoheit desselben über Priester und Laien, mußte vollends ein Gegenstand der Zweifel und des Anstoßes für die Christenheit werden, als es gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts Jahrzehente hindurch in sich selbst gespalten wurde, — als je zwei, ja endlich gar drei Stellvertreter Christi wider einander standen.

Da erhoben sich schon zu Anfang desjenigen Jahrhunderts, an dessen Schlusse Luther herangewachsen ist, die hervorragendsten kirchlichen und politischen Persönlichkeiten des Abendlandes zu einem Werke der Reformation. Es war die Epoche der großen Concilien zu Pisa, Constanz, Basel. Eine Vertretung der universalen Kirche sollte selbst wieder ein rechtmäßiges Oberhaupt sich bestellen, die Mißbräuche abthun, dem sittlichen Verderben steuern. An der Spitze der Bewegung standen hochangesehene Theologen, mit deren Schriften theilweis auch Luther sich bekannt gemacht hat, wie der Cardinal Peter d'Ailly, der von Luther auch als Seelsorger und Schriftgelehrter geschätzte Pariser Kanzler Johann Gerson. Es ist wichtig, sich zu erinnern, was solche Männer damals hinsichtlich der Grundlagen des Kirchenthums ausgesprochen haben, ohne daß man es ihnen zur Ketzerei machen durfte, und was demnach später in Luthers Sätzen und andererseits in denen seiner Gegner das Neue war. Die Schlüsselgewalt, so lehrten Jene, sei nicht Einem, dem Papste, sondern der Einen Kirche, wie sie eben im Concil repräsentirt werde, vom Herrn verliehen. Der oberste Pontifex in Rom könne sündigen und seine Gewalt zum Ruin der Kirche mißbrauchen; dann müsse die Kirche, das allgemeine Concil, Einhalt thun und bessern. Das Constanzer Concil selbst sprach feierlich den Satz aus: es habe als Repräsentation der katholischen Kirche unmittelbar von Christus seine Gewalt, der ein jeder kirchliche Stand, auch der päpstliche, in dem, was den Glauben und die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern betreffe, Gehorsam schuldig sei. Eben vermöge dieser seiner Gewalt hat es den neuen Papst eingesetzt, welchem die drei, die damals auf die päpstliche Würde Anspruch machten, weichen mußten und mit welchem nach Ueberwindung des Schisma die neue Reihe der Päpste beginnt.

Dennoch entsprachen die wirklichen Erfolge dieser Concilien sehr wenig den Erwartungen, welche man in Betreff einer Reform der Kirche auf sie

hätte setzen mögen und welche wirklich von vielen und edeln Gliedern der Kirche auf sie gesetzt worden sind. Zu einer durchgreifenden selbständigen Wirksamkeit, welche sie zu diesem Zweck auch trotz eines Widerstrebens der päpstlichen Gewalt hätten üben können, kamen sie nicht. Das Papstthum, durch sie neu aufgerichtet, erhob sich doch sogleich auch ihnen gegenüber wieder zur Alleinherrschaft, und als das Baseler Concil vom Rechte der allgemeinen Kirche, einen Papst abzusetzen, Gebrauch machen wollte, erlitt es im Streit mit ihm eine vollkommene Niederlage. Das alte Institut, welches längst im ganzen Organismus der abendländischen Kirche den Mittelpunkt gebildet und auch während des Schisma dennoch seiner Idee nach diese Bedeutung in den religiösen Anschauungen der Christenheit behauptet hatte, siegte, sobald es nur selbst wieder in Ordnung gebracht war, über jene repräsentative Institution, welche für die damalige Christenheit neu und nur durch den zeitweiligen Nothstand des Papstthums möglich geworden war. Die Gefahr eines neuen Schisma zwischen einem das Concil bekämpfenden und einem von ihm bestellten Papst erschien den Völkern und Fürsten größer als das Fortbestehen des neu hergestellten Papstthums auf alten Mißbräuchen. Zudem hätten die Grundsätze, auf welchen die Ansprüche jener allgemeinen kirchlichen Vertretung ruhten, nothwendig, wenn sie im Leben und in der Verfassung der Kirche consequent durchgeführt werden sollten, in die schwierigsten theoretischen Fragen und practischen Probleme hineingetrieben, während die streng monarchische Idee des Papstthums, wenn sie gleich nie gegenüber jenen Theorien des Concils als die alleingiltige sanktionirt worden war, doch thatsächlich längst in den religiösen Voraussetzungen der großen Menge feststand und in der bestehenden Ordnung und Leitung der Kirche sich ausgeprägt hatte. Unverkennbar ging ja dahin längst auch der ganze innere Zug und Trieb des Katholicismus, mit dem Streben nach einer möglichst greifbaren und festen Darstellung der geistlichen Mächte und Güter in äußerlicher Form, nach einer sinnlichen Repräsentation der Einen Oberhauptschaft Christi, wozu eben auch eine äußerlich fixirte Einheit gehörte, nach der Feststellung eines menschlichen, mit höchster Autorität ausgestatteten Tribunals für die Gesetze und Entscheidungen des Glaubens und Lebens. Was in dieser Beziehung das Papstthum dem religiösen und kirchlichen Bedürfniß leisten sollte, war in Frage gestellt, sobald an seinem eigenen göttlichen Recht, seiner unmittelbaren göttlichen Einsetzung, seiner unbedingten Souveränität zu zweifeln erlaubt war. Wie es hiemit sich verhielt, hat Luther selbst nachher ganz richtig gefühlt und ausgedrückt. Es sei, sagt er in seinen Schmalkalder Artikeln, unmöglich, daß der Papst seines göttlichen Rechtes sich begeben sollte, um nur noch ein von Menschen erwähltes Haupt der Kirche zu sein, das, wie durch's Constanzer Concil geschehen, durch Menschen auch wieder

abgesetzt werden könnte; denn er müßte dann sein ganzes Regiment und Stand mit seinen Rechten und Büchern umkehren lassen; wollte er aber dennoch solches annehmen, so würde der Christenheit zu derjenigen Einheit, welche durch's Papstthum hergestellt werden sollte, nicht wirklich geholfen, da ein derartiges Haupt, dem man nicht mehr aus Gottes Befehl unterthan sein müßte, leichtlich und bald verachtet würde. Andererseits wurde gegen Glieder der Kirche, die in unmittelbarem Zurückgehen auf das ursprüngliche Gotteswort und vermöge ihrer persönlichen Gemeinschaft mit dem himmlischen Haupt eine persönliche Ueberzeugung und ein Urtheil über kirchliche Ueberlieferungen und Satzungen sich hätten erlauben mögen, jene allgemeine Grundanschauung des Katholicismus, wonach die untrügliche Entscheidung über Wahrheit und Recht menschlichen Amtsträgern kraft göttlicher Autorität zustehen und darunter die Gewissen der Einzelnen gebeugt werden sollten, gerade auch von Vertretern jener scheinbar freieren Richtung mit Schärfe und Härte geltend gemacht: nur sollten es nicht der Eine, sondern die vielen auf dem Concil vereinigten Würdeträger oder vielmehr ihre jeweilige Majorität sein. Die Christenheit zog es vor, bei der wiederhergestellten Einheit des Papstthums sich zu beruhigen.

Nur gering und vereinzelt waren die Reformen, welche dann das neu erstarkte Papstthum zuließ. Auch diejenigen übrigens, welche von den Concilien selbst gutgeheißen wurden, waren in Wahrheit doch nur unbedeutend. Höchst geringfügig erscheinen sie jedenfalls, wenn man sie mit demjenigen vergleicht, was hernach unsere Reformatoren zur Aufgabe einer reformirenden Thätigkeit in der Kirche gemacht haben wollten. Sie bezogen sich größtentheils auf Dinge, welche, wenn auch die bisher daran hängenden Mißbräuche noch so schlimm waren, doch nur ins Gebiet der äußern kirchlichen Angelegenheiten fielen; ferner auf Dinge, welche, wenn sie auch von einer viel weiter greifenden Bedeutung waren, doch wenigstens zunächst die speciellen Interessen der auf dem Concil vertretenen Stände, der Bischöfe, des Clerus und ferner der Landesherrn betrafen. Beschlüsse wurden so gefaßt gegen die päpstlichen Vorbehalte, durch welche, wie wir schon erwähnten, die Vergebung einer immer größern Menge von Aemtern und Pfründen nach Rom gezogen, gegen die Satzungen und Künste, durch welche immer mehr Einkünfte von allen Theilen der Kirche dorthin geleitet wurden, und Anderes dergleichen. Von solchen Dingen wurde dann dies und jenes — viel weniger als gefordert worden war — durch Vereinbarung zwischen den weltlichen Regenten einzelner Nationen und zwischen dem Papst auch wirklich erreicht. Wichtiger für Lebensreformen der Kirche, aber ohne bleibende Frucht war, was die Männer der Concilien durch Einrichtung regelmäßiger Synoden, durch Maßregeln gegen die Concubinate der Geistlichen u. s. w. für innere Zucht und Ordnung leisten wollten.

In besonders ungünstiger Lage befand sich mit Bezug auf die kirchlichen Beschwerden unser Deutschland. Anderwärts, wie namentlich in Frankreich konnte man hoffen, daß gegen viele der von Rom ausgehenden Belästigungen, gegen welche die Klagen christlich und kirchlich gesinnter Männer Nichts vermochten, wenigstens die Staatsgewalt in ihrem eigenen Interesse Hilfe schaffen werde; theilweise geschah es auch wirklich. In Deutschland nun wurde ein solches Bedürfniß von den Politikern wohl lebhaft gefühlt. Nachdem die großen Kirchenversammlungen die Heilung der Schäden nicht gebracht hatten, wurden bis ins sechszehnte Jahrhundert hinein die kirchlichen „Gravamina" der deutschen Nation immer lauter und dringender dem Reichstage vorgelegt und auf diesem verhandelt. Aber es fehlte hier an einer wirklichen einheitlichen Staatsgewalt, welche überhaupt und speciell der römischen Kirche gegenüber die allgemeinen Aufgaben und Bedürfnisse vertreten konnte und wollte. Der Kaiser, nach der Idee seines Amtes mehr als irgend ein anderer Monarch zu einer schirmenden und ordnenden Thätigkeit auch hinsichtlich kirchlicher Nothstände berufen, war der wirklichen Macht im eigenen Reiche mehr und mehr verlustig gegangen. Sehen wir ihn einmal in Gemeinschaft mit den Fürsten und Ständen des Reichs gegen päpstliche Eingriffe in die Selbständigkeit und die Ordnungen des Reiches und Kaiserthums und gegen die mannigfaltige Aussaugung des Volkes durch päpstliche Finanzmaßregeln Protest erheben, so sehen wir ihn doch bald wieder aus der Gemeinschaft mit seinen Fürsten, durch welche er die eigenen Rechte und Mittel kläglich beschränkt fand, sich auf die Fürsorge für seine Hausmacht und Dynastie zurückziehen; ja wir sehen ihn in der Annäherung an den Papst selbst eine Stütze für seine im Reich dahin schwindende Gewalt und Autorität suchen.

Noch war für's Volk das römische Kaiserthum deutscher Nation nicht bloß ein hochklingender Titel, sondern eine hohe, heilige Institution. Noch wurde der Kaiser eben als Kaiser, auch ohne sonderlich empfehlende persönliche Eigenschaften, leicht für die Gefühle und Anschauungen des Volkes ein Gegenstand der Liebe und Verehrung. Ein Beispiel dafür werden wir namentlich auch in der Art finden, wie wir Luther über seinen Kaiser reden hören. Allein seine hohe Stellung und Bedeutung besaß das Kaiserthum doch größtentheils nur noch in der Idee. Da war es das Eine, höchste Gestirn, welches Gott über das weltliche öffentliche Leben zu regieren bestimmt hatte; es war die Quelle, aus der die öffentlichen Rechte und Gewalten in der Nation ausfließen sollten; ja noch jetzt war es möglich, ihm der Idee nach die weltliche Oberhauptschaft über die ganze Christenheit beizulegen. In der Wirklichkeit hingegen waren die der Idee nach von ihm ausgehenden Rechte unwiederbringlich an die unter ihm stehenden Fürsten und Stände vergeben, und jeder neue Träger der kaiserlichen Gewalt hatte diese Vergebungen auf's Neue zu bestätigen.

Man kann das Kaiserthum dem Papstthum darin zur Seite stellen, ß auch dieses wesentlich auf einer Idee beruht habe. In jenem war die ee eines von Gott gewollten, geordneten rechtlichen und staatlichen Zusam- nlebens der Christenheit einheitlich repräsentirt, wie in diesem die Idee : religiösen, vom Himmel stammenden und auf's Himmlische selbst bezüg- jen Organisation und Gemeinschaft. Hinsichtlich beider Gebiete war das meinsame, daß die Idee in dieser concreten sinnlichen Erscheinung geschaut und gedacht wurde. Aber es verhielt sich doch hiemit bei beiden rschieden und entgegengesetzt. Hier, auf dem religiösen Gebiete, wagten d vermochten wirklich die Geister ihre Befriedigung und Lebensordnung ch nicht anders zu finden, als aus den Händen jenes im Papstthum sammengefaßten Kirchenthumes. Ja sie sahen so immer wieder auch über e gröbsten Widersprüche hinweg, welche hier zwischen der idealen Bedeu- ng des Amtes und zwischen den mit ihm verbundenen Mißbräuchen und r persönlichen Unwürdigkeit seiner Träger eintraten. Ganz anders stand dort, mit dem Kaiserthume. Längst hatten sich thatsächlich selbständige taaten in der abendländischen Christenheit gebildet, welche ihre volle Unab- ngigkeit von ihm behaupteten, ohne darum an den Grundlagen und ütern des politischen Lebens eine Einbuße zu leiden. Vielmehr gediehen gerade vermöge dieser Unabhängigkeit, durch welche die Entwicklung der rschiedenen Nationen bedingt war. Es half Nichts, wenn gut kaiserlich sinnte Deutsche noch immer sagten, daß die Könige dort die Hoheitsrechte r faktisch, nicht von Rechtswegen ausüben. Und in Deutschland selbst tte die reale Macht der einzelnen Landesherren jedenfalls so zugenommen, selbständige innere politische Organisation der unter ihnen stehenden rritorien war so weit faktisch ausgebildet und erstarkt, und die dem iserthum zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte waren so sehr zusam- ngeschwunden, daß trotz des vorhandenen dringenden Bedürfnisses, eine ßere Reichseinheit mittelst einer höchsten Gewalt festzuhalten und wo glich wieder besser als bisher zu kräftigen, doch keine Möglichkeit, noch ch eine Willigkeit mehr dazu sich darbot, zu diesem Behufe der kaiserlichen walt wirklich diejenigen Befugnisse neu zu übertragen, welche aus jener ee derselben sich hätten ableiten lassen.

Gerade während der Jahrzehente, welche Luthers Auftreten voran- gen, sind fortgesetzte Bestrebungen, die Reichsverfassung den geschichtlich vordenen realen Verhältnissen und Bedürfnissen gemäß neu zu organi- n, und das Streben, den kirchlichen Nothständen abzuhelfen, in Deutsch- d neben einander hergelaufen und haben sich mit einander verbunden. ie Reichsgewalt, welche in der letzteren Beziehung bereits kräftig und r handeln gekonnt und gewollt hätte, existirte nicht.

Sieht man sich in dem Jahrhunderte vor Luthers Auftreten nach

reformatorischen Bestrebungen um, welche schon wirklichen Erfolg gehabt haben und so als Anbahnung des großen deutschen Reformationswerkes anzusehen seien, so möchte man, was die Erfolge betrifft, vielleicht am meisten an die Hussiten denken. Die Zugeständnisse, welche der großen Mehrheit derselben, den sogenannten Utraquisten, eingeräumt wurden, waren zwar dem Umfange nach sehr beschränkt. Das wichtigste war, daß der Kelch beim Abendmahl in Böhmen und Mähren den Laien nicht mehr durch die Priester vorenthalten werden durfte. Die Forderungen, welche von Jenen in Betreff christlicher Sittenzucht, der freien Predigt des göttlichen Wortes und des Verzichts der Geistlichkeit auf weltliche Güter erhoben worden waren, wurden nur mit Einschränkungen anerkannt und führten nirgends zu durchgreifenden praktischen Consequenzen. Neu und höchst wichtig jedoch muß eben dies schon erscheinen, daß durch eine freie Bewegung in der Kirche und durch eine Erhebung christlicher Gemeinden der Hierarchie, und zwar nicht bloß dem Papste, sondern auch den Concilien, überhaupt einmal Concessionen abgerungen worden waren. Daneben stellten sich in der aus einer strengeren hussitischen Richtung hervorgegangenen Gemeinschaft der böhmischen Brüder die Keime eines tieferen sittlich religiösen Strebens und Lebens dar, mit selbständigem Zurückgehen auf Gottes Wort und Hingabe an die darin vorgefundenen lauteren Gebote Christi. Vom römischen Papstthum und Episcopat lösten sie sich völlig ab, ohne darum innerer Zerrüttung und Auflösung zu verfallen. Zugleich hegten sie dogmatische Eigenthümlichkeiten reformatorischen Charakters, welche sie von dem englischen Theologen Wiklef, einem der größten dogmatischen und praktischen Vorläufer der Reformation überkommen hatten: so namentlich eine Abendmalslehre, welche beim Glauben an Christi heilskräftige Gegenwart im Sakrament von der katholischerseits behaupteten Umwandlung des Brodes und Weines durch den weihenden Priester Nichts wissen wollte. Freudig hat Luther später in Huß einen Vorgänger seines eigenen Werkes und einen Blutzeugen christlicher Wahrheit erkannt und den böhmischen Brüdern die Bruderhand gereicht.

Allein die positiven Einflüsse von Huß's Lehre, Wirksamkeit und Märtyrertod waren in Deutschland auch bei denjenigen Kreisen, in welchen reformatorische Ideen lebten, soweit wir sehen nur sehr gering. Auch die reformatorisch gesinnten deutschen Kirchenmänner und Mitglieder der Concilien wiesen jede Gemeinschaft mit dem Böhmen von sich. Deutsche Kreuzheere zogen gegen die bömischen Ketzer und Schismatiker, welche ihrerseits verheerend über die deutschen Gränzen sich ergossen. Die vom Beginn dieser kirchlichen Bewegung an mit ihr verbundenen nationalen Gegensätze und die Kluft, welche dann durch Blut, Eisen und Feuer gebildet wurde, wehrten einer Annäherung derjenigen reformatorisch kirchlichen Elemente,

welche hier und dort gemeinsam vorlagen. Kein Deutscher, der gegen römische Uebergriffe und Verderbnisse zeugte, wollte doch den Schmähnamen eines Böhmen oder Hussiten ertragen. Nur ganz vereinzelt hören wir von Männern, die ihn dennoch sich zugezogen haben. Luther erwähnt später nur ein „Mummeln" von Johann Huß, welches an vielen Orten deutschen Landes geblieben sei und zugenommen habe, bis auch er darein gefallen sei.[1])

Unter solchen Umständen hat das Papstthum, nachdem es durch's Konstanzer Concil aus dem Schisma errettet worden war, sich ein Jahrhundert lang in seinem kirchlichen Machtbesitze behauptet, ohne in demselben seit seinem Sieg über das Basler Concil sich je wieder ernstlich bedroht zu sehen. Und zwar bedurfte es, um in dieser Stellung zu verbleiben, keiner so großen Geister und Charaktere mehr wie derjenigen, durch welche es einst zu seiner Höhe emporgestiegen war, eines Gregor VII. oder Innocenz III. Im besten Falle haben sie nicht mehr durch hohen Glauben an ihren göttlichen Beruf und daraus fließende Kraft des Handelns, sondern nur noch durch geistige Gewandtheit, politisch kirchliche Diplomatie und zugleich, wie Julius II., durch kriegerischen Sinn sich hervorgethan. Durch Nepotismus, weltliche Gesinnung und willkürliches Regiment nährten sie großentheils nach Kräften die alten Klagen, welche aus der Christenheit über das kirchliche Verderben aufstiegen und doch ein Organ, wie das der Concilien, nicht wieder für sich erlangen konnten. Am Abschluß des Jahrhunderts, bei dessen Beginn ein neuer Tag für die Kirche durch jene Concilien anzubrechen schien, steht Alexander VI., welcher durch die blutigen Mittel der von ihm im Kirchenstaate geübten Gewaltherrschaft, durch die Gräuel in seiner Familie und durch seine persönliche Unsittlichkeit sich den am übelsten berüchtigsten Päpsten aller Zeiten würdig zur Seite gestellt hat.

Die Vertheidiger des Papalsystemes spannten die Ansprüche der päpstlichen Gewalt gerade jetzt noch auf's höchste; gerade jetzt noch wurde sogar ausgeführt, wie alle weltliche Gewalten ihr untergeben sein müßten. Für ihre Sätze von der kirchlichen Oberhoheit des Papstes, vermöge deren keine Appellation an eine höhere Instanz zulässig sei, und für seine Berechtigung weltliche Schätze anzuhäufen und zu gebrauchen, berief man sich zuversichtlich schon auf die in der Natur der Dinge liegende Nothwendigkeit und auf die Analogie mit anderer, weltlicher Oberherrschaft: die Kirche müsse ein oberstes Haupt haben; dieses vertrage keine Appellationen über sich hinaus, wie ja nicht einmal der Beherscher eines kleinen Landes oder einer Stadt sich gefallen lasse; und wie solle ein armer Papst gemäß seinem Beruf auf der ganzen Erde die Feinde des Christenthums zu bekämpfen und Nothleidenden zu helfen im Stande sein? So sprach z. B. der frühere Freund reformatorischer Concilien und nachmalige Papst Aeneas Sylvius, nachdem er Bischof

und Kardinal geworden war. Und diese Sätze waren für diejenigen Anschauungen vom christlichen Kirchenthum und kirchlicher Einheit ganz wohl geeignet, welche, wie wir oben bemerkten, in der Masse der Christenheit trotz aller Klagen über die Mißstände fortherrschten. Auf die Frage, was man denn thun solle, wenn der kirchliche Oberherr die Lasten, über die man klage, nicht erleichtere, erwidert Sylvius ruhig: dasselbe, was unter den Bedrückungen eines weltlichen Fürsten, — sie weiter tragen.

Weltliche Monarchen freilich, namentlich der französische, schienen wiederholt, theils wegen kirchlicher Beschwerden, theils wegen des Conflikts, in welchen der Kampf um die politische Herrschaft in Italien sie mit dem päpstlichen Stuhl verwickelte, energisch gegen diesen vorangehen zu wollen; wir erwähnen jenen Conflikt auch wegen des Einflusses, welchen er während der lutherischen Reformation auf die Entwicklung der Verhältnisse auszuüben fortfuhr. Die Rücksichten religiöser Scheu gegen den Statthalter Christi, ja die Rücksichten der Achtung überhaupt wurden hiebei unter Umständen recht gröblich und absichtlich verleugnet; Ludwig XII. setzte seinem Trotz gegen Rom ein Denkmal in einer Münze mit der Inschrift: „ich will verderben den Namen Babylon's"; nicht erst ein Luther hat eine solche Sprache laut werden lassen. Auch ein Concil zur Reform der Kirche gegen den Papst wurde durch weltliche Regenten noch einmal, nämlich auf das Jahr 1511 nach Pisa ausgeschrieben und eine Anzahl höchster Würdenträger begann dort zu tagen; auch was Luther nicht lange nachher in dieser Beziehung von der höchsten weltlichen Obrigkeit wünschte, war nichts Neues.

An ein prinzipielles Vorgehen gegen die bestehende monarchische Ordnung der Kirche haben jedoch Jene nicht gedacht. Ihre scheinbar so weit gehenden Schritte waren doch nur politische Schachzüge, welche kleineren, näher liegenden politischen und kirchenpolitischen Zwecken dienen sollten, ohne an den für unentbehrlich geltenden, feststehenden Fundamenten des Kirchenthums zu rütteln. Und so viel der päpstliche Stuhl über Mißachtung von Seiten seiner mächtigen weltlichen Söhne zu klagen hatte, so sicher durfte er darauf rechnen, daß sie dennoch im eigenen Interesse und insbesondere aus Anlaß der Kämpfe, in welchen sie untereinander lagen, selbst wieder ein gutes Einvernehmen und Bundesgenossenschaft mit ihm suchen werden. Wußten sie doch, wie weit unter ihren eigenen Unterthanen immer noch der Einfluß seiner Autorität und geistlichen Gewalt sich ausdehnte. Dazu fiel für die Streitigkeiten, welche sie mit einander hauptsächlich um die politische Herrschaft in Italien führten, auch seine eigene staatliche Macht sehr mit in die Wagschale. Bedeutende kirchliche Persönlichkeiten, welche jene Schritte für tiefer gehende kirchliche Bewegungen und Reformen zu benützen gewagt und vermocht hätten, erhoben sich nicht mehr. Sie hätten erwarten müssen, bei der nächsten Wendung der politischen Lage

i den nämlichen weltlichen Machthabern wieder preisgegeben zu werden. nes neue Concil zu Piſa verſchwand wieder, kaum ein kläglich ſchwaches chbild derer von Conſtanz und Baſel. Deſto heller ſtrahlte die ſiegreiche ne des Papſtthums auf demjenigen, welches ihm gegenüber Papſt Ju- s II. zu Rom im Lateran verſammelte. Der deutſche Kaiſer fiel, im genſatz gegen Frankreich, dieſem zu, nachdem er ſelbſt mit dem franzö- hen Monarchen jenes einberufen hatte. Sogar der alte Anſpruch des pſtthums auf eine weltliche Oberherrſchaft über den Erdkreis wurde von chtigen Monarchen behufs ihres eigenen Vortheils noch anerkannt: durch ne Huld haben Spanien und Portugal die neuentdeckten Länder in fremden elttheilen ſich zutheilen, durch ſeinen Richterſpruch die Gränzen zwiſchen en dortigen Beſitzungen ziehen laſſen.

Den Fürſten blieb indeſſen neben Abſtellung einzelner kirchlicher Be- werden die Errungenſchaft, daß in der Ordnung ihrer inneren, rein atlichen, Angelegenheiten jene Anſprüche der Kirche auf's weltliche Gebiet ne praktiſchen Erfolge mehr ſich erzwingen konnten.

Den Völkern aber ſchien unter den kirchlichen Laſten und Mißbräuchen, weit dieſe nicht auch den Fürſten ſich fühlbar machten und zum Einſchreiten ingenden Anlaß gaben, in der That Nichts zu verbleiben, als jenes ulden und Tragen nach Aeneas Sylvius' Weiſung. In der ganzen großen aſſe des Volkes ſtand ja auch wirklich jene geſammte religiöſe Anſchauung ch feſt, nach welcher nur beim Prieſterthum und unter den Satzungen, chtmitteln und Urtheilsſprüchen der beſtehenden Kirche das Heil für die elen zu erlangen, vom Weſen dieſer Kirche aber ihre einheitliche hierar- ſche Organiſation unter Petri Nachfolger unzertrennlich war. Andererſeits ß man doch nicht ab, über das zu klagen was man zu ändern nicht mochte. Innerlich am gefährlichſten für Klerus und Hierarchie war die it verbreitete Indignation über die ſittlichen Verderbniſſe, die der Amts- rakter decken ſollte; ſie wurde beſonders in dem längſt zu ſelbſtſtändiger litiſcher und kirchlicher Geltung heranreifenden Bürgerſtande laut. Volks- mliche Prediger, welche an ihr theilnahmen, zeugten ſelbſt derb und fregend gegen die Standesgenoſſen und Amtsbrüder. Gegen die Schäden, lche ſich durch das Schwert des ernſten Gotteswortes nicht ſtrafen ließen, ſtete ſich das bösartige, in ſeinen Wirkungen unberechenbare Meſſer der pulären Satire. Was ſcharfe Zungen und Federn in dieſer Hinſicht zu gen hatten, wurde ſchon damals, und zwar merkwürdig ſchnell für die maligen Verhältniſſe durch die Buchdruckerkunſt in die Weite verbreitet.

Zu einem gewaltigen Ausdruck oder gar gewaltſamen großen Ausbruch nen dieſe Stimmungen in den langen Jahrzehnten vor Luthers Erhebung ht. Nirgends bot ſich ihnen auch ein Organ dar, das den Vertre- n des herkömmlichen Kirchenthums im Gefühl ihres Machtbeſitzes impo-

niren konnte. Es mochte ſcheinen, als ob gerade mit der Länge der Z
jenes Tragen und Dulden zuſammt dem Klagen, Spotten und Zürnen
Gewohnheit würde. In Rom kam dazu die Verachtung gegen die deut
Nation als eine geiſtig untergeordnete, ungefährliche. So hat man da
dort auch den Kampf mit Luther anfangs ſehr leicht genommen.

Ernſteren, tiefer blickenden Männern konnten freilich bange Gedan
darüber nicht ausbleiben, daß ein künftiger Ausbruch der Bewegung
um ſo größer und heftiger werden möchte, je weiter ſie im Verlauf
Zeit in die Geiſter eingedrungen ſei, und daß ſie, je mehr es der beſtehen
Kirche an kräftigen, reformatoriſch geſinnten Führern und an poſiti
neuen Ideen gebrach, zu deſto maßloſeren, unüberſehbaren Umwälzun
führen müſſe. Nicht ohne guten Grund hat Luther ſpäter denjenigen, wel
auf die durch ihn hervorgerufene Störung der hergebrachten Ordnungen ſ
ten, die Gefahr ganz anderer Stürme vorgehalten, welche ohne ihn und
feſtes poſitives evangeliſches Zeugniß der Kirche gedroht hätten. Das indeſ
daß eine Reform, um überhaupt möglich zu ſein, bis auf die Grundlagen
ganzen bisherigen Kirchenthums und der herrſchenden kirchlichen Anſchauun
ſich werde erſtrecken müſſen, hatten die bisherigen Erfahrungen und
mentlich jene Mißerfolge der großen Concilien genugſam kundgethan.

Als Gegenſtände der Reform, welche vergeblich bisher erſtrebt wu
erſcheinen in der vorſtehenden Ausführung weſentlich äußere kirchliche
ſtände, kirchliche Ordnungen und die Art ihrer Handhabung. Die tiefe
inneren Schäden, über welche zugleich geklagt wurde, waren die einer
lichen Verderbniß.

Andere Punkte wurden nachher von den wirklichen Stiftern
Genoſſen der Reformation als diejenige Hauptſache bezeichnet, deren
Chriſtenheit unter dem Papſtthum verluſtig gegangen ſei, welche ihr
jetzt neu darbiete und für welche es Alles einzuſetzen gelte. Vor All
wurde geſagt, handle es ſich um die echte evangeliſche Lehre und um
rechten Glauben. Und gemeint war als Gegenſtand dieſer Lehre und di
Glaubens die Grundwahrheit, welche das Verhältniß des Menſchen
ſeinem Gott betreffe und an welcher das Heil der Seelen hänge. Chri
ſei nicht mehr als der alleinige, wahrhafte Heiland verkündigt und a
kannt worden. Aus dem Heiland habe man einen ſtrengen Herrn
Richter gemacht. Als Fürbitter und Retter habe man an ſeine St
menſchliche Heilige geſetzt, deren Anrufung doch Niemanden wahren Frie
bringen könne. Auf Erden habe ein menſchliches Prieſterthum willkür
die Schlüſſel des Himmelreichs gehandhabt. Es habe einerſeits an ſ
prieſterliche Vermittlung und ſeine Urtheilsſprüche und Satzungen das
der Seelen gebunden. Andererſeits ſeien dieſe angewieſen worden, d

ene Leistungen und zumeist durch äußerliche, von der Kirche eingesetzte
r empfohlene Uebungen Gotte genug zu thun. Das lautere Gotteswort,
ches mit seiner guten Botschaft den wahren Weg des Lebens öffne, habe
: Kirche ihren Gliedern vorenthalten. So habe den Seelen ein Verderben
droht, gegen welches alle die äußerlichen hierarchischen Bedrückungen noch
ring zu achten gewesen wären. Und erst auf Grund derjenigen Gemein-
aft der Christen mit Gott, welche durch das neu aufgerichtete Evangelium
d den es ergreifenden Glauben hergestellt werde, könne nun auch eine
ündliche Besserung und Erneuerung des sittlichen Lebens gehofft und
vorgebracht werden.

Gerade in diesen Beziehungen aber lassen diejenigen reformatorischen
timmen, welche in jenem Zeitraum laut geworden sind und an den öffent-
hen Verhandlungen und Kämpfen sich betheiligt haben, erst auffallend
weniges und noch nirgends etwas Durchschlagendes vernehmen. Eine freie,
ue und eindringende Erörterung der hier erwähnten Grundfragen, Ge-
chen und Bedürfnisse hätte nothwendig auch zu einer fundamentalen
itik des Kirchenthums, zu der es damals eben nicht kam, führen müssen.

Tieferen Gemüthern, welche in den gewöhnlichen Wegen des kirchli-
en Lebens ihr Genüge nicht fanden, boten namentlich die Fortwirkungen
er innigen und praktischen Mystik, wie diese besonders von einem Tauler
getragen worden war, Anregung, Weisung und Labung für ihren innern
enschen. Im unmittelbaren Verkehr der Seele mit ihrem Gott erhoben
: sich thatsächlich über die Schranken und Bande kirchlicher Aeußerlichkeit
d Gesetzlichkeit. Aber zu einem bewußten energischen Auftreten gegen
eselben und überhaupt zu einem Hervortritt in öffentliche reformatorische
hätigkeit wurden sie gerade durch jene Mystik nicht geführt und fähig
macht; weit mehr eben zu einem frommen Stillleben unter den Lasten,
e für die Seele ja doch nur noch etwas Aeußerliches seien. Auch war in
r Mystik die Heilslehre selbst noch nicht so gestaltet, daß die Seele, ihres
eiles gewiß, schon zur vollen Freudigkeit und Kraft der Gotteskindschaft
itte gelangen und in ihr dann muthig und lebensvoll auch in die kirch-
hen Kämpfe und Arbeiten hätte eintreten können. Luthers Geschichte
ird uns weiter auf das Verhältniß jener Mystik zur wirklichen Refor-
ation führen.

Einzelne, ebenso praktisch fromme, wie wissenschaftlich gebildete Theo-
gen haben allerdings schon in der Zeit zwischen den großen Concilien und
uther die Lehre von der freien beseligenden Gottesgnade im Heilande
hristus und von der Bedeutung der innerlichen Hingabe an Gott gegenüber
enschlichen Verdiensten, äußerlichen Leistungen und willkürlichen Satzungen
it einer Bestimmtheit vorgetragen, vermöge deren man sie als besondere
orläufer der Reformation auszuzeichnen pflegt: so Johann Pupper von

Goch, Johann Ruchrath von Wesel, zumeist Johann Wessel aus Gröning
Auf jener Grundlage hat der zweite unter ihnen, Professor in Erf
speziell auch schon die kirchlichen Ablässe bekämpft. Ueber Johann W
äußerte Luther später einmal, daß, wenn er ihn früher gelesen hätte, s
Widersacher sich wohl dünken lassen möchten, er habe Alles von W
entlehnt. Aber die Wirkungen solcher Lehren wurden nirgends in weite
Kreisen oder gar für die Kirche im Großen offenbar. Und sie s
hatten denjenigen Mittelpunkt evangelischer Lehre, von welchem Lu
nachher mit seiner Predigt vom rechtfertigenden Glauben ausging, i
noch nicht getroffen.

Das Wort mußte erst noch gesprochen werden, welches für die höch
Fragen neues Licht bringen, dem religiösen Glauben und Leben Befriedig
und neue Kraft verleihen, die kirchlichen Lehrbestimmungen in ihren Gru
lagen umgestalten konnte. Und war dann zu erwarten, daß dasse
während es von den innerlichsten Lebensbeziehungen des Menschen im V
hältniß zu Gott zu handeln hatte, auch im Stande sein werde, die rea
alten kirchlichen Mächte zu überwinden und auf diesem objektiven Geb
Neues zu schaffen?

Neben den kirchlichen und religiösen Verhältnissen überhaupt a
kommen nun für den Charakter und die Aussichten jenes Zeitraums r
ganz andere geistige Bewegungen und andere Interessen in Betracht.

Ein reges Studium der klassischen Sprachen und Schriftsteller l
auf. Die Schätze alter Wissenschaft, Dichtung, Kunst, Rhetorik erschlo
sich. Sie reizten zum Genusse, boten neue geistige Erfrischung dar, reg
zur Nacheiferung an. Die Hauptsysteme der alten griechischen Philoso
eröffneten dem Nachdenken über die höchsten göttlichen und menschlic
Dinge neue Gesichtspunkte, eine neue Welt von Ideen. Der ganze G
des Alterthums trat als neue Macht in die Gegenwart herein. Die S
men der bisherigen, von der Kirche großgezogenen Wissenschaft und Bildu
ohnedieß schon im Erstarren und Ableben begriffen, vermochten volle
dem Scheine des neuen Lichtes gegenüber sich nicht mehr in ihrer Herrsc
und Geltung zu behaupten.

Der Humanismus nun, welchen wir hiemit in unsere Betracht
ziehen, ist immer und so auch von Luther selbst für einen wichtigen V
läufer und Bahnbrecher der Reformation erkannt worden. Erst ein fre
selbständiges Studium der alten Sprachen machte wieder einen genügen
Gebrauch der heiligen Urkunden möglich, aus welchen diese die Heilswahr
wieder rein an's Licht zu stellen hatte. Und die Freiheit, mit welcher
der menschliche Geist überhaupt sich wieder bewegen konnte, mußte gegen
dem Zwang überlieferter Kirchensatzungen und theologischer Systeme

ner aus rein religiösen Motiven hervorgehenden Bewegung im Voraus orschub und weiterhin kräftige Beihilfe leisten.

In Deutschland sind die humanistischen Studien und Leistungen, als e hieher aus Italien vordrangen, auch schon von einer praktisch frommen nd zugleich mystisch angeregten Richtung aufgenommen und besonders von en sogenannten Brüdern des gemeinsamen Lebens der christlichen Schulildung dienstbar gemacht worden.

Früchte anderer Art aber zeigten sich bald in Italien. Es erwuchs ine Bildung, welche, wenn sie auch die christlichen Grundwahrheiten noch icht angriff und selbst einen Conflikt mit der überlieferten kirchlichen assung derselben vorsichtig auswich, doch in der That nicht mehr auf dem oden christlicher Offenbarung und Heilserfahrung, sondern auf dem eines llgemein menschlichen und dabei von den Ideen heidnischer Weltweisheit rfüllten Bewußtseins ruhte, in diesen sich gefiel, mit ihnen auch die christchen Wahrheiten als gleichartig behandelte und ihnen gemäß sie deute. Bald finden wir eine unklare Vermengung von Christlichem und nchristlichem, bald Gleichgültigkeit gegen jenes überhaupt, bald versteckte ronie gegen dasselbe, endlich auch offenen Zweifel und Widerspruch. nd schon war mit dem christlichen Standpunkt großentheils auch der rnst und die Zucht allgemein sittlicher Gesinnung verschwunden. Statt öherer sittlicher Ziele, wie sie auch edlen Heiden vorschwebten, beherrschte ie Neugebildeten in ihrem Leben und Streben großentheils eine eitle Genußsucht, und zwar eine Genußsucht die bald nicht mehr bloß im geistigen affinement, sondern auch in berüchtigten fleischlichen Lastern ihr Genüge achte. Bis auf höchstgestellte kirchliche Würdenträger erstreckte sich der Verdacht, daß sie, während sie zäh an allen Rechten der römischen Kirche festielten, dem Christenthum in Glauben und Gesinnung entfremdet seien. uthern trat nachher als erster Repräsentant des Papstthums Leo X. gegenüber, welcher, in der neuen Kunst und Wissenschaft reich gebildet und m sie verdient, zu der Sage Anlaß gegeben hat, daß er im Gespräch mit inem Cardinal die „Fabel von Christus" eine ihm sehr nützliche genannt habe.

Weit mehr sittlicher Ernst und sittliches Maß ist den meisten deutschen umanisten eigen geblieben. In seltsamer, auf die Dauer unhaltbarer Weise hen wir aber großentheils auch bei ihnen die verschiedenartigen Bildungslemente und Ideenkreise durcheinander laufen. Als Zeiten der Krisis amen, zeigte sich, daß Vielen die christlich religiösen Fragen und Aufgaben am mindesten lästig und eine Störung der von ihnen erwählten Lebensinteressen waren.

Welche Aussichten haben sich so für die Zukunft dargeboten? Wo inen echt religiösen Reform vorgearbeitet war, da drohte andererseits bereits

ein Bruch mit dem Christenthum überhaupt. Zunächst liegt wenigstens der Gedanke nahe, daß es zu einem großen Riß hätte kommen mögen zwischen einer gebildeten, religiös indifferenten, zweifelnden oder geradezu ungläubigen geistigen Aristokratie, welche doch in den kirchlichen Glaubenssatzungen eine dem Volk unentbehrliche und auch für sie noch zu respektirende Tradition sah und mit den kirchlichen Gewalten ähnlich den erwähnten Politikern sich vertrug, und zwischen einer Menge, welche, einer höheren Geistesstufe unfähig, dem Irrthum und Joch preisgegeben blieb. Was Deutschland betrifft, so drohte hier, auch abgesehen vom religiösen Gebiet, zugleich eine Kluft zwischen den nationalen Eigenthümlichkeiten und Bildungstrieben, und zwischen einer Bildung, welche von den volksthümlichen Wurzeln sich ablöste, in der Sprache fremdartiger Poesie und Rhetorik zu glänzen suchte, dabei doch eben vermöge dieses ihres Charakters keinen wahrhaft genialen Geist der Nation zu schenken vermochte, ja großentheils auch bei wackerem Streben mit ihrer Nachahmung alter Poeten und Rhetoren in Leerheit und Geschmacklosigkeit verfiel.

Wir haben ferner bereits auf schwere, umfassende staatliche Aufgaben hingedeutet, welche Deutschland damals gestellt waren, auf das Bedürfniß die Verfassung des Reichs in ihren Grundlagen neu zu ordnen. Und es handelte sich hiebei, wie um jenes Verhältniß des Kaisers zu den Fürsten und Ständen, so nicht minder auch um die Stellung, welche diese zu einander einnahmen.

Die Herren der einzelnen größeren deutschen Lande standen nicht bloß ihrem Oberhaupte, dem Kaiser, so mächtig zur Seite, daß die Frage erörtert werden konnte, ob die Reichsverfassung noch eine monarchische und nicht viel mehr eine aristokratische oder oligarchische zu nennen sei; sondern durch ihre Macht und ihre Ansprüche erschien auch die Ritterschaft eingeengt und in ihrer Selbständigkeit als Reichsstand bedroht. Diese blieb sich der Ebenbürtigkeit mit jenen bewußt. Sie zählte noch so gut wie früher rüstige, trotzige, auch kluge Männer und Meister des Schwertes unter sich. Sie führte dieses noch gern in alter Freiheit und Willkür zu Schutz und Trutz. Aber sie mußte erfahren, daß für die alte freie Bewegung der Raum verschwand und daß es galt, unter den um sie emporgewachsenen Mächten in einer neuen Ordnung der Dinge mit Aufgebot aller Kräfte sich noch eine würdige Stellung zu sichern. Leicht konnte unter diesen Verhältnissen gerade auch der Adel zu einem gewaltigen Gährungselement im öffentlichen Leben werden.

Nicht minder mußten die Städte des Reichs mit ihrem aufgeblühten, selbstbewußten Bürgerstand in steter Spannung darauf bedacht sein, ihre Errungenschaften zu wahren: wie gegen jene Großen, so auch gegen

gewaltthätige, hochfahrende Ritter. Zugleich waren sie in ihrem Innern großentheils heftig erregt durch das Anstreben der Gemeinden gegen ein aristokratisches und oligarchisches Regiment der Räthe. In kirchlicher Beziehung bemerken wir, daß längst besonders in ihrer Mitte wider Eingriffe und Vorbehalte des Klerus gegenüber der bürgerlich politischen Ordnung gestritten worden war und wider die von ihm gegebenen Aergernisse ein volksthümliches sittliches Bewußtsein sich auflehnte.

Und schon gegen den Schluß des Jahrhunderts zeigten sich Bewegungen unter einem Stande, welcher bisher von aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen war und welcher im erwachenden Bewußtsein der auch ihm gebührenden Menschenrechte über den schwersten Druck von allen Seiten her zu klagen hatte, — unter dem großen deutschen Bauernstande. Mit einer Fülle natürlicher Kraft verband sich hier in der gefahrdrohendsten Weise die Unklarheit neuer Ideen, der Mangel an aller politischen Erfahrung, der Ingrimm über alte Mißhandlungen, die Rohheit einer bisher verwahrlosten Masse. Nicht erst die Reformation hat hier das Feuer angefacht, das allerdings erst unter ihrem Einfluß furchtbar aufloderte.

Während im Innern des Reiches so dringende staatliche Aufgaben vorlagen, war sein Oberhaupt, namentlich während der letzten Zeit vor der Reformation, durch das Verhältniß zu Frankreich, Italien, Spanien in fortgesetzte auswärtige Conflikte und politische Combinationen verwickelt. Den geistig frischen, ritterlichen, an Ideen und Plänen reichen, an Erfolgen freilich desto ärmeren Kaiser Maximilian haben sie weit mehr angezogen als jene innern Aufgaben und Fragen. Durch ihn gewann das Haus Habsburg, aus welchem in den letzten Jahrhunderten die meisten deutschen Kaiser hervorgegangen waren, jetzt auch die engste Beziehung zu der seit Kurzem geeinten und nunmehr in voller Kraft dastehenden Krone Spaniens; es gelang ihm, seinen Sohn mit der Erbin dieses Reiches zu vermählen.

Die Rücksicht auf Kirche und Papstthum war, wie wir schon oben bemerkten, fortwährend auch für dieses Treiben der großen Politik wichtig. Gerade nicht die religiösen, geistlichen Gesichtspunkte aber, sondern nur die äußeren Beziehungen und Machteinflüsse jenes Kirchenthums waren dabei das Bestimmende. Entschiedener und offener, als es je zuvor bei der abendländischen Christenheit im Großen vorgekommen war, wurde die Politik der Herrscher und darunter auch die des Papstes zu einer Politik von rein weltlichen Interessen und weltlichen Mitteln.

Weit endlich reichte jetzt auf weltlichem Gebiete der Blick auch schon über die Grenzen der alten Welt hinaus nach den neu entdeckten Ländern, welche jenseits der Meere in ungeahnter Ausdehnung mit ihren Schätzen und Wundern sich erschlossen. Die Wirkungen hiervon beschränkten sich

bald nicht mehr auf die zunächst bei der Entdeckung thätigen Nationen. Sie machten sich bereits auch in Deutschland durch eine Umwälzung der Handelsverhältnisse, durch die veränderte Lage der dabei betheiligten Städte und durch die hiemit weiter zusammenhängenden Bewegungen fühlbar. Bald mußte auch auf die weltliche Bildung der Geister der so rasch erweiterte Gesichtskreis seinen Einfluß äußern.

Blickt man auf die hier von uns betrachteten Verhältnisse und Zustände, namentlich auf die des staatlichen Lebens, der geistigen Cultur und der materiellen Interessen, so könnte es in der That scheinen, als wäre die damalige Zeit dazu angelegt gewesen, eine Epoche ganz weltlichen Strebens, Ringens und Schaffens auf allen jenen Gebieten zu werden; vom erfolglosen Streiten über kirchliche und religiöse Dinge hätte man eben hierher sich wenden und die Frommen, die dort noch Besserung wünschten und Heil suchten, ihrem stillen Suchen, Sehnen und Klagen überlassen mögen. Erst als die große reformatorische Predigt wirklich erschallte, hat sich sofort auch recht erwiesen, welch eine Alles überwiegende Macht doch den religiösen Interessen und Bedürfnissen innewohnt und wie ausgedehnt und kräftig sie damals vorzüglich im Innern des deutschen Volkes lebten. Mit Recht heißt das neue Jahrhundert das der Reformation, und alle seine welthistorischen Männer überragt an Bedeutung Luther, von welchem jene Predigt zuerst und am gewaltigsten ausging. Auf den Verlauf der Reformation jedoch und auf das Werden und Wirken des Reformators haben auch diejenigen Zeitverhältnisse und Elemente, welche wir neben den religiösen und kirchlichen hier vorgeführt haben, einen mannigfaltigen und wichtigen Einfluß geübt.

Erſtes Buch.

Luther als Kind, Jüngling, Mönch.

1483—1508.

Erſtes Kapitel.

Herkunft und Geburt.

Nicht aus denjenigen Ständen und Kreiſen, welche bis dahin die Träger der großen kirchlichen und politiſchen Bewegungen und Kämpfe waren, iſt Martin Luther hervorgegangen. Fern von ihnen, in einem ſtillen, unſcheinbaren deutſchen Bauern- oder Bürgerhauſe, wurde er am 10. November 1483 zu Eisleben geboren. Sein Vater, Hans Luther, gehörte zu einem Bauerngeſchlechte, das im Dorfe Möhra, am ſüdweſtlichen Abhange des Thüringer Waldes, anſäßig war. Er war als Bergmann von dort weggezogen. Nachher finden wir ihn, fortwährend mit Bergbau beſchäftigt, in der Stadt Mansfeld als Mitglied der dortigen Bürgerſchaft und ſpäter auch des Magiſtrats.

Der Reformator ſelbſt erklärte über ſeine Abſtammung: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr ſind rechte Bauern geweſt.“

Möhra, wo die Luther wohnten, war damals, wie noch heute, ein beſcheidenes Dorf, nahe bei der Stadt Salzungen und bei Markſuhl gelegen, am Ausgange des Waldgebirges. Luther und ſeine Zeitgenoſſen nennen den Ort auch More. Ueber die Einwohnerſchaft und ihre Verhältniſſe haben wir noch handſchriftliche Urkunden, Regiſter, Steuerverzeichniſſe u. ſ. w. aus dem 16. Jahrhundert, welche auch auf die Zuſtände um die Zeit der Geburt Luthers zurückſchließen laſſen. Nur 59 Familien, welche in 31 Geſchlechter ſich gliederten, fanden ſich dort im Jahre 1536. Die Einwohner waren dem größten Theile nach eigentliche „Bauern“ oder Grundbauern, mit Grundbeſitz, Haus, Hof, Feldern, Vieh, Pferden. Bloß

der achte Theil der Einwohnerschaft bestand im Jahre 1536 aus Hintersaßen, die kein Grundvermögen inne hatten. Nur jene hatten Antheil an den Gemeinderechten und Zutritt zu den Aemtern der Commune. Es waren derbe, handfeste Bauern, ihrer persönlichen Rechte bewußt und nur allzu bereit, mit der Faust für sie einzutreten; die Rechnungen der Salzunger Amtscasse über Strafgelder, welche von den Möhraern zu entrichten waren, geben noch jetzt davon Zeugniß. [1])

Um den Ort lagen Aecker und Weiden. Besonders aber wurde auch Bergbau in der Gegend betrieben. Man grub in Kupferschiefer. Nur eine halbe Stunde von Möhra entfernt erhielt davon die Ortschaft Kupfersuhl ihren Namen.

Eine adelige Herrschaft war im Orte nicht seßhaft.

In kirchlicher Beziehung hatte Möhra nichts bemerkenswerthes. Es besaß keine eigene Kirche, nur eine Capelle. Es war Filial von Hausen bei Salzungen.

Zu jenen Bauerngeschlechtern nun gehörte namentlich das der Luther. Auch in der Umgegend müssen diese verbreitet gewesen sein; denn als Martin Luther später, nach dem Wormser Reichstag, von Eisenach aus über den Thüringer Wald nach Möhra zu seiner Verwandtschaft gereist war, bemerkte er, sie „nehme beinahe die Gegend ein". Zu Möhra wohnten im Jahre 1536 fünf Lutherfamilien: mehr als ein Zwölftheil der vorhin erwähnten Gesammtzahl der dortigen Familien. Es waren lauter grundbesitzende, rechte Bauern. Ein Onkel Martin Luthers, Heinz Luther von Möhra, erscheint im Jahre 1527 auch auf einem bei Eisenach gelegenen Hofe; er suchte damals bei einem Handel, welcher denselben betraf, Luthers Fürbitte nach. In Möhra haben jene Familien mit merkwürdiger Beständigkeit nachher sich forterhalten. Sie begegnen uns wieder nach den Stürmen des dreißigjährigen Kriegs, in einer Liste vom Jahre 1662: nur eine unter ihnen war da in die Klasse der Hintersaßen hinabgesunken, während die vier anderen die Höchstbesteuerten unter den Grundbauern geworden waren; von den 54 anderen Familien, welche Möhra 1536 gezählt hatte, waren inzwischen 48 verschwunden. Wiederum fanden sich im Jahre 1862 fünf Familien Luther zu Möhra; außer dem Geschlechte der Luther haben sich bis dahin nur zwei jener 31 Geschlechter dort erhalten und von diesen das eine nur noch in zwei, das andere nur noch in Einer Familie. Eine merkwürdige Lebenskraft und zugleich Stabilität in diesem Luthergeschlecht! Sie läßt uns annehmen, daß dasselbe eine ähnliche Stellung auch schon im Laufe des 15. Jahrhunderts und noch weiter rückwärts innerhalb der Möhraer Bauernschaft einnahm. Es war ein fester, zäher und ganz im Volksboden eingewurzelter Stamm, aus welchem Luther entsproßte. Auch an jener Derbheit des Charakters hatte in Möhra die

Sippschaft der Luther reichen Antheil. Ja zumeist eben ihre Angehörigen und Anverwandten erscheinen unter jenen Möhraern, welche wegen gewaltthätiger Selbsthilfe zur Rechenschaft gezogen worden sind. [1])

Ihren Namen schrieben Luthers Möhraer Geschlechtsgenossen bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts: Luder, Lüder oder Luider. Luther selbst schrieb sich Anfangs ebenso. Bei der Erfurter Universität ist er, da er dort Student wurde, als „Ludher" inscribirt worden. In seinen Tischreden, wie seine Freunde sie aufzeichneten, soll er einmal geäußert haben, daß sein eigentlicher Name „Lyder, sächsisch Luder", und daraus von seinen Gegnern Lother und Luther gemacht worden sei. „Lutherus" hat er jedoch selbst schon in seinem ersten uns erhaltenen Brief aus dem Jahre 1507 sich unterzeichnet.

Nach derselben Stelle der „Tischreden" gab er jenem Namen die Bedeutung von „lauter". In einer seiner späteren Schriften aber hat er den Namen des adeligen Geschlechts der Luder oder Lüder von Lothar abgeleitet. Das Richtige ist ohne Zweifel, daß auch sein eigener Familienname aus dem Personnamen Lothar entstanden war. Der Name Luder kam häufig, besonders in Niedersachsen, als Vorname vor, identisch mit Lothar. Eben daher stammt auch z. B. der Name eines der ersten humanistischen Gelehrten und Lehrer in Deutschland, des Peter Luder, welcher 1456 auf der Heidelberger, 1461 auf der Erfurter Universität auftrat. Anderwärts ist aus dem Namen Lothar der Familienname Lother oder Lotther geworden, der uns gleichfalls in der Reformationszeit begegnet. „Lothar" aber, ursprünglich Chlotachar, ist der, welcher unter dem Heere (chari = Heer) lauten Klang oder Ruhm hat (hlut = laut, berühmt). Ueber diesen ursprünglichen Sinn des Namens, über dessen Bedeutung die Verehrer des Reformators bis auf die Gegenwart oft sinnig, aber ohne richtige Kenntniß zu reden versucht haben und so auch hier eine Bemerkung nicht fehlen durfte, waltet unter den deutschen Sprachforschern wohl kein Zweifel mehr ob. [2])

Es ist wiederholt und namentlich auch wieder in neuerer Zeit der Versuch gemacht worden, für die Möhraer Bauern, deren Sohn unser Reformator ist, adelige Ahnen zu gewinnen. Und ein adeliges Geschlecht von Herren von Luter (auch Luder, Lüder, Lutter, Lütter geschrieben) hat es allerdings gegeben. Es stammte aus dem Fuldaischen, dort hat es seinen Sitz in der Nähe eines Flusses, der gleichen Namen trug, eines Zuflusses der Fulda. Sein Name bedeutet, wie die Beziehung auf den Fluß zeigt, „lauter", — ebenso wie so viele deutsche Ortsnamen auch anderwärts. Es läßt sich bis ins 12. Jahrhundert hinaufverfolgen und reicht, in verschiedene Zweige getheilt, herab bis ins 18. Aber eine verwandtschaftliche Beziehung zwischen diesen Herren „von Luther" und zwischen dem

Geschlechte des Reformators läßt sich in keiner Weise herstellen. Luther selbst kannte, wie wir vorhin bemerkten, die adeligen „Lüder" und meint damit ohne Zweifel die so eben von uns bezeichneten (mit Bezug auf sie freilich hat er den Namen nicht richtig abgeleitet); einige derselben finden wir in sächsischen Diensten; Luther nennt ihren Namen einen berühmten. Aber davon, daß er selber verwandtschaftlich mit ihnen zusammenhänge sollte, weiß er Nichts. Auch dasjenige Wappen, welches in der Familie des Reformators gebräuchlich war, welches sein Bruder Jakob führte und welches bei Nachkommen Martin Luthers wiederkehrt, hat mit dem jener Herren von Luter oder Lüder Nichts zu thun; jenes zeigt eine Armbrust mit Rosen daneben, dieses eine mit Federn besteckte Sichel oder ein Rebmesser; von jenem scheint auch der Reformator selbst die Rose entnommen zu haben, welche er späterhin mit einem in ihr angebrachten Kreuze im Herzen zum Inhalt seines eigenen Petschafts machte. — Wohl zieht man nun einen Fabian Luther mit dem Beinamen „von der Heede" (Heide) bei welchem Kaiser Sigismund den Adel und zugleich eben jenes Wappen mit Armbrust und Rosen im Jahre 1413 verliehen habe. Eben von ihm leitete ein Nachkomme des Reformators, der Zeitzer Domherr Johann Ernst Luther (†1637) das eigene Familienwappen. Allein dieser Fabian, von dem wir übrigens gar Nichts urkundlich Beglaubigtes wissen, hat einerseits keinen Zusammenhang mit dem zuvor erwähnten alten Adelsgeschlechte: sein Wappen ist ein anderes und er soll ja vielmehr in den Adelsstand erst erhoben worden sein. Andererseits hat man durchaus kein Recht Luthers Vater zu seinem Enkel oder Urenkel zu machen. Was man hier vorgebracht hat, entbehrt alles Nachweises und widerspricht völlig den Verhältnissen der Möhraer Lutherfamilien überhaupt: sie sind in ihren Umständen, als Besitzer von fünf Bauerngütern, keineswegs so herunter gekommen gewesen, um den Adel des Stammherrn, wenn dies Fabian gewesen wäre, zu vergessen. Nur so viel könnte man vermuthen, daß Fabian ein Verwandter von ihnen, der Sohn eines alten Sprößlings des nämlichen Geschlechtes gewesen, wenn anders jene erst spät auftretenden Angaben über ihn richtig sind.

Es bleibt bei des Reformators Aussage, daß seine Vorfahren reine Bauern gewesen. Auch Melanchthon, der über Luthers Geburt bei seiner Mutter und seinem Bruder Kunde eingezogen, weiß und ahnt Nichts von adeligen Voreltern; die Luther, sagt er, seien eine alte, weit verbreitete Familie mittleren Standes (mediocrium hominum). Der Mansfelder Pfarrer Cölius, der Luthern 1546 die Leichenpredigt hielt, meint wohl in dieser, man könnte viel von dem theuren Manne sagen, als daß er sammt seinem Geschlecht vielleicht den Namen und Ursprung kommen vom Kaiser Luther, d. h. Lothar, habe. Davon aber weiß

Nichts, daß es viel näher läge, ihn von einem wirklichen Adelsgeschlecht herzuleiten. [1])

Ob das Blut der alten Möhraer Bauern auch in Luthers Eigenthümlichkeit sich kund gab, wird das geschichtliche Bild des Mannes zeigen. Man mag dabei an die große Derbheit und noch andere Eigenschaften, die ihm zum Vorwurf gemacht worden sind, denken. Wir werden vor Allem die kernhafte, gewaltige, unbeugsame Naturkraft, welche dann dem Wirken und Kämpfen seines Geistes für die höchsten Güter und Ziele zum Mittel und zur natürlichen Basis wurde, als Erbtheil seines Stammes bei ihm begrüßen dürfen.

Ueber die Herkunft der Mutter Luthers, Margarethe, ist Genaueres nicht bekannt. Sie war eine geborne Lindemann. In Eisenach hatte sie Anverwandte. Nach den Angaben eines Zwickauer Superintendenten Beerwald aus dem Jahre 1582 stammte sie aus dem Fränkischen. Dieser erklärt: Der Großvater seiner eigenen Frau, einer gebornen Lindemann, sei ein Bruder der Margarethe Luther gewesen und habe in Franken gelebt; ein anderer ihrer Brüder sei ins Meißener Land gezogen, ein anderer nach Thüringen, wo er Schulmeister, nämlich Rektor in Gotha geworden. Eine andere Ueberlieferung, für die wir jedoch keine alten Zeugnisse besitzen, machte sie zu einer gebornen Ziegler. [2])

Den Sitz seiner Väter hatte Hans Luther, als seine Frau ihm das Söhnchen Martin gebar, bereits verlassen. Ins Mansfeldische war er übergesiedelt. Dorthin zog ihn, wie namentlich ein Freund des Reformators, der Arzt Ratzeberger, uns berichtet, der Bergbau, welcher seit Jahren in der Herrschaft Mansfeld stattlich angegangen war. Es war altes Herkommen der Thüringer Bauern, daß Haus und Hof der Väter nur auf Einen der Söhne überging. Die Brüder wurden dadurch leicht veranlaßt, anderswo ein Unterkommen und selbständige Existenz zu suchen. So erklärt sich auch sehr leicht der Wegzug des Hans Luther aus Möhra. Wie viele Brüder er überhaupt hatte und welchem das Grunderbe zufiel, wissen wir nicht. Gelegentlich wird auch ein Bruder des Hans, welcher Veit hieß, in einem Briefe des Reformators erwähnt. Nach einer Aeußerung des Reformators über das Erbrecht, welches „in der Welt" gelte, dürfen wir ferner annehmen, daß in seiner eigenen Heimath nicht etwa der älteste, sondern vielmehr der jüngste Sohn Erbe des väterlichen Hauses wurde: denn so, meinte er, bringe es überhaupt das bürgerliche Recht mit sich. Und wirklich scheint nun Hans Luther eben der älteste unter seinen Geschwistern gewesen zu sein: so wenigstens nach einer Notiz in Luthers Tischreden, wornach seine Großmutter, die Mutter des Hans, erst im Jahre 1521 gestorben ist; denn schwerlich wird sie dann schon andere Kinder vor ihrem Hans, der selbst schon im Jahre 1483 Vater wurde, geboren haben. Auf keinen Fall

war dieser der jüngste ihrer Söhne, sondern wenigstens sein Bruder Heinz, den wir im Jahre 1540 noch thätig finden, war jünger als er. Brüder von ihm, der 1530 als Greis gestorben war, erschienen noch 1538 bei der Hochzeit einer Nichte Martin Luthers in Wittenberg (wohl eben Veit und Heinz). Hans selbst wird dann schon beim Eintritt ins erste Mannesalter und beim Beginn seines Ehestandes es unternommen haben, anderswo seinen Unterhalt zu gewinnen und sein Haus zu gründen. Einem aufblühenden Bergbau aber nachzuziehen, gab die Bekanntschaft und Beschäftigung mit dem Bergbau, welchen schon die Möhraer Gegend darbot, genügenden Anlaß. [1])

Doch wir haben noch eine andere Ursache zu erwähnen, welche man seinem Wegzug gegeben hat. Schon zu Lebzeiten des Reformators meinte ihm der mit der evangelischen Lehre zerfallene Georg Witzel vorwerfen zu können, daß er einen Todtschläger zum Vater habe. Ebenso nennt ihn eine 1565 in Paris pseudonym erschienene Schrift den Sohn eines Todtschlägers. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts erzählte sodann ein Thüringer Bergofficiant Michaelis des Näheren, wie Luthers Vater einen im Grase hütenden Bauern von ungefähr, und zwar mit seinen eigenen Pferdezäumen todtgeschlagen und sich deshalb aus Möhra habe retiriren müssen. Und das ist in neuerer Zeit von verschiedenen protestantischen Erzählern als beglaubigte Thatsache hingestellt worden; auch zeigte man neuerdings bei Möhra die Wiese wo dies geschehen. Genügender Gegenbeweis ist schon das völlige Schweigen aller anderen gleichzeitigen Gegner Luthers, während auch Witzel keinen Versuch macht, jenen Vorwurf zu begründen und auszuführen. Jene machten ihn ungescheut zu einem Sohn ketzerischer Böhmen, oder zu einem vom Teufel gezeugten Wechselbalg, oder zu einem Besessenen. Hätten sie eine solche That des Vaters ihm vorrücken können, sie hätten es sicherlich nicht unbenutzt gelassen. Dazu kommen die innern Gründe: wer aus Möhra, wo die sächsische Justiz galt, wegen Todtschlags floh, ging nicht ins Mansfeldische, das auch unter sächsischer Oberhoheit stand. Und wie hätten die Bürger der Stadt Mansfeld den fremden Todtschläger nicht bloß aufnehmen, sondern auch nach wenigen Jahren, wie wir hören werden, mit einer hohen Stelle in ihrem Gemeinwesen beehren sollen? In Möhra, wo man eine alte Erinnerung an die That hat finden wollen, ist diese vielmehr noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts nicht bekannt gewesen. Erst als anderswoher die Sage eindrang, hat man sie auch durch Bezeichnung der Wiese vervollständigt. — Entweder mag dem Gerüchte, das später zur Sage sich ausbildete, eine Thatsache zu Grunde gelegen haben, die irgend einen andern Möhraer, vielleicht einen Verwandten des Luthergeschlechtes, betraf; oder, wenn Hans Luther je bei einer Tödtung betheiligt war, kann es bei ihm nicht eine That gewesen sein,

welche strafbar war oder seinen Namen schändete, sondern nur ein Akt der Nothwehr oder des Zufalls.

Ins Mansfeldische also wanderte Hans Luther. Dort wurde er in der Stadt Mansfeld seßhaft. Sein Sohn Martin aber wurde ihm nicht hier, sondern in der zur Grafschaft Mansfeld gehörigen Stadt Eisleben geboren. Daß dies so kam, erklärt sich nach den ältesten Berichterstattern einfach daraus, daß Hans Luther zuerst, jedoch nur vorübergehend, in dieser Stadt seinen Wohnsitz genommen hatte, um dem eben auch in ihrer Nähe betriebenen Bergbau nachzugehen. So berichtet namentlich Melanchton. Erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts stoßen wir auf die seither weit verbreitete Erzählung, daß Hans' Weib von Möhra aus auf den Markt nach Eisleben gegangen und dort, früher als erwartet war, von dem kleinen Martin entbunden worden sei. Sie ist jedenfalls in dieser Form unhaltbar, da Eisleben von Möhra zu weit abliegt und nachweislich keinen Markt im November gehabt hat. Aber auch zu der Vermuthung, daß ihr sonst etwas Richtiges zu Grunde liege, daß nämlich Margarethe Luther den Besuch in Eisleben von Mansfeld aus und nicht eines Marktes wegen, sondern behufs anderer Einkäufe oder Geschäfte gemacht habe, haben wir jenen älteren Berichten gegenüber kein Recht. [1])

So manche Fragen über Luthers Ursprung und Geburt haben vermöge unseres Mangels an vollständigen Nachrichten, an deren Stelle dann gar irrende Sagenbildung getreten ist, eine erneute Untersuchung erfordert. Sogar das Jahr seiner Geburt endlich konnte ein Gegenstand des Zweifels werden. Seine eigene Mutter nämlich vermochte dem Melanchthon, der sie mehrmals darnach fragte, zwar den Tag und die Stunde seiner Geburt sicher anzugeben, nicht aber das Jahr. Und Melanchthon hat dann in seiner kurzen Biographie Luthers, wo er 1483 als das Geburtsjahr bezeichnet, hiefür nicht auf eine Erklärung Luthers sich berufen, sondern nur auf das Zeugniß seines Bruders Jakob, wornach jenes Jahr, nach der „Meinung der Familie" das richtige war. Demnach scheint er auch bei Luther selbst Gewißheit darüber nicht gefunden zu haben. Und wirklich haben wir Belege dafür, daß dieser um die Zeit von 1538—1540, wo Melanchthon, ein eifriger Liebhaber der Astrologie, mit astrologischen Untersuchungen über den Moment seiner Geburt sich beschäftigte, sich der Annahme des Jahres 1484 zuneigte, die jenem besser zusagte, obgleich er selbst jene Liebhaberei durchaus nicht theilte. Doch nach den anderweitigen Aeußerungen Luthers, besonders aus seinen letzten Lebensjahren, dürfen wir, wie nach dem Zeugniß seines ihm von Kindheit auf eng verbundenen Bruders, das Jahr 1483 festhalten. Daß er selbst darüber ungewiß sein oder werden konnte, zeigt uns, wie wenig er, in die großen Aufgaben seines Lebens vertieft, bis dahin über diese Frage nach dem äußeren, zufälligen Laufe desselben reflektirt hatte.

Des Tages war, wie gesagt, die Mutter im Lauf der Jahre, n sie nicht mehr genau zählte, doch wohl eingedenk geblieben; ebens nächtlichen Stunde, in welcher ihr das Söhnlein geschenkt worden es war am 10. November Nachts zwischen 11 und 12 Uhr. Tags d wurde der Knabe in der St. Peterskirche zu Eisleben getauft; er e seinen Namen vom Heiligen des Tages, Martin. [1])

Zweites Kapitel.

Kindheit und Schulzeit, bis 1501.

Die Umstände der Geburt Luthers lassen, wie wir sahen, sich ganz vollständig mehr aufhellen. Dürftig dem Umfang nach und lücke sind auch alle Nachrichten über seine Kindheit und Jugend, ja über Gang seines Lebens noch bis zu seinem Auftritt als Reformator.

Er hatte gegen das Ende seines Lebens seinen Freunden Hoff gemacht, einen Ueberblick über seinen Lebenslauf und seine Kämpfe s zu entwerfen und dem zweiten Band seiner gesammelten Werke vor schicken. Er starb jedoch, ehe er dazu kam. Nur eine Uebersicht übe ersten Kampfesjahre seit 1517 hat er dem ersten Bande der Werke v gehen lassen. Zusammenhängende, indessen nur sehr kurze Darstellu seines früheren Lebens haben seine schon bisher von uns angefül Freunde Melanchthon, Mathesius, Ratzeberger der Nachwelt hinterla Seine eigenen Schriften erwähnen gelegentlich einiges Weniges aus s Jugend; nur von seinen inneren Seelenzuständen im Mönchsstande r sie eigens. Mehr Einzelnheiten aus seinem Munde finden sich noch in Aufzeichnungen seiner Tischgenossen, die in verschiedenen handschriftl und gedruckten Sammlungen auf uns gekommen sind.

Auch so jedoch tritt der Weg, auf welchem er seinem großen E entgegengeführt worden ist, nach seinen Grundzügen und wichtigsten We punkten von Anbeginn an noch klar genug ins Licht der Geschichte. thut nirgends Noth, ihn durch unsichere Sagen zu ergänzen.

Ihren dauernden Aufenthalt haben Luthers Eltern schon ein h Jahr nach seiner Geburt in Mansfeld genommen. Als Ort s Herkunft hat er beim Eintritt auf die Universität einfach Mansfeld gegeben.

Die Beschäftigung mit dem Bergbau, auf welche Hans Luther s Hausstand zu gründen unternahm, hat, wie sein Sohn mehrmals bem Andern oft schnell großen Reichthum zugeführt, der dann oft ebenso wieder zerrann. Seine eigenen Erfolge waren nur langsame, seine längere Zeit bei saurer Arbeit eine sehr bedrängte. Der Sohn erin

ch noch, wie seine Mutter auf dem eigenen Rücken ihr Holz habe tragen üssen. [1])

Später brachte es der Vater dahin, daß er Antheil am Bergwerk nd zwei Schmelzöfen zur Nutznießung sich erwerben konnte. Die Grafen on Mansfeld pflegten solche auf Pacht zu vergeben. Nach seinem und einer Frau Tod wurde bei der Erbtheilung ihr Vermögen auf 1250 Gulden angeschlagen: eine nach dem damaligen Geldwerth nicht hohe, doch immerhin namhafte Summe.

Während Luthers Eltern noch mit der Sorge für Sicherung ihres Unterhalts zu ringen hatten, wuchs die Zahl ihrer Kinder zu einem stattlichen Häuflein heran. Außer Martin wurden ihnen wenigstens noch drei Söhne geboren, dazu mindestens ebensoviele Töchter. Von Brüdern Luthers nämlich begegnet uns zwar in seinem späteren Leben nur noch Jakob; wei aber sind, wie wir später hören werden, während der ersten Zeit eines Mönchthums gestorben. Von seinen Schwestern haben sich drei verheirathet und Kinder hinterlassen (ihre Ehemänner waren die Mansfelder Bürger Polner, Mackenrod und Kaufmann).

Möglich bleibt daneben, daß es der Geschwister anfangs noch mehr waren und das eine oder andere in einem früheren Lebensalter gestorben ist. Es waren ihrer jedenfalls genug, um für Vater und Mutter die Sorgen zu mehren. Des äußern Behagens mochte da wenig im Hause sein, die Gedanken der Eltern ganz von den Bedürfnissen des Tages und der nächsten Zukunft in Anspruch genommen. Es konnte geschehen, daß die Mutter im Umtrieb der täglichen Arbeit und Sorge sogar das Geburtsjahr ihres Erstgebornen, Martins, vergaß. [2])

Luthers Vater und Mutter waren kräftige Naturen; beide erreichten ein hohes Alter; nach einer Schilderung des Schweizers Keßler, der sie 1522 sah, waren sie „kleine und kurze Personen, ein bräunlicht Volk". Hinsichtlich ihres Charakters werden sie uns als ehrenfeste, gediegene Mansfelder Bürgersleute gerühmt. Der Vater war nach Melanchthon wegen seiner Sittenreinheit bei allen rechtschaffenen Männern werth geschätzt, die Mutter ein Musterbild für ehrbare Frauen, besonders hervorleuchtend durch weibliche Keuschheit, Gottesfurcht und Gebet. Jener erscheint schon 1491 als erster unter den „Vieren von der Gemeinde", d. h. unter den „Vierherrn" der vier Vertretern der Gemeinde neben dem Rathe der Stadt. Mit fast allen den Grafen von Mansfeld wurde er persönlich bekannt; besonders war er dem alten Grafen Günther wegen seines Verstandes und Fleißes im Bergbau gar werth. [3])

Ihren Sohn Martin schickten sie schon im zarten Kindesalter zur Schule. Luther erinnerte sich noch als sechzigjähriger Mann daran, wie ihm wohlgethan habe, dorthin auf den Armen getragen zu werden:

Nikolaus Oemler zu Mansfeld, mit dem er später durch eine Verschwägerung verwandt wurde, habe ihm diesen Liebesdienst erwiesen (Oemler war übrigens damals selbst noch Schüler). Kenntniß von Gott und Gottesfurcht ihm einzupflanzen, machten die Eltern sich selber zur Pflicht. [1])

Luther gedenkt namentlich seines Vaters mit hoher Achtung, zärtlicher Liebe und inniger Dankbarkeit. Von ihm habe er, wie das Leben, so auch die Erziehung empfangen. Ja was er sei und habe, das habe ihm der Schöpfer durch jenen geschenkt. Und gar süß sei ihm stets der Umgang mit einem solchen Vater gewesen. Ungescheut und mit aller Würde eines Vaters hat dieser selbst später im Umgang mit dem berühmt gewordenen Sohn und mit dessen Freunden sich bewegt.

Es war aber ein Mann von derbem Stoffe, geistig wie leiblich. Luther bemerkte, als er ihm im Jahre 1530 bei seiner letzten Krankheit schrieb, daß Gott ihm bis dahin einen festen, harten Leib gegeben und erhalten habe, obgleich jetzt sein hohes Alter sorgliche Gedanken mache. In seinen Aeußerungen erscheint er streng, gerade und kurz, ohne empfindsame Worte. Bezeichnend dafür ist auch noch die letzte Kundgebung, die uns von ihm berichtet wird, — die Antwort an seinen Seelsorger auf die Frage, ob er bei dem Evangelium, mit welchem sein Sohn in jenem letzten Brief ihn nochmals getröstet hatte, gläubig verbleiben wolle; er erwiderte kurz: „Ei wann ich das nicht glaubete, so thäte ich als ein Schalk.“ Strenge hielt er namentlich auf das Ansehen der Eltern, — auf das Gottesgebot, Vater und Mutter zu ehren. Und als Knabe nun bekam Luther überwiegend eben den strengen Ernst des Vaters zu verspüren. Ja er erzählt, er sei wohl auch allzuhart von ihm gestäupt worden, einmal so sehr daß er ihn geflohen habe und ihm gram geworden sei; der Vater habe ihn erst wieder zu sich gewöhnen müssen.

Zwischen der Mutter Luthers und zwischen ihm hat sein Freund Spalatin im Jahre 1522 eine erstaunliche Aehnlichkeit in den Gesichtszügen und der Haltung des Körpers wahrgenommen. Von innern Anlagen war vielleicht das lebendige, bewegliche Element, Phantasie und Witz ihm mit ihr gemein. Luther führt gelegenheitlich einmal ein Sprüchlein an, mit welchem sie in gutem Humor über Anfeindungen, in die sie ohne Schuld gerieth, sich wegsetzte: „Mir und Dir ist Niemand hold, das ist unser beider Schuld.“ Das nennt er seiner Mutter Liedlein; Gott, sagt er, habe ihn also gesetzt, daß nun auch er es singen müsse. — In der Kinderzucht aber war sie streng und hart wie ihr Ehemann. Von ihr erwähnt Luther, daß sie ihn einmal um einer geringen Nuß willen bis aufs Blut geschlagen habe. [2])

Gegenüber einer solchen Zucht, wie eben er selbst sie an sich erfahren hatte, bemerkt er hernach: es sollte Freundlichkeit neben der Strenge, der Apfel neben der Ruthe sein. Man dürfe auch Kinderstreiche oder ein Sich-

vergreifen an Kirschen, Nüssen u. s. w. nicht wie Bosheit und Schalkheit oder Diebstahl an Geld und Kasten abstrafen. Man sollte ferner auf die verschiedene Individualität der Kinder in ihrer Behandlung Rücksicht nehmen. Daran also, meint er, habe es eben auch bei ihm gefehlt. Die Folge, sagt er, sei gewesen, daß die Härte seiner Eltern ihn gar schüchtern gemacht habe. Er fügt aber bei: sie habens doch herzlich gut mit mir gemeint. [1])

Was die religiöse und kirchliche Stellung des alten Luther anbelangt, so war sein persönliches Christenthum wohl wesentlich der gerade, rechtschaffene Wandel nach Gottes Geboten unter den Arbeiten und Lasten des täglichen Lebens, mit schlichtem Glauben an Gottes vergebende Gnade gegenüber unserer Sünde. Wir haben unten eine Aeußerung von ihm dafür anzuführen, wie ihm diese Gnade einfach auf Grund des Leidens und Verdienstes Christi feststand; wenn der Reformator später oft von Christen redet, welche unter dem finstern Papstthum und neben der verkehrten Lehre von Heiligenfürsprache und dem Verdienst eigener Werke dennoch im tiefsten Herzen durchs Verdienst des einigen Gottessohnes selig zu werden begehrten, so mochte er demnach auch an seinen Vater hiebei denken. Seinen Söhnen wünschte er nicht die Heiligkeit des Mönchslebens, sondern einen ehrlichen, weltlichen Beruf: während der ältere Sohn Martin zum Rechtsgelehrten sich ausbilden sollte, ließ er den jüngeren, Jakob, seiner eigenen Laufbahn, der Beschäftigung mit dem Bergbau, nachfolgen. Den Werth, welchen die Kirche auf jene sonderliche Heiligkeit legte, stellte er nachher, als Martin Mönch wurde, sehr scharf die Pflicht eines Sohnes, dem Willen der Eltern zu gehorchen, entgegen. Als dieser damals auf ein himmlisches Zeichen, das ihn trotz des Vaters Willen ins Kloster getrieben habe, sich berief, erwiderte er sehr nüchtern, das möchte vielmehr ein Trugbild gewesen sein. Wir werden hören, wie er im Bewußtsein seines väterlichen Rechtes fest und ungescheut bei dieser Auffassung vom Schritte seines Sohnes beharrte. Nicht minder konnte er Pflichten, die er selbst gegen seine Kinder hatte, unbefugten kirchlichen Ansprüchen entgegenstellen: als ihn einmal in einer schweren Krankheit sein Pfarrer ermahnte, der Geistlichkeit Etwas zu vermachen, erwiderte er, seine vielen Kinder bedürfens mehr. Dennoch dürfen wir hieraus nicht folgern, daß er nun auch über die allgemeinen Glaubenssätze und äußeren Satzungen der katholischen Kirche sich weggesetzt und in dieser Richtung durch Wort oder Beispiel auf seine Kinder und insonderheit auf den späteren Reformator eingewirkt hätte. Hiegegen ist namentlich an den schon erwähnten Umstand zu erinnern, daß auch die erbittertsten kirchlichen Gegner des Letzteren gegen seinen Vater keine üble Nachrede aufzubringen hatten. Namentlich wußte man das Gerede, nach welchem Jener von Böhmen abstammen sollte, durch keine

Angaben über ein unkirchliches Verhalten oder häretische Aeußerungen des Vaters zu unterstützen.

Wie mancher in sich selbständige, seines Vaterrechts und Hausrechts bewußte Bürgersmann ist damals doch noch ohne Widersprüche und Zweifel in den Schranken und Ordnungen des Kirchenthumes seinen Weg gegangen. Vorlaute kritische Bemerkungen der Kinder waren ohnedieß durch den strengen Ton des Hauses ausgeschlossen. [1])

Ueber Martins Verhalten zu seinen jüngeren Geschwistern wird uns aus Reden seiner Mutter überliefert, daß er für sie ein „Lenker der Sitten" (rector morum) gewesen sei; besonders herzlich habe er mit seinem Bruder Jakob zusammengehalten: der eine sei dem andern stets der liebste Kamerad gewesen und keinem habe ohne den andern Essen und Spiel geschmeckt. [2])

Die Stadt Mansfeld bot dem Knaben Luther den Anblick eines kleinen und beschränkten, jedoch eines aufblühenden und regsamen Bürgerthums. Die Einwohner lebten größtentheils unmittelbar, wie seine Eltern, oder mittelbar vom Bergbau. Es war gerade damals eine Zeit besonderen Gedeihens für sie angebrochen. Von seiner Kindheit her ist Luthern eine Zuneigung zu den Bergleuten verblieben. Gerne nannte er sich selbst einen Sohn dieser Landschaft: es sei eine edle, berühmte Grafschaft. — Zur Sinnesart der Bevölkerung ist ein Sprichwort anzuführen, das nach Luthers Angabe, bei seinen „Landsleuten", den „Härzlingern", im Schwange ging: „ich habe je währle gehort, wer schlägt wird wieder geschlagen". [3])

Von kirchlichen, beziehungsweis widerkirchlichen Bewegungen ist damals unter der Bevölkerung nirgends eine Spur. Ungestört herrschten die überlieferten Bräuche und Anschauungen des mittelalterlichen Katholizismus. Das Städtchen freute sich seines Schutzherren St. Georgs, des Drachentödters. Ihm war die Pfarrkirche geweiht. Sein Bild zierte das Siegel der Stadt. Der Legende von ihm hat Luther auch noch, da er nicht mehr an sie glaubte, eine besondere Theilnahme bewahrt, indem er einen höheren, geistlichen Sinn in sie legte. Gegenstand der Verehrung war ferner namentlich die heilige Anna. Gerade in Luthers Knabenalter nahm ihr Kultus großen Aufschwung und speziell die Bergleute sahen in ihr eine Patronin. Auf der Inschrift zweier Glocken der Eislebener Kirche vom Jahre 1509 wird sie um Hilfe angerufen.

Vor den sittlichen Aergernissen die anderswo ein Hauptgrund der Aufregung gegen die Geistlichkeit wurden, scheint der Mansfelder Klerus sich damals gehütet zu haben. Wenigstens wollte sich Luther aus seiner Knabenzeit erinnern, daß damals die Priester des Ehebruchs und der Unzucht nicht verdächtig gewesen seien, während seither die Ausschweifung immer mehr zugenommen habe: es waren eben Mansfelder Erinnerungen, aus welchen

raus er dieß sagte. Er also war jedenfalls auf dergleichen Dinge als nahe nicht aufmerksam geworden. In einer gräflich-mansfeldischen Polizeiordnung vom Jahre 1512 fehlt es freilich auch an einer Verordnung über ie Tracht „aller Pfaffenmägde und anderen öffentlichen gemeinen Dirnen" icht. [1])

Der Kindheit und Jugend bot jenes Kirchenwesen in seinen Gottesäußern und religiösen Bräuchen viel Fesselndes und Anregendes dar, Genuß für Sinne und Phantasie, zugleich den Reiz tiefer und dunkel geahnter eheimnisse. Wie wichtig für Kinder der Anblick religiöser Bilder sei, hat uther später oft hervorgehoben — wohl eben auch gemäß eigener Erhrungen. Prozessionen und geistliche Schauspiele gab es namentlich auch n Mansfelder Gebiet zu sehen. Endlich fehlte es der Kirche und der von r zu erziehenden Jugend auch an recht christlichem Lehrstoff nicht in dem laaß, in welchem man es häufig meint. Die Zehn Gebote, das Vaterunser und das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß wurden wenigstens ngelernt. Ferner wurden längst einzelne kurze christliche Lieder in deutscher prache gesungen. Namentlich auch Luther redet von solchen alten feinen esängen und hat sie theilweis für die evangelische Gemeinde weiter ausstaltet. So nennt er für Weihnachten: „Ein Kindelein so löblich ist uns boren heute"; für Ostern: „Christ ist erstanden von seiner Marter alle"; r Pfingsten: „Nun bitten wir den heiligen Geist". Aber, fügt Luther i, es sind da keine Prediger gewesen die uns hätten sagen können, was sei. Hinsichtlich jener Lehrstücke konnte Melanchthon in der Apologie der ugsburger Confession es für eine notorische Thatsache erklären, daß ein nterricht in ihnen oder „Katechese" für die Jugend gar nicht stattgefunden be. Mathesius erzählt, er könne sich aus seinen ersten 25 Lebensjahren, ährend deren er im Papstthum gefangen gewesen, nicht erinnern, daß er den Inhalt jener Stücke von der Kanzel aus erklären gehört habe; des rostes der Sündenvergebung, dessen man durch Christi Leib und Blut nießе, habe er weder in Kirchen noch in Schulen je mit einem Wort genen hören; dagegen habe er von Jugend auf alle Legenden und allerlei ebetlein an Heilige zu lesen bekommen; aus den Kindern sei man vorhmlich Knaben für den Meßdienst herzurichten bedacht gewesen. Man be, sagt Luther, vom Inhalte der schönen Worte Nichts verstanden und i flugs auf andere Dinge gefallen. Von Christus habe man so geredet, ß ihm aus dem Mensch gewordenen Heiland ein im Himmel thronender enger furchtbarer Richter geworden sei, der die Menschen nach ihrem enen Verdienst aburtheile; das heiße: man habe statt „der großen reude, Euch ist heute der Heiland geboren", das höllische Feuer gepregt. Eine solche Gestalt hat jedenfalls für ihn die christliche Unterweisung genommen, die er von Kindheit an erhielt. [2])

So hatte er schon als Knabe zu fühlen, wie die Religion des Lichtes und der Liebe getrübt und verdüstert war. Und dazu lagen nun auf dem Geiste seines Volkes und seiner nächsten Angehörigen noch die dunkeln, bangen Schatten eines Aberglaubens, in welchem das alte deutsche Heidenthum nachwirkte. Es war die Vorstellung dämonischer Mächte, welche in die natürliche Umgebung des Menschen allenthalben hereinzugreifen vermögen, ihn an Gut, Leib und Leben beschädigen oder wenigstens mit trügerischen Gaukeleien ihn äffen. An die Aussagen der heiligen Schrift vom Satan, welche ihm ein solches Treiben und Wirken im sinnlichen, physischen Dasein nirgends beilegen, knüpften sich die heidnischen Phantasiegebilde von großen und kleinen Naturgeistern, woraus jetzt fürs christliche Bewußtsein böse Kobolde und Dämonen geworden waren. Ferner wuchs gerade seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Vorstellung von einem Bunde, welchen Menschen mit dem Teufel eingehen, und von teuflischen Kräften, deren sie selbst dadurch theilhaftig werden, zu einer merkwürdigen Macht im deutschen Volk heran und griff wie eine Epidemie um sich. Es war, als ob im Zusammenhang mit dem großen Wendepunkte des sittlich religiösen Lebens, der dann vollends in der Reformation eintrat, auch die dunkelsten Gewalten eines vom Lichte der Erlösung noch nicht durchdrungenen Seelenlebens neu erwachten, als ob bei der zunehmenden Trübung dieses Lichtes die Schrecken der alten Finsterniß gewaltiger denn je zuvor losbrächen, als ob sodann auch die Männer, welche nach dem neuen evangelischen Licht rangen und dafür kämpften, seinen Erzfeind, den Teufel, auch unter derartigen Gestalten wahrnehmen und bestehen müßten. Damals begann die Zeit der vielen, furchtbaren Hexenprozesse. Die erste förmliche, von kirchlichen Inquisitoren verfaßte Anleitung für dieselben, der erste sogenannte malleus maleficorum, ist vier Jahre nach Luthers Geburt erschienen. Ausgedehnte Schilderungen von Zaubereien, an welche von der großen Masse des Volkes geglaubt wurde und die er theilweise selbst auch für möglich hielt, haben wir aus Luthers Mund und Feder. Und vornehmlich schon in der Zeit seiner Jugend finden wir ihn von solchen Vorstellungen und vorgeblichen Thatsachen umgeben. Er äußert später in einer seiner Schriften: da er Knabe gewesen, habe es viele Hexen gegeben, welche Vieh und Menschen und namentlich Kinder bezaubert haben; desgleichen haben sie Sturm und Hagel über die Saaten kommen lassen; seit das Evangelium wieder geoffenbart worden sei, höre man hievon nicht mehr so viel, während jetzt die Menschen um so mehr durch innere, geistliche Einflüsse des Teufels berückt werden. Seine eigene Mutter sah sich mit ihren Kindern durch solche Zaubermächte bedrängt. Er erzählt in seinen Tischreden: sie sei von ihrer Nachbarin, einer Zauberin, sehr geplagt worden; diese habe gemacht, daß ihre Kinder sich zu Tode haben schreien müssen; sie habe dieselbe aufs

eundlichſte und Herrlichſte müſſen halten und verſöhnen; einen Prediger
be die Unholdin, weil er ſie ſtrafte, ſo bezaubert, daß er davon geſtorben
, indem ſie die Erde, darauf er gegangen, ins Waſſer geworfen habe.
rner erſchien der Bergbau, von welchem Luther in ſeinem Knabenalter
viel zu hören bekommen mußte, als ein Gebiet teufliſchen Zauberſpieles;
n der Teufel, ſo ſagt Luther ſpäter, regiere da die Leute, indem er
ien große Haufen Erzes und gediegenen Silbers vorſpiegele, wo doch
chts davon zu ſehen ſei. [1])

Derartig waren die Umgebungen und Einflüſſe, unter welchen Luther
elterlichen Hauſe, am Heimathorte, und innerhalb der katholiſchen Kirche
fwuchs und welche nach ſeinen eigenen Aeußerungen vorzugsweiſe bei
n nachgewirkt haben.

Die Schule des Städtchens, die er beſuchte, wollte den Knaben neben
ſen, Schreiben und Rechnen auch ſchon die Anfangsgründe der lateini-
en Sprache beibringen. Es war ein ebenſo ſteifer, als dürftiger und
ckweiſer Unterricht in den Formeln der Grammatik. Luther erwähnt nur
iger peinlicher Erinnerungen, die ihm davon verblieben ſind. Er erzählt,
e man, als er zur Schule ging, die Kinder mit Fragen über Deklina-
nen und Conjugationen gemartert habe. Mit unnützen und beſchwerli-
n Dingen habe man da die gute Zeit zugebracht und manchen feinen,
ſchickten Kopf verderbt; dabei ſeien ungeſchickte Schulmeiſter mit den Kin-
rn wie Henker mit Dieben umgegangen. Was jene Marter des Unter-
hts ausmachte, ſind ihm natürlich nicht die Sprachformen ſelbſt, auf deren
lernung er immer hoch hielt, ſondern die ungeſchickte, unfruchtbare und
iſtloſe Art wie ſie mit den Kindern betrieben wurden. Im Gegenſatze
zu äußert er dann mit im Hinblick auf die Förderung, welche ſeither das
ubelebte Studium des claſſiſchen Alterthums auch dem Schulunterricht
bracht hatte: jetzt ſei es von Gottes Gnaden ſo zugerichtet, daß die Kin-
r mit Luſt Sprachen und andere Künſte lernen können. Ehedem habe
i Knabe zwanzig Jahre lang ſtudieren müſſen, um nur ſo viel böſes
tein zu erlernen, daß er möchte Pfaffe werden und Meſſe leſen. — Von
) ſelber erzählt Luther, daß er einmal an einem Vormittag 15 Male
ch einander in der Schule „geſtrichen" worden ſei. Man hat darin einen
weis für das ungezogene, ſtörriſche Weſen des Knaben gefunden. Er
ählt indeſſen davon im Zuſammenhang mit dem, was er über jenen
ammatikunterricht auszuſagen hatte: eben dieſer trug ihm auch die Schläge
. Wenn ferner er von den Lehrern als ein nicht blos harter, ſondern auch
rriſcher Kopf behandelt wurde, ſo trug jedenfalls dieſe Behandlung wieder
zu bei, ihn mehr und mehr einzuſchüchtern und verſchloſſen zu machen.[2])

Im vierzehnten Lebensjahre, 1497, wurde Luther aus dem Elternhauſe
g auf eine Schule nach Magdeburg geſchickt, wo er jedoch nur ein

Jahr blieb. Mit ihm zog der Mansfelder Bürgersohn Hans Reinecke, der nachher in seiner Vaterstadt Hüttenmeister wurde und welchen Luther noch als Mann einen seiner liebsten Freunde nennt. Es war nicht selten, daß Eltern des Lernens halber ihre Kinder schon in so frühem Alter in größere Entfernungen wegziehen ließen. Als einzelne berühmte, von Humanisten geleitete Schulen aufblühten, zogen vollends ganze Haufen älterer und jüngerer Schüler ihnen nach. Jene Magdeburger Schule nun war eine Anstalt der Brüder des gemeinsamen Lebens, beim Volk Lollharten oder Lollbrüder genannt, die dort seit 1488 sich niedergelassen hatten. Wir haben die Verdienste, welche dieser fromme Verein sich damals an vielen Orten um die Schulbildung erworben hat, oben (S. 15) erwähnt. Wie viel sie jedoch in Magdeburg leisteten, wissen wir nicht, und Luther stand ja auch nur kurze Zeit unter ihrem Einfluß. [1])

Die Schüler solcher Schulen, und zwar nicht blos die ganz armen, sondern auch Kinder wohlhabenderer Eltern, mußten auf ihren eigenen Unterhalt bedacht sein. Schon auf der Reise pflegten die, welche zusammenhielten, durch Singen vor den Häusern sich Geld zu verdienen oder auch kurzweg sich Gaben zu erbitten. In den Städten waren Schülerchöre eingerichtet, welche so mit Gesang vor den Häusern herumzogen, damit man ihnen „um Gotteswillen Brod gebe" (panem propter Deum.) Luther sagt, er sei auch ein solcher Partekenhengst gewesen, habe auch so um Brocken (Partikeln, Parteken) laufen müssen, sonderlich zu Eisenach, wohin er nachher kam; das „sonderlich" berechtigt uns, die Angabe weiter auch schon auf seinen Magdeburger Aufenthalt zu beziehen. [2])

Luther war übrigens in Magdeburg nicht so ganz auf sich angewiesen, wie es leicht fahrenden Schülern jener Zeit erging. Zu ihren Lehrern, jenen Brüdern, standen die Schüler auch abgesehen von den Unterrichtsstunden in Beziehung. Sodann ersehen wir aus einem Briefe Luthers v. J. 1522 an den damaligen Magdeburger Bürgermeister Storm, daß er z. B. auch Zutritt hatte zu einem gewissen Dr. Moßhauer, welcher in Magdeburg Official (bischöflicher Beamter für die kirchliche Rechtspflege) war: er bemerkt, daß er in des letzteren Haus mit Storm, der dort etlichemale zu Gast gewesen, bekannt geworden sei. Storm selbst hatte im Jahre 1522 auf Grund dieser Bekanntschaft an Luther mit Vorstellungen gegen seine heftigen Angriffe auf die Prälaten sich gewendet. Luther redet ihn dann als seinen lieben Herrn und Freund an. [3])

Unter den Mitschülern traf Luther zu Magdeburg vielleicht schon mit dem drei Vierteljahre älteren Wenzeslaus Link aus Kolditz zusammen, der hernach als Freund, Gesinnungsgenosse und Mitarbeiter ihm zeitlebens treu verbunden war: er war dann derjenige theologische Freund des Reformators, mit welchem dieser am Frühesten sich zusammengefunden hat. [4])

Von Luthers äußerem Lebenslauf in Magdeburg wissen wir sonst nur
ie Einzelnheit, die aus seinem Munde der Arzt Ratzeberger berichtet.
ie war diesem wohl eben als Arzt interessant. Luther sei nämlich dort
mal schwer am Fieber krank gelegen. Da sei er, weil man ihm in der
eberhitze das Getränk entzogen, eines Nachmittags, während alle Haus-
nossen zum Gottesdienste sich entfernt hatten, vor unerträglichem Durst, aus
chwäche auf Händen und Füßen kriechend, in die Küche gegangen, habe
i Gefäß frischen Wassers ausgetrunken, sei darauf in einen tiefen Schlaf
fallen und nachher vom Fieber frei gewesen.[1])

Möglicherweise hätte er damals einen bedeutenden Mann freieren, re-
iösen Geistes, nämlich den Andreas Proles, welcher den Augusti-
rklöstern Deutschlands als sogenannter Provincial vorgesetzt war, in Mag-
burg sehen und hören können. Er selbst rühmt diesen später als einen
ann großen Namens und Glaubens, indem er von ihm eine freimüthige
ußerung über einen der unredlichen Gegner des Johann Huß und über
: demselben zum Lohn verliehene päpstliche Rose mittheilt. Sonst wird
n Proles erzählt, daß er einen nahen Fall des Papstthums und das
stehen eines reformatorisch wirkenden Gotteshelden seinen Freunden
rhergesagt habe, während er selbst sich zu alt und schwach fühlte, um
rgleichen zu leisten. Auch soll er im Gegensatze zur herrschenden pelagia-
schen Richtung laut bezeugt haben, daß wir Alles, was wir seien und
ben, der göttlichen Gnade verdanken. Er lehrte eine Zeit lang an der
agdeburger Domschule, dann auch an der Leipziger Universität. Wirklich
sen nun Viele den Knaben Luther in Magdeburg mit ihm bekannt wer-
n. Allein die Beweise dafür fehlen vollständig. Und ein entschiedener
egenbeweis ist, daß Luther, wo er später von ihm redet, nie Etwas
von erwähnt. Jene Aeußerung des Proles, die er mehrfach in Büchern
d in seinen Tischreden anführt, hatte er, wie er ausdrücklich sagt, nicht
va aus Proles eigenem Munde, sondern von Staupitz, dem Freund und
ntsnachfolger desselben, vernommen. Ueberdieß haben wir auch dafür,
ß Proles gerade i. J. 1497 in Magdeburg sich aufhielt, keine Gewähr.[2])

Ganz anderer Art war ein Bild, daß Luther nach seiner eigenen An-
be in Magdeburg lebendig sich eingeprägt hat. Er habe, so erzählt er,
rt einen Fürsten von Anhalt, einen frommen, aber durch die Seelen-
örder irre geleiteten Mann, in der Barfüßerkappe unter einem schweren
acke gekrümmt auf der Straße um Brod gehen sehen, — vor Fasten,
achen und Kasteiung bis auf Bein und Haut abgemagert. Wer den,
gt er, ansah, schmatzte vor Andacht und mußte sich des eigenen welt-
hen Standes schämen.[3])

Wie ganz auch Luther damals in solcherlei Anschauungen lebte, zeigt
ne anderweitige spätere Erzählung von ihm. Als er nämlich von Mag-

deburg nach Mansfeld heimgekehrt war, starb dort der alte Graf Günther. Luthers Vater, der an seinem Todtenbette gewesen war, erzählte zu Haus, welch ein herrliches Testament der treffliche Herr hinterlassen habe, indem er allein auf Christi bitteres Leiden und Sterben aus dieser Welt habe abscheiden und ihm seine Seele befehlen wollen. Da, sagt Luther, habe er gedacht: wie doch dieß ein gutes Testament sein sollte; hätte der Graf etwas Stattliches für Gottesdienst, Kirchen und Klöster verordnet, so wäre es wohl ein ansehnliches Testament gewesen.[1])

In einer weiteren kleinen Erzählung zeichnet er uns den Zustand der Verschüchterung, worin er befangen gewesen sei. Zur Zeit, wo er als Knabe mit seinen Kameraden zum Unterhalt für ihre Studien habe Almosen sammeln müssen, — also offenbar während seines Magdeburger oder bald nachher während des Eisenacher Aufenthaltes — haben sie einmal an Weihnachten auf den Dörfern einstimmige Lieder von der Geburt des Kindes Jesu gesungen. Da sei aus einem Haus ein Bauer gekommen und habe mit rauher Stimme gerufen: Wo seid ihr, ihr Buben? Er habe Würste für sie in der Hand gehabt. Sie aber seien blos vor seiner Stimme so erschrocken, daß sie davon gelaufen seien, bis jener sie zurückgerufen habe.[2])

Nach Ablauf eines Jahres nahmen Luther seine Eltern von Magdeburg weg und schickten ihn auf die Schule zu Eisenach, in der Nähe ihrer alten Möhraer Heimath. Der Ort empfahl sich ihnen jedenfalls durch die Verwandten, welche sie dort hatten und bei welchen ihr Sohn Ansprache fand. Nach Mathesius lebten dort, wie wir schon früher erwähnten, speciell Verwandte seiner Mutter. Luther selbst bemerkt im Jahre 1520, er habe dort Verwandte, welche in ihm theils einen Neffen, theils einen Vetter, theils einen Onkel anerkennen; ja fast seine ganze Verwandtschaft sei in Eisenach zu finden. Da er hiebei sich auf die Bekanntschaft beruft, welche diese Verwandten während seiner Eisenacher Schuljahre mit ihm gemacht haben, so haben sie hiernach schon damals dort sich befunden. Einen Onkel, den er dort habe (und zwar einen Onkel mütterlicherseits) erwähnt er auch noch im Jahre 1531. Einen Verwandten Namens Konrad, welcher vordem Küster an der St. Nikolaikirche gewesen sei, lud er im Jahr 1507 zu seiner Priesterweihe nach Erfurt ein; dieser also scheint ihm von seinem Eisenacher Leben besonders nahe gestanden zu haben.

Diese Beziehungen versprachen für ihn einen freundlicheren Aufenthalt in Eisenach, als in der fremden großen Stadt Magdeburg. Er blieb freilich auch jetzt noch für sein Fortkommen aufs Singen um Geld angewiesen. Grade insonderheit von Eisenach erzählt er, wie er dort nach Brod gegangen sei. Die Verwandten mochten selbst nicht in der Lage sein, ihn mit ihrem Vermögen zu unterstützen.

Er fand aber anderswo weitere werthvolle Hilfe und Ansprache. Jeder Freund der Geschichte Luthers kennt die liebliche Ueberlieferung von der Frau Cotta, welche ihn, nachdem er vor mehreren Thüren abgewiesen worden, aus Wohlgefallen an seinem Singen und Beten so milde zu sich nahm. Wir dürfen dieselbe festhalten und noch Weiteres an sie knüpfen. Von den ältesten Berichterstattern, die wir darüber haben, Luthers Freunden Mathesius und Ratzeberger, bezeugt jener: als der Knabe Luther auch hier eine Zeit lang vor der Thüre sein Brod gesucht, habe ihn eine andächtige Matrone zu sich an ihren Tisch genommen, weil sie um seines Singens und herzlichen Betens willen eine sehnliche Zuneigung zu ihm getragen habe, und dieser: er habe als Schüler in Eisenach bei Kunz (Konrad) Cotta seine Herberge und Unterhalt gehabt. Weiter sagen dann alte Eisenacher Berichte, daß eben die Frau dieses Cotta, Ursula, eine geborene Schalbe, die Wohlthäterin Luthers gewesen sei. So erkennen wir in ihr jene „Matrone": ein Name, der nach dem Sprachgebrauch jener Zeit nicht etwa ein höheres Alter, sondern den höheren Stand bezeichnet. Von Luther selbst haben wir keine Aeußerung mehr, wo er sie nennen würde, doch eine in den Tischreden, wo er ein Wort seiner „Wirthin zu Eisenach" anführt — sie nicht nennend, aber voraussetzend, daß seine Tischgenossen schon von ihr wüßten.

Es war eines der angesehensten Häuser Eisenachs, in welches der singende Schüler hiemit Aufnahme gefunden hatte. Die Cotta waren ein adeliges Geschlecht, aus Italien gebürtig, angeblich römischer Herkunft, ferner die ersten Kaufleute der Stadt; während der Reformationszeit wurden drei oder gar vier Cotta Bürgermeister daselbst. Diese Umgebung also öffnete sich für Luther, während er gerade in einem Alter stand, für welches die zu jener Zeit oft arge Rohheit des Schülerlebens besonders gefährlich werden konnte. Auch im Vergleich mit seinem elterlichen Haus lernte er hier ohne Zweifel nicht blos eine freundlichere, behaglichere äußere Existenz, sondern zugleich mildere, feinere Sitten kennen. Von seiner „Wirthin" hat er später, an jener Stelle der Tischreden und dann auch in einer Glosse zu seiner Bibelübersetzung (Sprichw. Sal. 31, 10) den Spruch angeführt: „Nichts Lieberes ist auf Erden, denn Frauenlieb, wem's kann werden"; er stellt ihn dort einem unzüchtigen Treiben, bei welchem man das eheliche Leben und die eben hier zu genießende edle Frauenliebe geringschätze, entgegen, und sagt, seine Wirthin habe recht gesprochen. Schon damals mochte ihm ihr Wort besonders deswegen sich einprägen, weil es ihm seltsam klang der priesterlichen und mönchischen Ehelosigkeit gegenüber, die er gleichfalls in seiner nächsten Nähe sah und wohl auch rühmen hörte. Weiter hören wir noch von diesem Kunz-Cottaischen Ehepaar: Konrads jüngere Brüder seien Johann gewesen, der im Jahr 1533 als Eisenacher

Bürgermeister an der Kirchenvisitation für Thüringen theilnahm, und Friedrich, an welchen wir einen Brief Luthers vom Jahre 1541 besitzen; ferner habe er zwei Söhne hinterlassen, Bonaventura und Heinrich; sein Sohn nämlich sei derjenige Heinrich Cotta, der vom Herbst 1540 bis 1541 in Wittenberg Studien als junger Jurist machte, dann zu seiner weitern Ausbildung nach Frankreich gehen wollte und nachher gleichfalls Bürgermeister wurde; er war damals in Wittenberg Luthers Tischgenosse und eben in Betreff seiner und seiner Reise ins Ausland schrieb Luther jenen Brief an seinen Oheim Friedrich und zugleich seinen älteren Bruder Bonaventura. Endlich besagte ein Grabstein der „ehrbaren und tugendsamen Frau Ursula Cottin", daß sie anno 1511 am Sonnabend nach Katharinen (25. November) in Gott verschieden sei. Durch dieses frühe Datum ihres Todes wird das, daß sie dennoch jenes Heinrichs Mutter war, nicht unmöglich, denn er konnte nach damaliger Sitte auch noch als junger Mann von etwa 30 Jahren eine Universität besuchen, und auch nach jenem Briefe Luthers war er damals wenigstens bereits selbständig. Wenn aber eine Ueberlieferung Luthers Wohlthäterin während seiner Schulzeit schon als Wittwe bezeichnet, so verträgt sich dies natürlich nicht mit jenen Angaben und ja auch nicht mit jener Aussage Ratzebergers über Kunz Cotta; sie muß vielmehr noch eine ziemlich junge Ehefrau gewesen sein.

Zugleich finden wir ferner Luther zu Eisenach in enger und für ihn wichtiger Beziehung zu der Schalbischen Familie, aus welcher Frau Cotta stammte, und zu einem sogenannten Schalbischen Collegium. So hieß nämlich eine Anstalt der Minoriten (Franziskanermönche) am Fuße der Wartburg, ein Haus, das ursprünglich die heil. Elisabeth zur Speisung der Armen gestiftet hatte; die Schalbe hatten dahin große Schenkungen vermacht. Luther erwähnt später als seinen „Wirth" einen Heinrich Schalbe, der mit jenen Minoriten sehr vertraut und sammt seiner Familie ihnen fast leibeigen („Gefangener und Knecht") gewesen sei. Demnach hat er auch bei diesem einen Tisch gehabt. Er äußert sich ferner in einem Brief an einen Vicar Braun in Eisenach 1507 sehr dankbar über jenes Collegium, die trefflichen Männer, die um ihn sich hoch verdient gemacht haben. Mit einem Caspar Schalbe, der seit 1504 in Erfurt studirte und sich den jungen Humanisten anschloß, erscheint Luther noch als Reformator befreundet; er legte für ihn wegen eines angeblichen oder wirklichen Vergehens warme Fürsprache ein.

Und insbesondere eben jenen Braun, Vicar am Eisenacher Marienstifte, haben wir noch unter den dortigen Wohlthätern Luthers zu nennen. In jenem Briefe, dem ersten, den wir überhaupt von Luther haben, bezieht er sich, indem er ihn zu seiner Priesterweihe einlädt, auf die große und aufrichtige Güte zurück, die er in so vielen Wohlthaten bei ihm erfahren habe

Insoweit also war hier eine glückliche Wendung für den Lebensgang und ohne Zweifel namentlich auch für das gemüthliche Leben des jungen Luther eingetreten; es wurde durch eine Freundlichkeit und Liebe erhellt und erwärmt, die ihm, dem Verschüchterten entgegenkam.

Endlich wurde ihm jetzt auch ein zusammenhängender, tüchtiger Unterricht zu Theil, und zwar in der Schule der städtischen Pfarrkirche zu St. Georg. Dieselbe hatte zwei oder drei Classen. Der Schulmeister oder Hauptlehrer, Johann Trebonius, war für seine Zeit ein guter lateinischer Grammatiker. Ratzeberger nennt ihn einen ansehnlichen gelehrten Mann und Poeten, wonach er vom neuen Humanismus, dessen Jünger Poeten hießen, schon wenigstens berührt war; er schildert ihn als einen originellen Herrn, der vom Eintritt ins Schulzimmer bis zum Niedersitzen jedesmal das Baret abgenommen und auch die Nebenlehrer zu solcher Ehrenbezeugung gegen die Schüler angehalten habe, weil Gott manchen von diesen zu einem Bürgermeister, Kanzler, Doktor oder Regenten bestimmt haben könnte. Außer diesem bekannter gewordenen Trebonius aber — sei's vor oder nach oder neben ihm — muß Luther noch einen andern, um ihn verdienten Lehrer, Namens Wigand, gehabt haben, der nachher Pfarrer in Walthershausen wurde; zu diesem blieb Luther auch in persönlicher Beziehung, sandte 1516 ihm, der damals schon auf der Pfarrstelle sich befand, eine Predigt zu, und verwandte sich zehn Jahre nachher, da derselbe in den Ruhestand treten wollte, für ihn als seinen alten „Schulmeister" bei Hofe, damit ihm ein anständiger Gehalt verbleibe.

Was Luthers religiöses Leben und Denken betrifft, so wurde er in seinem Verkehr mit Braun und dem Schalbischen Collegium ohne Zweifel ganz bei den hergebrachten kirchlichen Anschauungen und Uebungen erhalten. Eine ungemeine Verehrung, womit er in dem späteren Brief an Braun zum kirchlichen Priesterthum hinaufblickt, läßt den gleichen Standpunkt bei diesem voraussetzen. Jene Franziskaner hielten damals in strenger Haft den Mönch Johann Hilten, welcher kühn die kirchlichen Verderbnisse angegriffen hatte und von welchem später eine Schrift über den Propheten Daniel und eine Weissagung in Umlauf kam, daß ein Mann, dem die Mönche nicht widerstehen könnten, im Jahr 1516 sich erheben sollte. Luther hörte schon als Schüler von diesem Gefangenen durch Heinrich Schalbe, wiewohl er Näheres über ihn, sowie über sein ferneres Loos (er endete im Kerker) und über jene Weissagung erst zwanzig Jahre später vernahm und erfragte. Uebrigens scheinen daneben doch mildere Gesinnungen in diesem Kreise verbreitet gewesen zu sein; Schalbe sprach mitleidig über Hilten und Luther hatte hernach, laut seinen Tischreden, sogar von der Wartburg aus geheimen Verkehr mit den Eisenacher Franziskanern.

Luthers reiche Gaben entfalteten sich jetzt kräftig. Er eilte den Altersgenossen im Lernen voran. Melanchthon rühmt besonders die Schärfe des Geistes und die Gewandtheit und Fülle der mündlichen und schriftlichen, prosaischen und poetischen Rede, wodurch er schon damals sich ausgezeichnet habe.

So erlangte er die nöthige Vorbildung, um mit Erfolg die academischen Studien aufnehmen zu können. Gern aber blickte er nachher auf Eisenach zurück, wo er in den „Anfängen der Wissenschaften" unterrichtet worden sei. Er nannte den Ort, wo er einst „Partekenhengst" gewesen und das Brod vor den Häusern genommen, seine „liebe Stadt".[1])

Drittes Kapitel.

Luther Student in Erfurt, 1501—1505.

Im Sommerhalbjahr 1501 wurde Luther auf der Erfurter Hochschule inscribirt. Die Universitäts-Matrikel, welche ihn in jenem Jahr — als „Martinus Ludher ex Mansfelt" — aufführt, ist überhaupt die älteste uns erhaltene Urkunde, welche über einen Vorgang in Luthers Leben ein gleichzeitig aufgezeichnetes und hierdurch vollkommen gesichertes chronologisches Datum enthält.

Sein Vater wünschte einen Rechtsgelehrten aus ihm zu machen, der in Staat oder Stadt einen rühmlichen Beruf erfülle. Er spannte seine Kräfte an, ihm für die Ausbildung hiezu jetzt alle die nöthigen Mittel zu gewähren; seine eigenen Verhältnisse hatten sich so gebessert, daß es ihm möglich wurde. Mit seinem sauren Schweiß und Arbeit hat er, wie der Sohn stets dankbar anerkannte, ihn unterstützt, mit aller Liebe und Treue auf der hohen Schule gehalten. So haben die Nothstände, unter welchen der Knabe Luther in Magdeburg und Eisenach zu leiden hatte, sich auf der Universität nicht für ihn wiederholt. Auch in dieser Beziehung brach für ihn als Studenten eine Zeit freierer, selbständiger Bewegung an. Der Vater ließ ihm so viel zukommen, daß er auch mit eigenen Büchern sich versehen konnte.

Und Erfurt, das schon durch seine Lage den Mansfeldern sich empfahl, war damals vor anderen Universitäten geeignet, zu frischem, wissenschaftlichem Leben und Streben seine Zöglinge anzuregen. Des Glanzes, dessen die dortige Universität genoß, gedenkt Luther später noch wie im Hochgefühl eines früheren Bürgers derselben: so groß sei ihr Ruhm und ihre Majestät gewesen, daß alle anderen Hochschulen dagegen für kleine Schützenschulen (d. h. wie Anstalten für jüngere Schüler oder ABC-Schützen der Wissenschaft) seien angesehen worden. Sie hatte Zufluß aus allen Theilen Deutschlands. Es ging die Rede: wer recht studiren wolle, müsse nach Erfurt ziehen.

Der Blüthe der Universität entsprach das Gedeihen der Stadt und
rgerschaft. Diese hat seither nie wieder die Stufe des Wohlstandes, auf
cher sie damals stand, erreicht. Luther schrieb dasselbe besonders auch
fruchtbaren Umgebung der Stadt zu: es liege da wie eine Schmalzgrube.
Stadt unterließ nicht mit ihren reichen Mitteln zu prangen und darauf
pochen. Sie hatte längst nach Unabhängigkeit vom Mainzer Bischof
rebt, unter dessen Hoheit sie von Rechts wegen stand. Mit Mauern
Geschütz hatte sie sich stattlich ausgerüstet. Luther wurde so als Student
leich Zeuge größerer bürgerlicher und politischer Verhältnisse. Er konnte
)her übrigens Erfurt auch als Beispiel dafür anführen, daß man, wo
Natur reiche Gaben spende, in Versuchung komme sich zu mästen, anstatt
arbeiten. Schon während seines Erfurter Aufenthaltes hörte er dort
ı Prediger Sebastian Weinmann die Aeußerung: „Gott plaget andere
te mit Theurung, uns straft er mit Fülle." Bald nachher kam an den
ı, daß der Magistrat unter dem großen Aufwand eine gewaltige Schul-
last für die Stadt hatte anwachsen lassen. Den Aussichten der Stadt
die erstrebte Selbständigkeit that ohnedieß schon gegen das Ende des
Jahrhunderts die kluge Politik des Erzbischofs Einhalt. [1])

Glänzend feierte die Universität ihre Akte vor den Augen der Stadt.
war, sagt Luther, eine große Herrlichkeit, wenn man Magister promo-
e, ihnen Fackeln vortrug und sie verehrte, oder wenn man Doktoren
hte und hiebei mit besonderen Kleidern geschmückt in der Stadt um-
itt. Man merkt bei ihm noch die Lust, mit der er als Student zusah
wohl Aehnliches auch einmal für sich wünschte, indem er beifügt: ich
e, daß keine zeitliche, weltliche Freude größer gewesen sei. [2])

Die Studien auf den Universitäten pflegten allgemein mit einem län-
ı Curs in der Philosophie zu beginnen. Namentlich die Logik und
lektik gehörte dazu. Und zwar waren in diesen Disziplinen mit den
gen über die allgemeinen Gesetze und Formen des Denkens auch schon
Fragen über die allgemeinen Grundbestimmungen des Seins, das eben
den Formen des Denkens erfaßt werden sollte, verbunden. An die
lektik schloß sich die Rhetorik an, die Lehre von der Kunst, den regelrecht
rmten Gedanken ein geschmücktes Kleid der Rede geschickt anzulegen.
ter suchten die philosophischen Lehrmeister das Ganze der Natur und
wichtigsten physikalischen Erscheinungen auf der Erde und am Himmel
rörtern und auf Gründe zurückzuführen: es war eine für uns wunder-
: Zusammenstellung von Problemen der Astronomie, Physik, Natur-
enschaft und von Lösungsversuchen mannigfaltiger Art seit Aristoteles,
ei den Lehrern und Schülern gerade dasjenige, was wir als die Grund-
einer jeden solchen Wissenschaft erkennen, nämlich eine scharfe und un-
ngene empirische Erforschung der natürlichen Vorgänge, fehlte. Zum

philosophischen Studium gehörte jetzt ferner, namentlich in Erfurt, die Beschäftigung mit den classischen Sprachen und Schriftstellern, zunächst mit dem Latein. So sollte eine allgemeine Bildung gewonnen werden, die, wie dem theologischen, so auch dem juristischen und medizinischen Studium zur Grundlage dienen sollte. Luther verfolgte eingehend und hingebend die ganze ihm hier vorgezeichnete Bahn.

Und Erfurt rühmte sich hervorragende Lehrer der philosophischen Wissenschaften, namentlich der Dialektik zu besitzen. Die einzelnen Dozenten, bei welchen Luther hörte, lassen sich nicht alle mit Sicherheit angeben. Vorzüglich aber waren es jedenfalls die beiden Hauptphilosophen und zugleich Theologen der Universität, Jodocus Trutvetter aus Eisenach, unter dessen Rektorat er die Universität bezog, und Bartholomäus Arnoldi von Usingen. Damals gehörten beide noch der philosophischen Fakultät an. Beide haben, wie über die Logik und Dialektik und die hiermit verbundene Metaphysik, so daneben auch über die Physik oder jene umfassende Wissenschaft der natürlichen Dinge Vorlesungen gehalten und Schriften herausgegeben. Trutvetter hieß speziell der „Erfurter Doktor". Sein Ruf reichte über Deutschland hinaus; er machte, wie seine Freunde rühmten, der deutschen Wissenschaft auch bei der stolzen Pariser Universität Ehre.

Die Erfurter Theologen und Philosophen bewegten sich im Wesentlichen ohne Selbständigkeit auf dem Boden und in den Formen der herkömmlichen und längst im Verfall begriffenen Scholastik. Und zwar standen sie auf dem Standpunkte des sogenannten Nominalismus, welchem der in der Blüthezeit der Scholastik herrschende Realismus damals die Herrschaft hatte abtreten müssen. Indem nämlich als Grundproblem der Erkenntnißlehre und Metaphysik die Frage behandelt wurde, ob das Allgemeine oder die Ideen und Begriffe, Gattungen und Arten wirkliche Existenz haben oder ob diese nur dem Einzelnen, den Individuen zukomme und jene nur ein Gebilde des menschlichen Denkens und eine Zusammenfassung des Einzelnen in Worten oder Namen seien, entschied sich die spätere Scholastik für die zweite Auffassung. Immer behielt dabei die Scholastik ihren Grundcharakter, daß sie zwar in der Form philosophischen Denkens die höchsten Wahrheiten über Gott, sein Verhältniß zur Welt und seine im Christenthum erschienene Offenbarung zu erfassen und ihrem Verständniß nahe zu bringen suchte, hiebei aber von vornherein die von der Kirche aufgestellten Glaubenssatzungen für unbedingt maßgebend anerkannte und in ihren Dienst jenes Denken stellte. In Betreff des philosophischen Elementes selbst, der allgemeinen Grundsätze, Regeln und Kategorien stützte sie sich auf die erhaltenen Reste der alten Philosophie, vornehmlich des Aristoteles. Sie vermochte aber diese nicht selbständig in den Quellen zu durchdringen, nicht

em ursprünglichen Sinne nach sich zu vergegenwärtigen. Einestheils aben da doch auch auf den Inhalt ihrer Lehre, auf ihren Gottesbegriff nd namentlich auf ihre Auffassung des Sittlich-Religiösen, der natürlichen räfte des Menschen im Verhältniß zur göttlichen Gnade, der menschlichen flicht und Tugend u. s. w. die philosophischen Auffassungen der Alten, esonders des Aristoteles, einen weitgreifenden Einfluß ausgeübt, ohne daß as Verhältniß derselben zur spezifisch christlichen, auf der Heilsoffenbarung uhenden Anschauung ihr zum Bewußtsein kam. Anderntheils mußten, weit die christliche Lehre im kirchlichen Dogma festgestellt war, zum Beuf ihrer wissenschaftlichen Darstellung, Auseinanderlegung und Begründung ie dort vorgefundenen philosophischen Hilfsmittel sich gebrauchen, deuten nd biegen lassen. Dafür erhielt Aristoteles die Ehre, nun auch als Meister er Glaubenswissenschaft zu gelten. In eigenthümlicher Weise war für sie ine Autorität mit der Autorität der in ihren Bestimmungen unfehlbaren bmisch-katholischen Kirche verbunden. Es war nahe daran, daß ihm, indem r so auf die bezeichnete Weise sich gebrauchen ließ, selbst auch Unfehlarkeit beigelegt wurde.

Indem das philosophische Denken seinen Gegenstand so schon fest in er Kirchenlehre für sich gesetzt fand, sah es sich mit allem seinen Scharfsinn uf eine wesentlich formelle Behandlung desselben angewiesen. Zugleich ar das warme, ja feurige innere Leben, womit unläugbar die großen äupter der mittelalterlichen Theologie auch persönlich den göttlich hohen, eligmachenden Inhalt der geoffenbarten Lehre ergriffen hatten und welches ei ihnen auch neben den trockensten formellen Erörterungen dieses Inhaltes ch forterhielt, in der Periode des sinkenden Mittelalters mehr und mehr rlahmt und erkaltet. Wir stehen hiermit bei dem dürren, abstrakt leeren formalismus, welchen man der Scholastik oder mittelalterlichen Schultheologie orwirft, bei den ebenso unfruchtbaren wie spitzfindigen Fragen und estimmungen, in welche man den Verstand der schärfsten Denker dort erirrt sieht. Man vergesse nur nicht, welch eine wirklich gewaltige eistesarbeit in den Werken der scholastischen Meister vorlag, welch ein ntrieb für die Theilnahme an solcher Arbeit, bevor für eine neue christliche issenschaft das Licht aufging, im Interesse für die christliche Wahrheit lbst fortwährend gegeben war, welch einen Reiz zum mindesten für die ebung des Scharfsinns jene Erörterungen fortwährend behielten.

Scholastik war, wie gesagt, auch die Philosophie und Theologie, welche n Erfurt getrieben wurde. Unter den Vorläufern der Reformation ist ben Johann von Wesel mit seinen Angriffen auf den Ablaß und andere irchliche Mißbräuche genannt worden. Er lehrte in Erfurt um die Mitte es 15. Jahrhunderts. In Hinsicht auf die allgemeinen Prinzipien, undamente und Methoden des philosophischen und theologischen Erkennens

hat aber auch er keine neuen Wege eingeschlagen, kein neue Bahn gebrochen. Die Hauptlehrbücher waren in Erfurt zu Luthers Zeit Schriften des Aristoteles über die Logik und ferner über die Ethik, die Werke der ältern Scholastiker und die Bücher Wesels. Neben jenen Aristotelischen Schriften wurden nach altem Herkommen des scholastischen Studiums auch hier noch Schriften des Philosophen Boethius († 525) gelesen, welcher mit seinen lateinisch abgefaßten Erläuterungen und Erörterungen alter griechischer Philosophen, namentlich des Aristoteles und des Neuplatonikers Porphyrius, die Bekanntschaft mit diesen für christliche Wissenschaft vermittelte.

Trutvetter und Usingen hielten in den scholastischen Formen und Ausartungen verglichen mit Anderen immerhin noch besonnen Maß. Usingen konnte späterhin darauf sich berufen, daß gegen ein Hereinziehen abstruser logischer Fragen und Bestimmungen in die Theologie, gegen ein Mischen des theologischen Weines mit philosophischem Wasser auch er schon sich erklärt habe. Der allgemeine Charakter ihrer Wissenschaft und namentlich Philosophie blieb aber derselbe, wie ihre theilweise noch vorhandenen Schriften zeigen. Besonders wurde mit dürren logischen Definitionen, endlosem Eintheilen, subtilen Fragen und unselbständigem unsystematischem Hereinziehen der Sätze verschiedenartiger älterer Lehrer den Zuhörern viel zugemuthet. In eine „spinöse", dornig spitzfindige Dialektik ist nach Melanchthons Ausdruck Luther zu Erfurt hineingerathen.

Luther aber griff damals, was ihm so dargeboten wurde, mit offenem Geist und großem Lehreifer auf. Der Gelehrsamkeit und Begabung, welche jene Lehrer auf ihrem Standpunkte zeigten, zollte er auch dann noch hohe Achtung, als er diesen energisch zu bekämpfen begonnen hatte. Den Trutvetter redet er 1518 nicht bloß in einem an ihn gerichteten Brief als „ersten Theologen und Philosophen" an, sondern nennt ihn auch Andern gegenüber den ersten der gleichzeitigen Dialektiker, so wenig er auch damals noch einer solchen Dialektik Werth für eine echte Theologie beilegte. Er sagt, er habe in der wissenschaftlichen Erziehung, die er genossen, die gelehrtesten Geister seiner Zeit selber kennen gelernt. — Der Disputationen, welche einst von den Lehrern sehr fleißig unter den Studirenden veranstaltet worden seien, gedenkt er später mit großem Beifall; es habe, sagt er, damals nur am rechten Stoffe gefehlt. — Was jene Hauptfrage der Scholastik über die allgemeinen Begriffe anbelangt, so war und blieb auch er Nominalist. In den Tischreden führt er dafür, daß nur das Einzelne existire, jenen Boethius an. [1])

Den Hauptwerth, welchen für Luther diese Studien behalten haben, setzte er selbst später darein, daß er so gerade auch mit der von ihm zu bekämpfenden falschen Wissenschaft sehr gründlich bekannt geworden sei. Er war übrigens auch mit seiner eigenen Begabung, nach der einen Seite

nes Geistes hin, sehr entschieden für dieselben angelegt. Eine große
ulektische Schärfe und Gewandtheit des Verstandes, ja eine Schärfe,
r im Streit mit Anderen auch der Abweg in Subtilitäten und Spitz-
digkeiten nicht ganz fern lag, war bei ihm in seltener Weise mit Tiefe
s Gemüthes und Energie vollen innern Lebens verbunden. Jene hat
nicht bloß durch den Erfolg seiner Erfurter Studien bewiesen, sondern
ch später in erregten theologischen Kämpfen genugsam kundgegeben; hier
ihm eben auch die Uebung, welche er dort erlangt hatte, zu gute gekommen.

Wie aber Erfurt in den Zeiten des Abwelkens und Abdorrens der
ten scholastischen Wissenschaft sich noch durch sehr achtungswerthe Vertreter
rselben hervorthat, so war es zu gleicher Zeit bereits eine Hauptstätte
r die neue Kenntniß und Pflege der classischen Sprachen und Literatur
d für die humanistischen Studien und Tendenzen überhaupt geworden.
hon jener Namensvetter unseres Luther, der oben erwähnte Peter Luder,
r erste unter den Humanisten, welche zunächst noch unstät auf den Hochschulen
nherziehend den Samen der neuen Wissenschaft und Geistesbildung aus-
euten, war auch nach Erfurt gekommen. Andere folgten, welche länger
d nachhaltiger dort wirkten. Etwa sieben Jahre, bevor Luther die
niversität bezog, begann dort Maternus Pistoris regelmäßige Vor-
sungen über römische Classiker. Ihm trat etwas jünger, Nikolaus
arschalk, ein geborener Thüringer zur Seite. Dieser führte auch das
tudium des Griechischen ein. Im Jahre 1501 ließ er in Erfurt eine
riechisch abgefaßte Schrift eines alten Grammatikers drucken: der erste
s bekannte griechische Druck, der in Deutschland versucht worden ist.
arschalk ging indessen schon i. J. 1502 auf die neu gegründete Witten-
rger und später auf die Rostocker Universität über. Beide Männer
chten sofort durch ihre Vorträge und in persönlichem Verkehr ein reges
streben bei einer wachsenden Zahl geistig geweckter Studenten an. Die
ngen Leute fühlten sich vorzüglich durch die Dichter des Alterthums
ngezogen. Sie versuchten sich selbst in lateinischen Versen und liebten
s, selber Poeten zu heißen. Sie nahmen den Brauch auf, ihre eigenen
amen in lateinische umzugestalten. Unter einander hielten sie zusammen,
eschaart um hoch von ihnen gefeierte Lehrmeister. Dahin gehörten namentlich
ager, genannt Crotus, Burkhard, genannt Spalatin, zwei Brüder
berbach, Johann Lange und Andere, welche Luther schon auf der
niversität antraf. Der Begabteste unter den Erfurter Jüngern des Humanis-
us, Eoban Hesse oder Heß (Hesse nach seiner Herkunft benannt) trat
rei Jahre nach Luther dort ein. Weiterhin schlossen sie, wie bisher an
Maternus, sich an ein größeres, in dem benachbarten Gotha für sie
rschienenes Licht an. Dieß war Conrad Muth, genannt Mutianus
ufus, einer der feinsinnigsten und gebildetsten unter den damaligen

Humanisten, der, nachdem er den classischen Boden Italiens aus eigen Anschauung kennen gelernt hatte, seit dem Jahre 1503 als Kanonikus Gotha lebte.

Die Beziehungen dieser Erfurter Lehrer und ihrer Jünger zu jen Männern, welche dort die alte Schultheologie und Philosophie vertrat waren damals, so weit wir sehen können, nur freundliche. Auch die jung Poeten nahmen an jenen philosophischen Collegien Theil und stimmten in d Preis eines Trutvetters und Usingen ein. So nannte Eoban diesen in d bei den „Poeten" üblichen überschwänglichen Stile „einen Gegenstand st nender Bewunderung für Alt und Jung", und rühmte von jenem, er glä unter den Rednern wie Phöbus unter den Gestirnen. Andererseits zeigt die beiden auch selbst eine gewisse Kenntniß der Classiker und Achtung f sie: so durch zahlreiche Citate derselben in ihren Schriften, deren Inh doch vom Geiste der Alten nicht berührt war. Erst allmählich kam, zunäc unter Mutians Einfluß, dem jungen Geschlechte der Gegensatz der neu Bildung gegen die alte Schulwissenschaft zum Bewußtsein.

In diese Periode des frisch aufblühenden, freien und unbefangen noch von keinem Sturm und Kampfe bewegten Humanisten-Studiums Erfurt sind Luthers Studentenjahre dort gefallen. Und mit regem In resse gesellte auch er zu seinen Uebungen in der Philosophie die Besch tigung mit der alten römischen Literatur und die Genüsse, welche aus ih Lektüre zu schöpfen waren. Indem, sagt Melanchthon, sein lernbegieriger G noch Besseres als jene Dialektik suchte, las er die meisten Denkmäler d alten lateinischen Schriftsteller, des Cicero, Virgil, Livius und Ande Zeugniß dieser seiner Beschäftigung geben die zahlreichen Citate alter A toren, welche nachher in seinen Büchern durch sein ganzes Leben hindu uns begegnen. Sie sind nirgends künstlich und mühsam herbeigezog sondern haben offenbar aus dem reichen Schatz eines treuen Gedächtnis sich ihm aufgedrängt. Und zwar ist da neben Virgil besonders Ov auch Juvenal, Plautus, Terenz zu nennen. Eben nur als Student ka er Zeit gehabt haben, sie sich so einzuprägen. Als Reformator beklagte daß er zum Umgang mit den alten Poeten und Rhetoren keine Muße m findc. — Auch davon wissen wir noch, daß er an einer Vorlesung üb ein neulateinisches Produkt, über ein dramatisches Stück des berühmt Humanisten Reuchlin, sich betheiligte. Emser nämlich, sein späterer theo gischer Gegner, der im Jahre 1504 humanistische Vorlesungen zu Erf hielt, gibt an, ihn in einem Colleg über Reuchlins „Sergius" unter sein Zuhörern gehabt zu haben. — Auch von den lateinischen Grammatike welche während seiner Studienzeit im Brauch gewesen seien, wußte er spä noch wie aus eigener Bekanntschaft zu reden und zu urtheilen. Für besten unter ihnen erklärte er den Alexander de Villa Dei und den T

tinus. Die Schriften dieſer beiden mittelalterlichen Gelehrten waren en dem alten Donat und Priſcian damals auch noch bei den humani-hen Philologen die Haupthilfsmittel für die Grammatik. [1])

Unter den für den Humanismus begeiſterten, vorhin erwähnten, jün-en Angehörigen der Univerſität waren jedenfalls zwei, Crotus und Lange, chen Luther auch perſönlich ſehr nahe ſtand. Ja ſo weit unſere, freilich ſtigen Notizen über Luthers perſönliche Beziehungen zu Commilitonen rhaupt reichen, weiſen ſie uns eben nur auf dieſen Kreis und ſpeziell ſo eben genannten jungen Männer hin.

Crotus, mit Beinamen Rubianus (eigentlich: Johann Jäger aus rnheim), ganz den humaniſtiſchen Studien ergeben, Schüler des Ma-ius, dann zu Mutians Verehrern und vertrautem Umgange gehörig, ber ein Hauptverfaſſer der „Briefe der Dunkelmänner" (epistolæ obs-orum virorum), dieſer wirkſamſten Satire auf die mönchiſchen und ſcho-iſchen Feinde der neuen Richtung, hat nach Luthers erſten kühnen rmatoriſchen Kämpfen in ihm freudig den alten Studiengenoſſen und und begrüßt: dieſer habe gemeinſam und traulich verbunden mit ihm zu Erfurt den edeln Künſten und Wiſſenſchaften gewidmet, in einem ensalter, welches unter Gleichgearteten die engſten Freundſchaften zu ründen pflege; er habe unter den Genoſſen beſonders als Muſiker und hrter Philoſoph ſich hervorgethan.

Johann Lange aus Erfurt, welcher ſchon als Student auch durch ntniß des Griechiſchen ſich auszeichnete, erſcheint ſeit Luthers öffentlichem ſtreten als einer ſeiner nächſten Freunde. Luther erinnert gelegentlich ihr gemeinſames Studiren. Lange ſelbſt erwähnt Mutian gegenüber t bloß den vertraulichen Umgang, den er in Erfurt mit Luther gehabt, dern rühmt auch die nicht geringe Unterſtützung, die er dort von ihm der Pflege der Wiſſenſchaft erhalten habe.

Auch die Beziehungen Luthers zu Spalatin aber, der nachher als ſächſiſcher Hofprediger ihm bis zu ſeinem Lebensende beſonders innig bunden blieb, reichten wohl noch bis auf die Erfurter Zeit zurück. Georg alatin nämlich, ſo genannt nach ſeinem Geburtsort Spelt im Bisthum hſtädt, hatte ſchon 1501—1502 zu gleicher Zeit mit ihm in Erfurt irt und war, nachdem er 1502 nach Wittenberg ſich begeben hatte, als giſter nach Erfurt zurückgekehrt, wo er ebenſo, wie es Luthers Abſicht r, ſich der Jurisprudenz widmete, 1505 eine Hauslehrerſtelle annahm, m aber zur Theologie ſich wandte. Wird auch ein perſönlicher näherer rkehr Luthers mit ihm für jene Zeit nicht ausdrücklich bezeugt, ſo führt auf doch die Verbindung des Einen und Anderen mit Crotus und Lange en ihrer Gemeinſchaft zuerſt im philologiſch-philoſophiſchen und nachher juriſtiſchen Studium.

Endlich ist hier auch jener glänzendste der jungen Erfurter Humanisten, Helius Eobanus Hesse zu nennen, wenn er gleich erst im Jahr, ehe Luther ins Kloster sich zurückzog, nach Erfurt gekommen. Denn ohne daß wir ihn in späterer Zeit, außer 1521 bei Luthers Durchreise durch Erfurt nach Worms, mit diesem persönlich zusammen sein oder auch nur viel brieflich verkehren sehen, redet dieser doch in den wenigen uns erhaltenen Briefen ihn als theuersten Bruder an und äußert sich über sein Frau und Kinder in besonders vertraulichem, scherzendem Tone: ein Verhältniß, welches sich am besten erklärt, wenn der Grund schon beim Zusammensein auf der Universität in dem Einen Kreise, der alle die genannten umschloß, gelegt worden war.

Außerdem erwähnen wir in Betreff des Peter Eberbach oder Petrejus, den wir oben gleichfalls als einen Genossen des humanistischen Kreises aufgeführt haben, den Umstand, daß Luther später (1520) einmal seinerseits den Spalatin erinnert, wie er diesem Eberbach mit seiner geistigen Begabung schon vom Knabenalter her bekannt sei. Luthers Kenntniß hiervon ist am einfachsten aus einem Verkehr mit beiden in Erfurt herzuleiten. — Im Jahr 1504 bezog ferner Kaspar Schalb aus Eisenach die Universität und trat in jenen Kreis ein. Es ist derselbe, von dem wir schon früher bemerkten, daß Luther mit ihm bekannt und ihm zugethan war; wohl schon von Eisenach und um so gewisser dann auch wieder von Erfurt her. [1])

Luthers Verkehr mit solchen Genossen und seine Gemeinschaft mit ihren Studien lassen uns erkennen, wie nahe er damals auch ihrer Lebensrichtung gestanden, wie er jedenfalls nicht spröde zu ihr sich verhalten haben muß. Und hoch ist der Einfluß anzuschlagen, mit welchem die dort offen von ihm aufgenommenen geistigen Anregungen später bei ihm, dem Reformator, fortgewirkt haben. Wir werden sehen, wie er nachher bei der innigsten Hinkehr auf den religiösen Mittelpunkt und beim stärksten Dringen darauf, daß hier Wahrheit und Heil nur aus der göttlichen Gnade geschöpft werde, doch zugleich stets klar und kräftig für die Berechtigung der dem Weltleben zugekehrten Seiten menschlicher Bildung, für den Werth der auch hier von Gott dargebotenen Güter und für das eigene Forschen und Wirken des menschlichen Geistes auf diesen Gebieten gezeugt hat. Der freie Blick und das warme Interesse für solche Bildung ist ihm auch durch die Jahre eines abgeschlossenen, düstern Mönchthums nicht geraubt worden und nachher gerade im Lichte der durch Christus gewonnenen Freiheit neu bei ihm erwacht, ja eben dann erst in klarem Bewußtsein bei ihm zur Geltung gekommen.

Er hat indessen doch jene humanistischen Studien nie soweit, wie die genannten Freunde ausgedehnt. Er hat ohnedieß nie, wie diese, seine innere Befriedigung in ihnen gefunden.

Das Latein, welches Luther schrieb, zeigt uns, daß er die classische Ausdrucksweise, auf welche die Humanisten so großen Werth legten und deren sie mit aller Kunst sich befleißigten, sich niemals angeeignet oder auch nur erstrebt hat. Gewandt zwar handhabt er die lateinische wie die deutsche Sprache und mit dem Gedankeninhalt und noch mehr mit dem Leben, das er in seine Worte niederlegt, erhalten diese, auch wenn er lateinisch redet und schreibt, eine Wucht und Kraft, welche bei der kunstvoll classischen Redeweise der Humanisten allzu oft fehlt. Ferner zeigen die Briefe, mit denen er sich bei Häuptern des Humanismus, wie Mutian, Erasmus, Reuchlin einführte, daß, wo es ihm darum zu thun war, ihm doch auch eine gewisse Feinheit und Eleganz lateinischer Rede zu Gebote stand. Aber gerade dann verwahrt doch er selbst sich ausdrücklich gegen die Meinung, als ob er darauf Anspruch mache, an ihrer feinen Bildung theilzuhaben. Im Gegentheil, indem er (im Jahr 1516) den Mutian als feinsten Gelehrten begrüßt, stellt er sich selbst ihm als den „Bauern Corydon" des Virgil dar, ja als einen Barbaren, der unter Gänsen zu schreien gewohnt sei. Vor Eoban will er nicht zusammen mit Männern wie Spalatin, Melanchthon, Justus Jonas, brieflich erscheinen, weil er weiß: neben ihnen müsse er schweigen, er habe eine zu schlechte Stimme. Liebe zur Poesie pflegte er sehr warm auszusprechen; seiner eigenen dichterischen Begabung hat er in seinen deutschen religiösen Liedern ein unvergängliches Denkmal gesetzt; an Eobans lateinischen Gedichten, besonders seiner Psalmübersetzung hatte er große Freude. Aber von ihm selbst sind nur sehr wenige, unbedeutende Versuche lateinischer Versbildung, worin der Humanismus so überaus fruchtbar war, uns überliefert. Er beklagt später auch, daß er nicht mehr Poeten und Historien gelesen und ihn dieselben auch Niemand gelehrt habe, daß er dagegen an den Philosophen und Sophisten Arbeit und Kosten habe vergeuden müssen. Es muß aber, wie das Beispiel jener anderen Erfurter Studenten zeigt, doch wesentlich auch an ihm gelegen haben, daß er durch Privatstudium und durch Vorlesungen eines Mannes wie Maternus in der Beschäftigung mit der alten Literatur nicht noch weiter gekommen ist. — Griechisch hat er in Erfurt überhaupt noch nicht gelernt. Dieß erklärt sich jedoch aus dem Abgange des Marschalk von dort, der allein das Griechische vertreten hatte. — Dem Mutian blieb er während seines Erfurter Aufenthaltes fremd. Der Verkehr der jungen Erfurter mit diesem ist jedoch erst seit der Zeit, da Luther ins Kloster ging, in Schwung gekommen.

Beherrscht wurden Luthers akademische Studien bei allem Antheil, den er an der humanistischen Wissenschaft nahm, doch durch die Richtung eines Geistes auf die eigentliche Philosophie, — auf ihre höchsten Probleme, so wenig auch die Erfurter Lehrer darin einzudringen vermochten, auf die

dialektischen Verstandesübungen, so trocken sie auch betrieben wurden. war im Kreise der befreundeten „Poeten" wesentlich „gelehrter Philoso So hat ihn ja auch Crotus in jenem Briefe bezeichnet.

So weit er ferner mit den alten Schriftstellern sich beschäftigt war sein Interesse nicht auf das eigenthümlich Antike als solches nach F oder Inhalt gerichtet. Was ihn dabei am meisten anzog, waren vieln wie wir besonders aus seinen Citaten sehen, die Aeußerungen einer prak gesunden, allgemein menschlichen Lebensweisheit und Lebensbeobachtung Erfahrung; er liebte und gebrauchte solche Sätze alter Classiker ganz ähr wie die deutschen Sprichwörter, die er in noch weit größerer Zahl be zogen hat. Es waren ferner die alten Historien, die Geschichte der a Völker, ihre Helden und Staatsmänner; darin sah er Spiegel des Leb für alle Zeiten, erhebende Beispiele einer geistigen Größe, zu welcher C auf weltlichem Gebiet die Menschheit auch schon außer dem Boden Heilsoffenbarung emporgeführt habe, lehrreiche Weisungen für die Be theilung der öffentlichen Verhältnisse auch in der Gegenwart. Besond den Mangel an Unterricht in den Historien hat er, wie wir oben hört bei seiner eigenen Schulbildung bedauert. Und seine Liebe zur Geschi und das von ihm ausgesprochene Bedauern bezog sich nach andern Aeu rungen von ihm weiter und ganz vornehmlich auch auf die Geschichte sei eigenen Volkes.

Darüber, daß Luther nicht noch bessere humanistische Bildung e pfangen habe, äußert sich auch Melanchthon bedauerlich. Er meint, größ Sorge für Bildung der Rede und zugleich die „milderen" Studien ei wahren Philosophie, woran es in Erfurt gefehlt, würden bei Luther viellei auch dazu gedient haben, die Heftigkeit seiner Natur zu lindern.

Uebersehen wir jedoch die andere Seite nicht. In die tiefsten Frag des Menschenlebens, mit welchen Luther ringen sollte, hat doch der Hun nismus, wie er namentlich in Erfurt damals getrieben wurde, gerade ni eingeführt. Die Anregungen, welche in dieser Hinsicht die alten Philo phen boten, hat er nicht aufgenommen. Bei seinen jungen, begeisterte Anhängern wirkte der ästhetische Reiz bloßer Formen und der Genuß, welch die Gebilde alter Poesie, Mythologie u. s. w. der Phantasie gewährte einer ernsten, strengen Vertiefung des sittlich religiösen Geistes vielme entgegen. Die geschichtliche Erfahrung hat ferner gezeigt, wie wenig sol Beschäftigung mit dem Alterthum auch abgesehen vom religiösen Gebiet einem erfolgreichen Kampf mit den realen Mächten der Gegenwart u zu einem klaren Einblick in die praktischen Verhältnisse befähigte; je Beschäftigung war eben auch hiefür zu formal, zu ästhetisch und idealisti oder phantastisch. Auf das ungünstige Verhältniß endlich, in welches dies Humanismus zu den werthvollen Eigenthümlichkeiten des deutschen Volk

eistes und Volkslebens gerieth, ist schon in den Bemerkungen unserer Ein-
itung hingewiesen worden. Auf andere Weise mußte der mächtige religiöse
ämpfer und der deutsche Volksmann innerlich herangebildet werden, ob
ann auch um den kräftigen Kern seines Wesens eine harte, ja rohe Schale
ich forterhielt.

In Hinsicht auf Luthers kirchliche Richtung und Stellung waren für
hn weder in jenen philosophischen Studien, die mit dem eigentlich theolo-
ischen Gebiete sich noch nicht befaßten, noch in seiner Theilnahme an hu-
anistischen Uebungen und Bestrebungen solche Einflüsse auf der Univer-
ität gegeben, die nach einer Seite oder nach der andern hin besonders
ark hätten auf ihn wirken müssen.

Man möchte, wenn man an den in Erfurt noch hoch angesehenen
Johann von Wesel denkt, voraussetzen, es müsse dort fortwährend eine
reie oder geradezu oppositionelle kirchliche Richtung geherrscht haben. Schrif-
en Wesels waren es auch, welche Luther seinen Leistungen behufs Erlan-
ung der philosophischen Magisterwürde zu Grunde zu legen hatte. Allein
erade Luther zeigt doch noch im Jahre 1539,[1]) wo er dies in Betreff seiner
romotion zum Magister bemerkt, keine Kenntniß von jenen Schriften gegen
en Ablaß und die päpstliche Gewalt, durch welche Wesel für uns eine so
ervorragende Stelle einnimmt. Er weiß, das derselbe von der Inquisition
ngerecht abgeurtheilt worden sei, kennt aber die wichtigsten gegen ihn vor-
ebrachten Klagepunkte nicht, sondern nennt statt dessen nur einen einzelnen
ogmatischen Punkt, dessen Angabe noch dazu auf einem Mißverständniß
u beruhen scheint. Bei seinem eigenen Kampf gegen den Ablaß hat er
eine Ahnung davon, daß ihm hierin, und zwar mit viel schärferen Sätzen
ls er selbst Anfangs aufstellte, schon der berühmte Erfurter Lehrer voran-
egangen sei. Als dann seit 1521 ein heftiger Kampf unter den Erfurtern
elbst, nämlich zwischen den lutherisch gesinnten Predigern und den An-
ängern des alten Kirchenthums entbrannte, scheint auch von jenen keiner
uf den alten Erfurter Meister sich berufen zu haben. Diejenigen Schriften
Vesels, welche fort und fort in Erfurt gebraucht wurden, können hiernach nur
eine scholastisch philosophischen und theologischen Arbeiten und Collegien-
efte gewesen sein. Und so drängt sich vielmehr die entgegengesetzte Annahme
uf: daß die Erfurter Universität nach Wesels Verurtheilung zu seinen
olemischen Schriften sich nicht bekennen wollte, ja lieber sie der Vergessen-
eit anheimfallen ließ.

Luthers Lehrer Trutvetter und Usingen gehörten keineswegs zu den
anatischen Eiferern für die römische Kirchengewalt oder für die scholas-
tische Orthodoxie. Sie gehörten einer in jeder Hinsicht mildern Richtung
n. Von Usingen ist schon oben eine Aeußerung gegen die Verirrungen
er Scholastik erwähnt worden. Dem Trutvetter konnte Luther, als jener

über sein Auftreten gegen den Ablaß und die scholastischen Theologen unzufrieden war, hiegegen im Jahre 1519 vorhalten: eben von ihm habe er selbst zuerst gelernt, den Büchern der h. Schrift allein Glauben zu schenken, über die andern Bücher sich das Urtheil vorzubehalten. Allein dies konnte auch einer aussprechen, der in der Auslegung der Schrift den förmlichen Entscheidungen der Kirche sich unbedingt unterwarf. Und weitergehende Erklärungen hatte Luther dem Trutvetter nicht in Erinnerung zu rufen, so sehr es ihm gerade um einen solchen Vorhalt gegen Jenen dort zu thun war. Von Usingen erzählt Luther in den Tischreden, daß derselbe ihm während seines nachfolgenden Klosterlebens sein fleißiges Lesen in der Schrift getadelt habe: man soll vielmehr die alten Lehrer lesen, die den Saft der Wahrheit aus der Bibel gezogen haben; die Bibel richte Aufruhr an. — Freiere Aeußerungen scheint sich Johann Grefenstein erlaubt zu haben, den Luther gelegentlich auch unter seinen Erfurter Lehrern nennt, von dessen Vorlesungen uns übrigens Nichts weiter bekannt ist. Von diesem, sagt Luther, habe er damals schon vernommen, daß Huß ohne Unterricht und ohne überwiesen zu sein, den Tod erlitten habe. Gerade hiebei redet indessen Luther von einem bloßen „Mummeln" über Huß, welches an vielen Orten deutschen Landes geblieben sei. Und er hätte die Aeußerung nicht mittheilen mögen, wenn Grefenstein noch gelebt hätte. Nicht offen hatte dieser sie zu thun gewagt. [1])

Wie sehr der Humanismus seinem Wesen nach zu einer freien Stellung gegen das überlieferte Kirchenthum angelegt sei und hintreibe, hat man mit der Zeit auch in Erfurt erfahren. Luther hat auch laut der von ihm überlieferten Reden erzählt, daß er schon während seiner Jugendjahre Philologen im Streit mit Gegnern aus dem Klerus äußern gehört habe: sie finden in den prophetischen und apostolischen Schriften eine andere Lehre als diese vorgetragen. Aber offen und im Großen hören wir doch damals von solchen Stimmen in Erfurt noch Nichts. Der damalige Meister der jungen Humanisten, Maternus, war ein gut kirchlicher Mann. Ihr damaliges freundliches ungestörtes Verhältniß zu Usingen und Trutvetter war nur möglich, wenn sie bei ihren humanistischen Arbeiten und Freuden von feindlichen Beziehungen gegen das kirchliche System sich fern hielten. Im Allgemeinen bewegten sich auf der Universität die verschiedenartigen Elemente noch unbefangen neben einander. Auch die eben genannten Männer wurden, wie wir schon oben bemerkten, in der mit heidnischen Bildern gezierten Sprache der neuen Poeten verherrlicht. [2])

Wir hören aus jener Zeit von einer merkwürdigen Bezeichnung Erfurt's: „Erfordia Praga". Sollte damit die Universität einer böhmischen, hussitischen Richtung bezüchtigt werden? Auch von einem Doctor Pfennig hören wir dort, der sich zu den Böhmen als ein Gleichgesinnter gewandt habe.

Allein sein Beispiel und jene Aeußerung Grefensteins genügen noch nicht, eine dort wuchernde Richtung dieser Art anzunehmen. Der Name der Böhmen galt auch den Erfurter Humanisten für verachtet, verhaßt und gefährlich. Crotus warnte später den Reformator davor, sich denselben zuzuziehen. Luther selbst meint von jenen Worten „Erfordia Praga", als er sie im Jahre 1521 erwähnt: sie möchten vielleicht jetzt als ein prophetisches Sprichwort sich erfüllen; davon, daß sie in dem angegebenen Sinne schon früher für Erfurt zugetroffen wären, weiß er Nichts. Ein ganz anderes Verhältniß zu den Böhmen war auch schon in den alten Traditionen der Universität begründet. Wenige Jahrzehnte nach ihrer Stiftung hatte sie hauptsächlich durch die große Zahl solcher deutscher Lehrer und Studenten ihren Aufschwung genommen, welche zu Anfang des 15. Jahrhunderts von der Universität Prag wegen der Beeinträchtigung ihrer Rechte durch die Böhmen weggezogen und auf sie übersiedelt waren; Feindschaft gegen die böhmische Nation und böhmisches Wesen müssen diese mitgebracht haben. Für einen Stolz der Erfurter Universität galt dann auf dem Constanzer Conzil ein Johannes Zachariä, ihr Vertreter daselbst, der als Bekämpfer des argen Ketzers Huß vom Papst die goldene Rose erhielt. Eben auf jene Bereicherung Erfurts durch die ausgeschiedenen Prager mögen ursprünglich jene Worte sich bezogen haben. [1])

Auf der Kanzel hat Sebastian Weinmann, ein ernster Sittenprediger, von dem wir schon oben eine Aeußerung gegen die durch Ueberfülle verderbten Einwohner Erfurts angeführt haben, wohl auch die Gebrechen und Laster des Klerus gestraft: später, im Jahre 1508, brach er derb gegen einen Ablaßprediger los und mußte dann auf einige Zeit die Stadt verlassen. Er soll auch seinen Zuhörern von einer künftigen Zeit geredet haben, in der man ihnen „das Evangelium aus dem Buch lesen werde", die aber er selbst nicht mehr erleben werde. Allein an den Prinzipien des herrschenden Kirchenthums hat auch er nicht gerüttelt. Und mit Bezug auf alle die Erfurter Kanzeln erklärt Luther eben dort, wo er die zuerst erwähnte Aeußerung Weinmanns mittheilt: er könne schwören, daß zu seiner Zeit in Erfurt nicht eine rechte christliche Predigt oder Lektion gehalten worden sein; nicht ein Evangelium oder Psälmlein habe man zu hören bekommen. [2])

Aergerniße im sittlichen Leben von Mönchen und Geistlichen traten in Erfurt wie anderwärts zu Tage. Luther kannte dort einen Domherrn, der nach einem fleischlichen Leben im Besitz einer Menge von Pfründen auf dem Sterbebett jammerte: „ach daß ich lieber Knecht eines Schweinehirten gewesen wäre". Aber er wurde auch mit Mönchen bekannt, welche recht ernstlich die schwere Bürde ihrer Gelübde trugen. Namentlich prägte sich ihm die Gestalt vieler Karthäuser ein, welche schon bei

jungen Jahren durch Kasteiung blaß und schwach wie Greise geworden waren. [1])

Wie sehr doch damals die Stadt und Universität noch in herkömmlicher Weise bereit war, der Kirche und ihren Würdenträgern Ehre zu erweisen und ihr zu Dienst den eigenen Glanz zu entfalten, und wie wenig man hierbei noch an Dingen wie dem Ablaß sich stieß, das zeigte sich z. B. in Luthers zweitem Studienjahre, als der päpstliche Cardinallegat Raimund auf seinem Zug durch Deutschland, wo er einen überschwänglichen Ablaß verkündete, nach Erfurt kam. Ihn holten da Magistrat, Rektor und Universität, Mönche und Geistliche in stattlicher Prozession ein. Und mit ihm zog als sein Sekretär und Kapellan Hieronymus Emser, der spätere Gegner Luthers, umher, ein in den alten Sprachen wohlgebildeter junger Mann. Eben dieser ließ sich dann in Erfurt auf einige Zeit nieder, um dort humanistische Vorlesungen zu halten, wobei er auch Luther unter seinen Zuhörern zählte. So wohl vertrug sich dort noch die neue Wissenschaft mit Romanismus, Orthodoxie und Ablaß.

Unstreitig bot Erfurt damals mehr Raum und Anregung für eine freie Bewegung der Geister, als andere Universitäten. Aber auch wenn man für sich die streng kirchlichen Anschauungen festhielt, konnte man dort noch an den humanistischen Studien und am persönlichen Verkehr ihrer Anhänger theilnehmen, ohne hierdurch in jener Richtung erschüttert oder behelligt zu werden.

Luther stand demjenigen Kreise nahe, in welchem Anregungen zu einer freieren Denkungsweise, wenn auch nur mild und beschränkt, schon damals vorhanden waren. Grefenstein sah in ihm einen Jüngling, gegen den man Aeußerungen der erwähnten Art thun durfte. Sie haben sich auch seinem Gedächtniß und Geist tief eingesenkt. Einen Boden aber, in welchem sie sofort fruchtbar hätten keimen und ihren Einfluß weiter hätten entfalten können, haben derartige Worte und Anregungen in seinem Innern nicht gefunden. Das sieht man ja recht klar auch aus der Wendung ganz entgegengesetzter Art, welche hierauf zunächst sein Leben im Jahre 1505 genommen hat. Die innere Freiheit wurde ihm nachher in ganz anderer Weise zu Theil. Da aber wurde dann allerdings auch so Manches, was er schon früher vernommen und erfahren hatte, für ihn erst recht bedeutsam. Ein Hinweis auf positive Quellen und Grundlagen der Wahrheit, welche sich dem überlieferten kirchlichen Standpunkt hätten entgegen stellen lassen, war mit allen Anregungen der erwähnten Art nicht verbunden. Für Luther hat es hieran in seiner ganzen Erziehung und Jugendbildung gefehlt. Eine Bibel hatte er, wie seine Tischreden erzählen, bis in sein zwanzigstes Jahr nicht gesehen. Noch als Student wußte er nicht, daß sie mehr als die kirchlichen Lesestücke der Evangelien und Episteln in sich fasse. Be-

kannt ist der auf jenen Reden ruhende Bericht des Mathesius, wie sie — nämlich die lateinische, kirchliche Bibelübersetzung — ihm zum ersten Mal auf der Universitätsbibliothek in die Hände fiel, wie er auf die Geschichte von Samuel und Hanna stieß, die er eilig und mit Lust durchlas, und wie er sich wünschte, einst ein solch Buch zu eigen zu bekommen. Er fand sich damals doch nicht berufen, die heilige Schrift nunmehr auch zum Gegenstand seiner Studien zu machen und etwa auch die biblischen Commentare vorzunehmen, die in ziemlicher Anzahl auf jener Bibliothek vorhanden waren, die aber freilich zum selbständigen Erforschen und Aufnehmen des Schriftinhalts ihm gerade nicht geholfen hätten. Erst nachher im Kloster warf er sich auf eine zusammenhängende Lektüre der Bibel. [1])

Als Beispiel dafür, wie er ganz noch im alten Glauben und Wahn befangen gewesen, führte er an, daß er in einer plötzlichen Todesgefahr zur Maria geschrieen habe (vergl. unten); wir werden weiter hören, wie er die heilige Anna anrief.

Unter solchen Verhältnissen verfolgte Luther in Erfurt seine Studien. Mit gutem Erfolg absolvirte er den philosophischen Cursus. Schon im Jahr nachdem er Student geworden, an Michaelis 1502, erhält er den ersten akademischen Grad, nämlich den eines Baccalaureus der Philosophie. Unter den 57, welche damals zu dieser Würde vorrückten, ist er als der 30te aufgeführt. Im Jahr 1505, um die Zeit des Erscheinungsfestes, wurde er Magister und zwar als zweiter unter 17. Melanchthon sagt, er habe durch seinen hervorleuchtenden Geist die Bewunderung der Universität auf sich gezogen. Luther erzählte später aus der Zeit, da er Baccalaureus gewesen, das ahnungsvolle Wort eines Freundes, eines Studenten aus Meiningen, der ihn über schlechtes Befinden klagen hörte; derselbe beruhigte ihn: es werde aus ihm noch ein großer Mann werden. [2])

Während der Zeit seines Baccalaureates, wir wissen nicht in welchem Jahr, hatte er einmal eine plötzliche Todesangst zu bestehen. Als er nämlich an einem Dienstag nach Ostern mit einem Freund eine Reise in die Heimath antreten wollte, stieß er sich, eine halbe Meile hinter Erfurt, durch ein Versehen die Waffe, die er bei sich trug, in eine Pulsader des Schenkels, so daß er nur mühsam, auf dem Rücken liegend, durch Zudrücken der Wunde der Verblutung wehren konnte, bis ein Wundarzt geholt war. In der folgenden Nacht wiederholte sich die Gefahr, indem die Wunde aufbrach. Beide Male schrie er um Hilfe zur Jungfrau Maria. Er ließ sich jedoch durch den Schrecken, den er gehabt hatte, nicht zu sehr anfechten: die Zeit, in welcher er das Zimmer hüten mußte, benützte er das Lautenspiel zu lernen, was ihm ohne einen Lehrer gelang. [3])

Nachdem er so den philosophischen Cursus absolvirt, sollte er nach seines Vaters Wunsch das Rechtsstudium vornehmen. Auch für dieses fand

er in Erfurt einen der angesehensten Lehrer, Dr. Hennig Göde, der später (1509) in Wittenberg sein College wurde. Schon hatte ihm sein Vater ein corpus juris, ein damals gar kostbares Buch angeschafft. Mit dem Texte desselben waren in den Ausgaben jener Zeit immer auch die Anmerkungen des mittelalterlichen Juristen Accursius verbunden, welcher die Glossen der älteren Juristen in einem reichen Apparate zusammengestellt hat. Luther gedenkt später einmal, wie er vor Zeiten in diesem Accursius gelesen habe, er bemerkt, wie dieser für eine schwierige Stelle die Meinungen der verschiedenen Erklärer vorführe. Es war bei ihm ohne Zweifel eine Erinnerung aus seiner akademischen Beschäftigung mit der Rechtswissenschaft, womit er also wirklich schon begonnen hatte.

Da trat er plötzlich im Sommer desselben Jahres 1505 ins Erfurter Augustiner-Kloster ein, um ganz einem streng mönchischen Leben und dem Dienste der Kirche sich zu widmen.

Plötzlich und unerwartet kam dieser Schritt seinen Freunden; rasch und plötzlich hatte auch er zu ihm sich entschlossen.

Nach der Erzählung, welche einst von Luther selbst am Jahrestage seines Eintritts ins Kloster den Wittenberger Freunden vorgetragen und in seinen Tischreden aufgezeichnet ist, nach schriftlichen Aeußerungen Luthers gegen seinen Vater im Jahre 1521 und nicht minder nach der Erinnerung seiner alten Erfurter Bekannten, war es, so manches Vorbereitende auch schon bei ihm und in ihm vorangegangen sein muß, doch Ein bestimmtes Ereigniß, das schnell den Entschluß hervorrief und ihn schleunigst zum Vollzuge kommen ließ. [1])

Kaum 14 Tage, ehe er ins Kloster eintrat, nämlich zu Anfang Juli oder bestimmter, wie auch alte Ueberlieferung besagt, am zweiten des Monats, dem Feiertage der Heimsuchung Mariä, war er auf der Rückkehr von einer Reise, die er zu seinen Eltern gemacht, bis in die Nähe der Stadt Erfurt beim Dorfe Stotterheim gelangt. Da brach ein Gewitter mit furchtbarem Blitz und Donnerschlag über ihn los. Erschreckt und zusammenbrechend rief er: „hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden". Er sei, so versicherte er noch zwei Jahre nachher seinem Vater, durch „Schrecken vom Himmel her" gerufen worden. Sein Freund Crotus, damals noch in Erfurt befindlich, schrieb später an ihn: ein himmlischer Blitz habe ihn dort, wie einst den Paulus auf dem Wege nach Damask, zu Boden geworfen und aus der Genossenschaft der Freunde in die Mauern des Klosters getrieben. Es ist dieß eine Auffassung, welche auch schon aus dem Munde eines der Väter jenes Klosters von der zunächst folgenden Zeit seines Mönchslebens her uns berichtet wird: Luther sei wunderbar zur Geistlichkeit bekehrt worden wie ein anderer Paulus. — Wohl hat ihn nachher, wie er in den Tischreden sagt, das Gelübde wieder reuen wollen.

Viele widerriethen ihm. Allein er blieb standhaft. Am Abend des fünfzehnten Juli lud er noch einmal seine besten Freunde zu sich. Noch einmal labte er sich mit ihnen an der Musik, die er so sehr liebte. Aber er wollte sie zum Abschied geladen haben; sie selbst sollten ihn zum Kloster geleiten. Da sie ihn nochmals zurückhalten wollten, sprach er: „heut seht ihr mich und nimmermehr." Tags darauf, am Tage des Alexius, trat er ins Kloster ein. Mit Thränen gaben sie ihm das Geleite.

Noch ein anderes Ereigniß, das ihn vorher schon besonders tief erschüttert habe, geben Melanchthon und Mathesius an: ein Unglücksfall hatte einen seiner Freunde plötzlich weggerafft; nach Mathesius war derselbe erstochen worden. Wir erfahren nicht wie lange zuvor dieß geschehen war.

Daß aber Luthers Schritt keineswegs bloß die Folge augenblicklicher Eindrücke und Erschütterungen, sondern zugleich durch den ganzen Stand und die bisherige Entwicklung seines Innern bedingt und vorbereitet war, das erwies sich in der völligen, entschiedenen und ausdauernden Hingabe, womit er seither wirklich ins Mönchsleben sich vertiefte und alles Andere, was hinter ihm lag, vergessen haben wollte.

Es fehlt uns an einzelnen Angaben über innere Vorgänge bei ihm aus seiner Studentenzeit, die hier zur Erklärung dienen könnten. In seinem äußeren Leben und Verhalten, seinem Verkehr mit den Freunden, seiner Freude an alten Dichtern und Schriftstellern hatten zunächst ganz andere Seiten seines Geistes und Gemüthes als solche, die an einen künftigen Mönch denken ließen, sich kundgegeben. Als Musiker hat er um die Geselligkeit poetisch gesinnter Freunde, denen, wie einem Crotus, alles finstere Wesen fremd war, sich verdient gemacht. Er war, wie Mathesius ihn schildert, „von Natur ein hurtiger und fröhlicher junger Geselle". Auch später wieder, als Reformator, hat er ja diese Seite seiner Natur nicht verleugnet. Sehr verkehrt wäre ferner die Vermuthung, er möchte damals in der Lebenslust zu weit gegangen und dann bei ihm etwa als Folge hievon ein Umschlagen ins Gegentheil eingetreten sein. Wohl gab es auch in Erfurt genug Beispiele eines gefährlichen lustigen Studentenlebens. Luther erzählte später von einem, der längere Zeit sein Stubengeselle war: derselbe habe kein Buch angesehen und, als er sich endlich nach vielen Ermahnungen ans Lesen gemacht, nach einer halben Stunde das Buch weggeworfen und mit Füßen getreten, weil „studere" im Supinum „stultum" habe oder weil Studium dumm mache. Ja er nannte später Erfurt ein Bierhaus und Haus der Unzucht. Ihm aber wurde angestrengtes Studium nachgerühmt. Und von seinem sittlichen Wandel als Student haben auch Gegner, welche gleich nach seinem reformatorischen Auftreten seinem Verhalten in Erfurt nachspürten, nichts Nachtheiliges aufgebracht.

Doch zumeist gerade bei tiefen und vielseitig begabten Geistern kann es geschehen, daß unter einem Leben, in welchem sie den freundlichen Anregungen und bildenden Einflüssen ihrer Umgebung frei sich erschließen, sich harte Kämpfe und düstere Stimmungen verbergen, sich nur in vereinzelten Anzeichen nach außen zu vernehmen geben, endlich aber, nachdem das Herz vergeblich mit ihnen sich abgearbeitet, mächtig als der eigentliche Grundton des Lebens hervorbrechen. Und welcher Art solche Kämpfe bei Luther waren, das zeigen uns theils seine nachfolgenden Zustände im Kloster, die nun ganz durch sie bestimmt waren, theils die Aeußerungen, welche er später über seine ganze Kindheit und Jugend gethan hat.

Als Luther später einmal einen Schwermüthigen zu trösten hatte, der an der eigenen Seligkeit verzweifeln wollte und unter den Anfechtungen sogar Gott zu lästern versucht war, da schrieb er Diesem: Das sei weitaus die schwerste Anfechtung; er selbst habe sie schon als Jüngling kennen gelernt. Von der Zeit seines Mönchthums und zugleich von der Zeit, die er zuvor gelebt habe, sagt er, er habe da immer gedacht: o wann wirst du einmal fromm werden und genug thun, daß du einen gnädigen Gott kriegest? Durch solche Gedanken sei er dazu getrieben worden, der Möncherei sich zu ergeben und mit Fasten, Frieren und strengem Leben sich zu zermartern. Schon oben hörten wir, wie ihn die Furcht vor Gott niederdrückte, wie er Freudigkeit zu Gott nicht mit ihr zu verbinden wußte. Und er selbst weist uns bis auf die Einflüsse seiner frühesten häuslichen Erziehung zurück: der Ernst seiner Eltern und das gestrenge Leben, das sie schon in seiner Kindheit mit ihm geführt, habe ihn verursacht, daß er darnach in ein Kloster gelaufen und Mönch geworden sei. Das Bangen des Knaben den Anforderungen und Strafen der Eltern und Lehrer gegenüber wurde zur Angst des Gewissens gegenüber dem himmlischen Gesetzgeber und Richter. Denn eben das Gesetz war es, worin ihm bei seiner religiösen Erziehung und Unterweisung Gott geoffenbart wurde; und die Gebote und Gerichtsdrohungen des Gesetzes trafen bei ihm in ein von Natur zartes und tiefes und schon durch jene elterliche Zucht erregtes und gedrücktes Gemüth. Die Liebe Gottes, wie sie im Heilande Christus offenbar wird, lehrte ihn ja, wie er nachher so oft klagte, Niemand kennen; er wagte nicht zu Gott als Vater aufzublicken. Das Gesetz ist, wie er sich später gern ausdrückt, zum Stockmeister und Henker für ihn geworden, weil es eben die unbeugsamen und drohenden Forderungen dieses Gesetzes waren, wodurch er seine Stellung zu Gott bedingt wußte. Und zwar haben wir hierbei nicht etwa an vermeintliche Anforderungen einer absonderlichen Sittlichkeit zu denken, zu welcher er sich speziell berufen geglaubt hätte; sondern mit Angst vor Gott erfüllten ihn Gottes allgemeine Gebote in ihrer tiefen und umfassenden Beziehung auf alle Momente des Lebens, der That und der Gesinnung

s iſt, wie er ſpäter lehrt, die Wirkung, welche Gottes Geſetz bei Jedem
vorbringen will, der die erhöhende Gnade noch nicht erfahren hat und
en Gewiſſen noch nicht verſtockt iſt. Für das Verſäumte aber und für
Uebertretungen ſollten dann nach der Lehre und Vorſchrift der Kirche
ndere Büßungen und aſcetiſche Leiſtungen des Sünders eintreten;
von hatte Luther als Student noch wenig oder nichts geleiſtet; der
e Ort hiefür ſchien das Kloſter. — Solcher Art war der Stachel,
chen Luther ſchon bisher in ſich trug. Weder die ernſte wiſſenſchaftliche
eit und ihr Erfolg, noch der Verkehr mit lebensvollen Genoſſen konnte
davon befreien. Er war, wie er ſpäter ſchreibt, ſchon damals hungrig
) durſtig nach der Labung, die er hernach in der heil. Schrift fand;
r, ſagt er, „da war Niemand der uns Etwas gab“. Er blieb auf ſich
ſt angewieſen, — auf einen energiſchen Verſuch, noch zu einem ganz
eren eigenen ſittlichen Leben und Streben als bisher ſich aufzuraffen
) hiedurch doch noch ſich Gott gnädig zu ſtimmen. Am treffendſten hat er
Gedanken, die er nicht los werden konnte, ohne Zweifel eben in jenen
rten ausgedrückt: „o wann willſt du einmal fromm werden und genug
n, daß du einen gnädigen Gott kriegſt!“

Zu dieſer Stimmung mag im Lauf der Zeit mancher äußere Anlaß
) Stoß gekommen ſein. Oben iſt die jähe Todesgefahr erzählt worden,
die er während der Zeit ſeines Baccalaureats gerieth. Länger mag der
anke an ein zu frühes Ende ihn bei jenen Klagen über ſein körperliches
inden beſchäftigt haben, unter welchen ihm, wie wir hörten, ein Freund
) eine große Zukunft verhieß. Und im Gedanken an den Tod ſah er
die Friſt, da er Gottes Gnade noch gewinnen konnte, verſtrichen und
furchtbar entſcheidende Gericht vor ſich ſtehen. Weiter trat ihm endlich
Gefahr eines plötzlichen Todes in dem Beiſpiel jenes anderen Freundes
e, der erſtochen wurde.

So war vorbereitet, was der ſchreckhafte Vorgang zu Anfang Julis
5 vollends zum Durchbruch brachte. Wir erinnern außerdem noch an
vorangegangene Reiſe Luthers, wo er mit ſeinen Gefühlen und Gedanken
in war und, nach Erfurt zurückkehrend, ſein bisheriges Erfurter Leben
) ſeine weitere Laufbahn daſelbſt ſich eben jetzt aufs Neue vor Augen
ſtellen hatte. Da fühlte er in jenem „Schrecken vom Himmel“ vollends
furchtbarſte Mahnung an Gottes Zorn und Gericht und den eindringlichſten
, endlich, wenn ihm noch Friſt bleibe, recht „fromm zu werden“. —
in, daß er unter den Heiligen gerade die Anna anrief, ſehen wir den
n Katholiken und Bergmannsſohn: ſpeziell die Bergleute ſtellten ſich
er ihren Schutz. — Iſt ihm, wie er ſpäter bekannte, das Gelübde gleich
her ſchon faſt wieder leid geworden, ſo hat er nur um ſo entſchiedener
ch die Raſchheit, mit welcher er es ausführte, ſich ſelbſt im Gehorſam

gegen jenen göttlichen Ruf gebunden. Sein Gelübde, sagt er später, sei kein freiwilliges gewesen. Aber es war ihm eine göttliche Nöthigung, der er völlig sich unterwarf.

Seines Vaters Einwilligung zu dem Schritt, zu welchem er sich von Gott getrieben, ja innerlich gezwungen glaubte, wünschte und hoffte er doch auch noch zu bekommen, wenn er ihm gleich erst Nachricht gab, als es für jede Einsprache zu spät war. Aber dieser, so erzählt Luther später, war übel zufrieden und wollte gar toll werden. In dem Schreiben, mit welchem er die Nachricht erwiderte, redete er seinen Sohn, der als Magister mit der Anrede Ihr von ihm geehrt worden war, wieder mit einem Du an und sagte ihm die väterliche Gunst ab. Er sah die kindliche Pflicht durch ihn verletzt und fürchtete, dem jungen Manne möchte bei dem heißen Blute, das gerade diesem Alter eigen sei, die Möncherei vielmehr zum Unheil als zur erhofften Heiligkeit und Seligkeit ausschlagen. Seine eigenen Gedanken waren schon darauf gerichtet gewesen, ihn ehrsam und reich zu verheirathen.

Das bestimmte Kloster übrigens, in welches Luther eintrat, hat er sich unter den zahlreichen Klöstern Erfurts mit gutem Bedacht ausersehen. Er ging zu den Augustinermönchen. Dieser Orden stand in dem besonderen Rufe, noch viele wirkliche Frömmigkeit in sich zu hegen. An seiner Spitze war in Deutschland kurz zuvor der oben erwähnte Proles gestanden. Damals war den thüringischen und sächsischen Klöstern des Ordens Johann Staupitz vorgesetzt, ein Mann von besonders tiefer, echt geistlicher Gesinnung. Die Satzungen des Ordens für das äußere Leben und die religiösen Uebungen waren maßvoll gehalten; sie waren ein Jahr zuvor unter Staupitz' Leitung neu durchgesehen worden. So lobt Luther später noch die Augustinerregel z. B. darüber, daß sie auf die Bedürfnisse der Kranken mehr Rücksicht nehme als die „steife" Regel der Carthäuser. Auch für das Studium der kirchlichen Wissenschaft konnte Luther Raum und Förderung unter den Erfurter Augustinern zu finden hoffen: sein Lehrer Usingen gehörte ebendemselben Kloster an. Und indem Luther jetzt ganz dem Dienste Gottes sich weihte, sollte hiemit eben das Studium der Gottesgelehrsamkeit sich verbinden.

Den weltlichen Wissenschaften gab er den Abschied. Die juristischen Schriften, mit welchen er sich bereits versehen hatte, brachte er den Buchhändlern zurück. Nach Ratzebergers Angabe waren viele solche Bücher aus Luthers früherem Besitz auch noch im Erfurter Augustinerkloster vorhanden, an welches dieser sie abgegeben hatte. Nur von seinen Dichtern wollte er auch jetzt nicht ganz sich trennen: wenigstens einen Plautus und Virgil nahm er mit sich. [1])

Viertes Kapitel.

Im Erfurter Kloſter, 1505—1508.

Luthers geiſtiges Leben in Erfurt vor ſeinem Eintritt ins Kloſter er-
eint uns als ein in ſich zwieſpältiges. Neben der Arbeit um weltliche
eisheit, neben dem Genuß weltlicher Bildung, neben dem heiteren Verkehr
t Freunden bei Muſik und Poeſie hatte jene innere Stimmung ſich ver-
rgen, welche im Sommer 1505 zum mächtigen Durchbruch und raſchen
ege gelangte. Nun, ſeit am Alexiustage die Pforten des Kloſters ſich
uter ihm geſchloſſen hatten, ſchien die Einheit des neuen Menſchen in
nſicht auf all ſein Dichten und Trachten bei ihm hergeſtellt. Denn nur
jenige Richtung, welche dort durch die Schrecken des Himmels geſiegt
tte, ſollte fortan bei ihm herrſchen. Seine Verpflichtung blieb ihm un-
chütterlich feſt. Er wollte nicht mehr rückwärts ſehen.

Eine alte Ueberlieferung erzählt, wie ſeine Freunde noch während
r nächſten zwei Tage vergeblich die verſchloſſenen Kloſtermauern beobachtet
d gleichſam belagert haben, ob ſie ihn nicht wieder herausbekommen
nnten, wie aber einen Monat lang Niemand zu ihm zugelaſſen worden
.[1]) Die Löſung des Bandes zwiſchen ihnen und ihm wurde übrigens
ch durch ein anderes Ereigniß unterſtützt. Es war eine verheerende
demie, eine ſogenannte Peſt in jenem Sommer zu Erfurt ausgebrochen.
e Mitglieder der Univerſität flohen bis aufs nächſte Jahr hinweg und
ſtreuten ſich. So ging Luthers Freund Crotus nach Cöln, Eoban Heß
nderte in Thüringen und Heſſen umher, Spalatin begab ſich ins Kloſter
orgenthal bei Gotha, in welchem er ein Lehramt übernahm und in deſſen
he er im Jahr 1507 zugleich die Pfarrſtelle von Hohenkirchen erhielt.

Luther ſagt ſpäter von ſich: ich war der Welt rein abgeſtorben; ich
chte nie daran, wieder aus dem Kloſter zu gehen, bis daß es Gott Zeit
uchte und mich Tetzel mit dem Ablaß trieb.[2])

Aus dem äußeren Verlaufe von Luthers Kloſterleben ſind uns faſt
r keine Einzelnheiten bekannt.

Nach den Ordnungen des Mönchthumes hatte er zuerſt ein Probejahr
beſtehen, ehe er das feierliche Mönchgelübde mit der Verpflichtung zur
uſchheit, Armuth und Gehorſam ablegte. Da Luther nach einer alten
ſzeichnung, welche von ihm ſelbſt herzuſtammen behauptet und minde-
ns auf eigenen Angaben von ihm ruhen wird, zu Ende des Jahres 1505
Mönch geworden" ſein ſoll und doch ſein Eintritt ins Kloſter ohne Zweifel
ht erſt damals, ſondern ſchon im Juli erfolgt iſt, ſo darf man jene
itbeſtimmung wohl daraus erklären, daß ſie urſprünglich auf die Able-
ng des Gelübdes nach der Probezeit ſich bezogen habe und dieſe demnach

für Luther bedeutend abgekürzt worden sei. Freilich ist diese Vermuthung nicht ganz sicher, sofern ein direktes Zeugniß für sie fehlt. [1])

Da gelobte denn Luther nach der festgesetzten Form: „Ich, Bruder Martinus, thue Profession und verheiße Gehorsam Gott dem Allmächtigen und der heiligen Maria allezeit Jungfrauen und dir Bruder N., Priori dieses Ortes im Namen und anstatt des gemeinen Priors des Ordens der Brüder Einsiedler St. Augustini des Bischofs und seiner Nachkommen, — zu leben ohne Eigenes in Keuschheit nach der Regel desselbigen heiligen Augustin bis in den Tod".

Der Augustinerorden hat, aus Einsiedlerverbindungen hervorgegangen, den Namen der Eremiten oder Einsiedler beibehalten, auch nachdem er seit dem 13. Jahrhundert die gewöhnlichen Formen klösterlichen Zusammenlebens angenommen hatte. Die Vorsteher der Klöster hießen nicht Aebte, sondern Prioren. Der „gemeine Prior" ist der Ordensgeneral des gesammten Ordens. Ueber den Klöstern der einzelnen Provinzen stand ein Vicar desselben oder ein Provinzial. Als Vicar für die deutschen Klöster ist schon früher Proles und sodann Staupitz erwähnt worden. Staupitz hatte jedenfalls die Aufsicht über die Augustiner Thüringens und Sachsens schon seit dem Jahre 1503. Streitig ist, ob er schon damals oder erst im Jahre 1515 Vicar für die ganze deutsche Provinz wurde.

Nach dem Brauche des Ordens erhielt Luther eine schwarze Kutte und lederne Kapuze. Ueber der Kutte wurde ein weißes Scapulier getragen, — Tuchstreifen, welche über Brust und Rücken bis zu den Füßen herabhingen. — Seine kleine Zelle mit einem Fenster, gegen den Klostergarten hin gelegen, wurde noch im ehemaligen Klostergebäude zu Erfurt aufgewiesen, bis vor Kurzem ein Brand sie zerstört hat.

Die Mönche pflegten statt ihres Taufnamens einen neuen Namen zu erhalten. Ihre Aufnahme in den heiligen Mönchstand galt wie eine neue Taufe. Luther sah darin später einen schändlichen Abfall von der einen wahren Taufe. Er selbst erhielt damals den Namen Augustin nach dem großen Ordensheiligen. Er scheint übrigens von demselben auch während seines eifrigsten Mönchslebens nur wenig Gebrauch gemacht zu haben. In dem einzigen Briefe, der uns von ihm aus dem Erfurter Kloster erhalten ist (vom 22. April 1507, vgl. unten), unterzeichnet er sich als Bruder Martin Luther. Nur bei einem spätern Briefe (vom 5. August 1516) wird als seine Unterschrift „Martinus Augustinus" angegeben (denn „Augustin" in der Unterschrift vom 15. April 1516 „Martinus Lutherus Augustin" bedeutet ohne Zweifel Augustinianus = Augustinermönch, wie er auch sonst damals sich unterzeichnete). So blieb doch ihm auch im Kloster der Name, den ihm die Eltern bei der Taufe gegeben, der liebste. Der große Kirchenlehrer Augustin sollte in ganz anderer Weise, als es bei der Zuthei-

lung des neuen Namens an ihn gemeint war, für Luther bedeutungsvoll werden. [1])

Der weitere wichtigste Moment auf der Bahn seines Klosterlebens war dann seine Weihe zum Priester am 2. Mai 1507.

Noch ein volles, reiches Bild können wir und zwar hauptsächlich aus Luthers eigenen spätern Aeußerungen, von den Arbeiten, Kämpfen und verschiedenartigen innern Erfahrungen überhaupt uns entwerfen, mit welchen er im Allgemeinen von seinem Eintritt ins Kloster bis zu seinem Abgang aus Erfurt im Jahre 1508 zu thun hatte, ohne daß dafür einzelne bestimmte Zeitpunkte im Verlauf jener Jahre sich mit Sicherheit ausheben ließen.

In der ersten Zeit nach dem Eintritt war er, wie seine spätern Freunde berichten, mit niedrigen Dienstleistungen, als da sind Auskehren und Aussegen u. s. w., schwer belastet worden. Es war, als ob die Ordensbrüder nicht blos dem Neuling überhaupt eine schwere Probe auflegen, sondern speciell den ihnen an Gelehrsamkeit überlegenen, bisher hochstrebenden jungen Mann und Magister drücken wollten. Die Universität jedoch, deren Glied er auch als Mönch verblieb, nahm sich seiner an. Auch Staupitz soll schon damals auf seinen Geist und seine wissenschaftliche Begabung aufmerksam geworden sein und ihm besondere Theilnahme zugewandt haben. So wurde er wenigstens der Verrichtungen, die für ihn zu schmählich schienen, enthoben. [2])

Die Satzungen und Bräuche des Ordens, und die Art, wie sie um jene Zeit gehandhabt wurden, ließen dann für die einzelnen Ordensbrüder immer noch eine verschiedenartige Beschäftigung und geistige und religiöse Entwicklung zu, je nach Anlage und Richtung der Einzelnen.

Man hielt zwar strenge auf die gleichmäßigen äußern Formen der religiösen Uebungen, auf das Horensingen zu den bestimmten Stunden des Tages und der Nacht, auf die ständigen Gebete, aufs Messehören und bei den Ordinirten aufs Messelesen, auf das regelmäßige Fasten u. s. w. Allen lag auch im Dienste des Klosters das Sammeln von frommen Gaben, Lebensmitteln und Anderem ob; die Mönche, welche die Priesterweihe hatten, verbanden das auf den Dörfern der Umgebung mit Messelesen. So erzählt Luther auch von sich, wie er habe „terminiren und nach Käse gehen müssen“ und wie er dabei Messe gehalten habe. Vor seiner Priesterweihe wird ihm also ohnedieß, trotz der vorhin erwähnten Erleichterungen, ein zeitweises Herumgehen mit dem Sack nicht erlassen worden sein. Dabei wollten die Mönche, wie Luther es ausdrückt, Alles über einen Leisten schlagen, und namentlich wollten die ältern keine Last, die sie selbst getragen, den jüngern ersparen. So sagten sie zu ihm schon bei seiner Aufnahme ins Kloster: „wie mir geschehen, geschehe dir“. Gerade auf kleinliche, lästige und läppische Dinge wurde, wie er später bemerkt, auch um deßwillen be-

sonders gedrungen, weil darin ein recht selbstverleugnender Gehorsam sich zeige.[1])

Dennoch blieb Spielraum für eigene Neigungen und Bestrebungen. Am meisten hören wir davon, daß Mönche neben jenen Uebungen und Verrichtungen doch einem bequemen Leben sich hinzugeben und insonderheit ihren Bauch zu pflegen wußten. Das machte man ja damals dem Mönchthum überhaupt zum Vorwurf. Luther gedenkt später noch eines Erfurter Bruders, der bei kräftigem Leib sich doch wegen vorgeblicher Ungeschicklichkeit den Arbeiten im Kloster entzog und daneben gestand, er wisse wohl, daß, wenn er einmal Hand anlege, er es später noch oft thun müsse. Aber auch die freie Pflege der neuen Wissenschaften war durch die Zugehörigkeit zu Orden und Kloster nicht ausgeschlossen. Der junge Humanist Urban setzte als Cisterziensermönch im Kloster Georgenthal seinen Verkehr mit den Erfurter Genossen und mit Mutian eifrig fort. Ebenso blieb mit diesem Haupte der Humanisten Spalatin als klösterlicher Lehrer enge verbunden.[2])

Die Neueingetretenen erhielten aus der Zahl der älteren Mönche zu ihrer Leitung und Unterweisung einen Lehrmeister oder Präceptor. Sie standen also noch unter besonderer Zucht. Luther war jedoch gerade in dieser Beziehung gut berathen. Er rühmte noch lange nachher seinen „mönchischen Pädagogen" als einen trefflichen Mann, der unter der verdammten Kutte ein echter Christ geblieben sei; er erinnerte sich von demselben im ersten Jahre seines Mönchthums einen schönen, eigenhändig von Jenem abgeschriebenen Dialog aus einer Schrift des Athanasius zur Lektüre erhalten zu haben; von seinem seelsorgerlichen Verhältniß zu Luther haben wir unten noch weiter zu reden.[3])

Luther nun hat unter diesen Verhältnissen alles eigene Dichten und Trachten darauf gerichtet, das Ziel seines Mönchthums wirklich zu erreichen, endlich einmal recht „fromm" und hiedurch des göttlichen Wohlgefallens gewiß zu werden. Jetzt schienen ihm hiezu ja in jenen mönchischen Uebungen so reiche Mittel gegeben. Mit der gewissenhaftesten, peinlichsten Hingabe wollte er sie benützen. So kann er sich später das Zeugniß geben: er habe nicht zu den Buben gehört, welche im Kloster ein loses Leben führen, sondern zu den rechtschaffenen Mönchen, welche es sich sauer werden lassen, sich zerplagen, auf daß sie selig würden. Mehr als Alle, welche ihn als Reformator haßten und lästerten, habe er selbst dort Nachtwachen gehalten, Gehorsam geübt, gefastet, gebetet, seinen Leib mit allerlei Kasteiung mißhandelt und habe Alles in lauterer Einfalt gethan als zu Gottes Ehre. Und er vermochte mit seinem von Kindheit her hart gewöhnten Leibe Bedeutendes in der Ascese zu leisten. Er habe, sagt er, oft drei Tage lang keinen Bissen gegessen und keinen Tropfen getrunken. Noch in seinem spätern Leben konnten, wie Melanchthon aus eigener Beobachtung berichtet, wich-

: Arbeiten und schwere Gedanken ihn Tage lang, ja einige Tage nach
ander der leiblichen Nahrung vergessen lassen. Doch erklärt Luther damals
h mehr gethan zu haben, als mit seiner Gesundheit verträglich gewesen
Er leitete manche körperliche Leiden seiner späteren Jahre noch von
Marter her, welcher er damals seinen Leib unterworfen habe; er meinte,
würde ihm, länger fortgesetzt, den Tod gebracht haben.[1])

„Ist je", sagt Luther, „ein Mönch gen Himmel kommen durch
öncherei, so wollt ich auch hineingekommen sein." Er berief sich dafür
j das Zeugniß aller seiner Klostergesellen. Auch von feindlicher Seite
: wurde später daran erinnert, wie er, der hernach Abgefallene, einst sogar
n Muster für Mönche und Nonnen hingestellt worden sei; so that es
: Erfurter Augustiner-Pater Johann Natin, ein strenger, schwer zu
riedigender Mann, bei der Visitation eines Nonnenklosters in Mühlhau-
ı: er nannte ihn hiebei, wie wir schon oben erwähnten, einen wunder-
r zur Geistlichkeit bekehrten anderen Paulus. Die Reinheit und Strenge
nes sittlichen Wandels im Kloster hat keiner seiner Gegner bestritten,
ch wenn sie in anderer Beziehung gar einen Zustand dämonischer Be-
senheit bei ihm wahrgenommen haben wollten.[2])

Neben der kirchlichen, mönchischen Zucht und Unterweisung zum
mmen Leben wurde Luthern schon bei seinem Eintritt ins Kloster die
ilige Schrift dargeboten, nach welcher er sich sehnte noch ohne zu wissen,
s er eigentlich in ihr suchen und finden sollte. Mit Liebe erinnerte
sich später an das in rothes Leder gebundene Exemplar der lateinischen
belübersetzung, welches ihm die Mönche zum Gebrauch gaben. Auch ist
: Angabe, daß ihm die Bibel, nach der Ablegung seines Gelübdes oder
ch seiner Priesterweihe wieder genommen worden sei, obgleich man sich
für auf eine mündlich überlieferte Aeußerung von ihm beruft, nicht glaub-
irdig. Er äußert sich sonst vielmehr so, als ob er eben jenes Exemplar
:t und fort wieder durchgelesen und bis zu seinem Abgang aus Erfurt
halten hätte. Der Ordensvikar Staupitz selbst ermahnte ihn, vor Allem
t dem biblischen Texte sich genau bekannt zu machen, damit er ein guter
eolog werde. So entsprach es Staupitzens eigener Richtung. Nachher
nderte sich freilich auch Staupitz über die Unabläßigkeit, womit er jenen
th befolgte. Wir bemerkten schon oben, wie Usingen, der theologische
hrer des Klosters, ihn abmahnte und ihn vielmehr zum Studium der
chlichen Theologie trieb. Unter den übrigen Mönchen stand er ohnedieß
t diesem seinem Eifer ganz allein: kein Anderer, sagt er, habe im Er-
rter Kloster die Bibel gelesen. Er jedoch las sie immer aufs Neue durch
d machte sich mit ihr so vertraut, daß er von den einzelnen Sprüchen
gen konnte, auf welchem Blatte seines Buches sie standen; er bedauerte
shalb später, daß er jenes Exemplar nicht habe behalten können.[3])

Aber auch das vorgeschriebene Studium der kirchlichen, scholastisch Wissenschaft betrieb Luther im Kloster mit ausdauerndem Fleiße und keine wegs ohne lebhaftes Interesse, obgleich ohne je zu innerer Befriedigu dadurch zu gelangen. Nur von der „Physik" sagt er später, er sei ihr schon damals sehr überdrüssig gewesen. Auch von den theologisch Hauptwerken und Schriftstellern des mittelalterlichen Katholizismus urthei er später zwar niedrig und seine frühere Beschäftigung mit ihnen ist ih ein Gegenstand unangenehmer Erinnerung geworden. Damals aber h er an ihnen auf Grund derjenigen philosophischen Vorbildung, die er sch als Student sich angeeignet hatte, aufs ernstlichste weitergearbeitet, hat a ihnen sein Denken geübt und hat einen reichen Stoff der herkömmliche theologischen Begriffe und Kenntnisse für immer sich gesammelt. Ausdrü lich berichtet hierüber Melanchthon. Und Zeugniß davon geben Luther spätere Schriften nicht bloß in ihrem Kampfe gegen jene Theologie, die so aus eigener Erfahrung kannte, so auch in vielen eigenen Untersuchunge und Ausführungen, in welchen wir ihn an die Ideen Aelterer anknüpfe oder noch unwillkürlich unter dem Einfluß früherer Anschauungen stehe und mit ihnen innerlich ringen sehen.

Diejenigen Theologen, mit welchen er sich vorzugsweis beschäftigte, g hörten jener nominalistischen Richtung der Scholastik an, sowie ja auch Usinge der im Kloster vollends speziell Luthers wissenschaftlicher Lehrmeister wurd den nominalistischen Standpunkt einnahm. Es waren besonders Wilhel von Occam (†1347), welchem der Nominalismus seine neue Begründu und seinen Sieg in der Theologie des abnehmenden Mittelalters verdankt Gabriel Biel (†1495), der letzte bedeutende Nachfolger Occams in dies Richtung und die letzte angesehene Größe unter den Scholastikern überhaup ferner Peter d'Ailly, der Kanzler der Universität Paris und Cardinal vo Cambray, welcher am meisten durch sein Eintreten für die Rechte der al gemeinen Kirche gegen die alleinige Herrschaft des Papstthums gegen d Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts sich berühmt gemach auch schon gegen manche Verkehrtheiten der Scholastik sich erklärt, übrige gleichfalls an die Dialektik und die theologischen Prinzipien des Occa schen Nominalismus sich angeschlossen hat; sodann Johann Gerson, welch in der kirchenpolitischen Thätigkeit wie in der Pariser Kanzlerwürde jene nachfolgte, in der Auffassung des religiösen Lebens und Erkennens m scholastischen und nominalistischen Schulformen eine milde, praktische, a die innere Erfahrung hin gerichtete Mystik nach der Art älterer scholast scher Mystiker verband. Auch in Bonaventura, einem dieser älteren The logen, hat Luther nach einer Aeußerugn seiner Tischreden viel gelesen – sei's noch in Erfurt, sei's in den nächsten Jahren zu Wittenberg, indem aus ihm über die Einigung der Seele mit Gott sich zu belehren versucht

Luther behielt ſtets Achtung vor Occams formaler Gewandtheit und härfe im Denken, Definiren, Eintheilen u. ſ. w., auch als er die Wiſſenaft deſſelben hinſichtlich ihres Inhalts für eitel und falſch erklärte; er nnte ihn noch den erſten und ſcharfſinnigſte unter den ſcholaſtiſchen hrern. Er folgte Occams und Biels Fragen und Unterſuchungen über ottes Weſen, welches ſie vor allem in einen unbedingten, freien, willkürlich altenden Willen ſetzten. Ueber die Allgegenwart und die verſchiedenen rten, in welchen ſie zu denken ſei, hat er ſelbſt nachher als Reformator usführungen vorgetragen, welche ähnlich ſchon bei Biel ſich finden. Unter iels Werken beſchäftigte ihn beſonders deſſen Schrift über das Meßopfer.[1])

Auch zu einem freieren, kritiſchen Verfahren gegenüber den kirchlichen ogmen lagen bei jenen Theologen bereits Anregungen vor. War doch hon im Nominalismus als ſolchem eine kritiſche Richtung, welche dann uch gegen jene Dogmen ſich wenden konnte. Er bezweifelte und beſtritt, ie wir oben bemerkten, auf ſeinem philoſophiſchen Standpunkt die bisher haupteten und vorausgeſetzte Geltung der allgemeinen logiſchen Begriffe: aren hiermit nicht auch diejenigen begrifflichen Feſtſtellungen bedroht, in elchen bisher die kirchliche Wiſſenſchaft den Glaubensinhalt ausprägen zu nnen vermeint hatte? und gab nicht in jenen Angriffen auf die herömmliche Lehre von Sein und Erkennen ein kritiſcher und ſkeptiſcher eiſtestrieb ſich kund, der am Ende auch durch die kirchlichen Autoritäten nd Satzungen ſich nicht mehr binden laſſen mochte? Wirklich haben ſchon ne Nominaliſten auch in einer Menge von Einwendungen, welche man egen dieſe und jene kirchlichen Dogmen etwa erheben könnte, mit Vorliebe ren Scharfſinn erprobt. Sogar gegenüber dem katholiſchen Dogma von er Verwandlung des Brodes und Weines im Abendmahl durch den Prieſter, elches ſo beſtimmt von der Kirche ſanktionirt worden war und ſo wentlich zur Verherrlichung des menſchlichen Prieſterthums diente, wagte 'Ailly und noch vor ihm Occam eine andere Auffaſſung als denkbar vorufühen; und eben auf d'Ailly hat nachher auch Luther bei ſeinem Widerruch gegen jenes Dogma ſich berufen. Allein alle derartige Ausführungen ner Theologen liefen doch immer wieder dahin aus, daß die Vernunft, elche auf ſolche Einreden kommen könnte, über die theologiſche Wahrheit u entſcheiden und zu urtheilen überhaupt unberechtigt und unfähig ſei, aß ſie den kirchlichen Autoritäten, in welchen Gott rede, ſich unbedingt nterwerfen müſſe. Eben hiebei verblieb auch Luther, der damalige demüthige Schüler und Knecht der katholiſchen Kirche.

Der freieren kirchlichen Prinzipien, die Luthern bei d'Ailly und Gerſon egegneten, iſt bereits gedacht worden. Vor ihnen hatte bereits Occam — nd zwar er im Intereſſe der ſelbſtändigen Rechte des Staates — die äpſtliche Allgewalt bekämpft. Und eben dieſe ſelbſtändige Stellung und

Berechtigung der staatlichen oder weltlichen Gewalt neben der kirchlichen oder geistlichen hat nachher Luther am klarsten ausgesprochen und auf die evangelischen Prinzipien begründet. Allein mit dieser Seite in der schriftstellerischen und kirchlichen Thätigkeit der genannten Theologen zeigt Luther auch später noch auffallend wenig Bekanntschaft. Während seines Erfurter Mönchthums hatte er keinen Sinn dafür. Nicht die kirchlich-polemische Literatur war es, die ihm von seinen Lehrern anbefohlen und von ihm gewissenhaft durchgearbeitet wurde, sondern bei Theologen wie Occam und d'Ailly ihre philosophisch-dogmatischen Arbeiten, bei Gerson, wie wir unten noch weiter hören werden, die praktisch-mystischen Lehren und Anweisungen.

Innerhalb der kirchlichen Glaubenswissenschaft führte das persönliche religiöse Interesse ihn immer wieder zumeist auf die Fragen und Lehrbestimmungen über das Verhältniß des Menschen zu Gott, über die Heilsordnung, über den rechten Weg zur Frömmigkeit und Gottgefälligkeit hin. In dieser Beziehung hören wir ihn später besonders viel über und wider Occam und andere Scholastiker gleicher Richtung, zu denen Biel und auch d'Ailly gehörte, reden. Gerade bei ihnen vernahm er nun die am weitesten gehenden Erklärungen darüber, welch reiche natürliche Kräfte zum Gutesthun den Menschen trotz Adams Fall verblieben und wie sehr sie demnach auch nach der Offenbarung des christlichen Heiles noch auf ihre eigenen Leistungen angewiesen seien, um der göttlichen Gnade und der schließlichen Seligkeit wirklich theilhaftig zu werden. Sie seien im Stand, von sich aus die göttlichen Gebote ihrem Inhalt nach wirklich zu erfüllen, ja sogar Gott über Alles zu lieben. Nur gehe freilich der Wille des gebietenden Gottes dahin, daß sein Gesetz nicht bloß überhaupt erfüllt werde, sondern daß dabei ein höherer, als der ganze natürliche Sinn und Geist im Menschen walte. Sie sprachen von einem übernatürlichen, auch über die ursprünglich anerschaffene Natur des Menschen erhabenen „Habitus", der dem Menschen im Wollen und Thun des Guten eigen sein müsse, um das über seine Natur und seine natürlichen Ansprüche hinausliegende göttliche Gut des ewigen, seligen Lebens zu erlangen. Das sei die „Gnade", welche jetzt dem Menschen mit Hilfe der kirchlichen Gnadenmittel „eingegossen" werden müsse. Dem Adam sei einst eine solche übernatürliche Rechtsbeschaffenheit zu seiner natürlichen Ausstattung hin als wunderbares Geschenk von oben verliehen gewesen. Durch den ersten Sündenfall habe er es für sich und seine Nachkommen verscherzt. Diese Gnade allerdings müsse jetzt erst wieder dem Sünder geschenkt werden. Eben ihrer aber müsse er durch Leistungen eigener Kraft sich erst würdig machen. Er könne und solle nämlich zu diesem Behuf vermöge der natürlichen Willenskräfte Gutes vollbringen, das, wenn es gleich noch nicht den Werth eines eigentlichen Verdienstes vor Gott habe, doch durch Gottes Milde und Billigkeit für etwas Verdienstliches von Gott

angenommen werde. In Folge dieses Verdienstes, welches der Mensch sich erworben, lasse dann Gott jene Gnade in ihm einströmen. Und vermöge dieser Gnade könne und solle dann der Mensch Werke üben, welche kraft ihres eigenen Werthes vor Gott verdienstlich seien; mit ihnen werde endlich die Seligkeit verdient.[1] — Unserem Bewußtsein klingen diese Vorstellungen und Lehrformen wohl fremdartig. Uns liegt die Annahme viel näher, daß man entweder sein christlich sittliches Leben auf die einfache, demüthige, vertrauensvolle Hingabe an Gottes vergebende und mittheilende Liebe gründen, oder aber, wenn man jenes Vertrauen zur eigenen natürlichen Kraft und Güte besitzt, sich nun auch entschieden nur auf sich selbst stellen, die Sätze von der eingegossenen Gnade sammt den Sätzen von jener übernatürlichen Gabe Adams fahren lassen und nur etwa noch einen neben dem eigenen Willen hergehenden, behütenden und fördernden Beistand der Vorsehung für zulässig erachten müsse. In der späteren Scholastik aber waren sie zu einem Systeme ausgebildet, nach welchem nun auch das fromme praktische Streben des Christen sich richten und seine Hoffnung auf Gottgefälligkeit und Seligkeit sich bestimmen sollte. Im Katholicismus haben sie auch seither fortgelebt und fortgewirkt, wenn sie auch nicht mit Ausschluß einer anderen Richtung, welche mehr auf Gottes Gnade und weniger aufs menschliche Verdienst hält, zum alleingiltigen Dogma erhoben worden sind. Sie mußte Luther studieren; sie wiesen ihm den Weg, wie er endlich fromm und seiner Seligkeit gewiß werden sollte. Jene praktisch religiösen Uebungen und Leistungen Luthers standen in der engsten Beziehung zu ihnen und der Eifer, mit welchem er jene betrieb, werden gerade durch sie vollends erklärlich. Neuere Katholiken haben wohl jenen Eifer Luthers für ein krankhaft überspanntes Trachten nach einer sonderlichen Heiligkeit und Würdigkeit erklärt. Man sieht aber, wer und was ihn dazu getrieben hat. Und gerade auch jetzt, wie schon bei seinem früheren Wunsche „fromm zu werden", handelte es sich für ihn nicht um einen Weg zu besonderem Ruhme, sondern einfach um die Bedingungen, von welchen nach der katholischen Lehre Seligkeit oder Verdammniß abhing.

Hauptsache war und blieb für Luther nicht das theologische Forschen und Wissen, sondern das fromme Leben mit der für ihn furchtbaren Frage, ob denn nun er selber mit dem seinigen vor Gott bestehen könne.

Wie weit er es wirklich auf jenem Wege gebracht hat, das hat er nachher oft mit den lebendigsten Zügen geschildert.

Als er sein Mönchsgelübde abgelegt hatte, da wünschten ihm sein Prior, sein Beichtvater und die Klosterbrüder Glück, daß er „nun wäre als ein unschuldig Kind, das itzt wie aus der Taufe käme". Es dünkte ihm auch fernerhin noch herrlich, als er den Mönchsstand rühmen hörte, weil man darin auch diese neue Taufe immer wieder erneuern könne, wenn man

nämlich sich hineindenke, als wäre man noch nicht Mönch, und nun den Vorsatz, Mönch zu werden, aufs Neue fasse. Weiter verhieß dann jeder Tag mit seinen besonderen Leistungen und Kasteiungen besonderes Verdienst vor Gott. Und noch vielmehr an solchen Verdiensten, als sie für sich selbst brauchten, sollten die frommen Mönche erlangen; von ihren überflüssigen Werken sollten sie noch den Laien mittheilen, welche dafür dem Kloster Geld und Lebensmittel darbrachten; Luther legt später einmal die Formel einer bei ihnen üblichen Verschreibung vor, wo der Mitgenuß an dem Verdienste mönchischer Fasten, Nachtwachen und Gebete für einen Scheffel Getreide zugesichert wird.[1])

In grellem, traurigen Widerspruch hiezu stand seine persönliche Erfahrung. Die ersehnte Ruhe stellte sich nicht bei ihm ein, geschweige denn ein Bewußtsein hohen Verdienstes. Was er auch that, — es genügte nicht, ihn des göttlichen Wohlgefallens zu versichern. Durch den eingegossenen Gnadengeist sollten die frommen Werke den gerechten Anspruch auf Verdienst vor Gott erlangen; er selbst hätte auf die Frage, ob er den heiligen Geist zu haben glaube, nur antworten können: „behüte mich Gott davor, daß ich so vermessen sei". Je mehr er in dem vielgepriesenen neuen Stande sich vor Gottes Angesicht stellte, desto mehr nur wiederholte sich das Zweifeln, Zagen und Zittern. Fort und fort verfolgte ihn trotz der vorgeblichen neuen Taufe die Angst darüber, daß er mit seinen Sünden der Gnade der ersten, wahren Taufe verlustig gegangen sei, und sich nicht mehr helfen könne. Statt das Vergangene gut zu machen, sammelte er immer neue Sünden auf sein Haupt. Während er sich einbildete, in einem Stande zu leben, der „die zehen Gebote weit überträfe", konnte er sich nicht das Zeugniß geben, diesen je wahrhaft gerecht geworden zu sein.[2])

Er gehörte zu den „frommen und rechtschaffenen Mönchen", zu denen, welche es nicht blos zu sein heuchelten. Weder Uebertretungen des allgemeinen göttlichen Gesetzes noch Verletzungen der Ordensregeln wurden ihm vorgeworfen. Auch besonders heftige sündhafte Triebe und Lüste hatte er sich nicht vorzuwerfen. Man denkt, wenn man von herben, innern Kämpfen eines Mönches mit Sünde und Fleisch hört, wohl namentlich an die Anfechtungen, welche eben das Mönchsgelübde, nämlich die Pflicht der Keuschheit und der Gedanke an die unerbittliche Nothwendigkeit lebenslanger Enthaltung ihnen bereite, und in ergreifender Weise hat Luther später die Noth geschildert, in welche so mancher wackere Mönch wirklich hierdurch gerathe. Allein für seine persönlichen Zustände war dies nicht von so hervorragender Bedeutung. Er redet davon mit Bezug auf sich selbst später schlicht und offen. Es vermöge kein Jüngling noch Mann dem zu wehren, daß er nicht, wie der Apostel sagt, Brunst litte; oft habe man zwar, wie es ihm selbst ergangen sei, gerade im ersten Jahre, dem Probejahr fürs

Mönchthum, noch verhältnißmäßige Ruhe, so daß man sich der Keuschheit freue, und müsse nachher, wenn es zu spät sei, den tückischen innern Feind und Versucher um so peinlicher kennen lernen. Doch habe er überhaupt als Mönch nicht besonders viel unter solchen Kämpfen zu leiden gehabt; seine körperlichen Zustände seien von der natürlichen Ordnung nicht abgewichen, nicht etwa nach jener Seite hin krankhaft erregt gewesen; gerade durch seine Selbstpeinigung seien übrigens die Triebe, welche er durch sie bekämpfen wollte, noch mehr gesteigert worden. Die sündhaften Regungen und Thatsünden, mit denen Luther in seinem Gewissen sich quälte, waren vielmehr auch während seines Mönchthums jene allgemeinen, auf welche in jedem Christen der Kampf zwischen Fleisch und Geist sich bezieht, von dem das apostolische Wort Galat. 5, 17 ff. redet. Bei der Auslegung eben dieses Wortes erwähnt nachher Luther, welche Noth ihm selber einst die Regungen des Zornes, Hasses, Neides, der Ungeduld u. s. w. in seinem Inneren gemacht haben. Denn so oft er eben ein solches „Gelüsten des Fleisches" in sich verspürt, habe er gemeint, es sei um seine Seligkeit geschehen. Trat doch allen solchen Regungen und Ausbrüchen in seinem Gewissen das unbeugsame Gesetz Gottes gegenüber, das sie als Sünde strafte. Dem that der laxe Maßstab, mit welchem seine scholastischen Lehrer die Sünde schätzten, für sein Gewissen keinen Abbruch. Und die natürlichen Kräfte, vermöge deren man sich Eingießung der Gnade sollte verdienen können, fand er in sich eben nicht vor. Auf die eigene Leistung, die eigene Gesetzeserfüllung sah er sich doch immer angewiesen. Es war der Gesetzesstand, den er jetzt ganz durchkosten mußte: der Stand eines Menschen, der sein Verhältniß zu Gott ganz durch Gottes heilige, unbedingte Forderungen und durch seine eigenen Leistungen bestimmt und nach dem Werthe, welchen diese vor dem höchsten Richter und Herzenskundigen beanspruchen können, sein ewiges Wohl oder Wehe entschieden sieht. Luther erkannte später eine gnädige Fügung Gottes darin, daß alle stolze Eigengerechtigkeit so ganz in ihm niedergeworfen worden sei und er dann schlechthin zur erbarmenden Gottesliebe sich flüchten gelernt habe. So, sagt er, müsse man, um recht durstig nach der frohen Gnadenbotschaft zu werden, erst „im Gesetz als auf einer Schweißbank schwitzen, Angst und Noth leiden". — Zu den Geboten und Verboten des Sittengesetzes, das in eines jeden Menschen Gewissen sich bezeugen will, kam dann für Luther noch eine Menge kleinlicher Satzungen fürs Mönchsleben, für Nahrung, Kleidung, Reden und Schweigen, Fasten, Beten u. s. w., auf deren Uebertretung im Kloster nur zu oft mehr Gewicht als auf Versündigungen gegen jene gelegt wurde. Luthers eigenes Gewissen endlich, — allenthalben erschreckt und von allen Seiten her gebunden, — gerieth in innerer Unsicherheit und Aengstlichkeit auf Sünden, die weder jenen noch diesen Gesetzen gegenüber Sünde heißen

mußten; es quälte sich mit „halben, erdichteten Sünden", wie er sie nachher nennt.[1])

Wohl hielt Luther an mit Beten um höhere Hilfe und Gnade. Aber wer verbürgte die Erhörung? Wohl rief er zu den Heiligen. Aber er konnte damit nicht bestehen gegen den Schrecken des einen Wortes: „Ich, der Herr, Dein Gott, bin ein eifriger Gott". Vor diesem Gott, sagt er, fliehen, wie er aus Erfahrung wisse, die Schüler des Gesetzes als vor dem Teufel. — Ueber das göttliche Wesen und die beiden Naturen des Erlösers Christus studierte er nach seinen Scholastikern. Von „Gnade" redeten auch sie viel. Das größte immer neue Mysterium der Gnade, die wunderbare Vergegenwärtigung Christi und Opferung desselben durch den Priester, vollzog sich täglich vor ihm in der heiligen Messe und bald sollte er selbst diesen wunderbaren Akt vollbringen. Aber davon hörte er in jenen theologischen Untersuchungen Nichts, wie im Menschen Christus die Gottheit zu uns selbst so liebreich sich herablasse; die Theologen, sagt er, haben zwischen Gottes Sohn und dem Sohne der Maria eine Wand gemacht; sie seien von der Menschheit Christi zur Gottheit aufgeflogen; jene haben sie in ihrer Bedeutung für uns nicht kennen gelehrt; ja man habe nach ihnen den Gottessohn erst noch durch Maria versöhnen müssen. Christus blieb ihm so der unendlich erhabene, heilige Herr und Richter, von welchem er erschrocken sein Angesicht abwandte. Und namentlich eben auch das hohe Geheimniß der Messe und Christi leibhafte Gegenwart in ihr erfüllte ihn mit Schauer im Gefühl der eigenen Niedrigkeit und Unwürdigkeit; als er jene Ausführungen Biels über sie las, hat ihm, wie er sagt, das Herz geblutet; als er einmal, selbst schon Priester, in einer Frohnleichnamsprozession neben dem das Sakrament tragenden Staupitz einherging, brach ihm vor Schrecken der Schweiß aus und er meinte vor Angst vergehen zu müssen. Mit dem Hinweis auf jene „Gnade" aber verband sich ja die Forderung, sich selbst ihrer würdig zu machen, und hiemit für ihn die Sorge, wie ihm das je möglich werden sollte.[2])

In der Beichte, in welcher der Priester über den Sünder auf dessen Bekenntniß hin die Absolution aussprach, schien die Kirche doch recht förmlich und sicher den Einzelnen das Heil zuzutheilen. Und Luther machte von diesem Mittel fleißigen Gebrauch. Zweimal legte er auch eine große Generalbeichte ab, in welcher er alles Böse, dessen er sich von seiner Kindheit her bewußt war, dem Priester zu bekennen und so sein Gewissen aller der alten und neuen Lasten endlich zu entladen suchte. Aber der Zweifel, ob ihm nun wirklich vergeben sei, wurde er auch hier nicht los. Hieß es doch, die Sünden, welche vergeben sein sollten, müßten alle aufgezählt sein, und der Beichtende müsse das gebührende Maß der Zerknirschung mit sich bringen, und der Absolvirte bleibe, nachdem ihm die Schuld vergeben sei,

h noch göttlichen Strafen unterworfen, für die er erſt noch durch eigene
n Beichtiger zu beſtimmende Leiſtungen genugthun müſſe. Luther hat
s eine bei den Mönchen übliche Abſolutionsformel aufbewahrt; ſie lautet:
)as Verdienſt des Leidens Chriſti und der Jungfrau Maria und aller
iligen, das Verdienſt des Ordens, die Demuth des Bekenntniſſes, die Zer-
rſchung des Herzens, die guten Werke, die Du für Chriſti Liebe gethan
ſt und thun wirſt, mögen Dir gereichen zur Vergebung Deiner Sünden,
r Mehrung des Verdienſtes und der Gnade und zur Belohnung ewigen
bens". So ausdrücklich und nachdrücklich wurde die Vergebung, welche
ſ der Verſöhnung durch Chriſtus ruhen ſollte, zugleich von der Würdig-
t und den Werken des um Vergebung flehenden Sünders abhängig ge-
icht. Immer wieder mußte da Luther ſich ſagen: du warſt nicht zer-
irſcht genug, du haſt dies und das im Sündenbekenntniß übergangen,
haſt dies und das nicht recht gemacht.[1])

Mit der Sorge wegen der eigenen Unwürdigkeit verband ſich endlich
i Luther der Gedanke, ob denn nicht Gott ſelbſt auch ſchon im Voraus,
ſchon in ſeinem ewigen und unwandelbaren Rathſchluß die von ihm ge-
rchtete Unſeligkeit und Verdammniß über ihn verhängt habe, ſo daß
on deshalb alles eigene Bemühen für ihn erfolglos bleiben müſſe. Mit
iloſophiſcher und theologiſcher Spekulation ſuchte er jetzt an der Hand
ier alten ſcholaſtiſchen Lehrer zu dieſem Gotte ſich zu erheben und ſein
eſen und ſeinen Willen denkend zu erfaſſen. Aber ihm, der ſo mit jenen
eologen zur Gottheit auffliegen wollte, anſtatt ſie im Menſchenſohn
ſus kennen zu lernen, öffnete ſich dort ein Abgrund göttlicher Majeſtät,
r ihn mit neuen, ja mit den größten Schrecken erfüllte; ſo hat er nachher
r oft Andere vor dergleichen Verſuchen, in den verborgenen Gott einzu-
ingen, gewarnt. Seine Angſt vor Gottes verborgenen Rathſchlüſſen
nnten gerade jene Lehrer mit ihren Ausführungen über Gottes Willen
: Sinn einer ſchrankenloſen Willkür nur noch ſteigern, wenngleich jene
ht die gleichen Conſequenzen hinſichtlich der Prädeſtination zogen, ſondern
ott doch wieder das vermeintliche menſchliche Verdienſt reſpektiren ließen.
ei anderen Theologen, wie Bonaventura, las er von einer Erhebung der
eele zu Gott durch Gefühl und Willen zuſammen mit der Intelligenz;
er er konnte auch die auf dieſem Weg verheißene Einigung mit Gott
ht finden; die Einſicht in die Bedeutung der Mittlerſchaft Chriſti und
r vertrauensvollen Hingabe an ihn fehlte auch hier; auch die Spekula-
men eines Bonaventura erklärt Luther nachher für eitel Phantaſie. Die
nfechtungen, welche ihm ſo aus dem Denken und Grübeln über Gottes
rborgenes Weſen und Wollen erwuchſen, wurden ihm vollends die furcht-
rſten unter allen. Da, ſagt er, verſchmecke man die Qualen der Hölle
d werde von ihr verſchlungen. Gegen Gott fühle man ſich jetzt gar zu

Lästerungen versucht, daß er ein unbilliger, grausamer Gott sei, ja daß lieber gar kein Gott sein möchte. [1])

Mit diesen Seelenzuständen war Luther im Kloster wesentlich sich selbst überlassen. Die Mönche neben ihm wußten Nichts von dergleichen Anfechtungen. Für diejenigen Sünden, deren er sich anklagte, fand er auch bei den Beichtigern kein Verständniß. [2]) Erst allmählich wurde ihm, wie wir sehen werden, wirksamer Zuspruch von Einzelnen zu Theil. — Zum krankhaften Charakter, welchen seine Beschäftigung mit sich selbst annahm, trug ferner die Einsamkeit des Lebens im Kloster und in der Zelle sehr bei. Er redet wieder aus eigener Erfahrung, wenn er später andern Angefochtenen neben der gläubigen Hinkehr zum Heiland zugleich die Erfrischung und Beschäftigung im bewegten heitern Umgang mit andern Menschen dringend anräth, damit sie die bösen Gedanken, die Gott selbst nicht haben wolle, sich aus dem Kopf schlagen, anstatt einsam über ihnen zu brüten.

Noch kämpfte in Luther das Verlangen, selber den Preis der Gottgefälligkeit zu erringen, und die alte Meinung von der Herrlichkeit des Mönchsstandes und dem Werth jener Uebungen mit der verdammenden Stimme seines Gewissens; er bekennt nachher oft auch von sich, ein anmaßender, selbstgerechter Mensch und hoffärtiger Heiliger nach Mönchsart gewesen zu sein, während er zugleich schildert, wie bitter er die Selbsttäuschung habe empfinden müssen. Noch meinte doch auch er mit Denken, Phantasie und gesteigertem andächtigem Gefühl sich zur Gottheit aufschwingen zu können; er habe, sagt er, unter den Chören der Engel zu sein geglaubt, während er vielmehr unter den Teufeln sich befunden habe. [3])

Allein die Grundstimmung bei ihm war und wurde immer mehr jene des Zagens, der Angst, des immer Gebrochenseins. Er ging, wie er später sagt, immer traurig umher. Bis zu welchem Grade von Seelenpein, von Qual und von Verzweiflung dieser Zustand öfters bei ihm stieg, haben bereits seine Aeußerungen über ein Vorschmecken der Hölle uns zu erkennen gegeben. Und daß diese Empfindungen nicht etwa erst für seine spätere Erinnerung so sich gesteigert haben, das beweisen ähnliche Anfechtungen, die er sogar später, als es längst in ihm licht geworden war, doch noch wieder und wieder durchmachen mußte und welche wir sowohl aus gleichzeitigen Briefen von ihm, als aus Schilderungen der ihn umgebenden Freunde kennen lernen; wir haben von ihnen später zu erzählen. Wie muß er unter solchen Aengsten erst vorher, als er noch keine Hilfe dafür kannte, gelitten haben? Den Höhepunkt, welchen sie in einzelnen Momenten erreichten, schildert er in einer Schrift vom Jahre 1518, wobei wir wohl namentlich eben auch noch an Momente seines Erfurter Klosterlebens zu denken haben. Nachdem er dort von der Pein der Hölle, nämlich von der Angst und den Schrecken des göttlichen Zornes geredet, bemerkt er, daß diese auch schon

nche im diesſeitigen Leben gekoſtet haben, und — fährt er fort, indem er
ne Zweifel (ähnlich wie Paulus 2. Korinth. 12, 2) ſich ſelbſt hiebei meint: —
kenne einen Menſchen, der öfters, obgleich nur in ganz kurzen Zeit-
umen, ſo große und hölliſche Pein erlitten habe, wie es keine Zungen
gen und keine Feder ſchreiben und Keiner ohne eigene Erfahrung glauben
me, ſo daß er, wenn ſie ganz an ihm ſich vollendet oder nur eine halbe,
nur eine Zehntelsſtunde angedauert hätte, ganz und gar hätte vergehen
d alle ſeine Gebeine zu Aſche hätten werden müſſen. Wie ihn die Angſt
ers krampfhaft ergriff und durchſchütterte, zeigt uns z. B. ſeine Erzählung
n jener Prozeſſion am Frohnleichnamstage; ſo ſagt er auch, wenn er
s Bild des Gekreuzigten angeſehen habe, ſei es ihm wie ein erſchreckender
itz geweſen. Sein ganzer Organismus wurde bei ſolchen Vorgängen
nes Seelenlebens in Mitleidenſchaft gezogen. So haben wir ohne Zweifel
ch einen einzelnen Vorfall zu verſtehen, welchen Gegner Luthers ſpäter
n demſelben Natin, der ſeine „Geiſtlichkeit" ſo gerühmt hat, vernommen
d gegen ihn ausgebeutet haben; Luther, ſo ſoll jener Erfurter Pater
ählt haben, ſei einſt im Chor des Kloſters, als man den Abſchnitt von
n Beſeſſenen Matth. 17, 14 ff. verleſen habe, zu Boden gefallen und
be wie ein Beſeſſener getobt; nach Cochläus ſchrie er dabei: „ich bins
ht, ich bins nicht". Feinde Luthers wollen daraus ſchließen, er habe an
ilepſie gelitten, wovon nirgends ſonſt eine Spur ſich zeigt, und noch
ber ſahen ſie darin einen Beweis für wirkliche geheime Beziehungen
iſchen Luther und dem Teufel; ſo leſen wir ſchon bei Cochläus, ſeinem
itgenoſſen, und noch bis auf die Gegenwart laſſen ſich (auch aus Deutſch-
nd) Beiſpiele theologiſcher Fanatiker anführen, welche von einem Beſeſſen-
n Luthers durch Dämonen reden und hiebei gar die Miene annehmen, als ob
damit noch auf möglichſt milde Weiſe des Reformators Abfall und Kampf
gen die römiſche Kirche erklären wollten. Uns genügt hier die Bemerkung,
ß Luther nachher eben im freien, freudigen Hinblick auf den gekreuzigten
iland, der die Werke des Teufels zerſtört habe, ſich aus jenem Zuſtand
ößt wußte, in welchen er durch die Anweiſungen der römiſchen Kirche
d Theologie zur Frömmigkeit und Heiligkeit gerathen ſei.[1])

Einen Ausweg aus den Qualen und Irrſalen ſeines inneren Lebens zu
ott und dem Erlöſer hin hat Luther anfänglich auch bei ſeinem eifrigen Leſen
: heiligen Schrift noch nicht gefunden. Denn es fehlte ihm noch das Ver-
ndniß ihres wahren Sinnes, Mittelpunktes und Zuſammenhanges. Die
ie Aufrichtung verdankte er einem theilnehmenden und angemeſſenen
iſtlichen Zuſpruch, der ihm doch auch im Kloſter wenigſtens von Seiten
zelner Perſönlichkeiten zu Theil wurde und in welchem ein auch trotz
der verkehrten Satzungen und Theorien noch fortlebender, einfacher
aktiſch religiöſer Sinn und Takt ſich kundgab.

Als einer dieser Männer darf Luthers Lehrer Usingen trotz seiner Abneigung gegen das fleißige Bibellesen seines Schülers und trotz des späteren feindlichen Verhältnisses zwischen ihm und dem Reformator doch auch hier nicht vergessen werden. Denn auf ihn hat Luther noch im Jahre 1516 einen andern angefochtenen Erfurter Klosterbruder vertrauensvoll mit der Erklärung verwiesen, daß derselbe ja von Gott den „Vater Magister Bartholomäus" (Usingen) zum Tröster erhalten habe und einen besseren nicht bekommen könne. Er konnte so nur reden, wenn er ihn auch persönlich von dieser Seite kennen gelernt hatte.[1])

Besonders wirksam aber wurde für Luther das Wort eines anderen Mönches, eines alten Mannes, von welchem Melanchthon den Reformator oft erzählen hörte, wie er einst durch ihn gestärkt worden sei. Jener, sagt Melanchthon, habe mit Luther, der ihm seine Noth darlegte, viel vom Glauben geredet, habe ihm den Satz des apostolischen Bekenntnisses: „Ich glaube die Vergebung der Sünden" vorgehalten und habe ihn belehrt, was es Gottes Gebot sei, daß die Einzelnen glauben, eben auch ihnen werde vergeben. Luther selbst erzählt: während er gemäß jener falschen Heilstheorie mit eigener Reue sich abgequält und doch die genügende Zerknirschung nicht erreicht und seine Zweifel an den Tröstungen der Absolution nicht überwunden habe, sei ihm einst von seinem „Lehrer" (praeceptor), dem er mit Thränen seine Anfechtungen geklagt, die Antwort zu Theil geworden: „was machst Du, Sohn? weißt Du nicht, daß der Herr selbst uns geboten hat zu hoffen?" Das Wort „geboten" habe ihn gestärkt; nun habe er erkannt, daß man der Absolution zu glauben habe, während er sie bis dahin nur so verstanden, als ob sie ihn nicht beträfe. Offenbar meint Luther mit diesem Lehrer eben jenen Greis, von welchem Melanchthon ihn erzählen hörte. Wir werden ferner in demselben eine Person mit jenem klösterlichen „Pädagogen" Luthers erkennen dürfen, der schon oben nach einer späteren Aeußerung Luthers erwähnt worden ist. Er war kein namhafter Theolog; sein Name war überhaupt in weiteren Kreisen nicht bekannt, wird daher auch von Luther nicht angeführt. Aber unter der Kutte trug er, wie Luther dort äußerte, ein „wahrer Christ" und mit schlichtem, religiösem Sinn wußte er besser, als die damalige Theologie es verstand, die Seelen zu berathen. Bezeichnend ist indessen in seiner Weisung an Luther wohl auch das, daß er nach Luthers Angabe nur von einem „Hoffen" redete; er redete doch noch nicht, wie Luther selbst hernach that, von einem festen zuversichtlichen Glauben, in welchem man schon jetzt der vergebenden Gnade gewiß sein dürfe und müsse.[2])

Die tiefste, nachhaltigste und umfassenste Einwirkung aber auf Luthers inneres Leben und Verständniß ist nicht von Erfurter Klostergenossen, sondern von jenem Ordensprovinzial Staupitz ausgegangen, auf dessen speziell

Verhältniß zu ihm wir ſchon oben hingeführt worden ſind. Ihm gebührt um jener Einwirkung willen überhaupt das größte Verdienſt wie um Luthers Perſon, ſo auch um ſeine Heranbildung zum künftigen Reformator. Das Gewicht, welches ſeine Perſönlichkeit und ſein Wort für dieſen hatte, muß um ſo höher angeſchlagen werden, wenn man bedenkt, daß er, der ſo vielfach anderwärts beſchäftigt war, bloß von Zeit zu Zeit im Erfurter Kloſter, das er mit Vorliebe beſucht zu haben ſcheint, mit dem ſeiner beſonderen Theilnahme gewürdigten jungen Mönche verkehrt haben kann.

In ihm lernte Luther zum erſten Mal einen Theologen kennen, der, während ſeine theologiſche Gelehrſamkeit auch die damaligen Schultheologen anerkennen mußten, ungehemmt durch die ſcholaſtiſchen Lehrſätze und Formeln in tief religiöſer Geſinnung ganz auf die in Chriſtus geoffenbarte Gnade und Liebe Gottes als die Quelle alles Heiles zurück ging und der, während er theils an Auguſtins Gnadenlehre, theils an praktiſche Myſtiker des Mittelalters ſich anſchloß, weder in ſtarre Lehrformeln das Zeugniß von dieſer Gnade einengte, noch dem hohen Flug myſtiſcher Spekulationen und Phantaſien folgte, ſondern vor Allem mit perſönlicher Hingabe die göttliche Liebe aufzunehmen, in ihr zu leben und nicht minder auch Andere in ſchlichter, praktiſcher Lehrweiſe zu einem ſolchen Leben hinzuführen ſuchte. Die kleinen, ſchon durch ihren Titel bedeutſamen Schriften, die wir noch von ihm haben, — von der Nachfolge des willigen Sterbens Chriſti, von der Ausführung der ewigen Gnadenwahl (lateiniſch) und von der holdſeligen Liebe Gottes, — ſtammen zwar erſt aus den Jahren 1515—1518. Aber dieſelbe Richtung gibt ſchon in allen den früheren Aeußerungen, die Luther von ihm berichtet, ſich zu erkennen. Wie es gehe, wenn man von ſich aus fromm werden wolle, anſtatt in Gottes Liebe zu uns das Leben zu ſuchen, hatte er auch ſelbſt erfahren, wenn auch nicht unter ſo heißen Kämpfen wie Luther. „Ich habe," ſo ſagte er einſt zu dieſem, „mehr denn tauſend mal gelogen, daß ich wollte fromm werden und habs nie gethan; ich ſehe wohl, ich kanns nicht halten, ich will nimmer lügen." Seine Empfehlung des Bibelſtudiums haben wir oben vernommen. Seit d. J. 1512 führte er auch ein tägliches Vorleſen aus der heil. Schrift während des Eſſens in den unter ſeiner Aufſicht ſtehenden Klöſtern ein.

Staupitz war auch ſeiner ganzen Perſönlichkeit nach ein Mann von Gewicht und Bedeutung. Er war von altadeligem Geſchlecht, adeliger Haltung, auch ſtattlichem Aeußeren, dabei, wie Luther ſagt, allezeit adeligen Gemüthes. Mit tüchtigem Verſtand verband er vielſeitige Bildung. Unter den Großen der Welt wußte er gewandt, fein, auch witzig ſich zu bewegen. So wurde er beſonders vom damaligen ſächſiſchen Kurfürſten, Friedrich dem Weiſen, hochgeſchätzt. Dieſer bediente ſich namentlich bei der Stiftung der Univerſität Wittenberg i. J. 1502 ſeines Rathes und ſeiner Hilfe. Staupitz

erhielt dort eine Professur und war der erste Dekan der theologi Fakultät. Luther rühmt seine große Liebe zu den Studirenden wi den Studien. So war er geeignet, Luther selbst nach allen Seiten geistig anzuziehen und zu fördern.

Zum kirchlichen Kämpfer oder Reformator war Staupitz nicht gescha Hiezu fehlte es ihm an Feuer, an nachhaltiger und, wo es Noth heftiger Energie, an Neigung und Trieb, mit seinen selbständigen Ue zeugungen öffentlich aufzutreten, auch an der Gabe volksthümlicher R In seiner Thätigkeit als Ordensvikar, in welcher er gewissenhaft Verbesserungen strebte und manche auch einführte, hat er doch zuletzt g Luther geäußert: er habe, nachdem er erst seinen eigenen Rath durchzuse dann nach dem Rathe der Väter des Ordens zu handeln bedacht gew sei, weiterhin die Sache Gott anheim gestellt und lasse sie jetzt endlich g wie sie gehe. „Da," fügt Luther bei, „kam ich darein und habs an angefangen." Als Prediger sprach er, wie Luther sagt, nicht einfach populär genug. Aber er streute als Theolog einen Samen aus, der Anderen wie z. B. bei Luther, noch kräftigere Frucht treiben konnte.

Wir finden ferner auch noch in jenen späteren Schriften des Sta bei seiner Ausführung des Heilsweges Lehrelemente, welche ihm mit bisherigen Theologie eigen waren, während sie von Luther nachher eine sehr gefährliche Trübung der evangelischen Wahrheit erklärt wur so namentlich die Auffassung, als ob der wahre Glaube nicht schon an für sich als seligmachendes Vertrauen auf die göttliche Erbarmung den Erlöser in Betracht kommen und dann selber in den durch ihn beselig vom Geiste der Kindschaft getriebenen Herzen durch Liebe wirksam we sollte, sondern als ob er an sich noch etwas Todtes sein könnte und erst die Liebe durch göttliche Eingießung zu ihm hinzutreten und erst d diese unsere eigene Liebe Christus ins Herz eingeführt werden müßte. hier drohte wieder das für Luther so peinliche Ergebniß, daß Mensch erst dann bei Gott in Gnaden zu sein hoffen dürfe, wenn er erforderliche Maß eigener Liebe zu Gott schon erreicht habe, während doch das Gewissen fort und fort das Ungenügende der eigenen Liebe Liebeswerke vorhalte. Es war die von Alters her überall herrschende (a augustinische) Lehre von einem erst durch die Liebe zu „formirenden" Glaul Allein seine Mahnungen an Luther, wie dieser selbst sie dankbar beric zeigen, daß er in den praktisch religiösen Weisungen an den Angefochte dem Wege jener Theorie nicht folgte, ihn nicht weiter mit Grübeln d den Grad jener eigenen Liebe quälte, ihn vielmehr einfach und direkt Glauben auf den Erlöser schauen und so der göttlichen Liebe und eige Seligkeit sich getrösten lehrte. Das war der Weg des Heiles, den Lu hernach in lebhafter Ausführung allen heilsbegierigen Seelen

gelegt und im Kampf gegen jede andere Theorie beleuchtet und behauptet hat.

Wenn Luther ihm, dem hochangesehenen Vorgesetzten und Theologen, der ebenso freundlich seiner Herzenszustände als seiner Studien sich annahm, seine Sünden und Beängstigungen klagte, so bekam er wohl mitunter auch von ihm zur Antwort: „Magister Martine, ich verstehe es nicht." Aber schon das war für ihn von großem Werthe, daß Staupitz viele der von ihm gebeichteten Sünden gar nicht für wirkliche Sünden, sondern nur für krankhafte Einbildungen eines geängsteten Gewissens gelten ließ: er solle, sagte Staupitz, „nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen"; Gott wolle nicht mit erdichteten Sünden zu thun haben, so wie Gott seinerseits in der Sendung und Dahingabe seines Sohnes für uns nicht Erdichtung oder Scherz getrieben habe und wie Christus nicht ein erdichteter, sondern ein wahrhaftiger Heiland sei. Bei der kirchlichen Beichte oder dem Bußsakramente wies ihn sodann Staupitz von den endlosen und peinigenden Vorschriften der Beichtiger hinweg auf das Erste und Wesentliche in der Buße, welche von der Liebe zur Gerechtigkeit und zu Gott ausgehen müsse: wie eine Stimme vom Himmel nahm dies Luther auf. Und weiter hob er ihn, wie wir schon vorhin angedeutet haben, auch über den Gedanken an die Forderungen Gottes zu Christus, dem Versöhner und Erlöser empor. Vom Gesetz pflegte er gemäß jener Erfahrung, die er selbst gemacht, zu sagen: „Es ist ein großer Berg, Du mußt hinüber, — spricht das Gesetz; ich will hinüber, — spricht die Vermessenheit; Du kannst nicht, — spricht das Gewissen; so will ichs lassen, — antwortet die Verzweiflung". In Christus zeigte er die Zuflucht vor der Verzweiflung. Wollte Luther vor Christus als dem himmlischen Richter erschrecken, so lehrte er vielmehr den Heiland in ihm sehen, der für unsere Sünden gelitten habe und selber uns retten und aufrichten wolle. So sagte er zu Luther, als ihm dieser jenen Anfall von Angst beim Herumtragen des Sakramentes beichtete: „das ist nicht Christus, denn Christus schreckt nicht, sondern tröstet." Durch den Hinweis auf Christus suchte er Luther auch von der Anfechtung über die göttlichen Rathschlüsse zu befreien, indem derselbe, anstatt über diese zu grübeln, vielmehr einfach an die in Jenem erschienene Gnade und Versöhnung sich halten solle. „Was marterst Du Dich", sagte er, „mit solchen Spekulationen? schaue die Wunden Christi und sein für Dich vergossenes Blut an; daraus wird Dir Gottes Prädestination entgegenleuchten." Zugleich tröstete ihn Staupitz darüber, daß Gott auch gerade bei den Seelenleiden, die er ihn durchmachen lasse, nicht Gedanken des Zornes, sondern vielmehr heilsame Absichten für ihn hege. Luther erzählt, als er einst so traurig und zerschlagen mit Staupitz zusammen über Tisch gesessen sei, habe Jener angehoben: „Wie seid Ihr so traurig, Bruder Martinus?"

Er habe erwiedert: „Ach, wo soll ich hin?“ Darauf Jener: „Ihr wisset nicht, daß Euch solche Anfechtung gut und noth ist, sonst würde nichts Gutes aus Euch.“ Staupitz, sagt Luther, habe hiebei von ihm gemeint, er sei gelehrt und würde sonst stolz und hoffärtig; er selbst habe an den Pfahl im Fleisch gedacht, von welchem der Apostel Paulus (2 Korinth. 12, 7) rede. Noch weiter äußert Staupitz gegen ihn: er werde sehen, daß ihn Gott noch zu großen Dingen brauchen und zu diesem Zweck ihn üben wolle.

Sein Leben lang hat Luther nicht aufgehört, seinen Wohlthäter zu rühmen. Auch nachdem Staupitz dadurch, daß er vom Werk- und Schauplatz der Reformation bald sich zurückzog, den Reformator mit Schmerz erfüllt und wohl auch zu herben Worten veranlaßt hatte, kam dieser doch immer wieder in dankbarer, liebevoller Anerkennung auf ihn zurück. Noch im Jahre 1542 schreibt er: „wo mir Doktor Staupitz, oder vielmehr Gott durch Doktor Staupitz nicht aus den Anfechtungen herausgeholfen hätte, so wäre ich drinnen ersoffen und längst in der Hölle.“ Er nennt ihn „seinen“ Staupitz, seinen „lieben Doktor Staupitz“. Angelegentlich verwandte er sich für eine Schwester Staupitzens im Jahre 1529 und 1531, daß ihr um ihres Bruders willen eine Versorgung aus eingezogenen Klostergütern zu Theil werde. Und als eine bejahrte Verwandte (wohl Schwägerin) desselben, eine Wittwe, ihn im Jahre 1545 bei einem Rechtshandel um seine Fürsprache beim Kurfürsten anging, wandte er sich an diesen, indem er sich auf Staupitz bezog mit den Worten: „welchen (Staupitz) ich rühmen muß, wo ich nicht ein verdammter, undankbarer, päpstlicher Esel sein will, daß er erstlich mein Vater in dieser (d. h. der evangelischen) Lehre gewest ist und (mich) in Christo geboren hat, derhalben ich mich schuldig erkenne, allen Denen zu dienen, welchen er's von mir fordern würde, wenn er jetzt hie lebete“. So sehr ist es in Luthers eigenem Sinne, wenn bei Staupitz und dem Verdienste, welches er damals um ihn sich erwarb, auch wir eingehend verweilt haben. [1])

Auch in den Schriften einzelner älterer Theologen fand Luther dann Hinweisungen auf jenen Weg zum wahren Frieden und zur Seligkeit.

Sein ungenannter greiser Lehrer, der ihm das Glaubensbekenntniß von der Vergebung der Sünden vorhielt, führte ihm hiefür auch einen Ausspruch aus einer Predigt des heil. Bernhard an, worin dieser für den Glauben an die Vergebung durch Christus auf das Wort des Paulus von der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben sich berief. So hat Luther dann auch selbst mit den Schriften Bernhards von Clairvaux, dieses tiefglühenden und auch im Kampf für Kirchenthum und Dogma von tiefer Gottesliebe beseelten mittelalterlichen Theologen und Kirchenmannes († 1153) sich bekannt gemacht. Später hat er sich auch oft auf ihn berufen. Was er für sein Herz bei ihm fand, spricht er aus, wenn er sagt: er habe ihn sehr lieb, als der unter allen Scribenten Christum

das Allerlieblichſt predige; er halte ihn für den allerfrömmſten Mönch, der zwar in Kutte und Kappe ſtecke, aber, wenn es zum Treffen komme, ıt ſeine Kappe gegen Gottes Gericht halte, ſondern Chriſtum ergreife. So ıte er ihn eben aus ſeinen Predigten ſchon damals kennen. In Lehrdiſputa- ıen dagegen ſei, ſagt er ſpäter, auch Bernhard nicht mehr Bernhard. [1])

Dafür, wie man gegen verkehrte, quäleriſche Gedanken ſich zu ver- ten habe, gaben ihm Schriften des ſchon erwähnten Gerſon heilſam ctiſche Anleitungen. Ueber dasjenige zwar, was dieſer von den Erfolgen es beſchaulichen oder „ſpekulativen“ Lebens mit hohen Worten vortrug, er nachher ſeiner eigenen Erfahrung gemäß ähnlich wie über jene ren Bonaventura's geurtheilt. Er habe, ſagt er, ſelbſt eifrig ſolche cher ſtudirt, könne ſie jedoch nur empfehlen, wenn man ſie mit prüfen- n Urtheil leſe; leicht erhalte man ſonſt Kohlen ſtatt des vermeintlichen ıatzes. Er erkennt aber von Gerſon an, daß dieſer wirklich — und ır faſt allein unter allen katholiſchen Theologen — nicht bloß von leib- ıen oder gemeinen fleiſchlichen Verſuchungen wiſſe, ſondern für geiſtliche fechtungen Verſtändniß und Rath habe. Von ihm lernte er namentlich, ß man jenen Gedanken, welche der Satan einem errege, nicht nachhängen, ch lange mit ihnen ſich herumſchlagen, vielmehr wie einen bellenden Hund, auch durch ein Sicheinlaſſen mit ihm nur noch mehr gereizt werde, ſie :achten und ſo überwinden ſolle. Auch das war ihm tröſtlich, daß Gerſon e Staupitz nicht aus jeder Uebertretung kleinlicher, kirchlicher und klöſter- ıer Satzungen gleich eine Todſünde gemacht haben wollte. [2])

Wichtiger als alle die bisher genannten älteren Schriftſteller iſt endlich : Luther Auguſtin geworden, — der alte große Kämpfer für die Lehre n Gottes freier Gnade, durch welche allein der Sünder gerettet wurde, Gegenſatze gegen jedes Pochen auf den Willen und die Kräfte des türlichen Menſchen, er, von welchem Luther erklärt hat, daß ſeit der ıoſtel Zeit die Kirche nie einen beſſeren Lehrer gehabt habe. Nur ſcheint :abe mit ſeinen Lehrſchriften Luther erſt ſpäterhin bekannt geworden ſein. Denn obgleich die Auguſtinermönche nach den Satzungen des dens aus den Büchern ihres gefeierten Ordensheiligen bei Tiſche vor- en ſollten und obgleich der Einfluß Auguſtinſcher Theologie bei Staupitz verkennbar iſt, erklärt doch Luther im Jahr 1516 ausdrücklich, daß Au- ſtin anfangs bei ihm nicht in der mindeſten Gunſt geſtanden habe, bis er was er wie Etwas zufälliges hinſtellt — auf die Schriften deſſelben :athen ſei. Ja ſpäter, im Jahr 1545, äußert er ſich einmal ſo, daß n annehmen möchte, dieß ſei erſt nach ſeinem Abgang von Erfurt ge- ehen. Er ſcheint wenigſtens auf diejenigen Schriften und Erklärungen guſtins, welche ihm für ſein eigenes Verſtändniß der evangeliſchen Wahr- t die wichtigſten wurden, erſt vollends in Wittenberg gekommen zu ſein.

Daß seine Genossen und Lehrer im Kloster ihn nicht zum Studium Augustins, sondern vielmehr zu dem eines Occam und Biel anhielten, ist ganz bezeichnend für die herrschende Richtung der damaligen kirchlichen und mönchischen Theologie, welche bei aller Verehrung, die sie für Augustin aussprach, seiner Heilslehre sich entfremdet hatte. [1])

Die Quelle aller Wahrheit und alles Heiles aber, von welcher Luther nicht mehr weichen wollte, war die Heilige Schrift. Selbständig suchte er in ihr dem Lichte zu folgen, das unter den Winken, welche ihm namentlich Staupitz gab, und unter den Erfahrungen seines eigenen innern Lebens für ihn anbrach. Hierauf richtete sich sein angestrengtestes Studium und ein Studium voll schwerer Arbeit für Kopf und Herz, bei welchem er gerade für die ihm wichtigsten und schwierigsten Fragen erst selber die Lösung suchen mußte. Oft, sagt er, habe ein einziger Spruch Tage lang sein ganzes Denken beschäftigt. Die wichtigsten Aussprüche haben sich ihm, während sein Verständniß noch unzureichend gewesen sei, tief und für immer eingeprägt; so z. B. aus den Propheten das Gotteswort bei Ezechiel: „ich will nicht den Tod des Sünders u. s. w." Namentlich bewegte ihn fort und fort die Frage nach jener Gerechtigkeit Gottes, die ihn schon so früh angefochten hatte: Wie sollte er mit der vergebenden Gnade, an die er jetzt glauben lernte, es vereinigen, daß doch gemäß den Worten der Schrift gerade auch im Evangelium die Gottesgerechtigkeit. soll geoffenbart werden? Wir werden ihn unten weiter hievon reden hören. [2])

Es geschah überhaupt nur langsam und allmählig, unter Schwankungen und Rückschlägen, daß Luther so über die Leiden und Widersprüche seines Innern emporgehoben wurde.

Die Noth und der Kampf in ihm hat namentlich auch nach seiner Priesterweihe, diesem hervorragenden Ereigniß des Jahres 1507, noch fortgewährt, ja gerade bei diesem Anlaß besonders heftig sich geregt.

Nach dem Beschlusse der Väter seines Klosters und Ordens sollte der Mönch Luther jetzt in den Stand eintreten, welcher der übrigen Menschheit den Genuß der göttlichen Gnadengüter vermittle, und sofort in seiner ersten Messe den wunderbarsten, ihn selbst bisher mit banger Ehrfurcht erfüllenden Akt vollziehen, — den Leib des Herrn gegenwärtig machen und Gotte opfern. Er schrieb an den Vikar Braun in Eisenach, indem er ihn mit dem schon früher erwähnten Küster Konrad (s. o. S. 36) zur heiligen Feier einlud: der glorreiche und in allen seinen Werken heilige Gott habe aus lauterer Barmherzigkeit ihn, den unglückseligen, ja in jeder Beziehung unwürdigen Sünder, so herrlich zu erhöhen und in seinen erhabenen Dienst zu rufen gewürdigt.[3])

Der Augenblick war für ihn auch darum wichtig, weil ihm jetzt zum ersten Male seit jenem Besuch im elterlichen Hause, von wo zurückkehrend

er von jenem „Schrecken des Himmels" überfallen worden war, wieder eine Begegnung mit seinem Vater bevorstand. Dieser nämlich hatte unterdessen doch, obgleich fortwährend traurig, mit Luther sich versöhnt. Es waren ihm an einer Pest, — wohl an derjenigen, welche schon im Jahr 1506 auch Erfurt heimgesucht hatte, zwei Söhne gestorben und es war ihm fälschlich auch der Tod seines Martin berichtet worden. Da waren Freunde in ihn gedrungen, er solle Gotte Etwas opfern, indem er in das Mönchwerden dieses Sohnes einwillige. Er hatte dieß gethan mit den Worten: „Es gehe hin, Gott gebe, daß es wohl gerathe." Jetzt zeigte er sich bereit, der ersten Messe seines Sohnes persönlich beizuwohnen.

Mit Rücksicht auf des Vaters Bequemlichkeit wurde der Tag gewählt: der Sonntag Cantate, der 2. Mai.

Der alte Luther kam, wie der Reformator später erzählt, „geritten mit zwanzig Pferden" in's Kloster und schenkte seinem Sohn zwanzig Gulden. Er brachte also, um diesen zu ehren, auch zahlreiche Begleiter mit, ohne Zweifel Mansfelder Freunde und Verwandte. Geschenke pflegten den jungen Priestern zu Ehren ihrer ersten Messe auch sonst reichlich zuzufließen. Ueberhaupt sollte der Tag wie ein Tag höchster Ehre und Freude für sie gefeiert werden.

Der Weihbischof Johann von Lasphe ertheilte Luther die Ordination. Dann übertrug er ihm, indem er ihm den Abendmahlskelch in die Hand gab, jene hohe Vollmacht: „nimm hin die Gewalt zu opfern für Lebendige und Todte."

Als aber Luther vor dem Altare stand, um in der vorgeschriebenen Weise die Worte der Darbringung zu sprechen, da wurde ihm selbst bange vor der Majestät des Gottes, welchen er anzureden habe. Und zugleich ängstigte ihn die Furcht, irgend ein Wort auszulassen, was für schwere Sünde erklärt wurde, oder gegen irgend eine der Vorschriften sich zu verfehlen, welche die katholische Kirche für die körperlichen Bewegungen bei der Messe, fürs Ausbreiten und Zusammenschließen der Arme, fürs Aufheben und Niedersenken der Augen, fürs Kreuzschlagen, fürs Niederbeugen, fürs Küssen des Altars u. s. w. sehr genau festgestellt hat. Indem er den sogenannten Meßkanon mit den Worten begann: „Dich also, mildester Vater, bitten wir u. s. f.", und weiter: „wir opfern Dir, dem Lebendigen, Wahrhaftigen und Ewigen", durchdrang ihn ein solcher Schrecken, daß er schon vom Altar weggehen wollte; sein klösterlicher Lehrer mußte es ihm durch Winke oder gar Worte verweisen.

Zu Erklärungen zwischen ihm und seinem Vater kam es bei dem Mahle, welches auf die Feier der Weihe und Messe folgte und an welchem eine ansehnliche Gesellschaft, mit Doctoren der Theologie und Magistern theilnahm. Luther hatte sich gefaßt. Er vermeinte jetzt von Seiten seines

Vaters auch eine förmliche Zustimmung zu dem Lebensweg erlangen zu können, den er wider dessen Willen eingeschlagen hatte, den er aber nach Gottes Ruf und Willen zu wandeln auch jetzt, trotz aller damit verbundenen bittern Erfahrungen, sich fest überzeugt hielt. So begann er, wie er selbst später in einer Predigt erzählt hat: „Lieber Vater, warum habt ihr euch so hart dawider gesetzt und waret also zornig, daß ihr mich nicht gerne einen Mönch wolltet werden lassen und es vielleicht noch jetzt nicht allzu gern sehet? ists doch ein so fein geruhsam göttlich Leben.“ Da hub Vater Hans an vor allen den Herren: „Ihr Gelehrten, habt ihr nicht gelesen in der heiligen Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll?“ Luther erschrack und vermochte hierauf nichts zu antworten. Andere versuchten Einsprache. Die Rede kam weiter auf jenen Ruf vom Himmel, auf welchen Luther seinen Entschluß stützte. Darauf entgegnete der Vater: „Wollte nur Gott, daß es kein Teufelsgespenst wäre“. Tief, wie nie ein anderes Wort aus seines Vaters Munde, ist ihm dieses damals ins Herz gedrungen und schlug darin Wurzeln. Es stand nachher, als er gegen die Mönchsgelübde zu schreiben begann, noch frisch lebendig vor seiner Erinnerung.[1]).

Dennoch beharrte er damals fest auf der eingeschlagenen Bahn, indem er im Mönchsleben und in den hohen Thätigkeiten eines Priesters dem Heile nachtrachtete und so auch in den schweren innern Kämpfen fortfahren mußte. Andere Mönche hörte er ihre Funktion, durch welche der menschgewordene Gottessohn bei der Messe gleichsam neu geboren werde, in gemeiner Rede rühmen, durch welche, wie er später sagt, der Teufel ihrer spottete; es war bei ihnen ein Sprichwort: „Ich will gehen und der Jungfrau ein Kind heben.“ Ihm selbst war es heiliger Ernst mit dieser Thätigkeit. Er war nicht ruhig, wenn er nicht täglich eine Messe las, suchte sich recht fromm und andächtig dabei zu verhalten und meinte noch immer, Gott durch seine Opfer versöhnen zu können. Dazu hatte er sich, wie er später in seinen Tischreden erzählt, einundzwanzig besondere Heilige auserlesen, unter welchen er je drei zu jeder Messe speziell anrief, indem er so in einer Woche bei allen herumkam. Aber die Messe brachte ihm den Frieden nicht und nach der frommen Sammlung in ihr kamen alsbald wieder die alten bösen Regungen in ihm zum Vorschein. Er konnte daher, so sehr er auf seinen Meßdienst hielt, doch nachher auch wieder sagen, er habe in Wahrheit nie gerne, obgleich immer „heilig und andächtig“, Messe gelesen. Auch jenes Erschrecken vor dem Sakrament, welches Staupitz trug, berichtet er uns aus einer Zeit, da er schon selbst Priester gewesen sei.[2])

So währten die alten Zustände bei Luther bis in sein letztes Erfurter Jahr noch fort. Erst in dieses haben wir die kräftigsten und entscheidenden Wirkungen zu verlegen, welche ihnen gegenüber der Zuspruch eines Staupitz

› das Wort der heiligen Schrift bei Luther hervorgebracht hat. Und zu em klaren und sichern Sieg über sie führte ihn erst vollends die anhal=de innere Arbeit weiterer Jahre am Ort seiner künftigen Bestimmung.

Als Priester hatte dann Luther auch das Bußsakrament zu verwalten, Privatbeichte abzunehmen u. s. w. Für die Sorgsamkeit, womit er em sündhaften Reize bei sich vorbeugen wollte, ist bezeichnend, daß er, e er später erzählte, in Erfurt nur Eine und auch nachher in Wittenberg r drei weibliche Personen beichten hörte, wobei er vermieden habe, ien ins Gesicht zu sehen. Er scheint ihnen also überhaupt beim Beichte=lten ausgewichen zu sein. [1])

Mit Uebungen im Predigen mußte er wenigstens vor den Mönchen Refektorium oder Speisesaal schon zu Erfurt beginnen. Noch fürchtete sich zu sehr vor der öffentlichen Kanzel. Er hat sie erst in Wittenberg treten. [2])

Auch zu Sendungen im Auftrage seines Klosters wurde Luther geeignet imden. Wir hören wenigstens, daß er einmal mit dem schon mehr nähnten Pater Natin in Ordensangelegenheiten vor dem Domprobst zu agdeburg, dem Fürsten Adolf von Anhalt, nachmaligem Bischof von erseburg erschien, um durch ihn gewisse Bewilligungen für den Orden i Seiten des Magdeburger Erzbischofs zu erbitten. Jener erhielt auch derholt Briefe von Luther. Er erzählte später noch von diesem als em frommen Mönche, der großen Eifer fürs geistliche Leben ausgesprochen › ihm, dem Domprobst, tiefe Ehrerbietung bezeugt habe. [3])

In Betreff der fortgesetzten Studien Luthers in der heiligen Schrift nerken wir noch, daß er im Gebrauche älterer Schriftauslegungen damals allgemein herrschenden Richtung folgte, welche für den einfach geschicht=en Sinn und Zusammenhang der Bibelworte kein Auge hatte, sondern Hilfe willkürlicher, oft phantastisch kühner Allegorieen überall sogleich en Ausdruck höchster Wahrheiten und Geheimnisse finden zu müssen inte. Er selbst war, wie er sagt, als Jüngling in solchem Streben ig befangen, folgend der Autorität der berühmten alten Theologen igenes und Hieronymus, welche er als Meister bewunderte. Hauptsächlich iente er sich einer damals gemeingebräuchlichen Zusammenstellung alter demselben Geist abgefaßter Erklärungen, der sogenannten glossa ordinaria. n Nikolaus von Lyra, jenen mittelalterlichen Schrifterklärer, welcher durch ie Sprachkenntnisse und ihre Anwendung auf die biblische Exegese über die andern hervorragt und welchen Luther nachher besonders für die ersetzung und Auslegung des Alten Testaments benutzte und warm fahl, glaubte er damals verachten zu dürfen. Dennoch scheint Luther n damals in seinem Eifer nach selbständiger Erforschung des Schrift=ults sich ein hebräisches Wörterbuch angeschafft und demnach der Kenntniß

dieser Sprache, in welcher kein Erfurter ihn zu unterrichten vermoch
auf eigene Hand nachgestrebt zu haben. Er redet nämlich in einem Br
aus dem Jahre 1522 von einem solchen Wörterbuch, das er bereits
Zeiten und „zu Anfang" in Erfurt gekauft hatte; die Ausdrücke, die
hiebei gebraucht, passen jedenfalls am besten für die Erfurter Anfangsz
seines gelehrten Bibelstudiums. Wir haben dann hierin eben für
selbständiges Streben, auch wenn es ihn für jetzt noch nicht weit voranbrac
ein merkwürdiges Zeugniß. Gedruckte hebräische Wörterbücher existir
damals bereits: eines von dem mittelalterlichen Rabbiner Kimchi, welch
Luther später als Kenner der Sprache belobt, und eines von Reuchlin, d
berühmten neuen Vertreter hebräischer Wissenschaft, erschienen 1506.
das letztere werden wir bei Luther zu denken haben, wie wir auch spä
neue hebräische Arbeiten Reuchlins in seinen Händen finden werden.
Davon, daß er jetzt etwa auch schon Kenntniß des Griechischen sich
erwerben versucht hätte, haben wir keine Spur. [1])

Zugleich hat Luther ausgeharrt in der gelehrten Beschäftigung
den Werken jener älteren katholischen Theologen. Sein Studium Augusti
dessen Hauptwerke er nach Melanchthons Bericht alle, und zwar nicht bl
einmal, gelesen und trefflich in der Erinnerung behalten hat, können
nach dem, was oben erwähnt worden und weiter im nachfolgenden Absch
zu erwähnen ist, doch erst den Anfängen nach in diese Erfurter Zeit se
Dagegen mußte er seine genaue Bekanntschaft mit den oben aufgeführ
scholastischen und nominalistischen Meistern, deren Ansehen für ihn ne
der Autorität der Bibel und neben der Achtung für Augustin bald nach
ganz dahinsank, schon in Erfurt, und zwar durch lange, ausdauernde Arb
sich erworben haben; sie ging nach Melanchthons Zeugniß so weit, daß
z. B. Schriften des Biel fast wörtlich auswendig wußte.

Von Luthers Stellung zu der Autorität, der Gewalt und den Or
nungen des römisch katholischen Kirchenthumes hat uns sein Erfur
Klosterleben nicht eigens zu reden veranlaßt. Sie verstand sich bei d
tiefen mönchischen Gehorsam, der ihm heilige Pflicht war, von selbst.
fand einmal, wie er später erzählt, als junger Theologus auf der Klos
bibliothek ein Buch mit Huß' Predigten. Indem er aus Fürwitz läse
war zu sehen, was doch der Erzketzer gelehrt habe, da sein Buch in öffe
licher Bibliothek unverbrannt behalten sei, fand er so viel, daß er
davor entsetzte, warum doch solcher Mann verbrannt wäre, der so chris
und gewaltig die Schrift habe führen können. Aber weil Huß' Name
gräulich verdammt war, daß er dazumal gedachte, die Sonne müßte
Schein verlieren, wenn Jemand desselben wohl gedächte, schlug er
Buch zu und ging mit verwundetem Herzen davon, sich tröstend mit
Gedanken, daß Huß vielleicht Solches ehe er Ketzer geworden sei geschri

abe; denn die Geschichte des Constanzer Conzils kannte er noch nicht. Die Worte, welche, wie wir früher erwähnten, sein einstmaliger Lehrer Wesenstein zu Huß' Gunsten gegen ihn zu äußern gewagt hatte, haben emnach jetzt bei ihm, dem Mönche, nicht weiter gewirkt. Freiere Aeußeungen über Huß und das Verfahren der Kirche gegen ihn mochte er dann reilich auch schon von Staupitz zu hören bekommen. Dieser hat ihm einst as gleichfalls schon früher von uns angeführte Urtheil seines Amtsvorängers Proles über Dr. Zachariä, Hussens unredlichen, aber vom Papst eehrten Bekämpfer, mitgetheilt; und dafür, daß dieß schon im Erfurter Kloster geschah, kann der Umstand sprechen, daß hiezu das dort vorhandene Grabdenkmal Zachariäs besonderen Anlaß darbot. Ernste Gedanken über ie Gottgefälligkeit des Mönchthums gegenüber dem göttlichen Gebote, die Eltern zu ehren, mußten sodann in Luthers Seele mit jenem scharfen Worte seines Vaters bei seiner Priesterweihe sich einsenken. Luther gedenkt päter einmal auch noch weiterer, hiemit verwandter Gefühle, welche bei einem mönchischen Gehorsam in ihm selbst sich mächtig geregt haben. Indem r nämlich rügt, daß man um solchen Gehorsams willen die Mönche on den Pflichten der allgemeinen Menschenliebe abgehalten, ihnen Ausänge aus dem Kloster zum Besuche von Kranken oder zur Tröstung betrübter verwehrt habe u. s. w., fügt er bei: er selber habe in seinem Mönchthum, so stumpfen Geistes er auch noch gewesen sei, Nichts schmerzcher empfunden, als diese Grausamkeit, den Frevel des Verbotes der Liebe: ie habe er gewiß und ruhig glauben können, daß ein der Liebe so widerreitender Gehorsam recht und erlaubt sei. Er sagt auch noch allgemeiner, aß sein Bibelstudium ihn schon in Erfurt auf viele Irrthümer der päpstichen Kirche geführt habe. Noch aber wehrte er selbst ängstlich alle solche Gedanken und Gefühle von sich ab. Denn er dachte, wie er sagt, vielmehr: ‚solltest du allein klug sein?" und ließ sich dadurch überall in seinem Verständniß der heiligen Schrift hemmen. Ja er versichert, daß er in voller Hingabe an die Satzungen des Klosters und der Kirche ausgeharrt nd namentlich auch den Papst verehrt, ja angebetet habe, und zwar aus einem Eifer, zu Gottes Ehre, ohne etwa nach Würden und Pfründen iemit zu trachten. Wie fest er wirklich auf diesem Standpunkte stand, erden wir nachher dadurch bestätigt finden, daß er auch dann, als er für en von ihm erkannten Weg der innern Heilsaneignung schon aufs Entchiedenste kämpfte, doch von den Autoritäten des äußern Kirchenthums nd von den äußern kirchlichen und mönchischen Ordnungen nur sehr llmählich und schwer sich losriß oder vielmehr losgerissen wurde. Er ekennt später, daß er in dieser kirchlichen Gesinnung damals und noch rnach in Wittenberg auch zu Handlungen eines glühenden Fanatismus reit gewesen wäre; und bei der ihm eigenen Tiefe und Heftigkeit, womit

bei ihm jederzeit die religiösen Gefühle und Ueberzeugungen sich geltend gemacht haben, dürfen wir hieran, so lang eben jene Gesinnung ihn beherrschte, nicht zweifeln. Es sei ihm, sagt er, mit solchem Eifer ganz anders ernst gewesen, als so vielen seiner späteren Gegner, welche mit kühlem Herzen äußeren Interessen folgen, ja des Papstthums, das sie gegen ihn vertheidigen, wohl gar in der Stille lachen. Ihm habe es auch hiebei um die eigene Seligkeit sich gehandelt, um welche er gebebt und aufs Innigste sich bemüht habe. So hätte er damals wie ein zweiter Saulus Leute, die der Kirche und dem Papste den Gehorsam verweigert hätten, dem Tod überliefern und Holz zum Scheiterhaufen für die Ketzer zusammentragen können.[1])

Spätere Widersacher Luthers, welche ihn schon damals persönlich gekannt hatten oder bei damaligen Bekannten von ihm Nachtheiliges über ihn zu erkunden suchten, wissen doch von keinem Anlaß zu Argwohn an der Aufrichtigkeit seiner kirchlichen Grundsätze, welchen er je vor dem Beginn seiner offenen Predigt gegen kirchliche Mißbräuche gegeben hätte. Sie beschränken sich auf den Vorwurf des Hochmuthes und der Streitsucht, wodurch er andern Mönchen seines Klosters sich unangenehm gemacht habe. Und daß die Versuchung zu Sünden dieser Art vorzugsweis stark in ihm gewesen sei, wollen auch wir nicht bestreiten. Er selbst hat ja unter den Gewissensbissen, die ihn gepeinigt haben, namentlich auch die über Regungen des Zornes, Neides u. s. w. angeführt. [2])

Der geistigen Begabung und wissenschaftlichen Bildung, welche er im Erfurter Kloster offenbarte, ist auch von erbitterten katholischen Historikern, wie im folgenden Jahrhundert von dem jesuitisch gebildeten Maimbourg, das Zeugniß nicht versagt worden: er habe in den hohen Wissenschaften, denen er sich dort anhaltend gewidmet, so große Fortschritte gemacht, daß er bald für den talentvollsten und gelehrtesten Mann im ganzen Augustinerorden Deutschlands gegolten habe. [3])

Nach allen Seiten hin, nach seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit, nach seinem tiefen innern Lebensgrund und nach den Erwartungen, die man von seiner ferneren Entwicklung und Thätigkeit hegen dürfe, kannte ihn damals am besten sein väterlicher Freund Staupitz. Durch diesen wurde er von Erfurt aus schon drei Jahre nach seinem Eintritt ins Kloster an die Stätte versetzt, welche für den bisher so still in sich kämpfenden und arbeitenden Mönch der Ort welthistorischen Berufes werden sollte.

Zweites Buch.

Das Heranreifen des Reformators in Wittenberg.

1508—1517.

Erstes Kapitel.

Uebergang nach Wittenberg, 1508-1511.

In aufrichtiger Hochschätzung der Wissenschaften und in treuer Für-
ge für das Wohl seiner Landeskinder und für die Ausbreitung höherer
ldung hatte der sächsische Kurfürst Friedrich der Weise im Jahr 1502
Universität Wittenberg gegründet.[1])

Seit zwölf Jahren waren die sächsischen Lande zwischen der Erneſti-
chen Linie, deren Haupt Friedrichs Vater Ernst war (†1486), und
schen Ernsts Bruder Albrecht und seinem Sohn Georg, der ihm im Jahr
00 als Herzog folgte, getheilt. Das Land Meißen mit Dresden
) der Universitätsstadt Leipzig war an Albrecht gefallen. Die kurfürst-
e, ernestinische Linie, welcher außer dem sogenannten Kurkreis beson-
s Thüringen zugehörte, besaß keine Universität in ihrem Gebiete.
nn Erfurt stand, wie früher bemerkt worden ist, unter der Oberhoheit
: Mainzer Erzbischofs, wenn gleich die sächsischen Fürsten gewisse Schutz-
hte der Stadt gegenüber ausübten.

Friedrich hatte selbst eine gelehrte Erziehung genossen; er verstand
tein. Gerne verkehrte er, wie mit Staupitz, so auch mit anderen Männern
1 Geist und Wissenschaft. Den Dr. Martin Pollich von Melchrichstadt,
en der vielseitigsten und gewandtesten Gelehrten Deutschlands, hatte er
Jahr 1493 auf einer Pilgerreise nach Jerusalem als seinen Leibarzt
genommen. Dieser lehrte an der Universität Leipzig als Doktor zweier
kultäten, der medizinischen und juristischen, während er zugleich Theologie
:b; mit Reuchlin und andern deutschen Humanisten unterhielt er Ge-
inschaft.

Beide, Pollich und Staupitz, waren des Kurfürsten Hauptrathgeber bei der Stiftung und ersten Einrichtung der neuen Hochschule.

Das Unternehmen konnte kühn und gewagt erscheinen: hatte eine Universität in Wittenberg Aussicht, neben so bedeutenden wie den zu Erfurt und Leipzig aufzukommen und sich zu halten?

Ihr von Anfang an durch eine reiche Ausstattung Glanz zu verleihen vermochte Friedrich nicht. Sein Land war nicht so wohlhabend, und er war gewohnt, die Kräfte desselben nur mit weiser Umsicht und Sparsamkeit auszunützen. Die Mittel für Anstellung der akademischen Lehrer wurden hauptsächlich dadurch beigeschafft, daß der Wittenberger Schloßkirche oder der Kirche „Aller Heiligen" benachbarte Pfarreien einverleibt, auf Grund des hiedurch gewonnenen Einkommens ihr die Einrichtung einer Stiftskirche mit einem Capitel oder Collegium von Stiftsherrn verliehen und die Stellen des Stiftes sammt dem Einkommen an akademische Professuren geknüpft wurden. Ferner wurde darauf gerechnet, daß einzelne theologische und philosophische Dozenten zugleich Mitglieder des in Wittenberg bestehenden Augustinerklosters sein werden.

Die Stadt genoß die Würde, den Mittelpunkt desjenigen Kreises zu bilden, auf welchem von alten Zeiten her die sächsische Kurwürde ruhte, und neben Torgau dem Kurfürsten zur Residenz zu dienen. Seit Kurzem gereichte ihr der Neubau der Schloßkirche zur Zier, welchen Friedrich hatte aufführen lassen. Im Jahre der Stiftung der Universität ließ dieser auch mit einem Gebäude fürs Augustinerkloster den Anfang machen. Die Stadt im Ganzen aber machte einen ärmlichen Eindruck. Sie hatte, wie Luther's Freund Myconius sie schildert, „kleine, alte, häßliche, niedrige, hölzerne Häuslein, einem alten Dorf ähnlicher denn einer Stadt." Noch im Jahr 1513 umfaßte sie nur 356 steuerpflichtige Häuser. So war namentlich der Abstand dieser Universitätsstadt gegen ein Erfurt groß. Fromme Verehrer der Universität suchten dem Namen der Stadt schöne Deutungen zu geben. So machte ein Prediger, Dr. Fleck, bei der Einweihung der Hochschule aus „Wittenberg" einen Weisenberg oder Berg des Lebens (vitæ); die richtige Deutung „Weißenberg" setzte man in Beziehung zu dem das Gleiche bedeutenden „Libanon"; weiter fand man dann auch merkwürdig, daß die Namen benachbarter Orte sogar mit hebräischen, z. B. der Name des Dorfes Prata mit Ephrata, was Fruchtbarkeit heiße, zusammentreffe. Ganz anders aber nahm sich für den äußern Anschein die Lage der Stadt aus. Auf weiße Sandhügel wies ihr Name hin. Als sandig und steinig bezeichnet namentlich auch Luther ihre Umgebung und findet wunderbar, wie dennoch Gott aus diesen Steinen Korn, ja „guten Wein" gebe. Er führt einen Reim auf Wittenberg an: „Ländiken, Ländiken, du bist ein Sändiken u. s. w." Drei Meilen lang, sagt er, fahre man um Wittenberg

er lauter Haide; er meinte, Gott habe hier zur Strafe dem Boden die ttigkeit entzogen. — Die Bevölkerung fand Luther in der Gegend und ziell auch in der Stadt unfreundlich, unhöflich, ohne Sinn für feinere d höhere Bildung. Die Wittenberger, so äußerte er einmal, stehen an r Gränze der Civilisation (in termino civilitatis); noch ein wenig wei- r, — so wären sie mitten in die Barbarei gerathen. Den Pollich rte er einmal schelten: man „sitze zu Wittenberg nur in einem Schin- leich.“ [1])

Jedenfalls war für die neue Universität Alles daran gelegen, daß rvorragende Lehrer ihr Gewicht und Werth gaben und insbesondere den- nigen besonderen Bedürfnissen, welche in der damaligen geistigen Ent- icklung Deutschlands vorlagen, Befriedigung auf ihr verhießen. Solche länner waren wirklich zunächst in Staupitz und Pollich für sie gewonnen. eide nämlich traten sofort auch als Mitglieder und Lehrer bei ihr ein, — ner besonders durch den Adel und die Tiefe seines Geistes und Gemüthes sgezeichnet, dieser durch die umfassendste Bildung glänzend. Pollich wurde r erste Rektor der Hochschule und jetzt auch von der theologischen akultät zum Doctor creirt, um selbst auch theologische Vorlesungen zu ernehmen. Staupitz übernahm als erster das theologische Dekanat.

Staupitzens selbständige theologische Stellung und die neue Richtung, lche nach seinem Sinne die Theologie zu nehmen hatte, kennen wir be- its. Bezeichnend für seinen Einfluß war, daß die Universität nächst ott und der Jungfrau Maria dem heiligen Augustin geweiht, die theolo- sche Fakultät unter das Patronat des Apostel Paulus gestellt wurde. eine Einwirkung auf den philosophischen und theologischen Unterricht r auch mittelbar durch sein spezielles Verhältniß zu den Wittenberger ugustinermönchen, welche an diesem sich betheiligen sollten, gesichert.

Pollich, der Freund der Humanisten, erregte bald Aufsehen durch sfälle gegen verkehrte Sätze und Fragen, welche die Schultheologie z. B. er die Theologie der Engel oder über Adams Bestimmung, auch ohne ündenfall Kinder zu zeugen, vortrage, durch Klagen über eine zu große utorität, welche man dem Aristoteles beilege, ferner durch paradox gefaßte heseri über die Theologie, deren Sinn dahin ging, daß das Fundament r diese in den allen Wissenschaften zu Grunde liegenden natürlichen nlagen und Kundgebungen des menschlichen Geistes gesucht werden müsse, oraus vor ihr die Poesie, die Sprachen u. s. w. hervorgegangen seien; oeten, Gelehrte, Philologen seien, sagte er, schon vor Mose da gewesen. arüber gerieth er in Streit mit dem Leipziger Professor Wimpina, wel- em wir später als einem Gegner Luthers wieder begegnen werden. — einen Einfluß auf die Studenten unterstützte die Liebe, mit welcher er rer persönlich sich annahm; keiner von ihnen, sagt Luther, habe umhin

gekonnt, diesen Gönner wieder zu lieben. — Seine Grabschrift nennt ihn den ersten Rektor und Vater der Hochschule.[1])

Wichtig war für den Charakter der Wittenberger Universität auch, daß sie von Anfang an nicht, wie andere, unter die Aufsicht einer kirchlichen Obrigkeit gestellt wurde. — Ihre Stiftung war auf Grund kaiserlicher Privilegien, vermöge deren sie auch Theologie lehren und Theologen promoviren sollte, erfolgt, wiewohl der Kurfürst auch die päpstliche Genehmigung einzuholen nicht versäumte.

Friedrich der Weise war indessen weit entfernt von der Absicht, in Wittenberg für ein entschiedenes oder gar radikales Wirken und Streben auf wissenschaftlichem und kirchlichem Gebiet einen Sitz und Heerd zu gründen. Er freute sich wohl der aufblühenden humanistischen Wissenschaft und ließ sich Verse und Reden, worin auch ihn die „Poeten" verherrlichen, wohlgefallen. Aber Grundzug bei ihm war maßvolle Vorsicht, Liebe zum Frieden, Scheu vor Extremen oder gewaltsamen Bewegungen. Und was seinen religiös-kirchlichen Standpunkt anbelangt, so kleidete sich die Frömmigkeit, welche er aufrichtig in seinem Innern hegte und pflegte, noch ganz in die überlieferten katholischen Formen. Die Wahrheitsliebe, welche ihm weltlichen und geistlichen Dingen gegenüber nachgerühmt wird, war mit den kirchlichen Glaubens- und Lehrformen, Legenden und anderen Traditionen noch nicht in Conflikt gerathen. Seine Pilgerschaft nach Palästina unternahm er wirklich in der frommen Gesinnung eines Wallfahrers. Seine Wittenberger Stiftskirche, welche zugleich der Hochschule förderlich werden sollte, stattete er massenhaft mit Reliquien aus, welche er, der für seine Kasse wohl besorgte und im Steuerauflegen milde und mäßige Fürst, mit vielen Kosten von allen Seiten her sammelte. Jährlich am Sonntage Misericordias wurde eine große Schaustellung derselben veranstaltet, zu welcher das Volk der Gläubigen durch reiche Ablässe eingeladen wurde. Man zählte über 5000 solcher heiliger Stücke, und es wurde berechnet, daß, wer alle die daran geknüpften Ablässe sich zu nutzen machte, einen Ablaß auf 1443 Jahre erwerben konnte. In der Kirche wurden jährlich gegen 10000 Messen gelesen.

Staupitz war, wie wir ihn bereits kennen, nicht der Mann, seine persönliche theologische Richtung zu scharfem, einschneidendem Ausdruck zu bringen. Offen äußerte er seinen Widerwillen gegen theologischen Zank. Er hat von sich aus nie zu einer theologischen Fehde Anlaß gegeben. Auch gestatteten sein Amt als Ordensprovinzial und seine Thätigkeiten als Rath und Beauftragter des Fürsten keine stete Ausübung des Lehramtes.

Pollich hat es nicht über anregende, originelle Gedanken hinaus zu einer zusammenhängenden selbständigen Untersuchung der theologischen Prinzipien gebracht oder wirklich einen neuen Weg des Studiums gewiesen.

Und neben diesen Männern erhielt nun die herkömmliche Schultheo-
gie einen alten und angesehenen, wenn auch immer gemäßigten Vertreter
Trutvetter, welcher einem Ruf aus Erfurt nach Wittenberg folgte. So
eit es auf methodische und systematische Gelehrsamkeit, auf Uebung im
ociren und auf einen bereits gesicherten Namen als theologischer Lehrer
kam, wurde er Hauptperson der jungen Wittenberger Fakultät.

Bereits begannen in Wittenberg auch zwei jüngere Theologen ihre
ufbahn, welche nachher an Luther sich anschlossen: Andreas Bodenstein
s Carlstadt im Fränkischen gebürtig und selbst nach diesem Orte „Carl-
adt" benannt, ein Weniges älter als Luther, und Nikolaus von Ams-
orf, mit ihm in einem Jahre geboren. Beide waren dort schon seit 1504
ätig; jener wurde 1510 Doktor der Theologie, dieser 1511 Lizentiat (den
oktorhut hat Amsdorf sich nie erworben). Keiner von beiden aber hatte
h bisher durch eigenthümliche Lehrweise oder besonderen Einfluß auf die
tudenten bemerklich gemacht. Carlstadt, welcher unter ihnen am meisten
iginelle Begabung oder wenigstens Streben nach Originalität und nach
issenschaftlichem Ruhme besaß, hatte bisher als großer Thomist, d. h.
chüler des Scholastikers Thomas von Aquino sich einen Namen zu machen
sucht, während Amsdorf sich an Scotus anschloß. Jener galt auch für
nen gelehrten Griechen und Hebräer. Die Bibel aber hatte er nach
uthers Angabe, noch als er Doktor wurde, „nicht gesehen"; er soll sie
st im achten Jahre seines Doktorats zu studiren angefangen haben. [1])
inzelne andere theologische Lehrer, die in jener Zeit genannt werden,
ben sich nicht weiter bekannt gemacht.

Ueber lateinische Klassiker wurde von verschiedenen, dem Humanismus
gehörigen Dozenten gelesen, die theils auf die Dauer an der Hochschule
gestellt, theils nur vorübergehend dort thätig waren. Unter diesen befindet
h aber keiner der berühmten Humanisten jener Zeit. Das Griechische
rstanden sie nicht zu lehren. Besonders viele gelehrte Verbindungen,
ch mit Humanisten, hatte der Jurist Christoph Scheurl aus Nürnberg, der
ch Vorlesungen über römische Autoren hielt; gleich nach seinem Eintritt
Wittenberg, im Jahre 1507, wurde er dort Rektor; er war zwei Jahre
ter als Luther. Gerade Scheurl übrigens wollte immer zugleich bei den
hren und Satzungen des katholischen Kirchenthums verharren; ja er trat
r sie damals als Lehrer des kanonischen Rechts und als Schriftsteller
sitiv ein, und er vermochte auch nachher, nachdem er mit Luther Freund-
aft geschlossen und das neue Licht mit Freuden begrüßt hatte, doch nicht
t jenen zu brechen. [2])

Aristoteles blieb auch für die Wittenberger der Meister der Philosophie
ihrem Einfluß auf die Theologie. Die Vorlesungen über die christliche
aubenslehre schlossen sich auch hier, wie es allgemein auf den Universitäten

eingeführt war, zunächst an die Bücher des Scholastikers Peters des Lombarden, des „Meisters der Sentenzen", an. Von den fernern Häuptern der Scholastik hatten sowohl Scotus als Thomas unter den Dozenten der Philosophie und Theologie ihre Anhänger.

Es ist nicht zu verwundern, wenn so die Universität trotz eines Staupitz und Pollich noch keine starke anhaltende Anziehungskraft auf die auswärtige Jugend übte. Die Zahl der jährlich inscribirten Studenten war, nachdem sie im ersten Jahr 416 betragen, in den drei nächsten Jahren mehr und mehr — bis auf 127 gesunken und im Jahre 1508 erst wieder auf 179 gestiegen. — Die Universität stand überhaupt noch in ihrer ersten Entwicklung. Ihre definitiven Statuten wurden erst im Jahr 1508 publizirt.

In diese Verhältnisse trat Luther 1508 als akademischer Lehrer ein. Es galt eine Kraft zu gewinnen, von welcher für die Universität eine frische kräftige Förderung sehr gehofft werden durfte, während die andern, an Zahl nicht schwachen jüngern Dozenten der Philosophie und Theologie dafür nicht genügten. In Luther sah ferner Staupitz einen Mann seiner eigenen Richtung, die er selbst bei seiner persönlichen Eigenthümlichkeit und seinen andern Obliegenheiten nicht hinreichend vertreten zu können sich bewußt sein mochte.

Sicher war es eben Staupitz, der Luthers Berufung herbeiführte. Auch andere Augustinermönche wurden — ohne Zweifel durch ihn — an diese seine Universität gezogen. Namentlich sollte auch Wenzeslaus Link, der wie Luther Mönch geworden und dann als solcher schon 1503 bei der Wittenberger Universität inscribirt worden war, um dieselbe Zeit mit Luther hier die Laufbahn eines theologischen Dozenten einschlagen.[1])

Luthers Eintritt in Wittenberg wurde mit Eile betrieben; derselbe erfolgte zu Anfang des Winterhalbjahrs 1508 auf 1509. Am 17. März des folgenden Jahrs, 1509, entschuldigte er sich bei seinem Eisenacher Freund Braun, daß er, ohne Abschied von ihm zu nehmen, hinweggezogen sei. Er habe, schreibt er, dieß nicht also gethan — wenn er es überhaupt gethan und nicht vielmehr erlitten habe — daß ihn dafür ein Vorwurf treffen dürfte. Sein Abzug sei so plötzlich erfolgt, daß sogar seine vertrauten Freunde fast nichts davon gewußt haben.[2])

Als Lehrfach wurden ihm zunächst philosophische Vorlesungen — über Aristoteles' Physik und Dialektik zugewiesen: nur zu ihnen war er — als Erfurter Magister — bis jetzt berechtigt (Aristoteles wurde hiebei nicht nach dem Grundtext, sondern nur nach Uebersetzungen getrieben). Wir haben aber bemerkt, wie er für jene Wissenschaft der Physik schon in Erfurt den Geschmack verloren hatte. Und indem er dort Braun berichtet, wie er jetzt „heftig" zu studiren habe, bekennt er, daß er überhaupt die Philosophie am liebsten von Anfang an vertauscht hätte mit der Theologie,

derjenigen nämlich, welche den Kern der Nuß und das Mark des Wei-
s und das Mark der Knochen erforsche. „Doch", fügt er bei, „Gott ist
t; der Mensch täuscht sich oft, ja immer in seinem eigenen Urtheil; er
unser Gott, er wird uns freundlich leiten in Ewigkeit."

Indessen wurde er schon am 9. März 1509, unter Staupitz'
kanat, Baccalaureus in der theologischen Fakultät. Auf seine
ätigkeit in dieser war es ohne Zweifel schon bei seiner Berufung abge-
n. Wir ersehen jedoch nichts von theologischen Vorlesungen, die er sofort
h dieser seiner Promotion begonnen hätte. [1])

Von selbst verstand sich, daß Luther auch in Wittenberg Mönch blieb,
Augustinerkloster wohnte und die klösterlichen Leistungen mit denen des
ramts zu vereinigen hatte. Für seinen Unterhalt war er wie andere Mönche
's Kloster angewiesen. Von der Universität erhielt er keine Besoldung, auch
seine Vorlesungen keine Honorare. Bei seiner Wittenberger Promotion
i Baccalaureus hat er, wie im dortigen Dekanatsbuche notirt ist, der
ultät „nicht genug gethan", d. h. er hat ihr die Geldgebühren nicht
richtet, weil er, wie er selbst später seiner Notiz beifügte, „Nichts ge-
t hat".

Luther sah sich so, wie er auch in jenem Brief äußert, gleich tief in
schiedenartige und schwere Arbeiten hineingeworfen. Der Eintritt in die
demische Laufbahn, das Sicheinarbeiten in die Vorlesungen, die Promo-
i u. s. w. scheint auch nicht ohne herbe Erfahrungen für ihn abgelaufen
ein. Daran dachte er wohl zurück, als er später einmal äußerte: „Ich
zu Erfurt im Kloster allein die Bibel, da schicket es Gott wunderbarlich
er aller Menschen Gedanken, daß ich von Erfurt gen Wittenberg
zte, da ward ich wohl deponirt." Er vergleicht hiemit das, was
dort durchgemacht, einer sogenannte Studentendeposition, d. h. dem
e, in welchem nach akademischer Sitte die auf die Universität überge-
genen Schüler oder „Bacchanten" unter allerlei halb scherzhaften,
b ernsten Quälereien zu ordentlichen akademischen Bürgern eingeweiht
rden. [2])

Wie ganz anders aber lautete jetzt sein Ton im Brief an Braun,
zwei Jahre früher, da er diesem seine bevorstehende Priesterweihe an-
digte. In festem, frohem Vertrauen auf seinen Gott hat er den neuen
ruf übernommen. In die theologischen Forschungen, die früher so viel
reckhaftes für ihn hatten, sehnt er sich immer tiefer einzudringen. Auch
i „Vater" und Wohlthäter Braun gegenüber spricht er jetzt nicht mehr
: der früheren fast übergroßen Bescheidenheit, sondern mit einem wür-
en Selbstgefühl. Im Ausdruck treuer, ehrerbietiger Liebe aber und in
kbarer Anerkennung der von ihm empfangenen Wohlthaten ist er sich
ich geblieben.

Zugleich brachten es Luthers Pflichten als Mönch mit sich daß er auch zu Wittenberg im Kloster zu predigen hatte. Nach einer von ihm überlieferten Aeußerung soll er nur mit Widerstreben, weil er vor der hohen, verantwortungsvollen Aufgabe sich scheute, durch Staupitz dazu gebracht worden sein; doch scheint in dieser Angabe eine Verwechslung theils mit einem früheren Vorgang im Erfurter Kloster, theils mit dem Hergang bei Luthers Doktorspromotion stattzuhaben. Und zwar hatte Luther Predigten nicht blos im Speisesaal, sondern auch in der kleinen Kirche des Klosters zu übernehmen. Sie stand neben dem Neubau des Klosters, dessen Kirche erst in den Fundamenten angelegt war, — eine alte Kapelle, nach Mykonius Schilderung aus Holz und Lehm dürftig hergestellt, nur 30 Fuß lang und 20 Fuß breit, sehr baufällig und von allen Seiten gestützt, mit einem niedrigen, aus ungehobelten Brettern verfertigten Predigtstuhl. In ihr hatte Luther auch nachher noch das neue Evangelium zu verkündigen. Sie hatte, sagt Mykonius, allenthalben das Ansehen wie die Maler den Stall malen zu Bethlehem, darin Christus geboren war.[1])

Für Luthers inneres Leben und theologisches Denken blieb die wichtigste Frage immer die, wie der Sünder vor Gott bestehen könne. In Wittenberg wurde er nun, wie durch seinen Sohn Paul überliefert ist, insbesondere auf jenes prophetische und apostolische Wort „der Gerechte wird seines Glaubens leben" aufmerksam, wurde aufs tiefste durch dasselbe bewegt, ohne doch seine Bedeutung und die Geltung solchen Glaubens den eigenen Werken und kirchlichen Leistungen gegenüber schon recht verstehen zu können, und trug es fort und fort sinnend in seinem Geiste. Schon auf seine erste Wittenberger Zeit führt ferner eine spätere Aeußerung Luthers zurück, wornach er über zehn Jahre, ehe er mit der römischen Kirche brach, bereits an Vielem, was von den Universitäten und Päpsten ausgegangen war, Anstoß genommen, jedoch in aufrichtiger Hingabe an die kirchlichen Autoritäten und im Vertrauen auf andere Theologen, die, wenn er Recht hätte, auch nicht schweigen würden, seinen eigenen Gedanken strenge Zügel angelegt hatte (Vgl. schon oben S. 87).[2])

Noch machte er mit seinem eigenthümlichen Streben und Denken in weiteren Kreisen kein Aufsehen. Ein Pollich aber erkannte bald die Kraft dieses originellen Geistes; oft sagte er, dieser Mönch werde noch die bisher auf allen Hochschulen herrschende Lehrweise umstürzen; eine andere Aeußerung, die von ihm überliefert wird, lautet: „Dieser Bruder hat tiefe Augen, er wird wundersame Phantasien haben".[3])

Im Uebrigen aber sind wir ganz verlassen von Nachrichten über Luthers erste Thätigkeit in Wittenberg. Und schon nach Ablauf ihres ersten Jahres erlitt sie eine Unterbrechung, indem er aus Gründen, die wir nicht mehr anzugeben vermögen, zeitweise wieder nach Erfurt versetzt wurde.

as wir hierüber sagen können, beschränkt sich auf einzelne alte Angaben
d auf Schlüsse.

Der ordentliche Gang eines angehenden Docenten der Theologie war
ch den Wittenberger Statuten, welche hierin dem allgemeinen Brauch
h anschlossen, dieser: Der erste Schritt war der zum biblischen Bacca-
ureat (baccalaureus biblicus, ad biblia admissus); ihn vollzog Luther, wie
r sahen, im März 1509. Der biblische Baccalaureus mußte mindestens
n Jahr, oder, wenn er, wie Luther, ein Ordensmitglied war, ein Se-
ester „bei der Bibel bleiben". Dann konnte er Sententiarius werden,
h. zugelassen zu Vorlesungen über die „Sentenzen", d. h. die vier dog-
atischen Bücher des Scholastikers Petrus Lombardus, welche dem theolo-
schen Studium zu Grund gelegt wurden. Und zwar hatte er ein Seme-
er über das erste und eins über das zweite zu lesen, worauf er Senten-
arius formatus und auch zu Vorlesungen über die beiden andern Bücher
rechtigt und verpflichtet wurde. Erst durch diese Stufen konnte er fort-
hreiten zur Licentiatur oder licentia Magistrandi, d. h. zur allgemeinen
ollmacht Theologie zu lehren, und endlich zur feierlichen Ertheilung der
eologischen Doktorwürde, welche meistens gleich nach jener licentia er-
orben wurde. So ist z. B. Luthers Freund und Genosse Link, der einen
onat vor ihm biblischer Baccalaureus wurde, im folgenden October (1509)
r ersten Vorlesung über die Sentenzen, im März 1510 zur zweiten, im
uni zur Formatura, gegen Ende August 1511 zur Licentiatur, endlich am
6. September zur Doktorwürde vorgerückt.

Von Luther aber finden wir, daß er die zweite Hauptstufe, die des
ententarius, nicht in Wittenberg, sondern in Erfurt durchgemacht hat.

Die Notizen des Wittenberger Dekanatsbuches nämlich, in welche alle
romotionen eingetragen sind, brechen hinsichtlich seiner im Jahre 1509
amit ab, daß gesagt wird: er habe, zum biblischen Baccalaureus promo-
irt, der Fakultät „nicht genug gethan", indem er „nach Erfurt berufen"
orden sei. Er begegnet uns in diesem Buch erst wieder, als er am 4.
ktober 1512 Licentiat der Theologie in Wittenberg wird und kurz darauf
Doktor. Jene Zwischenstufe also, die unerläßlich war und die für sich ein
aar Semester in Anspruch nahm, muß er anderswo absolvirt haben.

Und spätere Briefe von ihm aus dem Jahre 1514 geben nun hierüber
enigstens für die Hauptsache weitere Auskunft. Da mußte er nämlich
egen den Vorwurf sich rechtfertigen, als ob er dadurch, daß er hernach die
Doktorwürde nicht in Erfurt sondern in Wittenberg sich erwarb, gegen
inen Eid verstoßen hätte, den er vorher bei seiner Promotion zum Sen-
entiarius bei jener Universität geleistet. Und er sagt hierüber: er habe
ehufs dieser Promotion schon in Wittenberg respondirt (in der dafür er-
rderlichen Disputation); nach Erfurt berufen, habe er dann den wirk-

lichen Eintritt in diese Würde und Thätigkeit aufgeschoben, wozu er von der dortigen Fakultät unter großen Schwierigkeiten zugelassen worden sei; eine Eidesbestimmung wie die ihm jetzt vorgehaltene sei ihm damals, soweit er sich entsinne, nicht vorgelegt worden; freilich aber könnten die Erfurter ihm entgegenhalten, daß er ja doch nachher fast anderthalb Jahre lang ihre Statuten angehört habe u. s. w.[1])

Demnach schließen wir, daß er im Herbst 1509, während er ebenso wie Link mit jener Promotion sich beschäftigte, einen Ruf nach Erfurt erhalten, hier als Mitglied des Augustinerkonvents nnd der Universität gegen drei Semester, also bis zum Beginne des Frühjahrs 1511 verweilt und während dieser Zeit jene Leistungen eines Sententarius erledigt habe.

Ein Ruf führte ihn dorthin und am natürlichsten denkt man dabei wieder an eine Verfügung seines Ordensobersten, der leicht solche Versetzungen vornehmen konnte. Aber dunkel bleibt für uns, was der Zweck dabei war — mit Bezug auf eine Wirksamkeit Luthers bei der Universität oder im Convente. Nur das haben wir noch gehört, daß die Fakultät ihn ungern zuließ; wir wissen nicht, ob deshalb, weil er seine Promotion nicht bei ihr sondern in Wittenberg begonnen hatte, oder weil seine bevorstehende Thätigkeit in ihrer Mitte ihren damaligen Mitgliedern unwillkommen war.

Aus der Zeit seines dortigen Aufenthaltes haben wir gar keine Nachrichten von ihm. Seine früheren Freunde Crotus und Hesse weilten nicht mehr dort. Erfurt, die Stadt, und in Folge davon auch die Universität, war damals in einem Zustand heftiger Aufregnng, indem die Bürgerschaft gegen den Rath sich erhob; im Herbst 1510 brach auch ein Tumult gegen die Studenten los, worauf ein großer Theil von diesen wegzog.

Auch die Verhältnisse, unter denen Luther nach Wittenberg zurückkehrte, sind nicht mehr zu ermitteln, ob er von Anfang an nur auf eine gewisse Zeit wegberufen war oder ob jetzt erst seine Thätigkeit für Wittenberg wieder wichtiger und ersprießlicher schien, als die für Erfurt; ob er ferner direkt von Erfurt dorthin zurückging, oder ob dazwischen das wichtige Ereigniß fiel, durch das jetzt seine Lehrthätigkeit überhaupt auf längere Zeit unterbrochen wurde, nämlich seine Sendung nach Rom. Auch für diese nämlich läßt sich der Zeitpunkt, nicht mehr ganz feststellen; doch die hohe Bedeutung, welche sie für den Reformator gewann, wird dadurch nicht für uns beeinträchtigt; sie ragt dadurch über alle anderen Vorgänge zwischen den Jahren 1508 und 1512 hervor.

Zweites Kapitel.

Romreiſe, 1511.

Es waren Aufträge ſeines Ordens, die Luther nach Rom ziehen ließen; einen Streit, welcher unter den deutſchen Auguſtinerorden ſich erhoben :, ſollte er höhern Beſcheid dort holen. In dieſer Angabe ſtimmt der olifche Zeitgenoſſe Cochläus mit Melanchthon zuſammen. Näher gibt ſpätere katholiſche Annalenſchreiber Bzovius den Gegenſtand des Streites n an, daß es um eine Provinzialeintheilung unter jenen Klöſtern ſich ndelt habe, welcher ein Theil derſelben ſich nicht habe fügen wollen. aber Luther, wie Cochläus ihm nachſagt, von denjenigen Klöſtern, welche ner Angelegenheit dem Ordensprovinzial Staupitz opponirten, als ein Widerſprechen ſcharfer und kecker Mann zu ihrem Vertreter in Rom ihlt worden ſei, ſteht im gröbſten Widerſpruch gegen ſein ganzes früheres ſpäteres Verhältniß zu Staupitz. Vielmehr ſehen wir in ſeiner Sen= ; ein Zeichen allſeitigen Vertrauens, welches ihm, dem gelehrten Denker, für praktiſche Aufgaben, und ihm, dem ſchlagfertigen Disputator, auch ichtlich geſchickter Beilegung von Streitfragen geſchenkt wurde. — Daß ier beauftragt geweſen ſei, für kränkliche Brüder einen Nachlaß der engebote in Rom auszuwirken, iſt erſt eine ſpätere Sage.

Und dem Befehle ſeiner Oberen, die ihn nach Rom entſandten, be= tete bei Luther ein eigenes, im Stillen gehegtes Verlangen. Die Angabe :, daß er ſchon in ſeiner Jugend das Gelöbniß einer Wallfahrt nach ı bei ſich gethan habe, iſt unrichtig und aus dem Mißverſtand einer ern Aeußerung von ihm hervorgegangen. Wohl aber ſah er auch jetzt , wie von ſeiner Jugend und Kindheit her, in Rom die hochheilige bt der Chriſtenheit, den reichen Mittelpunkt der kirchlichen Heiligthümer Heilsmittel, die er auch jetzt noch ſo vollſtändig als möglich fürs Wohl er Seele zu gebrauchen bedacht war. Und namentlich hat er, wie jene ere Aeußerung von ihm beſagt, ſich darnach geſehnt, eine Generalbeichte er von Kindheit auf begangenen Sünden, dergleichen er zweimal in irt gethan, auch einmal in Rom ablegen zu können, wo er die kräftigſte ſterliche Zuſprache und Abſolution zu finden hoffte. Ja er bezeichnet in jener Aeußerung als Zweck ſeiner Reiſe. [1])

Als Jahr dieſer Reiſe möchte man nach Aeußerungen Luthers, der ſſen ſelbſt dabei ſich nicht ſicher fühlte, 1510 anſetzen. Nach unſeren nſtehenden Ergebniſſen aber kann er ſie erſt 1511 unternommen haben, für dieſes Jahr zeugt auch Melanchthon. Ungewiß iſt wieder, in welchem il des Jahres er ſie antrat; dafür, daß er im Herbſt nach Italien kam, cht, was wir ſogleich bei ihm hören werden von reifen Granatäpfeln.

Dann haben wir jedenfalls anzunehmen, daß er schon vorher wieder nach Wittenberg übergegangen war. Leicht konnte die Reise mit dem Aufenthalt in Rom fünf Monate und darüber ausfüllen, so daß er erst im Frühjahr 1512 heimgelangt wäre (Melanchthon läßt seine Doktorpromotion gleich auf seine Romreise folgen).[1])

Luther erhielt einen Ordensbruder zum Reisegenossen: die Augustinermönche wurden nach der Vorschrift ihres Ordens immer paarweise ausgesandt. Zehn Goldgulden soll er mitbekommen haben, um in Rom einen Advokaten für seine Geschäfte annehmen zu können. Für Unterhalt und Herberge unterwegs waren die reisenden Mönche an befreundete Klöster gewiesen. Den Weg hatten sie zu Fuße zurückzulegen.

Ueber Luthers Reise durch Deutschland ist Nichts zu berichten. Sie wird der einfachsten, kürzesten Route durch Baiern gefolgt sein. Die muthmaßliche Dauer der Reise kann darnach bemessen werden, daß ein anderer Augustinermönch, der sechs Jahre früher von München nach Rom gegangen ist, für diese Strecke sechs Wochen gebraucht hat. — Keinen Glauben können wir einer alten Heidelberger Chronik schenken, nach welcher Luther den Weg über Heidelberg nahm und sich dort bei den Augustinern aufhielt, predigte und disputirte. Denn es läßt sich kein Grund für diesen Umweg und Aufenthalt denken. Die Sage mag durch Leute aufgekommen sein, welche Etwas von Luthers Heidelberger Besuch und Disputation im Jahre 1518 wußten, ihre Zeit und ihren Anlaß aber nicht kannten und sie so mit der Romreise Luthers, mit welcher eine sagenhafte Tradition auch sonst sich beschäftigte, combinirten. Jene Chronik freilich ließ dann Luther 1518 zum zweiten Mal nach Heidelberg kommen.[2])

Von Luthers Fahrt durch Italien und insbesondere seinem Aufenthalt in Rom haben sich zerstreute, aber charakteristische Erinnerungen in seinen eigenen spätern Schriften und Reden erhalten.

Viele strebsame Deutsche wurden schon in jener Zeit durch die Denkmäler der alten Kunst und Geschichte nach Italien gezogen und fanden dort bei Genuß und Studium sich zusammen. Mit ihnen hat unser Mönch, so weit wir sehen, nirgends Gemeinschaft gemacht oder gesucht.

Offen war sein Auge für die Reize italienischer Natur und Landschaft. So nennt er Italien nachher ein gut, lustig Land, freut sich an der fruchtbaren lombardischen Ebene, durch welche der breite Po gar lieblich hinfließe zwischen den Alpen und dem Apenninus, rühmt die köstlichen Weintrauben und anderen Früchte, welche Gott in Italien reifen lasse; bei schönen Oelbäumen, welche er dort auf hartem Boden wachsen sah, gedachte er der Worte des Psalters: „mit Honig aus dem Felsen will ich sie sättigen." (Ps. 81, 17.) Zugleich lernte er auch die Tücke italienischer Luft kennen. Er beschreibt, wie er und sein Reisegefährte einmal, nachdem sie bei offenen

nstern geschlafen, mit ganz betäubtem Kopf erwacht seien, kaum eine eile am nächsten Tag haben weitergehen können und endlich auf den ath ihres Wirthes durch den Genuß zweier Granatäpfel sich wieder er=ischt haben. [1])

Seine ganze Aufmerksamkeit aber mußten, so wie er damals gestimmt ar, die kirchlichen und sittlichen Zustände in Anspruch nehmen. Und sie ßen ihn schon unterwegs mancherlei für ihn Neues, bald auch Befremd=hes beobachten. So freute er sich der schönen, sauber eingerichteten pitäler, welche christliche Wohlthätigkeit errichtet hatte und in welchen rbare Frauen freiwillig die Kranken verpflegten; er fand solche in Florenz. n italienischen Klöstern traf er zum Theil glänzende Gastfreundschaft: namentlich in einem sehr reichen, am Po gelegenen Benediktinerkloster. ber er mußte auch über die Ueppigkeit staunen, in welcher man da lebte, d an sehr gottlosem Wesen sich ärgern, von welchem er unter seinen österlichen Wirthen zu hören bekam. Er sah, daß man es auch mit den rchlichen Satzungen fürs äußere Leben gerade in Italien sich sehr leicht achte. Dort, sagt er, esse man an Fasttagen herrlicher als in Deutschland i den glänzendsten Mahlzeiten. Eine Sage erzählt, daß in einem Kloster n den Apeninnen die Mönche, gegen die er wegen ihres Vergehens wider e Fastengebote eine Mahnung sich erlaubt habe, einen Mordanschlag auf m gemacht haben, welchem er mit Hilfe des Pförtners durch Flucht ent=mmen sei. [2])

Bei der Bevölkerung fand er besonders ihre Nüchternheit im Gegen=tze zur deutschen Trunksucht lobenswerth. Aber er wurde auch mit ita=enischer Verschlagenheit und Arglist bekannt, so daß auch unter ihnen selbst einer dem Andern traue, ferner mit ihrem Hochmuth gegen andere Völker ls ob sie allein weise wären; darauf berief er sich später, indem er sagte, n so böser Ast brauche einen harten Keil, man müsse da mit der Axt rein schlagen. [3])

Auf der ganzen Pilgerfahrt endlich verfolgte ihn, während er seinen ommen Zwecken nachging, doch immer das Bibelwort von der Gottes=erechtigkeit, welche aus dem Glauben komme.

Vor Rom angelangt warf er sich beim ersten Anblick der Stadt auf ie Erde nieder, hob die Hände empor und sprach: „sei gegrüßt, du heiliges om.“ [4])

Seine Geschäfte scheint er in Rom glücklich erledigt zu haben, indem ir zwar Nichts Näheres über seine Erfolge erfahren, von einer Fortsetzung s Streites aber, der ihn nach Rom führte, nachher nichts mehr hören. uther äußerte sich auch zufrieden mit dem wohlgeordneten Prozeßgange r obersten päpstlichen Behörde, vor welche die kirchlichen Rechtsfragen zu ingen waren. [5])

Daneben versäumte er nicht, sich die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen. Und hier haben nun, wie wir aus seinen späteren Erinnerungen wahrnehmen, auch die Denkmäler des heidnischen Alterthumes, ihre Großartigkeit und die ungeheure Verwüstung, welche er über sie und über das ganze „alte Roma" hereingebrochen sah, einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht. Er erzählt, daß er mit Lebensgefahr Wochen lang unter den Ruinen umhergezogen sei, wobei er besonders die gewaltigen Reste des Colosseums und die Bäder Diocletians mit einer einst vorhandenen wunderbar langen Wasserleitung erwähnt. Hauptsächlich aber haben sich ihm die Reliquien der ältesten Christenheit und ihrer Märtyrer eingeprägt. Oft gedenkt er in seinen Reden einer in der Nähe Roms gelegenen Kirche des heil. Calixt, wo viele Tausend heilige Leiber und die Leichname von mehr als 40 Päpsten in einer Gruft aufbewahrt seien. Und in andächtigem Eifer ging er allen den heiligen Stätten nach, wo den gläubigen Seelen himmlische Gnadenspendungen verheißen waren. „Ich war," sagt er, „auch so ein toller Heiliger, lief durch alle Kirchen und Klusten, glaubte Alles, was daselbst erlogen und erstunken ist." Vor der Kapelle Sancta Sanctorum am östlichen Ende des St. Johannisplatzes rutschte er, wie durch seinen Sohn Paul überliefert worden ist, die 28 Stufen der heiligen Treppe hinauf, welche einst vor dem Richthause des Pilatus in Jerusalem sich befunden haben soll: sie steht noch heute vor jener Kapelle mit Anschlägen, wonach schon Papst Leo IV. i. J. 850 für das Erklimmen jeder Stufe neun Jahre Ablaß zugesagt und neuerdings Pius VII. und Pius IX. noch weitere Bewilligungen hinzugefügt haben. Oefters las Luther auch selber Seelenmessen in Rom, um auch seinerseits Andern Gutes auszuwirken. Nach einem in Rom vernommenen Spruche, welcher die Mutter selig pries, deren Sohn in der Kirche St. Johannis beim Lateran am Sonnabend Messe halte, hätte auch er da gerne seine Mutter selig gemacht, konnte jedoch vor dem Gedränge anderer Priester nicht dazukommen. Ja es war ihm dazumal schier leid, daß seine Eltern noch am Leben waren, da er sie sonst mit seinen Messen und anderen trefflichen Werken und Gebeten hätte aus dem Fegfeuer erlösen mögen. [1])

Gerade jetzt aber, wo er so reiche angebliche Schätze auszunützen Gelegenheit hatte, bekam er um so mehr ihre innere Nichtigkeit und den Widerspruch, in welchem ein anderweit ihm aufgegangenes Licht dazu stand, zu verspüren. Wie ein Donner ertönte namentlich auf jenen ablaßreichen Stufen der Pilatustreppe das Wort vom Gerechten, der aus Glauben lebt, in seiner Seele.

Dazu gerade in der „heiligen" Stadt die größte Unwürdigkeit und Unheiligkeit der kirchlichen Personen und priesterlichen Mittler! Statt der Beichtiger, vor denen er sein Herz erleichtern wollte, fand er die unwissendsten

enſchen, die ihm mehr Anſtoß als Erbauung gaben. Wo er andächtig
i der Meſſe theilnehmen wollte, traf er Geiſtliche, welche handwerksmäßig
m Hui eine Meſſe ſchmiedeten" und ſchnell einander darin ablöſten. Ihm
lbſt riefen ſie, als er in ſeiner Weiſe Meſſe las, zu: „passa, passa,
nmer weg u. ſ. w." Bei Tiſch hörte er „Curtiſanen," d. h. päpſtliche
öflinge, lachend und rühmend von Prieſtern reden, welche über Brod und
Bein des Abendmahls lateiniſch die Worte ſprächen: „Du biſt Brod und
leibſt Brod, Du biſt Wein und bleibſt Wein." Für die Hauptſünden die
an dem Clerus auch ſonſt vorwarf, fand er eben in Rom den Hauptheerd.
So ganz beſonders für die Sünden der Unzucht. Hier ſchritten ſie bis
u den widernatürlichen Lüſten und Werken fort, von welchen Paulus einſt
o ernſt an die römiſchen Chriſten geſchrieben hat (Röm. 1, 26.). Er habe,
agt Luther, in Rom gewiſſe Cardinäle wie Heilige verehrt geſehen, weil
ie ſich am Umgang mit dem weiblichen Geſchlecht haben genügen laſſen.
Ver in Rom ſich ein wenig umſehe, lerne Greuel kennen, gegen welche die
on Sodom ein Kinderſpiel ſeien. Und nicht im Geheimen, ſondern offen
verden die unſagbaren Schandthaten dort begangen, geſchützt durch das
Beiſpiel und Anſehen der Vornehmſten. Weiter ſtieß ſich Luther an der
Geldgier, mit welcher dort von den Häuptern der Kirche das Heiligthum
u einem Trödelmarkt gemacht werde. [1])

Wer, ſagt Luther, über ſolche Dinge Trauer kundgebe, den nenne
an dort einen Bon Christian, das heiße, einen Narren. Andrerſeits hörte
r auch ſchon dort Aeußerungen wie dieſe: „iſt eine Hölle, ſo iſt Rom
arauf gebaut;" auch aus dem Munde von Curtiſanen: „es iſt unmöglich,
aß es ſo ſollte länger ſtehen, es muß brechen. [2])

Was das oberſte Haupt der Chriſtenheit, die Päpſte, anbelangt, ſo
örte Luther aus ihrer älteren und jüngſten Vergangenheit ungeſcheut
Schandgeſchichten erzählen. So zeigte man ihm ein angebliches Denkmal
er fabelhaften mittelalterlichen Päpſtin Johanna und des Knaben, welchen
ie bei einer Prozeſſion geboren haben ſollte; Luther wunderte ſich, daß die
Päpſte ſich dies gefallen laſſen; die darauf bezüglichen Mähren aber ſind
ald nach Luthers Romreiſe ſogar von einem der Günſtlinge Papſt Leo's X.
ekräftigt worden; erſt Sixtus V. (ſeit 1585) hat jene Statue entfernen
aſſen. Aus der letztvergangenen Zeit waren Greuelgeſchichten von Papſt
Alexander († 1503), ſeinem Sohn Cäſar und ſeiner Tochter Lucretia Borgia,
enen nur zuviel ſchreckliche Wahrheit zu Grunde lag, bei den Römern
riſch im Umlauf; Luther hörte nicht bloß die Giftmiſcherei Alexanders,
ondern auch ſein und ſeiner Kinder blutſchänderiſches Treiben „für gewiß."
Der damalige Papſt Julius II. wird von Luther anerkannt für einen ge-
heiten, thätigen, trefflichen Herrſcher — aber nur in Weltlichem, in Polizei,
Politik und Krieg. Luther ſelbſt dachte in Rom nicht, daß ein Angriff

gegen das Papſtthum möglich ſein werde, während Staupitz kurz nachher dort eine Weisſagung vernahm, daß hiezu ein Einſiedlermönch ſich erheben werde. „Solches," äußerte Luther ſpäter, „haben wir zu Rom nicht erkennen können; wir ſahen dem Papſt ins Angeſicht; jetzt aber ſehen wir ohne Majeſtät ſeine Hinterſeite." [1])

Oft hat Luther nachher erklärt, er möchte nicht um ſchweres Geld darauf verzichten, Rom und das römiſche Weſen ſich angeſehen zu haben, und er möchte das Gleiche einem Jeden, der Geiſtlicher werden wollte, wünſchen.

Wohl vier Wochen lang verweilte er in der heiligen Stadt, ſeine Geſchäfte beſorgend und ihre Denkwürdigkeiten beſichtigend. [2])

Von ſeiner Fahrt und zwar wohl Rückfahrt durch Italien erzählt er noch eine ihm wichtige Beobachtung. Er erfuhr in Mailand, daß der römiſche Cultus, und zwar ſogar in ſeinem Hauptſtücke, dem auf Opfer und Anbetung des Sakramentes bezüglichen Meßkanon, die von ihm in Anſpruch genommene Alleinherrſchaft doch nicht überall in der Chriſtenheit, ja nicht einmal in Italien beſaß. Die Mailänder nämlich hatten ſich ihre eigene, vom Kirchenvater Ambroſius hergeleitete Liturgie nicht nehmen laſſen. Als Luther auch dort eine Meſſe halten wollte, wieſen ihn die Prieſter ab: was er da machen wolle? ſie ſeien Ambroſianer. [3])

Von ſeiner Reiſe durch Deutſchland erwähnt er einen Beſuch in Augsburg. Da wurde er zu einer Jungfer Urſel geführt, welche wunderbar ohne Eſſen, Trinken oder andere Leibesnothdurft zu leben vorgab und von Herren und Fürſten reich beſchenkt wurde. Luther, bei allem Wunderglauben, zeigte ſich hier doch ſchon vorſichtiger. Als er ſie gefragt hatte, ob ſie nicht lieber ſterben möchte, und ſie ihm „Nein" erwiderte, weil ſie wiſſe wie es hier zugehe, nicht aber, wie es dort zugehe, fühlte er ſich ſehr vor den Kopf geſtoßen und ſagte zu ihr: „Urſel, ſchau nur, daß es recht zugehe." Nachher wurde ſie als Betrügerin entlarvt. [4])

Drittes Kapitel.

Luthers Thätigkeit in Wittenberg bis 1517.

Promotion zum Doktor der Theologie 1512.

Als Luther mit ſo wichtigen Erfahrungen bereichert nach Deutſchland heimgekehrt war, trat er wider in ſein Wittenberger Kloſter ein.

In Betreff der Thätigkeit aber, der er hier bis zum Herbſt 1512, alſo mindeſtens während eines halben Jahres und, wenn ſeine Romreiſe vielmehr ſchon zwiſchen Frühjahr und Herbſt 1511 fallen ſollte, faſt während eines Jahres oblag, haben wir wieder eine völlige Lücke in unſern Nach-

richten zu beklagen. Akademische Vorlesungen hat er da wohl keine gehalten: Denn die über die heilige Schrift begann er erst später, während er, wenn er schon damals gelesen hätte, sicher schon jetzt vor Allem zu ihnen und nicht etwa zu neuen scholastischen Lektionen sich hingezogen gefühlt hätte. Wenn er später von vielen Arbeiten redet die damals auf ihm gelegen seien, werden wir vielmehr an Thätigkeiten für sein Kloster und seinen Orden, an Klosterpredigten, Unterweisung von Mönchen und andere Aufgaben zu denken haben.

Bei der Universität aber stand für ihn nunmehr der Schritt zum höchsten akademischen Grad eines Theologen bevor, der erst auch noch vorbereitender Arbeit bedurfte.

Auch zu diesem wichtigen Schritte kam Luther nicht von sich aus. Er fühlte sich, wie er später erzählt, schon genug und übergenug mit Arbeiten belastet. Auch war er noch ungewöhnlich jung für jene Würde. Ueberdieß hatte er ja den ordnungsmäßigen Lauf jener Vorlesungen eines Baccalaureus, durch welchen das Vorschreiten zu höheren Graden bedingt war, noch nicht absolvirt.[1])

Staupitz war es auch diesmal, der ihn bestimmte. Und zwar stand dieser auch hiebei nicht bloß als väterlicher Rathgeber, sondern als Ordensvorgesetzter vor ihm. So hat Staupitz als Ordensprovinzial z. B. nachher Luthers Freunde Lange seinen „festen Willen" kundgethan, daß derselbe sich die Lizentiatenwürde erwerben solle. Noch Jahrzehnte nachher zeigte Luther seinen Freunden einen Birnbaum, unter welchem er von Staupitz die Aufforderung, sich zum Doktor promoviren zu lassen, empfangen und vergebens eine Menge von Gründen hiegegen vorgebracht habe. Er habe erklärt: seine Kräfte reichen nicht weiter; die neue Arbeit werde ihn in wenigen Monaten tödten. „Herr Staupitz," habe er gesagt, „Ihr bringet mich um mein Leben." Da habe Staupitz scherzend erwidert: „In Gottes Namen! unser Herrgott hat große Geschäfte; er bedarf droben auch kluger Leute; wenn Ihr nun sterbet, so müsset Ihr dort sein Rathgeber sein." Luther willigte ein — „gezwungen und getrieben, ohne seinen Dank." So zeigte er am 22. September seinen Erfurter Klosterbrüdern an, daß er am nächstbevorstehenden St. Lukastage, dem 18. Oktober, im Gehorsam gegen die Väter des Ordens und den Ordensvikar seine Promotion feiern werde; er will ihnen gegenüber nicht davon reden, wie wenig er dem Beruf genüge, damit es nicht scheine, als ob er durch Aeußerungen der Demuth Lob suche; Gott, sagt er, und sein eigen Gewissen wisse, wie weit er der hohen Ehre würdig und wie dankbar er dafür sei.

Die Kosten der Promotion übernahm sein Kurfürst. Dieser hatte, wie Melanchthon erzählt, ihn predigen gehört und die Kraft seines Geistes, die Gewalt seiner Rede und die Trefflichkeit des Inhalts bewundert. Ge-

meine Verleumdung behauptete später, Staupitz habe vielmehr für jenen Zweck Geld unterschlagen, welches damals einem andern Mönch, damit dieser doctorire, von einer edlen Dame sei zugeschickt worden. Es hat sich aber sogar noch Luthers handschriftliche Quittung für die 50 rheinischen Gulden erhalten, welche ihm am 9. Oktober 1512 durch die kurfürstlichen Rentmeister Pfeffinger und Dolzig für seinen Wittenberger Klosterprior ausbezahlt worden sind: durch diesen sollte ohne Zweifel für ihn, den Mönch, die Bezahlung des Geldes an die Universität geschehen.

Seiner Promotion zum Doktor ging nur um wenige Tage, am 4. Oktober, die zum theologischen Lizentiaten oder zur licentia magistrandi in theologia voran. Jene erfolgte dann am 18. und 19. des Monats, unter dem Vorsitze Carlstadts und dem Dekanate W. Links. Beistände, sogenannte Galli, des zu Promovirenden waren sein Freund Link und der zugleich der theologischen Fakultät zugehörige wittenberger Pfarrer Nikolaus Viridimontanus (d. h. Grünberger). Die einzelnen Akte seiner Doktorpromotion verliefen in der herkömmlichen Form, welche für Wittenberg in gleicher Weise wie für die älteren Universitäten festgestellt waren. Sie begannen am ersten Tage, dießmal also am 18. Oktober, Mittags 1 Uhr mit einer Disputation des Promovenden, welche der Vorsitzende mit einer Rede voll Salz und Witz, doch ohne verletzende Aeußerungen spätestens um 4 Uhr beschließen sollte. Außer den „Herren von der Universität" fand sich hiezu dießmal laut der Akten des Dekanatsbuches eine große Zahl anderer „verehrungswürdiger Gäste" ein. Am andern Tage rief morgens die Glocke zur Hauptfeier. Hier wurde der neue Doktor proklamirt und verpflichtet, hatte auch eine kurze Rede zu halten (Luthers Rede ist ebenso wenig als seine Doktorsthesen auf die Nachwelt gekommen; eine noch vorhandene Doktorsrede, welche Neuere dafür ansahen, ist vielmehr von ihm, wie wir später sehen werden, erst lange nachher und zwar für einen andern Doktoranden verfaßt worden.) Dazu wurden ihm die Insignien der Doktorwürde überreicht, nämlich ein Hut oder Baret, ursprünglich das Ehrenzeichen eines freien Mannes, und ein Ring, der ähnlich wie bei der Einkleidung von Bischöfen und Kardinälen die Uebertragung der amtlichen Verbindlichkeit und Würde bedeutete. Luthers Doktorring ist auf dem Braunschweiger Museum noch jetzt zu sehen: ein dicker Goldreif mit einem silbernen, unter einer Glasplatte quer liegenden, herzförmigen Wappenschilde, auf welchem drei in einander verschlungene Ringe als Sinnbild für das höchste von der Theologie zu verkündende Mysterium der heil. Dreieinigkeit sich befinden. In der herkömmlichen Eidesformel verpflichtete sich der neue Doktor, keinerlei eitle, von der Kirche verdammte und frommen Ohren anstößige Lehren vorzutragen. — Drei Tage nachher wurde Luther in den Senat aufgenommen.[1])

Vorlesungen und Studien seit 1513.

Die Stellung Luthers als Doktors an der Universität mußte gleich darauf durch andere Veränderungen, welche bei der theologischen Fakultät eintraten, noch bedeutender und verantwortungsvoller werden. Schon im Jahre darauf starb nämlich Pollich, und Trutvetter ging nach Erfurt zurück. Staupitz erscheint nicht mehr auf die Dauer in Wittenberg. Unter den Professoren stand so vor Luther kein älterer Mann mehr mit berühmtem Namen. In Hinsicht auf Geist und persönliches Gewicht war er unstreitig der erste unter ihnen. Der ihm zunächst stehende College innerhalb der Fakultät war sein Freund Link, und eben dieser war jetzt auch Prior des Augustinerklosters geworden.

Ferner traf Luther bei seiner Rückkehr nach Wittenberg den Georg Spalatin daselbst, dessen Bekanntschaft mit ihm wir schon von ihrem gemeinsamen Erfurter Aufenthalt herleiten durften. Dieser hatte nämlich Theil an der Leitung zweier Neffen des Kurfürsten, junger Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, welche seit Herbst 1511 in Wittenberg studirten. Seine Bekanntschaft mit Luther wurde zur innigen Freundschaft, welche auf gleicher geistiger Richtung ruhte und bei welcher dieser ebenso wie im Verhältniß zu Lange der überwiegend bestimmende Faktor war. Sie mußte für Luther und die Universität besonders auch durch die Beziehung wichtig werden, worin Spalatin zum Kurfürsten stand. Er genoß dessen persönliches Vertrauen, erhielt von ihm eine Pfründe am Altenburger Stifte und wurde von ihm etwa im Jahre 1513 zum Hofkaplan und Geheimschreiber ernannt. Vermöge dieses Amtes verweilte er dann zwar in Wittenberg nur noch in den Zeiten, wo der Kurfürst dort sein Hoflager hatte, erhielt sich aber fortwährend angelegentlich im Verkehr mit Luther und mit Lange. [1])

Im Jahre 1515 erscheint auch Freund Lange in Wittenberg: er promovirte hier am 20. November als biblischer Baccalaureus. [2])

Fortwährend ließen zahlreiche Ordensgenossen Luthers sich bei der Universität inscribiren und erwarben sich akademische Grade.

Erst als Doktor nun hat Luther die ihm eigenthümliche, tiefgreifende und bereits in ihrer Art reformatorische Lehrthätigkeit eröffnet. Wie er von sich sagen konnte, daß im Erfurter Kloster er allein die heil. Schrift zu seinem Studium gemacht habe, so war er jetzt der erste, der sein ganzes theologisches Lehren auf sie gründete: ja er las nur über biblische Bücher und knüpfte an ihre fortlaufende Auslegung allen dogmatischen und ethischen Unterricht.

Die Erklärung des Schriftwortes nahm in der herkömmlichen Lehrweise der Universitäten eine durchweg untergeordnete Stelle ein, wofern sie über-

haupt noch Raum fand. Der angehende theologische Dozent strebte von der „Bibel“ ganz zu den „Sentenzen“ weiter. Nicht einmal jene Bestimmung, daß der Baccalaureus zuerst ein oder zwei Semester bei der Bibel bleiben sollte, scheint eingehalten worden zu sein: hatte ja doch Carlstadt nach der oben angeführten Aeußerung Luthers mit dieser sich noch gar nicht bekannt gemacht, bevor er Doktor wurde. Auch von Luther selbst müssen wir nach seinen eigenen Aeußerungen annehmen, daß er zu biblischen, wenigstens eigentlich exegetischen Vorlesungen als Baccalaureus noch nicht kam: denn er hätte, indem er von den ersten berichtete, die er als Doktor gehalten, frühere schwerlich unerwähnt gelassen. Jetzt aber sah er, wie gesagt, in ihnen seinen eigentlichen Beruf als Lehrer der Theologie. Gern bezeichnete er sich dann auch als „Doktor der heiligen Schrift.“

Gemäß seiner spätern Angaben hat Luther bald nach seiner Doktorpromotion über den Psalter zu lesen begonnen, hat dann den Römerbrief und weiter den Brief an die Galater, ferner den an die Hebräer und auch den an Titus behandelt und ist 1519 wieder an die Auslegung der Psalmen gegangen.[1])

Noch besitzen wir aus jener Zeit kurze Notizen aus der Feder eines katholischen Hildesheimer Geistlichen Johann Oldekop, der im Frühjahr 1515 die Wittenberger Universität bezog. Ihnen zufolge hatte Luther 1513 sein erstes Buch, nämlich ein praeceptorium erscheinen lassen und mit Vorlesungen über die Psalmen den Anfang gemacht; sodann las er seit 1515 über den Römerbrief, und zwar hatte er zu diesem Zweck den Text des Briefes oder vielmehr der in der Kirche gebräuchlichen lateinischen Uebersetzung desselben beim Buchdrucker Gronenberg so drucken lassen, daß zwischen den einzelnen Zeilen ein Raum blieb, in welchen die Zuhörer seine Anmerkungen eintragen konnten.[2])

Jenes Buch, von dem wir sonst keine Nachricht haben, war wohl nur eine kleine Schrift von untergeordneter Bedeutung. Oldekop bemerkt, sie sei voll gewesen der Materien und Zufälle zu disputiren. Mit demselben Namen praeceptorium bezeichnete Luther später einmal eine von ihm verfaßte kurze populäre Auslegung des Glaubens, Vaterunsers und Dekalogs.[3]) In Betreff jener Schrift aber läßt die Bemerkung Oldekops vielmehr schließen, daß sie für den Gebrauch von Theologen, praktischen Geistlichen und namentlich Beichtigern, die mit solchen Zufällen oder casus zu thun hatten, die zehen Gebote möge erörtert haben. Anders hat hernach Luther, wie wir bald hören werden, über diese fürs Volk gepredigt.

Unendlich wichtiger sind jedenfalls für die Geschichte Luthers und seines Wirkens jene Vorlesungen.

Und da besitzen wir nun von der ersten, über die Psalmen, auch noch ein schriftliches Denkmal: es ist überhaupt die erste theologische Aus-

eitung, die wir von seiner Hand haben. Die Wolfenbüttler Bibliothek ahrt nämlich eine Ausgabe des kirchlichen lateinischen Psalmtextes, in cher auf den Rand und zwischen die Zeilen fortlaufende Anmerkungen n Luthers Hand eingeschrieben sind. Sie ist zu Anfang Juli's 1513 bei m vorhin genannten Gronenberg in Wittenberg erschienen. Luther hatte wohl damals ebenso wie nachher die des Römerbriefes für seine Zuhörer ranstaltet und legte das, was er in sein eigenes Exemplar eingetragen t, seinen damaligen Vorträgen zu Grunde. Daß diese seine Anmerkungen nigstens dem größten Theil nach wirklich aus jener Zeit stammen, be- tigt auch ihr Inhalt im Vergleich mit denjenigen, welche er wenige ahre nachher veröffentlicht hat und in welchen bereits ein weiter fortge- hrittener theologischer Standpunkt sich kund gibt.

Die Psalmen welche Luther so auf dem Katheder vornahm, waren m von jeher besonders werth gewesen; er habe sich, sagt er, von Jugend f an ihnen ergötzt und in ihnen geübt. In seiner neuen gedruckten uslegung derselben, die er 1519 herausgab, sagt er von ihnen und den ulinischen Briefen, sie möchten wohl die edelsten und schwierigsten unter n biblischen Schriften sein. Hier fand er den lebendigsten, ergreifendsten sdruck der innern Erfahrungen, Kämpfe und Beängstigungen einer Seele, elche ihren Gott sucht und noch so oft von ihm sich ferne, ja wie in der lle fühlt; hier auch schon die köstlichen Zeugnisse von Gottes rettender iebe und Freundlichkeit, von dem bereits den alten Frommen im Geiste rgestellten Heilande Christus, von der Erquickung und Beseligung, deren an durchs Wort der Gnade theilhaftig werde. So blieb der Psalter uthern immer ein Spiegel des eigenen innern Lebens und ein unerschöpflicher chatz von Weisungen, Tröstungen und Ermunterungen für dasselbe. So ollte er ihn als Wort des Lebens auch jetzt seinen Zuhörern vortragen. it besonderer Beziehung auf ihn erklärt er von der heiligen Schrift über- upt, sie sei gläubigen Seelen, was dem Thier die Weide, dem Menschen n Haus, dem Vogel ein Nest, der Gemse ein Fels, dem Fische ein Strom i. Und vor Allem die objektive Wahrheit vom göttlichen Heilswillen und eilswege wollte er ihnen aus dem Worte der Psalmen darlegen. Er agt hiebei, wie dieß auch der ganzen bisherigen wissenschaftlichen und aktischen Exegese eigen war, nicht nach den ursprünglichen geschichtlichen eziehungen der Textesworte, noch nach dem religiösen Standpunkt der lttestamentlichen Frommen und der alttestamentlichen Heilsoffenbarung n Unterschied vom neuen Bunde. Sondern er deutet da schon Alles nach enjenigen vollen Lichte, welches wir erst hier aufgegangen sehen; insbesondere cht er überall, wo er kann, schon direkte Beziehungen auf Christus. Wo rner die Psalmisten von Dingen und Vorgängen der äußern Natur reden, findet er gern geheimnißvolle sinnbildliche Andeutungen höherer, geistlicher

Objekte und Wahrheiten. Er ist noch sehr in jener allegorischen Auslegungsweise, von der bei seinen Erfurter Studien die Rede war, befangen. Seine Anmerkungen zum Psalter haben so für uns weniger die Bedeutung einer eigentlich exegetischen Leistung, als einer Darstellung seiner neu gewonnenen dogmatischen Ueberzeugungen.

Da läßt er denn den weitläufigen Ausbau des kirchlichen Lehrsystems unangefochten und unberührt. Aber selbständig führt er überall in den Mittelpunkt der religiösen Wahrheit hinein, an welchem ihm persönlich und im Lehrvortrag Alles gelegen war. Jetzt hat für ihn der Gedanke an die Gerechtigkeit Gottes und an die Gerechtigkeit des Menschen vor Gott seine Schrecken verloren. Denn er kennt jetzt die besonders durch Paulus bezeugte Gerechtigkeit, dadurch Gott uns Sünder gerecht mache, — die Gottesgerechtigkeit, welche Gott selbst uns schenke. Er kennt den Heiland, den menschgewordenen Gottessohn, bei welchem sie zu finden sei. Er kennt den Zugang zu ihr; nicht mit Werken ist sie zu verdienen, sondern der Glaube, der Glaube an Gottes Barmherzigkeit, an Christus, an die frohe Botschaft des Evangeliums, ist der „kurze Weg" zu ihr; die Gottesgerechtigkeit ist Glaubensgerechtigkeit. Und auch den Glauben selbst wirkt Gottes ewige Barmherzigkeit durch sein Evangelium. So erwacht in den Begnadigten ein freier, freiwilliger Geist, der ohne knechtischen Zwang und Pein in Tugenden und Werken Gotte dient und hiebei vermöge des Glaubens sich des göttlichen Wohlgefallens getröstet. Das ist der Kern der evangelischen Lehre, dessen Luther schon jetzt gewiß geworden war, wenn er ihn gleich noch mit manchen undurchsichtigen, unklaren Formen vorträgt und von hier aus noch nirgends einen Widerspruch gegen die kirchlichen Heilsmittel und Gebote anregt.[1])

Am Verständniß des Römerbriefs, welchen Luther nach den Psalmen vortrug, hatte er schon von langer Zeit her anhaltend gearbeitet, ja er hatte, wie er sagt, von wunderbarem Eifer darnach geglüht. Es war ihm aber namentlich das Eine Wort Röm. 1, 17 im Wege gestanden, wonach im Evangelium „die Gerechtigkeit Gottes sich offenbart;" denn er hatte vermeint, in dieser auch hier die furchtbare Strafgerechtigkeit sehen zu müssen. Dagegen war ihm daneben im Römerbrief und vom Römerbrief aus die Erkenntniß jener Gerechtigkeit aufgegangen, in welcher Gott aus Gnaden uns vor sich gerecht mache und welche aus dem Glauben komme. Wir haben schon gehört, wie er die gleich nachfolgenden Worte des erwähnten Verses, daß der Gerechte seines Glaubens lebe, in sich herumgetragen hat. Mehr und mehr lernte er begreifen, wie aus dem Glauben das Leben entspringen solle und so auch unsere Gottesgerechtigkeit, indem Gott eben dem durch Glauben gerecht gewordenen Sünder das Leben und die Seligkeit zutheile. „Da," sagt er, „ward ich fröhlich; also that sich

ir die ganze heilige Schrift und der Himmel selbst auf." Und mit Freuden nd er nun seine Auffassung von der Gerechtigkeit als einer, die Gott bst uns verleihe, auch in Augustins Schriften bestätigt. Solch ein Studium es für ihn wichtigsten pauliniſchen Briefes war, wie gesagt, seiner Psalter- orlesung schon vorangegangen: dieß ist das Richtige an einer späteren ngabe (schon bei Melanchthon), welche ihn fälschlich auch Vorträge über en Römerbrief vorher halten läßt. Die glücklichen Ergebnisse solchen tudiums liegen dem vorhin angegebenen Lehrinhalt jener Vorlesung über ie Psalmen zu Grunde, so wie denn dieselbe auch ausdrücklich auf Stellen es Briefes und auf die betreffenden Erklärungen Augustins sich stützt. ber alsdann erst hat er es also unternommen, den Brief selbst, der ihm ben so schwierig wie wichtig war, öffentlich auszulegen. [1])

Die hohe Bedeutung dieser beiden biblischen Vorlesungen Luthers richt Melanchthon mit den Worten aus: „nach einer langen und dunkeln Nacht schien hier nach aller Frommen und Verständigen Urtheil ein neues icht der Lehre aufzugehen; hier wies er den Unterschied des Gesetzes und vangeliums auf; hier widerlegte er den Irrthum, der in den Schulen nd Predigten herrschte, daß die Menschen mit eigenen Werken Vergebung er Sünden verdienen und durch gesetzliche Zucht vor Gott gerecht sein ollten, wie die Pharisäer einst gelehrt haben; er rief die Menschen zum Sohne Gottes zurück; er wies sie wie der Täufer Johannes auf das Lamm Gottes, welches unsere Sünden getragen hat, und zeigte, daß man diese Wohlthat im Glauben annehmen solle."

Den Vortrag derselben Grundlehren hatte Luther in der Vorlesung über den dem Römerbrief am nächsten verwandten Brief an die Galater fortzusetzen. Wie sehr und ganz er jetzt hierauf aus war, zeigt uns eben die Wahl dieses Briefes zum Gegenstand seiner neuen Vorlesung. Er ging zu derselben im Oktober 1516 über. Ihr Inhalt ist, noch einmal überarbeitet, i. J. 1519, wie wir unten sehen werden, zum Druck gekommen. Neben und im innigsten Zusammenhang mit der Lehre von der Gottesgerechtigkeit und Glaubensgerechtigkeit war ihm bei diesen Vorlesungen besonders wichtig der von Melanchthon ausgehobene Unterschied zwischen dem Gesetze Gottes, welches fordert, straft, demüthigt, und zwischen dem Evangelium der göttlichen Barmherzigkeit, welches schenkt, aufrichtet und selig macht. Namentlich in dieser Hinsicht war er in seiner Psalmenauslegung noch nicht zur Klarheit gemäß dem Sinne der pauliniſchen Aussprüche durchgedrungen und hatte hiefür gerade auch in Augustin nur einen sehr ungenügenden Rathgeber. Er sagt später, er sei über den Unterschied von Gesetz und Gnade mehr denn dreißig Jahre lang in Confusion gewesen. Schon in den unten zu erwähnenden Predigten aber, welche er gleichzeitig mit seinen Vorlesungen über die pauliniſchen Briefe hielt, finden wir ihn

zum Verständniß jenes Grundunterschiedes im Inhalt, Zweck und Brauch des göttlichen Wortes eben an der Hand des Apostels fortgeschritten. Am schärfsten und lebendigsten hat er nachher gerade in Commentaren zum Galaterbriefe davon gelehrt.

Von Luthers Vorlesungen über den Hebräer- und Titusbrief vermögen wir Nichts Bestimmteres anzugeben; in Betreff jener erwähnt er einmal, daß er für sie die Glossen des Chrysostomus benutzt habe.

Bei den Vorlesungen über die drei biblischen Bücher sehen wir, daß sich jede durch mehrere Semester fortzog: das war ein Brauch, bei dem Luther auch später verblieb. — Ueber die Stunden der Vorlesung wissen wir noch, daß Luther 1517 auf seinen Wunsch die von 1—2 Uhr Mittags für sich bekam, während ihm früher die Morgenstunde von 6—7 Uhr zugetheilt war; an jener hat er wohl auch fernerhin festgehalten. [1])

Die geistige Arbeit Luthers an der heiligen Schrift war eine doppelt anstrengende, da er, während er überall dem Lehrgehalt derselben und der Beziehung ihrer Wahrheiten aufs Leben nachging, zugleich erst die Grundsprachen sich vertraut machen mußte, ohne welche das von ihm erstrebte selbständige und sichere Verständniß jenes Inhaltes nicht möglich war. In beiden Sprachen, der hebräischen und besonders der griechischen, war er jedenfalls noch ein schwacher Anfänger.

Wir haben schon bei seinen Erfurter Schriftstudien ein hebräisches Wörterbuch erwähnt, welches er wohl schon damals sich angeschafft hat. In seinen Anmerkungen zum Psalter beruft er sich nun für die Erklärung verschiedener hebräischer Wörter auf Reuchlin, von welchem neben dem hebräischen Lexikon und einer Gramatik bereits auch eine Erklärung der Bußpsalmen erschienen war. Fast überall folgt Luther doch noch einfach dem Texte seiner lateinischen Bibel. Waren doch auch die Hilfsmittel, die ihm für die sprachlichen Untersuchungen zu Gebote standen, nur erst sehr sparsame. Wie er sie dann durch eigene Arbeit für sich zu bereichern suchte, sehen wir aus dem späteren Brief an Lange, in welchem er seines hebräischen Wörterbuches gedenkt. Er hatte damals (i. J. 1522) neben diesem noch ein anderes, dem Lange zugehöriges in Händen, das von letzterem wohl bei seiner Rückkehr von Wittenberg nach Erfurt dort gelassen worden war, und hatte beide und namentlich das des Lange mit zahlreichen eigenen Anmerkungen ausgestattet, welche ihm sehr von Werth waren, wenn sie gleich, wie er selbst bemerkt, theilweise nur auf Vermuthung oder „Divination" beruhten. [2])

Ueber die Bücher, aus welchen er sich im Griechischen unterrichten konnte, haben wir keine Nachricht. Vorlesungen übers Griechische zu hören, gaben ihm die philologischen Collegen an der Universität keine Gelegenheit. Erst Melanchthon hat nachher griechische Lektionen zu Wittenberg in Schwung gebracht. Unverkennbar zeigt sich der Mangel an sprachlichen Kenntnissen

ich bei jenen Schwierigkeiten, welche das Verständniß der wichtigsten usſprüche des Römerbriefes Luthern ſo lange Zeit gemacht hat; namentlich r Sinn, in welchem Paulus dort von Gerechtwerden oder der Rechtrtigung des Gläubigen redet, war durch die lateiniſche Ueberſetzung verunkelt und an dieſe war auch Auguſtin durchweg gebunden. Allein an reunden, bei welchen er Anweiſung fürs Studium des Griechiſchen ſich olen konnte, fehlte es Luthern doch ſchon damals nicht. Wir laſſen dahineſtellt, wie viel Carlſtadt ihm darin leiſtete und leiſten konnte. Aber ein rdentlich geſchulter Kenner des Griechiſchen ſtand ihm ja, wenn auch nur ürzere Zeit, in ſeinem vertrauten Freund Lange perſönlich zur Seite; er emerkte 1516, daß dieſer auch einem Mutian als „Grieche" wie als lateiner bekannt ſei. Wie ſollte er nicht eine ſolche Hilfe für die ihm ichtigſten Studien nach Kräften benutzt haben? Noch ſpäter, i. J. 1518, ichtet er philologiſche Fragen an Lange, den „Griechen", nach Erfurt. usdrücklich verlegt auch Melanchthon den Beginn der griechiſchen Studien uthers in jene Jahre. [1])

Für die Auslegung der heiligen Schrift verglich Luther fleißig die Bücher der alten Väter, obgleich er bei den Andern außer Auguſtin nur wenig Frucht für ſich fand. Fleißig gebrauchte er ferner für die Pſalmen jenen mittelalterlichen Exegeten Lyra, welchen er im Erfurter Kloſter noch verachtet und für deſſen buchſtäbliche Deutung des Schriftwortes er freilich auch jetzt noch zu wenig Sinn hatte.

Neben der heiligen Schrift beſchäftigten ihn am meiſten fortwährend die Schriften Auguſtins. Wie er perſönlich ſich bewußt war, rein durch Gottes Gnade aus dem Elend, in welchem er unter vergeblichem eigenem Ringen geſeufzt und gebebt hatte, erlöſt zu ſein, ſo trat er völlig in die Lehranſchauungen und Lehrausführungen jenes Theologen ein, der gewaltig, wie kein Anderer, den Dünkel des unerlöſten Menſchen von eigenen Kräften und ſittlicher Freiheit beſtritten und des Menſchen Bekehrung und Wiedergeburt auf den unbedingten Willensrathſchluß und das mächtige innere Wirken des Alles beſtimmenden Gottes mit unbeugſamer Conſequenz zurückgeführt hat. Luther iſt mit Auguſtin nicht bloß in den ſittlich religiöſen Erfahrungen und Ueberzeugungen zuſammengetroffen, ſondern auch in einem theologiſchen Denken, welches die hier gewonnenen Wahrheiten in der einmal eingeſchlagenen Richtung ſcharf und rückſichtslos zu verfolgen bereit war. Er iſt, wie wir nachher ſehen werden, auch vor Folgerungen nicht zurückgeſchreckt, nach welchen aus jenem göttlichen Willen das Verderben und die Unſeligkeit des einen Theiles der Menſchheit nicht minder als die Rettung und Seligkeit der durch Gott begnadigten Menſchen zu folgen ſchien. Immer jedoch blieb ihm Mittelpunkt und Hauptſache nicht der Gedanke an Gottes Willen und Macht überhaupt oder an die unergründlichen

ewigen Rathschlüsse, sondern vielmehr die einfache praktische Frage, wo hienieden nach Gottes Gnadenordnung die Gerechtigkeit zu finden sei, der einfache Hinblick auf Christus, den er durch Gottes Gnade sich bereits vor Augen gestellt sah, und die Gewißheit der im Glauben an Christus bereits ihm geschenkten Seligkeit. — Was übrigens die Verwandtschaft seiner persönlichen Erfahrungen mit denen seines Lehrers Augustin anbelangt, so waren jene noch mehr als diese geeignet, davon zu zeugen, wie wenig auch im besten Fall des Menschen eigenes Streben und Thun genüge, ihn vor Gott gerecht zu machen. Augustin hatte zuvor den Sünden eines fleischlichen, heidnischen Jugendlebens sich ergeben, dessen innerliche Nachwirkungen ihm zu kämpfen machten. Luther konnte wie einst Paulus sagen, er habe seinen Wandel vor Menschen unsträflich geführt. Dennoch hat ihn sein Gewissen über die Sünden, die er vor Gott habe und zu tilgen unfähig sei, nicht ruhen lassen, bis er nun mit Augustin und mit Hilfe Augustins jene Gottesgerechtigkeit, von der Paulus redet, gefunden hatte.

Schon gelang damals Luthern im Zusammenhang seiner augustinischen Studien auch eine wichtige kritische Wahrnehmung in Betreff einer angeblichen Schrift Augustins „über wahre und falsche Buße," worin er jene Lehre von Gottes Gnade vermißte und dagegen die Seelen einer quälerischen Buß- und Beichtdisziplin unterworfen fand. Trotz des ausgedehnten Gebrauchs, welchen die Kirchenrechtslehrer und Dogmatiker von ihr gemacht hatten, bestritt er deßhalb ihre Echtheit und hat hiemit Recht behalten. [1])

Noch eine andere Theologie als die augustinische aber ist nun damals mit erwärmenden, belebenden und befruchtenden Einflüssen in Luthers Studien und innern religiösen Entwickelungsgang hereingetreten. Im Oktober 1516 hören wir ihn zum ersten Mal den mittelalterlichen Mystiker Johann Tauler († 1361) nennen, indem er den Lange ermahnt, in christlichem Wandel und Wirken seinem Tauler treu zu bleiben. Er drückt sich aus: „dein Tauler." Mit ihm oder noch vor ihm hatte demnach Lange diesen kennen gelernt und liebgewonnen. Bald nachher empfiehlt Luther die Predigten Taulers dem Freund Spalatin, hat sie auch auf der Kanzel angeführt. Er war ferner eben jetzt auf ein altes Büchlein gestoßen, das ihm wie ein kurzer, trefflicher Abriß der Taulerschen Theologie erschien. Das ist die gleichfalls noch aus dem 14. Jahrhundert stammende kleine Schrift, welche seither unter dem Namen der „Deutschen Theologie" bekannt und berühmt geworden ist und mit ihren schlichten, innigen, edlen Reden von Gott, dem vollkommenen Gut, und von dem Leben in Gott oder dem Leben Christi in den echten Gottesfreunden bis in unsere Gegenwart eine immer neue Anziehungskraft auf religiöse Geister und Gemüther, zumal in Deutschland, geübt hat. Luther gab sie selbst heraus: zuerst im Jahr 1516 stückweise, vielleicht weil ihm damals noch kein vollständiges

remplar zu Gebot stand, — dann im Jahre 1518 vollständig. Den er-
en Abdruck sandte er schon mit dem vorhin erwähnten Brief an Spalatin,
dem er sie eben hier gewissermaßen einen Auszug aus Taulers Theologie
ennt. In der ersten Ausgabe, von der wir keinen Originalabdruck mehr
esitzen, scheint er sie „ein Büchlein vom rechten Unterschied, was der alte
nd neue Mensch sei u. s. w." betitelt zu haben. In der zweiten Ausgabe
ab er ihr den Titel: „Ein Deutsch Theologia, das ist ein edles
Büchlein vom rechten Verstand, was Adam und Christus sei u. s. w."
Seither ist ihr der Name Deutsche Theologie verblieben. Luther hatte,
vie er in der kurzen Vorrede zu seiner ersten Ausgabe sagt, „das Büchlein
ohne Titel und Namen funden."

Mit begeisterten Worten preist Luther jetzt und in den folgenden
Jahren den Schatz, welchen er in Taulers Predigten und in jenem Büch-
lein entdeckt hatte. Hier sei reine, echte, solide Theologie; nie habe er
eine gesündere, evangelischere gesehen. Er nennt Tauler einen Mann
Gottes, einen erleuchteten Doktor, der, obgleich den theologischen Schulen
unbekannt, doch mehr wahre Theologie habe, als sämmtliche Schultheologen
aller Universitäten. Den Spalatin beschwört er, während dieser Schriften
seiner eigenen Hand zu bekommen wünschte, doch ja seinem Lobe Taulers
zu glauben und dessen Predigten zu kaufen: da werde er sehen, wie ein
Vergleich mit der frommen Gelehrsamkeit dieses Buches die ganze Gelehr-
samkeit des gegenwärtigen Jahrhunderts eine eiserne, ja irdene sei. Nicht
minder ermahnte er hiezu seine Zuhörer; oft bekannte er ihnen, Taulers
Predigtbüchlein habe ihn selbst „in den Geist geführt." Von der „Deut-
schen Theologie" sagt er: sie schwebe nicht oben wie Schaum auf dem
Wasser, sondern sei aus dem Grunde des Jordans von einem wahrhaftigen
Israeliten erlesen; nächst der Bibel und Augustin sei ihm kein Buch vor-
gekommen, aus dem er mehr erlernt habe, was Gott, Christus, Mensch
und alle Dinge seien. [1])

Was Luther zu dieser Mystik hinzog, war der lautere Ernst, womit
sie dem Vollkommenen und Himmlischen nachtrachtete, die tiefe und zugleich
edel einfältige Innigkeit, womit sie in die Einigung mit Gott sich versenkte,
die lebendige Unmittelbarkeit, womit sie das allerhabene und allumfassende,
Alles durchwaltende göttliche Wesen, das keine Rede auszudrücken vermag,
mit den Augen des Herzens und Geistes erfaßte. Schon in seinem väter-
lichen Freunde Staupitz waren die Nachwirkungen einer frommen praktischen
Mystik mit denen des Augustinismus Luthern nahegekommen: aber jetzt
rst lernte er sie in jenen frischen, ursprünglichen, vollen Quellen kennen.
Verwandtes hatte er auch schon bei Gerson, auch bei Bonaventura, finden
önnen: aber bei diesen hatte er, wie wir sahen, an haltlosen Spekulationen
nd willkürlichen, überfeinen und hohen Anweisungen fürs Aufsteigen der

Seele zu Gott sich gestoßen; jetzt sah er sich in stiller Betrachtung und schlichter, eindringlicher Mahnung, in deren Begriffs- und Redeformen uns indessen allerdings auch die Einwirkungen älterer Spekulationen erkenntlich sind, direkt auf den wahren Mittelpunkt des religiösen Lebens und aller Theologie hingeführt. Bei seinem Augustin war neben aller Begründung der Lehre auf innere Erfahrung doch weit mehr hartes dogmatisches Gerüste, starr begriffliches Gepräge, Reflexion menschlicher Schulwissenschaft; hier vielmehr Vertiefung in die innersten Lebensvorgänge selbst mit wenigen und nicht begrifflich ausgeprägten, aber inhaltsvollen, lebendig angeschauten, durchweg aufs Leben bezogenen Grundideen.

So wurde Gott hier dargestellt als das Wesen aller Wesen, in welchem alles Sein ruht und welches allein wahren, unendlichen Werth hat. Zu ihm steht die Seele in der innigsten ursprünglichen Beziehung; wie sie von ihm stammt, so ruht in ihrem innersten Grund fort und fort eine Sehnsucht, welche sie zum Ursprung wieder hinzieht. Sie, die gefallene, sucht jetzt Gutes in dem, was nicht Gott ist, in den Kreaturen, im Endlichen; sie sucht ihr Eigenes, sie sucht vor Allem sich selbst: daß Selbstsucht so die Grundsünde sei, mit welcher der Mensch zu kämpfen habe und welche ihn unselig mache, und daß unser sittliches Verderben nicht etwa, wie katholische Lehrer meinten, bloß oder überwiegend in einem Uebergewicht der gemein fleischlichen Triebe bestehe, das fand Luther weit bestimmter und nachdrücklicher als bei Augustin in jener Mystik gelehrt; eben davon ist hernach die reformatorische Lehre ausgegangen. Entäußern muß sich demnach der Mensch von allem Kreatürlichen, um mit Gott sich zu vereinigen; er muß vor Allem sich selbst in seinem Nichts fühlen und erkennen, muß sich selbst verleugnen; er darf namentlich auch nicht meinen, etwas Gutes zu wissen und zu vermögen, womit er Großes bei Gott verdiene. Zu dieser Vereinigung aber will Gott selber mit seiner Liebe uns bringen. Hiezu ist Gott in Christus Mensch und der Mensch vergottet worden. Ja in Christus will Gott auch uns gottförmig oder vergottet werden lassen. Hiezu gehört, daß wir nur ganz mit Verzicht auf Eigenlust und eigenen Werth ihm uns öffnen, ihm gelassen werden, in Christus aufleben, Christus in uns leben lassen, ihm nachwandeln. Dazu läßt Gott insbesondere auch Kreuz und Anfechtung dienen; in Liebe will er uns von uns selbst und der Welt zum seligen Leben in ihm losmachen. So wird die Seele in Gott still und ruhig. So ist sie dann auch bereit, mit dem Reichthum, den sie in Gott hat, liebend, geduldig und sanftmüthig den Nächsten zu dienen. Werke solcher Liebe will Gott von uns; daran hat er, wie vornehmlich Tauler lehrt, mehr Wohlgefallen, als an der großen Beschaulichkeit oder hochfliegenden Contemplation, in welcher andere Mystiker Ruhe suchten.

Freudig las Luther hauptsächlich diese Zeugnisse von der Liebe Gottes gegenüber dem Argen, das der Mensch in sich selbst finden muß. „Schmecke und sieh hier," so schreibt er an Spalatin, „wie freundlich der Herr ist, wenn du erst verschmeckt hast, wie bitter Alles ist, was wir sind." Er weiß aber auch, wie er von der Deutschen Theologie in seiner ersten Vorrede sagt: „gründliche Lehre der heiligen Schrift muß Narren machen oder Narren werden; wir predigen Christum, eine Thorheit den Heiden, aber eine Weisheit Gottes den Heiligen" (1. Korinth. 1, 23).

Wir haben schon vorhin erwähnt, daß in dieser frommen praktischen Mystik doch auch spekulative Elemente einer älteren, anders gearteten mystischen Theologie fortgewirkt haben. Und zwar meinen wir hiemit eine unter dem Einfluß griechischer, neuplatonischer Philosophie entstandene, durchs Mittelalter hindurch unter verschiedenen Formen sich fortpflanzende Mystik, welche Gott oder das absolute Sein erst in der Welt und den Menschen zur wirklichen Existenz und Selbstentfaltung kennen ließ und somit pantheistisch dachte, oder für welche vielmehr alles Endliche jenem Absoluten gegenüber zu einem schlechthin Nichtigen, zu einem bloßen Schein wurde. Anklänge einer solchen Anschauung sind besonders in Sätzen der Deutschen Theologie unverkennbar. Allein dieser Zug der Mystik, welcher doch auch schon bei Tauler und der deutschen Theologie der christlichen Auffassung des Gottes der Liebe sich immer wieder unterordnen mußte, hat nun bei Luther überhaupt keine Stelle gefunden. Jener Anschauung von Gott entsprach sodann eine Anschauung vom rechten Verhalten des Menschen gegen ihn, wonach dieses zu einem völligen Aufgehen und Untergehen der eigenen Persönlichkeit in ihm schien werden zu müssen. Dagegen weiß und fühlt Luther, während er ganz Gotte gelassen sein will, sich doch immer in kräftiger, männlicher Frömmigkeit als sittliche Persönlichkeit dem persönlichen Gott gegenüber, der ihm selbst diese Stellung gegeben hat, dessen Gnade er nicht in leerem Gelassensein findet, sondern mit energischer Glaubenszuversicht ergreift und der sofort auch zu kräftigem Wirken auf die Welt ihn stärkt und beruft. Leicht schwand bei jener Anschauung doch wieder die streng sittliche Würdigung der Sünde, indem diese wie eine Beigabe des endlichen Daseins als solchen oder wie eine bloße kreatürliche Schwäche und Unvollkommenheit sich darstellte. Luther bleibt sich bei der Sünde, gegen die er sich schwach fühlt, stets der strengen sittlichen Verantwortlichkeit bewußt; die Schuld vor dem persönlichen, heiligen Gott ist es, für die er bei diesem Gott Gnade sucht. Weit schritt die Mystik, und so meist auch die praktische, in der Betrachtung Christi sogleich dazu fort, wie er jetzt inwendig in den Seelen Leben gewinnen und zugleich als Vorbild ihnen vorleuchten sollte. Vor Luthers Glaube steht der menschgewordene Heiland vor Allem in seiner geschichtlichen Persönlichkeit, mit dem was er für uns, zu unserm Heil

und unserer Versöhnung in seinem Leben, Leiden und Sterben vollbracht hat; eben der Glaube hieran soll ihn auch innerlich den Herzen zu eigen machen und sie bei den Sünden, deren sie trotz seines Innelebens sich noch schuldig geben müssen, immer neu der vergebenden göttlichen Gnade gewiß machen. Leicht endlich führte jene tief innerliche Auffassung vom Einswerden der Seele mit Gott zu einer Geringschätzung der objektiven äußeren Mittel, deren doch unser sinnlich geistiges Leben überhaupt und so namentlich auch im sittlich religiösen Gebiete bedarf, — nämlich nicht bloß der Institute, welche die Kirche im Lauf der Zeit geschaffen, sondern auch des objektiven Gotteswortes und der Sakramente, die der Herr selbst gestiftet hat. Luther, wie er persönlich eben durch dieses Wort erst Licht und Leben gefunden, hat auch jetzt nie ein wahrhaftes inneres Licht ohne Vermittlung durch dieses zu besitzen vermeint. Dort fühlten sich dann Mystiker wie Tauler eben vermöge ihrer frommen Innerlichkeit und Geistigkeit doch zu keinem Kampf gegen schlecht menschliche Aeußerlichkeiten, sondern vielmehr zu einem stillen Dulden auch unter ihnen berufen; Andere konnten von verwandtem Standpunkt aus zu einer schwärmerischen, ja fanatischen Erhebung wider alles Aeußere als wider Etwas, was des freien Geistes unwürdig sei, erregt werden. Luther hat auch hinsichtlich des Tragens und Stillesseins von seinen Mystikern gelernt. Als aber die Umstände zum Kampfe riefen, ist er im männlichen Glaubensmuth und in der neuen sittlichen Kraft hervorgetreten, ohne dann doch nach der andern Seite sich hinreißen zu lassen.

Wir mußten auf diese Unterschiede zwischen Luther und jener Mystik schon jetzt um so mehr hinweisen, je höher wir ihren Einfluß auf ihn anschlagen und je mehr ihre Würdigung und die Bekanntschaft mit ihr jedem Freunde der Reformation und evangelischen Christenthums zu empfehlen ist. Er hat übrigens damals sich in sie vertieft und sie gelobt, ohne zugleich auf das, was ihm von ihr fremd blieb, aufmerksam zu machen. Er hat offenbar selbst hierauf nicht viel reflektirt, indem er ganz dem, was ihn anzog, sich zuwandte.

Charakteristisch ist endlich noch für ihn, daß ihm zu diesem Anziehenden sichtlich auch die heimische, deutsche Sprache mit gehörte, in welcher jene Schriften verfaßt waren. Er betont dem Spalatin, daß jene reine Theologie der Taulerschen Predigten „in deutscher Sprache sich ergieße". Eine „deutsche Theologia" hat er in jenem Büchlein gefunden und herausgeben wollen. In der zweiten Vorrede zu demselben ermahnt er, daß man an dem „schlechten Deutsch" sich nicht ärgern möge. Wir dürfen freilich noch mehr sagen: das Deutsch jener Schriften, an dessen veralteten Formen schon das sechzehnte Jahrhundert sich stoßen konnte, hat eine edle Einfachheit und Klarheit, welche seither verloren gegangen war. Die Beschäftigung

mit ihnen konnte auch für die Sprachbildung des deutschen Reformators nicht ohne Einfluß bleiben.

Vielfach werden wir von jetzt an jene Mystik in Luthers Worten und Schriften widerklingen hören. Schon jetzt aber machen wir auch darauf aufmerksam, daß, wie wir später sehen werden, aus dem Quell der Mystik, zu welchem er wieder hinrief, gleich im Beginn der Reformation noch andere Strömungen hervorgingen, denen er selbst dann sich hat entgegenstemmen müssen. Eben auch auf ihre Ausgangspunkte haben wir bereits oben bei den Eigenthümlichkeiten der mystischen Theologie hindeuten wollen.

Praktische Thätigkeit Luthers — im Predigtamt und Ordensvikariat, und persönliches Leben.

Luthers sämmtliche theologische Studien und Leistungen hatten ihr Absehen aufs Leben. Noch in direkterer Beziehung zum Leben erhielt ihn das fortgesetzte Predigen.

Die Pflicht, im Kloster zu predigen, bestand für ihn fort. Er hatte sie einst mit schwerem Herzen übernommen. Jetzt führte der Trieb, die christliche Wahrheit laut zu verkündigen, und ein Bedürfniß hiefür, welches in seiner nächsten Umgebung vorlag, ihn noch weiter. Er trat auch bei der städtischen Pfarrkirche Wittenbergs als Prediger ein. Im Pfarramte derselben war auf jenen Grünberg, welcher Luthern bei seiner Doktorspromotion assistirte, Simon Heins aus Brück gefolgt, ein Bruder des unter dem Namen Dr. Gregor Brück berühmt gewordenen Kursächsischen Kanzlers. Auch er, wie Grünberg, hatte zugleich eine Stelle als Dozent bei der Universität zu bekleiden, bei der er noch i. J. 1516 sich die Würde eines biblischen Baccalaureus erwarb (er starb schon 1522). Für die Kanzel aber nahm er, der kränklich und wohl im Predigen überhaupt schwach war, nun den gar eifrigen Luther zu Hilfe. Und zwar erhielt dieser dazu, wie wir aus späteren Aeußerungen von ihm sehen, einen ordentlichen Auftrag von Seiten der Stadt, wobei erst wieder in ihn gedrungen werden mußte, bis er die neuen Pflichten auf sich nahm: als er i. J. 1522, von der Wartburg zurückgekehrt, wieder die Kanzel der Pfarrkirche bestieg, um hier gegen tumultarische Neuerungen zu protestiren, konnte er sich darauf berufen, daß er dieß Predigtamt nicht von sich selber angenommen habe, sondern hiezu gefordert und wider seinen Willen erwählt worden sei.[1])

Von den letzten Monaten des Jahres 1515 ab haben sich uns noch Predigten Luthers erhalten, — theils vollständig, theils wenigstens in Auszügen. Das älteste Stück unter ihnen, soweit wir ihre Zeit noch sicher bestimmen können, ist ein Fragment einer Predigt, die er am Tage des heil. Martin gehalten hat. Recht bedeutsam beginnt es mit der Mahnung,

wie man in der richtigen Weise die heil. Schrift lesen solle: „Keiner leite sie nach seinem Affekte, sondern er führe sie zu dem Brunnen, das ist zu dem Kreuze Christi, so wird ers gewißlich treffen und nicht fehlen; Eins predige, die Weisheit des Kreuzes, das ist, daß es mit dem Menschen Nichts ist und er also lerne an ihm selbst verzagen und in Christum hoffen." Unter den in der Pfarrkirche gehaltenen Predigten ist die älteste, welche wir haben, eine auf den Tag des Evangelisten Johannes 1515; Luther erinnert übrigens seine Zuhörer in ihr an Reden, die sie schon früher von ihm vernommen: er hatte also auch dort schon öfters gepredigt.[1])

Luthers Fleiß und Eifer in dem neu übernommenen Amte ging weit über die herkömmlichen Verpflichtungen eines Pfarrers zum Predigen, ja über Alles, was damals von Predigerthätigkeit erhört war, hinaus. Im Sommer 1516 begann er, nachdem er über die kirchlichen Textesabschnitte der Sonn- und Festtage kürzer oder länger gepredigt, dem Volke von der Kanzel aus die zehen Gebote in sehr eingehender praktischer Rede auszulegen, womit er erst am Mathiasfeiertag 1517 zu Ende kam. Mehrmals hielt er an einem und demselben Tag noch eine dritte, ja vierte Predigt. Die Predigten über die Gebote schrieb er deutsch und lateinisch nieder. In beiden Texten schickte er sie im September 1517 seinem inzwischen nach Erfurt zurückgekehrten Freund Lange zu, damit dieser, wenn er wolle, beim eigenen Predigen davon Gebrauch machen könne. Ihr lateinischer Text erschien mit seiner Zustimmung, doch ohne daß er selbst die Herausgabe besorgte, 1518 im Drucke; dann kamen sie 1520 auch in einer von Anderen besorgten deutschen Rückübersetzung heraus.[2])

In derselben Zeit verfaßte er für die Gemeinde eine erbauliche Auslegung der sieben Bußpsalmen. Getreu, mit den Mitteln der Sprachgelehrsamkeit, versuchte er sie zu verdeutschen, nahm daher neben der kirchlichen lateinischen Uebersetzung nicht bloß die Erklärung des gelehrten Kirchenvaters Hieronymus sondern auch die neue Reuchlins zu Hilfe. Aber nicht für Gelehrte oder für feingebildete Geister, sondern für seine „rohen Sachsen" wollte er geschrieben haben. Er veröffentlichte diese Arbeit im Frühjahr 1517. Es ist das älteste von Luther publizirte Buch, das uns erhalten ist. Und es ist die erste deutsche Schrift, welche er herausgegeben hat, zugleich der Anfang seiner Bibelübertragung. Er überließ es Anderen, über seine „Vermessenheit, die Psalmen auszulegen, sonderlich in's Deutsche," zu urtheilen. Er selbst hatte seine Freude an dem Werkchen, und Ehre wollte er nicht für sich sondern für Gott allein.[3])

Auf der Kanzel predigte er, nachdem er mit den zehen Geboten fertig geworden war, in der Fastenzeit 1517 eine Auslegung des Vater Unsers. Einer seiner Zuhörer, Magister Johann Schneider aus Eisleben, der in der Reformationsgeschichte unter dem Namen Agricola bekannt geworden

faßte sie in ein Büchlein zusammen und ließ sie so noch im gleichen Jahre ch den Druck ausgehen. Im folgenden Jahre gab sie Luther selbst h einmal überarbeitet heraus.[1]) Wohlbedacht wählte er so den Stoff seinen Predigten fürs Volk: er behandelte in den zehen Geboten und n Vater Unser diejenigen Hauptstücke, mit welchen er schon am meisten kanntschaft beim gemeinen Mann voraussetzen durfte. Auf die Grund- ren des Glaubens führten ihn zur gleichen Zeit die Predigten über die rikopen, welche er fortsetzte.

Wir haben in jenen Predigten seit dem Jahr 1515 noch sehr werth- le Denkmäler für die fortschreitende Entwicklung des künftigen Reformators. nn eben seine eigene Entwicklung in Hinsicht auf die Art seines Predigens, Form und Inhalt, lassen sie uns erkennen.

Da liegt uns von Weihnachten 1515 her noch eine Predigt vor, che Luther in seinem Kloster gehalten hat. Glänzten mittelalterliche ediger vor ihren Zuhörern mit gelehrt theologischen, ja gar hochphilo- hischen Ausführungen, so hat Luther schon mit jener Einen Predigt ie Fähigkeit, Gleiches zu leisten und es hiebei in Spekulationen Anderen h zuvorzuthun, genugsam bekundet. Erscheinen uns dagegen solche edigten unfruchtbar, ungenießbar, ja fast ungeheuerlich für die Kanzel, muß auch dieß von einem großen Theil jener Predigt Luthers gelten. ihrend er nämlich dort die Weihnachtsbotschaft von dem Worte zu digen hatte, welches im Anfang bei Gott war und welches nun für) Fleisch geworden ist (Joh. 1, 1 ff.), vertieft er sich durch ein langes ick seiner Predigt hindurch in abstrakte philosophische Erörterungen über, wie man unter diesem Worte den wahrhaften Gedanken oder das ire ewige Denken Gottes, der absoluten Intelligenz, zu verstehen habe, dieses Denken oder diese lebendige Bewegung in Gott mit der In- igenz selbst oder mit dem Wesen Gottes eins und demnach das Wort selbst Johannes Gott sei, wie ferner für dieses Verhältniß des Wortes oder ankens zu Gott sich auch in den Geschöpfen, ja auch im sinnlichen en, Analogien finden. Dazu zieht er namentlich Sätze des Aristoteles r die Bewegung bei, — über das Hervorgehen der Bewegung aus dem n und über ihr Zurückgehen in die Ruhe. Er freut sich, diesen Gebrauch der Philosophie des alten Heiden machen zu können. Diesem selbst er bereits nicht mehr hold; er meint, derselbe habe seine wahren Sätze, er mit großem Pomp vortrage, anderswoher gestohlen, und will, daß n sie nicht bloß besser, als die meisten Theologen thun, sondern auch er als Aristoteles selber verstehe und anwende. Gebraucht man sie r richtig, dann sei diese schöne Philosophie der erhabensten Theologie nützlich. — Liest man jenen Abschnitt der Predigt und beachtet man, in dem abstrakten Denken zugleich ein selbständig strebender und vom

wärmsten Interesse für seinen hohen Gegenstand beseelter Geist sich zu erkennen gibt, so könnte man in Luther wohl einen Philosophen ahnen, der im Anschluß an die Philosopheme der Alten noch neue Bahnen zu brechen versuchen werde. Es ist die erste Leistung dieser Art, die uns aus seiner Feder sich erhalten hat, und es ist zugleich die letzte. Nur gemäß den einfachen Weisungen der Schrift und vom menschgewordenen Gottessohn aus hat er fernerhin in die Tiefen der Gottheit schauen wollen. Aber für unsere Kenntniß des Reformators bleibt es wichtig zu sehen, welche Gaben und Neigungen er auch nach jener Seite hin besaß und wie er selbst auf ein Verfolgen jener Wege und auf den Ruhm, der dort zu gewinnen war, verzichtet hat. — Und auch das Ziel jener Predigt sind nun doch nicht die Aussagen über des dreieinigen Gottes Wesen, sondern die höchsten, praktischen, seligmachenden Wahrheiten fürs religiöse Leben. Dahin wendet sie sich weiter, daß Gott Fleisch geworden sei und unsere Schwäche angenommen habe, damit der Mensch Gott werde, nämlich damit wir selbst jenem Wort ähnlich werden und der Gerechtigkeit, Heiligkeit und Herrlichkeit Christi theilhaftig; des unsrigen uns völlig entäußernd, sollen wir das Wort annehmen und selber zu dem werden, was wir annehmen. Von der Spekulation sind wir hinübergeführt zur lebendigen Heilsdarbietung und zu den sittlichen Mahnungen in Formen der praktischen Mystik.[1])

Daneben besitzen wir noch eine rein moralische Predigt Luthers, welche, ohne daß sich ein bestimmteres Datum für sie erhalten hätte, jedenfalls zu den ältesten Predigten des Jahres 1515 gehört. Sie ist eine Strafpredigt gegen die Sucht, Andere herabzusetzen und ihnen Uebles nachzureden, — ohne Zweifel auch fürs Kloster bestimmt. Ihr Inhalt ist, wie gesagt, ganz praktisch. Mit großer Wucht zieht sie gegen jene Sünde los und deckt ihre verschiedenen Arten und ihr ebenso verdammliches wie schandbares Wesen auf. Dabei gebraucht sie zahlreiche Bibelsprüche und auch volksthümliche Sprichwörter. Eigenthümlich aber nimmt sich neben denselben die Anführung einer Stelle aus dem Scholastiker Biel aus: wohl das einzige derartige Citat das sich in einer lutherschen Predigt findet. Auffallend ist ferner, daß trotz des Gebrauchs der Schriftworte die Mahnungen doch nicht aus dem Mittelpunkte der christlichen Heilswahrheit und des christlichen Lebens fließen, noch einheitlich auf ihn zurückbezogen sind. Endlich greift Luther, um recht praktisch zu werden, einigemale zu überaus derben deutschen Ausdrücken (in dem sonst lateinisch uns erhaltenen Texte), dergleichen später zwar hin und wieder in seinen Tischreden, nie mehr aber in erbaulicher Rede uns bei ihm begegnen. Auch in diesen Beziehungen erkennen wir noch die Predigtweise seiner Zeit, die einerseits den gelehrten Prunk nicht lassen kann, andererseits, wo sie kräftig populär werden will, leicht in Gemeinheit verfällt.[2])

Allein seine übrigen Predigten zeigen schon von jener Zeit an eben-
jelbe Richtung, welche wir schon bei jener des Martinstages und ferner in
praktischen Wendung jener Weihnachtspredigt wahrgenommen haben.
n wichtigsten Einfluß hatte Luther damals auch für seine Predigten, für
halt und Form derselben, seinem Tauler zu verdanken.

Die Weisheit des Kreuzes Christi will er, wie wir dort gehört haben,
digen. Christum will er als unsere Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit
n Zuhörern vorhalten, damit sie ihn sich aneignen. Das bleibt jetzt der
rn seiner Predigten. Die Ausführung erinnert uns immer wieder an
: Grundideen und Ausdrücke jener frommen, schlichten Mystik; Luthers
en bezeichnete eigenthümliche Richtung und die Kraft seiner praktischen
de führt über dieselbe hinaus.

Zu Christus und der Gerechtigkeit, die allein in ihm sei, hinzuführen,
das ist jetzt Luthers höchster Zweck auch wo er das Gesetz Gottes oder
: zehen Gebote auslegt. Sie strafen des Menschen eigenen Willen und
türliche Gesinnung, sie werfen seine Selbstgerechtigkeit nieder. Denn nichts
ringeres fordern von ihm gleich die ersten Gebote des Dekaloges, als
ß er statt der Kreaturen und des eignen Ichs allein Gott, seinen Herrn,
e, ihn liebe, ihm vertraue, sich als reinen Stoff dem göttlichen Willen
d Wirken hingebe. Wer kann da mit dem sündhaften Eigenwillen vor
tt bestehen? Auch Schwäche und Unwissenheit entschuldigt uns nicht;
r sind Kinder des Zornes. Und nun gilt es, im Glauben zur recht-
tigenden Gnade zu fliehen — zu Christus, der ohne unsere Werke uns
echt macht, — zu der Henne, die unter ihre Flügel uns sammeln will.
eser Glaube ist es, der in Wahrheit auf alles Eigene verzichtet, sich
er vermeintlichen kreatürlichen Güter und namentlich alles eigenen Ver-
nstes entäußert. Etwas geringes ist das Drangeben äußeren Besitzes,
s Viele so hoch stellten; das Herz muß los werden. Eine heilsame
cht für Schwache ist wohl die äußerliche Kasteiung; Gott selbst aber
ll durch das von ihm gesandte Kreuz und Leiden uns zum Stoffe für
) bilden, und eben dieses tilgt in uns den Gedanken ans eigene Verdienst,
sen die Selbstgerechten bei ihrer Askese sich rühmen. So wird, wie
ther mit den Mystikern sagt, der Mensch zu Nichts, damit Gott Alles
Allem werde. Insoweit fällt damals auch bei Luther wie bei seinen
ystikern und anders, als es später bei ihm der Fall ist, ein sehr großer
chdruck auf die Passivität oder auf die negative Seite im Verhalten des
risten zu Gott. Aber nicht die Selbstbeugung, das Dulden, die Selbst-
leerung, die zum Wesen des Glaubens gehört, sondern vielmehr der
ube, sofern er positiv und zuversichtlich an Gottes Gnade und an
ristus sich hält, ist ihm das fürs Heil entscheidende. So empfängt der
ubige vor Allem „herzliche Vergebung" von Gott, wenn gleich er sich

ſelbſt immer noch als Sünder weiß. So hebt durch den Geiſt der Gnade unmittelbar hiemit auch eine Gerechtigkeit des Lebens in ihm ſelber an, wenn gleich dieſe nur erſt im Werden begriffen iſt und er neben ihr ſtets neuer Vergebung bedarf. So wird Alles, was Chriſtus gethan und gelitten hat, ihm von Gottes Barmherzigkeit zugerechnet, und eben hiemit iſt auch Chriſtus ſelbſt bei ihm und in ihm, ſowie mit der Hitze des Feuers das Feuer da iſt und mit dem Glanz der Sonne die Sonne. Da behalten denn auch noch jene Schrecken des göttlichen Zornes und Gerichtes ihre Stelle, vor denen Luther einſt verzweifeln zu müſſen meinte. Aber ſie wollen nur den alten Adam in uns tödten, damit Chriſtus in uns auflebe. Ja dieß erſt iſt Gottes eigene wahre Abſicht mit uns; das Angſtmachen und Tödten iſt nur Gottes „fremdes“ Werk; ſein eigenes, eigentliches Werk iſt Beleben und Seligmachen. — Ueberall ſieht man in dieſen Predigten das Bemühen Luthers, auf Grund eigener Erfahrungen nun auch ſeinen Zuhörern denjenigen kurzen Weg des Heiles zu weiſen, der ihm nach ſo herben Kämpfen mit Selbſtgerechtigkeit einerſeits und Gewiſſensängſten andererſeits ſich geoffenbart hat. Unbegreiflich war ihm als Jüngling jenes Pſalmwort, daß man Gottes ſich freuen ſolle mit Zittern. Jetzt predigt er mit ausdrücklichem Hinweis auf daſſelbe von der kindlichen und nicht mehr knechtiſchen Furcht vor dem Gotte, welcher ſelbſt uns heilig und rein mache und bei heiliger Ehrfurcht vor ihm uns Frieden und Sicherheit ſchenke. Auch davor, daß man nicht durch die „Gnadeneingießung“ ſogleich aller eigenen Sünden loszuwerden und auf die eigene Gerechtigkeit geſtellt zu ſein vermeine, warnt er aus eigener Erfahrung: „ſo, ſagt er, habe einſt auch ich trefflicher Theolog es verſtanden und bin beinahe an Gott und an Allem, was er iſt und hat, verzweifelt.“ Auch im ferneren ſittlichen Verhalten des Chriſten, der im Erlöſer Leben und Kraft gewonnen hat, betont Luther noch beſonders die leidende Hingabe, das Tragen des Kreuzes, das Dulden des Unrechts. Er nennt auch unter den Anfängen der guten Werke noch ſpeziell das Faſten, Wachen u. ſ. w. Er geſteht auch der Keuſchheit noch einen höheren Werth als dem ehelichen Leben bei und betrachtet weltliche Vergnügungen ängſtlicher, als er ſpäter thut, nach ihrer gefährlichen Seite. Aber er ſpricht ſchon jetzt nicht bloß den mönchiſchen und anderen ascetiſchen Leiſtungen alles Verdienſt ab, ja warnt gerade vor dem Hochmuth auf ſie; ſondern ſie treten ihm auch alle weit zurück gegen die allgemeinen Werke der chriſtlichen Liebe, zu welchen der neue chriſtliche Geiſt kräftig und freudig treiben muß und welche — ohne Unterſchied zwiſchen Geboten und Rathſchlägen — Allen gleichmäßig obliegen. Er erklärt ferner auch alle Werke eines beſondern weltlichen Berufes, wenn ſie in der Furcht Gottes geſchehen, für gleich gottgefällig, — wie das Faſten und Wachen, ſo auch das Werk eines Schuſters oder Schneiders, eines Bürgermeiſters oder Fürſten.

Alles, was Luther so vortrug, stand ihm kraft der göttlichen Offenung fest, welche er in der heiligen Schrift niedergelegt sah. Aus dieser prünglichen Quelle wollte er es auch für die Gemeinde entnehmen. ne Predigten zeigen ferner gegenüber seiner früheren Psalmenauslegung n einen wesentlichen Fortschritt in der Gewissenhaftigkeit, mit welcher im Gegensatz zu den allegorischen Künsten anderer die Schriftworte nur h ihrem wirklichen eigenen Sinn auslegen will. Sie ist bei ihm ganz nders eben in der Predigtthätigkeit anzuerkennen, deren praktische, uläre Zwecke jederzeit dem eitlen Treiben mit jenen Künsten ganz nders zur Entschuldigung haben dienen müssen. Auch jetzt leistet er lich noch Großes in der Beziehung von Schriftaussagen, welche äußerlich schichtliches und Sinnliches meinen, auf das Gebiet des geistlichen Lebens der Heilswahrheiten; erst allmählich ist er davon noch mehr und mehr estanden. Aber ausdrücklich verwirft er doch schon die herkömmliche nahme eines vierfachen Schriftsinnes, welcher er dort noch gehuldigt hatte, eine leere Träumerei. Und wo er unbefugt ausdeutet, ist das, was einträgt, wenigstens nicht der Fund eigener Weisheit oder Phantasie, dern eine sonst in der Schrift gegebene Grundwahrheit. Wir haben schon jetzt hervortretende Eigenthümlichkeit seiner Schrifterklärung hier t nach dem Maaße zu würdigen, in welchem sie hinter den Ansprüchen r eben durch ihn erst angebahnten exegetischen Wissenschaft noch zurückbt, sondern nach dem großen und selbständigen Schritte, welchen er r die bisher herrschende und gefeierte Methode hinaus in Liebe zur sachen Wahrheit gethan hat.

Davon aber, daß er dem Volk Anderes vortrage, als die untrügliche che geglaubt und gelehrt haben wolle, weiß er auch jetzt Nichts. Fand sich doch in dem, was er gegen falsche Sätze der Schultheologie und kehrte Richtungen des sittlich religiösen Lebens aussprach, wie mit der igen Schrift, so namentlich auch mit dem großen Kirchenlehrer Augustin Uebereinstimmung. Daß er von den kirchlichen Gnadenmitteln, der sse, der äußern priesterlichen Absolution u. s. w. vor seinen Zuhörern ig redet, hatte er zunächst mit den frommen Mystikern gemein, die um doch dem Glauben an jene keinen Eintrag thun wollten. Luther st stand in solchem Glauben fest. Nur gegen einzelne Mißbräuche, die seiner erzeugung nach von der Kirche nicht gebilligt sein konnten noch gebilligt en, hat er schon jetzt seine Stimme erhoben; den großen Kampf, den damit anheben werde, ahnte er nicht. Darauf sowie auf seine Stellung Kirche überhaupt wird uns der Schluß dieses Abschnittes weiter führen.

Aeußerlich haben Luthers Predigten anfangs zum Theil noch die m schulmäßig gegliederter Abhandlungen. Aber schon jetzt gehen sie den ungezwungenen, lebendigen, praktischen Fluß der Gedanken über,

welcher der Predigtweise Luthers nicht bloß seinen gelehrten katholischen Vorgängern, sondern auch seinen meisten evangelischen Nachfolgern gegenüber eigenthümlich geblieben ist. Besonders gilt dieß von seinen sehr kunstlosen volksthümlichen Predigten über die zehen Gebote; nach der Vorbemerkung des Buchdruckers, der sie herausgab, hat Luther sie in einfachster extemporisirender Redeweise gehalten.

Ueber das Deutsch seiner Predigten und eben hiemit über die ganze ursprüngliche Färbung derselben vermögen wir Nichts zu sagen. Denn obgleich sie — vielleicht mit Ausnahme der einen oder andern, die er im Kloster vortrug — in deutscher Sprache gehalten worden sind, hat man sie doch in lateinischen Uebersetzungen durch den Druck veröffentlicht oder schriftlich der Nachwelt überliefert. Das erste Deutsch, das wir von ihm in der Auslegung der Bußpsalmen haben, ist noch unbeholfener und erscheint unserer gegenwärtigen Sprachweise fernerstehend als sein späteres, ist aber schon kräftig und schlicht. Viel Ungelenkes hat besonders noch seine Uebersetzung der Psalmtexte: zum Mangel an Uebung einer leichten und edeln deutschen Zunge kommen hier noch die Härten, welche das Uebertragen aus fremden Sprachen mit sich bringt. Schon jetzt aber sieht man, wie sehr in Luther der Inhalt, den er in der Muttersprache wiederzugeben ringt, lebendig geworden ist. Jene beiden Schwierigkeiten hat er später nirgends schöner als eben beim Psalter, seinem alttestamentlichen Lieblingsbuch, überwunden.

Bald machte Luthers Predigen nach Inhalt und Form Aufsehen in Wittenberg. Wir erwähnten oben des Eindruckes, welchen es schon i. J. 1512 auf den Kurfürsten gemacht hatte. Später, wohl i. J. 1515, schreibt sein Freund Lange an Mutian von einer scharfen Predigt Luthers, welche dieser gegen die „kleinen Heiligen" im Kloster gerichtet hatte; Mutian hatte bereits von derselben vernommen; Lange schickt sie ihm zu mit dem Bemerken, daß Luther der „Schminke" für seine Predigten sich absichtlich enthalte, auch zu einer Demosthenischen Redebildung keine Zeit habe. Wir sehen hieraus, wie seine Predigten bereits abschriftlich bei Freunden und Verehrern in Umlauf kamen. Da wurden sie denn theologischen und andern gelehrten Freunden im Latein, der allgemeinen Sprache der Gelehrten, übergeben und sind so auch auf uns gekommen. — Die kleine Klosterkirche hielt dem Andrang der Zuhörer kaum Stand. — In der Pfarrkirche zogen besonders die Predigten über die zehen Gebote und des Vater Unser eine Menge Volks herbei. Denn die Predigt des Katechismus war, wie Luther später bemerkt, damals ganz neu und ungewohnt. — Schon fehlte es übrigens nicht an mißliebigen Aeußerungen über seine Predigtweise. Man fand seine kräftigen praktischen Ansprachen zu dreist. Er selber erzählt später, wie ihm als angehendem Prediger bei seinem Eifer, alle

ıte zu beſſern, entgegnet worden ſei: er habe einen zu gelben Schnabel, ı alte Schälke fromm zu machen. Die Studenten ärgerten ſich, daß er ɜen ihren ausgelaſſenen Verkehr mit Bürgerstöchtern loszog. Noch chtiger iſt für uns, bereits aus einer ſeiner Weihnachtspredigten des ıhres 1515 von ihm zu vernehmen, daß man ihm ſeine Verkündigung s Einen Heilandes Chriſtus „zu einer irrigen und falſchen Rede mache". - Seinen ſtürmiſchen Eifer gegen Sünden und Unſitten hat er ſchon ımals gemäßigt, je mehr er die Seelen durchs Evangelium anziehen und e Wirkung auf ſie der göttlichen Gnade anheimſtellen lernte. Zur Predigt ɔm Erlöſer aber, in welchem allein Gerechtigkeit und Heil zu finden ſei, ıt der Widerſpruch der „ſelbſtgerechten Heiligen" ihn nur mehr noch an= ɛtrieben. [1]) —

Eine praktiſche Aufgabe anderer Art, die dann ſeine Thätigkeit auf anzel und Katheder öfters unterbrach, wurde Luther im Frühjahr 1516 ɪch Staupitz anvertraut. Dieſer hatte damals im Auftrage des Kur= ɪrſten an den Niederrhein und nach den Niederlanden zu reiſen, um dem= ɪben gewiſſe Reliquien für den Schatz ſeiner Wittenberger Schloßkirche zu werben. Da machte er Luthern zu ſeinem Stellvertreter in der ufſicht über die Auguſtinerklöſter Sachſens und Thüringens und beauf= agte ihn Viſitationen in denſelben vorzunehmen. Er machte in jenem andel ein glückliches Geſchäft beim Cölner Erzbiſchof, das ſich aber län= re Zeit hinzog. Dann nahmen ihn noch andere, uns nicht weiter be= nnte Zwecke auswärts in Anſpruch. Er beabſichtigte in den Elſaß zu iſen. Weiterhin finden wir ihn in Nürnberg. Während des Winters rweilte er in München. Erſt im Mai 1517 kündigte er den Witten= rgern ſeine Rückkehr an. Zu Anfang Auguſts war er mit Luther im Kloſter mmelspforte bei Wernigerode zuſammen. Auch jetzt aber ſcheint er nicht ɨf die Dauer in jenen Gegenden geblieben zu ſein. [2])

Rüſtig übernahm Luther die neue reichhaltige Arbeit. Im April 1516 ıt er ſeine Inſpectionsreiſe an. Nach einer Grimmaer Chronik erſchien damals noch gemeinſam mit Staupitz in Grimma zur Viſitation des rtigen Kloſters und dieſer erhielt dort die Nachricht vom Auftreten des blaßpredigers Tetzel in der ſächſiſchen Stadt Wurzen, wo derſelbe eben ı genannten Monat ſein Werk trieb. Zu Anfang Mais war Luther bei den uguſtinermönchen in Dresden. Dann führte ihn ſein Weg nach Erfurt in ſein genes früheres Kloſter. Hier hatte er die Freude, ſeinen Freund Lange s Prior einſetzen zu können. Derſelbe hatte, aus Wittenberg zurückge= ıſen, dieſe Stelle ſchon zu Anfang Februars inne, wie wir aus einem rief Luthers an ihn vom 8. Februar erſehen; ſeine förmliche Einſetzung ɜer iſt alſo erſt jetzt durch den Vertreter des Ordensprovinzials erfolgt. ɜeiter hören wir von einer Beſichtigung der Klöſter zu Gotha, Langen=

salza, Nordhausen durch Luther. Gotha war der Wohnort des Humanistenhauptes Mutian; Luther gedachte seiner, nahm sich jedoch nicht die Zeit, ihn zu besuchen, sondern ließ nur ein freundliches, ehrerbietiges Schreiben für ihn zurück, indem er nach Langensalza weiter eilte. Nachdem er auch Eisleben und Magdeburg besucht, war er zu Anfang Junis wieder in Wittenberg. — Im Sommer 1517 finden wir ihn abermals auf einer, wenn auch nur kürzeren amtlichen Reise. Damals war er, wie wir schon erwähnten, mit Staupitz im Kloster Himmelspforte. Kurz zuvor hatte er wieder einen Besuch in Dresden gemacht; am Jakobifeiertage, den 25. Juli, predigte er hier im herzoglichen Schlosse. Nach einer späteren Angabe soll er eigens hiezu auf den Wunsch des Herzogs Georg, der den Staupitz um Zusendung eines tüchtigen Predigers ersucht habe, nach Dresden gekommen sein. Diese Angabe läßt sich nicht begründen; es war wohl wieder ein amtlicher Anlaß, der ihn aufs Neue nach Dresden, sowie von dort nach den Harzgegenden führte; immerhin aber sehen wir aus seinem Auftreten in der Schloßkirche, daß er bereits auch am Hofe des Herzogs, der ihm hernach gar feind wurde, für einen merkwürdigen Kanzelredner galt.[1])

Auf Luthers Erlebnisse in Dresden und auch auf seine Beziehung zu Mutian werden wir in anderem Zusammenhang zurückkommen. Hier haben wir es mit seinen Arbeiten im Ordensvikariate zu thun.

Mit sehr verschiedenartigen praktischen Aufgaben war Luther hiebei beschäftigt. Neben den wichtigsten theologischen Gegenständen hat er da in einem Brief die Frage zu behandeln, bei welchen Gelegenheiten die Mönche das Weiße an ihrer Augustiner-Kleidung tragen sollen; oder er muß Anweisungen geben, wie die Haushaltung und das Rechnungswesen der Klöster in Ordnung zu halten sei. Bald muß er gegen zuchtlose Brüder einschreiten, einen entlaufenen Mönch zurückfordern, andere an passendere Orte versetzen, bald den Händeln der Brüder untereinander wehren. Am angelegentlichsten macht er sich mit „verlornen Schafen" zu schaffen. Nachdrücklich erklärt er, daß es ihm Pflicht sei, die Ehre seines Ordensvikariats und des ehrwürdigen Ordensvikars, welchen er vertrete, zu wahren; auch gegen Lange verbindet er mit dem Tone der alten Freundschaft die ernste Sprache des Vorgesetzten. Aber über Alles geht ihm die hingebende, rettende, dienende christliche Liebe: wie er sie der Gemeinde predigt, so auch den Prioren der Klöster. Auch Petrus sei gefallen und täglich kommen himmelragende Cedern des Libanon zu Fall; vollends werde ein glimmender Docht leicht verlöscht; Gottes Wunderwerk aber sei es, die Gefallenen aufzurichten: das möge Jeder lehren und wirken. Den ihm befreundeten Probst zu Leitzkau (zwischen Magdeburg und Zerbst), in dessen Gebiet der Augustinerorden einen Fischteich besaß und der ihn öfters um Rath anging, ermahnt er, wo es Noth thue, gerecht und streng einzuschreiten, aber immer zu bedenken, daß nicht

er Vorgesetzte, sondern die Gerechtigkeit und das Gesetz, deren Diener dieser sei, zu strafen habe; wir, fährt er fort, müssen beinahe immer Bessere, denn wir sind, zurechtweisen, Gelehrtere belehren, Würdigern vorstehen; darum übe die Strenge der amtlichen Gewalt, wahre im Herzen die Demuth; die Gewalt ist nicht dein, sondern Gottes; die Demuth soll nicht Gottes, sondern deine Sache sein; an Lange schreibt er: trage Sorge für den abtrünnigen Bruder bei Gott; verlaß nicht den der gottlos dich verlassen hat; dazu sind wir berufen, getauft und ordinirt, daß Einer des Andern Lasten trage; Einer muß des Andern Schanddeckel sein, gleich wie Christus dies für uns geworden ist und Priester für uns sein will ewiglich. Unter Umständen lehrt er auch, da, wo ein Vorgesetzter im Guten Nichts ausrichten könne, auf gewaltsames Einschreiten verzichten, dem Zorne Gottes Raum geben, das Unkraut mit dem Weizen wachsen lassen; denn es sei besser, Etliche im Frieden retten, als Alle um Vieler Willen in Unfrieden bringen. Den Zwieträchtigen und Streitsüchtigen ruft er zu: „es irrt, irrt, irrt, wer mit eigenem Rath sich selbst, geschweige denn Andere leiten will; demüthig sollen wir Gott mit dem Psalmisten bitten: meine Schritte leite nach Deinem Worte". Im Kampfe mit sündhaften Brüdern beruhigt er: Gott sei auch hier wunderbar in seinen Rathschlüssen. Viele heile er durch Sünden von Sünden, wie man Gift mit Gift vertreibe; der Herr sei es, der das Alles wirke; Ihn sollen wir loben und preisen.[1])

Darüber, was Aufgabe der Klöster sei, finden wir bei ihm schon jetzt in einem amtlichen Schreiben an einen Mönchsconvent die Aeußerung: „In der Unterweisung der Jugend seid, ich beschwöre Euch, fleißig und treu als in Demjenigen, was das Erste und Wichtigste für den ganzen Convent ist, wie ichs euch schon bei meiner Anwesenheit gesagt und anempfohlen habe."[2])

So häuften sich für Luther seine kirchlichen und Ordenspflichten neben denen des akademischen Berufs. Unermüdlich aber war er ganz besonders in derjenigen Arbeit, in welcher ihm durch Herkommen und äußerliche Verpflichtung am wenigsten zugemuthet wurde, nämlich in der des Predigens. Zeitweise predigte er sogar täglich in der Woche, ja laut seiner Tischreden während der Fastenzeit 1517 täglich zweimal, während er zugleich täglich eine Vorlesung bei der Universität hielt. Er wußte, wie wenig das Volk mit jener Heilswahrheit, deren Inbegriff es in den zehen Geboten, dem Vater Unser und Glaubensbekenntniß besitzen sollte, in Wahrheit bekannt war. Und das Halten täglicher Gottesdienste, nämlich täglicher Messen, forderte ja auch schon die Kirche von ihren Priestern: eben zur Verkündigung des göttlichen Wortes aber wollte nun Luther die Messe dienen lassen, damit hiedurch auch die Herzen mit Christus bekannt und zum Empfange seines Sacramentes bereitet werden.[3])

Er schildert einmal seine Geschäfte dem Lange: „ich brauche beinahe zwei Schreiber oder Kanzler und thue fast Nichts den Tag über als Briefe schreiben; ich bin Klosterprediger, ich bin Prediger bei Tisch, man begehrt mich täglich zum Predigen in der Pfarrkirche; ich bin Leiter des Studiums (der Mönche); — ich bin Ordensvikar, das ist so viel wie elfmal Prior; ich bin gesetzt über den Leitzkauer Fischteich; ich bin Sachwalter der Herzberger (Mönche) in Torgau; ich habe zu lesen über Paulus, zugleich über den Psalter; dazu das Briefschreiben, das mir wie gesagt, den größeren Theil meiner Zeit wegnimmt; — sieh, was für ein müßiger Mensch ich bin.“[1])

Zu den täglichen Sorgen und Arbeiten kam im Herbst 1516 die Heimsuchung einer Pest, welche schon im August um Wittenberg herum grassirte und im October auch da losbrach.[2])

Luther aber steht jetzt auf dem festen innern Grunde, welchen er gefunden hat und von welchem er auf Katheder und Kanzel lehrt, auch persönlich sicher, froh und muthig da.

Der Tod hat für ihn auch in den Tagen der schnell wegraffenden Pest von den alten Schrecken Nichts mehr. Lange rieth ihm damals aus Wittenberg zu fliehen. Luther will in seiner Antwort nicht sagen, daß er den Tod nicht fürchte: denn er sei nicht der Apostel Paulus, sondern lese nur über Paulus; aber er hofft, daß Gott ihn von all der Furcht frei mache. Die Brüder will er, wenn die Pest fortschreite, in alle Lande zerstreuen; „ich, sagt er, bin hierher gesetzt, und darf des Gehorsames wegen nicht fliehen, bis derselbe Gehorsam es mir gebietet; die Welt, hoffe ich, wird nicht einfallen, wenn Bruder Martin dahinfällt.“

Er erwähnt neben der Menge seiner Arbeiten, die persönlichen Anfechtungen durch das eigene Fleisch, die Welt und den Teufel. Aber weder diese noch jene bringen ihn mehr aus der Fassung. Unverrückt spricht sich bei ihm der ebenso getroste wie hingebende Glaube aus, der an Christi Kreuz sich hält und durch das Kreuz, welches Gott Christen auflegt, sich nicht befremden läßt. Ja, wir hören bei ihm gerade in jener Zeit seines ersten neuen Lebens im Glauben auch von solchen inneren Kämpfen und Aengsten nur sehr wenig, welche später doch auch ihn gewaltig wieder durchschüttert haben. Wir erinnern uns dabei an die Worte eines späteren christlichen Sängers, daß man in den ersten Gnadenjahren werde von dem Herrn getragen, bis man später noch schwerere Wege gehen müsse.[3])

Besonders schön drückt Luther seine eigene innere Errungenschaft in der persönlichen Zusprache aus, die er jetzt Andern zukommen läßt. So warnt er einen Freund vor dem Dünkel eigener Gerechtigkeit, woran dieser einst ebenso wie er selbst gelitten habe, und ruft ihm zu: „Lerne, lieber Bruder, den gekreuzigten Christus; lerne ihm singen und an Dir selbst verzweifelnd sprechen: „Du, Herr Jesu, bist meine Gerechtigkeit, ich aber bin

Deine Sünde, Du haſt an Dich genommen was mein iſt, und haſt mir gegeben was Dein iſt; — in dieſem Glauben nimm dann Du ſelbſt auch irrende Brüder auf und mach aus ihren Sünden Deine und laß, wenn Du etwas Gutes haſt, es ihr ſein". So tröſtet er einen Angefochtenen: „Ich weiß aus meiner und Deiner Erfahrung, ja aus der Erfahrung Aller die ich je unruhig ſah, daß allein die Klugheit unſeres eigenen Sinnes die Wurzel aller Unruhe iſt; — vom Kreuze Chriſti kommt auf Jeden ſein Theil; ſtoß es alſo nicht von Dir, ſondern lege es als eine hochheilige Reliquie in einen goldenen Schrein, nämlich in ein von ſanftmüthiger Liebe durchdrungenes Herz." Einem Prior, der nach Frieden ſich ſehnte, ſchreibt er: „Du ſuchſt den Frieden, wie ihn die Welt gibt; — weißt Du nicht, daß Gott darum wunderbar iſt in ſeinem Volke, weil er ſeinen Frieden da geſetzt hat, wo kein Friede iſt, nämlich inmitten aller Anfechtungen, wie er ſpricht: Herrſche inmitten Deiner Feinde? — der hat Frieden, welchen Alles und Alle beunruhigen und welcher das Alles mit Freuden ruhig aushält; Du ſprichſt mit Israel: Friede, Friede und iſt doch nicht Friede; ſprich vielmehr mit Chriſto: Kreuz, Kreuz und iſt doch kein Kreuz; denn ſobald hört das Kreuz auf Kreuz zu ſein, als Du fröhlich ſprichſt: Geſegnet Kreuz, unter allem Holz iſt keins Dir gleich". [1])

Nebenbei fehlte es Luthern auch nicht an frohem Humor und heiterem Verkehr mit Freunden. So haben wir noch ein Billet von ihm an den in Wittenberg beim kurfürſtlichen Hof anweſenden Spalatin, worin er dieſen mit Andern auf den Abend einlädt und beifügt: er ſolle der Geſellſchaft auch Wein verſchaffen, da er ja wiſſe, daß er nicht aus dem Kloſter ins Schloß, ſondern aus dem Schloß ins Kloſter kommen werde. [2])

Gegenſätze, Kämpfe, erſte Erfolge.

Die ganze Wirkſamkeit Luthers hatte ihre feſte, einheitliche Richtung. Auf die poſitive Heilswahrheit, in welcher er ſelbſt neu aufgelebt iſt, beziehen ſich alle ſeine Studien, Vorleſungen, Predigten; ihre Grundſätze leiten ihn auch bei denjenigen Arbeiten im Ordensvikariat, welche für ihn die wichtigſten ſind, bei der Fürſorge für die geiſtlichen, ſittlichen Intereſſen der Klöſter und der einzelnen Brüder. Und ſie fand er ausgeſprochen in der heiligen Schrift, deren göttliche Autorität und Untrüglichkeit ja auch von der römiſchen Kirche anerkannt war; ſie fand er bezeugt auf Grund der Schrift durch den anerkannten Lehrer der Kirche Auguſtin, dieſen größten unter den Vätern der lateiniſchen Chriſtenheit.

Indeſſen löſte er ſich ebenhiemit mehr und mehr von denjenigen Elementen und Vertretern einer kirchlichen Wiſſenſchaft ab, welche mit jener Wahrheit, wie er ſie ſelbſtändig erfaßt hatte, nicht harmonirten.

Er war weit entfernt, von sich aus dieselben aufzuspüren und bei ihnen Anlaß des Streites zu suchen. Im Gegentheil war er selber befremdet da, wo er meist auf sicherm Grund unter gelehrten Meistern der Kirche sich zu bewegen geglaubt hatte, so viel Haltloses, Verkehrtes, ja Grundgefährliches zu finden. Er behilft sich da auch noch theilweise mit Versuchen, Bedenkliches in einem bessern Sinn zu deuten. Aber wo ihm der Gegensatz klar und die Verwerflichkeit der Gegner gewiß ist, da beginnt bereits der Kampfeseifer in ihm aufzulodern und es ist, als ob gerade die Menge und äußere Geltung derjenigen, welche ihm in der Gegenwart und von vergangenen Zeiten her entgegenstanden, seinen selbständigen Geist zu desto schärferem und rüstigerem Kampf hervorriefen.

Schon seine erste Psalmenauslegung zeichnet sich aus durch Nichtberücksichtigung der damaligen scholastischen Autoritäten. Dann fängt er an, seine Geringschätzung der kleinen Zeittheologen, welche an den Werken eines Petrus Lombardus, Thomas oder Scotus weiterspannen, und seinen Widerspruch gegen Grundlehren der scholastischen Häupter selbst direkt kundzugeben. Unter diesen scheint ihn damals noch am meisten der Lombarde beschäftigt zu haben, dessen Bücher er zum Behuf seiner Licentiatenpromotion vorzugsweis zu studiren gehabt hatte und für dessen Charakter, Fleiß und Gelehrsamkeit er immer Hochachtung behielt; er nennt ihn später noch einen trefflichen Mann, bei dem man nur bedauern müsse, daß er mit seinem Fleiß nicht „in die Bibel gerathen sei"; damals bemühte er sich namentlich, die Erklärung desselben über die Begründung der Seligkeit auf eigene Verdienste zurecht zu legen. Zum Gegenstand durchgreifenden Widerspruchs wird ihm bei den Scholastikern eben ihre Heilslehre mit dem Werthe, welchen sie menschlicher Thätigkeit, menschlichen Verdiensten beilegten; und hiemit trat er zumeist gerade seinen früheren Meistern, Occam und Biel, entgegen. Nicht minder aber vermißt er sogar bei den größten jener Theologen ein ordentliches Verständniß für den wahren, einfachen Sinn und Inbegriff der göttlichen Gebote, also die nothwendige Voraussetzung für jede richtige Erkenntniß vom Bedürfniß und Wesen der Erlösung. So hat er einmal im Disput mit einem für den großen Thomas von Aquino eifernden Magister diesen dreist aufgefordert, ihm nur erst mit Aufwand aller thomistischen Gelehrsamkeit zu definiren, was es heiße, Gottes Gebote erfüllen. [1])

Von diesen Schultheologen aus ging er zurück auf ihren alten Meister Aristoteles. Wir haben gehört, wie er noch in einer Predigt des Jahres 1515 die Philosophie desselben für eine christliche Wissenschaft annehmlich findet, wenn man sie besser verstehe und richtig anwende. Das nun, daß sie von der Menge der Theologen nicht einmal verstanden werde, fährt er fort zu behaupten; er sagt einmal: nicht ein einziges Kapitel des Aristoteles haben Thomas und alle Thomisten verstanden. Aber sie taugt ihm

ıt auch an sich Nichts mehr für Erkenntniß und Studium der höchsten ahrheit. Gegen die aristotelische Physik, welche er den Mönchen, wie es eint, auch jetzt noch vorzutragen hatte, stieg sein Widerwille. So kündigte schon im Februar 1516 dem Lange an, daß er mit einem Commentar dieſem Buche beschäftigt sei, worin er dem Aristoteles die trügerische rve abreißen möchte, und brach dabei überhaupt heftig gegen diesen Griechen s, der mit trügerischem Spiel die Geister berücke und an dessen Koth e bestbegabten Brüder ihre Arbeit verschwenden müssen. Sah er in ristoteles Aussagen über die Natur mehr nur einen eitlen Kram, so litt m die Ethik desselben an einer geradezu verkehrten und gefährlichen rundauffassung des Sittlichen, an einer Auffassung, in welcher er die rundlage für die arge Verdunkelung der Heilswahrheit in der scholastischen heologie erkannte; denn Aristoteles meine, wir werden durchs eigene hun des Gerechten gerecht, während wir doch erst durch Gerechtwerden d Gerechtsein Gerechtes wirken können und, ehe wir Gottgefälliges zu un vermöchten, erst unsere Person umgewandelt sein müßte. Er nennt e aristotelische Philosophie eine vielköpfige Schlange, deren Köpfe jetzt e Thomisten, Scotisten u. s. w. seien. So möge man sie denn auch nerhin noch lesen, aber nicht mehr wie eine Glauben und religiöse Ehrietung fordernde heilige Schrift, sondern wie gewöhnliche, weltliche Litetur, und nur noch um sie kennen zu lernen, nicht mehr um sie zu verteidigen; in einem halben Jahr sollten auch mittelmäßige Talente mit rem Studium fertig werden. In der That hat Luther mit diesen Anffen auf Aristoteles bereits das ganze Fundament und Gerüste der mittelterlichen Wissenschaft zu erschüttern gewagt. [1])

Eine solche Polemik gegen die Scholastik und ihren heidnischen Meister eß Luther ungescheut in Vorträgen und Briefen vernehmen. So legte er nem Brief an Lange auch ein (uns nicht erhaltenes Schreiben) an seinen lten Erfurter Lehrer Trutvetter bei, das, wie er sagt, voll war von Fragen wider die logische Philosophie und Theologie, das ist, von Lästeungen wider Aristoteles und die Sententiarier." Besonders aber dienten m dazu öffentliche Disputationen, welche einzelne seiner Wittenberger schüler bei ihren akademischen Promotionen hielten und für welche sie re Thesen nach seinem Rath und auf Grund seiner Vorlesungen entarfen. Der Zweck der Disputationen überhaupt und der besondere Wunsch Luthers, die ihm wichtigsten Fragen einer recht einschneidenden örterung zu unterwerfen, brachte es mit sich, daß eben hier seine Lehren t die schärfsten Sätze gefaßt, die stärksten Gegensätze aufgestellt und auch arador klingende Aussagen nicht gescheut wurden.

So vertheidigte unter seinem Vorsitz am 25. September 1516 Bartholomäus Bernhardi aus Feldkirchen (später evangelischer Probst in

Kemberg) behufs der Promotion zum Sententiarius eine Anzahl von Thesen über die Kräfte zum Guten, welche man dem natürlichen Menschen beilege. Den Anlaß gab, wie Luther bemerkt, ein feindseliges Geschwätz, das über seine Vorlesungen sich erhoben hatte; der Zweck sollte sein, diesen Schwätzern den Mund zu stopfen und das Urtheil Anderer zu vernehmen. Die Thesen bestritten nach der Weise Augustins schlechthin die Möglichkeit, mit jenen Kräften ohne die erlösende Gottesgnade die göttlichen Gebote zu erfüllen. Zugleich zeigt uns eine weitere These, wie sehr es damals wirklich Noth that, erst noch den wahren Sinn der sittlichen Forderungen oder das Wesen christlicher Tugend ans Licht zu stellen. Sie lautet: Liebe, welche nur in der äußersten Noth dem Nächsten zu Hilfe kommt, ist faul und vielmehr keine Liebe, man wollte denn unter der „äußersten Noth" nicht erst die Todesnoth, sondern jedwedes Nothleiden verstehen. In der That war nämlich der apostolische Ausspruch 1. Joh. 3, 17 über die Liebllosen, welche vor dem nothleidenden Bruder ihr Herz zuschließen, in der theologischen Schule so gedeutet worden, als ob nur jene äußerste Noth damit gemeint wäre oder als ob man erst dann die Todsünde der Lieblosigkeit beginge, wenn man Einem der dem Hungertode nahe sei, keine Speise schenke. Sogar ein Lange bedurfte noch, daß Luther die hiegegen gerichtete These ihm erklärte und rechtfertigte. Sie stamme, schreibt ihm Luther, von keinem andern Lehrer her als von demjenigen, welcher sage, Alles, was ihr wollt daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen. [1])

Im Sommer 1517 berichtet Luther einmal, daß er sechs oder sieben Kandidaten fürs Magisterexamen vorbereite, wobei er den Aristoteles zu Schanden machen möchte: ja möglichst viele Feinde möchte er diesem erwerben. [2])

Eine lange Reihe der stärksten, zugespitztesten Sätze sowohl gegen jene scholastische Lehre von den natürlichen Kräften des Menschen als gegen den Einfluß des Aristoteles auf die Theologie wurde sodann durch seinen Schüler Franz Günther von Nordhausen vorgelegt, welcher, um biblischer Baccalaureus zu werden, unter seinem Vorsitz am 4. September 1517 disputirte. Der Mensch, heißt es hier, könne, nachdem er ein fauler Baum geworden, nur Böses wollen und thun, ja er möchte nach seinem natürlichen Willen Gott nicht Gott sein lassen, sondern selber Gott sein; auch zur Aufnahme der Gnade vermöge er nicht sich selbst zu disponiren, sondern der Gnade gehe in ihm vielmehr Auflehnung gegen sie voran und die beste Vorbereitung und einzige Disposition für sie sei die ewige Erwählung durch Gott. Gottes Gesetz und des Menschen natürlicher Wille stehen unversöhnlich wider einander; die Gerechtigkeit der Heuchler sei, nur äußerlich nicht tödten, nicht ehebrechen u. s. w., die Liebe zu Gott

r vertrage sich mit keiner Liebe zu den Kreaturen; Gott lieben sei — selbst hassen und Nichts kennen außer Gott. Dem Aristoteles wird geworfen, daß fast seine ganze Ethik die schlimmste Feindin der Gnade

Irrthum sei die gemeine Rede, daß man ohne Aristoteles kein Theolog rde; vielmehr werde keiner Theolog, der es nicht ohne Aristoteles werde; istoteles sei im Verhältniß zur Theologie was Finsterniß im Verhältniß n Lichte. Zugleich wird die logische Methode der Scholastiker verworfen: ne syllogistische Formel halte bei Aussagen über das Göttliche Stand, gleich hieraus nicht etwa folge, daß, wie andererseits die gleichen Scho- tiker lehren, die Wahrheit des Artikels von der Dreieinigkeit jenen For- ln widerstreite. Ausdrücklich werden in den Thesen die Namen der ister, gegen welche sie sich richten, genannt: so besonders der des Biel, h der des d'Ailly. Luther war voller Spannung, was man auch aus- rts zu so „paradoxen" Sätzen sagen werde; man werde sie kakodoxe, s klingende Sätze nennen; uns, fügt er bei, können sie nur orthodoxe sein. [1])

In seiner Opposition gegen die scholastische Wissenschaft traf nun ther mit der unter den Humanisten vorherrschenden und nur stärker sich ebenden Richtung zusammen, sowie er persönlich jenen alten Genossen s Erfurtischen und Gothaischen Humanismus, dem Spalatin und Lange, ze verbunden war. Mit Entschiedenheit bezeichnete er seine Stellung in n ersten großen Streit, in welchem die „Poeten" und die „Sophisten" ie von Jenen die Anhänger der alten Schulen genannt wurden) öffentlich f einander stießen, nämlich in der Reuchlinschen Fehde.

Schon zur Zeit, als Luther aus Italien zurückkam, war Reuchlin, : berühmte hebräische Gelehrte, zu einem Gutachten über die Frage ver- laßt worden, ob nicht alle Bücher der Juden außer dem Alten Testament ch kaiserlichen Befehl der Vernichtung geweiht werden sollten, wie dies : bekehrte und jetzt gegen seine früheren Glaubensgenossen eifernde Jude efferkorn und seine Patrone, die dem Dominikanerorden angehörigen lner Theologen mit Ungestüm forderten. Als Reuchlin widersprach d dadurch in Polemik mit Pfefferkorn gerieth, verketzerten ihn die Cölner; ihrer Spitze Jakob Hoogstraten, der Ketzermeister der Diöcese Cöln. e Cölner Fakultät rühmte sich, Hauptvertreterin der alten rechtgläubigen eologen in Deutschland zu sein. Für die Humanisten galt es, in ihr : ganze Bornirtheit, in welche diese Richtung versunken war, zu bekämpfen, in Reuchlin eine erste Größe der neuen, freieren Wissenschaft aufrecht erhalten. Es entbrannte ein heftiger, Jahre lang sich fortziehender Kampf. ch die Erfurter theologische Fakultät erklärte sich im Jahre 1513 für die terdrückung der von den Cölnern verdammten Streitschrift Reuchlins, gleich sie sonst mit Hochachtung über ihn sich äußerte. Luther wurde im hre 1513 oder 1514 um ein Urtheil in dieser Sache durch Spalatin

angegangen. Er erklärte sich mit aller Entschiedenheit für die Unschuld Reuchlins, den er, wie Spalatin bekannt sei, gar hoch schätze und liebe, so daß freilich sein Urtheil in diesem Handel für kein neutrales gelten werde. Reuchlin habe durch seine eigenen Erklärungen sich von vorne herein gegen jeden Verdacht gereinigt, daß man sich nur wundern müsse, wie die Cölner eine so einfache Sache so verworren machen können; doch Gott werde wahrhaftig sein und sein Werk thun trotz des Widerspruchs und vergeblichen Schweißes von tausendmal tausend Cölnern. Aufs Tiefste ist dabei Luthers christliches, sittliches Gefühl verletzt; viel ärgere, gotteslästerliche Dinge und geistliche Götzen wären im Innern der Kirche, auf den Straßen Jerusalems, zu bekämpfen, während man jetzt fernliegende Händel anrege und wohl gar noch Mücken seihen, Kameele aber verschlucken werde. — Mit größter Geringschätzung äußerte sich Luther in einem weiteren Briefe vom Jahre 1514 über den Cölner Ortwin, welcher ein Schmähgedicht gegen Reuchlin verfaßt hatte: er habe jenen bisher für einen Esel gehalten, jetzt zeige sich derselbe als Hund, ja als Wolf und Krokodil, während er vergeblich die Majestät eines Löwen anzunehmen sich bemühe. Luther sah in ihm ein warnendes Exempel des Neides, der am unsinnigsten sich da geberde, wo er die glühendste Lust und doch nicht die Macht zu schaden habe.[1])

Eben in diesen Aeußerungen bemerken wir übrigens, wie ihn auch beim Hinblick auf jene Streitigkeit ganz ein tiefes religiöses Interesse bewegte, das der Menge der Humanisten nicht mit ihm gemein war. So fühlte er, während er auf den „Gassen Jerusalems" genug für sich zu thun fand, sich auch nicht zu eigenem Hervortreten in jenem Streit bewogen. Zugleich hoffte er und nicht ohne Grund, daß der Papst, an welchen Reuchlin appellirt hatte, dem Andringen der Cölner doch widerstehen werde.

Im nächsten Jahre, 1515, erschienen die sogenannten Briefe der Dunkelmänner (Epistolae obscurorum virorum), worin die anonymen Verfasser, humanistische Verehrer Reuchlins, ihre Gegner, die mönchischen und scholastischen Finsterlinge, ein Uebermaß eigener Unwissenheit, Beschränktheit, Lächerlichkeit und sichtlicher Fäulniß in grellen, komischen Zügen zur Schau stellen ließen. Der Schlag der Satyre traf diese schwer; auf der andern Seite erscholl jubelnder Beifall. Die erste Stelle unter jenen Verfassern gebührt ohne Zweifel Luthers ehemaligem Universitätsfreunde Crotus Rubianus. Luther aber, dem doch die humoristische Ader nie versiegt war, verhielt sich hier sehr kühl. Die Gegenstände um die es für ihn sich handelte, waren zu hoch und ernst, als daß er im Kampfe für sie an Waffen bloßer Ironie und derben Scherzes Gefallen empfunden hätte. Darauf bezügliche Aeußerungen von ihm haben wir noch aus Anlaß einer kleineren, satyrischen Schrift, die jenen Briefen nachfolgte und ähnlichen Charakter trug. Er billige, so sagt er von ihr, wohl die Absicht, der das Werk dienen

lle, jedoch nicht das Werk selbst, das zu wenig positive Wahrheit und zu iel Schmähung der Gegner enthalte. Mit Bezug auf jene Briefe bemerkt r dabei: Die beiden Produkte schmecken nach einem Topfe; sie haben wohl eide den gleichen oder wenigstens einen ähnlichen „Komödianten" (histrio) um Verfasser.[1])

Eine Berührung Luthers mit dem berühmten Gothaer Humanisten m Jahre 1516 haben wir schon oben erwähnt. Er beruft sich in jenem Briefchen an Mutian auf eine gegenseitige, jedoch noch junge Freundschaft, welche zwischen ihnen bestehe. Dieselbe mag besonders durch Spalatin, essen alter Gönner Mutian war, vermittelt gewesen sein. Daß er bei einer Anwesenheit in Gotha ihn nicht besucht, noch zu sich eingeladen habe, ntschuldigt er theils mit seinen dringenden amtlichen Geschäften, theils mit er Verehrung, die er für ihn hege und vermöge deren er nicht gewagt abe, ihn zu sich zu bemühen. Dann versichert er ihn wiederholt seiner ochachtung und Zuneigung und fügt hinzu die schon früher (oben S. 49) on uns angeführten scherzhaften Aeußerungen über seine eigene barbarische Sprache einem so fein gebildeten Manne gegenüber. Es ist für Luthers Stellung wichtig, wie er hier während der Zeit jener humanistischen Kämpfe nd auf einer amtlichen Reise seine Gemeinschaft mit einem Mutian bekannt hat. Hätte er aber auf diese einen sonderlich hohen Werth gelegt, so hätte er doch wohl selbst zu Mutian sich bemüht; denn gerade in Gotha nahm ihm, wie er nachher Lange berichtet, die Klostervisitation nur sehr wenig Zeit weg.

Diejenigen Gesichtspunkte ferner, welche für Luther die einzig höchsten waren, mußten von der Schwärmerei für das heidnische Alterthum, zu welcher der Humanismus neigte und fortriß, gerade ihn aufs Entschiedenste rennen. Auch die schönsten Früchte, welche jenes hervorgebracht hat, konnten ihm ja im Lichte der göttlichen Willensforderung oder nach dem Maßstab er wahrhaften Gerechtigkeit nicht bestehen. So erklärt er: was immer ußerhalb des Glaubens an den Erlöser geschehe, ja auch die Thaten eines Fabricius, eines Regulus und der vor Menschen tadellosesten Männer schmecken nach der Gerechtigkeit nicht mehr als Vogelbeeren nach einem Feigenbaum.[2])

Ja von diesem seinem christlichen Standpunkt aus sah er sich andererseits grade gegen die vornehmste Größe des Humanismus, gegen Erasmus, in einen Gegensatz gerathen, der nachher zwischen den beiden Hauptvertretern neuer Geistesrichtungen zu einem förmlichen Bruche führte. Er trug seine schweren Bedenken gegen Erasmus schon im Jahre 1516 dem Spalatin vor, der mit diesem im Verkehr stand. Auch dieser große Gelehrte verstehe nicht, was der Apostel Paulus von den Gesetzwerken und der in ihnen angestrebten wichtigen Gerechtigkeit sage; auch er, wie die scholasti-

schen Beschützer der Eigengerechtigkeit, wolle jene Aussprüche des Apostels nur auf äußerliche, ceremonielle Uebungen beziehen. Ferner lasse derselbe die Erklärungen des Apostels über die Erbsünde nicht zu ihrem Rechte kommen. Auch hängt ihm Erasmus zu sehr an einer blos buchstäblichen, innerlich todten Auffassung der Schriftworte. Er wünscht das Ansehen des Erasmus möge recht allgemein werden, fürchtet aber, Viele möchten ihn auch zu einem Patron falscher Grundsätze machen. Dringend bittet er den Spalatin, im Sinne der Wahrheit auf Erasmus einzuwirken. Er selbst, sagt er, möge dreist erscheinen in seiner Kritik eines solchen Mannes; aber es sei ihm ja dabei um die Theologie und das Heil der Brüder zu thun. — [1]) So bestimmt hat er damals schon seinen Standpunkt auch nach dieser Seite hin behauptet. Weder die Autorität des Erasmus, noch etwa ein Gedanke daran, daß er einmal in diesem den werthvollsten Bundesgenossen für künftige große Kämpfe gewinnen könnte, hat ihn zurückgeschreckt.

Es konnte nicht fehlen, daß Luther, indem er mit seiner Theologie in Universität und Kirche ohne Weiters kühn vor die Oeffentlichkeit trat, schnell genug Anstoß, Widerspruch und Argwohn erregte.

Wir hörten ihn schon oben in einer Predigt die Vorwürfe erwähnen welche man seiner Predigt von Christus machte. Wiederholte Mahnungen seiner Briefe, daß ein Christ auch üble Nachreden und Lästerungen sich gefallen lassen müsse, beziehen sich offenbar auf seine persönlichen Erfahrungen. Einem, der seine Freundschaft suche, stellte er nicht Ruhm, sondern Schmach und Gefahr in Aussicht. — Jene Disputation vom Jahre 1517 war durch Ausfälle seiner Gegner provocirt, und die Wittenberger „Gabrielisten" (Anhänger des G. Biel) verwunderten sich gewaltig über die Thesen derselben. — Unter seinen Collegen in der theologischen Fakultät waren Anfangs der Thomist Carlstadt und Peter Lupinus, der gleichfalls schon vor Luther in Wittenberg docirt hatte, seine heftigsten Widersacher gewesen. Carlstadt nahm noch im Jahre 1516 besonders auch an jenem Angriffe Luthers gegen die Aechtheit der augustinischen Schrift über die Buße einen, wie Luther meinte, unversöhnlichen Anstoß. — Wie man auch auswärts schon gegen ihn geneigt war, erfuhr er z. B. bei seinem Besuch in Dresden 1517. Hieronymus Emser, bei dem er einst eine philosophische Vorlesung in Erfurt gehört hatte, und welcher seither Theolog und sodann Sekretär des Herzogs Georg geworden war, lud ihn dort mit Andern zu Gaste. Bald fand er sich in der Gesellschaft wie in einem feindlichen Hinterhalt. Es gab einen heftigen Streit über Thomas und Aristoteles. Besonders laut und gehässig brach gegen ihn ein Leipziger Magister los; gegen diesen hat Luther dann seine oben von uns erwähnte Aufforderung gerichtet, ihm die Erfüllung der göttlichen Gebote zu definiren. Ein Predigermönch, der vor der Thüre zuhorchte, rühmte sich nachher, daß er beim

rvorgetreten wäre, um Luthern ins Gesicht zu speien. Nach seiner Abreise
rde er von seinen Gegnern besonders auch beim Dresdener Hof ver-
rien, daß er ebenso unwissend wie hochmüthig sich gezeigt habe, und
iter entstellte man ihm die Predigt, welche er in der Hofkirche über Got-
s Gnade und über thörichte Bitten der Menschen gehalten hatte, ja man
rf ihm vor, er habe in einer Stelle derselben sich Anzüglichkeiten gegen
ei Damen des Hofes erlaubt. Emser übrigens entschuldigte sich nachher
i ihm angelegentlich wegen des unangenehmen Auftritts in seinem Hause.
genthümlicherweise hat sich Luther neben dem Inhalt seiner Lehre und neben
r Streitsucht, die man ihm schuld gab, auch durch den Gebrauch, den er gern
ar bei gelehrten Anlässen von der deutschen Sprache machte, üble Nach-
den zugezogen. So machte sich der Hildesheimer Oldekop darüber lustig,
ß er in Vorlesungen lateinische Sätze so tapfer verdeutscht und hiemit
eilich den Studenten gefallen habe; in Dresden wurde verbreitet, er ver-
he kein Wort Latein, weil er in dem theologischen Gefecht bei Emser auch
s Schwert der Muttersprache gebraucht hatte. [1])

Bereits aber hatte auch der Einfluß von Luthers Geist, Wort und
ersönlichkeit seine Umgebung in Wittenberg ergriffen, ja drang dort zum
iege durch.

Lupin und Carlstadt wurden besonders durch den Eindruck seiner Dis-
utationen und durch das Studium Augustins, auf das er sie hintrieb, über-
unden und gewonnen. Carlstadt veröffentlichte schon im April 1517 selber
25 Thesen, in welchen Luther mit Freuden die reine Theologie des Apo-
els Paulus und des Augustin erkannte; er war jetzt dafür, wie Luther
merkt, noch eifriger als dieser geworden, konnte übrigens, indem er seine
hesen am großen Reliquienfest der Wittenberger Schloßkirche anschlug,
h nicht enthalten, dem Kurfürsten durch Spalatin bedeuten zu lassen,
ß er es zu seinen Ehren gethan und ihm die Thesen dediciren wolle,
eshalb jener ihm eine Summe Geldes für den Druck derselben schenken
öge; wir machen nicht ohne Grund schon hier auf die Wandelbarkeit des Eifers
nd auf die Beimischung anderweitiger Interessen bei diesem neuen Gefährten
uthers aufmerksam. — Unter den Nichttheologen an der Universität schloß
h schon jetzt besonders der Jurist Hieronymus Schurf an Luther an. [2])

Am kurfürstlichen Hof hatte Luther in Spalatin einen Freund, der
mer inniger sich hingab und ihn hochhielt. So rühmt dieser 1514 in
nem Brief an Lange die seltene Verbindung des schärfsten Urtheils und
roßer Gelehrsamkeit mit dem reinsten Charakter bei Luther. Und Lange
richtet 1515 an seinen und Spalatins gemeinsamen Freund Mutian, daß
ener Luthern wie einen Apollo verehre und zu Rath ziehe. [3])

Staupitz blieb ihm nicht nur mit väterlicher Liebe zugethan, sondern
theilte ihm jetzt fortwährend hohes Lob und erklärte, als es Luthern vor

dem Rühmen bange wurde: „es ist Christus, den ich in Dir preise.“ [1]) Der Anregung, die jetzt auf ihn selbst von Luther ausging, haben wir die früher genannten, kleinen praktischen Schriften, die auch Staupitz nunmehr erscheinen ließ, wohl wesentlich mitzuverdanken.

Der Kurfürst gab Luthern sein Wohlwollen unter anderem durch ein Geschenk an Tuch zu erkennen, das diesem für ein Mönchskleid fast zu gut dünkte. Luther scheute sich indessen nicht, unter Umständen sehr frei gegen seinen Fürsten sich zu äußern. So schreibt er, als derselbe Staupitzen das gefährliche Amt eines Bischofs zuwenden wollte, an Spalatin: er finde den Kurfürsten, der freilich im Weltlichen Alle an Klugheit übertreffe, doch in geistlichen Dingen oft sehr blind; und seine gegenwärtige Aeußerung solle Spalatin durchaus nicht geheim halten. Seinen Einfluß auf Spalatin und weiter auf den Fürsten benutzte er schon jetzt, wie vollends späterhin, dazu, für Nothleidende bei diesem Unterstützung zu suchen. [2])

Ueber den Stand der Dinge in Wittenberg konnte Luther bereits im Mai 1517 an Lange berichten: Unsere Theologie und St. Augustin schreiten glücklich voran und herrschen auf unserer Universität durch Gottes Wirken; Aristoteles steigt allmählich abwärts und neigt sich zum Falle vielleicht auf immer; wunderbar überdrüssig ist man der Vorlesungen über die Sentenzen; keiner kann mehr auf Zuhörer hoffen, wenn er nicht die Bibel oder den heil. Augustin oder einen anderen Lehrer von wirklicher kirchlicher Autorität vortragen will“. [3])

Nach auswärts wurden namentlich die Thesen jener Disputationen versandt.

Luther fühlte sich auswärts besonders noch seiner früheren Universität zu Erfurt und dem dortigen Augustinerconvent verbunden. Freundlich, ehrerbietig und ohne Arg hatte er diesen 1512 seine bevorstehende Doktorpromotion angezeigt, um christliche Fürbitte nachsuchend.

Seither aber waren dort Lästerreden gegen ihn verbreitet worden, die er für elende Lügen erklärte, deren Inhalt wir übrigens nicht kennen. Und als diese von Seiten des Convents selbst niedergeschlagen worden waren, wurde gegen ihn eben wegen jener Promotion der Vorwurf erhoben, welchen wir schon oben (S. 97) mit Luthers Antwort berichtet haben. Hauptanstifter dieser Feindseligkeiten war der Magister Pater Nathin in Erfurt, der früher wie Luthers Gönner sich benommen hatte, jetzt aber von persönlicher Gereiztheit und wohl namentlich von Eifersucht gegen ihn voll war. Von einem weiteren Verlauf dieser Sache hören wir nichts mehr. Theologische Gegensätze treten bei dem Streite nicht an den Tag; vielmehr scheint es nach Luthers Schreiben den Erfurtern besonders auch um die ihnen entgangenen Promotionsgelder sich gehandelt zu haben, wofür aber Luther als ein „Armer Christi“ nicht die Mittel hatte ihnen Satisfaction

u leisten. — Der neuen Theologie war dann in Erfurt durch Langes Er-
ennung zum Prior des dortigen Klosters ein wichtiges Thor geöffnet.
lber auch auf seine eigenen alten Lehrer Trutvetter und Usingen hoffte
uther durch seine Schriften und durch Lange einwirken und sie von ihren
ühevollen Arbeiten auf falscher Bahn abbringen zu können. So schickte
r schon im Februar 1516 durch Lange jenen Brief an Trutvetter mit den
ngriffen auf Aristoteles und die Sententiarier; möchten doch, sagt er, dieser
nd Usingen jene Arbeiten aufgeben; er habe Rüstkammern voll gegen ihre
isherigen Veröffentlichungen, deren völlige Nutzlosigkeit ihm klar sei. Es
t ihm sehr daran gelegen, die Meinung jener Männer über ihn und seine
ätze zu erfahren. Auch spricht er von ihnen ehrerbietig und dankbar.
ücksicht nehmen aber kann er auf die Erfurter „Gabrieliſten" so wenig
ls auf die Wittenberger; wundern sie sich über seine Thesen, so sollen sie
issen, daß mit ihm nicht mehr darüber zu disputiren sei, „ob Gabriel dieses,
der Michael jenes, oder Raphael etwas Anderes sage". Im September
1517 erklärte er durch Lange den Erfurter Theologen seine volle Bereit-
chaft, sich ihnen auch selbst zu einer öffentlichen Disputation zu stellen:
ie dürfen nicht meinen, er wolle bloß im Winkel flüstern, wenn anders
ie Wittenberger Universität für einen bloßen Winkel gelten könne. [1])

Die wärmste Theilnahme für sein Wirken und Streben fand Luther
ußerhalb seiner nächsten Umgebung damals in Nürnberg. Hier lebte
etzt sein früherer Wittenberger College Scheurl als Consulent der Stadt
nter einem Kreise gleichgesinnter Freunde der Wissenschaft. Derselbe war
ängst mit Staupitz nahe befreundet und von dessen religiöser und theolo-
ischer Richtung beeinflußt. Zu Anfang des Jahrs 1517 wandte er sich
n Luther mit der Bitte, ihm eine Stelle in seiner vertrauten Freundschaft
inzuräumen, indem er sich mit ihm einig erklärte in der Hingabe an die
ugustinische Theologie. Staupitz hatte kurz zuvor eine Menge Nürnberger
ei seiner Durchreise durch seine Predigten, welche Scheurl jetzt herausgab,
nd durch seine persönliche Liebenswürdigkeit hingerissen. Dann trat in
einem und Luthers Geist, W. Link dort als Prediger auf, welcher 1516
on Wittenberg zunächst nach München und 1517 ans Nürnberger Augustiner-
loster berufen wurde, fand gleichfalls Scheurls Freundschaft und erwarb sich
chnell großes Ansehen unter den ersten Männern der Stadt, besonders
ei Hieronymus Holzschuhr und bei Hier. Ebner, welchen Scheurl vor
llen andern wegen seiner Gelehrsamkeit und christlichen Frömmigkeit rühmt.
chnell verbreitete sich in diesem Kreise, was von Luther ausging. Besonders
n Ebner nennt Scheurl Luthern als einen seiner Verehrer; er wünschte,
uther möge für denselben „irgend etwas Christliches" öffentlich oder pri-
atim schreiben. Weiter wünschte Scheurl auch den Ingolstädter Theologen
ohann Eck, welcher, obgleich hartnäckiger Scholastiker, doch Beziehungen

mit Humaniſten unterhielt, mit den Wittenbergern in Verbindung zu b
gen. Bald werden wir denſelben von jenem Standpunkt aus ſeine A
gegen Luther, den Reformator, ſpielen ſehen. Damals berichtete Schei
derſelbe habe, durch ihn von Luthers Tugenden in Kenntniß geſetzt,
gierde nach deſſen Freundſchaft gewonnen und einen Brief mit einer klei
Schrift an ihn abgeſandt; er bat Luther darauf zu antworten, und fer
auch den Carlſtadt, an Eck zu ſchreiben. So gab dann Luther dem Sche
anheim, ſeine Disputationsthеſen vom September 1517 auch dem Eck z
zutheilen, welchen er dabei „unſern Eck“ nennt. An Trutvetter ſchr
Scheurl: er ſei überzeugt, daß, wie Luther es erſtrebe, eine große U
wälzung des theologiſchen Studiums bevorſtehe, vermöge deren man o
Ariſtoteles und Plato werde Theolog werden können. [1])

Von Wittenberg gingen ſo bereits nach verſchiedenen Seiten
Fäden aus, welche bald theils zu einem kräftigen Bunde reformatoriſc
Wirkens erſtarken, theils im heftigen Streite wieder zerriſſen, theils,
es mit der Beziehung zu Scheurl und andern Humaniſten der Fall w
trotz aufrichtiger Gemeinſchaft dennoch ſpäter durch ein Auseinandergeh
der höchſten Intereſſen gelockert und gelöst werden ſollten.

Stellung zur Kirche und ihren Mißbräuchen.

In allen den Gegenſätzen aber in welche Luther mit ſeinem theo
giſchen und kirchlichen Wirken ſich bereits hingeſtellt ſah, lag nun für
und ſeine Freunde durchaus noch Nichts von einem Gegenſatz zwiſch
ihnen und ihrer Kirche. Sie dachten nicht daran, mit ihrer Theolo
auch ihre Stellung zu dieſer römiſch-katholiſchen Kirche und zu den an
kannten kirchlichen Autoritäten und Gewalten zu ändern.

Wir haben ſoeben wieder aus dem Verkehr zwiſchen Scheurl
Luther vernommen, wie jene Theologie ihrem eigenen Vertreter einfach
die des Kirchenvaters Auguſtinus galt. Auguſtin ſtand gegen Gabr
Thomas, Scotus und die ganze Schaar der Sententianer und ſollte ge
ſie das Feld behaupten, weil er ſelbſt auf dem Grunde des hellen Ev
geliums und namentlich des pauliniſchen Zeugniſſes ſtehe. Eine ſo
fache Erneuerung der auguſtiniſchen Heilslehre war nun zwar dieſeni
welche Luther vortrug, in Wahrheit doch nicht. Während nämlich Lut
mit Auguſtin die natürlichen Kräfte des Menſchen zum Guten beſt
und die Erlöſung und innere Neugeburt des Menſchen ganz auf
Wirkungen der freien Gnade Gottes zurückführte, hatte er den Kirchenv
keineswegs ebenſo darin für ſich, daß er auch den wiedergeborenen
vom Geiſt der Gnade beſeelten Chriſten dennoch fortwährend jeder v
dienſtlichen Leiſtung für unfähig erklärte und Rechtfertigung vor G

Frieden und Seligkeit nur in Gottes vergebender Barmherzigkeit und in Christi Gerechtigkeit suchen ließ; andererseits gewann Luther im einfachen Glauben an diese Barmherzigkeit und diesen Heiland auch schon eine unmittelbare Heilsgewißheit, Freudigkeit und innere Freiheit, welche da nicht zu erreichen war, wo die begnadigte Seele ihre Gerechtigkeit vor Gott vielmehr in den ihr selbst von der Gnade „eingegossenen" Tugenden oder in der den Glauben erst „gestaltenden" eigenen Liebe finden sollte: und wir haben schon bei der Charakteristik des Staupitz (oben S. 78) bemerkt, daß eben an dieser Auffassung auch Augustin theil hatte. In dieser Beziehung also sehen wir Luther schon damals zu einem Standpunkt fortschreiten, welcher ihm auch seinem Lehrer Augustin gegenüber eigenthümlich war und mit welchem er unmittelbar an Paulus sich anschloß. Allein erst allmählich wird sein Standpunkt in dieser Hinsicht klar und bestimmt. Und — was für Luthers Stellung zu den kirchlichen Autoritäten die Hauptsache war — er selber hatte auch dann noch nicht das Bewußtsein davon, wie weit er vom Standpunkt des hochgefeierten Kirchenlehrers abweiche. Ja zur Klarheit hierüber sind unsere Reformatoren auch nach ihrem Bruch mit der römischen Kirche erst sehr allmählich gelangt. Damals regte sich keinem Verfechter dieser Lehren von der Aneignung des Heiles oder von der Gottesgerechtigkeit ein Zweifel daran, daß sie zwar der Schultheologie widerstreiten, aber nicht minder augustinisch und hiemit echt kirchlich, als biblisch und paulinisch seien.

Andere Bestandtheile der kirchlichen Glaubenslehre aber waren, auch so weit argwöhnische Gegner Luthers sahen, durch ihn überhaupt nicht in Frage gestellt. Ja auch in ihrer scholastischen Fassung ließ Luther sie bestehen. Er schreibt noch im Herbst 1516 an Lange: Alles, was Gabriel (Biel) sage, sei ja gut, außer wo derselbe von Gnade, Glaube, Liebe, Tugenden rede. [1])

Fest endlich steht ihm namentlich die Grundlehre von der Autorität der Kirche als solcher, — nämlich der katholischen, römischen Kirche in ihrer auf göttlichem Rechte ruhenden hierarchischen Gestaltung. Die Kirche, predigt er, kann nicht irren; jeder Einzelne in ihr kann irren und hüte sich ja, ob auch in frommer Meinung, von ihren Vorschriften abzuweichen. Und die Mauern der Kirche sind die Prälaten, — Gottes Knechte, unsere Väter. Sie sind unser Licht, wie das Auge des Leibes Licht ist; in der Kirche, nicht außerhalb des Leibes, bei den Häretikern, haben wir das Licht zu suchen. Ob auch Luther zugleich klagen muß, daß es so vielen Gemeinden an den rechten Leuchten fehle, so regt sich doch in ihm nirgends die Besorgniß, daß die Leiter der Kirche einmal in ihrer Gesammtheit oder Mehrzahl blind werden könnten, nirgends die Frage, wo dann die Kirche zu suchen wäre. Wir haben gesehen, welch gutes Vertrauen er in dieser Hinsicht beim Reuchlinschen Streit zum päpstlichen Stuhle hegte. [2])

Innerlich bewegte ihn nun freilich bereits ein Schmerz über viele un schwere Aergerniſſe, welche die Kirche thatſächlich in ſich dulde; ſo weist e bei jenem Streit auf die Greuel in den Gaſſen Jeruſalems, die man zuer abthun müßte.

Er ſah bei eben jenen Prälaten, den Trägern einer ſo hohen Gewalt eine große Verderbniß des perſönlichen Charakters und Wandels. Darüb brach er in die ſtärkſten Erklärungen aus, als ſeinem lieben Staupitz von Kurfürſten ein Biſchofsamt zugedacht wurde: Biſchof ſein heiße heutzuta römiſche, griechiſche, ſodomitiſche Sünde treiben; die beſten fallen da wenig ſtens in die Stricke der Habſucht und weltlicher Händel. [1]) Nur um ſ mehr aber muß auch die Rückſicht gewürdigt werden, mit welcher e vor der Gemeinde in Predigten und Schriften ſich derartiger Ausfäll enthält.

Der ſchwerſte Nothſtand der Kirche übrigens waren ihm nicht dieſ praktiſchen Schäden, ſondern der Mangel an Ausſpendung des Heilswortes mit welchem die Seelen geſpeist werden ſollten, und die Steine, welch man auch da, wo man der Pflicht des Predigers ſich unterzog, ſtatt de evangeliſchen Brodes dem Volke darbot. In dieſer Beziehung die eigen Pflicht zu erfüllen, — das war ſein großes, tägliches Bemühen.

Was ſeine Meinung von einer Reform der Kirche war, das hat e am kräftigſten in einer Predigt ausgeſprochen, welche er für ſeinen Freund den Probſt von Leitzkau, abfaßte, als dieſer im Jahre 1516 zu den in Rom verſammelten Concil gehen ſollte. Für die Väter des Concils die ja eben zur Berathung kirchlicher Reformen berufen waren, ſollte ſi beſtimmt ſein. Er legte ihr den Ausſpruch 1. Joh. 5, 4 zu Grunde „Alles, was aus Gott geboren iſt, überwindet die Welt.“ Geboren, ſag er, werden wir aus Gott durch das Wort der Wahrheit. Dieſes Wort z verkündigen iſt die eigentliche Aufgabe des ganzen Klerus. Ja Alles, wa die Geiſtlichen und Prieſter ſind, das ſind ſie zu dieſem Zwecke: Gotte Wort ſo zu treiben, daß dadurch die Seelen aus Gott geboren werden zu Nichts Anderem bedarf man ihrer. Aufs Kläglichſte aber wird jet dieſe Pflicht verabſäumt, das Gotteswort verſchwiegen oder gar gefälſch Ein großer, manigfaltiger Schmutz von Lehren hat ſich angehäuft; ja de Erdkreis iſt damit überſchwemmt; das Volk wird mit menſchlichen Geſetze Meinungen, Aberglauben ſo überſchüttet, daß das Wort der Wahrheit nu ſchwach noch durchſcheint, ja an manchen Orten kein Funken davon meh glimmt. Wenn ihr, ſo ruft die Predigt der Synode zu, nicht vor Alle dafür ſorget, arbeitet, betet, daß die prieſterlichen Lehrer des Volkes ſta bodenloſer Fabeln das reine Evangelium treiben, dem Volke das Wort de Wahrheit mit heiliger Furcht vortragen, die Ausführung menſchlicher Lehre unterlaſſen oder nur ſparſam beifügen, und alſo getreulich zur Geburt an

Gott mitwirken: Dann ist Alles, was ihr sonst verordnen möget, Nichts, ihr seid umsonst beisammen, ihr habt Nichts ausgerichtet. — Von der Geburt aus Gott durchs Wort kommt die Predigt auf den Kampf mit der Welt und ihren Lüsten. Die zweite Aufgabe der Synode ist, diesen Lüsten unter dem Klerus Zügel anzulegen und ihn zu lehren, wie er Tag und Nacht vor den innern Feinden sich wahren und in Keuschheit, Demuth u. s. w. sein Licht leuchten lassen müsse. Gibt sie sich statt dessen mit geringen, äußerlichen, weltlichen Dingen ab, so wird sie jener Welt zum Gelächter, zum Triumph und zur Beute werden. — Der Sieg aber über die Welt ist der Glaube, — der Glaube, welcher ans Unsichtbare sich hält und darin feststeht, — der Glaube, durch welchen Christus, der Sieger über Alles, in den Herzen lebt, — der Glaube, welcher erlangt, was das Gesetz fordert. — Deshalb ist das Erste und Letzte, daß wir mit allem Eifer, „lesend bei Tag und lesend bei Nacht", das Evangelium uns anliegen lassen, damit wir also aus Gott geboren werden, als aus Gott geborene nicht sündigen, nicht sündigend des frohen Sieges genießen. „Deß wolle uns würdigen Jesus Christus, der Sohn Gottes, der Urheber des Wortes und des Glaubenssieges, der da ist hochgelobet in Ewigkeit. Amen." — So wollte Luther von der Reformation vor den Leitern der Kirche gepredigt haben.[1])

Was meint er indessen damals noch mit jenen Menschenlehren und Fabeln? Es sind ihm, soweit er irgend sich äußert, doch nur falsche Schultheorien vom Heilsweg und eitle Spekulationen oder Formeln, welche die Kirche als solche nie sanktionirt habe; es sind Heiligengeschichten dunkeln Ursprunges, für welche kein kirchlicher Zeuge gewähr leistete.

Luther hat ferner, während er die Heilslehre des Evangeliums fort und fort verkündigt und vor ihrer Trübung warnt, die übrige scholastische Weisheit, mit welcher Andere ihre Kanzelvorträge füllten, in seinen Predigten nur einfach bei Seite gelassen und auch sonst nicht weiter mit ihr sich zu thun gemacht.

Auch von den Verkehrtheiten kirchlich religiöser Sitte und gemeinen Aberglaubens bringt er nur weniges Einzelnes bei besonderen Anlässen öffentlich vor, — dann freilich aus vollbewegtem Herzen heraus, aber nirgends in eine wirkliche Lehrbestimmung der Kirche eingreifend.

So führten ihn seine Predigten über das erste Gebot auf Mißbräuche im Dienste der Heiligen. Man suche bei ihnen am liebsten leibliche Wohlthat, Hilfe in äußerer Noth. Man mache willkürlich den einen Heiligen zum Helfer in diesem, den andern zum Helfer in jenem einzelnen zeitlichen Gebiete. Zugleich mache man ihre Verherrlichung der eigenen Ehre, dem eigenen Gewinne dienstbar, stifte und rühme zu diesem Zweck besondere Feste und Kapellen, zu welchen man die Gläubigen durch Verheißung hoher Gnade herbeirufe. Daran knüpfe sich eine Sucht unordentlichen Wallfahrens,

mit Versäumniß der nächsten häuslichen Pflichten, mit Trägheit und vielen andern Sünden, vor Allem mit Verachtung der ordentlichen Kirchen, Gottesdienste und Predigten; da räth Luther den Hausvätern, in deren Weiber oder Knechte ein solcher Wandergeist gefahren sei: nimm ein Kreuzesholz von der Eiche und heilige ihren Rücken mit etlichen Schlägen, so wirst du sehen, wie dieser Finger Gottes ihnen den Teufel austreibt. — Zu einer Warnung vor erfundenen und profanen Heiligengeschichten veranlaßte ihn besonders eine Predigt am Tage des heil. Bartholomäus. An der gewöhnlichen Legende über diesen nahm er besonders deshalb Anstoß, weil sie aus ihm statt eines Apostels einen Mann eiteln, weltlichen Glanzes mache. Vorher hatte er nicht versäumt, im Gegensatz zur Legende auch den heil. Hieronymus nachzulesen. — Unter den Sünden des falschen Zeugnisses und der Lüge — gegen das achte Gebot — führte er Geschichten von angeblichen Wundern, Visionen, Reliquien u. s. w. auf, welche von Betrügern erfunden, von unwissenden Priestern und Mönchen gepflegt werden; so habe neuerdings Einer Heu gezeigt, auf dem Christus geschlafen habe. „Wehe, sagt er, und abermals Wehe über solche Fabler; hier thäte eine große Reform der Kirche Noth, daß Nichts, möge es auch noch so fromm sein, zum Predigen zugelassen würde, es sei denn authentisch und von der Kirche kanonisirt." Ob nicht in Luther ähnliche Gedanken auch schon über die Reliquiensucht seines „klugen und doch in geistlichen Dingen oft so blinden" Churfürsten sich geregt haben mögen, der sogar sein Staupitz damals dienen mußte?

Allein wir haben so eben wieder gehört: was „kanonisirt" war, das will er nicht anfechten. Auch er bleibt ferner der kirchlichen Verehrung der Heiligen gläubig treu. Er will keine Gemeinschaft mit den „unseligen Ketzern" haben, welche die Anbetung derselben verwerfen, obgleich er seinerseits vor Allem dadurch sie verherrlichen will, daß man Gottes Gnade an ihnen preise und ihrem leuchtenden Exempel christlicher Tugend nachfolge. Auch dem, daß man sie um Zeitliches anrufe, will er nicht wehren; dies soll nur nicht ausschließlich, und es soll in rechter Ordnung geschehen, indem man nach des Herrn Wort zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit trachte. Und seine Einsprache gegen die Zutheilung dieser und jener Hilfleistung an verschiedene Heilige begründet er damit, daß durch Christus *Allen Alles* möglich sei. Anstoß hat er freilich auch so mit jenen Sätzen Vielen gegeben. [1])

Im engsten Zusammenhang mit den Grundlehren vom Heile stand die kirchliche Bußübung mit Ohrenbeichte, Absolution, Bußleistungen u. s. w. Luther hatte schon von Staupitz gelernt, daß Buße im Sinne der heiligen Schrift nicht eine Pein für die Seelen mit Gewissensangst und gesetzlichen Auflagen, sondern eine auf der Liebe zum Guten ruhende, im Glauben

wurzelnde Aenderung der Gesinnung sei. Die Quälereien mit Aufzählen aller einzelnen Sünden hatte er genugsam an sich selbst erfahren. So warnte er jetzt auch davor, mit kleinlicher Spezialisirung der Sünden die Beichtenden zu beladen und zu verwirren.[1]) Abgesehen von solchen Uebertreibungen aber war für ihn die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte und die Berechtigung der andern Stücke des Bußsakraments noch außer Frage. Er selbst war fort und fort gemäß den kirchlichen Regeln als Priester im Beichtstuhl thätig.

An die Lehre von der Buße endlich schloß sich die von den kirchlichen Ablässen, an diese Lehre eine praktische Uebung des Ablasses, welche auch gleichgültiger Gesinnten ihr sittliches Bewußtsein empörte und tief ins sittlich religiöse Leben einschnitt. Bereits haben wir Tetzel, den namhaftesten der damaligen Ablaßhändler, in Luthers Nähe erscheinen sehen (oben S. 127), nämlich zu Wurzen, im April 1516. Hier berichtet nun die oben angeführte Grimmaer Chronik und nach ihr eine große Zahl späterer Erzähler: als Luther damals bei der Visitation des Klosters zu Grimma durch Staupitz von Tetzels Treiben vernommen, habe er gesagt: „Nun will ich der Pauke ein Loch machen ob Gott will," und habe alsbald wider Tetzel zu schreiben begonnen. Diese Angabe geht indessen viel zu weit, wie denn die Chronik auch schon darin, daß sie die Jahreszahl falsch angibt (1519 statt 1516), ihre Unsicherheit verräth. Geschrieben hat Luther damals, wie man auch aus seinen eigenen späteren Aussagen sieht, noch Nichts gegen Tetzel. Und um der Pauke ein Loch zu schlagen, dazu bedurfte gerade er, wie sein nachfolgendes Verhalten zeigt, erst noch einer sehr tiefen, nur allmählich fortschreitenden Prüfung des Gegenstandes, um welchen es bei dem Mißbrauch und Aergerniß sich handelte. Aber allerdings, eben hiemit begann er jetzt. Tetzels fortwährendes Umherziehen in seiner Nähe ließ ihn schon im Jahr 1516 nicht ruhen. Und die ersten Kundgebungen seiner Ueberzeugung in dieser Sache lassen eben so sehr erkennen, wie lebhaft er die hier eingetretenen Aergernisse und Gefahren für die Seelen fühlte, als wie gewissenhaft er Wahres und Haltbares vom Mißbrauch zu sondern bedacht war. So hat er sich über den Ablaß zum ersten Mal in einer Predigt am 10. Trinitatissonntag öffentlich ausgesprochen. Er will reden „von den Abläßen, welche, obgleich sie Christi und seiner Heiligen Verdienst sind und deshalb mit aller Ehrfurcht aufgenommen werden sollen, doch zum ärgsten Werkzeug der Habsucht sind gemacht worden." Er erkennt, indem er besonders die Rettung der Seelen aus dem Fegfeuer nach den Verheißungen der Ablaßprediger ins Auge faßt, das Vermögen des Papstes an, mittelst seiner Fürbitte, wie es die Kirche lehrte, auch jenen Seelen im Jenseits, für welche Ablaß bezahlt werde, Erlaß der Strafe und Erlösung zu gewähren. Aber er kommt über das sittliche Bedenken nicht weg, ob

denn Gott dieselben loslassen könne, ehe sie auch wahre Reue über ihre Sünden haben, und ob er sie nicht, wenn sie solche haben, auch ohne Ablaß aus dem Fegfeuer loslassen werde; da sagt er bescheiden: „ich bekenne meine Unwissenheit.“ Er erkennt die Vollmacht der Kirche an, den Schatz, welchen alle guten Werke der Frommen für sie bilden, den Lebenden, welche reuig Ablaß zahlen, zu Gute kommen zu lassen; aber er findet dieß doch nicht genügend, wofern diese nicht selbst auch in der Gnade innerlich wachsen und mehr und mehr die Sünde in sich abtödten. Das ganze Absehen seiner Predigt geht dahin, vor der Sicherheit und sittlichen Trägheit, zu welcher der Ablaß verführte, zu warnen. Mit der gleichen Absicht predigte er wiederum vom Ablaß am Mathiasfeiertag, den 24. Februar 1517, kurz vor der großen Ablaßspendung, welche mit der Reliquienausstellung in der Wittenberger Stiftskirche verbunden war. Er hat, wie er später erzählt, „auch auf dem Schloß wider den Ablaß gepredigt und bei seinem Fürsten damit schlechte Gnade verdient, da dieser sein Stift auch sehr lieb hatte.“ In jener Predigt ermahnt er noch dringender als in der des vorigen Jahres, die Ruhe für die Seelen nicht im Ablaß zu suchen, sondern gerade in derjenigen Selbsterniedrigung und Beugung unter Christi Kreuz, der die Ablaßkäufer so gern sich entziehen möchten. Das Recht und Prinzip des Ablasses bestreitet er auch jetzt nicht. — Man hat eine mündliche Aeußerung Luthers, wonach er schon im Jahr 1516 „über die Ablässe zu disputiren und gegen den Papst zu schreiben anfing.“ Sie kann wohl echt sein: er meinte dann mit ihr die Predigt jenes Jahres, welche, von ihm niedergeschrieben, sich auch schon weiter verbreitet haben mag. Dessen aber, daß er hiemit gegen den Papst geschrieben habe, war er damals noch nicht sich bewußt. Und für die aufrichtige, gewissenhafte, maßvolle Vorsicht, mit welcher er kirchliche Schäden anzugreifen begann, haben wir kein größeres Beispiel als eben in dieser Sache, von welcher aus bald nachher das große Feuer des Kampfes aufloderte.[1])

Im eigenen persönlichen Leben hielt sich Luther fortwährend und ohne an etwas Anderes zu denken aufs strengste an die Regeln seiner Kirche und seines Ordens. Wir haben hiefür ein Beispiel, bei welchem man seine Gewissenhaftigkeit in Anbetracht der innerlich bereits von ihm errungenen Freiheit eine merkwürdig kleinliche nennen möchte. Er klagt nämlich in einem Briefe, daß er unter der Ueberlast von Geschäften selten mehr Zeit finde, die ihm als Mönch für jeden Tag vorgeschriebenen Horen oder Gebetstunden vollständig zu absolviren, und später hat er geschildert, wie er damals (nämlich zur Zeit, da schon „das Evangelium angegangen sei“) an den Sonntagen, fastend und in seine Zelle eingeschlossen, die Versäumnisse der Woche nachgeholt habe, bis er „im Kopfe dämisch“ und auf ganze Wochen für Arbeiten und Hören unfähig geworden sei; da haben

seine Freunde solch Beten verlacht und er habe es, an der Möglichkeit verzweifelnd, fallen lassen.[1])

Unter allen den bisherigen Arbeiten und Kämpfen, Anfeindungen und Erfolgen war Luther an innerer Sicherheit sichtlich fort und fort gewachsen; er war vorbereitet für neue Fragen, für weitere Aufgaben. Er selbst aber denkt nicht an Pläne für eine künftige weitere Entfaltung des von seiner Lehrthätigkeit ausgegangenen Werkes, noch weniger an eine hohe persönliche Rolle, die ihm hiefür fernerhin vorbehalten sei. Dem Lob seiner Freunde gegenüber weiß er seinen Feinden und Nachrednern Dank für die Zucht seines innern Menschen. Er freut sich über Brüder, welche von Tag zu Tag zunehmen, während er selbst abnehmen müsse. So fest er an seinen Erlöser sich hält und in ihm des Heiles gewiß ist, so sehr fühlt er sich seinerseits noch schwach und sündhaft. Während er unter den äußern und innern Lasten überall rüstig mit Dank gegen Gott seinen Beruf erfüllt, meint er doch auch seine leiblichen Kräfte dahinschwinden zu sehen. „Bete für mich", schreibt er im Jahr 1517 an seinen Freund in Leitzkau; „denn ich bekenne Dir, daß mein Leben sich von Tag zu Tag den Todten nähert, denn ich werde täglich schlimmer und elender." Insofern konnte er nachher auch für jene Zeit noch von sich sagen: „ich war der Welt abgestorben, bis daß es Gott Zeit däuchte und mich Junker Tetzel mit dem Ablaß trieb".[2])

Drittes Buch.

Das reformatorische Wort und der fortschreitende Kampf, vom Ablaßstreit 1517 bis zum Wormser Reichstag 1521.

Erstes Kapitel.

Luthers Auftreten gegen den Ablaß.

Die katholische Ablaßtheorie.

Der Gegenstand, über welchen im Jahr 1517 die großen reformatorischen Kämpfe ausbrachen, erscheint uns, die wir diese Kämpfe hinter uns haben und im Genuß der durch sie errungenen Freiheit stehen, jetzt leicht in einem Lichte, vermöge dessen man nur noch fragen möchte, wie es doch möglich sei, Etwas Anderes als einen groben Wahn, einen großartigen Unfug, ja einen das sittliche Bewußtsein empörenden Gräuel in ihm zu erkennen.

Hören wir, daß im Ablaßhandel Vergebung der Sünden um Geld verkauft worden sei, so muß sich ja freilich hiegegen jedes Gewissen empören, das die sittliche Verantwortung, die Bedeutung der Sünde, die Last der Schuld, die Anforderungen eines heiligen Gottes oder die Ansprüche der sittlichen Idee irgend noch fühlt. Es ist die leichtfertigste Auffassung des Sittlichen, welche so hier sich uns darstellt. Und zugleich welche Entwürdigung der Persönlichkeiten, denen zugemuthet wird, sich die Gnade des Ablasses zu kaufen! Der Sünder steht mit seinem Gefühl der Sünde und seinem Bedürfniß der Vergebung in der innersten, unmittelbaren Beziehung zu Gott, und die frohe Botschaft des Christenthums verheißt ihm eine Vergebung, welche Gott in freier, unendlicher Liebe auf Grund der Versöhnung, die Christus gestiftet, ihm schenken wolle. Da treten Männer der Kirche vor ihn mit der Aufforderung, für das theure Gut erst noch Geld zu zahlen; er vernimmt zugleich, das Sündengeld solle wohl für

ehr äußerliche weltliche Zwecke, ja gar für gemeinen Eigennutz kirchlicher Nachthaber verwendet werden; mit den tiefsten, heiligsten Interessen der Seelen wolle eine niedrige Habsucht heuchlerischen Mißbrauch treiben.

Verhielte es sich aber einfach also mit dem Ablaß, dann wäre verwunderlich, wie Luther erst noch lange mit Fragen über ihn sich quälen mochte und zuerst nur in der vorsichtigen und bedingten Weise, in der wir ihn schon ein Jahr vorher reden hörten, sich über und gegen denselben zu erklären wagte. Auch müssen wir das wohl der römischen Kirche zugeben, daß dann nicht so viele Männer, welchen wir eine ernste sittliche Gesinnung zuerkennen müssen, in den nachfolgenden Kämpfen auf ihrer Seite gegen Luther ausgeharrt hätten und bis auf den heutigen Tag trotz Ablaßtheorie und Ablaßpraxis ausharren.

In jenem Sinn will denn auch die Kirche ihren Ablaß nicht verstanden haben und hat es zu keiner Zeit gewollt. Die Lehre vom Ablaß hat ihre Stelle in einem fein gesponnenen Lehrzusammenhange, in welchem göttliche Gnade und menschliche Leistung, unbeugsame göttliche Normen und Verfügungen der irdischen Kirche, die Ansprüche einer ewigen Gerechtigkeit und milde Rücksichten auf menschliche Schwäche glücklich verbunden sein sollten.

Die Vergebung der Sünden hieß es, gehe freilich von Gottes Barmherzigkeit aus und ruhe auf den Verdiensten des Erlösers. Sie werde dem Christen zu theil, wenn er in reuiger Zerknirschung den Priester, der die Schlüssel des Himmelreichs in göttlicher Vollmacht verwalte, seine Sünden gebeichtet und dem Urtheile desselben demüthig sich unterworfen habe. Hierauf hin werde ihm in der Absolution, welche der Beichtiger spreche, Begnadigung ertheilt vom ewigen Tod oder von der ewigen Strafe, welche auf die Todsünden gesetzt sei. Allein nun bleiben doch noch zeitliche Strafen. In sie werde durch Gottes Gnade die ewige Strafe umgesetzt. Und sie müsse man erst noch durch besondere Leistungen, welche der Beichtiger einem auferlege, namentlich durch Fasten, Beten, Almosen abbüßen; versäume man es oder thue man darin zu wenig, so werde man sie einst abzubüßen haben in der Pein des Fegfeuers. Ursprünglich hatte es sich mit solchen Strafbüßungen und Leistungen oder Genugthuungen in der katholischen Kirche noch anders verhalten. Ursprünglich handelte es sich dort um schwere, offenkundige Versündigungen, welche von der Gemeinschaft der Kirche oder Gemeinde, der sie Aergerniß gaben, ausschlossen. Ehe der Sünder in diese wieder aufgenommen werden konnte, sollte er in bestimmten Bußübungen eine Reue, Beugung und Besserung auch äußerlich bezeigen. Hieraus war nachher jene Form der Buße entstanden, bei welcher dem Sünder die öffentliche Demüthigung erspart und dagegen desto strenger die Beugung unter den Ausspruch des Priesters in der Privatbeichte zur Pflicht gemacht wurde, und bei welcher er zwar die Absolution von Sünde und Schuld schon vor

dem Vollzug seiner eigenen Bußleistungen empfing, aber, ehe er diesen genuggethan hatte, auch nach der Absolution wenigstens mit den Qualen des Fegfeuers bedroht blieb. So unterschied man in der Buße drei Hauptstücke: jene Zerknirschung des Herzens, jenes Bekenntniß des Mundes in der Beichte, und endlich diese eigenen Leistungen oder „die Genugthuung des Werkes." Dabei wurde die Buße als kirchlicher Akt mit kirchlicher Gnadenzuwendung unter den Begriff des Sakramentes gestellt.

An das genannte dritte Stück nun schlossen sich die Ablässe und die Lehre vom Ablaß. Denn was eigentlich in den Ablässen erlangt werden sollte, war ein Nachlaß von der Strenge und dem bestimmten Inhalt derjenigen Auflagen, welche um jener zeitlichen Strafen willen auf dem absolvirten Sünder noch lasteten. An der Stelle der zunächst auferlegten schwereren, oft lang andauernden Leistungen wurden leichtere, und zwar solche, die in besonderer Weise kirchlichen Zwecken dienen sollten, zugelassen, empfohlen, angepriesen. Zeitliche Strafen, die an sich die Zeit von vielen Monaten und Jahren im irdischen Leben und im Fegfeuer in Anspruch nahmen, konnten auf diese Weise kurzweg durch eine einzige verdienstliche Leistung erledigt werden. Mehr und mehr wurden im Verlauf der Zeit diese Leistungen veräußerlicht, so daß dem innern Menschen, der Beugung und Hingabe des Willens, um so weniger bei ihnen zugemuthet war: genug, daß der Büßende den Auflagen der Kirche sich unterzog und die Milde, mit welcher diese umgewandelt wurde, den Zwecken der Kirche zu gute kam. So hatten einst Hunderttausende Ablaß erhalten, weil sie das Kreuz nahmen, um im Kampf gegen die Ungläubigen ihr Leben aufs Spiel zu setzen; so genügte es jetzt, Geld für einen Krieg gegen die Türken beizusteuern. Auf Beispiele davon, wie durch die Huldigung, die man heiligen Städten und Objekten durch Wallfahrten und andere Leistungen erwies, ein Ablaß erworben werden konnte, sind wir bei Luthers Romreise, bei seinem Rutschen auf der heiligen Treppe, ferner bei der Wittenberger Schloßkirche und ihren Reliquien geführt worden. Am auffälligsten und bezeichnendsten für jene Zeit sind aber die baaren Geldleistungen zu Gunsten irgend welchen kirchlichen Werkes geworden, mittelst deren man von jenen zeitlichen Strafen und Büßungen sich lösen durfte. Diese Bedeutung also sollte das kirchliche Handeln haben, das wir kurzweg Ablaßhandel nennen. Als ein Ausfluß rücksichtvoller Milde der Mutter Kirche gegen ihre bußfertigen und doch nicht allzuschwer zu belastenden Kinder stellte es sich dar. Und auch so sollten die Ansprüche eines strengen göttlichen Rechtes, das die Forderungen Gottes und die Leistungen der Menschen gegen einander abmißt und abrechnet, doch nicht zu kurz kommen. Denn noch eine weitere Lehre der Kirche tritt hier ein. Wohl leistet nun der einzelne nicht so viel, als er nach jenem Recht eigentlich hätte leisten sollen. Aber, so wird

hrt, der Erlöser selbst hat einst noch mehr geleistet, als zur Tilgung r Sündenschulden der Menschheit erforderlich war, und hiezu kommen verdienstlichen Werke der Heiligen, in denen sie mehr gethan, als Gottes ietz von ihnen forderte. Der Ueberschuß dieses Verdienstes Christi und ter Heiligen ist für die Kirche nicht verloren. Er verbleibt ihr als ein her Schatz. Sie kann daraus, was ihr angemessen scheint, entnehmen) es ihren ärmeren, schwächern Gliedern zur Erleichterung zulegen. Eben ser Zulagen wird der Ablaßkäufer theilhaftig; hiemit wird auch, was er h leistet, genügend. Es war eine schöne und tiefe Idee, welche ursprünglich er Lehre vom Schatze der Kirche zu Grunde lag: die Idee einer gliedlichen meinschaft des Lebens und der Liebe, worin die Christen mit allen ihren lichen Gütern und Errungenschaften unter einander stehen. Je tiefer freilich ist, desto gröber ihre Veräußerlichung und ihr Mißbrauch: Gaben) dem sittlichen, geistlichen Schatze sollten, um Geld verkauft, die materiellen)atzkammern des Papstes füllen helfen.

Auch auf die Seelen, welche bereits im Fegfeuer sich befanden, wurden e Abläße ausgedehnt. Ja vornehmlich eben für sie, welche ihrerseits hts mehr zur Linderung oder Verkürzung ihrer Strafen zu thun vermochten) deren Jammer den zurückgebliebenen Angehörigen zu Herzen gehen te, wurde der Ablaßkauf empfohlen.

Noch hatte übrigens kein Conzil und kein Papst eine bestimmte Fassung Lehre vom Ablaß sanktionirt. Auch die vornehmsten kirchlichen Theologen Mittelalters hatten noch mit streitigen Fragen darüber zu thun. So zten sich noch Zweifel über Wesen und Umfang derjenigen Strafen oder ßungen, welche im Ablaß nachgelassen wurden. Durfte dieser wirklich alle die durch Gottes Gerechtigkeit zu verhängenden Strafen bezogen rden? Eine Erinnerung an den ursprünglichen Charakter der kirchlichen ßübungen als solcher, wonach sie nur ein heilsames Zuchtmittel der che und eine Kundgebung der innern Bußfertigkeit vor der Kirche, darum r doch noch nicht mit der von Gott selbst dem bußfertigen Sünder noch edachten zeitlichen Zucht und Strafe identisch sein sollten, konnte auf e andere Auffassung führen: mußte nicht die Geltung des Ablasses eben kirchlicherseits verhängte, durch die kirchlichen Kanones bestimmten Strafen hränkt bleiben, von welchen man göttliche Strafen und zwar namentlich des Fegfeuers noch zu unterscheiden hatte? Dann schien es freilich mit Werthe des Ablasses bedenklich zu stehen: die geringeren Strafen wurden ffen, die schwereren drohten um so mehr. Begierig griff man hingegen der Verheißung, daß ja Alles, was Petrus auf Erden lösen werde, im Himmel los sei (Matth. 16, 19). So hatten denn die Autoritäten Schultheologie, insbesondere Thomas von Aquin, deducirt, daß der aß wirklich für alle die auf dem Absolvirten noch lastenden Strafen

des irdischen Lebens und des Fegfeuers vor dem Gerichte Gottes wie vor dem der Kirche gelte. — In Betreff des Ablasses, den Lebende für die bereits im Fegfeuer befindlichen Seelen erkauften, fragte sich, wie er denn diesen zu statten kommen solle, da unter jene Schlüsselgewalt Petri und des Papstes doch eben nur das Leben der Menschen auf Erden falle. Diese Gewalt wagte man auch jetzt nicht weiter auszudehnen. Aber man hatte ein anderes Mittel, welches dort hinüberreiche: die Kirche lege ihre Fürbitte für diejenigen Verstorbenen ein, für welche Ablaß erworben werde, und an die Erhörung der Bitte der Kirche durch Gott dürfe man ja ebenfalls Kraft göttlicher Verheißung nicht zweifeln.

Auf diese Theorien stützte man den Ablaß. Beim Ablaßhandel verstand und bedachte nun allerdings das Volk wenig oder Nichts von jenem großen Unterschiede zwischen dem Erlaß der Schuld, der durch Herzenszerknirschung und Reue bedingt und in der Absolution schon vor Bußleistungen und Ablaß zugesichert sei, und zwischen dem Erlaß der zeitlichen Strafen, auf welchen erst der Ablaßkauf sich beziehe. Auch machten sich die Ablaßprediger und Händler Nichts weniger zur Aufgabe, als den Leuten hievon ein Bewußtsein beizubringen und die Nothwendigkeit und den Werth der Reue, in deren Ermanglung trotz allem Ablaßkauf die Seele dem ewigen Tod verfallen sei, gegenüber dem Werth und der Rathsamkeit des Ablasses, der erst dann auch noch das geringere Uebel wegnehme, ihnen einzuprägen. Dem Geschäfte der Ablaßkrämer hätte ja das nur Abbruch thun können. Vielmehr pflegte man bei der Verkündigung der Abläße die ganze Fülle der Gnaden, welche mit Bezug auf Schuld und Strafen von der Kirche dargeboten seien, unmittelbar in eines zusammenzufassen, eben als ob das Ganze derselben an den Ablaß gebunden wäre. Allein für die theologische Auseinandersetzung und Rechtfertigung wich man nicht von jenen Lehrbestimmungen. Und auch beim Ausschreiben der Abläße durch die kirchlichen Oberen wurden sie insoweit gewahrt, als dasselbe neben dem Preis der dargebotenen Gnade immerhin auch einen Hinweis auf die Pflicht reuigen Beichtens zu enthalten pflegte.

Erst der Einblick in diese Theorien macht uns den Inhalt der Einwendungen, welche Luther entgegenstellte, verständlich. Erst dadurch erklärt sich uns das allmählige, schrittweise Fortgehen seiner Polemik — durch Fragen, Zweifel, Einwendungen zum entschiedenen, umfassenden Widerspruch. Der Ablaß war so nicht ein vereinzelter Auswuchs des Aberglaubens, der kurzweg hätte abgeschnitten werden können, noch ein so ungeheuerlicher Mißbrauch, daß ein sittliches, christliches Urtheil über ihn ohne Weiteres hätte feststehen müssen. Sondern seine Wurzeln hingen in den Grundlehren und Grundanschauungen der Kirche vom Wege des Heiles und von den kirchlichen Vollmachten. Da hinein führte eine gewissenhafte Prüfung seines

ens und Werthes. Von da aus eröffneten sich für eine Polemik gegen die weitgreifendsten Consequenzen.

Tetzels Ablaßhandel.

Derjenige Ablaßhandel, welcher Luther gegen sich in die Schranken , war vom Papste Leo X., dem Nachfolger Julius II. (seit 1513) veran- let. Die Christenheit wurde aufgefordert, ihr Geld um den Preis des assen zu dem schon durch Julius II. begonnenen großartigen Neubau Peterskirche in Rom beizusteuern, damit dort den Gebeinen des Apo- und anderer Heiliger eine würdige Ruhestätte bereitet werde. In dem rbenen Petrus sollte sein in Rom thronender Nachfolger mit verherr- werden. Dazu that Leo bei dem Bau seiner Liebe zur Kunst und cht genüge. Uebrigens wurde ihm nachgesagt, er habe einen Theil der ufenden Gelder nicht einmal für den Kirchenbau, sondern zu einem henk für seine an einen italienischen Fürsten verheirathete Schwester mmt. Nachgewiesen ist wenigstens, daß der Papst aus anderen Gel- , welche er von den Gläubigen einforderte, nämlich aus einem für den kenkrieg ausgeschriebenen Zehenten, eine große Summe einem seiner en zugewandt hat.

Für einen großen Theil der deutschen Lande übernahm es der Kur- t Albrecht von Mainz, diesen Ablaß zu betreiben. Er war ein denburgischer Prinz; schon in jungen Jahren war es ihm geglückt, Erz- of von Magdeburg und dazu noch Erzbischof von Mainz zu werden. der Liebe zur Kunst und auch in der Ehre, die er den Wissenschaften igte, glich er dem Papste; er pflegte Umgang mit den Humanisten, ndschaft mit Erasmus. Aber auch im Mangel geistlichen Sinnes, in pieliger Prunksucht und in Geldbedarf waren er und Leo X. einander lich. Damals drückte ihm noch von seiner Erhebung auf den erz- öflichen Stuhl her eine schwere Schuld. Er hatte sich nämlich verbind- gemacht, die Kosten für das erzbischöfliche Pallium, d. h. für den ualen, weißen, mit Kreuzen besetzten Kragen der Erzbischöfe, welchen e gegen eine hohe Taxe vom Papste sich verleihen lassen müssen, nicht Erzstift Mainz aufzulegen, sondern selber zu erstatten. Dafür hatte bei dem Haus Fugger in Augsburg 30000 Gulden entlehnt. Und e sollte ihm nun der Ablaßhandel einbringen: für das Betreiben des- en bezog er die Hälfte der einlaufenden Gelder. Luther, welchem damals e Abmachungen noch unbekannt waren, sagt später einmal: Pallium ein hänfener oder flächsener Faden (es war vielmehr aus Lämmerwolle), drei Finger breit, wohl etwa einen Groschen werth, vom Papst auf Altar in Rom gesegnet und angeblich über den Körpern St. Petri und

Pauli geweiht; über diesem Pallium habe sich der Hader zwischen ihm u
dem Papst erhoben. [1])

Was der Ablaß gewähren sollte, sprach der Erzbischof in einer Instru
tion für die Unterkommissäre aus, die er mit dem Handel beauftragte. Die er
und vornehmste Gnade desselben sei vollkommene Vergebung aller Sünde
Wiedererlangung der göttlichen Gnade, Befreiung vom Fegfeuer. Fürs zwe
erhalte man einen Beichtbrief, der einen berechtige, sich einen beliebigen Beic
vater zu erwählen, durch welchen man sich von Verbrechen und Strafen ab
viren lassen könne, und einmal übernommene Gelübde in andere gute Werke
verwandeln. Die dritte Gnade bestehe in der Theilnahme an allen Güte
der allgemeinen Kirche, an den Gebeten, Wallfahrten und anderen ve
dienstlichen Leistungen der sämmtlichen Glieder der Kirche. Viertens erwer
man für die Seelen der Abgeschiedenen im Fegfeuer einen vollen Erla
ihrer Sünden. Für jene erste Gnade wurde zugleich zur Bedingung g
macht, daß man ein zerknirschtes Herz habe und beichte oder wenigstens
beichten beabsichtige; wir sehen also, daß, wie wir oben bemerkten, die e
gentliche Vergebung der Sündenschuld doch von einem innern sittlich
Verhalten neben der Geldzahlung abhängig gemacht, nicht minder aber au
daß sie recht eigens mit Beziehung auf diese dargeboten und jede Andeutu
des genaueren Verhältnisses zwischen der Schuldvergebung oder Versöhnu
mit Gott und dem Erlasse der bloß zeitlichen Strafen vermieden wurde. D
drei anderen käuflichen Gnaden, also namentlich jenem Mitgenusse der gu
Werke Anderer, wurde gar keine solche Bedingung beigefügt. Die Bestim
mung in Betreff des Beichtvaters mußte, während sie nur auf eine äuße
liche Ordnung zu gehen schien, einer wirklich heilsamen, kirchlichen Ordnu
schweren Eintrag thun; sie gab leichtfertigen Sündern das Recht, einem g
wissenhaften, mit ihren Verhältnissen vertrauten, ordentlichen Beichtva
sich zu entziehen und Absolution da sich zu holen, wo sie am leichtesten
finden war. [2])

Mit der größten Rührigkeit und dem meisten Lärm betrieb un
den Unterkommissären der Dominikanermönch Tetzel das Geschäft. E
war darin seit langen Jahren geübt, indem er schon früher bei andern
Ablaßverkäufern thätig war, hatte sich auch längst dabei als frecher Mark
schreier ausgewiesen und war überdieß einmal kaum der Strafe des Erse
sens entgangen, weil er eine Frau zum Ehebruch verführt hatte. Je
hatte ihn zuerst der für einen Theil Deutschlands aufgestellte päpstlich
Hauptkommissär Arcimbold und dann Erzbischof Albrecht in Dienst g
nommen.

Wie Ausgesandte des Himmels zogen die Händler mit ihrem Sch
umher. Eine Schilderung davon gibt uns Friedrich Myconius, welche
schon früher als gläubiger Jüngling und angehender Mönch in der Berg

Annaberg während zweier Jahre den Tetzel hatte Ablaß predigen
n, übrigens in seinem eigenen Verlangen nach Ablaß sich bitter ge-
cht gesehen hatte, indem zwar laut eines Anschlages den Armen un-
eltlich Ablaß zu theil werden sollte, er aber, als armer Schüler, den-
ohne Geld keinen kriegen konnte. Er erzählt später: „der Ablaß war
ochgeehrt, daß, wenn man den Commissarium in eine Stadt einführte,
rug man die Bulle auf einem sammtenen oder goldenen Tuch daher,
gingen alle Priester, Mönche, der Rath, Schulmeister, Schüler, Mann,
b u. s. w. mit Fahnen und Kerzen, mit Gesang und Prozession ent-
n; da läutete man alle Glocken, schlug alle Orgeln, begleitete ihn in
Kirchen, richtete ein roth Kreuz mitten in der Kirche auf, da hing man
Papstes Panier an; in Summa, man hätte nicht wohl Gott selbst
ner empfangen und halten können". Schon hörte man übrigens auch
kecken Spott, welchen Einzelne aus dem Volk im Gegensatze zur gro-
gläubigen Menge gegen Tetzel sich erlaubten. [1])

Als Anweisung, wie man zum Ablaß laden solle, hat Tetzel selbst
sterpredigten, welche uns erhalten sind, drucken lassen. Also solle man
den Leuten sprechen, damit sie für die große Gnade die Augen aufthun:
z seien die Augen, welche sehen, was sie sehen, welche wahrnehmen, daß
hier sichere Geleitsbriefe haben, um die Seele durchs Thränenthal und
e Meer der Welt ins selige Vaterland des Paradieses zu führen; alle
dienste des Leidens Christi seien ihnen darin verschrieben; sie sollen
en, daß man für jede einzelne Todsünde, deren man an einem Tag
viele begehe, auf die Zerknirschung und Beichte hin noch sieben Jahre
g hienieden oder im Fegefeuer zu büßen schuldig sei, mit diesen Briefen
r vollen Erlaß aller bisher verdienten Strafen erlangen könne; ob sie
n nicht für einen Viertelsgulden diese Briefe annehmen wollen, durch
n Kraft sie ihre göttliche, unsterbliche Seele sicher und ohne Gefahr ins
adiesische Vaterland bringen. Beichte und Zerknirschung zum Behuf der
gebung ist auch hier nicht ganz vergessen, aber mit eben dieser wird
Ablaß so combinirt: „man wisse, daß Jeder, welcher, nachdem er ge-
htet hat und zerknirscht ist, das Almosen in den Kasten wirft, vollkom-
ne Vergebung aller seiner Sünden haben wird." Wir machen nicht um-
st hierauf aufmerksam mit Rücksicht auf den Vorwurf Katholischer, daß
her in seiner Kritik übertrieben und verdreht habe. Demgemäß waren
h in den Ablaßbriefen selbst die Zusagen gefaßt. Für den Ablaßkauf
r Besten Verstorbener galt ohne eine sittliche Bedingung, wie ja auch schon
h der erzbischöflichen Instruktion feststand, daß, „sobald der Groschen im
ten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer zum Himmel auffahre". [2])

Noch weiter ging Tetzel in seinen eigenen Ansprachen ans Volk. Un-
ibliches, sagt Myconius, habe der unverschämte Mönch zur Verherrli-

Scultetus von Brandenburg, welcher der ordentliche Vorgesetzte der Kirche und Universität war. Auch später erwähnt er, daß er an diese Beiden geschrieben habe. Nach einem Briefe Luthers an den Papst vom Mai 1518 muß er auch noch an andere Leiter der Kirche sich gewandt haben: er habe, sagt er, wegen der Mißbräuche des Ablasses „etliche Magnaten der Kirchen privatim ermahnt;" bei den einen habe sein Wort Aufnahme gefunden, anderen habe es lächerlich, anderen Nichts gedäucht; da habe er seine Thesen ausgegeben. Nach seines Freundes Myconius Bericht schrieb er auch an die Bischöfe von Meißen, Zeitz und Merseburg, zuletzt an Erzbischof Albrecht. Der Merseburger Bischof Adolf, früher Dompropst in Magdeburg, war ihm, wie wir früher hörten (oben S. 85), von seinem Erfurter Mönchthum her gewogen gewesen; Luther beruft sich in einem späteren Brief an ihn vom Jahre 1520 auf seine Güte, die er selbst erfahren habe. Vom Meißener Bischof, den er persönlich nicht kannte, wußte er, daß derselbe, wenigstens früher, Staupitzen sehr befreundet war. Näheres wissen wir von seiner Ansprache an diese weiteren Kirchenfürsten Nichts. Sie war ohne Zweifel noch allgemeiner gehalten, noch ohne Beziehung auf die bevorstehenden Thesen; so erklärt sichs, daß Luther ihrer in den zuerst erwähnten Stellen nicht gedenkt.

Auch Inhalt und Datum des Briefes an den Bischof von Brandenburg kennen wir nicht. Da Luther später so sich äußert, als ob er erst, nachdem seine Briefe an ihn und den Erzbischof fruchtlos gewesen, zum Anschlag seiner Thesen geschritten sei, so wird er wenigstens jenem seinen Schritt schon einige Zeit vorher in Aussicht gestellt haben. Ihm war er ja auch vermöge seines Amtes besondere Verantwortung schuldig.

Dagegen hat er sein Sendschreiben an Erzbischof Albrecht erst am nämlichen Tag, an welchem er die Thesen anschlug, abgehen lassen. Erst von diesem Tag ist es datirt. Und ganz unhaltbar ist die von Manchen vorgetragene Annahme, daß jenem Schreiben schon ein früheres von Luther an Albrecht vorangegangen sei; denn der Inhalt des gegenwärtigen Briefes spricht deutlich dagegen und in einer Aeußerung vom 1. Dezember 1521 weiß Luther nur von zwei Briefen, welche er bis dahin an den Erzbischof gerichtet habe, und von welchen der erste unser gegenwärtiger, der zweite einer vom Jahre 1520 ist. Daß dieser hohe Kirchenfürst durch bloße briefliche Vorstellungen eines Mönchs und Professors sich in seinem Treiben werde hemmen lassen, konnte Luther nimmermehr hoffen. An ihn wandte er sich erst in dem Augenblick, wo er bereits mit blanker Waffe auf den öffentlichen Kampfplatz trat. Da konnte sich ja doch noch fragen, ob Jener die anstößigen Aufstellungen, welche Luther angriff, wirklich öffentlich vertreten und den Kampf, der dann sicher bevorstand, zum Ausbruch kommen lassen wolle.[1])

Das Sendschreiben ist die erste uns erhaltene Urkunde, in welcher unser Reformator einem kirchlichen Oberen sich entgegenstellt. Es zigt, ebenso wie auch noch manche spätere Erklärungen Luthers, eine igenthümliche Verbindung von Ausdrücken der Ehrerbietung und Selbsterniedrigung, in welchen ein unbefangenes Urtheil nicht bloße hristliche Demuth, sondern zugleich noch Mönchsstil, Mönchsgeist und ielleicht auch noch Nachwirkungen einer gedrückten Jugendzeit und nierigen Herkunft erkennen muß, mit selbständiger, fester, durch keierlei Menschenscheu gebundener Entschlossenheit und Offenheit, mit iller, muchtiger Kraft und mit einem nur noch sich zurückhaltenden ampfesmuth.

Er bittet den hoch erhabenen Herrn Erzbischof um Schonung, wenn r, der eine Hefe unter den Menschen sei, des Gedankens, an ihn zu schreien, sich erdreistet habe; im Bewußtsein, was er für ein kleiner und hmählicher Mensch sei, habe ers bis jetzt verschoben; jetzt vollbringe er es, urch seine Pflicht getrieben, mit unverschämter Stirne. Dann aber hält r Jenem scharf die losen, verderblichen Reden und Meinungen über den blaß vor, welche jetzt unter dem Volk im Umlauf seien. „Also," sagt r, „werden die Seelen, die Eurer Sorge, trefflichster Vater, anvertraut nd, jetzt zum Tode unterwiesen und die schwerste Rechenschaft für sie alle hebt sich für Euch." Dann wendet er sich direct gegen jene Instruction, elche unter des Erzbischofs eigenem Namen — doch wohl ohne sein Bissen und Wollen — ergangen sei und welche das unschätzbare Geschenk ottes, nämlich die Versöhnung des Menschen mit Gott, eine vornehmliche nade des Ablasses nenne. Er könne nicht anders, als ihn bitten, ein olches Schriftstück geradezu abzuthun. Sonst möchte wohl Einer sich erheben, der durch eine öffentliche Schrift die Ablaßprediger und jenes Schriftstück zum größten Schimpf für Seine erzbischöfliche Hoheit widerlege. Ihm elbst graue hiervor und doch fürchte er, es werde geschehen, wenn nicht ald abgeholfen werde. Endlich legt er bereits seine Thesen bei mit den Worten: „Wenn es Euch, hochwürdigster Vater gefällt, könnt Ihr diese eine Streitsätze sehen, um zu erkennen, was es für eine zweifelhafte Sache m die Meinung von den Abläßen sei, von welcher Jene träumen, als äre sie ganz gewiß."

Das Fest der Kirchweihe begann schon mit dem vorangehenden Nachmittag, dem 31. October. Es wurde mit Gottesdienst und Predigt eingeleitet. Noch vor dem Gottesdienste — nach einer späteren Angabe schon Mittags 12 Uhr — schlug Luther seine 95 Thesen an den Thüren der Schloßkirche zu Wittenberg an.[1])

Disputationsthesen wollten sie sein, — noch nicht sicherer Ausdruck er Wahrheit, wohl aber ein kräftiger, scharfer Versuch, der Wahrheit auf

den Grund zu gehen und ihr im Kampf mit herkömmlicher Unklarheit Trübung und Verkehrung ans Licht zu verhelfen.

So trugen sie die Ueberschrift (in Latein):

„Disputation Doctor Martin Luthers, des Theologen, zur Erklärung der Kraft der Abläße."

„Aus Liebe und rechtem Fleiß, die Wahrheit an den Tag zu bringen, wird das Nachstehende disputirt werden zu Wittenberg unter dem Vorsitz des Ehrwürd. Vaters Martin Luther, der freien Künste und heil. Theologie Magisters und derselbigen ordentlichen Lehrers. Derhalben bittet er, daß die, so nicht gegenwärtig darüber mit uns handeln können, dies abwesend durch Schrift thun mögen. Im Namen unseres Herrn Jesu Christi. Amen."

Als Thesen für eine wissenschaftliche Verhandlung erschienen sie lateinisch und bewegten sich in theologischen Begriffen und Formen der damaligen Zeit, vermöge deren die welthistorische, zum Ausgang für die Reformation gewordene Urkunde nunmehr der evangelischen Christenheit großentheils fremdartig klingen muß, deren Inhalt und Bedeutung jedoch durch unsere vorangegangenen Bemerkungen über die damals bestehenden Theorien verständlich geworden sein wird. Der lebendige, sittlich religiöse Geist, der den Verfasser trieb, spricht deutlich genug auch in diesen Formen.

Die sieben ersten Sätze lauten: 1. Unser Herr und Meister Jesus Christus, da er spricht: „Thut Buße" u. s. f., will, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sei. 2. Solch Wort „Buße" kann nicht von der sakramentlichen Buße, d. h. nicht von der Beichte und Genugthuung, welche durch der Priester Amt geübt wird, verstanden werden. 3. Doch meint dasselbe nicht allein die innerliche Buße; ja die innerliche Buße ist nichtig, wenn sie nicht auch nach außen allerlei Abtödtung des Fleisches wirkt. 4. Derhalben währt die Pein (pœna, Strafe, Büßung) so lange der Haß (des reuigen Sünders) gegen sich selbst, d. h. die wahre innere Buße (pœnitentia) währt, nämlich bis zum Eingang ins Himmelreich. 5. Der Papst will nicht und kann nicht irgend eine andere Pein erlassen, außer derjenigen, welche er nach seiner eigenen oder nach der kirchlichen Gesetze Bestimmung auferlegt hat. 6. Der Papst kann keine Schuld vergeben, außer sofern er erklärt und bestätigt, sie sei von Gott vergeben, oder so fern er die ihm selbst vorbehaltenen Fälle (d. h. bestimmte, besonders schwere der besonderen päpstlichen Absolution bedürftige Sünden) vergiebt, welche Fälle Verachtung allerdings ein Verbleiben der Schuld zur Folge haben würde. 7. Gott vergiebt Keinem die Schuld, ohne ihn zugleich in Allen gedemüthigt dem Priester als seinem Stellvertreter zu unterwerfen.

Mit dem Ruf der Buße, d. h. der Sinnesänderung oder sittliche Umkehr, mit welchem einst der Erlöser sein Werk eröffnete, begann so auch

r Weckruf zum reformatorischen Kampfe. Und schon die ersten Sätze mit rer Auffassung der Buße führen uns in die Grundlage ein, auf welcher thers Widerspruch gegen das Ablaßwesen und weiterhin gegen die herr=ende Auffassung des ganzen im Ablaß thätigen Kirchenthumes ruhte, ihrend sie zugleich ein gewissenhaftes Streben zeigen, doch auch so der chlichen und päpstlichen Gewalt sammt ihren Auflagen und Abläſſen ihre tellung über der Christenheit zu belassen und demgemäß ihr gehorsam fort d fort sich zu unterwerfen.

Behalten wir hierbei den speziellen Gegenstand, von welchem die hesen handeln wollten, wohl im Auge. Es ist nicht die Frage nach dem ege des Heiles oder nach den Bedingungen der Heilsaneignung über=upt; daher kommt auch die Bedeutung des Glaubens, des Vertrauens f Gottes Gnade u. s. w., wovon Luther längst so warm gepredigt hatte, er nicht zur Sprache. Es handelte sich vielmehr bestimmter um jenes tück oder jene Seite der Buße, worauf eben die Ablässe sich beziehen llten, — um die Stelle, welche ihnen hier gegeben oder nicht gegeben werden nne. Bei den Grundgedanken aber, auf welche Luther behufs dieser rage zurückgeht, sehen wir nun das bedeutungsvolle, entscheidende Moment rin liegen, daß ein Zweifaches, was bei den herrschenden Vorstellungen nd Lehren unklar vermengt, ja geradezu in eins gesetzt wurde, für ihn reits grundsätzlich auseinandertrat. Das ist einestheils der innere sittliche organg bei der Buße, wie er unmittelbar durch Gottes Wort und durch as Wesen des sittlich Guten gefordert wird, und das Verhältniß, in welches ermit der Mensch zu seinem Gotte tritt; anderentheils die äußere kirchliche rdnung und Gewalt, die zwar auch von Gott eingesetzt ist, die aber bei er von Gott selbst kommenden Sündenvergebung nur dienend, erklärend, itthätig werden und in die inneren Anforderungen Gottes an den büßen=en, begnadigten Sünder nicht eingreifen, sondern nur von denjenigen uflagen, welche sie selbst auf dem äußeren Lebensgebiete macht, selbst auch was nachlassen oder wegnehmen kann.

So stellt Luther jenen Ausspruch Christi voran, der eben nur jenen ittlichen Vorgang, jene sittliche Umwandlung meint, mit den von der Kirche ufzulegenden Leistungen Nichts zu thun hat; und während ihm auch jene nere Buße nicht aufs blos Innerliche beschränkt bleibt, sondern in Wirkun=en, nämlich in den „Abtödtungen des Fleisches“ sich offenbaren muß, nterscheidet er dann eben auch von diesen die durch die Kirche aufgelegte „Pein“. So steht ihm die Vergebung der Schuld nicht beim Papst, son=ern bei Gott; und so reicht ihm auch, was die Strafbüßung betrifft, die Gewalt des Papstes nicht bis zu den mit dem Wesen jener Buße gesetzten ittlichen Schmerzen, Kämpfen und Arbeiten, die erst mit Sünde und Fleisch elbst in der himmlischen Vollendung ihr Ende finden, sondern nur auf die

davon unterschiedenen kirchlichen Büßungen. So aber will er doch, wie gesagt, auch den kirchlichen, priesterlichen Thätigkeiten noch ihre Stelle wahren. Ausgesprochen, zugesprochen wird die göttliche Vergebung doch durch Papst und Priester. Die Berechtigung der priesterlichen Ohrenbeichte, durch welche diese Zusage der Vergebung bedingt war, wird nicht bestritten, wenn auch in Jesu Wort keine Hindeutung auf sie gefunden wird. Und der von Gott begnadigte Sünder soll weiter nach Gottes Willen dem Priester sich beugen: zu dem hin, wozu ihn innerlich die bußfertige Gesinnung treiben muß, hat er in frommer Demuth eben auch die von der Kirche festgesetzten, vom Beichtiger zugemessenen Leistungen und Strafen auf sich zu nehmen, welche nun dieselbe Kirchengewalt auch zu erlassen befugt ist.

Im Sinne dieser seiner eigenen Anschauung glaubt endlich Luther auch die Lehre und Praxis der Kirche selbst, ja insbesondere auch die gegenwärtige Meinung des Papstes hier und durch alle seine folgenden Thesen hindurch deuten zu dürfen. Lag ja doch eine entgegengesetzte Deutung bis dahin, trotz Allem, was die Schultheologen in anderem Sinne ausgeführt hatten, noch in keiner von Kirche und Papst förmlich aufgestellten Lehre vor. Der Papst selbst, sagt er, könne und wolle nicht anders.

Die folgenden Thesen (8—22) wenden sich gegen die Beziehung des Ablasses oder des kirchlichen Straferlasses auf die Seelen im Fegfeuer. Gegen einen Zwischenzustand, welchen reuige und schon der Vergebung theilhaftige Seelen noch im Jenseits vor ihrem Eingang zur himmlischen Seligkeit durchmachen müssen, hegt Luther noch keinerlei Zweifel. Aber jene kirchlichen Strafen und Auflagen, deren Nachlaß allein der kirchlichen Gewalt zusteht, reichen ihm nicht dort hinüber. Nicht mit ihnen haben jene Seelen dort zu thun, sondern nur mit der ihnen innerlich noch anhaftenden sittlichen Unvollkommenheit und Unreinheit, mit einer daraus noch für sie erwachsenden Furcht und Qual, mit einer dadurch noch für sie erforderlichen inneren Reinigung und sittlichem Wachsthum. Und hierfür kann es ja nach dem Wesen der Sache keinen Nachlaß von Seiten der Kirche geben.

So erklären jene Thesen: Die kirchlichen Bußsatzungen sind allein den Lebenden aufgelegt und es soll gemäß denselben Satzungen den Todten Nichts auferlegt werden (These 8). Unwissend und übel handeln die Priester, welche den Sterbenden solche Satzungen fürs Fegfeuer vorbehalten; dieses Unkraut, daß man kirchliche Pein in Pein des Fegfeuers umwandelt, scheint ausgesäet worden zu sein, da die Bischöfe schliefen (Th. 10. 11). Die Sterbenden sind den Gesetzen der Kanones (kirchlichen Rechtssatzungen) abgestorben, indem sie von Rechts wegen derselben entbunden sind (Th. 13). Unvollkommenheit der inneren Gesundheit und Liebe eines Sterbenden bringt

nothwendig große Furcht mit sich, und solche Furcht genügt, für sich allein die Pein des Fegfeuers auszumachen (Th. 14. 15). Es scheint ferner nothwendig, daß bei diesen Seelen, wie ihre Furcht abnehme, so ihre Liebe zunehme (Th. 17). Der Papst also erläßt den Seelen im Fegfeuer keine Pein, die sie laut der kirchlichen Satzungen in diesem Leben hätten bestehen müssen (Th. 22).

Wir haben oben bemerkt, daß auch nach der üblichen Lehrweise der Ablaß den Abgeschiedenen doch nicht vermöge einer rechtlichen Vollmacht der Kirchengewalt, sondern nur durch Fürbitte zu gute kommen sollte. Ist aber solcher Fürbitte, die nun im Ablaßhandel käuflich erscheint, sofort auch der Erfolg sicher? Dem mußte bei Luther eben jene sittliche Bedeutung, welche er dem Zwischenzustand mit der inneren Furcht und dem inneren Wachsthum beilegen möchte, entgegenstehen: derselbe erschien ihm hiermit als ein unerläßliches Zucht- und Bildungsmittel zum Besten der Seelen selbst. Er spricht davon in weiteren Sätzen: „Der Papst thut sehr wohl daran, daß er nicht aus der Gewalt des Schlüssels, die er (mit Bezug auf Verstorbene) gar nicht hat, sondern durch Fürbitte den Seelen Erlaß giebt; viel Menschenlehre ist, daß, sobald der Groschen im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer fliege; gewiß ist, daß, wenn der Groschen im Kasten klingt, Gewinn und Geiz wachsen können; die Fürbitte der Kirche aber steht allein in Gottes Gutbefinden" (Th. 26—28). Ja er fragt: „Wer weiß, ob alle die Seelen im Fegfeuer selbst schon erlöst sein wollen?" (Th. 29.)

In ferneren Thesen redet Luther gemäß den von ihm vorangestellten Sätzen noch weiter vom Erlaß der Schuld und der Pein im Allgemeinen und vom Ablaß mit spezieller Beziehung auf die Lebenden. Daneben hat er auch eine geschichtliche Erinnerung daran nicht unterlassen, daß in alter Zeit jene kanonischen Strafen und Leistungen noch vor der Absolution des Bußfertigen und zwar mit dem Zweck, seine Reue zu erproben, seien auferlegt worden (Th. 12).

„Vollständigen Erlaß aller Strafen" verhießen die Ablaßprediger und auch die päpstlichen Ablaßbullen; hiergegen These 20: „Der Papst meint mit der vollkommenen Vergebung aller Pein nicht die Vergebung aller Pein schlechthin, sondern nur derjenigen, die er selbst hat auferlegt." Von der Versöhnung mit Gott als höchster Gabe war dort die Rede; hiergegen These 33: „Gar sehr hüten muß man sich vor denen, welche sagen, des Papstes Ablaß sei jenes unschätzbare Geschenk Gottes, dadurch der Mensch Gotte versöhnt werde." Auch auf das Gerede, daß gar für jene ungeheuerliche Versündigung an der Mutter Gottes im Ablaß Absolution zu finden sei, kommt Luther; er stellt entgegen These 76: „Wir aber sagen, daß des Papstes Ablaß nicht die geringste tägliche Sünde in Bezug auf die Schuld wegzunehmen vermag."

An jener sittlichen Bedingung, jener innern Buße hängt dagegen fü
Luther so sehr und so ganz alles Heil vor Gott, daß er in These 36. a
erklärt: „Jeglichem Christen, der wahrhaft reuig ist, gehört völliger Erla
von Strafe und Schuld auch ohne Ablaßbriefe; jeglicher wahrhafte Chris
er sei lebendig oder todt, hat Antheil an allen Gütern Christi und der Kirch
auch ohne Ablaßbriefe durch Gottes Geschenk".

Doch Luther fügt sofort, in These 38, auch wieder bei: „Dennoch
ist des Papstes Vergebung und Austheilung keineswegs zu verachten; denn
sie ist, wie ich gesagt habe, eine Erklärung der göttlichen Vergebung."

Der Ablaß behielt, während das Wichtigste außer Beziehung zu ihm
gesetzt war, doch bei Luther eine Stelle neben jenen kirchlichen Bußleistun
gen: „Die Ablaßgnaden gehen auf die durch Menschen aufgesetzte Pein de
Genugthuung im Bußsakrament" (Th. 34). Da fragte sich nun aber, ob sein
Anpreisung nicht durch die übliche Ueberschätzung der wahren innern Buß
Eintrag thun, und ferner, ob er gerade für ein wahrhaft bußfertiges Her
noch Werth haben werde. Die 39. These erklärt: „Es ist sehr schwe
auch für die gelehrtesten Theologen, zugleich den Reichthum des Ablass
und das wahre Wesen der Reue dem Volke zu rühmen;" und die 40 st
„Wahrhafte Reue sucht und liebt Bußpein, der Reichthum des Ablasses ab
macht sie leicht und bewirkt, daß man ihr gram werde." Vor einer Hin
ansetzung der Werke christlicher Nächstenliebe gegen den Ablaßkauf warn
Luther ohnedies eifrig; auch die Pflichten des Hausstandes sollen höh
stehen, als der Wunsch nach jener Erleichterung der Pein. So nach The
41—46: „Vorsichtig soll man den Ablaß predigen, damit das Volk nic
fälschlich meine, er werde den anderen guten Werken der Liebe vorgezoge
man soll die Christen lehren, es sei nicht der Sinn des Papstes, daß Abla
kauf irgendwie den Werken der Barmherzigkeit sich vergleichen ließe; ma
soll sie lehren, es sei besser gethan, wenn man einem Armen gebe, od
einem Dürftigen leihe, als wenn man Ablaß kaufe; — lehren soll ma
sie, daß, wer einen Dürftigen sieht und, ohne sein sich anzunehmen, fü
Ablaß Geld giebt, nicht päpstlichen Ablaß, sondern Gottes Ungnade fü
sich kauft; lehren soll man die Christen, daß sie, wenn sie nicht Uebe
flüssiges besitzen, verbunden sind, das Nothwendige für ihr Haus zu b
halten und nicht für Abläße zu verschwenden." Und dennoch sagt Luth
in These 49: „Man soll die Christen lehren, daß die Abläße des Papst
nützlich seien," — aber freilich mit dem Beisatz: „sofern man nicht se
Vertrauen auf sie setze," — und ferner: „daß sie aber gar schädlich we
den, wenn man die Furcht Gottes durch sie verliere." — Dem gemein
Treiben der Ablaßprediger stellt er vollends in These 50—55 die Sä
entgegen: „Man soll die Christen lehren, wenn der Papst der Ablaß
prediger Schinderei kennete, so würde er lieber haben, daß Sanct Pete

irche zu Asche werden, als daß sie mit seiner Schafe Haut und Bein ufgebaut werden sollte; man sollte sie lehren, der Papst wäre, wie schuldig, auch Willens, denjenigen Leuten, von denen meistentheils das Ablaßgeld urch gewisse Prediger herausgelockt werde, von seinem eigenen Geld aus- theilen und zu diesem Behuf, wenns nöthig wäre, sogar die Peterskirche u verkaufen; — Unrecht thut man dem Worte Gottes, wenn man in iner Predigt den Abläſſen so viel oder noch mehr Zeit als jenem widmet; es Papstes Meinung kann nicht anders sein, als daß, wenn man die blässe, welche das Geringste sind, mit einer Glocke und einfachem Gepräng nd Ceremonien feiert, man das Evangelium, welches das Größte ist, mit undert Glocken und hundertfältigem Gepräng und Ceremonien verkünden ollte."

Als die Quelle, aus welcher der Ablaß fließe, wurde jener Schatz der irche bezeichnet, der durch die Verdienste Christi und der Heiligen gebildet erde. Zur Frage hiernach geht Luther in den nächstfolgenden Thesen eiter: „Die Schätze der Kirche, aus welchen der Papst Ablaß giebt, sind ei der Gemeine Christi weder genügend benannt, noch genugsam bekannt; — es sind nicht die Verdienste Christi und der Heiligen, weil diese jeder- eit, ohne Zuthun des Papstes, Gnade für den innern Menschen und Kreuz, od und Hölle für den äußern Menschen wirken; — wir sagen sonder eichtfertigkeit, daß die Schlüssel der Kirche, durch Christi Verdienst ihr erliehen, jener Schatz seien" (Th. 56. 58. 60). Einfach auf die Schlüssel- ewalt der Kirche und zwar auf sie als eine Vollmacht äußerer Zucht hat uther also den Nachlaß der Strafen zurückführen wollen, welche nach ihm ben durch die kirchliche Gewalt auferlegt sind. Mit Ironie fügt er bei: Zeitliche Schätze seien diejenigen, welche man im Ablaß ausspende, jeden- alls nicht, da zeitliche Güter von den Predigern nicht so leicht hingegeben, ondern vielmehr aufgesammelt werden (Th. 57). In den Verdiensten hristi und denen der Heiligen, die er hier mit jenen noch ohne Bedenken usammenstellt, erkannte er ein höheres, sittliches Gut, das Gott innerlich, ittlich bei den Gliedern der Gemeine wirksam werden lasse: eben darum onnte mit ihnen jener äußerliche und käufliche Straferlaß Nichts zu thun aben. Daneben bemerkt er noch in These 59, daß einst der heilige aurentius noch etwas anderes, nämlich die Armen der Kirche, ihren Schatz enannt habe.

Während er aber so jene Schlüsselgewalt noch einen Schatz, aus elchem Ablaß komme, will nennen lassen, ist ihm nicht etwa dies der **wahre** Schatz der Kirche. Er fährt vielmehr jetzt fort: „Der wahre Schatz der Kirche ist das hochheilige Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes (Th. 62). Dieser Schatz ist billig der verhaßteste, dieweil r aus den Ersten die Letzten macht (Th. 63). Der Ablaßschatz aber ist

billig der angenehmste, weil er aus den Letzten die Ersten macht (Th. 64). Darum sind die Schätze des Evangeliums Netze, womit man vor Zeiten die Leute des Reichthums fischte (Th. 65). Die Ablaßschätze aber sind Netze, womit man jetzt den Reichthum der Leute fischt (Th. 66). Die Ablässe, welche die Prediger als die größten Gnaden ausschreien, erkennt man freilich für solche insofern, als sie großen Gewinnst bringen (Th. 67). Sie sind aber in Wahrheit die geringsten, so man sie mit der Gnade Gottes und der Gottseligkeit des Kreuzes vergleicht (Th. 68)."

Auch so giebt Luther den Ablaß wieder zu, ja sagt (Th. 69): „Die Bischöfe und Seelsorger sind verbunden, die Commissäre der apostolischen Ablässe mit aller Ehrfurcht zuzulassen." Aber er sagt weiter (Th. 70): „Doch noch mehr sind sie verbunden, mit offenen Augen darauf zu achten und mit offenen Ohren darauf zu merken, daß jene nicht statt des päpstlichen Auftrags ihre eigenen Träume predigen." Er spricht gar (Th. 71): „Wer wider die Wahrheit der apostolischen Ablässe redet, der sei verflucht;" aber nicht minder (Th. 72): „Wer wider die losen Worte eines Ablaßpredigers Sorge trägt, der sei gebenedeit." Ja im Sinne des Papstes selbst will er also reden: „Wie der Papst mit Recht auf diejenigen, welche dem Ablaßgeschäfte trügerisch Eintrag thun wollen, seinen Bannstrahl wirft, so richtet er noch viel mehr seine Blitze auf diejenigen, welche unter dem Vorwande des Ablasses trügerisch der heiligen Liebe und Wahrheit Eintrag thun" (Th. 73. 74).

Weiterhin mahnt Luther besonders noch, im Interesse des Papstes selbst, daran, wie schwer es jene losen Reden der Prediger machen, „die päpstliche Ehre gegen böse Nachreden oder wenigstens vor scharfen Fragen des gemeinen Mannes zu vertheidigen" (Th. 81). Er führt solche Fragen auf (Th. 82—89): wenn der Papst wegen des bloßen Geldes für einen Kirchbau so viele Seelen vom Fegfeuer losmache, — warum er nicht um der allerheiligsten Liebe und der großen Noth der Seelen willen das Fegfeuer gar ausleere? Warum Gott und der Papst einem gottlosen Menschen die Lösung einer frommen und gottgeliebten Seele aus dem Fegfeuer um Geld gewähren und doch nicht um der Noth einer solchen Seele willen sie aus freier Liebe loslassen? Warum auch für die jetzt losgekauften Seelen die zuvor für sie eingesetzten (Geld bringenden) Gottesdienste und Stiftungen fest gehalten werden, da man doch für jene, als für erlöste, nicht mehr beten dürfe? Warum der Papst, der gegenwärtig reicher sei als der reichste Crassus, nicht die Eine Peterskirche vielmehr mit seinem eigenen Geld als mit dem Geld armer Christen baue? ferner, was doch der Papst denjenigen erst noch erlasse, die schon vermöge ihrer vollkommenen Reue auf vollständigen Erlaß ein Recht haben? u. s. w. Dazu sagt These 90: „Solche spitze Laienargumente mit Gewalt niederschlagen und nicht mit Gründen

lösen, heißt die Kirche und den Papst den Feinden zum Gelächter hin-
en und die Christen unselig machen."

Von derjenigen Deutung aber, welche er dem Ablaß gegeben hat,
st Luther Abwendung der Gefahren. Er nimmt sie zuletzt vollends zu-
sichtlich für den Sinn des Papstes selbst in These 91: „So der Ablaß
h des Papstes Geist und Meinung gepredigt würde, so wären alle jene
ıreden leicht zu lösen, ja sie wären gar nicht da."

In den Schlußsätzen kommt Luther wieder auf die größte Ge-
r, die er im Ablasse sieht, und auf das schlimme Motiv des Ablaß-
fes, auf die fleischliche Sicherheit und auf die Flucht vor den heilsamen
den der Buße. Er schließt nämlich mit den Thesen 92—95 also:
infahren mögen darum alle die Propheten, welche zu Christi Volk sa-
: Friede, Friede, und ist doch kein Friede (Th. 92). Wohl ergehen
sie es allen den Propheten, welche zu Christi Volk sagen: Kreuz,
uz, und ist doch kein Kreuz (Th. 93). Vermahnen soll man die Chri-
, daß sie ihrem Haupte Christus durch Pein, Tod und Hölle zu folgen
befleißigen (Th. 94), und daß sie also vielmehr durch mancherlei Trübsal
durch einen sichern Stand des Friedens in den Himmel einzugehen sich
röſten."

Eine „Protestation", welche in späteren Abdrücken der Thesen ihnen
ehängt ist und in welcher Luther dahin sich verwahrt, daß er zwar et-
e Sätze gegen die sogenannten päpstlichen Ablässe vorgetragen habe, daß
n aber, statt ihn darum als einen Ketzer zu verdammen, ihm vielmehr
einen besseren Weg weisen möge, gehört der ursprünglichen Ausgabe
Thesen noch nicht an. [1])

Sätze die noch disputabel seien, wollte Luther hiemit aufgestellt haben.
erklärt er auch nachher: Disputationen, nicht Lehrsätze, seien seine
ſen, und nach der Sitte von Disputationen dunkel und räthselhaft ge-
t. Gedrängt einestheils durch das Anliegen jener Männer, welche eine
ıßerung von ihm begehrt und selbst schon scharfe und dem päpstlichen
sehen gefährliche Einwendungen gegen den Ablaß vorgebracht haben,
erntheils durch Ehrfurcht vor denjenigen, von welchen er Nichts als
hrheit hätte gepredigt sehen mögen und welchen er zu widersprechen
gescheut habe, sei er endlich zu dem Entschlusse gekommen, die wichtige
che einstweilen zum Gegenstand einer Disputation zu machen, bis die
ige Kirche über die rechte Lehre entscheide. [2])

In den Thesen selbst zeigt sich deutlich das Streben nach einer sol-
ı Vermittlung, bei welcher doch die Ablässe noch Raum behielten und
kirchlichen Häupter ihre bisherigen Lehraussagen nicht verläugnen, nur
ch eine genügende Deutung dem Mißbrauch steuern müßten. Uns drängt
dabei sogleich die Frage auf, ob denn der Versuch haltbar gewesen sei

billig der angenehmste, weil er aus den Letzten die Ersten macht (Th. 64). Darum sind die Schätze des Evangeliums Netze, womit man vor Zeiten die Leute des Reichthums fischte (Th. 65). Die Ablaßschätze aber sind Netze, womit man jetzt den Reichthum der Leute fischt (Th. 66). Die Ablässe, welche die Prediger als die größten Gnaden ausschreien, erkennt man freilich für solche insofern, als sie großen Gewinnst bringen (Th. 67). Sie sind aber in Wahrheit die geringsten, so man sie mit der Gnade Gottes und der Gottseligkeit des Kreuzes vergleicht (Th. 68)."

Auch so giebt Luther den Ablaß wieder zu, ja sagt (Th. 69): „Die Bischöfe und Seelsorger sind verbunden, die Commissäre der apostolischen Ablässe mit aller Ehrfurcht zuzulassen." Aber er sagt weiter (Th. 70): „Doch noch mehr sind sie verbunden, mit offenen Augen darauf zu achten und mit offenen Ohren darauf zu merken, daß jene nicht statt des päpstlichen Auftrags ihre eigenen Träume predigen." Er spricht gar (Th. 71): „Wer wider die Wahrheit der apostolischen Ablässe redet, der sei verflucht;" aber nicht minder (Th. 72): „Wer wider die losen Worte eines Ablaßpredigers Sorge trägt, der sei gebenedeit." Ja im Sinne des Papstes selbst will er also reden: „Wie der Papst mit Recht auf diejenigen, welche dem Ablaßgeschäfte trügerisch Eintrag thun wollen, seinen Bannstrahl wirft, so richtet er noch viel mehr seine Blitze auf diejenigen, welche unter dem Vorwande des Ablasses trügerisch der heiligen Liebe und Wahrheit Eintrag thun" (Th. 73. 74).

Weiterhin mahnt Luther besonders noch, im Interesse des Papstes selbst, daran, wie schwer es jene losen Reden der Prediger machen, „die päpstliche Ehre gegen böse Nachreden oder wenigstens vor scharfen Fragen des gemeinen Mannes zu vertheidigen" (Th. 81). Er führt solche Fragen auf (Th. 82—89): wenn der Papst wegen des bloßen Geldes für einen Kirchbau so viele Seelen vom Fegfeuer losmache, — warum er nicht um der allerheiligsten Liebe und der großen Noth der Seelen willen das Fegfeuer gar ausleere? Warum Gott und der Papst einem gottlosen Menschen die Lösung einer frommen und gottgeliebten Seele aus dem Fegfeuer um Geld gewähren und doch nicht um der Noth einer solchen [illegible] sie aus freier Liebe loslassen? Warum auch für die jetzt [illegible] die zuvor für sie eingesetzten (Geld bringenden) Gottesdienste gen fest gehalten werden, da man doch für jene gegenwärtig beten dürfe? Warum der Papst, der [illegible] Crassus, nicht die Eine Peterskirche [illegible] mit dem Geld armer Christen baue [illegible] gen erst noch erlasse, die schon vollständigen Erlaß ein Recht haben? [illegible] spitze Laienargumente mit Gewa

uflösen, heißt die Kirche und den Papst den Feinden zum Gelächter hin-
ellen und die Christen unselig machen."

Von derjenigen Deutung aber, welche er dem Ablaß gegeben hat, hofft Luther Abwendung der Gefahren. Er nimmt sie zuletzt vollends zu-
versichtlich für den Sinn des Papstes selbst in These 91: „So der Ablaß nach des Papstes Geist und Meinung gepredigt würde, so wären alle jene Einreden leicht zu lösen, ja sie wären gar nicht da."

In den Schlußsätzen kommt Luther wieder auf die größte Ge-
ahr, die er im Ablasse sieht, und auf das schlimme Motiv des Ablaß-
aufes, auf die fleischliche Sicherheit und auf die Flucht vor den heilsamen
eiden der Buße. Er schließt nämlich mit den Thesen 92—95 also:
„Hinfahren mögen darum alle die Propheten, welche zu Christi Volk sa-
gen: Friede, Friede, und ist doch kein Friede (Th. 92). Wohl ergehen müsse es allen den Propheten, welche zu Christi Volk sagen: Kreuz, Kreuz, und ist doch kein Kreuz (Th. 93). Vermahnen soll man die Chri-
ten, daß sie ihrem Haupte Christus durch Pein, Tod und Hölle zu folgen ich befleißigen (Th. 94), und daß sie also vielmehr durch mancherlei Trübsal ls durch einen sichern Stand des Friedens in den Himmel einzugehen sich getrösten."

Eine „Protestation", welche in späteren Abdrücken der Thesen ihnen ngehängt ist und in welcher Luther dahin sich verwahrt, daß er zwar et-
iche Sätze gegen die sogenannten päpstlichen Abläße vorgetragen habe, daß man aber, statt ihn darum als einen Ketzer zu verdammen, ihm vielmehr rst einen besseren Weg weisen möge, gehört der ursprünglichen Ausgabe er Thesen noch nicht an. [1])

Sätze die noch disputabel seien, wollte Luther hiemit aufgestellt haben;
So erklärt er auch nachher: Disputationen, nicht Lehrsätze, seien seine
Thesen, und nach der Sitte von Dis n dunkel und räthselhaft ge-
faßt. Gedrängt einestheils durch h i jener Männer, welche
Aeußerung von ihm bewehrt und scharfe und
Ansehen gefährliche Ablaß v
nderntheils dur n welc
Wahrheit här lchen
ich gesch ässe g
Sache ä
eilig

und ob auch nur er selbst ihn dafür habe halten können. Mußte nicht namentlich auch die Consequenz des von ihm eingenommenen Standpunktes nothwendig noch weiter treiben? Was sollten überhaupt noch jene „mit aller Ehrfurcht zuzulassenden" Ablässe, wenn sie nichts Besseres enthielten, als Luther ihnen beließ? Was konnte der Papst noch für Erfolg vom Kaufbieten des Ablasses hoffen, wenn man über den Werth desselben also das Volk aufklärte? Und in die Bedeutung der ganzen päpstlichen und kirchlichen Schlüsselgewalt hinein erstreckten sich bereits die Folgerungen jener Thesen, nach welchen dem Reuigen auch ehe und ohne daß ein Priester ihn absolvirte, bereits von Seiten Gottes die Vergebung der Sünde und Schuld zukam. Konnte die Kirchengewalt dabei, daß sie die göttliche Vergebung bloß zu declariren habe, sich genügen lassen? Nur um so mehr aber war es Luthern sicherlich damit Ernst, daß er erst noch eine unbefangene Erörterung des hochwichtigen Gegenstandes wünschte.

Im Drange der Pflicht und des Gewissens hat Luther so geredet. Eben dafür zeugt auch das Maßhalten in seinen, doch schon mit sichtlicher innerer Erregung vorgetragenen Sätzen. Schon jener frühere Erfurter Theolog Wesel war, wie wir oben bemerkten, im Kampf gegen den Ablaß weiter gegangen.

Neben dem Zeugniß Luthers von der allein aus Gottes Gnade durch den Glauben kommenden Gerechtigkeit, welches wir bisher den Mittelpunkt seiner Predigten bilden sahen und um des willen die Gegner unserem Reformator eine Verführung zu sittlicher Laxheit und Gleichgiltigkeit vorgeworfen haben, ist uns in den Thesen der strenge sittliche Ernst wichtig, womit er vielmehr gerade im Gegensatz gegen fleischliche Trägheit und Sicherheit seinen reformatorischen Kampf beginnt.

Wie bedeutsam ist enlich, obgleich die Thesen von den Quellen und Normen der christlichen Wahrheit nicht weiter reden, nun doch schon der Umstand, daß er für diese auf menschlich kirchliche Lehrautoritäten nirgends zurückgreift. Das Wort des „Herrn und Meisters Jesus Christus" von der Buße legt er allein zu Grunde. Was er vorträgt, sind seine selbständigen Folgerungen aus dem wahren innern Wesen dieser Buße. —

Vor dem Abendgottesdienste des 31. Oktobers hatte Luther seine Thesen an der Schloßkirche angeschlagen. In eben jenem Gottesdienst eröffnete er sodann das Kirchweihfest mit einer Predigt. Sie ist uns in einer lateinischen Skizze erhalten.

Er, der soeben mit so scharfen, weittragenden Streitfragen und Streitsätzen vor die theologische Welt getreten war und mit Spannung dem Erfolg seiner ihn selbst so tief bewegenden Gedanken entgegensehen mußte, sprach jetzt zur Gemeinde in einfach erbaulicher, inniger, ruhiger Rede über den gewöhnlichen Kirchweihtext, die Geschichte von Zachäus Luk. 19, 1 ff. [1])

Er predigte sein stetes Grundthema, daß Christus uns Alles werden sollte und daß denen, welchen Christus Etwas sei, alles Andere Nichts sei. Er predigte wieder, daß wir in ihm nicht, wie die Selbstgerechten, einen Zeugen für unsere eigene Heiligkeit suchen dürfen, sondern den von welchem selbst erst die wahre Gerechtigkeit ausgehe und welcher komme, um des Vaters Barmherzigkeit und Gnade zu verherrlichen. Ihn müsse man suchen mit einem Herzen, das im Gefühl seiner Unwürdigkeit ihn nicht zu sich einzuladen wage, das aber eben hiemit in seinem innersten Grund aufs dringendste ihn herbeibitte; ein solches Verlangen aus Herzensgrund erhöre Gott. So, sagt Luther, wolle Gott überhaupt unser Herz haben. Und so, fährt er fort, solle auch jede Kirchweihe nicht eine äußerliche Weihe der Kirche, sondern eine Weihe des Herzens für Gott sein. — Schließlich aber kann Luther auch vor der Gemeinde über die Ablässe nicht schweigen: der Fehler des Menschen, sein Eigenes anstatt Christi und sein Eigenes sogar auch bei Christus zu suchen, sei allgemein und herrsche sonderlich in der Gegenwart, wo ihn verführerische Ablaßprediger fördern; eben jetzt stehe das Gepränge des Ablasses vor den Thoren. Er redet davon nur kurz, ohne Heftigkeit und ohne scharfe oder subtile Sätze, auch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß des Papstes Meinung, soweit sie wenigstens in den Worten liege, die richtige sein werde. Die Hauptsache aber trägt er dann klar und einfach vor, nämlich den Unterschied zwischen der innern Buße und zwischen der sakramentlichen mit Privatbeichte und kirchlich aufgelegter Leistung, sodann die Lehre, daß der Ablaß nur auf diese Leistung sich beziehe, endlich die Warnung, daß man nicht in erdichteter Buße über die Strafe anstatt über die Sünde Schmerz fühle und daß man nicht durch die Ablaßprediger sich verführen lasse, den heilsamen Strafen und Bußleistungen sich zu entziehen. Dieser Grundsätze also wußte sich Luther schon sicher genug, um darüber auch die Gemeinde zu belehren. Ja gerade der Gemeinde gegenüber fügte er jetzt seiner Erwähnung jener Privatbeichte und kirchlichen Leistung noch eine sehr wichtige Aussage bei; während er mündlich jene in den Thesen ohne eine Frage nach ihrer Begründung einfach hatte bestehen lassen und sie auch jetzt bestehen läßt, bekennt er jetzt schon: wo die Schrift von ihr rede, wisse er nicht; er empfehle es daher den „Herren Juristen", ihr göttliches Recht zu beweisen. Er selbst gründete offenbar ihren Bestand nicht mehr auf eine göttliche, sondern nur noch auf eine menschliche Festsetzung, zu welcher er aber allerdings die Kirchengewalt für befugt hielt. Und er setzte voraus, daß Alles, was göttlichen Rechts sein sollte, auf ein Wort der heiligen Schrift sich stützen müßte.

Schon hatte er auch weitere Arbeiten über den Ablaß unter der Feder. Vor Allem bereitete er einen „Sermon vom Ablaß und Gnade" zum Druck, — nicht eine wirkliche Predigt, sondern eine Reihe von Sätzen,

in welchen er die wichtigsten Lehraussagen seiner lateinischen Thesen in deutscher Sprache zusammenfaßte. Er arbeitete ferner an beweisenden und erläuternden Erklärungen zu seinen Thesen. Beide Arbeiten werden wir bei einem Verkehr zwischen ihm und dem ihm vorgesetzten Brandenburger Bischof schon bald nachher erwähnt finden.

Einzelne auswärtige Theologen bat er auch noch besonders durch Briefe, ihre Meinung über seine „Disputation" zu offenbaren. Allein in weitere Kreise wollte er doch diese Thesen keineswegs schon bringen. Nicht einmal an die Nürnberger Freunde schickte er sie. Als sich Scheurl darüber wunderte, schrieb er ihm: es sei weder seine Absicht, noch sein Wunsch gewesen, sie so weit zu verbreiten, sondern nur mit Wenigen in Wittenberg und in der Nähe habe er über sie verhandeln wollen, um sie, je nachdem deren Urtheil ausfalle, entweder abzuthun oder weiter hinauszugeben. Er eilte auch nicht sehr mit der Versendung der Thesen: dem Lange übersandte er sie am 11. November. [1])

Zweites Kapitel.

Die ersten Wirkungen der Thesen; Prierias. *)

Wohl sah Luther dem Eindruck der Thesen, mit welchen er, der einzelne Mönch und Lehrer, einen so belangreichen Gegenstand des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Lehre in Angriff nahm, mit ernsten Erwartungen entgegen. Weit über seine Voraussicht und Absicht aber ging die Schnelligkeit, mit welcher sie sich verbreiteten, und der Umfang, in welchem es geschah. „Dieselben liefen", wie er später sagt, „schier in vierzehn Tagen durch ganz Deutschland, denn alle Welt klagte über den Ablaß und sonderlich über Tetzels Artikel." „In vier Wochen", sagt der Zeitgenosse Myconius, „hatten sie schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer." [2]) Sogleich wurden sie auch ins Deutsche übertragen.

Fromme, vorwärtsstrebende Männer, wie z. B. der Humanist Wimpheling, [3]) hatten geklagt, daß die gebildete Welt jener Zeit um die heiligen Studien und die theologischen Fragen sich nicht mehr kümmere, jeden Theologen gering achte. Luthers frühere scharfe Disputationen gegen die Schultheologie, gegen die Meister der Scholastik und gegen Aristoteles, in welchen es sich für ihn um die höchsten Fragen des Herzens und Lebens handelte

*) Wollten wir im Folgenden größere Hauptabschnitte machen, so würden sich diese ergeben: 1) Luther bis zur Verhandlung von Cajetan und Appellation ans Concil (Kap. 2—5); 2) bis zur Leipziger Disputation (Kap. 6. 7.); 3) bis zum Wormser Reichstag (Kap. 8—18).

und welche er recht geflissentlich unter die ihm bekannten Theologen warf, hatten doch nur in einem verhältnißmäßig kleinen Kreise von Fachgenossen und Freunden Beachtung gefunden. Anderswo sah man in ihnen ohne Zweifel nur Schulstreitigkeiten, ohne den Kern, aus welchem doch die ganze durchschlagende Predigt des Reformators erwuchs, zu verstehen oder wenigstens wahrzunehmen. Jetzt war ein Gegenstand angeregt, der Luther selbst weit weniger als jene Grundwahrheiten des Heiles beschäftigt hatte, der aber besonders dazu angethan war, eine allgemeine Theilnahme zu erwecken. Der Ablaß war in einer Weise betrieben worden, welche jedem sittlichen Bewußtsein, auch wenn es noch nicht sehr tief ging, Anstoß geben mußte; und scharf war jetzt in den lutherschen Thesen das Aergerniß, das er gab, bloß gelegt. Tiefere Gemüther und tiefer denkende Geister wurden eben von ihm aus auf jene Grundfragen des Heiles und zugleich auf die Prinzipien des ganzen gegenwärtigen Kirchenthums zurückgeführt; und die schweren Consequenzen, welche die Thesen im Gegensatz zu den Lehren der theologischen und kirchlichen Machthaber in sich bargen, konnten ihnen nicht verborgen bleiben. Dazu kam auch bei Solchen, welche sittlich und religiös noch weniger erregt waren, die Klage über die Habsucht und Beutelschneiderei Roms, der die Ablaßgnaden dienen sollten, über die Versuche aller Art, die guten deutschen Schafe zu scheeren. Keiner hatte gewagt, den Gefühlen und Gedanken, welche allerwärts in der Nation sich regten, einen lauten kühnen Ausdruck zu geben. „Weil", sagt Luther, „alle Bischöfe und Doktores stillschwiegen und Niemand der Katze die Schellen anbinden wollte, — denn die Ketzermeister des Predigerordens (des Ordens der Dominikaner) hatten alle Leute mit dem Feuer in die Furcht gejagt: da ward der Luther, ein Doktor, gerühmt, daß doch einmal Einer kommen wäre, der drein griffe."

Luther selbst erschrack, daß die Thesen, so wie er sie hinausgegeben hatte, schon diese Verbreitung erhielten. Es war ihm voller Ernst damit gewesen, daß sie nun erst zu einer gründlicheren Erörterung ihres Gegenstands unter den Theologen Anlaß geben sollten. Absichtlich, um zum Nachdenken anzuregen, und auch darum, weil ihm selbst Manches noch nicht klar war, hatte er auch Vieles in ihnen nur erst dunkel ausgedrückt. Für Laien war ohnedieß Vieles in ihnen undeutlich und zu subtil. Er hätte, wie er gleich nachher sagt, Manches ganz anders und bestimmter in den Thesen ausgesprochen, Manches auch aus ihnen weggelassen, wenn er einen solchen Erfolg für sie erwartet hätte. Er habe sie nur für Näherstehende so hinausgegeben, daß ihm unglaublich sei, wie sie von Allen verstanden werden sollten.[1])

Das Aufsehen, welches die Thesen machten, war allgemein, die Aufnahme, die sie fanden, eine sehr verschiedenartige.

Wohl erklangen bald einzelne Stimmen freudigen Beifalls. Jener Prediger Dr. Fleck, der einst Wittenberg bei der Einweihung der Universität als den Berg der Weisheit gefeiert hatte, brach, als er die Thesen in seinem Kloster zu Steinlausig bei Bittenfeld an der Mulde angeschlagen fand, in den Ruf aus „Ho, ho, er ist kommen, der es thun wird," und ermunterte den kühnen Thesensteller in einem Briefe.[1]) Bald bekamen die Ablaßprediger die Folgen des Angriffs, der auf ihren Handel gemacht war, auch schon beim Volke zu fühlen: Tetzel mußte an Orten, wo er vorher einen reichen Markt gehabt hatte, leer oder gar mit Beschimpfungen abziehen. „Was mochte Luther erst von Seiten der Freunde wünschen und hoffen, die schon bisher in Einem Geiste mit ihm nach einem besseren Christenthum und einer reineren Theologie gestrebt hatten.

Aber gerade auch in Luthers nächster Umgebung ging es doch, wie er sagt, „in der erste gar schwächlich." Als er gleich nach dem Allerheiligentage mit seinem Freunde Hieronymus Schurf, dem Wittenberger Juristen, nach dem nahen Kemberg fuhr, machte ihm dieser Vorstellungen: Was wollet ihr machen? man wirds nicht leiden." — Am meisten erschracken über ihn seine Ordensbrüder, die Augustinermönche. Der Prior und Subprior seines Klosters in Wittenberg kamen, als sie ein Geschrei wider ihn losgehen hörten, mit großer Furcht zu ihm und baten ihn, den Orden nicht in Schanden zu bringen; denn, sagten sie, schon hüpfen die anderen Orden, sonderlich die Predigermönche, vor Freuden, daß sie nicht allein in Schanden stecken, sondern daß jetzt auch die Augustiner brennen müssen. Das „Brennen" war buchstäblich gemeint. Jene dachten an den großen Dominikaner Savonarola, der i. J. 1498 für sein Eifern gegen die Verderbnisse der Kirche den Feuertod erlitt, und an vier Glieder desselben Ordens, welche i. J. 1509 zu Bern einen groben Betrug unter großem Skandal mit dem Scheiterhaufen büßten. Solche Fälle galten allemal als Schmach für den ganzen Orden, den sie angingen. — In Erfurt hatten, wie Lange eben jetzt Luthern schrieb, die älteren Theologen schon an seinen vorangegangenen dogmatischen Thesen schwer sich geärgert und ihm leichtfertige Dreistigkeit und Hochmuth vorgeworfen. — Die Gedanken sehr vieler, ja wohl der meisten unter denjenigen Theologen, welche Luthern damals innerlich zustimmten, hat der gelehrte, rechtschaffene Hamburger Theolog Albert Krantz in wenigen Worten ausgedrückt; als dieser kurz vor seinem Tod (er starb am 7. Dezember 1517) die Thesen gelesen hatte, sprach er: „du sagst die Wahrheit, guter Bruder, aber du wirst Nichts ausrichten; geh in deine Zelle und sprich: Gott, erbarm Dich meiner!"[2])

Mit den Gegnern hatte Luther offen in einer Disputation sich auseinanderzusetzen gewünscht. Keiner aber stellte sich ihm dazu, während sie

n so mehr aus der Entfernung lärmten und lästerten. — Er hatte gehofft, ß die Fragen und Bedenken, welche er vor die Oeffentlichkeit gebracht, er von Andern aufgenommen und selbständig weiter verfolgt würden; ch wollte," sagt er, „den Handel vom Ablaß nur anstechen und gedachte, würden darnach wohl andere Leute sich finden, die es besser würden nausführen." Jetzt schien es, als sollte er allein stehen, — als wollten ch diejenigen, welche ihm bisher zur Seite standen, scheu von ihm zurück= eichen; während er für seine schon früher vorgetragenen Lehren von der öttlichen Gnade fortwährend auf die Zustimmung fast aller Wittenberger ollegen sich getrost und offen berufen durfte, konnte er es nicht ebenso i Betreff der praktischen, kirchlichen Streitfrage thun, die ganz anders ls jene Lehren den Zorn der Ketzerrichter auf sich zog. Auch Carlstadt, er Erste, den wir ihm nach mehreren Monaten wieder entschieden sich gesellen sehen werden, hielt sich anfänglich zurück und meinte, er sei och zu weit gegangen. [1])

Daß Luther seiner ganzen Neigung und gemüthlichen Richtung nach berhaupt nicht allzusehr auf den Schauplatz kirchlicher Kämpfe hinausstrebte, atte sein Verhalten während der vorangegangenen Jahre, während er von en Reuchlinschen Händeln sich fern hielt und seine eigenen Gedanken über iel wichtigere kirchliche Bedürfnisse und Schäden kaum vor Wenigen laut erden ließ, genugsam bezeugt. Er habe, sprach er bald nachher gegen Staupitz aus, ja immer den stillen Winkel geliebt und möchte viel lieber inem schönen Kampf der Geister zuschauen als selber zu einem Schauspiel erden. Die Heftigkeit, mit welcher er, einmal in die Oeffentlichkeit ge= rieben, alsdann losbrach, ist Nichts weniger als ein Beweis hiegegen: as ist ja die Art so vieler tiefer, gewaltiger, zunächst in sich verschlossener eister, wie derjenigen, welche Jesus Donnersöhne genannt hat. Und nun ühlte er überdies in den aufregenden Sätzen, mit welchen er vor der Oeffentlichkeit stand, sich selbst noch so manigfach unsicher. — Es kam dazu ie leibliche Schwäche, in welcher er schon früher, wie wir oben hörten, ar dem Tode nahe zu sein meinte. Wiederholt erwähnt er ihrer nachher n seinen Briefen. Er hatte das Aussehen eines armen, abgemagerten, bgearbeiteten Mönches. [2])

So drangen auf Luther ohne Zweifel schon bei den ersten Erfolgen einer Thesen auch die Sorgen ein, von denen er nachher bekennt, daß er ie beim Beginn des Kampfes gegen Ablaß und Papst habe durchmachen üssen. Jener Ruhm, sagt er, sei ihm nicht lieb gewesen; denn er habe elbst noch nicht gewußt was der Ablaß sei, und das Lied habe seiner Stimme zu hoch werden wollen. Mit Furcht und Zittern habe er seine Sache angefangen; ohne Vorsicht fürs Weitere sei er hineingerathen. Un= ersehens sei er dem Papste, den er bisher noch angebetet, gegenüber

gestanden, — er, ein elender, verachteter Bruder, dazumal mehr einer Leiche als einem Menschen gleichend.[1])

Indessen spricht sich doch in allen Aeußerungen, die wir aus jener Zeit von ihm haben, ein fester Muth aus; er läßt die Sache, die er in Gottes Namen angegriffen hat, Gotte anheimgestellt. Auf jenes Wort Schurfs „man wirds nicht leiden," erwiderte er: „wie wenn mans müßte leiden?" Als jene Erfurter über ihn sich ärgerten und ihm Hochmuth vorwarfen, erklärte er Lange gegenüber: Anhänger des Alten werden bei Jedem, der Neues vorzutragen wage, Hochmuth argwöhnen; jene dürfen nicht erwarten, daß er für das, was er hinausgebe, erst ihren Rath und Beschluß einholen werde. „Ich will," sagt er, nicht daß nach Menschenrath, sondern daß nach Gottes Rath geschehe, was ich thue; ist das Werk aus Gott, wer wirds hindern? ists nicht aus Gott, wer wirds fördern? es geschehe nicht mein, noch ihr, noch unser, sondern Dein Wille, heiliger Vater im Himmel." Ebenso wies er die ängstlichen Warnungen seiner Ordensbrüder ab: „ists nicht in Gottes Namen angefangen, so wirds bald fallen; ists aber in seinem Namen angefangen, so laßt denselbigen machen." Er suchte auch nicht erst nach Genossen, in deren Bund er erstarken und nach außen an Erfolg gewinnen könnte; so sagt er später noch mit Dank gegen Gott: es sei ihm damals die Gabe verliehen gewesen, die große Sache auf sich allein zu nehmen und dafür zu halten, daß er mit Gottes Hilfe sie tragen und nicht im Vertrauen auf andere Menschen Etwas versuchen dürfe, widrigenfalls es ihm ähnlich wie manchen Schwärmern hätte ergehen mögen. — In dieser gehobenen Stimmung unterzeichnet er sich jetzt in Briefen an Freunde, indem er seinen Namen nach Weise der Humanisten griechisch umwandelte, öfters als „Bruder Martinus Eleutherius", der Freigesinnte. Im Herrn fühlte er sich frei, — im Herrn zugleich eben jetzt recht als ein Gebundener; so fügt er denn auch bei: „Martinus Eleutherius, — ja Knecht und Gefangener gar sehr." — Wie er für die schwere Aufgabe und Gefahr sich bei Gott einen freien, kühnen Muth holte, so suchte er bei ihm auch Bewahrung vor den Versuchungen zur Selbstvermessenheit und Sucht eigener Ehre; darum, sagt er, habe er im Anfang des Werkes, in das er wunderbar hineinverwickelt worden sei, Gott heiß angefleht, und Gott habe ihn durch die großen Arbeiten, Sorgen und Gefahren, mit denen er ihm zugesetzt, treulich vor jenem schlimmen Laster behütet.[2])

Hinsichtlich menschlichen Schutzes, menschlicher Hilfe, mußte Luthern, während seine theologische und kirchliche Umgebung betroffen und ängstlich dastand, besonders der Gedanke an seinen Kurfürsten nahe liegen. Es konnte ihm, dem Freunde des kurfürstlichen Hofpredigers und vertrauten Rathes Spalatin, nicht verborgen sein, daß dieser Landesherr das Geld

ner Unterthanen sehr ungern fremden Zwecken dienen ließ und mit
m Mainzer Erzbischof, dem es sollte die Schulden zahlen helfen, auch
s andern Gründen damals auf gespanntem Fuße sich befand. So haben
nn Gegner Luthers von diesem behauptet, er habe von Anfang an im
ürsten einen Rückhalt für sich gesucht. Allein wir haben schon bei Lu-
ers früheren Predigten über den Ablaß bemerkt, wie rücksichtslos er zu-
eich die Lieblingsneigungen und Veranstaltungen seines Landesherrn hin-
htlich der Ablässe und Einkünfte der Wittenberger Schloßkirche mit traf.
etzt hatte er seine Thesen absichtlich gerade nicht dem Kurfürsten noch
gend einem der Hofleute zugeschickt: er wollte sie ihm nicht zukommen
ssen, ehe sie denjenigen bekannt geworden, gegen welche sie gerichtet seien.
erade jetzt, in den ersten Tagen des Novembers 1517, wandte er sich
nmal durch Spalatin an die Gunst des Kurfürsten: aber nicht etwa mit
ezug auf den von ihm unternommenen Kampf, dessen er in einem Schreiben
den Fürsten gar nicht gedenkt, sondern um an ein neues Kleid zu erinnern,
s ihm dieser schon im vorigen Jahr zu schenken versprochen hatte. Und
gleich erlaubte er sich, seinem Landesherrn von einer neuen Auflage,
elche dieser zu einer kurz zuvor verordneten Steuer hin auf seine Unter-
anen zu legen gedachte, frei und offen abzumahnen: es sei ihm leid, daß
hon die letztere den Fürsten viel guten Gerüchtes und Namens beraubt
abe; er wolle mit seiner Mahnung seine Treue erzeigen und das ihm
gesagte Hofkleid verdienen. Wie fern ist die Freiheit, womit er dem
urfürsten hier bei einer Regierungsmaßregel ins Gewissen redet, von jedem
ersuch, sich denselben eben jetzt für seine eigenen Zwecke zu verbinden! [1])

Die nächste Absicht Luthers ging nun dahin, durch den „Sermon
om Ablaß und Gnade," dessen wir schon am Schlusse des vorigen
bschnittes gedachten, und durch die längeren Erläuterungen und Beweise,
elche er für seine Thesen ausarbeitete, den Sinn seiner Sätze zu ver-
eutlichen; das, was ihm gewiß war oder mehr und mehr gewiß wurde,
n Unterschied vom Zweifelhaften und Disputabeln mit Bestimmtheit dar-
ulegen und alle seine Aufstellungen eingehend zu begründen. Aber er war
abei zu aller möglichen Mäßigung und zum Zuwarten, bevor er Weiteres
eröffentliche, gern bereit. Dazu ermahnte ihn sein Brandenburger Bischof.
m Auftrag und mit Briefen desselben erschien bei ihm im November oder
päteſtens Dezember der Abt von Lenin: der Bischof wollte, daß Luther
instweilen Nichts Weiteres herausgebe, wünschte sehr, daß der deutsche
ermon nicht herausgegeben wäre, und bat, ihn nicht ferner verkaufen
der verbreiten zu lassen. Nach einer späteren Angabe Luthers hat der
ischof, der ihm sehr gnädig war, ihn gewarnt, der Kirche Gewalt anzu-
reifen, womit er sich schwer zu schaffen machen werde. Die Veröffentlichung
nes Sermons hatte demnach damals schon begonnen, — ja Luther hatte

ihn, wie er später einmal erwähnt, schon zugleich mit den Thesen her zugeben angefangen. Jetzt aber zog er ihn wirklich bis auf Weiteres wi zurück: die ersten auf die Nachwelt gekommenen Abdrücke desselben stam erst aus dem Jahr 1518 und auch Tetzel selbst erfuhr, wie wir u bemerken werden, erst von einer Herausgabe desselben in der Fasten 1518. Luther äußerte sich gegen Spalatin ganz beschämt darüber, ein so hoher Bischof sich herabgelassen habe, einen so hohen Abt an zu senden; er sei zufrieden und wolle lieber gehorchen, als sogar, wer ihm möglich wäre, Wunder wirken oder sonst Etwas zu seiner Vert digung thun. [1])

Indessen suchte Tetzel Beistand und Waffen für sich. Er wandte an den Erzbischof, in dessen Dienst er sich die Schläge der Luthers Thesen zugezogen hatte; dieser enthielt sich jedoch öffentlicher Aeußerun und Maßregeln. Sein eigenes Ansehen suchte Tetzel dadurch, daß er die höheren akademischen Würden erwarb, zu vermehren und trat bei di Gelegenheit mit eigenen Thesen den Thesen Luthers entgegen. Er erw sich nämlich auf der Universität zu Frankfurt an der Oder gegen das E des Jahrs 1517 den Rang eines Licentiaten und im Januar 1518 eines Doktors der Theologie, wobei er beide Male zu disputiren hatte u aus diesem Anlaß seine Thesen veröffentlichte. Er hatte dort schon u früher her einen Freund in jenem Theologen Konrad Wimpina, t vormaligen Leipziger, jetzt Frankfurter Professor, der einst, wie oben erwä worden ist, mit Pollich von Mellerstadt in Streit gerathen und überha gegen die Wittenberger übel gestimmt war. Man nahm an, dieser h selber dem wissenschaftlich zu schlecht gebildeten Tetzel die Thesen vers und er hat sie dann auch selbst als sein Werk anerkannt. Die The wurden in zwei Abtheilungen noch im Jahr 1517 gedruckt, obwohl über zweite Reihe derselben erst am 21. Januar 1518 die Disputation stattfa Die erste, speziell vom Ablaß handelnde Reihe ging von der zuversicht vorangestellten Behauptung aus, daß Jesus bei seinem Ruf zur Buße e auch schon die äußerlichen kirchlichen Akte der Beichte und der Bußleistun mit gemeint habe. Die zweite Reihe, welche auf die Grundfrage von Gewalt der Kirche und des Papstes zurückging, sprach hierüber die streng papistische Theorie aus: Der Papst stehe über der allgemeinen Kirche u den Conzilien, habe in Sachen des Glaubens und über den wahren Si der heil. Schrift allein zu entscheiden und könne hierin nicht im mindes irren; sollte er je einmal über eine Glaubenssache eine falsche Meinu hegen, so sei er doch dann, wenn es ein Urtheil darüber zu fällen ge keinem Irrthume mehr ausgesetzt. Bei den Frankfurter Theologen u diese Richtung die herrschende. Als ein junger Mönch Namens Knipstr der dort studirte, dem Tetzel zu widersprechen wagte, wurde er in

ommersches Kloster weggeschickt (er wurde später evangelischer Generalsuperintendent in Pommern). Mit Tetzel machten ferner seine Ordensgenossen gemeinsame Sache: am Tag vor seiner zweiten Disputation hielten in 300 Dominikaner einen Convent in Frankfurt ab. Ihr Meister war der heil. Thomas von Aquino, — eine der größten Autoritäten für die Ablaßtheorie und zugleich für die päpstliche Obergewalt. [1])

Insoweit konnte es noch scheinen, als ob nur deutsche Mönche und Schultheologen sich der Sache annehmen wollten. Luthers Gegner warfen auch vor, sein eigenes Motiv sei mönchische Eifersucht gegen andere Mönche gewesen: er und die andern Augustiner haben den Dominikanern das einträgliche Geschäft, das im Ablaß ihnen überlassen war, nicht gegönnt.

Da kam Luthern schon in den ersten Tagen des Jahrs 1518, vielleicht noch vor den Tetzelschen Thesen, vom Sitze des Papstes selbst her die Entgegnung des hohen kirchlichen Beamten Silvester Prierias zu, welcher über seine Sätze ebenso entschieden als geringschätzig den Stab brach.

Die Hoffnung Luthers, daß der Papst wenigstens keine ihm schlechthin ungünstige Stellung in dem angeregten Streit einnehmen werde, war eine ernstliche und auch keine ganz grundlose gewesen. Hatte er ja doch wenige Jahre vorher darin, daß dieser den Verketzerern Reuchlins keineswegs unbedingt Recht geben werde, sich nicht getäuscht. Leo X. war ein Mann, der vor Allem sein hohes Amt in äußerlich würdiger Ruhe zu genießen bedacht war. Am Tag seiner Einsetzung hatte er ausgerufen: „ich will, daß wir so sehr als möglich dieses Pontifikat genießen". Als ein Mann moderner humanistischer Bildung und italienisch humanistischer Freidenkerei konnte er an Aeußerungen, welche den alten Schultheologen ein Greuel waren, sich selbst, wenn sie mit Geist und Talent vorgetragen wurden, sogar erfreuen. So erklärte er anfangs in einem Kreis adeliger Römer, welche über seine Saumseligkeit gegen den Ketzer Luther sich wunderten: er halte den Bruder Martin für einen recht guten Kopf und den Streit für ein neidisches Gezänk der Brüder (d. h. der Mönche). Nicht so freundlich, aber um so leichter und geringschätziger soll er nach einer Angabe, welche Luther später vernahm, damals über die Thesen geurtheilt haben: ein voller, trunkener Deutscher habe sie geschrieben: wenn er wieder nüchtern werde, werde er anders gesinnt sein. [2]) — Der Papst hatte auch gerade damals besonderen Anlaß, sich in stolzer Sicherheit als unangreifbarer Herrscher der Kirche zu fühlen. Erst ein halbes Jahr vor dem Ausgehen der Lutherschen Thesen hatte er sein sogenanntes ökumenisches Conzil im Lateran geschlossen, das zwar fast nur aus abhängigen italienischen Bischöfen bestand, das aber nach Auflösung des wider den Papst (1511) nach Pisa berufenen Conzils sich als die alleinige, rechtmäßige Vertretung der katholischen Christenheit behauptete und demüthig die eigenen, vor 100 Jahren so heiß

verfochtenen Rechte der Conzilien dem Papst als dem „Fürsten der ga
Welt", ja als dem „andern Gott auf Erden" zu Füßen legte.

Bereits aber rief nun Silvester eben diese unbedingte Autorität
Papstes gegen Luther und seine Sätze ins Feld. Silvester Mazolini, n
seiner Vaterstadt Prierio Prierias benannt, war in Rom Magister s
palatii, d. h. eigentlich Lehrer der päpstlichen Dienerschaft, zugleich o
Censor aller im römischen Gebiet erscheinenden Bücher, — ferner vom P
zum Inquisitor und Richter in Glaubenssachen bestellt. [1]) Wie Tetzel
auch er Dominikaner, ganz in der Theologie des heil. Thomas gebi
und von Ehrfurcht für diesen erfüllt, ein scholastisch gelehrter Mann, dam
schon im Greisenalter stehend. Dieser — wie er selbst in einer Zusch
an den Papst sagt — riß sich jetzt aus Studien zu Thomas, in die
versenkt war, und aus dem Genuß, welchen sie ihm bereiteten heraus,
sich für die Ehre und Majestät des heiligen Stuhles und der Wahr
als Schild hinzustellen; denn gegen dieselbe habe ein gewisser Martin Lut
von dem er weiter Nichts wisse, mit dreistem Nacken öffentlich sich erhob
Er schrieb Entgegnungen auf die einzelnen Thesen Luthers unter dem T
Dialogus und verehrte sie dem Papste. Mit der ganzen Arbeit will
voll Freude und Lust zur Sache in drei Tagen fertig geworden sein, n
man hat durchaus keinen Grund, an der Hast, mit der er sie abgefaßt,
zweifeln. Als Grundlage, auf welche sich dann alles Weitere leicht abmac
ließ, schickte er „Fundamentalsätze" über die Kirche voran. Sie sind
uns wichtig als Ausdruck der streng papistischen Theorie, welche vom jüngs
Conzil angenommen war und der wir auch bei Wimpina begegnet si
welche aber doch der übrigen abendländischen Christenheit und namentl
den Franzosen und Deutschen keineswegs allgemein oder auch nur überwiege
für echt katholisch oder wahr galt und welche Luther insbesondere auch
Erfurt bei den scholastischen Lehrern nicht vernommen, gegen welche vielm
die dort geltenden älteren Theologen Occam, d'Ailly, Gerson u. s. w. na
drücklich protestirt hatten, ohne deshalb zu Ketzern zu werden. Gem
jenen Sätzen ist die universale, allgemeine Kirche virtuell oder der Kr
und dem Wesen nach Nichts Anderes als die römische Kirche, welche d
Haupt aller andern ist. Und diese römische Kirche ist, was ihre Repräs
tation betrifft, das Collegium der Cardinäle; der Kraft und dem Wes
nach aber ist sie nichts Anderes als der Papst selbst, welcher das Ha
der Kirche ist. Wie die allgemeine Kirche in Bestimmungen über Glaub
und Leben nicht irren kann, so auch nicht der Papst selbst, wenn er eb
als Papst, von Amts wegen redend, Etwas bestimmt. Hiemit war vorn
entschieden, daß, wie Silvester erklärt, Jeder, „welcher in Betreff der Ablä
sagt, daß die römische Kirche das, was sie faktisch thut, nicht thun kön
ein Ketzer ist." In jenem Worte Jesu „Thut Buße" fand dann derse

gerade wie Wimpina, ohne alle Untersuchung des Schriftsinnes, die kirchliche Lehre vom Bußsakrament mit den menschlichen Bußleistungen, auf welche der Ablaß sich beziehen sollte. Des Weiteren brauchen wir auf den Inhalt seiner Sätze, für die ihm das Zeugniß des „göttlichen Thomas" genügt, hier nicht einzugehen. — Mit Rücksicht auf die grobe, beleidigende Sprache, in welcher nachher großentheils die reformatorischen Kämpfe geführt wurden, welche uns nicht mit Unrecht anstößig klingt und welche man häufig vorzugsweis Luthern zur Last legt, ist wohl auf den Ton zu achten, welchen hier gleich zu Anfang jener bejahrte, hohe geistliche Herr angestimmt hat. Poetisch und pathetisch führt er sich als einen alten Mann ein, den Luther wie ein zweiter Dares zum Faustkampf rufe, — mit Bezug auf Virgils Aeneide Gesang 5, Vers 368 ff., wo mit dem dreisten, jugendlichen Dares der greise, aber noch immer gewaltige Entellus den Kampf aufnimmt und ihn mit den Fäusten zerschlägt und herumtreibt. Unfein erklärt er, erproben zu wollen, ob Martinus eine eiserne Nase und einen Kopf von Erz habe. Daneben nennt er ihn einen Aussätzigen, der eine verschiedenartige, in wahren und falschen Farben spielende Haut trage. Er sagt, wenn Beißen Eigenschaft der Hunde sei, so möge wohl Luther einen Hund zum Vater gehabt haben, da er zum Beißen geboren scheine. Er rückt ferner Luthern vor, daß dieser, wenn ihm der Papst ein gutes Bisthum mit der Vollmacht zu Abläßen verliehen hätte, wohl von süßeren Worten überfließen und die Abläße hoch erheben würde. [1])

Papst Leo, für welchen Silvesters Schrift zunächst bestimmt war, verfügte auch bald ein Einschreiten gegen Luther, indem er zu Anfang Februars 1518 den von ihm eben damals zum General des Augustinerordens bestimmten und bereits mit der obersten Leitung des Ordens beauftragten Gabriel Venetus aufforderte, den Mönch Luther zur Ruhe zu bringen, nahm indessen die Sache immer noch leicht, indem er dem Gabriel bemerkte, die eben erst entzündete Flamme werde ohne Schwierigkeit sich ersticken lassen, wenn man nur schnell dazu thue.

Luther — als er die Schrift des römischen Theologen erhielt und den „Magister sacri palatii" auf dem Titel las, erschrack. Nie, sagt er später, habe ihm der Papst so wehe gethan wie es ihn damals geschmerzt habe. Er sah, wie die Sache jetzt wirklich an den Papst kam; „was will daraus werden?" dachte er. Er sah gleich im Eingang der Schrift kirchliche Prinzipien ausgeführt, nach denen er nicht zweifeln konnte zum Ketzer gemacht zu werden. Von dem Moment, in welchem Prierias jene Sätze über die Kirche und Ketzerei ihm entgegenstellte, sagt Luther nachher: „Da ging es an"; in der That waren dieselben, wenn der Papst ihnen beistimmte, für den vollen Ausbruch eines gründlichen Kampfes entscheidend. [2])

Als er jedoch die Schrift gelesen hatte, war seine Furcht und sein Respekt vor ihr dahin; er fand in ihr nur loses Gerede und lernte daraus, später nie wieder so zu erschrecken. Seine Freunde riethen ihm Nichts auf sie zu erwidern. Er kam mit ihnen auf den Gedanken, sie sei am Ende gar nicht wirklich von Prierias verfaßt, sondern ihm ähnlich zum Hohn untergeschoben, wie vor einigen Jahren jene Briefe der Dunkelmänner unter dem Namen eifernder Mönche erschienen waren. [1]) Von der Verfügung des Papstes an den Ordensgeneral scheint ihm in der nächsten Zeit noch Nichts bekannt geworden zu sein.

Ruhig arbeitete er weiter an jenen Erläuterungen zu seinen Thesen. In der Stille schritt er auch schon weiter voran in seinem Widerspruch gegen die Abläße; so vertraute er dem Spalatin an, daß er in diesen nur noch eine Täuscherei für die Seelen sehen könne. Als man ihm mit dem Bann bange machte, erklärte er diesem Freund, daß er die menschlichen Satzungen getrost verachte; er werde vielmehr bald den Krieg gegen sie zu unternehmen haben; die päpstlichen Dekrete werden ihm nicht schaden, da Christi Barmherzigkeit ihn schütze. — In der gegen Ende Februars beginnenden Fastenzeit ließ er endlich seinen bisher noch zurückgehaltenen „Sermon von Ablaß und Gnade“ frei ausgehen; von den Bestandtheilen der kirchlichen Buße — mit Ohrenbeichte und genugthuenden Leistungen der Büßenden, über deren biblische Rechtfertigung er in den lateinischen Thesen noch geschwiegen hatte, erklärte er jetzt offen, daß sie schwerlich in der heiligen Schrift begründet seien; und über die Pein und Genugthuung, welche Gottes Gerechtigkeit den Büßenden und Absolvirten noch auflegen sollte, erklärte er, daß Gott, der die Sünden frei aus Gnaden vergebe, überhaupt Nichts als herzliche Reue mit ernsten guten Vorsätzen von Jenen fordere; bald wollte er dann darauf den Begriff einer den Begnadigten noch obliegenden Pein oder Strafe gar nicht mehr angewandt haben. — Kurze Zeit nach diesem Sermon gab er einen lateinischen über die Buße heraus. Hier ging er nun auch auf die Frage ein, durch was der bußfertige Christ die Vergebung selbst erlange. Da tritt denn die Bedeutung des Glaubens, von welcher wir ihn schon vor dem Ablaßstreit so mächtig predigen hörten, auch im Zusammenhang mit diesem in ihr Licht. Was uns der Vergebung theilhaftig und hiemit vor Gott gerecht mache, das, sagt er, sei auch nicht die reuige Zerknirschung, welche nach der katholischen Lehre zusammen mit der Beichte die Bedingung der Absolution ist; denn diese sei nie genugsam vorhanden, so nothwendig sie auch erfordert werde; das sei vielmehr einfach der feste Glaube, das einfache volle Vertrauen zu der vergebenden Barmherzigkeit Gottes im Heilande Christus. Bestimmter übrigens redet er hier, wo er von Bußsakrament und darin zu erlangenden Absolution handelt, von dem Glauben in seiner Beziehung auf das spezielle Ver-

heißungswort Christi: „Was ihr auf Erden lösen werdet, das soll auch im Himmel los sein“ (Matth. 16, 19. 18, 18). Eben auf diese Verheißung Christi solle der Reuige fest vertrauen; dann werde ihm die Vergebung wirklich zu eigen. Die herrschende Lehre war, daß das Sakrament einen rechtfertige, wofern man nicht selbst den Riegel einer Todsünde der Gnade vorschiebe. Luther erklärt: nur der, welcher so glaube, schiebe keinen Riegel vor; ohne diesen Glauben nütze weder die Zerknirschung noch die Theilnahme am Bußsakrament oder den andern Sakramenten; der Glaube allein rechtfertige, — nicht das Sakrament, sondern das Glauben beim Sakrament. Wer also dem göttlichen Gnadenworte glaubt, das ihm beim Sakrament durch den Mund des Priesters zugesprochen wird, dem ist dann die Sünde und Schuld so ganz vergeben, daß er hiezu keines Strafleidens, keiner eigenen Leistungen und eben darum auch keiner Ablässe mehr bedarf, sondern nur in fortwährender Selbstzucht, Abkehr von der Sünde und Streben nach gutem Wandel auszuharren hat. Luther führte mit diesen Aussagen über den Glauben ein neues Moment in den Ablaßstreit ein, dessen Tragweite mit Bezug auf den von ihm unternommenen Kampf er selbst noch nicht ahnte. [1])

Einen Drang größere Flammen anzufachen, zeigte Luther durchaus nicht, noch machte er einen Versuch, streitsüchtige Genossen für sich zu gewinnen. Gegen Prierias beobachtete er wirklich Stillschweigen. Tetzels oder Wimpina's Thesen würdigte er keiner Berücksichtigung. — In Wittenberg fing, während er noch seinem Freund Carlstadt in der Geringschätzung des Ablasses zu weit ging, die studirende Jugend stürmisch für ihn Partei zu nehmen an. Als dorthin im März von Halle her ein Sendling Tetzels mit dessen Thesen kam, erschienen bei diesem die Studenten, schalten ihn, daß er so Etwas hierher zu bringen wage, kauften ihm Thesen ab, raubten ihm andere, und verbrannten dann feierlich an 800 Exemplare auf dem Marktplatz. Luther aber sprach hierüber sogar auf der Kanzel am 19. März sein Mißfallen aus: er that es am Schluß einer noch vorhandenen Predigt, in welcher er von der erlösenden Liebe Christi gehandelt und schließlich die Zuhörer ermahnt hatte, die Brüder zu lieben, wie Christus uns geliebt habe, obgleich er uns mit Recht hätte zürnen mögen. [2])

In seinen gewöhnlichen Predigten legte er nach wie vor der Gemeinde positiv, warm und einfach praktisch den Hauptinhalt des Glaubens und der Lehre ans Herz, ohne mit den Streitfragen über den Ablaß sie weiter zu behelligen oder auf seine eigene Persönlichkeit Bezug zu nehmen. Wir haben namentlich noch solche Predigten aus der Fastenzeit. Sie lehren uns in Christi Leidensgeschichte unsere eigenen Sünden erkennen, zu ihm hinfliehen, in welchem unsere Sünden überwunden und verschlungen sind, mit ihm sterben, ihm nachwandeln u. s. w. Sie fordern jenen Glau-

ben, auf welchen der Sermon von der Buße bringt, namentlich auch für den Genuß des heil. Abendmahles; er sei es, der da rechtfertige, rein mache und würdig vorbereite. Nicht wie eine dogmatische Streitfrage, sondern praktisch ermunternd, tröstend trägt Luther dies vor: eben diejenigen, die sich von sich aus ganz schlecht disponirt fühlen, sollen mit festem Vertrauen zum Heiland herantreten, der nicht Gerechte sondern Sünder zu sich ruft, während diejenigen, welche auf ihre eigene Reinheit und Würdigkeit pochen, sich selbst zum Gericht essen.[1])

Er nahm sich ferner Zeit, eine einfach erbauliche Auslegung des 110. Psalms abzufassen, womit er jener Bitte Scheurls nachkommen wollte, daß er für Hieronymus Ebner etwas Christliches schreiben möge (s. oben S. 141). Im Sommer 1518 ließ Spalatin sie drucken und versah sie mit einer Zuschrift an Ebner (vom 15. August).[2])

An der Universität erstrebte er eine Reinigung und Erweiterung der allgemeinen wissenschaftlichen, wie der theologischen Studien; er hoffte, daß bald Vorlesungen über das Griechische, Hebräische, die Mathematik, Quintilian, Plinius u. s. w. werden möglich werden.[3])

Die Pflichten des Ordensvikariates waren ihm jetzt abgenommen: schon im Mai wenigstens sehen wir diese dem Lange in Erfurt übertragen. Er war also durch dieses weder im selbständigen, persönlichen Auftreten gehemmt, noch auch versucht, von demselben im Interesse seines eigenen Standpunktes Gebrauch zu machen.[4])

Sorgen machte ihm nur, daß die Schmach, welche seine wüthenden Gegner ihm als einem Ketzer bereiten, auch auf die Universität übergehe.

Fortwährend bekümmert war er über die Verdächtigung seines Kurfürsten, als ob dieser aus Feindschaft gegen den Magdeburg-Mainzischen Erzbischof ihn angestachelt hätte. Doch erkannte er dankbar an, daß derselbe, ohne darum gebeten zu sein, ihm Schutz gewähre und ihn nicht, wie die Gegner wollten, nach Rom werde schleppen lassen.[5])

So ging er ruhig im ersten Halbjahr, das auf den Anschlag der Thesen folgte, seines Weges weiter.

Am schmerzlichsten aber nach der Schrift des Prierias berührte ihn noch im Monat März die Nachricht, daß auch jener Theolog Eck in Ingolstadt, welcher auf Scheurls Veranlassung das Jahr zuvor eine freundschaftliche Verbindung mit ihm und Carlstadt angeknüpft hatte, jetzt als ein gehässiger Widersacher gegen ihn aufgetreten sei. Eck hatte nämlich über Luthers Thesen Anmerkungen unter dem Titel „Obelisken" (eigentlich: Spießchen, wie man sie zur Notirung verdächtiger Stellen in Handschriften und Büchern gebrauchte) abgefaßt, welche zwar noch nicht gedruckt waren, aber fleißig in Abschriften verbreitet wurden. Er gab nachher vor, zu ihnen durch den Bischof von Eichstädt veranlaßt worden zu sein, der

doch in Wahrheit mit ihm nicht einverstanden war. An Luther gelangten e über Nürnberg durch seinen Freund Link. Eck hatte sie offenbar flüchtig aufgesetzt und um eine ordentliche Würdigung und Widerlegung der Thesen ich nicht bemüht, wohl aber ihnen vorgeworfen, daß sie voll Giftes seien, as Gift böhmischer Häresie ausfließen lassen, die christliche Liebe verletzen, ie Ordnung der kirchlichen Hierarchie umstürzen, zu Aufruhr Anlaß geben u. s. w. Eck war die erste, auch nach Luthers eigenem Urtheil bedeutende und angesehene theologische Persönlichkeit, welche wider ihn sich erhob. Luther erkannte auch jetzt in ihm einen Mann von großer Gelehrsamkeit, Geist und Scharfsinn an. Er äußerte, wenn er nicht die Gedanken Satans kennte, so müßte er sich wundern, mit welcher Leidenschaft dieser Mann so frische und schöne Freundschaftsbande zerreiße, ohne ihn erst zu ermahnen, ihm zu schreiben, ihm Lebewohl zu sagen. Auch gegen Eck aber wollte er schweigen; nur das Andringen seiner Freunde bewog ihn, wenigstens privatim demselben zu entgegnen; doch führte er auch dieß erst später aus. [1])

Drittes Kapitel.

Reise nach Heidelberg, 1518.

Eine Unterbrechung erlitten jetzt alle die erwähnten Arbeiten Luthers durch eine Reise, die er nach Heidelberg zu machen hatte. Mit dem Streit über den Ablaß hatte diese Nichts zu thun. So konnte sie für Luther auch mit den Arbeiten, welche sie ihrerseits mit sich führte, doch neben der Spannung und Aufregung, welche jener Streit brachte, zu einer Erfrischung dienen. Er selbst und seine Theologie erhielt durch sie eine ungesuchte Gelegenheit, in weiteren Kreisen wirksam sich bekannt zu machen. [2])

Die deutschen Glieder des Augustinerordens wurden nämlich nach Heidelberg zu einem Convent zusammenberufen; auch Luther sollte dazu sich einfinden. Der Gegenstand, über welchen verhandelt werden sollte, wird uns nicht angegeben. Anlaß zu einer Besprechung konnte namentlich das Verhältniß der deutschen Klöster zu dem neuen Ordensvorstande geben, welcher, wie wir oben bemerkten, vom Papst zu dieser Würde berufen worden war und dessen förmliche Wahl zum Ordensgeneral durch eine Versammlung von Vertretern aller Augustinerklöster in der nächsten Zeit vorgenommen werden sollte; jene glaubten sich, wie Spalatin berichtet, zu ihm, der vorher schon Prokurator des Ordens in Rom gewesen war und den Deutschen sehr ungeneigt sein sollte, Nichts Gutes vorsehen zu dürfen. Luthers Angriff auf den Ablaß kam dabei nicht zur Sprache; von Maßregeln des Ordensvorstands gegen ihn kann noch Nichts vorgelegen haben. Gabriel wurde nachher wirklich in einer großen Versammlung zu Venedig gewählt.

Der leidenschaftliche Haß, welchen Luthers Gegner wider ihn hegte, zeigte sich damals schon so groß, daß seine Freunde Nachstellungen gegen sein Leben fürchteten, wenn er die Reise wagen würde. Er erklärte, sie im Gehorsam gegen seine Ordensvorgesetzten dennoch zu unternehmen. Der Kurfürst ersuchte den Staupitz, der als Vorstand am Convent theilzunehmen hatte, dazu förderlich zu sein, daß Luther bald zurückkehre und nicht „verzogen noch aufgehalten werde"; er schrieb an denselben: „Ihr habt uns hievor angezeigt, daß Ihr einen eigenen Doktor an diesem Mann ziehen wollt"; er selbst, sagt er, habe an ihm „fast gut Gefallen" und möchte ihn nicht lange der Universität und den Vorlesungen entzogen sehen. Luthern gab er ein Geleitschreiben nach Heidelberg, über welches dort ein Herr am Hofe des Pfalzgrafen gegen Luther äußerte: „Ihr habt by Gott einen kystlichen Credenz". Auch an den Bischof von Würzburg und einen Adeligen daselbst versah er ihn mit Empfehlungsbriefen.

Luther reiste in den Tagen nach dem Sonntag Quasimodogeniti (11. Apr.) ab. Er unternahm die Reise zu Fuß in Begleitung eines Boten, der bis Würzburg ging. Es fehlte ihm an Geldmitteln: er vermochte nicht einmal den Boten, der ihm zu lieb langsamer gehen mußte, nach Wunsch zu bezahlen und bat deshalb nachher den Spalatin, noch Etwas bei der kurfürstlichen Casse für ihn auszuwirken. Schon in Coburg, wo der kurfürstliche Rentbeamte für ihn zu sorgen beauftragt war, kam er sehr ermüdet an (am 15. April); vergebens hatte er unterwegs doch nach Fuhrwerken sich umgesehen. Gutes Muths schrieb er von dort an Spalatin: er habe die Sünde, zu Fuß zu gehen, vollkommen gebüßt und bedürfe keines Ablasses. Erkannt hatte ihn bis dahin unterwegs weder Freund noch Feind, außer dem kursächsischen Rath Pfeffinger, der ihm zufällig begegnete und Zeche für ihn zahlte, und außer dem Pfarrer in Weißenfels, einem Wittenberger Magister, der ihn trefflich aufnahm und bewirthete. — In Würzburg, wo Luther am 17. April anlangte, fand er bei Bischof Lorenz, aus dem Geschlecht von Bibra, einen huldreichen Empfang; dieser wurde ihm so gewogen, daß er nachher — kurz vor seinem im Februar 1519 erfolgten Tode — dem Kurfürsten Friedrich schrieb, er möge den „frommen Mann, Dr. Martinus" ja nicht wegziehen lassen, da demselben Unrecht geschehe. Eben dort traf Luther mit dem Erfurter Freund Lange und anderen Ordensbrüdern zusammen. Er setzte jetzt mit ihnen zu Wagen die Reise fort, so daß er etwa am 21. in Heidelberg ankam, wo er im Augustinerkloster Herberge erhielt.

Ueber den Verlauf des Conventes erfahren wir Nichts.

Sehr erfreut äußerte sich Luther über die Freundlichkeit, womit der Pfalzgraf Wolfgang, ein Bruder des Kurfürsten von der Pfalz, ihn nebst Staupitz und Lange zu Tisch lud, sich heiter mit ihnen unterhielt und sie

der schönen Schloßkapelle und bei allen den anderen Herrlichkeiten des eidelberger Schlosses herumführte. Wolfgang fühlte sich der Wittenber- r Universität noch als ehemaliges Glied derselben verbunden; im Jahr 515 hatte ihm dieselbe die Ehre erwiesen, ihn zu ihrem Rektor zu wählen. on seiner Bereitwilligkeit, Luther irgendwelche Hilfleistung zu erweisen, achte dieser keinen Gebrauch.

Nach Abschluß der Conventsverhandlungen sollte endlich Luther noch auptsätze der Theologie, die er als die Augustinische und Biblische seit ahren vortrug, in einer öffentlichen Disputation darlegen und vertreten. r stellte eine Reihe von Thesen auf über das Unvermögen des Menschen, urch Werke des Gesetzes Gerechtigkeit vor Gott zu erlangen, über die echtung durch die Sünde, über die Gnade Christi, zu welcher das Be- ußtsein hiervon treiben müsse, über die Theologie des Kreuzes, ohne elche der Mensch das gute Gesetz Gottes und die natürliche Gotteser- nntniß sich nur zum Schaden gebrauche. Dazu fügte er noch einige The- n aus der Philosophie, welche uns ein merkwürdiges Streben zeigen, auch uf diesem Gebiete selbständig, und zwar mit Rückbeziehung auf alte, von er Scholastik gegen Aristoteles zurückgesetzte Philosophen neue Gesichts- unkte zu gewinnen: sie weisen auf die Bedeutung der Zahlen bei Pytha- oras und noch mehr auf die Bedeutung der Ideen bei Plato im Gegen- tz zu Aristoteles hin, nehmen auch gegen diesen einen Satz des vorsokra- schen Philosophen Anaxagoras in Schutz; wir sehen ihn jedoch später in ieser Beziehung nirgends weiter arbeiten; auch scheinen die letzteren Thesen icht wirklich zur Disputation gekommen zu sein. — Zu seinem Respon den- n nahm Luther für die Disputation den Augustinermönch Magister Leon- ard Baier.

Die Disputation wurde nicht in der Universität, sondern im Hörsaal es Klosters am 26. April abgehalten. Die Professoren der Universität aren der neuen Richtung abgeneigt; Luthers Theologie klang ihnen noch anz fremd. Doch nahmen sie an seiner Disputation theil und er freute ch der Mäßigung und des Scharfsinnes, womit sie gegen ihn stritten. Nur iner, der jüngste unter ihnen, rief zur Erheiterung des ganzen Audi- riums: „wenn die Bauern das hörten, würden sie euch gewißlich steini- n.“ Der Streit über die Ablässe wurde auch hier nicht hereingezogen; ir dasjenige wollte Luther hier kämpfen, was ja gerade ihm der Eine ern und Grund für Alles Andere war.

Mit Spannung aber folgte dem Gang der Disputation besonders eine nzahl jüngerer, noch studierender Theologen in mitten der Zuhörerschaft. s waren unter ihnen namentlich vier, die damals begierig auf Luther rten und schauten und die nachher selbst Theilnehmer an seinem Werke rden: Johann Brenz, damals schon Magister der Philosophie, der

erste unter den reformatorischen Theologen Schwabens; Erhard Schnepf, welcher besonders durch seine Arbeit bei der Reformation Würtembergs bekannt und einflußreich geworden ist;[1]) Theodor Billicanus, der bald nachher wegen seiner in Heidelberg unternommenen akademischen Vorlesungen eine Untersuchung von Seiten der römisch Gesinnten sich zuzog, und nachher die Reformation in der Stadt Nördlingen leitete; endlich Martin Butzer, ein junger Dominikanermönch, also dem Orden eines Tetzel und Prierias zugehörig, aber in den alten Sprachen tüchtig gebildet, voll von Eifer für freiere allgemein wissenschaftliche und theologische Studien, denen er damals lernend und zugleich schon lehrend in Heidelberg oblag: ihn werden wir nachher, besonders seit er evangelischer Prediger in Straßburg geworden war, am meisten mit Luther im Verkehr finden. Butzer hatte nach der Disputation auch noch eine lange, private Unterredung mit Luther. Wir besitzen von ihm einen Brief, in welchem er über diesen begeistert einem Freunde berichtet: Luther habe seine Gegner in der Disputation mit Anmuth und Langmuth und mit einem nicht scholastischen, sondern paulinischen Scharfsinn durch kurze, treffende, rein aus der Schrift geschöpfte Antworten zurückgeschlagen und fast alle Zuhörer zur Bewunderung fortgerissen. Man sieht weiter aus dem Brief, welch großen Eindruck die Kunde von der neuen Art des Studiums in Wittenberg, von der Erhebung über Scholastik und Aristoteles, von den Vorlesungen über Paulus und Augustin machte. Bei Luther wirkte besonders auch die Offenheit seines Auftretens; darin stellte ihn Butzer über Erasmus, den er schon bisher verehrt hatte; was dieser nur verblümt zu verstehen gebe, das bekenne Jener frei.

Zu Anfang Mai's reiste Luther wieder heimwärts und zwar auf Anbringen seiner Oberen zu Wagen, — bis Würzburg zusammen mit Nürnberger Mitgliedern des Convents, von dort mit den Erfurtern bis Erfurt, weiterhin mit Brüdern aus Eisleben, die ihn vollends mit Geld und Pferden zur Fahrt nach Wittenberg unterstützten. Der Pfalzgraf bezeugte ihm in einem Brief an seinen Kurfürsten: „Doktor Martinus Luder — — hat sich mit seinem Disputiren also geschickt gehalten, daß er nit ein klein Lob Ew. Liebden Universität gemacht hat; es wurde ihm auch großer Preis von viel gelehrten Leuten nachgesagt."

Er durfte aus Heidelberg mit Befriedigung über wirkliche Erfolge scheiden. Anders geartet aber waren freilich die Erfahrungen, die er eben jetzt bei seinen eigenen alten Erfurter Lehrern machte. Den Dr. Usingen, der gleichfalls beim Convent gewesen war, suchte er vergeblich noch auf der Heimfahrt zu überzeugen; derselbe konnte sich in seine Lehren nicht finden; so sei es, sagt Luther, wenn man in üblen Meinungen alt geworden sei. Von Trutvetter, der besonders über seine Angriffe gegen die scholastische Dialektik aufgebracht war, hatte er, — wie es scheint in Hei-

elberg — einen Brief erhalten, worin derselbe ihm mit sehr gereiztem Ton
nkenntniß der Dialektik und auch der Theologie vorwarf. Auf der Rück-
eise durch Erfurt wollte ihn Luther besuchen, wurde aber vom Diener ab-
ewiesen, weil Trutvetter nicht so wohl sei, um ihn aufnehmen zu kön-
en, und schickte ihm daher ein Schreiben zu, in welchem er wegen seiner
hesen sich rechtfertigte, ihm ferner offen erklärte, daß er ohne ein gründ-
iches Aufräumen unter den Dekretalen oder kirchenrechtlichen Satzungen
nd der gegenwärtigen scholastischen Philosophie und Theologie keine Reform
er Kirche für möglich halte, übrigens jede Zurechtweisung von ihm als
einem lieben Lehrer stets dankbar und ohne Bitterkeit aufnehmen zu wollen
ersicherte. Darauf hin erlangte er in Erfurt auch noch eine mündliche
Unterredung mit ihm — allein ohne Erfolg. Er schrieb darüber an Spa-
atin: er habe da dem Trutvetter wohl verständlich gemacht, daß derselbe
hn nicht widerlegen könne, ja daß vielmehr die Sätze seiner Gegner dem
hiere gleichen, von welchem man sage, es fresse sich selbst auf; aber zu einem
auben rede man vergeblich. So äußert er denn weiter: er setze dagegen
roße Hoffnung auf die Jugend, welche ganz anders sich gesinnt zeige; zu
hr möge die wahre Theologie, welche von den in ihren Meinungen fest-
itzenden Alten verworfen werde, ebenso übergehen, wie einst Christus, von
en Juden verworfen, zu den Heiden sich gewandt habe. — Die Freund-
chaft zwischen Luther und diesem seinem ehmaligen Lehrer war und blieb
iemit zerrissen, wenn sie gleich nachher noch einmal über den Werth oder
Unwerth der Dialektik mit einander Briefe wechselten. Es schmerzte Trut-
etter zu sehr, daß Luther über seine Schultheologie so verächtlich, ja
rofan und leichtfertig rede. — Mit Usingen blieb Luther zwei Jahre lang
enigstens äußerlich noch auf freundschaftlichem Fuße; er setzte seinen Briefen
n Lange noch Grüße an ihn bei. Als aber nachher praktisch reforma-
orische und zwar zum Theil tumultuarische Bewegungen in Erfurt losbra-
hen, harrte Usingen als Hauptvorkämpfer des alten Kirchenthums nament-
ich auch dem Lange gegenüber aus.

Gerne hätte Luther bei jenem kurzen Aufenthalt in Erfurt auch noch
n einer Disputation sich mit den Andern auseinandergesetzt. Er fand aber
egen der vor dem Himmelfahrtsfest stattfindenden dreitägigen kirchlichen
ittandachten keine Zeit mehr dazu.

Am 15. Mai, zwei Tage nach dem genannten Feste, langte er wieder
n Wittenberg an. Die Reise war ihm gut bekommen; Freunde fanden,
aß er auch besser bei Leibe sei als zuvor.

Viertes Kapitel.

Die Resolutionen zu den Ablaßthesen. — Luther gegen Eck, Tetzel, Hoogstraten.

Von Heidelberg zurückgekehrt, warf sich Luther mit neuer Energie auf diejenigen theologischen Arbeiten, in welche der Ablaß ihn hineingeführt hatte. Gründlich und umsichtig erledigte er vollends die längst unternommene Erklärung seiner 95 Thesen. Mit rascher Feder machte er daneben und nachher die Angriffe einzelner Gegner in besonderen kürzeren Schriften ab.

Jene Erklärungen, denen er den Titel von „Resolutionen" seiner Disputationen oder Thesen über die Kraft der Ablässe gab, hatte er schon im Mai so weit fertig, daß er noch in diesem Monate die ersten gedruckten Bogen derselben versenden konnte. Sie waren bereits während seiner Heidelberger Reise unter der Presse; diese arbeitete aber zu seinem Verdrusse so langsam, daß der Druck sich noch bis in den August hinzog. [1])

Die „Resolutionen" sind nach ihrem Inhalt und Umfang, nach der Sorgfalt, die Luther auf ihre Ausarbeitung verwendete, der Art, wie er ihre Veröffentlichung einleitete, und überhaupt der Bedeutung, die er selbst ihnen beilegte, die wichtigste seiner auf die Ablaßfrage bezüglichen Schriften.

Er legte sie (d. h. wohl die Anfänge des Gedruckten) zuerst, unter dem 22. Mai, dem Bischof von Brandenburg als seinem gnädigen Vorgesetzten und als großem Freunde der Wissenschaften und der Gelehrten „zu Füßen". Der Bischof, schreibt er, möge beliebig darin ausstreichen, ja die ganze Schrift verbrennen; ihm liege Nichts daran; denn er wisse wohl, wie gefährlich es für Menschen und große Sünder sei, in der Kirche zu reden, selbst auch wenn sie die Wahrheit sagen. Die Sache aber gibt er darum nicht auf, sondern stellt sie dem Herrn anheim: Christus bedürfe seines Dienstes nicht, sondern werde auch ohne ihn das Gute der Kirche verkündigen. Er selbst wolle auch jetzt nichts entscheiden, sondern nur disputiren; er behaupte Nichts hartnäckig, sei auch über Manches noch unsicher; Alles unterwerfe er dem Urtheil der Kirche. Und zwar disputire er so mit Furcht, — nicht jedoch, als ob er die Bullen und Drohungen derjenigen fürchte, welche fordern, daß man ihren Träumen wie einem Evangelium glaube: im Gegentheil habe eben ihre Keckheit und Unwissenheit ihn genöthigt, seiner eigenen Furcht nicht zu glauben; er wisse, daß er nichts Anderes suchen dürfe, als Niemandem einen Anlaß zum Irrthum zu geben.

Dem Papste selbst widmete er seine Schrift. Den Staupitz ersucht er, sie demselben zu übermitteln, um an ihm bei diesem einen Fürsprecher gegen die Umtriebe der Uebelgesinnten zu haben, obgleich alle Gefahr nur

er auf sich nehmen wolle. Dabei erinnerte er den Staupitz an das Wort, das er einst von ihm wie eine Stimme vom Himmel über das Wesen der Buße vernommen habe, daß nämlich wahre Buße von der Liebe zur Gerechtigkeit und zu Gott anheben müsse: dieses Wort habe in ihm wie ein starker, spitzer Pfeil gehaftet; weiter habe er aus dem Griechischen gelernt, daß das neutestamentliche Wort für Buße Nichts Anderes als Sinnesänderung bedeute; da habe er gewagt, die Meinung zu verwerfen, nach welcher auf die äußeren Bußleistungen so viel Gewicht fallen sollte, daß für die wahre Buße fast Nichts bleibe; eben darum habe er gegen die verführerischen Trompetenstöße der Ablaßprediger sich erheben müssen. Unglücklicherweise müsse er aus dem stillen Winkel, den er stets geliebt habe, hervortreten.

An Papst Leo fügte er eine eigene Zuschrift bei vom 30. Mai. Sie beginnt: „Ich habe vernommen über mich ein gar bös Gerücht, daß etliche Freunde vor Ew. Heiligkeit meinen Namen aufs ärgste stinkend gemacht haben, als der ich die Gewalt der Schlüssel und des obersten Pontifex zu verkleinern unternommen hätte; darum werde ich als ein Ketzer, Abtrünniger, Treubrüchiger und mit tausend andern Namen und Schmähungen angeklagt; meine Ohren entsetzen sich und meine Augen starren, aber fest steht mir die einzige Stütze meiner Zuversicht, ein unschuldiges und ruhiges Gewissen; und es ist Nichts Neues, was ich höre: denn mit eben solchen Abzeichen haben mich auch in unseren eigenen Landen jene sehr ehrenwerthen und wahrhaftigen Leute, das heißt, die bei sich selbst das böseste Gewissen haben." Luther berichtet dann von den anstößigen, öffentlichen Erklärungen über den Ablaß und dem verderblichen Handel, wodurch er zu einer Aeußerung genöthigt worden sei, und von der Disputation, die er Kraft seiner Befugniß als ein vom päpstlichen Stuhl selbst autorisirter Doktor der Theologie unternommen habe. Er fragt, was er jetzt thun solle. Widerrufen könne er nicht. Ungern trete er vor die Oeffentlichkeit, — er ein ungelehrter plumpfer Kopf gegenüber einem in Wissenschaft und Geist so hoch blühenden Zeitalter, das sogar einen Cicero in den Winkel zurücktreiben könnte; die Noth zwinge ihn, als Gans unter Schwänen zu schnattern. So wolle er denn, um den Zorn der Widersacher zu mildern und das Begehren Vieler zu befriedigen, die Erklärungen seiner Thesen hinausgeben; er sende sie aber aus unter dem schirmenden Namen des Papstes selbst; aus ihnen werde man, so man anders wolle, erkennen, wie rein und einfältig er die christliche Gewalt ehre. Das Schreiben schließt: „Darum erbiete ich mich zu Ew. Heiligkeit Füßen liegend mit Allem was ich bin und habe; verhänget oder verhänget Tod, saget zu, saget ab, heißet gut, verwerfet, wie Euch gefällt; Eure Stimme werde ich als Stimme Christi, der in Euch regiert und redet, anerkennen; habe ich den Tod verdient, so weigere ich mich nicht

zu sterben; denn die Erde ist des Herrn und was darin ist, der da ist hochgelobet in Ewigkeit, Amen. Er bewahre auch Euch ewiglich, Amen." Was Luther von alter Verehrung für den päpstlichen Stuhl, was er von wirklichem Vertrauen auf den gegenwärtigen Papst in sich hatte, ist in diesem Schreiben noch einmal zum stärksten Ausdruck gekommen. Auch eine feine Rücksicht auf Leo's persönliche Neigung und Eitelkeit hat er nicht unterlassen: eben dieser sah sich als einen Mann jener mehr als ciceronischen modernen Geistesbildung an, wogegen Luther in Gefahr war, ihm nicht minder für einen Barbaren, als für einen Ketzer zu gelten. Dabei liegt für die Ehrlichkeit, mit welcher Luther seine Ergebenheit gegen den Papst bezeugen wollte, der beste Beweis in der sehr geraden, starken, rücksichtslosen, in Rom unerhörten Sprache, mit welcher er zugleich vor dem Papst über die in dessen nächster Umgebung befindlichen „Freunde" und die bisher von ihm zugelassenen Mißbräuche seine Meinung sagt. Aber konnte er wirklich hoffen, daß zu jenen Zeiten irgend ein Papst mit derjenigen Auffassung päpstlicher Gewalt, die er aber jetzt in seinen Resolutionen vorlegte, sich begnügen werde? und konnte er, wenn der Papst sie verwarf, wirklich, d. h. mit seiner Gesinnung und nicht bloß mit seinem Leib und irdischen Leben, dem päpstlichen Urtheil sich zu unterwerfen bereit sein? hiergegen zeugte eben auch Sprache und Inhalt der Resolutionen. Das Eigenthümliche bei Luthers innerer Stellung war jedoch damals eben dieß, daß er im Gedräng alter und neuer Anschauungen, Pflichten und Erwartungen selbst nicht im Stande war, solche Fragen scharf sich zu vergegenwärtigen und zu beantworten; auch für ihn selbst sollte erst die weitere Entwicklung der Dinge mit den Forderungen, welche sie ferner an sein Gewissen stellte, eine klare Entscheidung bringen. — Wir kommen hiebei auch noch einmal auf Aeußerungen seines Briefs an Staupitz zurück. Christus, sagt er dort, möge zusehen, ob die Sache, die er (Luther) führe, die seinige (Christi) sei, — Christus, „ohne dessen Wink auch der Papst nicht die Rede auf der eigenen Zunge habe, wie ein König (nach Sprichw. Salom. 21, 1) das Herz nicht in der eigenen Hand;" diesen erwarte er als Richter vom römischen Stuhle her reden zu hören. Er hoffte demnach allerdings, das Papstes Urtheil in seiner Sache werde von oben her recht gelenkt werden. Allein er hatte darum doch, wie wir sogleich auch aus den Resolutionen sehen werden, nicht etwa die Gewißheit, daß der Papst von Amts wegen *immer* so von Irrthum und menschlicher Leidenschaft bewahrt werde. Er hofft nur so, wie man auch zum Herzen eines Königs hoffen kann, weil es nach jenem Worte der Schrift „in der Hand des Herrn ist wie Wasserbäche und derselbige es neiget wohin er will". Wie sehr er doch auch darauf gefaßt war, daß der Papst ihn, ohne der Wahrheit Recht zu geben, seinen Gegnern zum Opfer fallen lasse, das zeigen die weiteren Worte an Staupitz:

„Meinen drohenden Freunden habe ich Nichts zu erwidern als das Wort Reuchlins: wer arm ist, fürchtet Nichts, er kann Nichts verlieren; Geld und Gut habe ich nicht und begehre ich nicht; habe ich guten Ruf und Ehre gehabt, so macht mir diese, wer sie einmal zu nichte macht, jetzt fort und fort zu nichte; eins ist mir übrig, ein dürftiger, schwacher, von beständiger Beschwerde ermatteter Leib; nehmen sie mir ihn mit Gewalt oder List Gott zu Dienste, so machen sie mich um eine oder zwei Stunden des Lebens ärmer; mir genügt der süße Erlöser und Versöhner, mein Herr Jesus Christus, dem ich singen will, so lang ich lebe; will einer nicht mit mir singen, was gehts mich an? er mag, wenn er will, bei sich selber heulen."

So leitete Luther die Herausgabe seiner Resolutionen ein.

In ihnen behandelt er den Inhalt seiner 95 Thesen der Reihe nach, — bei aller inneren, persönlichen Betheiligung mit wissenschaftlicher Ruhe und zum Theil mit tiefeindringender theologischer Untersuchung. Bei wichtigen Punkten verfährt er noch suchend und prüfend; gerade bei ihnen aber sehen wir ihn dann in der durch die Thesen eingeschlagenen Richtung nur noch weiter vordringen.

Auf Grund der Schriftaussagen und jener Bedeutung des griechischen Ausdrucks für Buße beharrt er bei seiner Erklärung über die von Gott geforderte innere Buße oder Sinnesänderung und bei seiner Unterscheidung zwischen ihr und zwischen den äußern Arten der Beichte und Bußleistungen, welche nicht von Christus, sondern durch den Papst und die Kirche eingesetzt und darum nach dem Gutbefinden der Kirche wandelbar seien.

Besonders angelegen aber ist ihm die Grundfrage über den göttlichen Erlaß der Sünde und Schuld selbst, der ja auch nach der katholischen Lehre jenen Leistungen und den Ablässen vorangehen sollte; von welchem er auch bereits in dem, während seiner Arbeit an den Resolutionen herausgegebenen lateinischen Sermon von der Buße gehandelt hatte. Und durch seine verschiedenen Ausführungen hindurch zieht sich das Grundzeugniß, daß der Glaube die Vergebung erlange oder vor Gott gerecht mache, — derjenige Glaube nämlich, in welchem der reuige, gedemüthigte Sünder an die göttlichen Verheißungen, an Gottes Güte, an Christi Wunden sich halte, der Glaube, durch welchen unsere Sünden dem Gotteslamme Christus und Christi Gerechtigkeit, Tugenden und Verdienste uns zu eigen werden, ja vermöge dessen der Christ Alles in Christo sich beilegen dürfe.

Dagegen will er jetzt nicht mehr die quälerische und an sich unmögliche Aufzählung aller einzelnen Sünden von Seiten des zerknirschten Sünders in der Ohrenbeichte. Und wiederum warnt er, wie schon in jenem Sermon, daß derselbe sein Vertrauen auch nicht auf die eigene, doch immer nur unzureichende Reue oder Zerknirschung setze, sondern daß er vielmehr eben in jenem Glauben die Gerechtigkeit und Seligkeit suche. Ja er spricht aus:

ſogar wenn einer, was freilich innerlich unmöglich wäre, ohne Zerknirſchu
oder wenn einer wenigſtens ohne ſich für hinlänglich zerknirſcht zu halt
dem göttlichen Worte der Vergebung mit wahrer Zuverſicht glaube, ſo h
derſelbe auch wirklich ſchon die Vergebung.

Noch mehr beſchäftigt ihn die andere Frage, was das abſolviren
Wort des Prieſters bei der Buße zu bedeuten habe. Dort hatte er erklä
der Papſt erlaſſe die Schuld nur, ſofern er erkläre, daß ſie von Gott erlaſ
ſei. Er fragt jetzt: ob nicht hiernach die Abſolution aus dem Munde
Prieſters zu wenig Bedeutung behalte oder gar überflüſſig werde, währe
doch der Herr geſagt habe: „Was ihr auf Erden löſet, ſoll auch im Himm
los ſein?“ Andererſeits fragte ſich, ob nicht dem Worte des Prieſters, die
menſchlichen Werkzeuges, zu viel beigelegt werde. Und bei der zweit
Frage kam wiederum ein Doppeltes in Betracht; einestheils nämlich: ſol
denn das Wort des Prieſters Jedem, den er abſolvirt, die Vergebu
wirklich zu eigen machen, auch wenn dieſem die innere Bedingung
Glaubens fehlt? anderntheils: ſollte der Gläubige mit ſeinem Heil an d
Wort des Prieſters als an ein menſchliches, möglicherweiſe willkürlic
Urtheil gebunden ſein?

Luther ringt hierüber ſelbſt noch nach Klarheit. Er wünſcht, d
auch Andere helfen möchten, ihn darüber aufzuklären. Deutlich genug al
ſchlägt er ſchon jetzt den Weg derjenigen Löſung ein, bei der er herna
verblieben iſt, die er nachher nur noch klarer und ſchärfer im Intere
chriſtlicher Freiheit und Glaubensfreudigkeit entfaltet hat.

Gott, ſagt Luther, hegt und erweiſt ſeine vergebende Gnade geg
uns und in uns ſchon ehe er den Prieſter die Abſolution ſprechen lä
Iſt ja doch die Gewiſſensnoth des Sünders und ſein Verlangen nach V
gebung ſelber ſchon eine innere Wirkung jener Gnade. Durch dieſes au
drückliche Wort der Abſolution aber will er nun der Vergebung uns au
gewiß machen und den Frieden der Vergebung uns ins Herz ſenken; wär
wir ohne ein ſolches Wort nur auf eine innere Erfahrung der göttlich
Gnade angewieſen, ſo kämen wir leicht dazu, im Verlangen nach ein
derartigen Erfahrung Gott zu verſuchen. Ja inſofern erfolgt in der kir
lichen Abſolution nicht eine bloße Erklärung der Vergebung, ſondern d
wirkliche Vergebung ſelbſt. — Nicht wegen des Prieſters aber oder weg
einer in ihm ruhenden Gewalt empfängt man hier die Vergebung, ſonde
Kraft des Verheißungswortes Chriſti Matth. 16, 19., 18, 18; nicht a
die Gewalt des Papſtes oder Prieſters ſoll man bauen, ſondern auf die
Verheißung. Sie ſteht auch feſt, wenn der Prieſter ein irrender, leichtfertig
Menſch iſt. — Eben der Glaube an ſie ferner iſt es, wodurch wir bei d
kirchlichen Abſolution der Vergebung allein und ſicher auch wirklich theilhaft
werden. Ihr darf und ſoll man feſt vertrauen; auf ſie hin ſoll man nic

veifeln, daß einem die Sünden erlassen seien; du hast so viel als du laubst, um der Verheißung Christi willen; Christus selbst ist unser Friede, dem wir glauben. Wo dagegen der Glaube oder das Vertrauen fehlt, a wird auch die Vergebung, deren Gott in der Absolution uns genießen assen wollte, hinfällig. Das Gleiche gilt für die Gnadengabe der Taufe nd des Abendmahles. Unmöglich kann ein Sakrament einem zum Heile argereicht werden, wenn er nicht glaubt. Die Lehre, daß die Sakramente es Neuen Bundes einem die rechtfertigende Gnade geben, wofern man nur keinen Riegel vorschiebe, ist falsch, ja ketzerisch. — Nicht so direkt bespricht Luther jene weitere Frage, wie es um Christen stünde, denen ein Priester willkürlich oder vermöge eines unbegründeten Zweifels an ihrer Bußfertigkeit die Absolution verweigern würde, während sie doch die innern Bedingungen und namentlich das gläubige Vertrauen zu Christus und Christi Verheißung in Wahrheit besäßen. Die Antwort darauf können wir indessen allen den Stellen der Resolutionen entnehmen, wo er vom Glauben überhaupt redet. Ueberall, wo dieser vorhanden ist, giebt er demselben, auch abgesehen von der zu seiner Stärkung bestimmten kirchlichen Absolution, an allen Gütern Christi Antheil. Dem entspricht, was wir von Luther zum Theil noch in den Resolutionen und insbesondere bald nachher an einem andern Ort über die Kraft der kirchlichen Excommunikation hören werden. Wie wenig er ferner auch dem persönlichen Urtheil eines treuen Priesters hinsichtlich der Seelenzustände des die Absolution suchenden Beichtkindes überlassen wollte, zeigt uns eine Reihe anderer Sätze, die er eben um jene Zeit in Wittenberg bei der Universität aufstellte; er sagt dort: wenn der Priester beim Sünder Verlangen nach der Absolution und Glaube daran wahrnehme, so solle ihm dies ein genügendes Zeichen für die rechte Disposition desselben sein.[1]) Endlich gibt ein wohl noch aus demselben Jahre stammender deutscher Sermon Luthers über die Buße in Betreff der Absolution noch die weitere Erklärung: was hier der Priester thue, ebensoviel könne in Ermanglung eines Priesters ein jeder Christenmensch thun, — er könne einem angefochtenen Bruder das Wort „Gott vergiebt dir in Christi Namen" zusprechen, — und der Angefochtene habe, wenn er dieß Wort im Glauben fasse, eben hiemit die Absolution. Und diese Erklärung ist ganz der Bedeutung angemessen, welche dem Verheißungswort einerseits und dem Glauben andererseits schon in den Resolutionen beigelegt wird.[2])

So wird für Luther die sogenannte Schlüsselgewalt der Kirche und des Priesters aus einer Herrschaft über die Seelen zu einem Dienste, welcher für sie zur Förderung und Versiegelung ihres Glaubens geübt wird und dessen heilsamer Erfolg von ihrem eigenen Verhalten dazu, von ihrem wirklichen Vertrauen aufs göttliche Gnadenwort abhängt. So sagt Luther

in den vorhin erwähnten Sätzen: „Christus hat nicht gewollt, daß de Menschen Seligkeit in der Hand oder Willkür eines Menschen stehe.“ S sagt er in den Resolutionen: „Das ist also die theuer werthe Gewalt, fü welche wir von ganzem Herzen den höchsten Dank Gotte sagen sollen, de sie den Menschen gegeben hat zum Troste der Gewissen, wofern sie nur a die Wahrheit der Verheißung Christi glauben.“

Wir werden finden, daß Luthers Gegner zwar nicht die ganze Trag weite seiner in den Resolutionen vorgetragenen Sätze, aber wenigstens jen entscheidende Bedeutung des Glaubens den Sakramenten gegenüber sogleic aufgefaßt haben. Die ganze bisherige Geltung des kirchlichen, prieste lichen, hierarchischen Aktes erschien angegriffen, wenn seine Wirkung er durch den Glauben, diesem innersten subjektiven Akt, bedingt sein sollte.

Einen anderen weiteren Schritt thun die Resolutionen in Betreff jene Schatzes der Kirche, aus welchem angeblich die Ablässe fließen sollten. I den Thesen hatte Luther dagegen sich verwahrt, daß man die Verdienst Christi und der Heiligen für eben jenen Schatz erkläre, — sie zu eine willkürlich verwendbaren Quelle für diese ihren Werth noch so zweifelhafte Gaben mache. Jetzt fährt er fort, dasjenige, was Christus uns erworbe oder verdient habe, hoch zu rühmen, es weit über alle Ablässe zu stellen den Genuß davon aber einfach dem Glauben zuzuerkennen. Solche Ver dienste der Heiligen dagegen, wie nach katholischer Lehre zu jenem Schatz gehören sollten, erkennt Luther überhaupt nicht mehr an. Die Lehre war von den Heiligen sei überflüssig mehr geleistet worden, als die Gebote Gotte fordern, und dieser Ueberfluß komme in jenen Schatz und komme von d aus den Ablaßkäufern zu gute. Hiergegen erklärt jetzt Luther: kein Heilige habe je genugsam die göttlichen Gebote erfüllt, geschweige denn mehr ge than. Der Satz folgte für ihn nothwendig aus der ihm längst eigene tiefen Auffassung der Gebote, vor allem des Grundgebotes der vollkommene Gottesliebe, und seiner strengen Beobachtung der Sünde, die auch den besten menschlichen Werk anhänge und dasselbe immer noch der göttliche Vergebung bedürftig mache. Er stellt denselben als einen Satz auf, de keinen Zweifel zulasse, vielmehr so sicher gelten müsse, daß die entgegen gesetzte Meinung Ketzerei sei.

Gegen die kirchliche, hierarchische, päpstliche Gewalt fordert er nun allerdings, wie er dem Papst versichert hatte, auch in den Resolutione fort und fort Ehrerbietung und Gehorsam. Er protestirt nicht gegen di Auflagen, welche die Kirche dem von Gott begnadigten Sünder noch macht Er bleibt bei seiner These, daß man „die Commissäre der apostolische Ablässe mit aller Ehrfurcht zulassen müsse“; als Grund fügt er bei: „we man der päpstlichen Autorität in allen Dingen ehrfurchtsvoll weichen muß. Allein immer klarer zeigt sich ja bei ihm seit den 95 Thesen und vollend

nun in den Resolutionen, für welches Gebiet allein ihm diese Gewalt und Autorität gilt und was er mit allen den Dingen, in denen man sich ihr fügen soll, meint. Innerlich, in ihrem Verhältniß zu dem richtenden, strafenden, vergebenden Gotte sind die Seelen und Gewissen frei geworden. Es sind nur noch äußerliche Ordnungen, Leistungen, Strafen und Abläße, welche von der päpstlichen Gewalt über sie verfügt werden. Der Charakter dieser Gewalt selbst ist seinem ganzen Wesen nach ein anderer geworden als gemäß den bisher herrschenden Lehren. Sie ist allerdings der Kirche und dem Papst von Gott verliehen und hat darum Gehorsam zu fordern, — aber nur wie andere Ordnungen des äußeren Lebens, wie der Staat oder die Obrigkeit. Jenen Grund, „weil man der päpstlichen Autorität weichen muß", stützt Luther jetzt blos auf das von den Obrigkeiten handelnde apostolische Wort Röm. 13, 2. So ist für ihn jetzt das Gewissen der Christen auch richterlichen Aussprüchen des Papstes gegenüber, ja auch päpstlichen Bannflüchen gegenüber frei, wenn diese innerlich ungerechtfertigt sind. Er erklärt dort weiter: es solle doch Niemand im Gewissen sich beirren lassen, als ob ungerechte Sentenzen jener Autorität von den Christen gut geheißen werden sollten und aus *diesem* Grund Gegenstand des Respektes und der Furcht wären. „Denn," sagt er, „der Papst selbst verfügt über Manche das kirchliche Binden (und hiermit den Bann), welche dennoch vor Gott nicht gebunden sind, und nöthigt sie, solch Binden zu ertragen; dasselbige schadet ihnen aber nichts, weil es eine bloße (kirchliche) Strafe ist, und soll zwar Gegenstand der Furcht sein, soll aber den Gewissen keinen Skrupel machen." Nicht etwa darum will er solche Aussprüche gefürchtet haben, als ob von ihnen jenes Wort Christi gälte: „was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein," sondern nur in *der* Weise, wie man auch unter dem Erleiden jeder andern Gewalt und Gewaltthat Gott fürchten müsse. Ja statt jenes Wortes Christi bezieht er darauf Aussprüche wie die: „Wenn dich Jemand schlägt auf den rechten Backen" u. s. w. und „Rächet euch nicht selbst" u. s. w. (Matth. 5, 39. Röm. 12, 19).

Dazu reden die Resolutionen einmal ganz unbefangen von einer Zeit, wo die römische Kirche noch nicht über den andern, wenigstens noch nicht über denen Griechenlands gestanden habe; so sei es noch zur Zeit Papst Gregors I., d. h. zu Anfang des siebenten Jahrhunderts gewesen. Luther spricht dies einfach als geschichtliche Thatsache aus, ganz ohne zu bedenken, wie sehr er gegen die römische Lehre verstieß, wonach von Rechts wegen jederzeit die ganze Christenheit dem Stuhle des heil. Petrus in Rom untergeben sein und, soweit sie, wie die Griechen, sich nicht unterwarf, gegen Gottes Ordnung sich auflehnen sollte. Und in seiner kurzen historischen Bemerkung lag hohe dogmatische Bedeutung: denn die Oberhoheit Roms

war zwar auch so noch für Luther ein Ergebniß göttlicher Fügung und göttlichen Willens, aber sie bestand nicht mehr kraft eines mit dem Wesen der Kirche gesetzten unwandelbaren göttlichen Rechtes, sondern sie war nun in ähnlicher Weise von Gott verordnet, wie Gott auch weltliche Monarchien emporkommen läßt und dann den äußeren Gehorsam gegen dieselben zur Pflicht macht.

Ausdrücklich erklärt sich Luther auch schon gegen die Lehre von zweierlei Schwertern in der Hand des Papstes, von welchen das eine die geistliche Gewalt bedeuten, das andere aber auf die weltliche, „materielle" Gewalt sich beziehen und hiermit laut päpstlicher Aussprüche den Papst gar zum Oberherrn der weltlichen Reiche als solcher machen sollte. Eine so weit gehende Oberherrschaft des Papstes erörtert er gar nicht; von ihr wollte er offenbar schlechthin nichts wissen. Aber auch dasjenige weltliche Schwert erkennt er nicht für recht, welches der Papst gegen die Ketzer gebrauche: es sei, sagt er, freilich bequem, die Irrenden und Ketzer zu verbrennen, anstatt die Ketzereien und Irrthümer (mit geistlichen Waffen) zu zerstören: aus dem Papst mache man mit diesem Schwert statt eines liebewerthen Vaters einen fürchterlichen Tyrannen. Mit bitterem Hohn fügt er bei, man könnte mit ähnlichem Scharfsinn die Schlüssel der Kirche so ausdeuten, daß ein Schlüssel die Reichthümer des Himmels, ein anderer die Reichthümer der Welt ausspende; das thue man aber wohlweislich nicht; denn während man die Reichthümer des Himmels durch den Ablaß aufthue, habe man in der Kirche einen Schlund, der die Reichthümer der Welt begierig selber verschlinge.

Im Hinblick auf alle die kirchlichen Mißbräuche und Lasten, die man allerdings tragen müsse, die er aber leider nicht rechtfertigen könne, erklärt endlich Luther: „Die Kirche bedarf einer Reformation, welche nicht die Sache eines Menschen, des Papstes, noch die Sache der vielen Cardinäle ist, wie das jüngste Conzil erwiesen hat, sondern Sache der ganzen christlichen Welt, ja die Sache Gottes allein; die Zeit für die Reformation aber kennt allein der, welcher die Zeiten geschaffen hat."

Dies also sind die wichtigsten Sätze in Luthers Resolutionen über die durch seine Thesen angeregten dogmatischen und kirchlichen Fragen. Auf was für Grundlagen aber wollte er diese seine eigenen Aussagen gestützt haben, welche, wie sich ja nicht mehr verkennen ließ, zu den damaligen kirchlichen Anschauungen oder mindestens zu der Lehre aller theologischen Schulen außer Wittenberg, zu dem Glauben, in dem Mönche und Priester allenthalben das Volk erhielten, und vollends zu den Ideen päpstlicher Höflinge wie eines Prierias bereits einen umfassenden und bis auf den Grund gehenden Gegensatz darstellten? Wie sollte entschieden werden, auf welcher Seite die Wahrheit sei? Was konnte Luther für sich erwarten,

was konnte er vorhaben, wenn die Entscheidung des Papstes, an den er sich gewandt hatte, gegen ihn ausfiel?

Von Luther selbst haben wir aus jener Zeit noch eine „Protestation" oder Verwahrung, welche besagte: er wolle „Nichts behaupten, als was man in und aus der heiligen Schrift fürs erste, sodann aus den von der römischen Kirche recipirten Kirchenvätern und aus den päpstlichen Kanones und Dekretalen habe und haben könne;" nur auf das eine Recht mache er kraft christlicher Freiheit Anspruch, solche Meinungen des Thomas, Bonaventura und anderer Scholastiker, welche nackt, ohne Text und Beweis hingestellt seien, nach seinem Erachten zu verwerfen oder anzunehmen gemäß dem Rathe des Apostels Paulus: „Prüfet Alles und das Gute behaltet." [1])

So wenig also hat Luther damals noch zwischen der Autorität der Schrift und zwischen der Geltung jener Väter und der von Kirche und Papst ausgegangenen Sätze scharf und ausdrücklich geschieden; so wenig glaubte er den Fall setzen zu dürfen, daß ihm zwischen dem Inhalt und Sinn der Schrift und zwischen dem, was die Väter und Häupter der Kirche lehren, ein Zwiespalt sich herausstellen könnte, und für diesen Fall mit Bestimmtheit erklären zu müssen, daß es für ihn und jeden gewissenhaften christlichen Schriftforscher Recht und Pflicht sei, in einem solchen Falle kraft der alleinigen höchsten Autorität der Schrift den letzteren allen zu widersprechen. So ist er dann auch im Verlauf seiner Resolutionen sehr beflissen, das, was er auf Grund der heiligen Schrift vorträgt, doch weiter auch „durch die Autorität der heiligen Väter zu beweisen." Spätere Lehrausspruche des Papstes und der Kirche suchte er, wenn sie vielmehr gegen als für die von ihm ans Licht gebrachte Schriftlehre zu zeugen drohten, doch noch im Sinne der letzteren zu deuten. Wir kommen endlich wieder auf jene Erklärungen seiner Briefe, daß er auch dem Urtheil der gegenwärtigen Kirche sich unterwerfen wolle und des päpstlichen Urtheiles in Demuth gewärtig sei. — Diese seine Stellung ist um so mehr zu beachten, da sein anfangs weit bedenklicherer College Carlstadt damals schon sehr bestimmt über das Verhältniß zwischen der Autorität der heil. Schrift und dem Ansehen der Kirche sich erklärt und das Prinzip, daß jene auch im Gegensatz gegen diese gelten müsse, proclamirt hatte. Er hatte nämlich Thesen, die er schon zu Anfang Mai ausgehen ließ, unter anderen den Hauptsatz vorangestellt: „Der Text der Bibel wird nicht blos Einem oder mehreren Lehrern der Kirche, sondern auch der Autorität der ganzen Kirche vorgezogen." [2])

Wohl ersehen wir aus Luthers Resolutionen, wie es ja auch schon früher bei ihm wahrzunehmen ist, daß ihm selbst doch in der That nur dasjenige noch für wahr galt, was sich ihm, und zwar vermöge eigener,

selbständiger Prüfung am Zeugniß der heil. Schrift bewährte. Suchte e dazu Beweise aus den Vätern, so war doch für ihn selbst nur das Zeugn der Schrift das Entscheidende. Ist er dessen, daß Jene keineswegs übere mit der von ihm behaupteten Schriftwahrheit übereinstimmen, sich noch nic bewußt, so beherrscht ihn doch diese bereits ganz; nur bewirkt sein gut Vertrauen zu Jenen, daß er für ihre Abweichungen noch keinen Blick hat Neben seine Erklärungen der Ehrerbietung und des Gehorsams gegen kirchliche und päpstliche Entscheidungen treten endlich in den Resolution andere, sehr kräftige Aussagen, wonach ihm solche Entscheidungen doch nu stichhaltig sind, wenn sie auch abgesehen von einem Glauben an die ein lichen Autoritäten durch innere Gründe und vor Allem durchs Zeugn der Schrift sich bewähren, und wonach er schon bereit erscheint, im Not fall ganz allein gegen alle die vorgeblichen kirchlichen Autoritäten für d Schriftwahrheit einzustehen. So erklärt er bei seinem Widerspruch gegen die herrschende Lehre vom Schatz der Kirche: gesetzt auch, daß heute d römische Kirche sich für dieselbe entschiede, so würde dies doch nicht genüg weil man dafür keinen anderen Grund als eben nur das Gutbefinden d römischen Kirche und des Papstes angeben könnte; es wäre unzureichen für diejenigen, welche der römischen Kirche nicht folgen; man müsse ei Autorität oder triftige Gründe suchen, welche auch für diese Geltung habe Auch das, was von „großen und heiligen Männern" überliefert sei, m er erst geprüft haben; man dürfe nicht sagen: ich will lieber mit so groß Männern irren, als mit dir das Rechte treffen. Ja er spricht in Bez jener herrschenden Lehre aus: „Du sagst wohl: „„hat also der heil. Thom sammt den Uebrigen so sehr geirrt? irrt etwa der Papst und die allgemei Kirche, welche ebenso denkt? denkst du allein und zuerst richtig?"" I antworte fürs erste: nicht ich allein, sondern die Wahrheit mit mir, u noch viele Andere, welche nämlich auch gezweifelt haben und noch zwei an der Kraft des Ablasses;" fürs zweite freilich glaubt er noch antwort zu können, daß doch auch der Papst für ihn sei, sofern nämlich di päpstliche Erklärung den Ablaß wirklich aus dem Schatz der Verdie Christi herleite. Hinsichtlich solcher Erklärungen und Satzungen aber, wel ein Papst von sich aus aufstelle, sagt er: „mich bewegt nicht, was d Papst gefällt oder mißfällt; er ist ein Mensch wie andere; es hat vie Päpste gegeben, welchen Irrthümer und Laster, ja ungeheuerliche Din wohlgefallen haben"; er will auf den Papst nur hören, wenn derselbe ge den schon bestehenden kirchlichen Gesetzen rede oder in Gemeinschaft m einem Conzil entscheide.

Allein trotzdem vermochte Luther immer noch nicht auf jenes V trauen zu verzichten, daß mit der von ihm vertretenen Wahrheit des g lichen Wortes die alte und bisherige Kirche sich in Uebereinstimmung

den und auch die gegenwärtigen kirchlichen Autoritäten dieselbe nicht werfen können; noch vermochte er nicht in den Gedanken sich zu finden, ß wirklich er allein mit wenigen Anderen sie vertreten müsse; er kam h nicht dazu, seine Grundsätze über Norm und Quelle der Wahrheit so t dort Carlstadt auszuprägen. Ists ihm doch auch nach den soeben ver- nnenen Aeußerungen noch so viel werth, den Papst für sich zu haben; chte er doch auch nach ihnen wenigstens noch an ein Conzil sich halten. ist die Idee einer vom Herrn gestifteten, umfassenden, in Liebe und muth geeinten christlichen, kirchlichen Gemeinschaft, wovon er nicht lassen m. So äußert er sich damals auch über die „Pikarden", d. h. die aus katholischen Kirche ausgeschiedenen Böhmen oder Böhmische und Mährische über immer nur einfach verwerfend, obgleich ihm ihre Bekämpfung t weltlichen Waffen verwerflich erschien: er thut dies nicht etwa blos in den dem Papst überreichten Resolutionen, sondern z. B. auch in jener Hier. Ebner abgefaßten Psalmauslegung. Sie sind ihm „verblendete chbarn", — „ein elend erbärmlich Volk", das in hochmüthiger Ver- ssenheit allen Verstand für sich allein in Anspruch nehme, an dem Gestank ms wie Pharisäer sich freue und die christliche Liebe verleugne, in welcher n mit dulden und Einer des Andern Lasten tragen müsse.

Und dennoch konnte er auch laut seiner Resolutionen, wie schon laut vorangeschickten Briefe, sich nicht verhehlen, wie wenig für ihn bei den genwärtigen Zuständen der Kirche zu hoffen sei. Sie habe, sagt er, wohl nso gelehrte wie heilige Männer in ihrer Mitte; das Unglück der gegen- rtigen Zeiten aber sei, daß dieselben ihr nicht zu helfen vermögen; was Gelehrsamkeit und frommer Eifer vermöge, habe der Mißerfolg des ter Papst Julius II. versammelten (Pisaner) Conzils traurig bewiesen. meint den gegenwärtigen Papst Leo als rechtschaffenen und gelehrten ann rühmen zu dürfen, an dem alle Gutgesinnten ihre Freude haben. as aber, fragt er, vermag auch dieser Eine Mann in der gegenwärtigen rwirrung, — in einem Jahrhundert, das von Päpsten wie einem exander VI. beherrscht zu werden verdient, — in Rom, diesem Babel, s selbst am frechsten die Rechtschaffenen und seine eigenen Päpste ver- ht. „Der Kluge," fährt er fort, „schweigt in solcher Zeit; wollte ich r klug gelten, so würde auch ich schweigen; aber besser ists, wenn Thoren d Kinder die Wahrheit sagen, als wenn sie ganz verschwiegen wird, auf ß die Gelehrteren und Weisen ermuthigt werden." Schweigen will er ch nicht, wenn ihm jenes zweite, weltliche Schwert des Papstes droht; n es stehe geschrieben: „fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib ten" u. s. w., — und: „wer mich bekennet vor den Menschen, den will auch bekennen vor meinem himmlischen Vater." Er erklärt: „mögen mich für einen Ketzer ausschreien, weil ich, wie sie sagen, die Kirche

Christi und die heil. Schrift nicht im katholischen Sinn gelten lasse, s
glaube ich dennoch, auf mein Gewissen gestützt, daß Jene irren, ich ab
die Kirche und ihre Ehre wahrhaft liebe; der mich aber richtet, ist der Her
obgleich ich mir Nichts bewußt bin; Er hat mich genöthigt, alle diese Sät
aufzustellen."

Wieder mögen wir, wie schon bei jenen Briefen Luthers fragen, o
denn nicht hiernach seine ganze damalige Stellung eine in sich zwiespältig
unhaltbare, ja für ihn selbst unerträgliche gewesen sei. Eben darum aber
um zu zeigen, welch einen allmählichen und peinvollen Gang er mit seine
Ueberzeugungen durchmachen mußte, haben wir hier so weit in seine ver
schiedenartigen Aeußerungen eingeführt. Er selbst dankte es nachher de
Kirchenmännern, welche ihn über seine guten Meinungen und Hoffnunge
enttäuschten, daß sie ihn vollends weitergetrieben haben zum klaren Glaube
ans göttliche Wort allein und zum Glauben an eine Kirche Christi, die a
Papst, Hierarchie und äußere Majoritäten nicht gebunden sei. —

Noch während Luther mit der Herausgabe der Resolutionen beschäfti
war, schritt er auch zu jener Erwiderung gegen Eck, zu welcher er sich
vor seiner Heidelberger Reise aufs Andringen seiner Freunde sich entschloss
hatte. So lange er noch auf dieser Reise abwesend war, und ohne se
Wissen und Wollen, hatte Carlstadt die Gelegenheit ergriffen, für si
und die ganze Universität, die in ihm angegriffen sei, als Vorkämpfer a
den Schauplatz zu treten, indem er mehrere lange Reihen von Thesen, d
speziell gegen Eck sich richteten, zu veröffentlichen begann; zu ihnen gehört d
oben (S. 199) aufgeführte Satz über die Autorität der heil. Schrift. Zu sp
suchte Eck in einem Briefe vom 28. Mai den Carlstadt und die ande
Wittenberger wegen seines Gutachtens gegen ihren „gemeinsamen Freun
Luther zu beschwichtigen, indem er versicherte, es sei nicht für die Oeffe
lichkeit bestimmt gewesen, auch bekannte, daß er es sehr hastig abgefa
habe und selbst keinen Werth ihm beilege. Auch Luthers Gegenschrift w
beim Eintreffen dieses Briefes wohl schon der Vollendung nahe und er li
sich durch denselben nicht mehr von ihr zurückhalten. Schon am 15. Ju
schickte er sie in einer Abschrift an Scheurl. Sie sollte, wie er schon a
fänglich beabsichtigt hatte, nur einen privaten Charakter haben. Auch rich
er dazu an Eck einen (uns nicht erhaltenen) Brief, welchen er dem Sch
vorlegte, damit dieser vom ganz freundlichen, humanen Tone desselben
überzeuge. Ferner versicherte er den Scheurl aufs Neue seiner Hochachtu
für Ecks Geist und Gelehrsamkeit, erklärte sich für befriedigt durch
entschuldigenden Brief an Carlstadt und wünschte mit demselben lie
wieder Frieden zu haben, als den Streit fortzusetzen, wozu Jener be
seine blos private Entgegnung ja nicht genöthigt sei. Nachher ließ er
seine Schrift drucken; sie erschien unter dem Datum des 10. Augusts

einer Zuschrift an Link. Auch jetzt war sie indessen offenbar nicht zu allgemeiner Verbreitung bestimmt: daraus erklärt sich, daß sich gar kein alter Separatabdruck von ihr erhalten hat.

Luther betitelte seine Schrift „Asterisken (d. h. Sternchen) gegen Ecks Obelisken." Dem Lehrinhalt der Eckschen Kritik wirft er von vorne herein vor, daß derselbe rein nur in scholastischen Behauptungen ohne Schriftgründe oder Belege aus den alten Vätern sich bewege. Nachdrücklich behauptet er gegen sie besonders wieder das Erforderniß des Glaubens beim Empfang des Sakraments. Hinsichtlich jener Lehre vom Schatz der Kirche bekannte er jetzt, daß allerdings eine in das kirchliche Rechtsbuch aufgenommene Erklärung des Papstes Clemens VI. von einer Austheilung der Verdienste Christi durch den Ablaß rede, bestritt ihr aber die Beweiskraft, da man zwischen einem bloßen Reden des Papstes und einer wirklichen Feststellung, und überdies zwischen einer päpstlichen Festsetzung und der Billigung durch ein Conzil wohl unterscheiden müsse. Am meisten verletzte ihn, daß Eck ihn als einen Mann des Umsturzes zum Gegenstand allgemeinen Hasses machen wolle; da wird er heftig und beschuldigt Jenen der Lügen und einer wüthenden Leidenschaftlichkeit. — Beide begegneten sich übrigens nachher noch in einem persönlich achtungsvollen Verkehre.[1])

Nur ein sehr gering geschätzter Widersacher blieb dagegen Tetzel für Luther. Gegen ihn wandte Luther sich erst wieder, als Jener eine Widerlegung seines Sermons von Ablaß und Gnade herausgegeben hatte. Er beantwortete diese mit einer kurzen Schrift unter dem Titel: „Freiheit des Sermons u. s. w.," welche zu Anfang Juli schon in zweiter Auflage erschien. Sie sollte zeigen, wie Tetzel dort „mit unsaubern Worten die Wahrheit angegriffen habe" und Jedermann seine eigene Unwissenheit in der heil. Schrift kund gebe. Nur mit ein paar Worten gedenkt sie auch noch der Frankfurter Thesen des Tetzel, vor deren großem Weisheitslichte Sonne und Mond sich billig verwundere. Tetzel hatte in seiner Widerlegung erklärt: es werde nun nach ihr jeder Mensch, der noch ein ganzes Gehirn habe, erlernen und erkennen, wer ein Erzketzer, Abtrünniger, Frevler im christlichen Glauben sei, — auch wer ein finster Gehirn sei, die Bibel nie gerochen, die christlichen Lehrer nie gelesen, seine eigene Lehre nie verstanden habe u. s. w. Luther erwidert jetzt: „mir muß zu Muthe sein, als wenn mich ein grober Esel anschreiete." Jener hatte dann in schwülstigen Worten sich mit seiner Schrift dem Urtheil der päpstlichen Heiligkeit, der römischen Kirche und aller unverdächtigen christlichen Universitäten erboten und sich verpflichtet, Alles, was ihm zuerkannt werde, zu erleiden, es sei Kerker, Stock, Wasser und Feuer. Luther erwidert: „mein treuer Rath wäre, er erböte sich mit Bescheidenheit zum Rebenwasser und zu dem Feuer,

das aus den gebratenen Gänsen riechet, dessen er baß gewohnet ist.“ ist das erste Mal, daß wir Luther in so grobem Tone streiten hören; s sehen aber auch, wo ein solcher Ton zuerst Sitte war.[1])

Auch der Ketzerrichter Hoogstraten, den wir aus dem Reuchl schen Streite kennen, hatte jetzt gegen Luther in einer neuen noch e diesen Streit bezüglichen Schrift sich erhoben; er hatte den Papst zu ein raschen, blutigen Ketzergericht gegen ihn aufgefordert. Luther wies ihn einem kurzen, unter dem 13. Juli gedruckten Blatte mit den heftigs Ausdrücken der Entrüstung ab. Er nennt ihn einen Menschen mit bl dürstiger Zunge, der aus Papst Leo einen wüthenden Löwen machen wo und noch alle Christen zu Ketzern machen werde, — einen unwissend Esel, der doch so lange Jahre Dialektik getrieben zu haben sich rühm Er selbst aber will sich freuen, von ihm verdammt zu werden, und n nimmermehr von ihm ein Christ genannt werden, damit es nicht die Andr für eine Hoogstratensche Lüge halten.[2])

Fünftes Kapitel.

Luther nach Rom citirt, vor Cajetan, appellirt an ein Konzil.

Die Citation und neue Schriften Luthers.

Unterdessen hatte Papst Leo, von welchem Luther sich immer n nichts Schlimmes versehen wollte, bereits den förmlichen Prozeß gegen i in Rom einleiten lassen. Durch den päpstlichen Fiscal Mario Peru (Marius de Perusiis) wurde gegen ihn die Anklage wegen Ketzerei erhob Zu besonderen Richtern für seine Sache wurden Hieronymus Ghinu Bischof von Ascoli, und Silvester Prierias vom Papste bestellt. Hieronym war Auditor bei der päpstlichen „Camera“, einer mit finanziellen u juristischen Dingen beschäftigten Behörde, hatte mit Fragen über Glaub und Ketzerei sonst nicht zu thun und galt nicht für einen gelehrt Theologen von Fach und Beruf. Die dogmatische Entscheidung in d Prozeß mußte daher ganz an Prierias hängen. So übergab Leo d Untersuchung gegen Luther und das Urtheil über ihn eben demjenig Manne, der zuerst in Rom mit einer Schrift gegen ihn Partei genomm und öffentlich über ihn den Stab gebrochen hatte. — Am 7. August to bei Luther eine Citation aus der Hand des Hieronymus ein, wonach sich binnen sechzig Tagen zur Untersuchung und Aburtheilung persönlich Rom stellen sollte.[3])

Von Rom aus waren bereits auch weitere Vorbereitungen getroff um den Maßnahmen gegen ihn Erfolg zu geben.

Durch einen schon am 3. April geschriebenen Brief des Cardinals phael de Rovere an den Kurfürsten Friedrich, mit welchem Jener wohl i früher her persönlich bekannt gewesen war, sollte der befürchteten eilnahme Friedrichs für Luther entgegengearbeitet werden. Doch langte Brief erst am 7. Juli an seinem Bestimmungsort an.

Sodann fand sich im Frühjahr als päpstlicher Legat der Cardinal Thomas o von Gaeta (nach diesem Orte Cajetan genannt) in Deutschland ein. nt der Instruktion, welche ihm der Papst am 5. Mai ertheilte, sollte er i deutschen Kaiser sammt den Königen von Schweden und Dänemark zu em Kriege gegen die Türken bewegen, für welchen bereits das letzte zil die Abgabe eines Zehenten der Christenheit auferlegt hatte, und zuich dahin wirken, daß das mit der hussitischen Ketzerei noch immer behaftete mische Reich wieder ganz in den Gehorsam der Kirche zurückgebracht und h benachbarte Gebiete, welche vom ketzerischen Gift angesteckt seien, davon einigt werden. Es versteht sich hiernach, wenngleich Luther hier nicht annt ist, von selbst, daß Cajetans Aufträge wesentlich mit auf ihn sich gen, und es entsprach eben auch dies ganz der päpstlich kirchlichen Po-, daß man das neue, in Deutschland drohende Gift nur wie einen Aus- des alten böhmischen hinstellte. Cajetan erschien als der hierfür speziell gnete Mann. Auf dem Conzil hatte er unter den Verehrern des päpsten Absolutismus und der päpstlichen Infallibilität an der Spitze gestan-, — hatte verkündet, daß die Kirche „die geborene Magd des Papstes . Im Dezember 1517 war von ihm, übrigens noch ohne Beziehung Luthers Thesen, eine Abhandlung über den Ablaß erschienen. Ihr halt zeigt recht deutlich, wie Vieles in der Ablaßlehre auch bei den scholischen Theologen noch unklar, unerledigt und streitig war, wie sehr also her damit Recht hatte, daß sie erst noch Gegenstand des Disputirens und sein müsse. Nur um so mehr aber hatte Cajetan sie ganz im teresse der päpstlichen Vollgewalt festzustellen gesucht. [1])

Im Sommer trat ein großer deutscher Reichstag unter Kaiser Maxilian in Augsburg zusammen. Hauptgegenstand der Berathung sollte er Krieg mit den Erbfeinden der Christenheit sein, der auch ganz den sönlichen Neigungen des Kaisers entsprach, wogegen freilich andere Leute Deutschland meinten, der Papst wolle ihre Türkensteuer für seine eige- Gelüste einziehen, und die wahren Türken seien in Italien zu suchen.

Eben dort erschien der Legat des Stellvertreters Christi mit ausachter Pracht. Den Kaiser suchte er durch Zeichen päpstlicher Huld dem pste noch enger zu verbinden und über Luthers gefährliche Irrthümer belehren. Dem Magdeburg-Mainzer Erzbischof ertheilte er am 1. August h einem großen Hochamt unter feierlichen Ceremonien die Cardinals-rde: die stärkste Erklärung darüber, wie zu den Beschuldigungen, welche

dieſer wegen des Ablaßhandels erleiden mußte, der Papſt ſich ver
halten wolle.

Der Kaiſer beobachtete jedoch in Luthers Sache eine Zurückhaltung
die ſeiner nicht etwa blos ritterlichen und romantiſchen, ſondern daneben
auch klugen und berechnenden Sinnesart angemeſſen war. Er ſtellte zwar
in einem Brief an den Papſt vom 5. Auguſt die Beſchwerden über Luthers
gefährliches Disputiren, worüber er erſt vor wenigen Tagen Kenntniß er
halten habe, ganz der päpſtlichen Weisheit und Vollmacht anheim, äußerte
ſich jedoch darüber nur wie über ein fürwitziges ſophiſtiſches Gezänk unter
theologiſchen Magiſtern. Und zum kurſächſiſchen Rath Pfeffinger ſagte er:
Luthers Theſen ſeien nicht zu verachten; Luther werde „ein Spiel mit den
Pfaffen anfangen; der Kurfürſt möge den Mönch fleißig bewahren, weil
man ſeiner vielleicht einmal bedürfe.“ Er ließ ſich dann vom Humaniſten
Wimpheling ein Gutachten über die lutheriſche Angelegenheit erſtatten, worin
dieſer rieth, den Handel zwiſchen Luther und dem Papſt ſich hinziehen zu
laſſen, bis die Biſchöfe ſelbſt nach einer Reformation verlangen und dann
der Kaiſer als Schirmherr der Kirche wirkſam einzutreten Gelegenheit haben
werde: ein Rath, womit ohne Zweifel Maximilians eigene Gedanken zu
ſammenſtimmten.[1])

Auch Kurfürſt Friedrich beruhigte in Augsburg den Legaten: er habe
ſich der Schriften Luthers nie angenommen und werde willfährig die Aus
ſprüche der Kirche vernehmen. Das Gleiche antwortete er von dort aus
in einem Briefe vom 5. Auguſt dem Cardinal Raphael. Zugleich aber
wies er darauf hin, daß Luther ja ſtets ſich erboten habe, vor billigen
unverdächtigen Richtern ſich zu ſtellen. Auch bemerkte er in jenem Brief,
wie er vernehme, ſolle hierfür der Trierer Erzbiſchof und Kurfürſt zum
Commiſſär verordnet werden, vor welchem Luther, wenn man ihm freies Geleit
zuſichere, gewiß bereitwillig erſcheinen werde. Friedrich hatte wohl ſelbſt eine
ſolche Uebertragung des Prozeſſes an einen deutſchen Commiſſär angeregt.

Luther nun, ſobald er die Citation nach Rom erhalten hatte, trug
eben Jenes als ſeinen und der ganzen Univerſität Wunſch dem beim Kur
fürſten befindlichen Spalatin vor: der Kaiſer und Kurfürſt möchten bei
Papſt darauf hinwirken, daß in Deutſchland Richter für ihn beſtellt wer
den; denn er ſehe jetzt wohl, wie man heimtückiſch ſeinem Leben nachſtelle.

Gerade jetzt aber ließ er ſich in Wort und Schrift nur um ſo weniger
binden, — gerade jetzt nahm er den öffentlichen Kampf mit Prierias
auf, den er ſich bisher noch verſagt hatte. Er verfaßte und veröffentlichte
eine Entgegnung auf jenen „Dialog“ deſſelben. Hatte Prierias
jenen in drei Tagen fertig gebracht, ſo ſchrieb Luther ſeine, ein paar Druck
bogen ſtarke Abfertigung in zwei Tagen nieder. Und offen und kühn
ſchreitet er eben hier zu neuen Kundgebungen ſeines eigenen Standpunkts

iter. Eingehend auf jene Lehren über das Wesen und die Repräsentation
Kirche, welche Prierias zu Grunde gelegt hatte, stellt er seine eigenen
inzipien entgegen. Sah Prierias die Kirche „virtuell“ im Papste gesetzt
d ihre Repräsentation im Collegium der Cardinäle, so entgegnet Luther:
ch kenne die Kirche virtuell nicht anders als in Christus, ihrer Repräsentation nach nicht anders als in einem Conzil;“ so wenig er also noch
Rechtmäßigkeit einer päpstlichen Obergewalt bezweifelte, so gehörte ihm
ch zum Wesen der Kirche nicht sie, sondern nur die Verbindung der
risten mit ihrem geistigen, himmlischen Haupte Christus, in welchem
selbe ihre Kraft und ihr Leben hat. Luther erkennt sodann immer
ch an: der Glaube der katholischen, römischen Kirche sei der richtige
d nach diesem solle der Glaube aller Christen sich gestalten; denn Christus
be, wie er dankend bekenne, diese Eine Kirche auf Erden durch ein
ßes Wunder trotz aller sittlichen Verderbnisse also bewahrt, daß sie den
ren Glauben nie durch einen kirchlichen Beschluß verläugnet und von
em Ursprung an die Autorität der kanonischen biblischen Bücher und
r kirchlichen Väter festgehalten habe, wenn gleich allzuviele Männer in
r gar nicht an jene Bücher glauben, noch um sie sich kümmern. Er
steht auch zu: „Ich werde ein Ketzer dann sein, wenn ich, nachdem die
rche entschieden haben wird, mich daran nicht halte;“ und: „auch jetzt
ch disputire ich nur, wartend auf den verdammenden Spruch eines Conzils.“
ber zugleich erklärt er mit Worten Augustins: „Ich habe gelernt, nur
e kanonischen Bücher der heiligen Schrift also zu ehren, daß ich glaube,
habe keiner ihrer Verfasser geirrt.“ Und sogar in Betreff eines Conzils,
in Betreff der Kirche überhaupt spricht er aus: zur Rechtfertigung einer
hre genüge es auch nicht auf die That der Kirche sich zu berufen, —
wie Prierias die Lehre von der Vollmacht des Papstes über die von
ott verhängten Strafen mit der That der Kirche, die eben wirklich vollen
laß ausspenden lasse, hatte beweisen wollen; es würde dieß, sagt Luther,
ch keinesfalls zum Beweis für die Wahrheit der Lehre genügen, — denn
sowohl der Papst als ein Conzil kann irren.“ Luther berief sich
r diesen Satz auf eine Schrift des Nikolaus de Tudesco († 1445),
rzbischofs von Palermo, eines sehr angesehenen kirchlichen Rechtslehrers,
rühmten Mitglieds des Basler Conzils. Derselbe hatte ihn aufgestellt,
n weder dem Papst, noch dem die Kirche vertretenden Conzil, sondern nur
r allgemeinen Kirche selbst Unfehlbarkeit in Glaubenssachen beizulegen;
war deshalb nicht zum Ketzer gemacht worden, obgleich nunmehr Prierias
n einen rebellischen, schismatischen, satanisch hochmüthigen Menschen schalt.
ehnlich hatte auch d'Ailly den Glauben an die Irrthumslosigkeit eines
nzils nicht für nothwendig erachtet. Aehnlich scheinen ferner noch —
er wieder — in unseren Tagen altkatholische Theologen die Autorität

der Aussprüche eines Conzils erst noch von der Zustimmung der gesammte Kirche abhängig machen zu wollen. Was aber dachte Luther bei seine eigenen Aussagen? Wie viel Gewicht konnte ihm hiernach ein gegen ih gerichteter verdammender Spruch eines Conzils noch haben? Oder wollt er etwa noch subtil unterscheiden zwischen einer „That", einer bloß that sächlichen Maßnahme der Kirche, und zwischen einer förmlichen Entscheidun derselben über eine Glaubensfrage? aber dazu lautet sein Satz viel z allgemein und zu gewichtig und er denkt auch nachher nicht daran ihn wiede zu beschränken. Oder wollte er vor dem Ausspruch eines Conzils auf ei Urtheil der gesammten katholischen Christenheit sich zurückziehen? aber w war es für diese möglich sich auszusprechen außer eben mittelst eines Conzils und was konnte Luther von der großen Masse derselben erwarten, die s in so schweren Verderbnissen befangen und in deren Mitte er den Glaube an die heilige Schrift so dürftig vertreten sah? Wir können Luther Aeußerungen über die Entscheidungen der Kirche oder eines Conzils, denen er entgegensehe, nicht mehr anders verstehen als jene Aeußerungen übe den Papst, die wir oben erörtert haben. Daß die Kirche mit ihren Conzilie wirklich noch nie von der Schriftwahrheit in Glaubenssachen abgewichen sei, stand für ihn noch fest; diejenigen Lehren, gegen welche er selbst bisher stritt, galten ihm überhaupt nicht für kirchlich sanktionirt. Daß die Kirch auch fernerhin, wenn sie in einem Conzil sich versammle, — und daß si so auch dann, wenn dieß in seiner Angelegenheit geschehen würde, vo einem Abfall von der geoffenbarten Wahrheit behütet bleiben werde, da hoffte er zu Gott, der ja schon bisher nur wie durch ein Wunder den Abfall gewehrt habe. Allein sein Glaube an die von ihm selbst errungene Wahrheit konnte auch an dieser Hoffnung, obgleich sie viel länger al seine Hoffnung an den Papst standhielt, schon jetzt nicht mehr hängen denn — „sowohl der Papst als ein Conzil kann irren." Es fiel ihm so schwer anzunehmen, daß je eines wirklich irren werde oder gar sch geirrt habe. Daß es aber dennoch möglich sei, daß also keine der sichtbare kirchlichen Autoritäten unbedingt zuverläßig sei, daß demnach möglicherwei einzelne wahrhaft gläubige Christen auf Grund der heiligen Schrift gege alle diese Autoritäten zu zeugen berufen seien, — das mußte er offe demjenigen Mann erklären, der vom irdischen, äußeren Haupte der Kirc zum Richter über ihn verordnet war und so eben ihn vor sich gelade hatte. [1])

Seine Schrift gegen Prierias machte solches Aufsehen, daß schon i der zweiten Hälfte Septembers ein zweiter Abdruck nöthig wurde.

Unmittelbar nach dem Einlaufen der römischen Citation gab er au jene Asterisken gegen Eck in die Presse: sie sind, wie wir schon b merkten, vom 10. August datirt.

Gerade jetzt erfolgte die fertige Ausgabe seiner längst dem Papst erſandten, jedoch im Druck nur langſam vollendeten Reſolutionen.

Er hatte ferner bereits zu Anfang Julis eine Predigt über die raft des Bannes vor ſeiner Wittenberger Gemeinde gehalten. Schon rher, in einer Predigt der Faſtenzeit, hatte er ſich über das „Spiel", s man gegenwärtig mit dem Bannen anrichte, geäußert und hatte dann nen Zuhörern verſprochen, ſie einmal eingehender darüber zu belehren, as der Bann wirklich zu bedeuten habe. Viele Gemeindeglieder ſah er egen kleiner Uebertretungen durch Androhung des Bannes beunruhigt, omit beſonders die Ablaßkommiſſäre Angſt machten: die Bannbriefchen, gt er in der Faſtenpredigt, fliegen wie die Fledermäuſe um einer geringen ache willen. Ihm ſelbſt ward längſt durch drohende Feinde und ängſtliche reunde ein ſchwerer Bannfluch in Ausſicht geſtellt. So predigte er endlich n Juli einmal eigens über den Bann. Was er da vortrug, erregte ſogleich ieder großen Lärm; wir erwarten alle, ſchrieb Luther an Link, daß daraus in neues Feuer entbrenne. Auch eine öffentliche Disputation wollte er ber den Gegenſtand halten, unterließ dieß jedoch auf das Abmahnen ſeines biſchofes und auf den Rath ſeiner Freunde hin. Gerade jetzt, nach Empfang iner Citation, legte er auch dieſen für die Gegner ſo anſtößigen Sermon, en er aus dem Gedächtniß niederſchrieb, gedruckt — übrigens in lateiniſcher Sprache — der Oeffentlichkeit vor. Ein Brief Spalatins, der ihn davon ühalten wollte, kam zu ſpät. Da führte er denn beſtimmt und zuſammenfingend aus, was wir in Betreff kirchlicher Strafurtheile ſchon den Reolutionen entnehmen konnten, und begründete es auf ſeine Idee der kirchlichen Gemeinſchaft überhaupt. Er lehrt alſo. Der Bann oder die Excommunikation iſt Ausſchluß aus der Communion oder Gemeinſchaft der läubigen. Dieſe aber iſt eine doppelte: eine innere, geiſtliche — beſtehend i der Einheit des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe zu Gott, und ne äußerliche, leibliche — beſtehend in der Gemeinſchaft der Sakramente, elche Zeichen des Glaubens u. ſ. w. ſind, und weiterhin in der Gemeinhaft äußeren, leiblichen Verkehrs und Umgangs. Die geiſtliche Gemeinhaft kann keinerlei Kreatur, ſondern nur Gott allein einer Seele mittheilen der nehmen, vgl. Römerbr. 8, 35—39. Daraus folgt, daß der kirchliche ann den Chriſten nur der äußerlichen kirchlichen Gemeinſchaft berauben nn, nicht aber der wahren, geiſtlichen Güter der Kirche: denn dieſe behält an, ſo lange Glaube, Hoffnung und Liebe bleiben. Soll demnach der rchliche Bann mit Recht über einen verhängt werden, ſo muß man bereits nerlich in der Sünde und dem geiſtlichen Tode gebannt ſein; die kirchliche xcommunikation wirkt nicht die geiſtliche Excommunikation, ſondern ſetzt ſchon voraus und iſt Zeichen und Ausdruck für ſie. Wird dagegen der chliche Bann nicht um wirklicher Sünde, ja vielmehr gar um einer gerechten

Sache willen über einen verhängt, so ist man darum nicht verdammt, sondern vielmehr selig; ein solcher Bann ist das edelste Verdienst, und man hüte sich wohl, dasjenige zu lassen, um deßwillen man so excommunicirt ist. So ist denn hiernach für Luther nicht bloß das Verhältniß der Seele zu Gott und Christus, sondern auch ihre wahrhafte, geistliche Zugehörigkeit zur Kirche, deren wahres Wesen ja eben in der Gemeinschaft mit Christus steht, nicht durch irgend welche menschlich kirchliche Gewalten, sondern allein durch ihr eigenes Verhalten zu Gott, zur göttlichen Gnade und zu den sittlichen Geboten Gottes bedingt. Mehr und mehr tritt so eine neue Anschauung vom Wesen der Kirche überhaupt zu Tage. Ja auch der äußere Genuß der Sakramente, wofern ein Christ ohne seine Schuld desselben beraubt wird, ist nicht mehr ein unbedingtes Erforderniß für sein Heil; es gilt hiefür der jetzt so oft von Luther ausgesprochene Satz, daß die Seele nicht durch das Sakrament selbst, sondern durch den Glauben gerechtfertigt werde; das göttliche Wort, an welches der Glaube sich hält, und das Gebet, in welchem sie frei zu Gott sich erhebt, verbleibt ihr ja doch unbeeinträchtigt. Auch jetzt wiederholt übrigens Luther, wie in den Resolutionen: man solle dennoch auch einen ungerechten Bann geduldig ertragen — nämlich wie ein von Gott verhängtes äußeres Leiden; denn auch die Gewalt der Kirche zu diesem äußerlichen Bannen sei ihr von oben gegeben und müsse deshalb gefürchtet und geehrt werden, auch wenn Gott sie unserer Sünden wegen in die Hand eines Kaiphas oder Pilatus oder noch ärgerer Tyrannen gelegt habe, — ebenso wie Christus auch den Kaiphas und Pilatus geehrt habe. — Luther scheint Ausfälle auf die Tyrannei päpstlicher Commissäre, welche er auf der Kanzel gethan und auf welche er selbst in einem Brief hindeutet, in dem gedruckten Sermon weggelassen zu haben, um hier ganz nur eine ruhige Lehrausführung zu geben. Diese genügte aber vollständig um neu gegen ihn aufzuregen. Spalatin schrieb ihm aus Augsburg: „ich kann nicht sagen, wie viel Böses, wie viel Haß Dir die Sätze über den Ablaß zugezogen haben; ich kann mich nicht genug darüber wundern, daß man gar hieher sie geschickt hat.“ [1])

Schon rüstete sich Luther auf weitere, noch schärfere Polemik. Namentlich erklärte er, daß er, wenn Prierias ihn ferner herausfordern sollte, seinem Geist und seiner Feder gegen ihn freien Lauf lassen werde; er werde ihm zeigen, daß es in Deutschland Leute gebe, welche sich auf die schlauen Künste und Tücken der Römer wohl verstehen.

Den Staupitz versicherte er, daß die römische Citation und die andern Drohungen keinen Eindruck auf ihn machen, und fügte hierzu die merkwürdigen Worte: „ich leide, wie Du weißt, unvergleichlich Schlimmeres, was mich nöthigt, jene zeitlichen und augenblicklichen Blitze leicht zu nehmen.“ Er meinte hiemit ohne Zweifel persönliche, innere, wohl mit leibliche

ffektionen zusammenhängende Leiden und Anfechtungen, wie sie bei ihm m Staupitz schon von früher her bekannt waren und wie sie später noch t mit neuer Heftigkeit über ihn kamen. Es waren, wie wir näher wieder i diesen späteren Vorgängen sehen werden, Anfechtungen, bei welchen ihm mer noch wie früher um sein persönliches Heil im Gedanken an die ver- orgenen Tiefen des göttlichen Willens bange wurde, während ihm der eg, auf dem Gottes Gnade zur Seligkeit führe, jetzt an sich klar und ewiß war; es fragte sich für ihn, ob er denn auch persönlich den erforder- chen Glauben oder das Vertrauen zu dieser Gnade habe und haben könne, – ob er von Gott dazu erwählt sei u. s. w. Menschliche Drohungen rscheinen ihm hiegegen geringfügig. Wohl aber mußten diese inneren ustände auch auf die Art, wie er seine Ueberzeugungen weiter verfolgte, nwirken. Sie dienen mit zur Erklärung für die Kühnheit, womit er jetzt ine Menschenscheu weiter streitet, und zugleich für jene Versuche, doch noch öglichst am bestehenden Kirchenthum festzuhalten, um ja Nichts gegen ottes Willen zu thun, — für sein nur ganz allmähliches Voranschreiten nd auch wieder für die heftige, gewaltsame Weise, wie er zu neuen Schritten ch erhebt. [1])

Unter allen den äußeren und inneren Kämpfen wandte Luther endlich ine stete besondere Thätigkeit und Fürsorge der Universität zu, welcher r diente. Und eben von hieraus eröffneten sich ihm auch für ein erfolg- iches Einwirken auf die Kirche noch die besten Hoffnungen. Denn die ugend war es ja, auf der für ihn, wie wir ihn selbst sagen hörten, seine usſichten ruhten. Unter den Lehrern eiferte ihm jetzt besonders Carlstadt ach. Ja seinem Standpunkte stimmten, wie er dem Trutvetter versichern nnte, schon alle seine theologischen Collegen mit Ausnahme eines einzigen icentiaten beharrlich bei. Die Studirenden drängten sich in diejenigen orlesungen, denen er weitaus den größten Werth beilegte, — in die Vor- sungen über die heilige Schrift. Seine eigene Hauptvorlesung war damals ie über den Galaterbrief. Es wurde Bedürfniß, mit Rücksicht auf die euen Studien auch die Leistungen behufs Erlangung der akademischen rade und Würden zu ändern. Ein Brief Luthers aus dem nächstfolgenden emester berichtet, das Studium werde in Wittenberg mit Feuereifer und lmeisenfleiß betrieben. Der Eifer für biblische Studien verbreitete sich ächtig bereits auch unter die Studirenden der Leipziger Universität. [2])

Eben jetzt erfüllte sich auch Luthers Verlangen nach einem tüchtigen ehrer der griechischen Sprache in einer Weise, welche alles sein Hoffen berstieg. Als Lehrer des Griechischen wurde ihm der künftige größte enosse seiner Arbeiten und Erfolge, Philipp Melanchthon, zugeführt. ieser, erst einundzwanzig Jahre alt und in seiner äußern Erscheinung ach fast noch ein Knabe, aber wegen seiner Begabung und classischen

Bildung sogar für Erasmus ein Gegenstand der Bewunderung, wurde vom Kurfürsten auf Reuchlins Empfehlung berufen und führte sich am 29. August, am vierten Tag nach seiner Ankunft in Wittenberg, mit einer Antrittsrede bei der Universität ein. Mit Freuden hörte ihn Luther gleich hier gegen die Verderbnisse der bisherigen scholastischen Wissenschaft sich aussprechen, die Sprachstudien, welche zur heil. Schrift und zu Christus hinführen sollen, empfehlen und bereits neben einer Vorlesung über Homer auch eine über den Titusbrief ankündigen. Bewundernd äußerte er sich in Briefen über die Reife und die ungemeinen Kenntnisse dieses Jünglings. Mit ängstlicher Sorgfalt bat er Spalatin, beim Kurfürsten dahin zu wirken, daß auf Melanchthons zarte Gesundheit Rücksicht genommen und daß er nicht durch Anerbietungen, welche ihm bereits von Leipzig aus gemacht wurden, der Universität, deren Zierde er sei, wieder entrissen werde. Eifrig suchte sogleich auch er selbst mit Melanchthons Hilfe sich im Griechischen weiter zu bilden. [1])

Während Luther so trotz der Gefahr, mit welcher er durch die Citation nach Rom bedroht war, weiter lehrte und stritt, wurde dieselbe für ihn durch seinen Kurfürsten und durch Verhältnisse und Rücksichten, die dem Papste wichtiger als der Handel mit dem deutschen Mönche waren, wenigstens bis auf Weiteres noch abgelenkt. [2])

Luthers Freunde geriethen wohl auf den Plan, der Kurfürst möge ihm das freie Geleit für die Reise durch Sachsen verweigern und ihm hiemit einen Entschuldigungsgrund dafür, daß er nicht nach Rom komme, an die Hand geben; Luther selbst schrieb hierüber an Spalatin. Der Kurfürst aber beharrte vielmehr bei der Absicht, eine kirchliche Verhandlung über Luther und mit Luther auf deutschem Boden herbeizuführen.

Er wandte sich in Augsburg wegen Luthers persönlich an Cajetan. Und dieser wußte, welche Rücksicht er auf ihn zu nehmen hatte. Denn Kurfürst Friedrich war vermöge seiner reifen Erfahrung, Einsicht und Klugheit vom größten Gewicht im Rathe des deutschen Reiches. Und wie schwer die deutschen Reichsstände sammt ihm für die Zwecke des Papstes zu gewinnen waren, zeigte eben jetzt der Augsburger Reichstag: sie wiesen eine für den Türkenkrieg bestimmte Steuer ab und erneuerten dagegen ihre alten Beschwerden über die unbefugten und geldgierigen Eingriffe des Papstes in die Angelegenheiten der Kirche Deutschlands. Andererseits sah sich der Papst durch den Plan Kaiser Maximilians, die deutsche Kaiserkrone seinem Enkel Karl, dem Herrscher Spaniens und Neapels, zuzuwenden, in seiner Machtstellung sehr schwer bedroht; eben jetzt bemühte sich dieser, die Reichsfürsten hiefür zu gewinnen, und es lag daran, wie Friedrich sich hiezu verhalten werde.

So äußerte sich denn Cajetan, von dessen Aufträgen an den Papst und die Fürsten Luther Schlimmes vernommen hatte, gegen den Kurfürsten

r Erwarten mild und vertraulich, wie Spalatin am 5. September noch
Augsburg aus Luthern berichtete.

In Friedrichs Auftrag verwandte ſich Spalatin auch noch beim kaiſer-
en Rath Renner dahin, daß der Kaiſer den Papſt beſtimmen möge, Luthers
ation ruhen zu laſſen und die Unterſuchung gegen ihn deutſchen Biſchöfen
) einer unparteiiſchen deutſchen Univerſität zu übertragen.

Der Papſt ſelbſt erließ zwar unter dem 23. Auguſt ein Schreiben
den Kurfürſten, in welchem er Luther bereits als ein ausgemachtes
ind der Bosheit" bezeichnete, dem Fürſten bemerklich machte, daß derſelbe
es Schutzes ſich rühme, und von ihm forderte, denſelben gemäß der
quiſition Cajetans in die Gewalt des päpſtlichen Stuhles abführen zu
en. Er reſpektirte aber den Kurfürſten doch ſo ſehr, daß er gleich darauf,
ihn ſich zu verbinden, ein großes Zeichen ſeiner Huld, nämlich die
eihte goldene Roſe, ihm zugedachte: ſo meldete ſein Kammerherr Karl
Miltitz aus Rom am 10. September dem Spalatin.

Cajetan berichtete in der erſten Hälfte des Septembers über jenen
nſch des Kurfürſten nach Rom, wovon dieſer ſelbſt Luthern mit dem
nerken, daß er das Weitere zu erwarten habe, die Mittheilung machte.
olich verſtand er ſich — wir wiſſen nicht ob aus eigener Vollmacht oder
ausdrücklicher päpſtlicher Genehmigung — wenigſtens dazu, daß er
er in Augsburg den Luther vernehmen wolle. Friedrich ging auch
auf ein.

Mit banger Theilnahme ſahen Luthers Freunde dem weiteren Verlauf
ier Sache entgegen.

Der gelehrte und beſonders ums altteſtamentliche Studium ſehr ver-
nte, mit Erasmus eng befreundete Basler Prediger Capito, der ſchon
her mit Zwingli von einem Sturze des Papſtthums geredet hatte, mit
her ſchon im Februar 1518 correſpondirte, eben jetzt eine Ausgabe der
ammelten Schriften Luthers in Baſel veranſtaltete und ſpäter Butzers
lege bei der Reformation Straßburgs wurde, ſchrieb am 4. September
Luther: er möge doch, obgleich mit den Waffen der Wahrheit ausgerüſtet,
Schaaren der Feinde, welche mit Waffen ganz anderer Art kämpfen,
ıt ſo offen die Bruſt darbieten, — möge namentlich den Papſt nicht
ien, — möge ſich im Disputiren ein Fenſter zum Ausweg offen halten
ſ. w. — Staupitz, welcher damals in Salzburg bei dem ihm ſehr
ogenen dortigen Erzbiſchofe ſich aufhielt, äußerte ſich über Luther tief
egt in einem Brief an Spalatin, worin er Luthers Sache auch zur
igen machte, ſeine Hoffnung auf den Alles beherrſchenden Gott und die
lich auch durch Leiden und Tod zu bezeugende Wahrheit ſetzte und in
eff des Kurfürſten nur wünſchte, daß derſelbe ohne perſönliche Rückſicht
ihn oder Luther allein darum ſich bemühen möge, der Wahrheit noch

einen Ort zu ſichern, wo ſie reden könne. Luthern ſelbſt aber ſchrieb er am 14. September: „Ich ſehe Nichts, was auf dich wartet, als das Kreuz; — du haſt wenig Gönner, und o daß ſie ſich nicht verbärgen aus Furcht vor den Feinden; meine Meinung iſt, du ſollteſt Wittenberg zur Zeit verlaſſen und zu mir kommen, damit wir mit einander leben und ſterben.“ — Der Rektor und die Doktoren der Univerſität verwandten ſich noch unter dem 25. September in einer Bittſchrift an den Papſt und einem Brief an Miltitz, ihren deutſchen Landsmann in Rom, dafür, daß die Unterſuchung gegen Luther in Deutſchland geführt werden möge; ſie bezeugten, ihn ſtets als ein ausnehmend gelehrtes, ſittenreines, rechtgläubiges Glied ihrer Hochſchule gekannt zu haben, wenn er gleich jetzt im Disputiren vielleicht zu weit gegangen ſein ſollte; auch machten ſie geltend, daß ſein ſchwacher Leib den Anſtrengungen und Gefahren einer Reiſe nach Rom nicht gewachſen ſei. — Als endlich Luthers Vorladung nach Augsburg bekannt wurde, da erhielt er von Freunden und Bekannten, auch von hochgeſtellten Männern geiſtlichen und weltlichen Standes dringende Warnungen ihr zu folgen, ja alle ſeine Freunde riethen ihm ab. Was konnte der päpſtliche Legat dort mit ihm vorhaben, der ja vom Papſt als „Kind der Sünde“ ſchon ſo gut wie verdammt war? Und bereits unterwegs, hieß es, laure man ihm auf, um ihm durchs Schwert oder durch Gift ein Ende zu machen. Es hatte auch ſchon früher, im Juli, der Graf Albrecht von Mansfeld einmal an Luthers Freund Lange geſchrieben, man ſolle ihn nicht aus Wittenberg gehen laſſen, weil von gewiſſen großen Herren Anſtalten getroffen ſeien, ihn aus dem Weg zu räumen.

Luther aber folgte ohne Widerrede der Weiſung ſeines Fürſten, der ihn im Vertrauen auf Cajetans Redlichkeit nicht einmal vorher um ſicheres Geleit für die Reiſe und Rückreiſe beim Kaiſer nachſuchen ließ. Er ſelbſt bekannte indeſſen ſpäter noch, er habe ſich doch ſehr gefürchtet, weil er ſo allein geſtanden habe. Sein Gedanke ſei geweſen: „nu muß ich ſterben.“ Den Scheiterhaufen vor den Augen ſei er gereist und habe oft geſagt: „ach wie eine Schande werde ich meinen lieben Eltern ſein“.[1])

Luther in Augsburg vor Cajetan.

Gegen Ende des Monats September machte ſich Luther nach Augsburg auf.

Der Weg führte ihn über Weimar, wo damals Kurfürſt Friedrich ſein Hoflager hielt. Deshalb machte Luther dort Raſt und predigte am 29. September, dem Michaelistag, im Schloſſe. Die Predigt, welche er nachher aus dem Gedächtniß niederſchrieb, nahm auf die Lage, in welcher er ſelbſt damals ſich befand, gar keine Rückſicht. Wohl aber trug auch

ausgehend vom Texte des Tages (Matth. 18, 1 ff.) die ernsten
rnungen vor hochmüthiger Selbstgerechtigkeit und Scheinheiligkeit und
meist damit verbundenen Lastern des Neides, Geizes u. s. w. vor,
che Luthern stets so sehr am Herzen lagen; er zielte damit speziell und
drücklich auf Bischöfe, welche nach Weise des Antichrists wie ein Gott
in Gottes Tempel setzen, zugleich aber auch, wie er dem Spalatin
erkte, auf einen bestimmten Herrn gleichen Charakters am Kurfürstlichen
fe. — Ehe er weiter zog, bemitleidete ihn ein Verwalter des Klosters,
welchem er übernachtet hatte: es werde ihm schwer werden, seine Sache
en die Wälschen aufrecht zu erhalten; sie werden ihn darob verbrennen.
t schmerzlichem Humor erwiderte Luther: mit Nesseln verbrennen ginge
h an, aber mit Feuer wäre es zu heiß; er bat Jenen, Gott für ihn
bitten und für Gottes eigenes liebes Kind Christum; denn seine Sache
Sache dieses Christus; erhalte Gott diesem die Sache, so sei sie auch
i erhalten; wollte Gott sie diesem nicht erhalten, so könne er sie ihm
lich auch nicht erhalten, und so müßte Gott die Schande tragen.[1])

Luther hatte einen anderen Wittenberger Augustinermönch, den Bruder
nhard, zum Reisegefährten. Der Kurfürst gab ihm, der selbst immer
) Nichts besaß, einiges Geld zur Reise. Luther machte diese wieder
Fuße. In Nürnberg borgte er statt seiner eigenen Kutte eine bessere
seinem Freunde Link. Dieser begleitete ihn nach Augsburg. Kurfürst
edrich hatte gewünscht, daß dorthin auch Scheurl, der geschickte und
esehene Jurist, sich begeben und Luthern dort zur Seite stehen möge;
eurl hatte jedoch davon und von dem Termin, wo Luther in Nürnberg
reffen sollte, nicht rechtzeitig Nachricht erhalten und war, als dieser
am, auf einer amtlichen Reise abwesend. Kleinmüthige Freunde warnten
her unterwegs noch, Augsburg zu betreten; er sagte hiezu (in dem uns
altenen Bruchstück eines Briefs): „auch in Augsburg, auch inmitten
er Feinde herrscht Jesus Christus; Christus lebe, Martinus sterbe.“
r innern Spannung kam bei ihm leibliche Schwäche, namentlich heftige
genschmerzen. So nahm er mit seinem Reisegefährten drei Meilen vor
gsburg noch einen Wagen; da — erzählt er — sei es ihm vollends
t heiß geworden, ein Dämon habe ihn mit vielen argen Gedanken
ält.[2])

Zu Augsburg langte er am 7. Oktober an und stieg im Augustiner-
ter ab. Nachher wurde ihm das Kloster der Karmelitermönche zur
berge angewiesen, wohl damit es in keiner Weise scheine, als ob er zum
ßling seines eigenen Ordens gemacht werden sollte. Er war aber auch
diesem Kloster wohl aufgehoben; denn der Prior desselben, Johann
sch, welcher in Wittenberg 1516 Licentiat geworden war, war ihm
ts befreundet und bewirthete ihn aufs beste.[3])

Die Stadt war schon voll des Geredes von ihm; Alles, sagt er habe den Herostratus sehen wollen, der einen so großen Brand angeregt habe. — Auch mehrere einflußreiche Gönner erwarteten ihn, an welche er Empfehlungen vom Kurfürsten mitbrachte: so der städtische Patricier und städtische und kaiserliche Rath Dr. Konrad Peutinger (der Nachwelt als Alterthumsforscher bekannt), der Kanonikus Christoph Langemantel, Mitglied einer angesehenen Familie, und ein Dr. Johann Auer, wohl Jurist und Rathsherr. Ferner waren die kursächsischen Räthe Dr. Rühel und Philipp von Feilitzsch mit ihm in Augsburg.[1])

Cajetan hatte in der letzten Zeit mit gelehrten Arbeiten über die obwaltenden dogmatisch-kirchlichen Fragen sich beschäftigt. Er ließ zwischen dem 27. September und 29. Oktober mehrere Traktate darüber erscheinen. — Den Luther verhieß er mit aller Milde behandeln zu wollen.[2])

Sobald Luther angekommen war, ließ er sich durch Link beim Cardinal anmelden.

Alle die deutschen Rathgeber in Augsburg aber, an die er empfohlen war, hielten ihn zurück, sich vor demselben zu stellen, ehe er vor einer hinterlistigen Gefangennahme durch einen kaiserlichen Geleitsbrief gesichert sei, und trafen Anstalt, ihm einen solchen zu erwirken. Da der Kaiser der Reichsgeschäfte halber noch nicht weggezogen, jedoch auf der Jagd in der Nähe der Stadt abwesend war, zog sich dieß noch einige Tage hin.

Anders freilich wollte es ein italienischer Freund Cajetans, Urbanus von Serralonga haben, der als Gesandter eines Grafen von Monferrat nach Deutschland und im Jahr 1517 auch an den kurfürstlichen Hof gekommen und an welchen Luther gleichfalls von seinem Kurfürsten gewiesen worden war. Dieser erschien wiederholt bei Luther, um ihn zu Cajetan zu rufen und über sein Verhalten zu berathen. Sein Rath ging einfach dahin, daß Luther durch Widerruf sich wieder zu Gnaden bringen solle. Er nahm die Sache überaus leicht, — als ein echter Italiener, wie Luther sagt. Es handle sich, so meinte Urban, ja nur um die sechs Buchstaben: Revoca, revocire. Als Luther erst sich vertheidigen und Belehrung empfangen wollte, erwiderte Jener: „Wollt Ihr ein Spiel, ein Ringelrennen, anstellen?“ dabei sprach er offen aus: unwahre Sätze (wie die der Ablaßprediger) dem Volke vorzutragen sei schon erlaubt, wenn sie nur gut Geld einbringen. Zuletzt fragte er: „Wie? meint Ihr, der Fürst Friedrich würde Euretwegen zu den Waffen greifen?“ darauf Luther: „Das möchte ich gar nicht.“ Jener: „Und wo wollt Ihr dann bleiben?“ Luther: „unter dem Himmel.“ Urban: „Was würdet denn Ihr thun, wenn Ihr den Papst und die Cardinäle in Eurer Gewalt hättet?“ Luther: „Ich würde ihnen alle Reverenz und Ehre bezeigen.“ Darauf sagte Jener mit einer welschen Gebärde „Hem,“ — ging weg und kam nicht wieder. — Luther schrieb an Spalatin

Albernheit dieses Vermittlers mache ihm immerhin Muth. — Bereits r stand sein Entschluß fest, im Nothfall an ein Conzil zu appelliren.[1])

Während dieser Tage des Wartens vergaß Luther auch die Sorgen seine Universität nicht. Er besorgte Aufträge an Johann Böschen- in, einen der wenigen damaligen Kenner des Hebräischen, bisherigen golstädter Dozenten, in welchem jetzt endlich für Wittenberg ein Lehrer er Sprache gewonnen worden war und mit welchem er in Augsburg ammentraf; er fand in ihm einen ängstlichen, zurückhaltenden Mann, pfahl ihn jedoch dem Melanchthon um so mehr zu einer herzlichen Auf- me. Ueber sich selbst schrieb er an Melanchthon: Nichts falle ihm so ver als der Gedanke, dem schönen Umgang mit seinen Wittenberger unden auf immer entrissen zu werden; ehe er jedoch widerrufe und urch den besten Studien Schaden bringe, wolle er lieber umkommen für seine Freunde und die studirende Jugend geopfert werden.[2])

Auch mit Eck hat er damals oder an den nächstfolgenden Tagen in gsburg verhandelt: er traf mit ihm Verabredung wegen einer Disputation, che dieser mit Carlstadt in Leipzig oder Erfurt halten wollte.[3])

Am 11. Oktober traf endlich der Geleitsbrief ein. Cajetan, mit chem die kaiserlichen Räthe sich vorher darüber ins Vernehmen gesetzt ten, hatte ihnen erwidert, sie mögen nach Belieben handeln, war aber : gereizt über das geringe Vertrauen welches man ihm schenke. Er ieb nachher dem Kurfürsten: wenn dieser ihm nicht getraut habe, so te er den Luther nicht zu ihm „als einem Vater" schicken dürfen.[4])

Gleich am Tag darauf, am Dienstag den 12. Oktober, erschien Luther Cajetan. Er traf bei diesem jenen Urban und andere Italiener. Ihn st begleiteten der Prior Frosch mit zwei andern Mönchen des Karmeliter- sters, und sein Freund Link nebst einem andern Augustinermönch, wohl n Reisegefährten Leonhard.[5])

Luther hatte sich vorher über die Formen der Ehrerbietung vor em Cardinal und päpstlichen Legaten unterweisen lassen. Er warf sich : Cajetan zuerst aufs Angesicht nieder, blieb auch, als dieser ihn aufstehen ß, noch knieen und stand erst auf einen neuen Wink ganz auf. Demüthig : er um Verzeihung, wofern er etwas Unbedachtsames gelehrt oder gethan e, und erklärte sich bereit, Belehrung und Leitung auf den rechten Weg nehmen. Cajetan empfing ihn gnädig und höflich, erwähnte auch, daß von Luthers Gelehrsamkeit und vielen Schülern gehört habe, erklärte r, er wolle nicht etwa mit ihm disputiren, sondern seine Sache väterlich legen, und forderte zu diesem Behuf von ihm kurzweg ein Dreifaches, s der Papst verlange: nämlich er solle fürs erste seine Irrthümer wider- en, fürs zweite versprechen, sich ihrer künftig zu enthalten, fürs dritte auch aller anderen Dinge enthalten, welche den Frieden der Kirche

ſtören könnten. Das päpſtliche Breve, worin dies verlangt werde, n
er Luthern, der ihn darum erſuchte, nicht vorweiſen.

Luther bat, ihm ſeine Irrthümer anzuzeigen; er ſelbſt ſei ſich k
bewußt.

Darauf hielt ihm der Cardinal diejenige ſeiner 95 Theſen vor
welcher er die Identität des Schatzes der Abläſſe mit den Verdie
Chriſti leugne und hiemit der (ſchon oben von uns erwähnten) Bulle
Papſtes Clemens VI. widerſpreche, — und fürs zweite ſeine Erklärun
den Reſolutionen, daß ein heilbringender Empfang des Sakramentes
den Glauben des Empfängers bedingt ſei.

Der erſte Punkt war für Cajetan der wichtigſte. Klüglich hol
von allen den in den Theſen angeregten Fragen nur ihn aus. Er w
ja, wie viel von ihnen auch unter den ſcholaſtiſchen, römiſchen Theol
noch unſicher und ſtreitig ſei. Für dieſen Punkt dagegen lag ein feierl
päpſtlicher Ausſpruch vor, deſſen Beſtreitung ein Angriff auf die Auto
des Statthalters Chriſti und auf die Geltung des kirchlichen Rechts
war; und mit dieſem Punkt war die Kraft der Abläſſe jedenfalls
Prinzip nach feſtgeſtellt und dem Papſt eine Vollmacht zuerkannt,
deren er über die höchſten geiſtlichen, himmliſchen Güter nach Gutbefi
verfügen konnte. Er meinte, Luther könne jene Bulle gar nicht ge
haben. — Hinſichtlich des zweiten Punktes behauptete er, Luther trage
ebenſo neue wie irrige Lehre vor; Jeder, der zum Sakrament herzut
ſei vielmehr ungewiß, ob er die Gnade wirklich erlange oder nicht.

Dagegen wurde Luther der hohen Bedeutung, welche dieſer ſein
vom Glauben habe, nur immer ſtärker ſich bewußt. Er hielt ihn
gegen Cajetan aufs entſchiedenſte feſt und berichtete nachher auch ſei
Kurfürſten: an dem andern Satz, über den Schatz der Kirche, ſei weit
ſo viel gelegen, zu dieſem aber werde er ſich bis in den Tod bekenn
denn er würde ſonſt Chriſtum verleugnen. Es handelte ſich für ihn
die Zuſicherung derjenigen vergebenden Gottesgnade überhaupt, nach d
Gewißheit er unter den ſchweren inneren Anfechtungen immer neu ſich ſeh
wie ſollte der Sünder ſich ihrer getröſten können, wenn ſogar beim Sakram
wo ſie ihm ſpeziell zugeſagt und dargeboten wurde, er dennoch ung
bleiben mußte, ob ſie ihm wirklich zu theil werde? und wie ſollte er i
ungewiß bleiben müſſen, da ja nach der Heilslehre, die Luther im Evange
und beſonders bei Paulus fand, Gott ſelbſt die Erfüllung ſeiner Zu
nur eben davon abhängig machte, daß man ſie gläubig, mit herzli
Vertrauen, aufnehme? Cajetan aber hatte, wie man auch aus einem
im September verfaßten Traktate deſſelben ſieht, weder für dieſes Inte
Luthers noch für ſeine Idee des Glaubens ein Verſtändniß. Für r
halten ſollte man, wie er dort ausführt, freilich, daß die prieſter

bsolution an sich kräftig sei und in einem würdigen Empfänger Gnade irke; aber eben diese Bedingung der eigenen Würdigkeit brachte wieder nsicherheit mit sich: Niemand weiß nach Cajetan sicher, ob nicht dem irken der Gnade in ihm selbst noch ein Hinderniß entgegenstehe, ein angel an der erforderlichen Zerknirschung, eine noch nicht gebeichtete, ielleicht dem eigenen Gedächtniß entschwundene Sünde u. s. w. Vergebens rief sich Luther vor Cajetan für seine Lehre auf die heilige Schrift und ire Aussagen über den Glauben. Der Cardinal kam diesen gegenüber mmer wieder auf die scholastischen Auslegungen und Theorien zurück und ie Italiener an seiner Seite kicherten und lachten über die ihnen seltsame ehre. Als Luther beharrlich erklärte, in diesem Punkt nimmermehr nachgeben zu können, erwiderte Cajetan: „du wirst heut revociren müssen, b du willst oder nicht willst; sonst werde ich schon um dieses Punktes illen alle deine Sätze verdammen.“

Der Streit über den Schatz der Kirche führte sogleich zu entscheidenden rklärungen Beider über den Werth und die Autorität päpstlicher Ausprüche in Betreff der Glaubenswahrheiten und des Sinnes der heil. Schrift. uther ging, nachdem er den Inhalt jener Bulle unklar und zweideutig nannt hatte, zu der Behauptung weiter: sie verdrehe den Sinn der heil. chrift. Das erregte Cajetans höchsten Unwillen. Er selbst erklärte dagen, man habe einer päpstlichen Auslegung sich einfach zu unterwerfen, ib stellte die Gewalt des Papstes über Schrift, Concil und Kirche, vermmte auch den Gerson und dessen Anhänger wegen ihrer Lehre von r Autorität der Concilien. Luther hinwiederum erlaubte sich jetzt, die r Kurzem erfolgte Appellation der Pariser Universität an ein Concil ihm rzuhalten.

Cajetan, der von dem „Brüderlein“, wie er Luther nannte, nur einhen Widerruf mit „väterlichen“ Ermahnungen zu fordern beabsichtigt tte, wurde so durch seine ungescheuten Entgegnungen doch in einen dentlichen Disput hineingezogen, in welchem dann die Rede auch noch auf dere Lehrpunkte in Betreff der Buße u. s. w. kam. Luther aber schloß blich mit der Bitte, ihm noch Zeit zu weiterer Ueberlegung zu gewähren.

Am nämlichen Tage traf Staupitz in Augsburg ein. Dieser hatte rz zuvor in einem Brief an Spalatin sich sehr entschieden zu Luthers ache bekannt und Jenen gebeten, den Kurfürsten Friedrich zu ermuthigen, ß er eine Stätte für die Wahrheit frei halten möge ohne Angst vor dem ebrüll des Löwen (Leo). Für Augsburg hatte er Luthern seine persönliche genwart zugesagt und dieser ihm jetzt sogleich von seiner Ankunft Nachht gegeben.

Der folgende Tag zeigte dann, daß inzwischen bei Luther und seinen eunden nach den Erfahrungen jenes ersten Tages beschlossen worden war,

wie er nun mit aller Förmlichkeit und Vorsicht seine weiteren Aeußerungen gegen Cajetan abgeben sollte.

Er erschien vor diesem am Mittwoch mit Peutinger, von Feilitzsch und zwei andern kaiserlichen Räthen, mit Staupitz und mit einem Notar, um vor Allem eine feierliche Verwahrung zu verlesen — des Inhaltes, er folge, der römischen Kirche in allen seinen gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Worten und Handlungen; was anders gesagt worden sei, sollte, möge für nicht gesagt gelten; was aber jene dreifache Forderung betreffe, die der Legat im päpstlichen Auftrag an ihn gestellt, so könne er, der nur durch Disputiren nach der Wahrheit gesucht habe, deshalb nicht zum Widerruf gezwungen werden, ohne erst gehört und überwiesen zu sein; sei sich auch jetzt nicht bewußt, irgend Etwas gegen die heil. Schrift, die kirchlichen Väter, die päpstlichen Dekretale oder die gesunde Vernunft gesagt zu haben, unterwerfe sich jedoch als ein Mensch, der irren könne, einer rechtmäßigen Entscheidung der heiligen Kirche, erbiete sich überdies an diesem oder einem andern Ort öffentlich über seine Aussagen Rechenschaft zu geben, und sei, wenn dies dem Legaten nicht beliebe, bereit, auch schriftlich den Einwendungen desselben zu antworten und darüber das Urtheil der Basler, Freiburger, Löwener, oder, wenn das nicht genüge, auch der Pariser Universität zu hören.

Cajetan aber lächelte über diesen Act Luthers und ermahnte ihn, von solchen eitlen Gedanken zu lassen und vielmehr in sich zu gehen und umzukehren; denn es werde ihm schwer sein, wider den Stachel zu löcken; er aber wolle ihn mit der Kirche und dem Papst wieder versöhnen.

Luther bat wiederholt, ihm noch eine schriftliche Erwiderung zu gestatten, nachdem sie gestern genug mit Worten gefochten haben. Ueber diesen Ausdruck wurde Cajetan sehr böse: „Mein Sohn, sagte er, ich habe nicht mit Dir gefochten und will nicht mit Dir fechten, sondern ich bin nur bereit, aus Rücksicht auf den durchlauchtigsten Fürsten Friedrich Dich väterlich und gütig zu hören, zu ermahnen und zu belehren.“ Als jedoch Staupitz jene Bitte unterstützte, ging Cajetan endlich darauf ein, — als Vater, wie er sagte, nicht als Richter. Eine Disputation wollte er auf keinen Fall zulassen.

Sogleich setzte Luther eine ausführliche Rechtfertigung jener beiden Hauptsätze auf, wegen deren ihn Cajetan der Ketzerei bezichtigte.

Eingehend besprach er jetzt die Bedeutung jener Bulle des Papstes Clemens, wonach Christus durch die Vergießung seines kostbaren Blutes, von welchem schon ein einziger Tropfen zur Erlösung der Menschheit genug hätte, seiner Kirche einen Schatz erworben hat, welchen Petrus, der Träger der Himmelsschlüssel, und dessen Nachfolger den Gläubigen ausspenden und den Büßenden behufs des Nachlasses ihrer zeitlichen Strafen zutheilen

Von dem aber, was er mündlich über die Geltung einer ſolchen
hen Erklärung geſagt hatte, wich er auch jetzt nicht; es war viel-
als ob jedes Verweilen bei dieſer Frage ihn zu immer ſchärferen
eitergehenden Aeußerungen fortriſſe. Er wiederholt, daß die Bulle
inn der Schrift verdrehe, indem ſie Ausſprüche über Gottes recht-
ıde Gnade auf den Ablaß ziehe. Er ſpricht allgemein aus: die
hkeit ſei conſtatirt, daß päpſtliche Dekretale irren und gegen die heil.
und die chriſtliche Liebe ſtreiten; fordere gleich das kirchliche Rechts-
aß man auf die Stimme des Papſtes als auf die Stimme des heil.
höre, ſo gelte dies doch nur von denjenigen Ausſprüchen, welche
r heil. Schrift zuſammenſtimmen. Ja er fährt fort: ſogar Petrus
ſei einſt (nach Galat. 2, 11 ff.) wegen einer Abweichung von der
eit zurechtgewieſen worden; um ſo weniger könne es befremden,
einer ſeiner Nachfolger ſich verfehle. Dann nimmt er eben hier be-
er, als wir je bisher von ihm gehört haben, auch für jeden einzelnen
n das Recht und die Pflicht in Anſpruch, ſolche päpſtliche Ent-
ngen zu prüfen. Er führt hierfür einen Satz des ſchon früher von
tirten Erzbiſchofs von Palermo an, wonach nicht blos ein allgemeines
über dem Papſt ſtehe, ſondern ein jeder Gläubige, falls dieſer
Beweisſtellen und Gründe als der Papſt für ſich habe; und er
ſich dafür weiter auf das Wort des Paulus 1. Cor. 14, 30, wo
mit Bezug auf alle in einer Gemeindeverſammlung lehrenden Chriſten
ermaßen ſagt: „ſo es aber einem andern, der da ſitzt, geoffenbaret
ſo ſchweige der erſte.“ Dann beweiſt er mittelſt eines andern
iſchen Ausſpruchs und zugleich mit Berufung auf Auguſtin, daß
ſelbe Bulle ganz offenbar Falſches enthalte, indem ſie auch die Ver-
der Heiligen einen Schatz nenne: denn auch die Heiligen ſeien
r und werden nicht durch eigenes Verdienſt, ſondern allein durch
Barmherzigkeit ſelig. — So ſehr ſchärft Luther eben jetzt fort und
inen Gegenſatz gegen den ganzen kirchlichen Standpunkt des Legaten
s Papſtes, den dieſer vertrat.

Uebrigens will er, wie er weiter ſagt, doch verſuchen, den Sinn, den
ulle haben könnte, mit den von ihm für wahr erkannten Sätzen in
ng zu bringen. Er kommt hier auf ſeine ſchon früher vorgetragene
ung zurück, daß die Verdienſte Chriſti nicht eigentlich, jedoch wenigſtens
ntlich der Schatz der Abläſſe heißen können, ſofern nämlich Chriſtus
ſein Verdienſt der Kirche die Schlüſſelgewalt erworben habe, vermöge
der Papſt Ablaß ertheile. So möge es der Papſt in jener Bulle
t. Auch ſage dieſe ja ſelbſt: der Schatz ſei dem Petrus und ſeinen
lgern von Chriſtus übertragen; Chriſtus aber habe dem Petrus
übertragen als eben jene Schlüſſel. Schließlich behauptet er vollends

geradezu, der Text der Bulle spreche direct für seine Auffassung, inde
er dies mit allem Scharfsinn aus ihrer Aussage folgert, daß Christus d
Schatz, aus welchem der Ablaß komme, durch sein Verdienst „erworbe
habe. Er folgert nämlich: habe Christus den Schatz der Ablässe durch s
Verdienst erworben, so sei Christi Verdienst nicht selbst dieser Schatz, sonde
die Ursache desselben. — Für uns kann freilich keine Frage sein, daß d
Sinn der Bulle dennoch ein anderer war; nach ihrem ganzen Zusamme
hang wollte sie eine unmittelbare Austheilung der Verdienste Christi d
den Papst lehren; der Schatz, welchen Christus der Kirche erworben, ist i
die Summe seiner eigenen Verdienste, sofern er sie der Kirche jetzt z
Verfügung stellen kann und will. Auch Luther hätte, wenn er die Wo
unbefangen zu deuten in der Lage gewesen wäre, hieran nicht wohl zweife
können. Die Mühe aber, welche er sich für seine Auslegung giebt, z
uns, wie gern er doch noch eine Form gefunden hätte, um mit dem A
spruch des Papstes sich zu vertragen.

Er fügt dann dieser seiner Ausführung noch die Erklärung b
„meine Sache ist es nicht, die päpstlichen Kanones auszulegen, sonde
meine eigenen Sätze zu vertreten, damit sie nicht gegen die Kanones
streiten scheinen, indem ich darauf, ob der Papst seine Meinung ande
erklären wird, demüthig warte, demselben zu gehorchen bereit." Se
vorangegangenen Erklärungen aber über sein Recht, päpstliche Aussprü
ihrem Inhalt nach an der heil. Schrift zu prüfen, ließ bei ihm natürl
doch nur einen Gehorsam erwarten, vermöge dessen er in der bevorstehen
Auslegung des Papstes den wirklichen Sinn der Bulle anerkan
keineswegs mehr einen Gehorsam, vermöge dessen er diesen Inhalt d
Bulle aufs päpstliche Wort hin trotz der Worte der heil. Schrift
Wahrheit hätte gelten lassen.

Für seinen zweiten Hauptsatz, über den Glauben, legte er eine R
von Schriftaussagen über des Glaubens Kraft und Nothwendigkeit v
Da wird denn die Rechtfertigung seines Satzes über das Erforderniß d
Glaubens beim Sakrament vollends zu einem lauten Zeugniß für die R
deutung des Glaubens überhaupt: „nur der Glaube an Christi Wort re
fertigt, macht würdig, macht lebendig, bereitet recht zum Sakramente v
ohne ihn ist alles Andere ein Bestreben eigener Anmaßung oder ein
streben der Verzweiflung; denn — der Gerechte lebt seines Glauben
Auch Stellen des heil. Augustin und Bernhard führt er hierfür noch
Dann schließt er: „Diese und viele andere Beweisstellen zwingen m
nehmen mich gefangen, führen mich zu der Lehre, die ich ausgespro
habe; darum, hochwürdigster Vater in Christo, bitte ich demüthig, i
mit mir zu handeln, mit meinem Gewissen Mitleid zu haben, mir ein
zu geben, dadurch ich dies anders verstehen könnte, mich nicht zum Wi

e desjenigen zu nöthigen, von dem ich nach dem Zeugniß meines Ge-
ſens nicht anders halte, als daß ich ihm zuſtimmen müſſe; ſo lange
ſe Beweisſtellen feſtſtehen, kann ich nichts Anderes thun und weiß nur,
ß man Gott mehr gehorchen muß als den Menſchen; auch wolle Euer
erliche Hochwürden bei unſerem heiligſten Herrn Leo X. Fürſprache thun,
ß er nicht mit ſo ungnädiger Strenge in die Finſterniß meine Seele
ausſtoße, die nur das Licht der Wahrheit ſucht und ganz bereit iſt,
es nachzugeben und zu widerrufen, wenn ſie eines Beſſeren belehrt ſein
rd; ich bin nicht ſo anmaßend oder nach eitler Ehre begierig, daß ich
halb mich ſchämen ſollte, übel Geſagtes zu widerrufen, ja meine größte
ude wird ſein, daß die Wahrheit ſiegreich werde: nur daß man mich
ht nöthige, Etwas wider mein Gewiſſen zu thun; denn ich glaube ohne
lichen Zweifel, daß Jenes die Lehre der heil. Schrift ſei."

Der Augenblick, in welchem Luther dieſe ſeine Erklärungen vor
igen Zeugen dem Cardinal zu überreichen hatte, war für ihn wohl
m ſo wichtig und innerlich ergreifend als derjenige, in welchem er ſpäter
Worms vor Kaiſer und Reich ſein: „Ich kann nicht anders, Gott helfe
r" ausſprach. Zum Bruche mit den höchſten kirchlichen Gewalten, ja
: dem ganzen römiſchen Kirchenthum, deſſen echter Vertreter Cajetan
r, mußte er ſchon dort ſich entſchließen, wenn er gleich noch immer hoffte,
ſelbe werde nicht unabwendbar ſein. Auf Grund des göttlichen Wortes
) treu ſeinem Gewiſſen hat er ſchon dort ihn gewagt.

Am Donnerſtag, den 14. October, übergab Luther dem Cajetan ſeine
ſchrift. Auch diesmal begleiteten ihn von Feilitzſch und Rühel.

Cajetan nahm die Schrift verächtlich auf, verſprach ſie übrigens nach
m zu ſchicken. Dann befahl er ihm aufs Neue den Widerruf, hielt ihm
och zu ſeiner Widerlegung noch einen langen Vortrag in Sätzen der
miſtiſchen Theologie. Er ſprach jetzt heftig und herriſch; den Luther
merte er, wie dieſer erzählt, wohl zehen mal nieder, ehe derſelbe zum
rt kommen konnte. Endlich hub auch Luther zu ſchreien an; er vergaß
ar die Formen der Höflichkeit gegen einen Cardinal und redete ihn ein-
) mit „Ihr" an; Cajetan rief ihm auf italieniſch zu: „Bruder, Bruder,
tern warſt du recht gut, heute biſt du ganz verkehrt." — In Betreff
er päpſtlichen Bulle brachte Luther mit ſeiner Auslegung den Cajetan,
auf dieſe ohne Zweifel gar nicht gefaßt war, in eine augenblickliche
rlegenheit. Luther rief: wenn man ihm zeigen könne, daß die Bulle
Verdienſte Chriſti für den Schatz der Abläſſe erkläre, ſo wolle er
ociren. Hierüber erhob ſich ein Gelächter gegen ihn. Cajetan ſchlug
tig die Bulle auf und las ſie eifrig und ſchnaubend vor bis zu der
elle, wo es heißt: Chriſtus habe einen Schatz erworben. Da rief Luther:
worben" heiße es ja, — alſo ſei der Schatz nicht das Verdienſt ſelbſt,

ſondern die durch Chriſti Verdienſt erworbene Schlüſſelgewalt. Cajetan wurde verwirrt und ſprang ſchnell auf etwas Anderes über. Luther aber brach noch los: „Euer Hochwürden meine nicht auch noch, daß die Deutſchen keine Grammatik verſtehen; es heißt etwas Anderes, ein Schatz ſein und einen Schatz erwerben.“ — Luthers bibliſche Beweisſtellen deutete Cajetan nach ſeinem Sinn um. Gegen Luthers ganze Berufung auf die höchſte, entſcheidende Autorität der heil. Schrift ließ er, wie Luther ſpäter einmal mündlich erzählte, die merkwürdige kritiſche Bemerkung fallen: Matthäus ſelbſt irre ja doch einmal im Nennen von Propheten (vgl. Matth. 27, 9, wo Jeremia ſtatt des Zacharia genannt iſt). Er ließ jedoch darüber Luther nicht weiter zum Wort kommen, ſondern rief: „es iſt genug, revocire!“[1])

Während Luther den ihm abgeforderten einfachen Widerruf beharrlich verweigerte und flehentlich bat, den Papſt ſo, wie er es ſchon am Schluſſe ſeiner ſchriftlichen Antwort ausgeſprochen hatte, ſeines guten Willens zu verſichern, kündigte ihm Cajetan an: er werde, wenn Luther nicht ſofort jene Forderung erfülle oder in Rom ſich ſeinen Richtern ſtelle, über ihn und Alle, die ihm gewogen ſeien, den Bannfluch, und über Alle, zu welchen er etwa ſich hinwenden möchte, das kirchliche Interdict verhängen; zu *dieſem Allem habe er bereits ein genügendes Mandat vom päpſtlichen Stuhle*.

Endlich erhob ſich der Cardinal mit den Worten: „Geh! widerrufe oder komm mir nicht wieder vor die Augen.“

So ging Luther hinweg.

Cajetan aber beſchied am Nachmittag deſſelben Tages noch den Staupitz nebſt Link zu ſich, um durch ſie noch auf Luther einzuwirken. Er that gegen Staupitz ſehr ſchön, verſicherte ihn auch, daß gegen Luther Niemand freundlicher als er ſelbſt geſinnt ſei. Mehrere Stunden lang verhandelten ſie noch mit einander; auch Urban von Serralonga nahm daran Theil. Nach einem Berichte Cajetans an den Kurfürſten war es ihm darum zu thun, das „Aergerniß“ abzuthun, ohne daß der Ehrfurcht vor dem päpſtlichen Stuhl Eintrag geſchehe und ohne daß Bruder Martin einer Rüge verfalle. In Wahrheit jedoch lief Alles bei ihm nur wieder darauf hinaus, daß Luther zum einfachen Widerruf gebracht werde. Staupitz, der ihm hiezu bei Luther behilflich ſein ſollte, lehnte dies ab; denn, ſagte er, zur Unterwerfung unter die Kirche habe er Luthern ſchon bisher gerathen; an Gelehrſamkeit und Scharfſinn ſei er dieſem nicht gewachſen; Cajetan, als Stellvertreter des Papſtes, möge ſelbſt ihn überreden. Da fiel (nach einem Berichte des Mykonius) der Cardinal, aus ſeinem anfänglichen freundlichen Ton heraus und antwortete: „Ich mag nicht weiter mit dieſer Beſtie reden, denn er hat tiefe Augen und wunderſame Spekulationen in ſeinem Kopfe.“ — Nachher kam Link noch einmal zum Cardinal, um ſich für Luther

erwenden. Cajetan wollte sich jetzt dazu herbeilassen, daß vom zweiten itpunkt, über den Glauben, abgesehen werde, wenn Luther nur seine agen über den Schatz der Ablässe revocire: wir haben zwar über diese atverhandlung zwischen jenen Beiden nur einen Bericht von dem damals in Augsburg anwesenden Spalatin; die Angabe stimmt aber ganz zu besondern Werth, welchen Cajetan auf eben diesen Punkt auch nach rs Bericht legte. So äußerte dann hierauf Staupitz: man sehe daraus, es denen in Rom mehr um Geld, zu welchem die Lehre von der Zu- ung des Verdienstes Christi dienen sollte, als um Glauben und Selig- ju thun sei. Uebrigens beruhigte Cajetan den Link, er wolle Luther nicht in den Bann thun, sondern erst neue Befehle aus Rom ab- n, wohin er bereits Luthers Antwort durch einen expressen Boten kt habe.

Luther schrieb noch am Abend des 14ten an Spalatin, er werde keine widerrufen. Das Wort Cajetans vom Nichtwiederkommen ließ er gesagt sein. Doch blieb er ruhig in Augsburg, obgleich dort das Ge- ging, der General des Augustinerordens habe bereits gestattet, daß stgenommen und, wenn er nicht widerrufe, in Fesseln gelegt werde.

Staupitz ermunterte ihn: „gedenke, Bruder, daß Du dieses im Namen es Herrn Jesu Christi angefangen hast"; Luther nahm das, wie er r einmal dem Staupitz schrieb, als ein Wort, welches ihm nicht von pitz, sondern von oben her durch Staupitz gesagt sei. Auch entband Staupitz, als sein Ordensvorgesetzter, von der Ordensregel, damit er, ihm von Seiten des Papstes Stillschweigen geboten würde, die Ent- digung habe, er sei nicht mehr zum mönchischen Gehorsam verpflichtet, damit der Augustinerorden bei seiner Sache nicht mit ins Spiel ie. [1])

Staupitz und auch Link kamen indessen dem Verlangen Cajetans, auf Freund Luther einzuwirken, in so weit nach, daß dieser ihnen dann nem (sogleich weiter zu erwähnenden) Brief an Cajetan bezeugen konnte, welche ihm die liebsten Vermittler seien und in deren Hand er ganz haben mit ihm darüber verhandelt, wie er demüthig gesinnt sein und eigener Meinung weichen sollte: daß sie ihm jedoch nicht etwa den von an geforderten Widerruf, noch einen diplomatischen Rückzug von seinem ntniß zur Schriftwahrheit zumutheten, sieht man, wie aus ihrem bis- en Verhalten, so eben auch jetzt daraus, daß er bei der Erklärung innigsten Gemeinschaft mit ihnen doch von jener Wahrheit keinen tt zurückwich. — Laut einer Angabe des ihnen damals nahe ver- nen Scheurl gingen sie jetzt, nach des Cardinals rauhem Abschied, einem merkwürdigen Plane um, den sie nicht wohl ohne Kurfürst richs Mitwissen haben fassen können: Luther nämlich sollte sich nach

Paris, auf die dem päpstlichen Absolutismus noch immer widerstrebende Universität, zurückziehen. Sie suchten deshalb von namhaften Augsburger Kaufleuten Wechsel zu erhalten, konnten jedoch, weil sie das Geld dafür nicht bereit hatten, keine bekommen. Was Luther dazu sagte, erfahren wir nicht. [1])

Am 16ten, einem Sonnabend, eilten dann jene Beiden aus Augsburg weg, ihrer eigenen Sicherheit halber von Anderen gewarnt; zu Cajetans großem Aerger gab ihm Staupitz nicht einmal davon Kenntniß.

Am nämlichen Tag und wohl noch während ihrer Anwesenheit legte Luther mit aller Förmlichkeit vor einem Notar und Zeugen eine Appellation nieder — nicht, wie er schon beabsichtigt hatte, an ein Conzil, sondern nur erst von dem nicht gut unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden Papst. Luther hatte sie mit Dr. Auers Hülfe ausgearbeitet; der Notar gab ihr die solenne Form und versah sie mit seinem Siegel. — Die Absicht der Appellation geht dahin, daß ihm, der wegen seiner auf noch zweifelhafte Punkte bezüglichen und nur auf Prüfung der Wahrheit hinstrebenden Thesen zu schnell der Ketzerei verdächtigt worden sei, die Citation vor den in Rom für ihn eingesetzten Richter, von denen der eine, Prierias, sich vorher als sein Gegner aufgetreten und auch nur in der thomistischen scholastischen Theologie und nicht in der heil. Schrift bewandert, der andere aber kein gelehrter Theologe vom Fach und deshalb voraussichtlich in den dogmatischen Fragen von jenem abhängig sei, durch den besser unterrichteten Papst erlassen, daß ihm auch überhaupt sein persönliches Erscheinen in Rom, wo er sich nicht sicher fühlen und wohin er bei seiner schwachen Leibesbeschaffenheit und bei den ihm unterwegs drohenden Nachstellungen nur mit großer Gefahr reisen könnte, nicht fernerhin anbefohlen, daß ihm vielmehr seiner schon durch den Kurfürsten Friedrich ausgesprochenen Bitte gemäß eine Vernehmung durch gelehrte, rechtschaffene päpstliche Commissäre an einem sichern Ort gewährt werden möge. Hinsichtlich der Unsicherheit, die er in Rom für sich fürchten müßte, erlaubte er sich auf Lebensgefahren hinzudeuten, denen sogar der „beste Papst" Leo X. selbst dort schon ausgesetzt gewesen sei; in der That war erst im Januar des vorigen Jahres ein Mordanschlag entdeckt worden, welchen gegen Leo ein Cardinal unter Mitwissen anderer Cardinäle gemacht hatte. Dabei wiederholte Luther die bei seinen Resolutionen abgegebene Erklärung seiner völligen Unterwürfigkeit unter den Papst, in dessen Ausspruch er die Stimme Christi anerkennen werde.

Luther veröffentlichte jedoch diese Appellation noch nicht. Auch wandte er sich noch an Cajetan in zwei Briefen vom 17. und 18. Oktober. Der erste derselben zeigt, wie er jenes Zureden des Staupitz und Link in möglichster Nachgiebigkeit verstand und aufnahm. Ja — jetzt bekennt er

) sehr verfehlt zu haben und bittet demüthig um Verzeihung: sofern er
nlich im Streit über den Ablaß zu heftig und unbescheiden sich be-
nmen und sich nicht genug davor gehütet habe, in der Antwort gegen
en Thoren dem Thoren ähnlich zu werden. Weiter verspricht er, den
reitgegenstand des Ablasses nicht weiter verfolgen zu wollen, falls auch
r Gegenpartei Schweigen auferlegt würde. Aber hinsichtlich des Inhalts
iner Sätze bleibt er fest dabei, daß ein Widerruf gegen sein Gewissen
äre und daß keines Menschen Gebot, Rath oder Gunst ihn bestimmen
irfe, Etwas gegen sein Gewissen zu thun. — Tags darauf kündigte er
i zweiten Brief dem Cajetan an, daß er nicht mehr länger in Augsburg
arten könne, und bat ihn, seine Appellation gnädig aufzunehmen. Dabei
ßerte er, er hätte, wenn es nur auf ihn angekommen wäre, diese lieber
terlassen und nur den Ausspruch der Kirche abgewartet. So hatte er
ch schon im ersten Brief gewünscht, die „Stimme der Braut", d. h. der
emeinde Christi, hören zu dürfen, da man in ihr gewißlich die Stimme
s Bräutigams höre. Der Kirche, sagt er, wolle er folgen. Und zwar
ittet er den Cajetan, die Sache dem Papst vorzutragen, damit eben
ann durch die Kirche über die zweifelhaften Punkte entschieden werde.
o scheint denn hiernach für ihn doch wieder die Entscheidung vom päpst-
chen Stuhl her kommen zu sollen. Allein eben auch hier, wo er in seinen
ugeständnissen noch einmal so weit als möglich gehen wollte, drängen sich
fort wieder die schon oben angeregten Fragen auf, ob er denn laut seinen
brigen Erklärungen wirklich von dort her und überhaupt von einem sicht-
aren kirchlichen Tribunal her eine unfehlbar wahre Entscheidung habe er-
arten können. Und sogar eben in jenem zweiten Brief an Cajetan erklärt
r doch zugleich hinsichtlich der ihm von dort her drohenden kirchlichen
ensuren: „Durch Gottes Gnade bin ich so beschaffen, daß ich Censuren
eit weniger fürchte als Irrthum in Glaubenssachen, dieweil ich weiß, daß
ir eine Censur nicht schadet, sondern nützt, wenn der rechte Glaube und
ie Wahrheit mit mir ist."

Man kann es dem Cajetan hiernach wahrlich nicht verübeln, wenn
r in allen den Demuthsbezeugungen, welche Luther in sehnlichem Ver-
angen nach Frieden mit der Kirche und immer noch in Hoffnung einer
öheren Orts möglichen glücklichen Lösung aussprach, dennoch von seinem
Standpunkt aus keine Wiederannäherung an die kirchlichen Autoritäten sah
nd an dem Erfolg jeder weiteren Verhandlung mit ihm verzweifelte; er
ab ihm auf seine Briefe keine Antwort mehr. Luther selbst meinte zwar
päter noch:[1]) wäre der Cardinal in Augsburg gemäßigter mit ihm verfahren,
o wäre es nimmermehr dahin gekommen, wohin es hernach gekommen sei;
r habe damals noch sehr wenige Irrthümer des Papstes gesehen; hätte
ieser still geschwiegen, so hätte auch er leichtlich geschwiegen; sonst sei's

wohl des Papstes eigener Brauch gewesen, verworrene Streitsachen an sich zu ziehen und todt zu machen; jetzt gäbe der Papst wohl viel darum, wenn „es noch in dem Fasse wäre, darin es dazumal war.“ Allein der Gegensatz der Prinzipien war viel zu laut an den Tag getreten, als daß er durch Schweigen wieder hätte verhüllt werden können. Leo und Cajetan fühlten und durchschauten ihn schärfer als bis dahin Luther. Wie hätte da der Papst und die ganze mächtige Anhängerschaft des römischen Kirchenthums und päpstlichen Absolutismus — auch abgesehen von allen materiellen Interessen des Ablasses — um des deutschen Mönches willen auf die bestimmte Anerkennung derjenigen Grundsätze verzichten sollen, welche über die letzten Vertreter der älteren freieren Richtung und über die Versuche der größten weltlichen Monarchen auf dem jüngsten sogenannten ökumenischen Conzil einen so stolzen Triumph gefeiert hatten? Und wie hätte Luther selbst auf die Dauer schweigen können, ohne eines innern Zwiespalts auf peinlichste inne zu werden? Wie Luther sich dort auf sein Gewissen berief, so mußte er zur Klarheit, deren er für sein Gewissen bedurfte, eben durch Cajetans Verfahren weiter gefördert werden.

Noch bis zum folgenden Mittwoch, dem 20. Oktober, hielt Luther sich in Augsburg auf, vergeblich auf eine weitere Aeußerung Cajetans wartend. Um so banger wurde seinen Freunden, was dieser im Stillen mit ihm vorhabe, — ob er ihn aus seinen Händen werde entweichen lassen. In der Nacht ließ ihm Freund Langemantel ein kleines Pförtlein der Stadtmauer öffnen. Der Rath der Stadt gab ihm einen alten Ausreiter mit, der die Wege kannte. Ohne Hosen, Stiefeln und Sporen ritt er davon — am ersten Tag acht Meilen weit, bis ins Städtchen Monheim auf der Straße nach Nürnberg. Als er Abends im Stall abstieg, konnte er nicht stehen und fiel stracks auf die Streu.[1])

Auf der weiteren Rückreise traf er in Nürnberg eine Sendung Spalatins an ihn. Sie enthielt ein päpstliches Breve an Cajetan, datirt schon vom 23. August, wovon ihm Spalatin auch früher schon Erwähnung gethan hatte. Da las er denn als päpstliche Erklärung und Verfügung das Folgende. Ein gewisser Martin Luther habe sich erdreistet, ketzerische Meinungen in frechem, trotzigem Ungehorsam gegen den päpstlichen Stuhl zu verbreiten, sei darum vor den päpstlichen Generalauditor Bischof Hieronymus zur Untersuchung citirt worden, habe aber seither an Dreistigkeit nur noch zugenommen und weitere häretische Schriften publicirt. Deshalb werde Cajetan beauftragt, da die Sache nach dem Vernehmen und vermöge der fortbestehenden Thatsache notorisch und unentschuldbar sei, den besagten Martinus, der durch den genannten Auditor bereits für einen Ketzer erklärt sei, ohne Verzug persönlich vor sich zu laden, mit Hülfe des weltlichen Armes, des Kaisers, der Reichsfürsten, der kirchlichen und weltlichen

otentaten in seine Gewalt zu bringen und in sicherer Haft zu halten bis
r Papst über seine Einlieferung weiter verfüge. Cajetan erhalte ferner
e Vollmacht, alle Anhänger Luthers durch öffentliches Edict zu excommuni-
ren und zu verfluchen. Alle die Prälaten und nicht minder die Herzöge,
Städte, Universitäten, Potentaten, nur den Kaiser ausgenommen, solle er
rner unter Androhung des Bannes auffordern, ihn und seine Anhänger
stzunehmen. Ueber alle Städte, Länder und Orte, wohin etwa Luther
ch wenden möchte, solle nach drei Tagen das kirchliche Interdict verhängt
erden. — So war Luther längst vor Ablauf der Frist, binnen welcher
r in Rom zum Verhör erscheinen sollte, als ein erklärter Ketzer bezeichnet,
– so wäre es wirklich nur der Vollzug des bestimmtesten päpstlichen
efehles gewesen, wenn Cajetan in Augsburg die Hand an ihn gelegt
ätte. Es sei, schrieb Luther an Spalatin, unglaublich, daß so etwas
Konströses vom Papst und gar von Leo X. ausgehen sollte. Er sprach jetzt
und auch noch später) die Vermuthung aus, das Breve sei bösartige
älschung, — wohl in Deutschland fabricirt, nach Rom geschickt und von
ort durch irgend einen vornehmen Herrn wieder nach Deutschland heraus-
esandt: er lasse sich durch so etwas nicht schrecken; sollte aber dennoch
as Breve aus der päpstlichen Curie kommen, so werde er diese Leute über
re Schamlosigkeit belehren. — Die Echtheit des Breve ist wirklich auch
i neuerer Zeit bezweifelt worden. Allein die Ausdrücke desselben stimmen
uffallend überein mit den Ausdrücken jener Drohungen, welche Cajetan
laut den Angaben Luthers in seiner Appellationsschrift) in Augsburg gegen
uther ausgesprochen und für welche er sich dort, wie wir oben hörten,
uf ein in seinen Händen befindliches päpstliches Mandat berufen hat. Die
estigkeit, mit welcher der Papst hier schon über den Angeklagten den Stab
richt, entspricht der Art, wie er in dem früher erwähnten, vom gleichen
ag datirten Schreiben an Kurfürst Friedrich von ihm als einem Kinde
er Bosheit redet. Der Umstand ferner, daß der Generalauditor auf Grund
essen, was notorisch vorliege, den Luther schon für einen Ketzer erklärt
atte, schließt nicht aus, daß Leo es rathsam fand, nachher doch noch in
rdentlicher Form ihm den Prozeß machen zu lassen. Das scheinbar Un-
laubliche ist so ein echtes Denkmal der päpstlichen Leidenschaftlichkeit, welche
uther jetzt über sich losbrechen sah, und des maßlosen päpstlichen Selbst-
efühles, das gegen den kühnen Mönch über alle Gewalten der deutschen Nation
erfügen zu können meinte. Das war der Papst Leo, zu welchem Luther, wie
ir eben auch noch aus seiner Aeußerung gegen Spalatin sehen, das Ver-
auen bis jetzt wahren zu dürfen vermeint hatte. Wie sehr mußte Luther jetzt
ollends seine nächtliche Flucht aus Cajetans Nähe gerechtfertigt finden. [1])

Aus Nürnberg weiter geeilt, stieß Luther hinter Coburg, in Grä-
nthal, auf jenen ihm so wohlgesinnten Grafen Albrecht von Mans-

feld; dieſer, erzählt er, „lachte meiner Reiterei und ich mußte da
Gaſt ſein.“

Von Leipzig aus verirrte er noch auf den Wegen.

Am Tage vor Allerheiligen, dem Tag ſeines Theſenanſchlags,
er wohlbehalten von der gefahrvollen, faſt abenteuerlichen Fahrt in
bei Wittenberg an; er las dort ſogleich eine Meſſe: „ſo heilig,“ ſagt
ſpäter, „war ich damals noch.“ An demſelben Tag erreichte er
Wittenberg. Des Abends meldete er es Spalatin mit den Worten: „
Gottes Gnade bin ich geſund hier angekommen, ungewiß, wie lang
bleiben werde; denn meine Sache ſteht ſo, daß ich zugleich fürchte
hoffe;“ noch weiter aber: „ich bin voller Freude und Friede, ſo daß
mich wundere, wie die über mich gekommene Prüfung Vielen als
Großes erſcheinen möge.“

In Augsburg hatte er den Bruder Leonhard zurückgelaſſen, um
ihn förmlich mit einem Notar und Zeugen dem Cardinal ſeine Appell
an den Papſt inſinuiren zu laſſen. Am 22. Auguſt wurde ſie durch
von ihm angenommenen Notar auch an der Thüre des dortigen D
angeſchlagen.

In eben jenem Brief an Spalatin aber erklärt er auch ſchon,
bereite für den Fall, daß der Papſt ſie abweiſe, eine Appellation an
Conzil vor.

Erwartung des päpſtlichen Bannes; Appellation an ein Conzil.

Im Beſitze jenes innern Friedens konnte Luther trotz der Wolk
die jetzt von Rom her unfehlbar gegen ihn aufſtiegen, ſich unter ſei
Wittenberger Collegen und Freunden wieder frei und wohl fühlen.
bekamen jetzt einen Gaſt aus Augsburg, nämlich jenen Prior Froſch,
ſich in Wittenberg die theologiſche Doctorwürde holte. Luther war b
beſorgt, daß derſelbe durch ein ſtattliches Mahl gefeiert wurde, wozu
den Fürſten um Wildpret bitten ließ. Dann bewirthete auch er ſelbſt
einem kleineren Freundeskreis den neuen, am 21. November promovir
Doctor; wir haben von ihm noch ein heiteres, witziges Billet, in welch
er den Melanchthon dazu einlud.[1])

Die Sorgen, Arbeiten und Kämpfe aber ruhten auch eben in je
Tagen nicht. Am 19. November lief beim Kurfürſten ein ſchon v
25. Oktober datirtes Schreiben Cajetans ein, worin dieſer über Luth
Unverbeſſerlichkeit bitter klagte, die Frage andeutete, auf wen denn
Luther hierbei ſich verlaſſe, und ſodann den Kurfürſten auffprderte,
entweder nach Rom zu liefern oder wenigſtens aus dem Lande zu je
Luther, welchem daſſelbe ſogleich vom Fürſten zugeſtellt wurde, erwi

iesem noch am gleichen Tag in einem Brief, den er dann auch drucken eß: es freue ihn, hiermit Gelegenheit zu haben, seine Sache auseinander=ıfetzen; er rechtfertigte seine dem Cardinal ertheilten Antworten; mit hmerzlichem Bedauern wies er die bissige Hindeutung des Cardinals auf en fürstlichen Schutz, mit dem er sich wohl decke, zurück; nur eine Ueber=eferung nach Rom, welche für ihn einfacher Mord wäre, verbat er sich m der Ehre und des Gewissens seines Fürsten willen; ins Exil, sagte er, ollte er gehen, da er, der elende Mönch, ja doch überall von Gefahren mringt sei: er übergebe sich dem Willen Gottes, — um seinetwillen solle liemand, am wenigsten sein Fürst, Haß oder Gefahr sich zuziehen. — Auch ie Universität verwandte sich wieder für ihn. — Der Kurfürst hielt vor=chtig seine Hand über ihm. In der Stille hegte er für ihn unverkenn=are warme Theilnahme. So äußerte er gegen seinen vertrauten Spalatin ei einer Nachricht über die Augsburger Verhandlungen: „Unseres Martinus achen stehen noch wohl und der Pfeffinger (sein Gesandter beim Kaiser) öftet auch wohl.“ Rom gegenüber hielt er daran fest, daß die Sache in Deutschland verhört werden möge: so verfügte er gleich am 19. November ieder an Pfeffinger, daß derselbe in diesem Sinn eine Bitte an den Kaiser ichten solle. Dem Cajetan antwortete er erst am 10. Dezember und er=lärte ihm, er habe gehofft, daß Luther nicht so ohne gründliche Erörterung einer Sache zum Widerruf getrieben würde, und könne auch jetzt noch icht einen überführten Ketzer in ihm sehen. Nur wünschte er stets, aß auch Luther vorsichtig bezüglich neuer Herausforderungen sich Ein=alt thue.[1])

Luther aber ließ durch keine solche Rücksicht sich binden. Er machte ich gleich nach seiner Rückkehr an einen öffentlichen lateinischen Bericht ber seinen Handel mit Cajetan. Zuerst stellte er die Verhandlungen selbst ar, fügte seine dem Cajetan am 14. Oktober übergebene Ausführung bei nd wandte sich mit einer weiteren Rechtfertigung an seine Leser; dann ieß er jenes päpstliche Breve vom 23. August, das er selbst nicht für echt alten wollte, mit einem scharfen Nachworte folgen; in späteren Ausgaben einer Schrift kamen dazu auch seine beiden letzten Briefe an Cajetan, ruer sein Brief an den Kurfürsten vom 19. November und seine Appellation n den Papst. Er gab zuerst jenes erste Stück für sich heraus, da er, einer Zukunft ungewiß, jetzt mit Allem sehr eilen zu müssen glaubte. Der urfürst und Spalatin waren Anfangs der Veröffentlichung entgegen. Dann wurde wenigstens der erste Absatz seines Nachwortes zum Breve — hne Zweifel durch fürstliche Censur wegen verletzender Aeußerungen — it Druckerschwärze überzogen. — Der Inhalt jener an die Leser gerichteten echtfertigung Luthers schließt bereits wieder einen bedeutungsvollen weiteren chritt in sich. Es war ihm schwer verübelt worden, daß er päpstlichen

Dekreten Verdrehung der heil. Schrift vorwerfe. Jetzt führt er als Beispiel von Schriftverdrehung das an, daß man aus Hebr. 7, 12 (von Aenderung des Priesterthums) eine Uebertragung des Priesterthums von Christus auf Petrus und den Papst, und aus Matth. 16, 18 f. („du bist Petrus" u. s. w.) eine Hoheit der römischen Kirche über die andern beweisen wolle; er wiederholt dann, was er schon in seinen Resolutionen gesagt hatte, daß durch eine Reihe christlicher Jahrhunderte hindurch diese päpstliche Monarchie noch gar nicht bestanden habe, und behauptet, daß sie auf Gottes Willen nicht vermöge einer ursprünglichen Einsetzung Christi oder einer besondern göttlichen Stiftung, sondern nur in demselben Sinn wie nach Röm. 13, 1 ff. jede weltliche Gewalt und Obrigkeit zurückgeführt werden könne; ja er erklärt jetzt jene Lehre vom göttlichen Rechte des Papstthums und seiner nothwendigen Zugehörigkeit zum Wesen der Kirche Christi für „eine Thorheit alberner Menschen, welche gegen Christi Wort „„das Reich Gottes kommt nicht mit äußeren Geberden"" die Kirche Christi an Zeit und Ort gebunden haben und es wagen, keinen für einen Christen gelten zu lassen, der nicht unter des Papstes Gewaltherrschaft stehe." Nehmen wir hierzu die Aussagen über die kirchliche Gemeinschaft, welche wir bereits in seinem Sermon über den Bann gehört haben, so bricht hier bei Luther offenbar schon mächtig diejenige Idee einer Kirche durch, auf welche die Reformation sich gegründet hat, — die Idee einer christlichen Kirche, in welcher er selbst, auch wenn Papst und Rom ihn von sich stießen, als guter Christ verblieb. [1])

Ueber das, was er wirklich jetzt vom Papst zu erwarten habe, machte er sich keine Täuschung mehr. Täglich erwartete er den Bannfluch aus Rom. [2])

In dieser Aussicht schritt er jetzt nach jener Appellation an den Papst noch zu der schon zuvor beabsichtigten Appellation vom Papst an ein allgemeines christliches Conzil. Er vollzog sie mittelst eines förmlichen Actenstückes am 28. November 1518 vor ordentlich berufenen Zeugen in der auf dem Parochialkirchhof zu Wittenberg stehenden Kapelle „Zum Leichnam Christi". Sofort gab er sie auch in den Druck, um sie einstweilen bei sich bereit zu halten und den weiteren Maßregeln des Papstes sofort mit ihr entgegentreten zu können. Der Buchdrucker aber ließ sie, wie Luther am 11. Dezember schreibt, gegen seinen Willen schon jetzt ins Publikum gelangen.

Luther stützt sich in ihr darauf, daß ein im heiligen Geist versammeltes Conzil als Repräsentation der heiligen katholischen Kirche in Glaubenssachen über dem Papst stehe; dieser, sagt er, könne irren, wie jeder Mensch (nach Psalm 116, 11) ein Lügner sei, ja wie auch selbst der heilige Petrus von dieser Schwachheit nicht frei gewesen sei; die päpstliche Gewalt stehe

nicht über, sondern unter der Hoheit der heiligen Schrift und der Wahrheit. So appellirt er denn von dem Papste, der nicht recht berathen, und von den über ihn bestellten Richtern, welche nicht für unparteiisch und urtheilsfähig gelten können, sowie von allen über ihn von dort her bereits verhängten oder bevorstehenden Censuren u. s. w. — für sich und für Alle, die ihm anhangen wollen, — an ein künftiges Conzil, das gesetzmäßig und an einem sichern Ort, wo er freien Zutritt habe, sich versammeln werde.

Eine solche Appellation war auch damals noch keineswegs Etwas an sich Neues. Im Gegentheil hatte erst ein halbes Jahr vorher die Pariser Universität mit ihrer theologischen Facultät, welche die vornehmste in der Christenheit zu sein sich rühmte, wegen der Verletzung der Rechte der französischen Kirche durch den Papst sich in feierlicher, kräftiger Beschwerde an ein zu berufendes Conzil gewandt, da der Papst im Gebrauch der von Gott ihm verliehenen Gewalt sündigen könne und man ihm in dem, was er gegen Gottes Gebote verfüge, nicht zu gehorchen habe. Sie verharrte so auf dem Standpunkt ihrer berühmten früheren Häupter Gerson und d'Ailly. Wir haben oben gehört, wie eben hierauf auch in Augsburg die Rede gekommen war, — wie Cajetan dort diese Gersonisten verdammte; und dennoch hatte Papst Leo sie noch nicht mit dem Bannfluch zu strafen gewagt. Luther wollte sich auch, wie er dem Spalatin bemerkte, eben an diesen Vorgang halten; ja er nahm die Formeln, in welche die Pariser — ziemlich umständlich und schwerfällig — ihre Appellation gefaßt hatten, großentheils buchstäblich in die seinige auf. Insoweit schloß er sich also einem älteren Standpunkt an, der zwar seit den großen Conzilien zu Anfang des vorigen Jahrhunderts dem päpstlichen Absolutismus gegenüber schwere Niederlagen erlitten hatte, aber sich doch noch nicht für überwunden gab. Allein die kirchlichen Grundanschauungen, von denen aus Luther dies jetzt that, waren neu und trugen die Keime einer ganz neuen Gestaltung des Kirchenthumes in sich. Daß der Papst doch seine Gewalt als „Stellvertreter Gottes auf Erden" von Gott „unmittelbar" empfangen habe, erkannten auch die Pariser dort ausdrücklich an. Von der Scheidung zwischen den geistlichen Gütern der Kirche und der geistlichen Gemeinschaft und zwischen der ganzen äußeren kirchlichen Gewalt, von der jene nicht gebunden werden können, hatten sie ohnedies keine Idee.[1])

Bereits endlich erklärte Luther, sobald seine Schrift über die Augsburger Verhandlungen und seine Appellation gedruckt waren, seinem Freunde Link (am 11. Dezember): „Weit Größeres noch will meine Feder gebären; ich weiß nicht woher mir diese Gedanken kommen; diese Sache hat meines Erachtens noch nicht einmal recht ihren Anfang genommen, geschweige denn daß die großen Herren in Rom schon auf ihr Ende hoffen

dürften." Und weiter sagt er: „Du magst zusehen, ob ich mit Recht ahne, daß am römischen Hof der wahrhaftige Antichrist herrsche, von welchem Paulus (2 Thessal. 2, 8 ff.) redet; daß derselbe heutzutag schlimmer als die Türken sei, glaube ich beweisen zu können." [1])

Während Luther mit diesen Schriftstücken, so lang ihm noch Zeit vergönnt sei, sein unerschütterliches Bekenntniß zu der ihm heiligen Sache vor der Christenheit abzulegen sich beeilte, wußte er wirklich keinen Augenblick, wie lange noch seines Verbleibens in Wittenberg sein oder wohin er werde wandern müssen. Er war, wie er sagt, gegürtet zum Aufbruch, sobald der Bannfluch ankomme: wie Abraham wolle er ausziehen ohne zu wissen wohin, — nur dessen gewiß, daß Gott überall sei. Beständig quälte ihn der Verdacht, der seinetwegen auf seinen Fürsten falle. Dieser schien auch selbst eine Zeit lang mit seinem Weggang einverstanden. Luther sagte auch auf der Kanzel für den Fall, daß er einmal ohne Abschied verschwunden sein sollte, im Voraus seiner Gemeinde lebewohl: sie solle, fügte er bei, sich dann durch das Wüthen des Papstes gegen ihn nicht schrecken lassen, — solle darum auch weder dem Papst noch einem andern Menschen Böses anwünschen, — vielmehr die Sache Gott anheimstellen. Er hegte jetzt wirklich den Gedanken den Link und Staupitz schon in Augsburg insgeheim besprochen hatten — sich nach Frankreich wegzubegeben. Den kirchlichen Grundsätzen der Pariser Universität war dort noch immer Raum gelassen, obgleich der König selbst die alten Rechte der französischen Kirche dem Papst geopfert hatte. Auch war Luthern in Augsburg zu Ohren gekommen, daß der französische Gesandte, der bis kurz vor seiner Ankunft daselbst sich befand, sich auffallend günstig über ihn geäußert habe. Ferner mochte er von der Achtung, die König Franz dem Erasmus und hiemit einer freieren, humanistischen Wissenschaft erwies, etwas Gutes hoffen. Es war freilich ein Gedanke, der von geringer Menschen- und Weltkenntniß zeugte; denn von einer innern, religiösen Theilnahme hätte er bei diesem König schlechterdings Nichts erwarten dürfen. Davon ließ ihm denn jetzt auch sein Kurfürst abrathen, in dessen Auftrag sich Spalatin auf dem Schloß Lichtenberg mit ihm besprach. Das Ergebniß war endlich, daß Luther wartete, bis der Bannfluch wirklich da sei. [2])

Auch in jenen Tagen setzte übrigens Luther ungestört die regelmäßige Thätigkeit auf Katheder und Kanzel fort und freute sich sehr über die wissenschaftliche Regsamkeit unter seinen Studenten und Collegen. Ja er hatte die innere Ruhe und Lust dazu, eben jetzt seine schlicht erbauliche „Auslegung des Vater-Unsers für die einfältigen Laien," welche zuerst Agricola nach seinen im Jahr 1517 gehaltenen Predigten herausgegeben hatte, selbst neu zum Druck auszuarbeiten. Ueber ihren Zweck sagt er im Vorwort: „Ich möchte, ob es möglich wäre, auch meinen

erparten einen Dienst erzeigen; denn mein Sinn ist je, daß ich Jeder- nn nützlich, Niemand schädlich wäre." [1])

Sechstes Kapitel.

Miltitz' Vermittlungsversuch, 1519.

Mit der Entscheidung von Rom aus ging es doch nicht so schnell als Deutschland die Einen hofften, die Andern fürchteten. [2])

Daran war freilich nicht zu denken, daß man dort irgend einen der tze, an welchen Luther Anstoß genommen und über welche er bisher tritten hatte, aufgeben oder auch nur einer mildernden ausgleichenden klärung unterwerfen würde. Aber man fand es doch nicht rathsam, en den kühnen Streiter, der den Widerruf verweigert hatte, direkt und n mit den äußersten Maßregeln vorzugehen.

Eine päpstliche Bulle, welche, vom 9. November datirt, an Cajetan h Deutschland abging, verdammte die Irrthümer, welche neuerdings ch gewisse Mönche und Prediger in Betreff des Ablasses verbreitet ben seien. Mit deutlicher Beziehung darauf, daß nach Luthers Vorgeben herrschenden Ablaßtheorien nicht auch von der Kirche festgestellt sein ten, erklärt sie jene Sätze von der Aufhebung der Sündenstrafen durch Ablaß und von der Ausspendung des Schatzes der Kirche im Ablasse die Lehrüberlieferung der römischen Kirche, der die übrigen Kirchen ihrer Mutter zu folgen verpflichtet seien, und kündigte Jedem, der an- s lehre, die Excommunikation an. Allein Luthers Person wurde in ihr ht genannt. Zunächst griff die Bulle auch überhaupt noch nicht in die wicklung des Kampfes ein. (Luther hat nicht, wie Spätere meinten, auf sie hin an ein Conzil appellirt). Denn sie wurde erst am 13. ember durch Cajetan publicirt, und zwar in Linz, wohin dieser wegen Verkehrs mit dem Kaiser gereist war. Luther hatte sie noch gegen tte Januars nicht zu lesen bekommen, sondern nur Allgemeines über gehört.

In Luthers Angelegenheit schickte sodann der Papst noch einen be- deren Gesandten, nämlich seinen schon oben erwähnten Kammerherrn rl von Miltitz, nach Deutschland und speziell an den Kurfürsten, in chem er den geheimen Beschützer des gefährlichen Wittenberger Mönches und welchen er doch aus den bereits erwähnten Gründen mit zarter ficht und Rücksicht behandeln zu müssen sich bewußt war.

Er beharrte hiebei darauf, Luther schon als ausgemachten Ketzer hin- ellen, und bestand nicht minder auf seiner Absicht, ihn den Händen, die in Deutschland schirmten, zu entwinden und nach Rom zu ziehen. Zu

diesem Zwecke gab er dem Miltitz Briefe an Kurfürst Friedrich, an den kurfürstlichen Rath Pfeffinger, an den Hofprediger Spalatin und auch an den fürstlichen Hauptmann in Wittenberg und den dortigen Magistrat mit. Luthern nannte er darin einen Sohn Satans, einen vom Teufel ausgegangenen Sohn des Verderbens. Er drang darauf, daß dem Miltitz Hilfe geleistet werde in Allem was er gegen diesen und seine Anhänger ihm aufgetragen habe; offenbar handelte es sich darum, diesen festzunehmen, und zwar wohl in Wittenberg selbst, weshalb namentlich auch die dortige Obrigkeit angegangen wurde. Dem Mahnungsschreiben an den Kurfürsten ging ein anderes zur Seite, in welchem ihm unter schmeichelhafter Anerkennung seiner und seiner Vorfahren guter Gesinnung und bisherigen Verdienste die goldene Rose angekündigt wurde, die Miltitz ihm jetzt wirklich überreichen sollte: sie sei ein Abzeichen des theuren Blutes und Leibes Jesu Christi; von ihrem köstlichen Geruch möge der Kurfürst, des Papstes lieber Sohn, sich das innerste Herz durchdringen lassen und möge desto besser in seine fromme Seele aufnehmen, was Miltitz ihm mitzutheilen habe. — Auch die Person des neuen Gesandten war mit besonderer Rücksicht auf Kurfürst Friedrich gewählt: Miltitz gehörte einem adeligen, in kurfürstlichen Diensten thätigen sächsischen Geschlecht an; ihm selbst hatte schon früher einmal Friedrich den Wunsch, die Rose zu empfangen, nahe gelegt. — Den bestimmteren Inhalt seiner Aufträge auseinanderzusetzen, blieb dem Miltitz überlassen. Uebrigens sollte er nur in Uebereinstimmung mit Cajetans Rath und Willen handeln.

Zugleich aber war in Miltitz ein Mann ausersehen worden, der weit mehr als Cajetan auch geeignet war, die deutschen Zustände zu beurtheilen, den Verhältnissen Rechnung zu tragen, die Rolle eines Vermittlers zu spielen und mit Mitteln der Klugheit das Ziel zu verfolgen, das auf geradem Weg zu schwer sich erreichen ließ. Miltitz war ein geistig beweglicher, noch junger Mann; mit deutscher Art und Sitte war er bekannt und befreundet geblieben; über die Aergernisse, welche von Leuten wie Tetzel und von andern Vorkämpfern der römischen Kirche gegeben wurden, täuschte er sich nicht und machte auch gegen Andere kein Hehl daraus. Von strengeren Papisten wurde ihm später vorgeworfen, daß er, auch hierin ein Deutscher, die Geselligkeit beim Wein zu sehr geliebt und dabei mancherlei Geschichten vom päpstlichen Hof unvorsichtig und unziemlich zum Besten gegeben habe. Er selbst äußerte, er sei froh, daß er in einer für die Geistlichen so bedenklichen Zeit die höheren geistlichen Weihen noch nicht empfangen habe und daher an den geistlichen Stand „nicht also hart verbunden sei". Die ihm vom Papst ertheilte Instruktion scheint ihm auch einen ziemlich weiten Spielraum für die Wege gelassen zu haben, die er nach Umständen einschlagen könne.

Luther war, als er von Miltitz' Kommen hörte, aufs Schlimmste gefaßt; er vernahm, derselbe sei mit päpstlichen Breven ausgerüstet, um ihn zu fahen und dem Papst auszuliefern.

Miltitz jedoch schien wirklich auf Stiftung eines billigen Friedens auszugehen.

Seine Ankunft in Sachsen verzögerte sich, da er zuerst mit Cajetan zusammenzutreffen wünschte, dieser aber nach Oesterreich verreist war. Er hielt sich so zunächst auf Besitzungen Pfeffingers im Baierschen auf. Schon unterwegs hatte er genug Gelegenheit die Stimmungen in Deutschland zu erkunden. Da fand er, wie er nachher auch selber Luthern bekannte, daß unter fünf Menschen kaum zwei oder drei noch der Partei Roms günstig seien.

Als er im kursächsischen Gebiet gegen Ende Dezembers angelangt war, lud er, noch ehe er mit Luther sich einließ, den Tetzel nach Altenburg vor sich. Er wußte, wie viel dieser in der öffentlichen Meinung verdorben hatte. Tetzel, damals in Leipzig befindlich, bat um Gottes willen ihn zu entschuldigen, wenn er nicht erscheine: er wäre seines Lebens nicht sicher, da Luther schier in allen deutschen Landen, ja auch in Böhmen, Ungarn und Polen die Mächtigen gegen ihn erregt habe. Auch stellte ihm Tetzels Ordensprovinzial Rab vor, wie viel derselbe wegen seines Eifers für die päpstliche Autorität in Deutschland schon erdulden müsse.

In der ersten Woche des Jahres 1519 wurde sodann eine Zusammenkunft Luthers mit Miltitz und Spalatin zu Altenburg veranstaltet. Auch der fürstliche Rath Fabian von Feilitzsch war zugegen.

Hier warf nun Miltitz Luthern vor, unrechte Meinungen über den Ablaß unter das Volk gebracht zu haben. Aber er gab zu, Tetzel habe Ursache hiezu gegeben, und hörte Luther an, als dieser die schwerste Schuld an dem Streite dem Papste beilegte, der dem Erzbischof von Mainz-Magdeburg durch die kostspielige Befriedigung seines Ehrgeizes mit Ertheilung des Palliums zu dem schmählichen Ablaßhandel veranlaßt habe. Obgleich er sodann gegen Luther die Forderung des Widerrufs erneuerte, ging er doch im Verlauf der Verhandlung bereitwillig auf den Gedanken ein, daß seine Sache der Untersuchung und dem Urtheil eines deutschen Bischofs übergeben werden möge, der dann auch erst noch die zu widerrufenden Punkte bezeichnen solle; die Erzbischöfe von Salzburg und von Trier wurden hiefür in Vorschlag gebracht. Dagegen erklärte Luther sich zu dem Versprechen bereit, daß er „dieser Materie hinfürder stille stehen und die Sache sich selbst zu Tode bluten lassen wolle, sofern der Widerpart auch schweige." Ferner wollte er den Papst in einem demüthigen Schreiben bekennen, daß er bei seinem wohlgemeinten Streit gegen die lästerliche und der römischen Kirche selbst zu Unehre und Schaden dienende Predigt der

Ablaßkrämer zu hitzig und scharf geworden sei, auch das Volk in einer öffentlichen Erklärung ermahnen, daß es der römischen Kirche Gehorsam und Treue bewahren und seine bisherigen Schriften nicht zur Schmach, sondern zur Ehre dieser Kirche verstehen möge.

Am Abend nach der Verhandlung saß Miltitz mit Luther bei einem heitern Mahle zusammen. Er entließ ihn mit einem Abschiedskusse.

Luther erzählte darüber einem Freunde: der päpstliche Gesandte, der ihn gebunden nach Rom, in dieses mordsüchtige Jerusalem, hätte bringen sollen, sei von Gott durch den Schrecken über die Menge Derer, die er ihm günstig gefunden, zu Boden geworfen worden, so daß er ihm statt Gewaltthätigkeit Wohlwollen erwiesen habe. Doch war Luther weit entfernt, deshalb zu trauen: das Wohlwollen erschien ihm ein erheucheltes, der Kuß ein Judaskuß, die Thränen, mit welchen Miltitz seine Ermahnungen begleitet hatte, Krokodilsthränen. Er ging aber auf das schlaue Spiel ein: er selbst, sagt er, habe hinwiederum gethan, als ob er die Heuchelei nicht merkte; er wolle jetzt warten, was man in Rom beschließe.

Miltitz schritt dann in dem Verfahren, welches er eingeschlagen hatte, weiter.

Einerseits nahm er jetzt wirklich den Tetzel vor, indem er selbst nach Leipzig kam. Er ließ ihn hart an, denn er hatte Beweise in den Händen für die übermäßigen Einnahmen, zu welchen Jener den Ablaßkram sich zu Nutzen gemacht hatte. Hienach, sagte er, möge man sich freilich denken, ob derselbe der heiligen römischen Kirche gedient und was er von der Gnade gepredigt habe. Daneben hatte er auch erfahren, daß Tetzel, der Mönch, zwei Kinder habe. — Tetzel trat hiemit vom Schauplatz ab; er blieb fortan still im Dominikanerkloster zu Leipzig. Im folgenden Sommer, am 4. Juli, starb er, wahrscheinlich unter dem Einfluß des Kummers und der Angst worein er gerathen war. Luther äußerte sich mitleidig über ihn, als er hörte, wie seine Schmach durch Miltitz aufgedeckt worden sei: er wünsche ihm vielmehr eine Besserung mit Ehren. Ja, er schrieb noch einen tröstenden Brief an Tetzel: dieser solle sich unbekümmert lassen; denn die Sache (d. h. die Sache in Betreff des Ablasses, unter der er jetzt selbst leiden müsse) sei nicht von seinetwegen angefangen, sondern das Kind habe einen ganz anderen Vater; auch solle er vor ihm und seinem Namen sich nicht fürchten.[1])

Auf der andern Seite arbeitete Miltitz weiter daran, Luther zur Ruhe und zu einer friedlichen Unterwerfung zu bringen.

Er wandte sich schon am 12. Januar brieflich an den Erzbischof und Kurfürsten Richard von Trier mit der Aufforderung, das Richteramt über Luther zu übernehmen und zur Vernehmung desselben einen Termin anzusetzen. Luther selbst wünschte am liebsten, diesen zum Richter zu bekommen.

Den sächsischen Kurfürsten ersuchte Miltitz, er möge den von ihm unternommenen Ausgleichungsversuch durch einen Brief an den Papst unterstützen. Friedrich ließ auch wirklich durch seine Räthe ein Schreiben an den Papst abfassen, worin er bat, daß Luthers Erbieten an Miltitz in Gnaden angenommen und seine Sache billig beigelegt werden möge. Er ließ dasselbe jedoch nicht abgehen, da er es rathsamer fand, Alles zu vermeiden, was den Argwohn unterstützen könnte, daß er selbst bei Luthers Sache die Hand mit ihm Spiele habe. — Uebrigens erhielt der Papst gerade jetzt neue, dringende Ursache auf die ihm wohlbekannten Wünsche Friedrichs Rücksicht zu nehmen. Denn am 12. Januar starb Kaiser Maximilian und die Frage über den zu erwählenden Nachfolger, welche für Papst Leo so wichtig und für welche Friedrichs Stimme von der größten Bedeutung war, eilte ihrer Entscheidung entgegen; auch war dieser bis dahin Reichsvikar für Norddeutschland. — Miltitz, der jetzt den Cajetan in Augsburg aufsuchte, bat sodann den Kurfürsten, Luther dazu anzuhalten, daß er bis zu seiner Wiederkehr stille halte, und Friedrich sagte ihm dies zu, indem er die Erwartung aussprach, daß Miltitz mit Berichten nach Rom das Seinige thue.

Luther, auf den auch noch sein Brandenburger Bischof bei einem Besuch in Wittenberg persönlich einwirkte, faßte jetzt wirklich die Schriften ab, welche er versprochen hatte.

An Papst Leo richtete er ein Schreiben unter dem 3. März. Von seiner eigenen Person redet er darin wieder in den demüthigsten Ausdrücken, erklärt auch, daß es ihm zu schwer sei, die Macht des päpstlichen Zornes zu ertragen. „Aber", sagt er, „was soll ich thun? ich weiß nicht, wie solchem Zorn mich entwinden." Einen Widerruf seiner Thesen erklärt er für unmöglich: seine Schriften seien allzutief in die Herzen der Leser eingedrungen, bei welchen sie gerade unter dem Eifern seiner Gegner über sein Erwarten weit sich verbreitet haben; auch habe Deutschland genug Männer von eigenem Urtheil und Geist; ob auch er widerriefe, so würde dadurch doch nur noch mehr Anklage und Schmachrede gegen die römische Kirche erregt; diejenigen, welche ihr den größten Schaden angethan, seien die albernen Prediger, welche unter dem päpstlichen Namen ihrer schändlichen Habgier gefröhnt und das Heiligthum geschändet haben. Vor Gott und Welt versichert er dann, daß er nie die Gewalt der römischen Kirche und des Papstes habe antasten wollen, ja, daß ihm der Kirche Gewalt über Alles gehe und im Himmel und auf Erden Nichts über sie zu stellen sei, außer Jesus Christus, der Herr über Alles (eine Versicherung, deren letzten Worte ihm doch sogleich wieder das Recht zum Widerspruch gegen willkürliche, unchristliche Aeußerungen dieser Gewalt offen hielten). In dem gegenwärtigen Handel endlich erklärt er nur das Eine thun zu können,

daß er verspreche, künftig die Frage vom Ablaß still ruhen zu lassen, wofern auch seine Gegner mit ihrem leeren, aufgeblasenen Gerede innehalten und das Volk in einer öffentlichen Schrift zu ermahnen, daß es die römische Kirche ehren, die leichtfertige Vermessenheit jener Redner nicht ihr zurechnen und seine eigene Schärfe, in der er gegen Jene zu weit gegangen sei, nicht nachahmen möge.

Luthers Schrift fürs Volk erschien unter dem Titel: „Unterricht auf etliche Artikel, die ihm von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen werden"; sie besteht nur aus ein paar Blättern. Er will in ihr „schädlichen Zungen begegnen", durch welche er den einfältigen Volk in gewissen Artikeln fälschlich verdächtig gemacht worden sei, nämlich in Betreff der Artikel „von der lieben Heiligen Fürbitt, vom Fegfeuer, von dem Ablaß, von den Geboten der heiligen Kirche, von den guten Werken, von der römischen Kirche." Da will er denn zeigen, daß er vom Glauben der ganzen Christenheit keineswegs abweiche. Wirklich bekennt er sich hier noch zu katholischen Lehren, welche er bald nachher offen verwarf. Es sind jedoch nur solche, welche er bis dahin auch sonst noch festgehalten hatte, und gibt andererseits von dem, was er bisher wider die römischen Gegner behauptet hatte, auch jetzt Nichts preis. Nur waltet hiebei eine bei ihm gewiß sehr ernst gemeinte Rücksicht auf die „Einfältigen" ob, welche er in keine für sie unnöthigen Streitfragen hineingezogen haben wollte.

So billigt er die Anrufung der Heiligen, während er schon vom Jahr 1516 her als Feind derselben deshalb verdächtigt worden war, weil er den gemein üblichen Gebrauch der Heiligen als Helfer für leibliche Nothdurft getadelt hatte. Hiegegen besteht er auch jetzt einerseits darauf, daß sie fleißiger wegen geistlicher Nothdurft gesucht werden sollten, und bekennt andererseits, daß sie mit Recht angerufen werden, ja hält auch die Thatsache, daß Gott bei ihren Leichnamen und Gräbern Wunder wirke, für unanfechtbar. Ebenso hatte er sich über ihre Anrufung auch kurz vorher gegen Spalatin geäußert und die entgegenstehende Meinung der böhmischen Ketzer verworfen.[1]) — Ans Fegefeuer will er fest geglaubt haben, und auch daran, daß man den darin befindlichen Seelen mit Gebet und Almosen helfen könne. Zugleich aber will er, daß man das Nähere in Betreff der Pein dieser Seelen Gott anheimstelle und nicht mit dem Ablaß in Gottes Gericht einzugreifen versuche. — Den Ablaß läßt er, wie auch in seinen Streitschriften, als eine Entledigung der für die Sünde auferlegten Genugthuung gelten, setzt ihn aber auch jetzt weit unter die von Gott gebotenen guten Werke. Das, sagt er, sei für den gemeinen Mann zu wissen genug; was weiter vom Ablaß zu wissen sei, solle man den Gelehrten in den Schulen lassen. — Von den kirchlichen Satzungen, wie z. B. den Faste-

eboten, erklärt er sehr entschieden, daß sie zu Gottes Geboten oder den wigen Vorschriften des Sittengesetzes sich wie Stroh zu Gold verhalten, ünscht auch, daß ein Concil sie mindere, will jedoch, daß man auch dieses Geringe nicht lasse. Nicht minder entschieden trägt er in Betreff aller uten Werke wieder seine Grundlehre vor, daß man nimmermehr auf sie nd ihr Verdienst sondern allein auf Gottes Gnade bauen dürfe und daß Einer erst durch diese Gnade fromm geworden sein müsse, um gute Früchte ringen zu können. — In Betreff der römischen Kirche endlich erkennt er n, daß sie, in welcher St. Peter und Paul und so viel tausend Märtyrer hr Blut vergossen, von Gott vor allen andern geehrt sei und daß man m Gottes und der andern Frommen willen vermöge der christlichen Liebe nd Eintracht auch trotz ihrer gegenwärtigen Schäden sich nicht von ihr ondern solle. Wie weit aber die Gewalt des römischen Stuhles reiche, as, sagt er, solle man die Gelehrten ausfechten lassen. Denn für der Seelen Seligkeit sei daran Nichts gelegen und Christus habe seine Kirche nicht auf äußere Gewalt oder irgendwelche zeitliche Dinge, sondern auf die nwendige Liebe, Demuth und Einigkeit gegründet. Eben darum solle man ich auch jene Gewalt, wie sie nun einmal sei, gefallen lassen, gleichwie man auch mit der Austheilung anderer zeitlicher Güter und Ehren durch Gott zufrieden sein solle. In dieser Weise ist Luther seinem Versprechen, um Gehorsam gegen Rom zu ermahnen, nachgekommen. Er vermahnt zur Unterwerfung unter diese Gewalt eben weil sie ihm doch nur auf äußerliche Dinge sich erstreckt. Und über das Weitere in Betreff ihres Ursprunges, ihres Charakters und ihrer Ausdehnung hat er, wie den Gelehrten überhaupt, so auch sich selbst ein freies Urtheil vorbehalten; von den bedeutungsvollen Aussagen, die er hierüber bereits bisher an verschiedenen Orten gethan, hat er Nichts zurückgenommen; nur vor den gemeinen Mann wollte er diese Streitfragen nicht bringen, während es nach römischer Auffassung eben auch bei ihnen um der Seelen Seligkeit und um unerläßliche Glaubensartikel sich handeln sollte. — Das war die Schrift, die Luther in Briefen an Freunde seine „Apologie" nannte.

Dem Miltitz scheinen diese Erklärungen Luthers immerhin genügt zu haben: er mußte wissen, daß, wie die Dinge in Deutschland standen, der hier angefachte Brand durch ein entschiedenes Einschreiten nur vollends ein mahsehbares Wachsthum gewinnen werde. Eine ganz andere Ansicht der Sache aber war auch jetzt noch in Rom zu erwarten, von woher doch alle Schritte und Zugeständnisse Miltitzens erst noch der Bestätigung bedurften.

Seine Bemühungen, Luther vor den Richterstuhl eines deutschen Bischofs zu bringen, von welchem eine kluge und billige Beilegung des Streites zu hoffen stünde, setzte er unverdrossen fort. Allein auch für sie

waren die Aussichten keineswegs so günstig, als er selbst, ein offenbar sanguinischer Diplomat, meinen mochte.

Der Erzbischof von Trier antwortete ihm auf sein Ersuchen zuerst, daß die Vorladung Luthers besser auf die Zeit des nächsten Reichstages verschoben werde, der noch von Kaiser Max auf den Monat März nach Frankfurt ausgeschrieben war, und dieser Brief war um die Mitte des März ihm noch nicht einmal zugekommen. Dann wurde die Reichsversammlung, welche jetzt die Wahl eines neuen Kaisers vorzunehmen hatte, auf den Juni vertagt und so wollte der Erzbischof erst da auch mit Luther verhandeln. Von Rom aus hatte Miltitz auf den Bericht, den er dorthin erstattet, während dieser Verhandlungen mit dem Erzbischof noch keinerlei Bescheid.

Miltitz wollte die Uebergabe des Prozesses an den Erzbischof beschleunigen. In den ersten Tagen des Mai kam er zu Coblenz, auf dem kurfürstlich trierschen Gebiet, mit Cajetan zusammen. Dahin lud er jetzt Luther durch Briefe an Kurfürst Friedrich, an Spalatin und an ihn selber ein: der Erzbischof habe sich bereit erklärt, ihn zu vernehmen; Cajetan lasse ihm sagen, daß er sich seinetwegen nicht bekümmern dürfe, da Alles, was er wider ihn geschrieben, von Stund an vergeben und vergessen sein solle.[1]) Gleich darauf kam auch der Erzbischof nach Ehrenbreitstein, schrieb an Friedrich, daß er Luther ihm zuschicken möge, und legte an diesen selbst einen Brief bei. Allein unmittelbar nachher berichtete Miltitz dem Kurfürsten Friedrich, daß er ihn vorher noch persönlich aufsuchen wolle, um ihm die goldene Rose, die zu Augsburg im Fuggerschen Hause der Sicherheit halber niedergelegt war, zu überbringen und noch einmal über Luthers Sache und andere wichtige Dinge mit ihm zu sprechen; daß jene Sache nach des Kurfürsten Wunsch werde vertragen werden, bezweifle er nicht. Friedrich, der doch den Erfolgen einer Verhandlung in Coblenz nicht traute, theilte hierauf den Brief des Erzbischofs Luthern gar nicht mit und erwiederte Jenem am 2. Juni, er sei jetzt schon auf der Reise nach Frankfurt, wo er auch ihn zu treffen und sich weiter mit ihm benehmen zu können hoffe. Luther selbst fand es, wie er an Freunde schrieb, lächerlich, daß Miltitz ihm zumuthe, sich in Coblenz zu stellen, ehe ein darauf bezügliches päpstliches Mandat vorliege, und lehnte aus eben diesem Grund in einem Brief an Miltitz die Berufung dorthin ab: er könne in einer solchen Unsicherheit die Reise nicht wagen, habe ja auch von Seiten des Erzbischofs keine Vorladung.

Der Reichstag schnitt zunächst weitere Versuche, Luther nach Coblenz zu bringen, ab. Auf demselben wurde am 28. Juni König Karl von Spanien, der Enkel Maximilians, zum Kaiser erwählt. Er hatte es hauptsächlich der Entscheidung Kursachsens zu verdanken. Vergeblich hatte der Papst durch Cajetan und andere Sendboten für eine Wahl des Königs

franz von Frankreich gewirkt. Kurfürst Friedrich hatte eine Erwählung einer eigenen Person abgelehnt. Der weise und gewissenhafte Fürst ließ sich durch keinen Ehrgeiz darüber blenden, daß seine eigene Macht zu gering wäre, um über die verschiedenen, nach Selbständigkeit begierigen deutschen Fürsten das Scepter des Reichs erfolgreich und würdig zu führen.

Von einer Aeußernng des päpstlichen Stuhls über Miltitz Vermittlungsversuche hören wir bis dahin Nichts in den Unterhandlungen, welche dieser mit Luther, Kurfürst Friedrich und Erzbischof Richard pflog. Erst in späteren Zeiten ist ein Schreiben an den Tag gekommen, welches Leo X. unter dem 29. März 1519 an Luther erlassen hat, ehe Luthers Brief vom 3. März ihm zugekommen war.[1]) Da nimmt nun auch er eine freundliche Miene gegen Luther an, welchen er längst ein Kind des Verderbens und des Teufels genannt hatte, jetzt aber „geliebter Sohn" anredet. Er spricht nämlich darin sein großes Wohlgefallen gegen ihn aus über Nachrichten, die er von Miltitz erhalten, wonach Luther mit Schrift und Wort den päpstlichen Stuhl nicht habe angreifen, sondern nur auf gewisse Provocationen eines Ablaßpredigers habe antworten wollen, im Streit gegen diesen gegen die eigene Absicht zu weit gegangen sei, dieß jetzt aufs tiefste beklage, zum Widerruf sich erbiete und künftig ähnlicher Dinge sich enthalten wolle, auch schon vor Cajetan Widerruf geleistet haben würde, wenn er nicht von demselben ein zu hartes Verfahren und eine Parteilichkeit für jenen Ablaßprediger befürchtet hätte. Dafür verspricht ihm der Papst eine väterliche Aufnahme seiner Entschuldigungen, indem er nicht den Tod, sondern die Bekehrung des Sünders wünsche. Das ganze Schreiben aber läuft auf eine neue Citation nach Rom hinaus: Luther solle sich sofort auf den Weg machen, um den Widerruf, welchen er vor dem Legaten nicht gewagt habe, vor dem Stellvertreter Christi frei und in Sicherheit abzulegen. So gar keine Aussicht bestand in Wahrheit dafür, daß der Papst auf diejenige Behandlung der Sache, welche Miltitz mit Luther und dem Erzbischof von Trier einleitete, eingehen möchte. Das Schreiben erklärt sich aus übertriebenen Berichten über seine Erfolge, welche Miltitz im Januar nach Rom geschickt haben wird und welche dort mit sanguinischen Hoffnungen aufgenommen worden sind. Nicht minder erklärlich ist, daß er, durch dessen Hände es an Luther gehen sollte, für besser fand, von ihm zu schweigen, als es zu übergeben, zumal bei seinem Eintreffen die Dinge schon weiter sich entwickelt hatten und zwar in einer Weise, bei der man es auch in Rom unmöglich mehr zeitgemäß finden konnte. Luthern wurde so gar Nichts davon kund.

Siebentes Kapitel.

Die Leipziger Disputation.

Durch diejenige Vereinbarung, welche Miltitz mit Luther in Altenb erreicht hatte, war Luthers Sache noch in keiner Weise — auch nicht eim dem Scheine nach — beigelegt: es war ja erst Alles noch auf das Urt des deutschen Bischofs hinausgeschoben, vor dessen Richterstuhl sie gebra werden sollte, und überdieß hatte man noch gar keine Gewähr dafür, d der Papst mit jener Vereinbarung einverstanden sei und einem etwai milden, vermittelnden Ausspruch dieses Bischofs zustimmen werde.

So viel übrigens mochte man, wenn man die Schärfe und Tiefe d wach gerufenen Gegensätze noch nicht wahrnahm, damals immerhin wünsch und hoffen, daß schon ein längeres Schweigen der Kämpfer, zu welch Luther sich bereit finden ließ, die erregten Gemüther mehr und mehr beschw tigen und am End auch noch einen definitiven Frieden auf Grund ei gegenseitigen stillen Duldung und eines Abthuns der groben praktisch Aergernisse möglich machen werde.

Luther selbst äußerte noch gegen das Ende seiner Laufbahn: wo der Papst gleich beim Ausbruch des Streits, anstatt ihn ungehört zu v dammen, den Weg des Miltitz eingeschlagen hätte, so wäre es wohl zu kein so mächtigen Tumult gekommen. Auch betheuerte er noch im März 15 seinem Kurfürsten, er habe sein Versprechen, stille zu halten, mit ganz Ernst gegeben, zufrieden, wenn das Spiel also ein Ende haben sollte. S ihm im Januar eine Entgegnung des Prierias auf seine gegen diesen gericht Streitschrift zukam, worin übrigens Prierias Nichts für die Sache Bedeutend sondern hauptsächlich nur rühmende Reden zu Gunsten seiner eigenen t mistischen Theologie und geringschätzige gegen Doktoren wie Gerson vortr enthielt sich Luther Etwas auf sie zu erwidern. [1])

Da war es Eck, der ihn, während die Verhandlungen mit Mil fortliefen, neu auf den Kampfplatz rief. Und unversehens nahm der Str eben jetzt seine schärfste Wendung: er richtete sich direkt auf die Autori des Papstthumes, ja des äußern Kirchenthums überhaupt, und führte Luth hierüber zu ebenso offenen und bestimmten, wie öffentlich lauten und je Vermittlung abschneidenden Erklärungen. [2])

Die Fehde mit Eck, welche Luthers Freund Carlstadt schon währe Luthers Heidelberger Reise begonnen hatte, war seither in Streitschrift fortgesetzt worden. Die beiden Gegner aber, beide von einem hohen, eitl Selbstgefühl erfüllt, begehrten darnach, sich in einer öffentlichen Disputati mit einander zu messen. Luther, welcher den Eck im Oktober 1518 Augsburg traf, sprach dort mit ihm in Carlstadts Namen darüber. S

Wittenberger luden den Eck anfänglich zu einer Disputation bei ihrer Universität ein; Eck, der schon früher auch auf auswärtigen Universitäten, in Bologna und Wien, als Disputator geglänzt zu haben sich rühmte, schlug ihnen keine geringeren als die zu Cöln, Paris oder Rom vor. In Augsburg wurde Erfurt oder Leipzig verabredet. Nach Ecks Wunsch einigte man sich endlich über Leipzig, obgleich unter den dortigen Professoren bei deren altgläubiger Theologie und ihrer Eifersucht auf das Emporblühen Wittenbergs die durch Carlstadt vertretene Richtung nichts weniger als eine freundliche Aufnahme zu erwarten hatte. Eck und Carlstadt richteten zu Anfang Dezembers 1518 ein Gesuch an die Leipziger Fakultät, ihnen die Abhaltung der Disputation bei ihr zu gestatten. Von einer Betheiligung Luthers an derselben war keine Rede. Er hatte zwar sein Anerbieten, seine angeblich ketzerischen Sätze in einer Disputation zu rechtfertigen, so eben vor Cajetan wiederholt, war jedoch davon abgestanden, da dieser Nichts davon hören wollte. [1])

Eck beeilte sich hierauf, noch ehe er von Leipzig eine Antwort hatte, einen Zettel mit 12 Thesen für die Disputation zu veröffentlichen. Er ließ sie unter dem 29. Dezember drucken und schickte sie auch Luthern zu. Dieser erhielt sie so erst nach seiner Zusammenkunft und seinen ersten Vereinbarungen mit Miltitz.

In diesen gegen Carlstadt gerichteten Sätzen aber sah nun Luther vielmehr überall sich selbst angegriffen, wie denn auch Eck bei Zusendung derselben an den Salzburger Erzbischof diesem schrieb, er wolle mit ihnen gegen „Luthers Vorfechter" disputiren.

Die Frage über die Quellen und Normen des christlichen Glaubens, welche von Carlstadt bestimmt und ausdrücklich, wie noch nicht von Luther, vorangestellt worden war, wurde in ihnen nicht berührt. Sie bezogen sich nicht einmal auf die Hauptlehre der neuen augustinschen Theologie von der Gnade und dem freien Willen, für welche gerade Carlstadt schon vor dem Ablaßstreit und dann wieder gegen Eck als Vorkämpfer sich erhoben hatte. Erst nachher fügte Eck hierüber eine weitere These (der Reihenfolge nach als siebente) ein: er behauptete, sie nur in der Eile anfänglich vergessen zu haben. Vielmehr wandten sich die ursprünglich elf ersten Thesen gegen Luthers Erklärungen über die Buße, den Ablaß, den Schatz der Kirche, das Fegfeuer. Und während diese jetzt allerdings eben auch in Carlstadt einen Vorfechter hatten, sprach endlich die zwölfte, später dreizehnte These aus: Wir leugnen, daß die römische Kirche vor den Zeiten Sylvesters (Papst im Jahr 314—335, während des nicänischen Concils) nicht über den andern Kirchen gestanden habe; sondern wir haben denjenigen, welcher den Stuhl Petri einnahm, für den Nachfolger Petri und den allgemeinen Nachfolger Christi jederzeit erkannt."

Diese letzte These erinnert uns an eine Aeußerung, welche Luther in seinen „Resolutionen" v. J. 1518 (s. oben S. 197) — jedoch nur beiläufig — gethan hatte, indem er von der Zeit der ersten sechs Jahrhunderte sprach, wo die römische Kirche wenigstens den griechischen gegenüber jene Stellung noch nicht innegehabt habe. Eben dasselbe hatte er sodann in seiner Ausgabe der Augsburger Verhandlungen wiederholt: dort behauptete er, die morgenländischen Christen der ersten achthundert Jahre haben nicht unter dem Papst gestanden und dennoch der Kirche Christi zugehört. Er hatte übrigens in keiner seiner Schriften eigens von dieser Frage gehandelt. Nur mündlich, wohl auf dem Katheder, scheint er sie weiter zur Sprache gebracht und hiebei mit seiner Ansicht vom späteren Ursprung der römischen Oberhoheit besonders auf die Satzungen des nicänischen, ersten ökumenischen Concils sich gestützt zu haben, welches dem Papst keine solche allgemeine Oberhoheit zuerkannt, sondern die Patriarchen von Alexandrien und Antiochia mit ihrer kirchlichen Gewalt über die ihnen untergebenen Bischöfe neben jenen gestellt hat. Carlstadt dagegen war bei diesen Behauptungen Luthers gar nicht betheiligt. Er wurde im Gegentheil sehr ängstlich, als Luther gegen Eck kühn und entschlossen den Streit über diesen Punkt aufnahm. Er wollte überhaupt nicht gegen das Papstthum, sondern nur gegen die Scholastiker streiten. Es scheint ihn dabei auch eine Besorgniß wegen einer Pfründe angewandelt zu haben, welche er an der unmittelbar unter päpstlicher Gerichtsbarkeit stehenden Wittenberger Stiftskirche inne hatte. Möglich daß Eck, indem er ihn zu Aeußerungen über diese gefährliche These provocirte, ihn hiedurch für die ganze Disputation einschüchtern wollte. Jedenfalls aber mußte Luther durch sie ganz sich selbst getroffen und unabweisbar zum eigenen Eintritt in den Kampf herausgefordert finden.[1])

Entrüstet über dieses Verfahren Ecks richtete Luther — zu Ende Januars oder Anfang Februars — ein Schreiben an Carlstadt, welches er auch an die Oeffentlichkeit gelangen ließ. Auf ihn selbst, sagt er, lasse jetzt Eck seine Frösche oder Fliegen los, deren Angriff er dem Carlstadt verheißen habe. Aus schnöder Schmeichelei gegen den Papst ziehe er so ihn wieder ins Spiel. So möge er denn das Schwert um seine mächtigen Hüften gürten und Gelegenheit nehmen, nach den Siegen in Pannonien (d. h. in Wien), in der Lombardei (Bologna) und in Baiern, deren er bisher sich rühme, auch noch als sächsischer Triumphator begrüßt zu werden. — Eck selbst schrieb auch, noch ehe er von diesem Brief Kenntniß hatte, an Luther, indem er ihm den 27. Juni als Termin der Disputation ankündigte: da Carlstadt Luthers Vorkämpfer, Luther aber die Hauptperson sei, welche jene falschen Lehren ausgesät habe, so zieme es sich für ihn, gleichfalls zu erscheinen und das Seinige zu vertheidigen. — Das Versprechen, fernerhin zu schweigen, welches Luther dem Miltitz ertheilt hatte, konnte ihn hier nicht mehr zurück-

alten: hatte er es doch nur unter der Bedingung gegeben, daß auch die Gegner innehielten. [1])

Eck veröffentlichte unter dem Datum des 14. März eine Entgegnung gegen jenen Brief Luthers an Carlstadt, der er seine, jetzt auf die Zahl dreizehn gebrachten Thesen beigab. Luther antwortete hierauf sogleich wieder und stellte nun dreizehn Gegenthesen auf. Eck hatte dort geflissentlich einen bescheiden klingenden Ton angenommen und gegen Luther bemerkt, er hätte unter der Kutte mehr Nüchternheit und Mäßigung erwartet. Luther dagegen will jetzt, daß in dieser Sache Niemand mehr Geduld von ihm erwarte und verflucht den Ruhm der gottlosen Milde, mit der einst Israels König (1. B. d. Kön. Kap. 20) den Fürsten Syriens, den Feind Israels, geschont habe; er wünscht sich vielmehr, jetzt recht stark zu sein im Beißen, ja im Verschlingen der Cajetane und Ecke. Den durch Eck wiederholten Vorwurf, daß er „alte Asche (nämlich den Hussitismus) neu anfachen wolle", weist er als eine Verdächtigung ab, aus der man sehen könne, was von Ecks scheinbarer Mäßigung zu halten sei. Auch versichert er, daß er die ehrwürdige Uebereinstimmung so vieler gläubigen Christen im Abendland über die römische Monarchie keineswegs verachte. Aber jener letzten, auf sie bezüglichen These Ecks stellt er jetzt diesen Satz entgegen: „Daß die römische Kirche über allen anderen stehe, wird bewiesen aus den frostigsten, innerhalb der letzten 400 Jahre aufgekommenen päpstlichen Dekreten, gegen welche zeugt die beglaubigte Geschichte von 1100 Jahren, der Text der heil. Schrift und das Dekret des nicänischen Concils, des heiligsten unter allen". So schritt er in diesem Punkt jetzt kühn noch über seine früheren Aussagen hinaus. [2])

Die Lehre von der Gnade und dem freien Willen sollte dem Carlstadt für die Disputation verbleiben. Die Vertheidigung seiner Sätze gegen die Buß- und Ablaßtheorie und seiner Behauptung über den päpstlichen Primat übernahm Luther selbst. Die letztere mußte der große Hauptgegenstand für die Disputation werden.

Schon hatte mit Bezug auf diese Frage inzwischen auch der Leipziger Professor Hieronymus Düngersheim von Ochsenfart sich an Luther herangemacht. Er richtete an Luther einen langen Brief, worin er dem nicäner Concil, an welches Luther dem Vernehmen nach „mordicus" sich anklammere, mit Berufung auf angebliche alte Zeugnisse, welche längst auch von andern Papisten vorgebracht worden waren, einer historischen Kritik aber keineswegs Stich halten, bereits die Anerkennung jener allgemeinen Oberhoheit Roms unterzuschieben suchte. Luther ließ sich anfangs auf einen Briefwechsel darüber mit ihm ein, verwies ihn aber, während Düngersheims Briefe bereits zu förmlichen Streitschriften anwuchsen, für das Weitere auf die Streitverhandlung mit Eck. [3])

Was das Gewicht dieses Streitpunktes anbelangt, so war zwar Luther, wie wir in seinem „Unterricht auf etlich Artikel" hörten, der Ansicht, daß Sätze über die Ausdehnung der kirchlichen Obergewalt gar nicht zu dem für die Christengemeinde nöthigen Glaubensinhalt gehören. Und auch in Betreff des Streites, welchen er jetzt über den Ursprung der päpstlichen Gewalt im Kreise der gelehrten Theologen durchfechten wollte, äußerte er anfangs noch, der Gegensatz zwischen ihm und seinen eifernden Gegnern sei ja nicht so groß; auch er belasse ja den Papst im Besitze jener Obergewalt und fordere, daß man im Gehorsam gegen Gottes Ordnungen auch ihr sich willig unterwerfe. Man hätte so meinen können, es handle sich um eine bloße historische Frage.

Allein wir mußten schon oben, als wir der neuen Auffassung Luthers vom geschichtlichen Ursprunge des päpstlichen Primats zum ersten Mal begegneten, die tiefgreifende Bedeutung bemerken, welche ihr in Wahrheit allerdings für den ganzen christlichen Glauben und für die praktische Stellung des Christen zur Kirche zukam. So bemerkte doch auch Luther selbst dem Düngersheim gegenüber sogleich, daß es sich bei jener historischen Frage um die Frage nach dem „göttlichen Recht" der päpstlichen Herrschaft handle; und wenn sie Kraft „göttlichen Rechtes" bestand, d. h. wenn sie nicht etwa bloß wie weltliche Monarchien im Lauf einer unter Gottes Leitung stehenden menschlich geschichtlichen Entwickelung der Kirche aufgekommen, sondern direkt vom himmlischen Herrn der Kirche eingesetzt und zu einem Grundbestandtheil der Kirche Christi gemacht war, so mußte auch jeder echte Christ hieran glauben und mußte bei einem Bruch mit ihr ohne Weiteres auch von der Gemeinschaft des Leibes Christi sich ausgeschlossen wissen; dagegen war bei Luthers Auffassung denkbar, daß diese Gewalt die ihr zeitlich verliehene Autorität durch eigene Schuld wieder verscherze und daß echte Christen, gerade indem sie von ihr verstoßen werden, dennoch durch Festhalten an den ewigen Grundlagen der Kirche und durch die Gemeinschaft des Geistes, des Glaubens, der Liebe u. s. w. Glieder der wahrhaften Gemeinde Christi verbleiben. Für die Frage aber, ob der päpstlichen Hoheit jenes göttliche Recht zuzuerkennen oder abzusprechen sei, hatten nun auch solche scheinbar nur vereinzelte geschichtliche Momente, wie die Aeußerung des nicänischen Concils, schon eine durchschlagende Beweiskraft. Denn, schreibt Luther an Düngersheim, was göttlichen Rechtes ist, das darf in keinem Jahrhundert, in keinem Augenblick eine Unterbrechung leiden; göttliches Recht muß schlechthin, ganz und immer gelten. Hatte das heiligste, von Gottes Geist erleuchtete Concil keine Kenntniß von jener Obergewalt Roms, so konnte ihr demnach göttliches Recht nicht zukommen. Aehnlich stützte sich Luther auf Kirchenväter wie Cyprian, Athanasius, Augustin, Hieronymus u. s. w., bei welchen ihr gleichfalls ein solches Recht nicht zuerkannt werde: sie müßten, sagt er, wenn man es dennoch behaupte, zu Ketzern werden.

So hat denn Luther jetzt auch mit großer und steigender innerer Bärme und Erregung auf diesen, ihm aufgedrungenen Gegenstand der Disputation sich geworfen. Und weiter bekam er nun gegenüber den vereinenden Zeugnissen der heil. Schrift und der alten katholischen Kirche, uf welche er sich stützte, mit den zahlreichen und schon bis in die Zeit ener Kirchenväter hinaufreichenden Dekreten der Päpste selbst zu thun, elche jene Gewalt mit dem Anspruch auf göttliches Recht und auf eine nmittelbare Verleihung durch Christus sich beimaßen, die Schrift hiernach euteten, es auch in die Aussagen des Concils und der Väter hineintrugen.

Eben unter dieser Beschäftigung mit dem Papstthum, seinem Ursprung, einer Geschichte, seinem Recht und seiner Anmaßung, wozu Eck ihn getrieen hatte, erwachte nun in ihm erst recht ein Geist der Entrüstung und es Kampfeifers gegen dasselbe. Wiederholt äußerte er jetzt Freunden: ein bisheriger Handel komme ihm nur wie ein Spiel vor; jetzt erst hebe er Ernst an; er müsse endlich offen gegen die römischen Schlangen, gegen ie päpstliche Tyrannei und Trügerei losziehen. „Der Herr," sagt er, „zieht nich und ich folge nicht ungern." Wie er schon früher, (s. oben S. 234) gegen ink die Ahnung ausgesprochen hatte, daß in Rom der Antichrist herrsche, o schreibt er jetzt an Spalatin: „Ich gehe die Dekrete der Päpste für meine Disputationen durch, und bin — ich sage Dirs ins Ohr — ungewiß, ob er Papst der Antichrist selbst sei oder ein Apostel des Antichrist; so elendigich, wird Christus, d. h. die Wahrheit, von ihm in den Dekreten gekreuigt." Er schrieb dies am 13. März, also zehn Tage nach dem Datum eines Briefs an Papst Leo. Noch immer übrigens dachte er von diesem enigstens in Betreff seines persönlichen Charakters Besseres; so meint er leich darauf in einem Brief an den Kurfürsten wieder, daß der Name des ilderen und besseren Leo von Betrügern mißbraucht und geschändet sei. s war dies nicht Doppelzüngigkeit bei Luther, sondern wir sehen ei ihm ein ihm selbst peinliches inneres Schwanken, indem er den Ahnuen und Einsichten die sich ihm furchtbar aufdrängen, doch lieber so lang ls möglich noch ausweichen möchte. [1])

Seinen nächsten Freunden ward bange als sie ihn so vorangehen sahen. Vir haben dies bereits in Betreff Carlstadts bemerkt. Auch den Spalatin nd Andere mußte er beschwichtigen.

Gar zu keck, ja ganz unhaltbar erschien namentlich auch die geschichtiche Behauptung seiner 13. These, daß die Gegner ihren Beweis für die llgemeine Herrschaft des Papstes erst aus den Dekreten der vier letzten ahrhunderte führen könnten. Er erklärte aber dem Spalatin näher, wie r sie durchzuführen gedenke; man werde ihm mit höhnischen Geschrei die atzungen vorhalten, in welchen die Päpste freilich seit mehr als 1000 ahren ihr angebliches Recht geltend gemacht haben; er hingegen werde

zeigen, daß doch erst durch die seit 400 Jahren entstandenen Dekretensammlungen jene Ansprüche zu einer allgemeinen Anerkennung in der Kirche gelangt seien und so erst die römische Tyrannei festgestellt worden sei.[1])

Mit seiner eigenen Beweisführung wollte er seine Gegner Anfangs erst im Laufe der Disputation überraschen. Dann trug er jedoch seine Argumente noch vor derselben in gedruckten eingehenden „Resolutionen" über jene These öffentlich vor.[2])

Hier erörterte er vor Allem das Zeugniß der heil. Schrift auf welches die These sich bezog. Die Schlüsselgewalt, sagt er, welche dort Jesus dem Petrus übertragen habe, sei nicht diesem allein, sondern den Jüngern insgesammt, ja der ganzen Gemeinde der Gläubigen vom Herrn zugetheilt worden. Und eben diese gläubige, im Glauben an Christus geheiligte Gemeinde ist ihm nun die „katholische Kirche", ohne daß zum Wesen dieser Kirche ein menschliches Haupt neben dem himmlischen gehören würde, dessen Glieder die Gläubigen seien; so sage ja auch das Glaubensbekenntniß: „ich glaube eine heilige katholische Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen". Schließlich erklärt er: „ich weiß nicht, ob es der christliche Glaube dulden könne, daß auf Erden ein anderes Haupt der allgemeinen Kirche außer Christus aufgestellt werde." Nicht einen Vorrang der Gewalt, sondern nur einen Vorrang der Ehre findet er in der heil. Schrift für Petrus, als dessen Nachfolger er dann die römischen Bischöfe noch immer gelten läßt. Daneben bestreitet er bereits auch in Betreff der Bischöfe, daß ihre Stellung über den andern geistlichen Hirten der Gemeinde oder den im Neuen Testament sogenannten Presbytern schon durch die heil. Schrift verordnet und hiemit göttlichen Rechtes sei; er fand, daß noch der Kirchenvater Hieronymus an die ursprüngliche Gleichheit Beider erinnerte. Die gesammte abendländische Christenheit meinte bis dahin eine christliche Kirche nur im Verbande der bischöflichen Hierarchie mit dem Papst an der Spitze finden zu können. Luther dagegen stellte seine Auffassung von der Kirche eigentlichem Wesen, die wir schon früher z. B. in seinen Aeußerungen über den Bann hervortreten sahen, jetzt frisch, entschieden und bündig auch zum Behuf öffentlicher Disputation jener entgegen: die Kirche und alle ihre geistlichen Güter sind nicht blos bei Rom, sondern überall, wo die eine Taufe, das Gotteswort, die Sakramente, der Glaube, die Liebe, die Hoffnung sind; wo Gottes Wort geprebigt und geglaubt wird, da ist der wahre Glaube, dieser Fels, welchen die Pforten der Hölle nicht erschüttern, — wo der Glaube, da die Kirche, — wo die Kirche, da die Braut Christi, — wo die Braut, da Alles was dem Bräutigam gehört.

Er wiederholt ferner seine Berufung auf das nicänische Concil, sowie auf jene alten Väter und auf die alten asiatischen, griechischen, afrikanischen Gemeinden, welche der Gewalt des Papstes sich nicht unterworfen

wußten. Und er fügt nun bei: man dürfe auch für die Gegenwart nicht läugnen, daß im Morgenland wirkliche Christen seien, obgleich ihre Bischöfe nicht vom Papst eingesetzt werden.

Dagegen sucht er hinsichtlich jener alten päpstlichen Dekrete, die man ihm entgegenhalten mochte, zu zeigen, wie schlecht sie ihre Anmaßungen begründen. Eine päpstliche Autorität, die ihn in seiner Kritik binden könnte, kennt er eben nicht. Aus Anlaß der Erklärung eines Papstes, wonach gar „die Rechte der irdischen zugleich und himmlischen Herrschaft" dem Petrus übertragen sein sollten, ruft er aus: „Ists nicht aller Thränen werth, daß man uns zwingen will, dies nicht blos zu lesen, sondern auch wie ein Orakel zu glauben, und zwar zwingen bei Gefahr des Feuertodes? und da träumen wir noch von einem guten Zustand der Kirche und erkennen nicht den Antichrist mitten im Tempel!"

So rüstete sich Luther zum öffentlichen Zweikampf mit Eck, während zu gleicher Zeit Miltitz seine Friedensversuche fortsetzte und eine Vernehmung Luthers durch den Trierer Erzbischof vorbereitete.

Luther entschuldigte sich darüber gegen seinen Kurfürsten, indem er auf jene Bedingung seines Schweigens hinwies, daß auch der Widerpart schweigen müßte; jetzt, sagt er, greife ihn Eck unerwartet also an, daß es nicht blos auf seine, sondern auf der ganzen Wittenberger Universität Unehre abgesehen sei; man dürfe nicht ihm das Maul zubinden und jedem Andern aufthun. Auch gab er dem Miltitz selbst die Disputation, welche er ohne Schande für sich, seine Freunde, seinen Landesherrn, seinen Orden und seine Universität nicht ablehnen könne, mit als einen Hinderungsgrund an, weshalb er jener Einladung nach Coblenz nicht folgen könne.[1])

Wir hören auch nicht, daß von dieser Seite bei ihm eine Einsprache erhoben worden wäre. Wohl aber machten die Leipziger Theologen unerwartete, lange Schwierigkeiten dagegen, daß bei ihnen die Disputation stattfinden sollte, ja Luther hätte noch bis auf den letzten Augenblick Bedenken tragen können, dort zu erscheinen. Sie wollten, so sehr sie ohne Zweifel mit Ecks Angriff einverstanden waren, doch nicht selber mit dem gefährlichen Streit zu thun bekommen. Schon im Dezember, noch ehe Luthers persönliche Betheiligung an der Disputation zu erwarten war, hatten sie das Besuch Ecks und Carlstadts, bei ihnen disputiren zu dürfen, abgelehnt, während Eck bei jener ersten Veröffentlichung seiner Thesen voreilig schon Leipzig als den Ort der Disputation bezeichnete: sie begründeten in einem Vortrag bei ihrem Landesherrn, dem Herzog Georg von Sachsen, die Weigerung damit, daß die Disputation einen neuen Lärm machen, auch Unfrieden zwischen Georg und Luthers Landesherrn erregen möchte, und wollten Eck an die mit Luthers Sache beauftragten päpstlichen Commissare verwiesen haben. Nicht minder verwahrte sich Bischof Adolf von Merseburg, der

Kanzler der Leipziger Universität dagegen, daß die Disputation dort stattfinde, da der Ablaßstreit schon allzuviel Aergerniß gegeben habe und der Papst darüber als über eine bereits entschiedene Sache überhaupt kein Disputiren mehr zulasse. Dagegen zeigte Herzog Georg ein lebhaftes Interesse dafür, daß das öffentliche Kampfspiel stattfinde und seine Universität die Ehre habe, der Schauplatz desselben zu werden; man könne, meinte er, ja unbeschadet des katholischen Glaubens disputiren, wie schon über so viele andere dogmatische Streitfragen in Leipzig disputirt worden sei. Er äußerte sich in einem Brief an Bischof Adolf sehr grob über seine Professoren; sie sollten sich, anstatt der Ruhe und des Genusses zu pflegen, vielmehr freuen, als Lehrer der heiligen Schrift die Wahrheit an den Tag zu bringen; das sei ihr Beruf, dafür haben sie besondere Ehren, glänzende Frühstücke u. s. w.; es sei ein löblich Exercitium für sie; wollen sie's nicht üben, so wäre ihm ein Kind lieber an ihrer statt. In seiner Willensmeinung befestigte ihn auch der Kurfürst Friedrich. So mußte die theologische Fakultät sich fügen. — Vollends schwierig wurde dieselbe, als dann Luther für seine eigene Person zugelassen zu werden begehrte. Und gegen diesen erschien nun doch auch der Herzog spröde. Er erklärte ihm, der selbst ein Bittgesuch an ihn richtete, daß erst Eck ihn darum ersuchen müßte. Eck aber, an den Luther deshalb schrieb, ließ ihn in der Verlegenheit; möglich, daß die langsame Beförderung der Briefe mit daran Schuld hatte. Da zeigte sich recht, wie sehr Luthern daran gelegen war, den Kampf wirklich durchzumachen, dessen erster Urheber er war und dessen gefährlichste Spitze ganz gegen ihn sich richtete. Er bat den Herzog wiederholt und flehentlich — „demüthiglich und um Gottes willen." Noch zu Anfang Junis hatte er von ihm noch keine bestimmte Antwort. Er war aber entschlossen, jedenfalls in Leipzig zu erscheinen und sich zur Entgegnung gegen Eck zu erbieten. [1])

Unter diesen Arbeiten und anderen Vorbereitungen befiel ihn, wie er am 6. Juni dem Lange berichtete, gerade jetzt wieder ein Zustand innerer Anfechtung, bei welcher es sich für ihn nicht um jene Fragen, sondern ganz um die eigene Seele und ihr Verhältniß zu Gott sich handelte. Sie, sagt er, sei schwerer als jene Sorgen. Durch das Alles lehre ihn der Herr, was es um den Menschen sei. Lange möge für ihn, den großen Sünder, beten; er bedürfe schlechthin Nichts, als die göttliche Barmherzigkeit. [2]) — Durch solche innere persönliche Kämpfe aber wurde Luther auch jetzt wieder für die ihm in der Welt vorgesetzten Kämpfe und Verwickelungen nicht etwa eingeschüchtert, sondern vielmehr geneigt, sie gering zu achten, als Etwas, was doch nicht wie jene ans innerste Leben dringe. —

Am Montag nach Johannis, dem 27. Juni, sollte nach Herzog Georgs Willen die Disputation beginnen. Hinsichtlich seiner eigenen Zu-

ung hatte Luther endlich so viel erreicht, daß Georg im Geleitsbrief, chen er am 10. Juni für Carlstadt ausstellte, auch „diejenigen, die mit sich bringen werde," einschloß, ohne jedoch Namen zu nennen. her mußte — nach seinem eigenen Ausdruck — unter Carlstadts Fittigen heinen.

So trafen denn Beide am 24. Juni mit einander in Leipzig ein. ren Einzug hat ein Zuschauer, der damalige Leipziger Magister Sebastian ischel, später aus lebendiger Erinnerung beschrieben. Sie fuhren in nen Wagen, Carlstadt voran, dann Luther mit Melanchthon zusammen. ner nahm als der ältere Doctor und als der, welcher zunächst für sich Kampf mit Eck unternommen hatte, hier und ebenso auch nachher die e Stelle unter den beiden Wittenberger Disputatoren ein. Ferner er= enen mit ihnen der damalige Rector der Wittenberger Universität, nlich der junge Herzog Barnim von Pommern, mehrere andere Witten= ger Docenten, worunter Nicolaus von Amsdorf, und Johann Lange aus furt. Wittenberger Studenten, Zweihundert an Zahl, liefen mit Spießen d Hellebarden neben den Wagen her, wohl nicht blos um ihnen ein nzendes Ehrengeleite zu geben, sondern auch um anzudeuten, daß Niemand valtthätig an ihren Lehrern sich vergreifen dürfe. Dem Carlstadt aber egnete die üble Vorbedeutung, daß am Kirchhof der Paulerkirche sein agen zerbrach und er in den Koth fiel, während Luther an ihm vorbei r. Die Leute, welche zusahen, sagten: Dieser wird obliegen und der dere wird unterliegen. [1])

Eck war schon zwei Tage vorher angelangt.

Der Herzog hatte, da man bei der Universität keinen Hörsaal für zu erwartende Menge gelehrter Zuhörer geräumig genug fand, den ßen Saal seines Schlosses, der alten Pleißenburg, für die Disputation richten und kostbar ausschmücken lassen. Er setzte ferner Vorsteher für Disputation ein und verordnete zwei seiner Räthe zu derselben. Auf 's Ansuchen bewilligte er jetzt auch speziell für Luther freies Geleite zur eilnahme an ihr. [2])

Vergeblich erließ der Bischof von Merseburg noch ein förmliches rbot der Disputation, welches gerade während des Einzugs der Witten= ger an den Kirchthüren angeschlagen wurde.

Carlstadt wurde am Morgen des Sonntags, des 26. Juni, vor die n Herzog eingesetzte Commission gerufen, damit Bedingungen für die orstehende Verhandlung festgestellt würden. Er und Luther hatten von fang an verlangt, daß die Reden der Disputanten genau von Notaren chgeschrieben werden, um allen Mißdeutungen und schiefen Berichten vor= eugen. Eck, welcher darauf eingegangen war, wünschte doch sehr, diese rabredung wieder rückgängig zu machen. Er konnte mit Recht einwenden,

daß die Lebendigkeit der Wechselrede leide, wenn aufs Nachschreiben Rücksicht genommen werden müsse. Jene aber hatten guten Grund, darauf zu beharren, indem sie gerade von Eck befürchteten, er möchte mit seiner bekannten Gewandtheit den wirklichen Wortlaut und Sinn mancher Reden verdrehen. Carlstadt erreichte denn auch, daß vier Schreiber bestellt wurden. Dagegen gab er zu, daß die von ihnen aufgenommenen Acten nachher theologischen Schiedsrichtern vorgelegt, und, ehe diese ihren Urtheilsspruch gethan, nicht veröffentlicht werden sollten.

Erst am andern Tag, dem ersten der Disputation, wohl in der Frühe des Morgens, wurde auch Luther aufgefordert, dieser Vereinbarung beizutreten. Es ist, als ob man ihn nur wie eine Nebenperson neben Carlstadt habe behandeln wollen. Der Inhalt der Bedingungen aber mußte ihm zuwider sein. Welchem Schiedsrichter sollte denn er, dessen Hauptthese sogar den nächsten Freunden bedenklich war, von vorn herein sich willfährig erklären? Vor Allem mußte er sich dagegen verwahren, daß man den Richter etwa in Rom suche. Man sagte ihm, dies solle nicht geschehen, sondern eine Universität solle um das Urtheil angegangen werden, und Eck that hierbei damit groß, daß er, wenn Luther wolle, auch eine außerdeutsche, italienische, französische oder spanische Universität sich gefallen lasse. Bei welcher Universität aber, außer seiner eigenen, von der natürlich abgesehen werden mußte, konnte Luther für seine Lehre Verständniß und Unparteilichkeit erwarten? So weigerte er sich denn, seine Freiheit in dieser Weise beschränken zu lassen, und wollte, da der Herzog die Unterwerfung unter ein Schiedsgericht zur Bedingung der Zulassung machte, lieber auf seinen Antheil an der Disputation, an dem ihm so viel gelegen war, verzichten. Das legten ihm die Gegner für Feigheit aus, und seine wenigen Freunde unter den Leipzigern, wie namentlich Dr. Auerbach, baten ihn dringend, nicht die Ungnade des Herzogs auf sich zu laden. Nach längerem Widerstreben beugte er sich endlich und unterzeichnete am Morgen des 4. Juli, ehe an ihn selbst die Reihe des Disputirens kam, die von Carlstadt angenommenen Bedingungen mit dem Zusatz, daß die Acten nicht dem päpstlichen Hof zugeschickt werden sollten. Dabei gab man ihm zu, daß er seine Appellation, die er zuvor eingelegt (an ein Concil), „als weil er deß Recht habe," sich vorbehalte. Die Bezeichnung einer bestimmten Universität überließ man einer späteren Verabredung.

Die Disputation wurde am Morgen des 27. Juni wie ein öffentlicher hochwichtiger Act feierlich eröffnet. Der Leipziger Professor der Jurisprudenz Simon Pistoris begann mit einer begrüßenden Rede in der Aula der Universität. Von da zogen die Versammelten in die Thomaskirche zu einer Messe, bei welcher ein neuer, zwölfstimmiger Meßgesang aufgeführt wurde. Dann gings in prächtigem Aufzug nach dem Schlosse;

in Theil der bewaffneten Bürgerschaft war mit Fahnen, Trommeln und Wehr dazu ausgerückt und stellte sich beim Schloß als Wache auf. Der Saal im Schloß war mit kostbaren Teppichen behängt. Für die Disputanten standen zwei Catheder da; über dem für Eck zeigte der Teppich das Bild des heiligen Streiters Georg, über dem für Karlstadt und Luther bestimmten das Bild des heiligen Martinus. Nun sollte eine Eröffnungsrede über die Bedeutung des Actes und die würdige Weise des Disputirens, welche Peter Schade Mosellanus, ein gefeierter junger Lehrer der classischen Literatur, ausgearbeitet hatte, von einem Knaben, der die kindlich reine Theologie darstellte, frei vorgetragen werden. Da sie jedoch hiefür viel zu lang ausgefallen war, mußte Mosellanus selbst den Vortrag übernehmen. Sie kann für keinen glücklichen Beginn der Disputation gelten. Der Redner, der sie mühsam auswendig gelernt hatte und noch an den Nachwehen einer Krankheit litt, sprach mit leiser Stimme gegen zwei Stunden lang, — in eleganter Ausführung, aber ohne die Tiefen des Gegenstandes, worüber disputirt werden sollte, zu berühren und demjenigen Ausdruck zu geben, was die von innerem Interesse dafür erfüllten Theilnehmer an der Disputation bewegen mußte. Die Form der Rede, wonach der Redende sich selbst als Kind bezeichnen sollte, hatte er belassen, während doch nun er selber sie vortrug. Auffallend ist, daß er als Disputanten den Eck und Carlstadt namentlich und mit rühmenden Prädikaten aufführte, Luthers aber nicht erwähnte: man möchte vermuthen, daß er, der diesem persönlich keineswegs abgeneigt war, hierzu eine Anweisung vom Herzog erhalten habe, — wenn der Grund nicht etwa darin lag, daß ihm Luthers Eintritt in die Disputation noch ungewiß erschien. Für Luther mußte die Rede jedenfalls unbefriedigend sein. Nach dem Schluß der Rede sangen Musiker dreimal das „Veni sancte spiritus etc.“ (Komm heiliger Geist), wobei die ganze Versammlung auf den Knieen lag. Darauf eilten alle zu einer Mahlzeit. Um zwei Uhr Nachmittags begann endlich die Disputation; Carlstadt und Eck traten gegen einander auf den Platz.

Eine große Menge von Zuhörern, von Theologen und Nichttheologen, von Lehrern und Studirenden kam zu dem jetzt anhebenden Kampfspiel mit gespannter Erwartung und lebhafter Erregung. Auch Herzog Georg erschien oft dabei und folgte den Verhandlungen mit warmer Theilnahme. Luthers Gegner wurden auf Böhmen, auf Hussiten, böhmische Brüder („Pikarden“), aufmerksam, welche erschienen seien, weil sie in ihm einen Verfechter ihrer Sache zu finden hofften. Man fürchtete, daß unter der Menge, welche zusammenströmte und für die eine und andere Richtung Partei nahm, sogar thätliche Händel ausbrechen möchten. Jene bewaffnete Bürgerwache blieb während der ganzen Disputation am Schlosse stehen, um dort Unruhen vorzubeugen. Auch in den Herbergen, wo Wittenberger

Studenten lagen, wurden Hellebardenmänner aufgestellt, damit nicht sie und die anders gesinnten Leipziger Studenten zu heiß an einander geriethen.

Der erste Theil der Disputation, in welchem Eck und Carlstadt sich gegenüber standen, war jedoch noch nicht geeignet, das Interesse von Zuhörern zu befriedigen, welche eine Entscheidung über die wichtigsten, die Kirche erschütternden Fragen zu gewinnen hofften.

An vier Tagen, nämlich am 27. und 28. Juni und am 1. und 3. Juli, zwischen welche hinein wegen kirchlicher Feiertage ausgesetzt wurde, stritten jene beiden über die Lehre vom freien Willen des Menschen und von der eigenen Wirksamkeit, die ihm bei den guten Werken neben dem Wirken der göttlichen Gnade beigelegt werden dürfe. Der Gegenstand war durch Luther aus der Tiefe eines vor Gott gebeugten, nach der Gnade begierigen und in ihr erstarkten Gemüthes heraus angeregt worden. Hier jedoch wurde er beiderseits ohne lebensvolle Beziehung auf die inneren, sittlich religiösen Vorgänge in sehr abstrakter Weise und mit ermüdendem Streit über die Meinungen der maßgebenden alten Theologen behandelt. In der Kunst des Disputirens war Eck seinem Gegner überlegen. Er überragte ihn namentlich mit einem reichen Gedächtniß, aus welchem er eine Menge Citate jener Theologen vorzutragen, und mit der Gewandtheit, mit welcher er sie für seinen Zweck zu verwerthen wußte. Carlstadt suchte sich hiegegen dadurch zu helfen, daß er Bücher mitbrachte und Ecks Beweisgründe sich aufnotirte, um sie nachher widerlegen zu können. Zu seiner Rechtfertigung konnte er geltend machen, daß Eck mitunter Citate vorbrachte, welche noch sehr der Controle durchs Nachschlagen der Quellen bedurften, und seinen eigenen Sätzen nachher, wenn sie sich nicht ganz haltbar zeigten, gerne eine andere Wendung gab. Eck aber setzte es bei den Vorstehern der Disputation gegen ihn durch, daß ihm jenes Verfahren verwehrt wurde. Eck stand so schon im Bewußtsein eines Siegers da, als die Reihe des Disputirens an Luther kam.

Dieser war gleich zu Anfang durch jene Verhandlungen über die Bedingungen der Disputation unangenehm berührt worden. Er ließ unter denselben „mit kläglichen Worten und betrübtem Gemüth" die Aeußerung fallen: „Das Ding ist nit in Gottes Namen angefangen, es wird auch nit in Gottes Namen ausgehn;" denn er überzeugte sich, „daß die Ehre ward mehr denn die Wahrheit gesucht vom Widerpart." [1]) Die Leipziger Universität war ihm einer feindseligen Parteilichkeit verdächtig. Die große Mehrzahl ihrer Mitglieder feierte auch recht geflissentlich den Eck mit Einladungen, Spazierritten, Geschenken u. s. w. und hielt sich dagegen von den Wittenbergern ferne.

Ehe er ans Disputiren kam, hielt er am Peter- und Paulstag, dem 29. Juni, auf des Pommernherzogs Wunsch, eine Predigt im Schlosse,

wozu ihm wegen des Andrangs von Zuhörern, statt der Schloßkapelle der geräumigere Disputationssaal eingeräumt wurde und nahm da vom Festevangelium (Matth. 16, 13—19) Anlaß, die großen Hauptgegenstände der gesammten Disputation kurz und erbaulich darzulegen. Denn, sagte er, das Evangelium begreife alle Materien derselben, indem es fürs erste (nämlich in Jesu Worten: „Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbart u. s. w. V. 17) von der Gnade Gottes und unserm freien Willen rede, fürs zweite von der Gewalt St. Peters und der Schlüssel. Im ersten Theile zeigte er, wie die Seele an sich selbst verzweifeln und gläubig nach dem lebendigen Gott sich sehnen solle, aus dessen Gnade dann für sie die guten Werke durch innern Trieb und Kraft von selbst erwachsen werden. Im zweiten Theil lehrte er, wie die Schlüssel dem Petrus nicht für sich, sondern in Person der christlichen Kirche gegeben seien, und zwar zum Troste für die blöden Gewissen, damit diese fest im Glauben an das Wort der Vergebung sich halten. Weiter, sagt er, sei dem gemeinen Mann nicht noth viel zu disputiren von St. Peters oder des Papstes Gewalt; es liege mehr daran, daß man derselben seliglich zu gebrauchen wisse. So wenig wollte er in den Streit über seine 13. These, welchen er jetzt mit Eck zu führen hatte, die Gemeinde hineinziehen und wollte ihr dagegen um so mehr dasjenige ans Herz legen, was unmittelbar religiöse, praktische Bedeutung habe. Die Predigt wurde ihm dennoch sehr verdacht. Der herzogliche Rath Cäsar Pflug, eine Hauptperson unter den Vorstehern der Disputation, der übrigens die Predigt nicht mit angehört hatte, rief, als er von ihr vernahm, aus: „Ich wollte, Dr. Martinus hätte sie gen Wittenberg gespart." Eck beeilte sich zwei und nachher noch zwei Predigten gegen Luther in städtischen Kirchen zu halten, auf deren Kanzeln dieser nicht zugelassen wurde.[1])

Als Luther einmal in den Tagen von Carlstadts Disputation in eine Kirche kam, während Mönche Messe hielten, nahmen diese alsbald ihr Abendmahlsgeräthe weg, damit ihr Sakrament nicht durch den Ketzer entweiht werde.

Am 4. Juli endlich bestieg Luther gegen Eck den Katheder (am nämlichen Tag, an dessen Abend Tetzel im Leipziger Dominikanerkloster verschied). Mehrere Thesen, welche Eck und Carlstadt noch außer der vom freien Willen miteinander durchfechten wollten, wurden auf den Schluß der ganzen Disputation verschoben. Jene beiden begannen sogleich mit der Frage über den päpstlichen Primat, der bedeutungsvollsten in dem gegenwärtigen Streite. Luther schickte die Erklärung voran: er hätte aus Ehrfurcht gegen den Papst und die römische Kirche diese nicht nothwendige und überaus gehässige Materie gern bei Seite gelassen, wenn sie ihm nicht durch Eck aufgedrungen worden wäre. Eck aber erinnerte

ihn, daß er sie ja selber schon durch jene Sätze in seinen Resolutionen und seiner Ausgabe der Augsburger Verhandlungen angeregt habe.

Die Persönlichkeit der beiden Kämpfer, wie sie dort gegeneinander standen, hat Mosellan in einem Briefe beschrieben. Es ist die erste ausführlichere Schilderung von Luthers Erscheinung, die wir überhaupt besitzen.

Martinus, sagt Jener, ist von mittlerer Statur; sein Leib ist schmächtig, durch Sorgen und Studien abgemagert, so daß man fast alle Knochen an ihm zählen kann; er steht noch in frischem Mannesalter; seine Stimme tönt hell und scharf. Das gelehrte Material für den Streit hatte Luther, wie ihm Mosellan bezeugt und wie sich in seiner Disputation erwies, recht tüchtig — anders als Carlstadt — vorbereitet und in treuem Gedächtniß festgehalten. Für die Rede standen ihm Gedanken und Worte in ungemeinem Reichthum zu Gebot. Im Streiten und Tadeln aber fand ihn auch der freundlich schildernde Mosellan zu rücksichtslos und bissig. Zugleich bemerkte dieser, daß er im Leben und Umgang höflich und freundlich sei, ohne strenge stoische Miene; in seinem Verhalten thue er je den verschiedenen Stunden ihr Recht an; er sei in Gesellschaft heiter und witzig; er zeige jederzeit frische Lebendigkeit, eine sichere Ruhe, ein fröhliches Angesicht, so arg ihn auch die Feinde bedrohen; gern glaube man da, daß dieser Mann so Schweres nicht ohne den Beistand der Gottheit unternehme. Gegner hielten sich darüber auf, daß er zur Disputation einen Blumenstrauß mitgebracht und daran gerochen habe; in der That erscheint, während sein Disputiren den strengsten Ernst zeigte, auch dieser kleine Zug für ihn charakteristisch. Auch auf die kleinlichsten Aeußerlichkeiten richtete sich übrigens die böswillige Aufmerksamkeit seiner Gegner; so bemerkte man, daß er einen silbernen Ring trage, an welchem irgend Etwas hänge; der Aberglaube sagte, er habe da in einem Büchschen den Teufel bei sich getragen.

Eine viel gewaltigere Gestalt und mächtigere Stimme hatte Eck aufzuweisen. Mosellan schildert ihn so: er habe einen großen, vierschrötigen Körper, eine volle Stimme, aus der kräftigsten Brust kommend, für einen tragischen Schauspieler, ja für einen öffentlichen Ausrufer ausreichend, doch mehr rauh als deutlich; sein Mund, seine Augen und sein ganzes Gesicht lassen eher auf einen Fleischer oder barbarischen Söldner, als auf einen Theologen schließen. Er habe ein ausgezeichnetes Gedächtniß, aber es fehle ihm an Fassungskraft und Schärfe des Urtheils. So häufe er Gründe, Bibelstellen, theologische Citate unordentlich zusammen, ohne zu merken, wie Vieles davon nichtssagend sei, in Wahrheit einen andern Sinn habe oder bloße Sophisterei enthalte. Denn er gehe nur darauf aus, mit solchem Wust die Zuhörer zu verblüffen und ihnen blauen Dunst vorzumachen, damit er ihnen als Sieger erscheine. Hiezu komme bei ihm eine unglaubliche Dreistig-

keit, die er mit wunderbarer Schlauheit verdecke. Fühle er sich vom Gegner gefangen, so wisse er der Disputation eine andere Wendung zu geben, öfters mache er auch eine Meinung des Gegners in anderen Worten zu seiner eigenen und schiebe seine eigene ungereimte Meinung dem Gegner unter. Dagegen verglich ein Verehrer Ecks, Johann Rubeus in Leipzig, ihn mit einem Hektor, der mit muthvoller Brust und furchtlos wie ein Löwe die Burg des kirchlichen Glaubens vertheidige, und erzählte, wie er durch seine Kenntniß der heiligen Schrift, die er schon von Jugend auf studirt, und mit seiner vollkommenen Belesenheit in den Werken der kirchlichen und gar nicht etwa bloß der scholastischen Theologen die Wittenberger überrascht und einen Köcher voll von Blitzen gegen sie mitgebracht habe. Eck selbst war nicht der letzte, der seiner Ueberlegenheit hierin sich rühmte.

Anzuerkennen ist bei Eck jedenfalls die große Kraft des Leibes und Geistes, womit er zwei Gegnern so viele Tage hindurch in steter Schlagfertigkeit Stand hielt. Man konnte freilich auf der andern Seite sagen, die Sache habe ihn innerlich nicht zu sehr angegriffen, weil es ihm eben mehr um die eigene Ehre als um den Gegenstand des Streites zu thun gewesen sei. — Luther stand mit ganzem Herzen im Kampfe. Die eigentliche Schwierigkeit des Streites aber lag für ihn darin, daß der Hauptpunkt desselben, welcher für seine kirchliche Stellung entscheidend werden mußte, für ihn selbst noch Gegenstand fortschreitender innerer Entwickelung und Klärung war; und Eck, auf dem eigenen Standpunkt fest und sicher, wollte ihn eben jetzt durch den Streit vollends in die gefährlichste Entscheidung hineintreiben.

An fünf Tagen, vom 4. bis zum 8. Juli, disputirten sie über jene dreizehnte These vom göttlichen Rechte der päpstlichen Gewalt.

Eben nur das göttliche Recht in dem oben bezeichneten Sinn wurde auch jetzt wieder durch Luther der päpstlichen Oberherrschaft abgesprochen. Er versicherte aufs Neue, daß er keineswegs ihr Recht überhaupt bestreiten wolle, — ähnlich wie das deutsche Kaiserthum zu Recht bestehe, ohne darum in der heil. Schrift begründet oder göttlichen Rechts zu sein. Nicht minder wollte er nach dem Zeugniß der Schrift dem Petrus einen Vorrang zwar nicht in der Gewalt, aber doch in der Ehre vor den andern Aposteln zugestehen: ebenso den römischen Nachfolgern des Petrus vor allen andern Bischöfen.

Jene in göttlichem Recht begründete päpstliche Monarchie nun forderte Eck schon vermöge einer gewissen innern Nothwendigkeit und seine Beweisführung gab derselben zugleich auch schon einen unendlichen Umfang: denn im Himmel, sagte er, sei Monarchie, in der himmlischen triumphirenden Kirche sei Alles monarchisch geordnet unter Gott, dem Einen Haupte; dort aber sei das Urbild für die irdische Kirche, die demnach auch ein

Herrn haben müsse; und weil der Sohn Christus den Vater im Himmel sitzen sehe, das müsse nach Joh. 5, 19 auch der Sohn desgleichen thun, er müsse also seine Kirche auf Erden unter Gott Herrn stellen. Wir haben hierzu eine Lehre für Gott Schriftauslegung und Schriftgebrauch: Gott antwortet: ja freilich habe diese Kirche ein sichtbares Haupt, nämlich den Herrn Christus selbst, der bei der Seinigen ist bis ans Ende der Welt und herrsche bis alle Feinde ihm zum Schemel der Füße liegen — Matth. 28, 20; 1 Kor. 15, 25; darnach sei ein sichtbares Haupt, so müsse es ja herrschen in der sichtbaren Kirche.

Von Schriftstellen kam natürlich zu meiner wieder jene Matth. 16, 18 von dem Felsen, auf welchen die Kirche gebaut werde und Joh. 21 in Betracht der Auftrag, welche der Herr seinem einzigen ausgezeichneten Nachfolger zu seinem Hirten machte, falls Luther die einzigen, daß nämlich der Glaube, in welchem der Herr zum Sohne Gottes sich bekannt hat der Fels der Kirche sei, oder auch daß Christus sich selbst mit dem Felsen gemeint habe. Er konnte eine solche Auslegung mit einer Reihe alter theologischer Autoritäten, namentlich auch mit Augustin verschlagen; aber freilich durfte ihre Schwäche nicht leugnen: wir müssen nochmals die Frage darauf hinrichten, in welchem Sinne denn Jesus eben auf Petrus als einen festen Bekenner seine Gemeinde habe bauen wollen und was denn die Schrift irgend von römischen Vorrechten des Petrus sage oder wisse. Mit gerechter Ironie aber berief sich Luther auf meine Schriftstelle wo Gleiches von den Aeltesten überhaupt ausgesagt oder wo wie 1. Kor. 1 von den Aemtern und Gnadengaben der Gemeinde überhaupt ohne jede Erwähnung eines irdischen Oberhirten oder Kirchenhauptes geredet werde. Der ganze Streit über die Schriftbeweise betreffs des göttlichen Rechtes des römischen Primates drehte sich also mehr um die Kunst einer kirchlichen Lehre und Auslegung, als um einer selbständigen Untersuchung der Schriftaussagen.

Für die Frage, wie denn die Kirche dazu den römischen Primat sich entwickelt habe, führte Luther wieder die alten griechischen Kirchenväter an, welche denselben nicht kennen, den großen Verächter der bischöflichen Gewalt Cyprian, der im römischen Bischof nur einen Bruder und andern Bischöfe sehe, den Augustin, und dessen Zeugnis keiner der katholischen Bischöfe sich zu einem „Bischof der Bischöfe" machte, ferner die nicänische Concil. u. s. w. Solchen Gründen gegenüber brauchte Eck seine Kunst künstlicher Auslegung. Für die früheren Zeiten der abendländischen Kirche und Theologie vermochte freilich Luther seine These in Betreff des geringen Alters jener Unterordnung nicht mehr durchzuführen. Eck wies ihm jene merkwürdige Anwendung der Stelle Joh. 5, 19 zu Gunsten einer päpstlich kirchlichen Monarchie sogar bei dem auch von ihm hochverehrten heil. Bernhard nach. Da hielt Luther seine Hauptwaffe, die höchste Autorität

Schrift und die Pflicht eigener treuer Schriftforschung, entgegen: „Ich ehre Bernhard, aber beim Streiten muß man den echten, eigentlichen, ein stichhaltigen Sinn der Schriftworte annehmen; Gottes Wort steht er allen Menschenworten."

Luther behauptete ferner jetzt ausdrücklich auch mit Bezug auf die Zeit t dem förmlichen Bruch und Schisma zwischen den morgenländischen oder echischen Kirchen und der abendländischen oder römisch-katholischen, daß noch auch dort, also außerhalb der römischen Monarchie, eine Gemeinschaft wahrer Christen fortbestehe, wogegen Eck ruhigen Blutes erklärte, die iechen seien Ketzer und es werden dort sehr wenige oder gar keine enschen selig, außer etlichen Mönchen und Anderen, welche auch dort m Gehorsam leisten.

Der wichtigste Moment der ganzen Disputation trat endlich ein, als ! (am 5. Juli) erinnerte: unter die vom Constanzer Concil verammten „pestilenzialischen" Irrthümer des Wiklef und des Johann uß gehören auch die Sätze, daß der Glaube an die Oberhoheit der nischen Kirche nicht zur Seligkeit nöthig sei, daß die Kirche auf Erden ht Eines Hauptes bedürfe u. s. w. Er fügte bei: sein verehrter Gegner ther möge entschuldigen, wenn er den Böhmen als Feinden der Kirche nd sei und wenn er ihrer hier gedenke, da Luthers Behauptungen nach nem bescheidenen Dafürhalten ihren Irrthümern sehr günstig seien und selbst, wie er höre, zu denselben Glück wünschen. Luther erwiderte sofich: die Trennung der Böhmen von der Einen Kirche billige er keineswegs, il das höchste göttliche Recht die Liebe und Einigkeit des Geistes fordere. hamlosigkeit aber sei es, jene Griechen alle aus der Kirche und dem mmel hinauszustoßen. Was sodann jene Sätze des Huß und der Böhn anbelange, so seien unter ihnen manche sehr christliche d evangelische, wie z. B. der, daß es nur Eine allgemeine Kirche e (zu der auch die nicht unter Rom stehenden Christen gehören sollten)) daß der Glaube an jene römische Oberhoheit nicht die Seligkeit bege. Ob Wiklef oder Huß diesen Satz vortrage, sei ihm gleichgültig. rdammt dürfen solche Sätze nimmermehr werden. Keinem Christen dürfe n Etwas als Glaubensartikel aufdringen, was nicht in der heil. Schrift und habe; denn hier allein sei göttliches Recht. Erklären ja doch auch hliche Rechtslehrer wie der Erzbischof Nikolaus von Palermo, daß die inung eines einzelnen Christen mehr als ein Papst und ein Concil en müsse, wenn sie auf besseren Grund sich stütze, und daß auch ein cil irren könne.

Wir sind Aussagen Luthers über kirchliche Concilien, worin er diesen z des Nikolaus de Tedescho sich aneignete, schon in seiner Schrift gegen veſter Prierias begegnet. Es war aber noch etwas Anderes, direkt

und öffentlich aussprechen, daß ein bestimmtes Concil wirklich geirrt habe; und vollends nun ein solcher Ausspruch gegen das große Constanzer Concil mit Bezug auf Sätze, welche den von der katholischen Kirche allgemein verworfenen und gehaßten böhmischen Ketzern zugehörten! hatte doch auch Luther vordem im Namen eines Böhmen nur einen argen Schmähnamen und in dem Vorwurf, daß er böhmisches Gift verbreite, die gehässigste Verläumdung gesehen.

Dem Eck aber war es jetzt eigens eben darum zu thun, ihn recht offenkundig zu einem Genossen dieser Böhmen zu machen und ihn zu Erklärungen zu treiben, durch welche er nicht bloß von den Machtansprüchen des päpstlichen Stuhles, sondern auch von der Autorität der Gesammtvertretung der katholischen Kirche sich lossagen müßte. Natürlich machte die Antwort, welche Luther ohne Scheu gab, sogleich großes Aufsehen. Auch Herzog Georg war anwesend; als er jene Worte Luthers von christlichen Sätzen des Huß vernahm, sprach er laut, so daß man's über das ganze Auditorium hörte: „Das walt' die Sucht", indem er den Kopf schüttelte und beide Arme in die Seiten stemmte.

Eck fuhr fort: eben das sei echt böhmisch, die heil. Schrift besser verstehen zu wollen als die Päpste, Concilien, Doctoren und Universitäten; — es sei für alle Gläubige entsetzlich zu hören, daß der hochwürdige Vater Luther so gegen das heilige, die ganze Christenheit einmüthig vertretende Constanzer Concil zu reden wage. Da scheint Luther doch über die Tragweite der eigenen Worte erschrocken zu sein. Er unterbrach den Eck: „Es ist nicht wahr, daß ich gegen das Constanzer Concil geredet habe." Und als Eck sagte, die verdammten Böhmen werden sich ohne Zweifel nun auf ihn als ihren Patron stützen und werden folgern, daß dann die Autorität des Concils auch in anderen Stücken wanke, fiel er ihm gleich bei der ersten Hälfte dieses Satzes ins Wort: „dies ist eine unverschämte Lüge."

Er war wohl weder im Augenblick auf diese gefährliche Wendung des Streites gefaßt gewesen, noch auch bei sich selbst schon darüber hinreichend klar geworden, wie weit immer noch eine höhere Erleuchtung und demgemäße Autorität für die auch ihm gar hochstehenden und wichtigen Concilien sich behaupten lasse, während doch das ihm feststand, daß er von Wahrheiten, die er selbst in der heil. Schrift gefunden, auch trotz eines Concils nicht weichen und Glaubenssätze, die in der Schrift keinen Grund haben, auch von Seiten eines Concils nicht annehmen dürfe.

Am folgenden Tag nahm er selbst den Gegenstand wieder auf und nannte jetzt vier in Constanz verworfene Sätze des Huß, welche nicht zu verwerfen seien, — namentlich wieder dessen Satz über die Kirche: „es ist Eine heilige, allgemeine Kirche, welche ist die Gesammtheit der Erwählten" (Luther fand hierin seine eigene Auffassung vom Wesen der Kirche, wonach

nerseits zur Theilnahme an ihr jene Unterwerfung unter Rom nicht ehört, andererseits nur echte Christen und Heilsgenossen ihre wahren lieder sind). Dabei verwahrte er sich nun, daß man doch nicht sagen ürfe, das Concil habe diese Sätze für ketzerisch erklärt, da nach dessen igenem Ausspruch die von ihm verworfenen Sätze nicht alle ketzerisch, ondern theilweis nur überhaupt irrig oder auch nur unbedacht seien. Ja r sagte, Eck müßte ihm sogar die Auskunft gestatten, die betreffenden Sätze in den Acten des Concils für Einschiebsel von Fälschern zu rklären. Allein auch jetzt kam er darauf wieder mit aller Bestimmtheit urück, daß doch untrüglich nur die heil. Schrift sei, ein Concil dagegen rthumsfähig.

Im Verlauf der weiteren Verhandlungen (am 7. Juli) scheint er inmal ein Zugeständniß zu machen, welches die Bedeutung dieses seines Satzes über die Concilien ganz wieder in Frage stellte. Nachdem nämlich ck ihm vorgehalten hatte, wie die in des Herrn Namen versammelte Kirche raft der neutestamentlichen Verheißung des göttlichen Geistes und Lichtes ewiß sein dürfe, wie demnach alle Beschlüsse der Concilien in Glaubensichen Sicherheit haben müssen, wie ein irrendes Concil ganz den Charakter ner christlichen Kirchenversammlung verlöre u. s. w., da erklärte Luther ch mit ihm einverstanden, „daß man die Beschlüsse der Concilien in dem, as zum Glauben gehöre, in jeder Weise (omni modo) annehmen müsse," nd behielt sich nur vor, „daß ein Concil jezuweilen geirrt habe und jezuweilen irren könne, vornehmlich in dem, was nicht Sache des Glaubens i, und daß ein Concil nicht Macht habe, neue Glaubensartikel aufrichten." Doch was sollte hiermit gesagt sein? Luthers Meinung war ohl, daß Gott wenigstens in Sachen, die wirklich der Seligkeit halber egenstand des Glaubens aller Christen werden müssen, ein Concil nicht icht werde zu Fall kommen lassen. Auch dies aber wurde sofort wieder eifelhaft durch die Worte seines Vorbehaltes: denn indem er hier die rthumsfähigkeit der Concilien nur „vornehmlich" auf das, was nicht laubenssache sei, bezog, blieb sie daneben doch auch für Etwas, was laubenssache war, zugelassen. Für den Fall endlich, daß Concilien Etwas, as nach seiner Ueberzeugung sich aus der heil. Schrift nicht als „zum lauben gehörig" rechtfertigen ließ, dennoch ihrerseits für einen Bestandeil des christlichen Glaubens erklärten, wollte er ihre Beschlüsse doch ineswegs annehmen. Nach wie vor erklärte er, daß Etwas, was nicht ttliches Recht sei, durch keinen Concilsbeschluß göttliches Recht werden nne. So hat denn auch Eck in jenen Sätzen Luthers keine Rückkehr zum chlichen Standpunkt gesehen und ihn nicht bei ihnen festzuhalten gesucht. nd während Eck fortfuhr, für die Ehre und Autorität des Constanzer oncils zu eifern, entgegnete Luther wieder einfach und ganz allgemein:

der vortreffliche Herr Doctor müßte ihm erst beweisen, daß ein Concil nicht irren könne, nicht geirrt habe, noch wirklich irre.

Aber man sieht, die großen, entscheidenden Erklärungen der Leipziger Disputation sind Luthern nicht leicht geworden. Noch zögerte er, völlig und offen von der allgemein herrschenden kirchlichen Anschauung sich loszureißen, wonach der Besitz der heilbringenden Wahrheit nur dann für die Gläubigen gewährleistet sein sollte, wenn wenigstens in den Concilien ein untrügliches äußerliches Tribunal für sie bestand. Kaum ist bei einer andern Gelegenheit der äußerliche und zugleich innerliche Kampf, welchen ihn die Feststellung und Klärung jener neuen Grundsätze kostete, so in einem bestimmten Moment an den Tag getreten, wie hier in dieser Disputation. Gerade durch Eck aber ist er nun darin auch recht kräftig weiter gefördert worden.

Weit nicht mehr dasselbe Interesse erregten die ferneren Gegenstände der Lutherschen Disputation, die Fragen über das Fegfeuer, den Ablaß und die Buße. Sie haben auch für uns hier nur untergeordnete Bedeutung. Das Bedeutsamste bei ihnen lag darin, daß auch von den beiden erstererwähnten Punkten aus die Disputation wieder auf die Frage nach der Autorität kirchlicher Satzungen und Aussprüche zurückkam.

In Betreff des Fegfeuers sollte darüber verhandelt werden, was in ihm den Seelen widerfahre, während seine Existenz immer noch von Luther zugegeben wurde. Jetzt aber bemerkte dieser, daß ein sicheres, stichhaltiges Zeugniß für dasselbe doch in der ganzen heil. Schrift sich nicht finde, und als er an eine Beweisstelle aus dem zweiten Makkabäerbuch kam, das man in der katholischen Kirche längst den kanonischen alttestamentlichen Schriften beigesellte, erklärte er, dieses Buch gehöre nicht zum Kanon; die Kirche nehme dasselbe freilich an, aber die Kirche könne einem Buch nicht mehr Autorität geben, als es in sich selbst besitze. Ebenso wies er wieder die Entscheidung eines Concils zurück, nämlich des florentinischen, welches, wie Eck ihm vorhielt, allerdings in der heil. Schrift das Fegfeuer ausdrücklich bezeugt fand.

Nicht minder bestritt Luther die kirchlichen Autoritäten, welche Eck für den Ablaß geltend machte. Hier gab er wieder zu, daß die Kirche nicht irre in demjenigen, was zum Glauben gehöre und der Seelen Seligkeit betreffe. Aber, sagte er, dazu seien eben die Abläße nicht zu rechnen. Und weiter sprach er nun aus: es sei trotzdem möglich, daß einmal sogar der größere Theil der Geistlichkeit in Irrthum verfalle; genug, wenn nur nicht die ganze Kirche hinsichtlich jener Heilswahrheiten des Lichtes verlustig gehe.

Hinsichtlich dieser weiteren Streitpunkte übrigens und besonders hinsichtlich des Ablasses sprach sich jetzt Eck selbst so vorsichtig und ge-

ßigt aus, daß es schon um deswillen zu keinem lebhaften Kampfe hr kam.

Die Disputation zwischen Luther und Eck währte so bis zum 14. Juli. un trat noch einmal Carlstadt ein mit weiteren Thesen über das Verltniß, in welchem Gottes Gnade und der menschliche Wille, die guten erke des Christen und die ihm immer noch anhaftende Sünde zu einander hen. Man eilte aber zum Schlusse, — hauptsächlich auch aus dem Grunde, il der Herzog in Leipzig einen fürstlichen Besuch erwartete, dem er entgenreisen und den er im dortigen Schlosse bewirthen wollte. Am 15. oder ach Andern) 16. Juli schloß der Leipziger Lehrer Lange die Disputation t einer Abschiedsrede, in welcher jeder der Kämpfer sein Lob erhielt, ie Erwähnung der Streitpunkte jedoch vermieden wurde. Luther war enigstens nach Angabe eines der Augenzeugen) schon vor derselben gereist.

In Betreff des Schiedsgerichts, welchem die Acten der Disputation zulegen seien, hatte man schließlich noch vereinbart, daß die Universitäten furt und Paris darum angegangen werden. Eck machte jedoch zur Beigung, daß in Erfurt die Theologen vom Augustinerorden nicht mitstimmen fen. Luther verlangte hiergegen Ausschluß der Dominikaner und Franziser; und weiter stellte er — getreu dem Satze, welchen er in der Distation hinsichtlich des Urtheils von Laienchristen vorgebracht hatte — die rderung auf, daß auch die nichttheologischen Mitglieder der Universitäten e Stimme abgeben sollten. Die Entscheidung hierüber wurde endlich n Herzog anheimgegeben und dieser entschied gegen Luther.

Nach dem Schluß der Disputation blieb Eck noch neun Tage in pzig und vergnügte sich unter seinen dortigen Freunden und an allerid sinnlichen Genüssen, welche ihm die Stadt darbot; seine übergroße pfänglichkeit für dergleichen war bekannt. — Von einer Gemeinschaft t den Wittenbergern hatten die Leipziger Collegen mit wenigen Ausjmen sich bis zu Ende geflissentlich und auffallend zurückgezogen. Nur Gastgeschenk von Wein ließen sie ihnen, wie die Sitte es forderte, ommen.

Auch Herzog Georg hatte den Eck sichtlich bevorzugt, jedoch nicht erlassen, auch die beiden andern Disputanten zur Tafel zu laden. Dem ther machte er über seine Schriften verschiedene Vorhalte, doch meinte ser von ihm, er ließe wohl Gutes erwarten, wenn er nicht bösen fremden flüssen sich öffnete.

Luther schrieb in Betreff der ganzen Behandlung, welche ihm sowohl i Eck als auch von den Vorstehern der Disputation und andern Leipzigern Theil geworden war, nach seiner Heimkehr an Spalatin: er habe noch eine so unverschämte Gehässigkeit wie dort erfahren; und über den

Erfolg der Disputation: Eck und die Leipziger haben nicht die Wahrheit, sondern Ruhm für sich gesucht, und es sei daher kein Wunder, wenn die Disputation schlecht angefangen und noch schlechter geendet habe.

Achtes Kapitel.

Nachwirkungen der Leipziger Disputation.

Weitere Streitschriften.

In solcher Stimmung ist Luther aus Leipzig zurückgekommen. Befriedigt konnte durch die Disputation in der That Niemand sein, der an ihr theilgenommen hatte oder für sie sich interessirte.

Ecks Freunde und Gesinnungsgenossen zwar erhoben, wie sich erwarten ließ, zu seinen Ehren ein Siegesgeschrei. So wurde Eck als ein weit überlegener und zugleich schön bescheidener Kampfesheld von dem oben erwähnten Leipziger Rubeus in einem gedruckten Bericht geschildert, auf welchen dann ein junger Wittenberger Dozent eine Gegenschrift herausgab. Im fernen Rom glaubte man ohnedies gern an Ecks Triumphe, von denen dieser selbst dorthin Kunde zu geben sich beeilte: mit Bedauern schrieb jetzt hievon Luthers alter Universitätsfreund Crotus aus Italien. Allein auch Luthers Gegner mußten doch zugeben, daß Luther mit großer Gelehrsamkeit seine Sätze vertheidigt habe; und manche am Streit unbetheiligte, unparteiische Beobachter urtheilten, er habe es hierin dem Eck zuvorgethan, während dieser allerdings ein noch reicheres Gedächtniß und eine fließendere Rede gezeigt habe. In der Sache hatte Eck, was die Fragen über den Ablaß und über den freien Willen betrifft, entschieden weniger geleistet, als die Widersacher Luthers gehofft hatten; er mußte sich gegen die Behauptung vertheidigen, daß er in den Sätzen über den Willen seinen Standpunkt während der Disputation geändert habe. Hinsichtlich des Hauptpunkts, über den er mit Luther stritt, nämlich der 13. These, war ihm seine Taktik insoweit geglückt, als Luther zu jenen schwerwiegenden Aeußerungen über Huß und das Concil unvorbereitet durch ihn fortgerissen worden war und mit ihnen auch Solche, die sich bereits zu ihm hingezogen fühlten, erschreckt, geärgert, zurückgestoßen hatte. Doch wurden, wie Mosellan berichtet, auch sehr Viele, die Luther vor der Disputation nicht gekannt hatten, durch den Eindruck, den er ihnen hier machte, freundlicher gegen ihn gestimmt. Mosellan selbst, der früher gemeint hatte, man werde in Leipzig nur lächerliche Mönchshändel zu hören bekommen, sprach jetzt über Luther mit sichtlicher Hochachtung und Wohlgefallen und sein Zeugniß war für Viele sehr gewichtig. [1])

Die theologischen Fakultäten, welche eine Entscheidung fällen sollten und bei deren Auswahl Ecks Widerspruch gegen Luthers Wünsche durchgedrungen war, enthielten sich, ein Urtheil abzugeben. Die Pariser Theologen, entschiedene Scholastiker und Gegner der Grundlehren Luthers, wollten doch nicht mit einem Eck für die päpstliche Gewalt eintreten. Eck hatte versucht, auf sie durch Hoogstraten einzuwirken, an den er deshalb noch von Leipzig aus schrieb, während er Luther öffentlich ermahnte, mit ihm „in guter Ruhe" das Pariser Urtheil abzuwarten. Unter den Erfurtern war besonders der angesehenste, Trutvetter, längst gegen Luther aufgebracht und dieser hielt sich darauf gefaßt, den Kampf auch mit ihnen aufnehmen zu müssen. Ecks Leipziger Freunde wollten schon von einer diesem günstigen Censur derselben gehört haben. Herzog Georg trieb sie wiederholt an, sich zu äußern. Endlich aber erfüllte sich bei ihnen Luthers Hoffnung: sie möchten so klug sein, in die gehässigen Händel Anderer sich nicht zu mischen; sie verharrten dabei, zu schweigen. [1])

Luthers eigene Stimmung nach der Disputation war natürlich durch den Gedanken an die Schlinge, welche ihm Eck gelegt, und durch die persönlichen Erfahrungen, welche er unter den Leipzigern gemacht hatte, beeinflußt. Man würde jedoch sehr irren, wenn man in dem Gefühl, beim Kampf über die dreizehnte These überrumpelt worden zu sein, den eigentlichen Grund seiner Unzufriedenheit sehen wollte. Im Gegentheil: er schrieb an Spalatin, beinahe Nichts als eben diese These sei würdig behandelt worden. Es war ihm wirklich um die Sache, um eine scharf eindringende Erörterung der Wahrheit zu thun. Er freute sich, daß eine solche wenigstens dieser These zu Theil geworden war, so sehr auch die Gegner über die gefährliche Stellung, in die er hiebei zu gerathen schien, frohlockten. Im Uebrigen klagte er, daß kaum ein Punkt recht getroffen worden sei; man habe mit oberflächlichem Gerede die Zeit verschwendet. [2])

Zarte christliche Gemüther, wie namentlich Melanchthon, fühlten sich durch die ganze Art des Streitens verletzt. Melanchthon äußerte: was Andere über solche Streitereien denken, wisse er nicht; er meine, sie haben mit Christus Nichts zu schaffen; wohl sei bei jenem Schauspiel viel Geist und Gelehrsamkeit von Männern zur Schau gestellt worden, von welchen er vielmehr wünschen möchte, daß sie die Frömmigkeit förderten. Aehnlich auch Mosellan: er könne nicht glauben, daß der heilige Geist, dieser Geist des Friedens, zu solchen Schaugefechten sich herablasse. [3])

Die große Bedeutung, welche die Disputation gerade durch die Wendung, die ihr Eck gab, für die Weiterbildung des Reformators erlangte, trat erst im Verlauf der Zeit an den Tag. Zunächst wirkte sie in kleineren Kämpfen weiter, in welchen Altes wiederholt wurde und die innere Erregung der Gegner wider einander erst recht sich kund gab und steigerte.

Eck zeigte, daß er von nun an mit allen Mitteln gegen Luther vo zugehen entschlossen war.

In Leipzig noch schien er zwischen ihm und Carlstadt eine Scheidun versuchen zu wollen. Er äußerte gegen diesen, daß er, wenn er mit Luthe so weit wie mit ihm übereinkäme, sich mit demselben versöhnen und zu ih in die Herberge kommen könnte.[1])

Gleich nachher (am 23. Juli) verwahrte er sich in einem Brief a den Kurfürsten Friedrich mit demüthigem Ton gegen den Argwohn, als o er mit seiner Disputation, zu der ihn Carlstadt veranlaßt habe, der kurfürstlichen Universität hätte Schaden bringen wollen, und legte mit freundlicher Miene dem Fürsten ans Herz, welch arge Dinge jetzt Luther behauptet habe: er habe Mitleid mit Dr. Martinus, daß sein schön Ingenium in solche Sonderlichkeiten gerathen sei; es laute übel bei den Christen, daß einer sich vermesse, aus eigenem Verständniß den Sinn der heil. Schrift besser als die Väter zu wissen, und es sei schwerlich zu hören, daß er sage, viele vom Concil verdammte Artikel des Huß und der Böhmen seien echt christlich; welche Freude die Ketzer davon empfahen, sei gut zu bedenken. Schließlich bemerkte er, es wäre ganz löblich, wenn der Kurfürst Luthers Büchlein auf einem Haufen verbrennete. — Der Kurfürst gab den Brief an Carlstadt und Luther, damit sie sich darüber äußerten, und ließ ihre Rechtfertigung dem Eck zukommen, der in einer längeren Schrift erwiderte und in ihr namentlich wieder darauf hinwies, daß die dem Kurfürstenthum so nahe wohnenden böhmischen Ketzer jetzt sagen, man habe ihren Meister um christlicher Artikel willen verbrannt.[2])

Nach Rom schickte Eck mit einem ausführlichen Bericht über die Disputation auch schon Rathschläge, wie man jetzt mit Luthers Verurtheilung vorgehen solle. Er ermahnte dringend, rasch voranzuschreiten, wünschte auch, daß der Papst die Pariser und Erfurter Fakultät antreibe, ihren Ausspruch über die Disputation zu fällen.[3])

Zugleich unternahm Eck von einer andern Seite aus einen Angriff gegen Luther. Schon im April hatten gegen diesen die sächsischen Franziskanermönche, welche in Jüterbogk einen Convent abhielten, wegen acht verschiedener Ketzereien, die er vorgetragen habe, eine Klage beim Bischof von Brandenburg eingereicht. Luther, der davon Kenntniß erhalten, hatte in einem scharfen Schreiben an den Convent vom 15. Mai seine Sätze gerechtfertigt, den Mönchen grobe Mißverständnisse in Betreff derselben vorgeworfen und sie gewarnt, in Dinge sich zu mischen, von welchen sie nichts verstehen; er forderte, sie sollten widerrufen, widrigenfalls er ihre Unwissenheit an den Pranger stellen werde. Jetzt nahm sich Eck der Mönche an. Er versah fünfzehn Sätze, in welchen sie Luthern Ketzerei vorwarfen, mit einem Commentar und übergab seine Arbeit dem genannten

ischof; einen der Sätze soll er selbst erst noch zu den von den Mönchen
ıfgesetzten beigetragen haben. Dieselben bezogen sich theils auf Haupt-
ınkte der Heilslehre, auf die Lehre vom freien Willen, auf die Bedeutung
ter Werke, theils auf weitere, damit zusammenhängende sittliche Fragen,
ıf die Forderungen des göttlichen Gesetzes, auf die sogenannten evangelischen
ıthschläge, welche die katholische Kirche von den Geboten Gottes unterschied
ıd deren Befolgung sie zu besonderem Verdienst machte, theils auf die
:chlichen Streitfragen, auf die von Luther behauptete Schlechtigkeit kirchlicher
ınones, ganz besonders aber auf das Ansehen des Papstes und der Con-
ıien. Ueberall lagen ihnen wirkliche Aussprüche Luthers zu Grund; aber
: waren so gefaßt, daß sie seine wirkliche Meinung übertrieben, entstellten,
ißdeuteten, einen jeden nicht genauer unterrichteten Leser irre führen und
ıther für ihn zu einem Gegenstande des Aergernisses machen mußten.
o wurde Luthern kurzweg in den Mund gelegt, daß gute Werke nicht
)thig seien, während er hingegen mit Recht für seine wirkliche Lehre die
klärte, daß allerdings bloße Gesetzeswerke nicht nöthig, ja schädlich seien,
le wahrhaft guten, aus Gottes Geist fließenden Werke aber nothwendig
ıd heilbringend. Mit besonderer Freude mochte Eck unter Bezugnahme
ıf das eben abgehaltene Leipziger Gespräch den ersten und letzten der
ätze aufgenommen haben; jener sagte: Luther „halte Nichts" von den
lgemeinen Concilien; nach diesem sollte er lehren: „die Böhmen sind
:ffere Christen als wir." Der Bischof, welchem Eck seine Schrift zugestellt
ıtte, ließ sie verbreiten, ohne erst den in ihr Verklagten zu hören. [1])

Luther seinerseits wollte das, was die Leipziger Disputation nicht
eleistet hatte, durch die Herausgabe von Resolutionen oder Er-
ıuterungen seiner dort aufgestellten Thesen ersetzen und hiermit zugleich
ıs Prahlen der Gegner, als ob er diese nicht aufrecht zu halten vermocht
ätte, zu Schanden machen. Ihr Druck war Ende August beendigt. Er
ıtwickelt und begründet hier eine Reihe von Lehrpunkten, die in Leipzig
ur ungenügend oder gar nicht zur Ausführung gekommen, für ihn aber
ie wichtigsten waren, wie seine Lehre vom rechtfertigenden Glauben, von
er Verunreinigung auch unserer besten Werke durch Sünde u. s. w. Und
: beharrt dabei, daß gegen die Wahrheiten, welche die heilige Schrift be-
ıuge, keine kirchliche Autorität, auch nicht die der Concilien, Etwas ver-
möge. Jetzt spricht er stärker noch als in Leipzig aus, daß auch Concilien
eirrt haben, und ausdrücklich fügt er bei, daß sie geirrt haben in den
ichtigsten Glaubensfragen. Daß darum die Kirche von Christi Geist ver-
ıssen erscheine, fürchtet er nicht mehr: denn unter der Kirche sei weder
er Papst, noch auch ein Concil zu verstehen. Er kennt auch recht wohl
e Einwendung, welche katholischerseits der Berufung auf die heil. Schrift
ider kirchliche Glaubenssatzungen immer gemacht worden ist: woher denn

der Glaube an die Schriftoffenbarung selbst anders komme als aus de Glauben an die Kirche, welche der Schrift Zeugniß gebe; man konnte ih sogar einen (übrigens nicht genau wiedergegebenen) Satz seines Auguſti vorhalten: „ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn ich nicht d Kirche glaubte.“ Aber ihm entsteht der wahre Glaube eines Christen „nic durch irgend welcher Menschen Autorität, sondern durch den Geist Gotte in den Herzen,“ — wenn gleich das Wort und Beispiel Anderer da mitwirke. Und wie die einzelnen Christen durchs Evangelium gebore werden, so ist auch die Kirche nach seinem Ausdruck „Kreatur des Eva geliums“ und steht nicht über, sondern weit unter diesem. Ja die Meinun der Gegner, wonach man den Glauben ans Evangelium auf den an d Kirche bauen, der Kirche also mehr als dem Evangelium glauben solle un wonach die Auslegung der Schrift der päpstlichen Autorität unterworfe sei, erklärt er für so verwerflich, daß Satan und alle Ketzer nie eine ver dammungswerthere ausgeheckt haben: Lucifer habe nur Gott gleich zu sein sich erdreistet, — dort stelle man den Papst über das Evangelium un hiermit über Gott. So erhebt sich, während vollends alle die menschliche Autoritäten in Sachen des Glaubens für Luther zusammenbrechen, um s festen, klarer und freier sein selbständiger, innerlich gewisser Glaube a Gottes Wort und Heilsbotschaft. Und merkwürdig verbinden wir nu damit sofort auch schon eine andere, scheinbar — und doch nur scheinbar widersprechende Wahrnehmung: Luther beginnt gerade jetzt auch innerhalb der geschriebenen biblischen Urkunden selbst, in welchen Gottes Wort ihm vorlag, eine Kritik zu üben. Er hatte in Leipzig offen ausgesprochen, daß die Makkabäerbücher zum Kanon der heil. Schrift nicht gehören, worein sie längst von der katholischen Kirche aufgenommen waren. Er sagt jetzt vom Jakobusbrief, aus welchem man ihm seine Lehre vom rechtfertigenden Glauben bestritt: „der Stil dieses Briefes bleibt weit unter der apostolischen Majestät und läßt sich mit dem paulinischen in keiner Weise vergleichen.“ Bald nachher machte er auch bemerklich, daß die Abfassung des Briefes durch einen Apostel noch aus andern Gründen sehr zweifelhaft sei. Die Heilswahrheit, welche ihm in den erhabenen, sicher apostolischen Urkunden sich offenbarte, war für ihn in Kraft des göttlichen Geistes so klar und gewiß geworden, daß sie ihm nicht wankte, wenn auch eine ihrem Ursprung nach zweifelhafte und in ihren Aussagen scheinbar oder wirklich davon abweichende Schrift mit jenen zu Einem Ganzen vereinigt worden war. — Am Schlusse seines Buches erklärt er in Betreff seiner Hauptthese über den päpstlichen Primat nochmals: er erkenne diesen an, wisse aber, daß die Lehre von einem göttlichen Rechte desselben ein neugemachtes Dogma sei. Und in Betreff seiner eigenen, so hart angegriffenen Person: „ich freue mich von Tag zu Tag mehr und werde stolz darauf, zu sehen, wi

sein Name übler und übler berüchtigt wird; denn die Wahrheit, das heißt Christus, muß wachsen, ich aber muß abnehmen."

Luthers Ausführung in diesen „Resolutionen" ist ganz getragen vom Interesse für die Sache, für die Wahrheiten, die er zu behaupten hatte. Dagegen traf er in einer (vom 15. August datirten) Zuschrift an Spalatin, welche er seinem Buch voranstellte und in welcher er über den Hergang der Disputation sich ausließ, den Eck auch persönlich. Gegen das Triumphgeschrei, welches Eck und Genossen erhoben haben, bemerkt er, daß Eigenlob stinke. Er will jenem nur den Ruhm lassen, in scholastischen Meinungen reichlich unterrichtet zu sein und mit aufgeblasenem Schreien und Gestikuliren sich selbst übertroffen zu haben. Er beschwerte sich, daß derselbe die anfänglich verabredete Freiheit der Disputation zu beeinträchtigen versucht, die freie Veröffentlichung der über das Gespräch aufgenommenen Protokolle nicht zugelassen, bei der Forderung von Schiedsrichtern die Gegner verdächtigt, im Gespräch immer das letzte Wort erstrebt und ungebührlich viel Zeit für sich in Anspruch genommen habe u. s. w. Ferner warf er ihm vor, im Gespräch mit Carlstadt wie ein schlauer, wandelbarer Proteus die eigenen Behauptungen unter der Hand geändert und die Sache so dargestellt zu haben, als ob er vielmehr Jenen zu seiner Meinung herübergebracht hätte.[1])

Während Luther noch mit der Abfassung dieser Schrift beschäftigt war, vernahm er dann von jenem neuen Schritte, welchen Eck im Bund mit den sächsischen Franziskanermönchen gegen ihn gethan. Er that jetzt, womit er schon früher die Mönche bedroht hatte: er erließ eine öffentliche Entgegnung auf ihre Anklagen und Verleumdungen. Eck aber war es, gegen welchen er diese jetzt zunächst richtete. Ihn nennt er bei diesem Anlaß in einem Brief an Spalatin einen Menschen mit frecher Stirne, der in eitler Ruhmsucht jede Behauptung aufzustellen und wieder aufzugeben bereit sei und der jetzt nur den Einen Zweck verfolge, mit erlaubten und unerlaubten Mitteln Wittenberg zu schaden. Und in der Vorrede seiner Gegenschrift sagt er von ihm: die Mönche wollen durch ihn aus ihren Lügen Wahrheit machen lassen; er aber kenne den Mann und seine Wissenschaft von innen und außen; derselbe suche jetzt nur recht viel Speichel zu sammeln und auszuspeien, ohne Rücksicht darauf, was und wozu seine Reden taugen. In der That hatte er alle Ursache, ihm ganz anders als zuvor schon den Mönchen zu zürnen: wenn diese aus Unverstand seine Sätze entstellten, so mußte Jener den Sinn derselben besser kennen. — Ruhig und klar, wenn auch mit mancher scharfen Wendung gegen jenen, legt er sodann dar, was er wirklich lehre, und begründet es. Er bekennt sich frei zu dem, was er wirklich bisher vorgetragen hatte: so namentlich auch zu dem für die römische Kirche höchst anstößigen Satze, daß die

Ohrenbeichte nicht göttlichen Rechtes, d. h. nicht von Christus, sonde erst durch einen Papst eingesetzt worden sei, obgleich derselbe jetzt zu ersten Mal, wohl auf Grund mündlicher Aeußerungen Luthers, in d öffentlichen Streit hereingezogen worden war. In einem andern Pun bleibt er hinter demjenigen, was er bald nachher lehrte, mit seiner Ueb zeugung noch zurück: indem er nämlich von den sogenannten evangelisch Rathschlägen behauptet, daß sie nicht über, sondern unter den göttliche Geboten stehen und nur Hülfsmittel zur leichteren Erfüllung der letztere an die Hand geben wollen, meint er noch, so sei auch die Trennung d Geschlechter durch den Cölibat ein rathsames Mittel, die von Gott g botene Keuschheit zu bewahren. Fest aber hält er als Grundlage alle seiner Ueberzeugungen den ihm dort gleichfalls vorgeworfenen Satz: ma müsse einem einfachen Laien, der auf die heil. Schrift sich stütze, me glauben als dem Papst und den Concilien, die dies nicht thun; da brich er aus: „o, der Tollheit! daß man nicht dem Worte Gottes, sonder Menschenworten glauben solle, lehrt Eck, der Doctor der heiligen Theologie d. h. der Worte Gottes, und desgleichen lehren seine Schüler, — Otter und Ottergezüchte!“ — Seinen Groll gegen die Mönche ließ er übrigen noch dämpfen. Der Provinzial der Franziskaner schickte nämlich ein pa geachtete Ordensbrüder mit der Bitte an ihn, die unter der Presse befindlich Schrift zurückzuhalten. Er erbot sich dazu, wenn sie den Verleger scha los halten wollten, und gab ihnen selbst einen Brief an diesen mit. E war jedoch zu spät hierfür: gleich darauf, zu Ende September, trat d Schrift in die Oeffentlichkeit.[1])

Am heftigsten aber wallte Luther auf, als sein Verhältniß zu de Böhmen, womit ihn Eck in Leipzig am heftigsten gereizt hatte, durch Hieronymus Emser weiter und zwar auf eine ihm besonders boshaf dünkende Weise zum Gegenstand öffentlicher Erörterung gemacht wurde.

Wir erinnern uns der unangenehmen Scene, welche Luther schon vor Ausbruch des Ablaßstreites an Emsers Tisch in Dresden erlebt hatte, wie er sich dort von erbitterten theologischen Gegnern überfallen sah, wi übrigens Emser nichts Böses bei der Einladung beabsichtigt zu haben ver sicherte. Beim Leipziger Gespräch war Emser anwesend und hielt sich z Eck. Jetzt nahm er von jenen Aeußerungen Luthers über die Huß'schen Sätze und von den Nachrichten, welche über die Theilnahme der böhmischen Hussiten für Luther umliefen, Anlaß, einen öffentlichen Brief (vom 13. August an Johann Zack, Administrator der katholischen Kirche zu Prag und Probs zu Leitmeritz zu richten. Indem er nämlich hier die unseligen, von Rom abgefallenen Böhmen bejammert, und dem Bestreben Zacks, ihr irrende Schiff in den sichern Hafen zurückzubringen, einen gesegneten Erfolg wünscht bemerkt er: jene möchten jetzt vielleicht darauf sich berufen, daß sie nich

lein ſtehen, ſondern daß auf Seiten der katholiſchen Chriſten Doctor uther, der allein den dunkeln Sinn der heiligen Schrift wie mit einer ttlichen Zauberruthe treffe, für ihre Sache ſpreche; ſo ſeien von ihnen, ährend dieſer in Leipzig gekämpft habe, öffentliche Gebete und tägliche ottesdienſte für ihn veranſtaltet worden. Da bedauert nun Emſer den uther, wenn dieſer wirklich auf ſo verdammliche, gräuliche Gebete bei einem Kampfe vertrauen ſollte. Aber, ſagt er, Luther ſelbſt habe Nichts harrlicher von ſich abgewieſen, als einen derartigen Verdacht. Nirgends abe er ſo ſtark dem Eck widerſprochen, als da ihn dieſer im Scherz oder rnſt (denn dies ſei ungewiß) zu einem Patron der Böhmen habe machen ollen; er habe vielmehr laut ihren Abfall vom päpſtlichen Stuhle verammt. Er, dieſer Mann von ſeltener Gelehrſamkeit, habe die Hoffnung, ie ſie zu ihm gefaßt, rundweg vereitelt, indem er erklärt habe, Nichts ürfe einen von der einheitlichen Gemeinſchaft Chriſti und der Kirche losreißen. Wolle man ferner geltend machen, daß Luther doch einige Artikel es Huß für gut chriſtlich erklärt habe, ſo ſei zu erwidern, daß eben dies en Ketzern eigen ſei, Wahres mit Falſchem zu vermengen, und daß ſie icht wegen des Wahren, ſondern wegen ihrer Falſchheit und Halsſtarrigkeit Strafe verdienen. Was ſodann den ihm mit Huß gemeinſamen Satz betreffe, daß die päpſtliche Oberhoheit nicht von Gott ſei, ſo ſei der Streit arüber noch unentſchieden und Luther ſelbſt werde wohl nicht ſo hartnäckig ſein, um nicht gründlichen Widerlegungen noch Raum zu geben; überdies ſei es, wenn gleich die päpſtliche Monarchie nur menſchlichen Rechtes wäre, dennoch auch nach Luther der Wille Gottes, daß man ihr gehorche. Hiezu fügt Emſer als ſeine eigene Meinung über jene Streitfrage bei: es ſtünde dann traurig mit der Chriſtenheit; ſie wäre übler dran als Heiden und Juden; denn auch die Heiden führen ihr Prieſterthum auf die Götter zurück, und das Hoheprieſterthum Aarons ſei unleugbar von Gott eingeſetzt worden. — Ueber die Gegenſtände der Disputation will er ſich nicht weiter äußern, da Andere ſchon von entgegengeſetzten Seiten ſich darüber ausgeſprochen haben, durch ſolche Urtheile aber der Streit vielmehr befördert, als beigelegt werde; ſo, ſagt er, pflege ja überhaupt da, wo hervorragende und emporſtrebende Geiſter von gleichem oder beinahe gleichem Ruf auf einander ſtoßen, die Meinung ihrer Anhänger über ſie auseinander zu laufen.

Das Schreiben klang ſo in Betreff der Disputation gar unparteiiſch. Für Luthers Perſon ſprach es ſogar eine gewiſſe freundliche Theilnahme aus. Schien es doch ſeine bedenklichſten Sätze noch möglichſt günſtig für ihn aufzufaſſen und nur dafür beſorgt zu ſein, daß er nicht durch ſie einen Schaden ſtifte, der ſeiner eigenen Abſicht zuwider wäre. Ueber keine Schrift ſeiner bisherigen Gegner aber iſt Luther mit einer ſolchen perſönlichen

Heftigkeit, einer solchen Schärfe und Bitterkeit wie über diese hergefallen. Er veröffentlichte (gegen Ende September) eine lateinische Erwiderung „an den Emser'schen Steinbock"; der Titel bezog sich auf Emsers Wappen, das dieser dem Abdruck seines Briefes an Zack hatte voransetzen lassen. Die Erwiderung beginnt mit den Worten: „Und dich, mein Emser, wer hätte dich je für einen so gelehrten und scharfsinnigen Theologen und, worüber Jedermann sich wundert, für einen so ehrlichen und treuen Patron Luthers gehalten?" Luther fährt fort: er verstehe diese Ehrlichkeit und Einfalt des Mannes, der ihn längst hasse. Der Dienst, welchen dieser ihm geleistet, gleiche der That Joabs an Abner und Amasa (d. h. dessen hinterlistigem Meuchelmord 2. Sam. 3, 27; 20, 10). Emser habe ihn erst recht als Ketzerpatron hinstellen, — habe mit den Aeußerungen, welche er den Böhmen über ihn in den Mund gelegt, ihm Judasküsse geben wollen. Lasse er sich jetzt das Lob, das ihm Emser ertheilt, stillschweigend gefallen, so gewinne es den Schein, als ob er seine Lehre widerriefe; weise er dasselbe ab, so werde er vollends als Böhme verschrieen und überdies der gröbsten Undankbarkeit gegen Emser beschuldigt. Er aber will nun von seinen Sätzen nicht darum weichen, weil sie den Böhmen wohlgefällig seien. Spottend leitet er aus dem Schlusse, daß Etwas ketzerisch sei, weil es den Böhmen gefalle, noch weitere Schlüsse ab. Es werden, sagt er, dann alle diejenigen auch Ketzer sein, welche an Böhmen ein Gefallen haben; und da wolle er schwören, daß Emser ein Ketzer sei, dem ohne Zweifel böhmisches Gold, oder irgend ein hübsches Weiblein aus der böhmischen Rotte gefallen möchte. Oder es werde umgekehrt Alles katholisch sein, was den Böhmen mißfalle; höchst katholisch sei dann freilich die römische Kirche, da die Geilheit, Hoffahrt, Habsucht des Klerus, wogegen die Böhmen Abscheu hegen, in ihr auf himmelschreiende Weise herrsche. Es gilt ihm auch das Vorgeben Emsers für bloßen Trug, daß dieser nur über das Wohlgefallen der Böhmen an solchen Irrlehren sich entrüste, zu deren Urheber sie ihn fälschlich gemacht hätten. Den Böhmen, sagt er, haben bei ihm eben diejenigen Lehren gefallen, welche sie in seinen Büchern gelesen haben. Es solle nicht scheinen, als ob er diese zurückgenommen hätte. Ferner habe er keineswegs, wie Emser es darstelle, in Leipzig so sich geäußert, als ob er Nichts von dem, was die Böhmen über ihn denken, seinerseits annehme, sondern nur, daß er ihr Schisma und ihre wirklichen Irrthümer nicht in Schutz nehme. Und damit Emser sehe, daß er seine bösartigen Schliche gar nicht fürchte, spricht er jetzt aus: „ich will, wünsche, bete, danke, freue mich, daß meine Lehren den Böhmen gefallen; möchten sie auch Juden und Türken gefallen, ja auch dir und dem Eck, daß ihr eure gottlosen Irrthümer aufgeben würdet!" — Emsers Beweis für die päpstliche Monarchie aus dem alttestamentlichen Hohepriesterthum widerlegt Luther aus dem Hebräerbrief,

h welchem dieses nur Vorbild des Einen Hohepriesters Christus gewesen und in welchem von Petrus oder dem Papst als einem Monarchen chts stehe. „Laß sie fahren," ruft er aus; „sie sind Blinde und Führer n Blinden, wie bloße Bauchthiere." — Hinsichtlich der Leipziger Dis- tation, über welche Emser schließlich mit so feinen Worten sich geäußert tte, erklärt er: wir haben dort in dem Einen Stück gefehlt, daß wir ht wußten, wie wir inmitten von Wölfen seien; es hat sich an uns das ort Christi erfüllt: ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben und re Perlen nicht vor die Säue werfen, auf daß sie dieselbigen nicht zer- ten und sich wenden, und euch zerreißen. — Wir haben von dem bittern m und den heftigen Ausfällen dieser Schrift Luthers hier nur wenige oben gegeben. Er selbst vergleicht sich darin einem Jäger, der tüchtige nde gegen den Steinbock loslasse, meint übrigens, man könne Emsers ck auch einen gemeinen Ziegenbock nennen. Hinsichtlich jener Beziehung f ein böhmisches Weiblein ist noch anzuführen, daß man gerade in diesen ingen dem Emser Böses nachsagte. Nach dem Allen aber bemerkt nun ther: „Du glaubst nicht, wie viel Salz, wie viel Ironie, wie viel Spott- en gegen dich mir mein alter Adam noch eingab, die aber mein Christus i mir wieder unterdrückte, weil er nicht daran verzweifelte, daß du endlich ine Feindschaft fahren lassen und hinfort eher ein Lamm als einen Bock reiben werdest;" er schließt: „oft habe ich mit Friedfertigen zu schweigen wünscht, aber gegen wüthende Schreier habe ich noch lebendige Zuversicht nug durch Christi Gabe; lieben will ich Alle, fürchten Niemand."

Luther, der Emsers feindselige Gesinnung auch neuerdings in Leipzig ahren hatte, traf wohl ganz richtig die Absicht, welche dieser in Wahrheit : seinem Schreiben verfolgte. Es war wirklich mit einer Schlauheit, die n einem kleinen Geiste zeugte, darauf angelegt, daß er entweder aus rcht vor der fatalen Bundesgenossenschaft der Böhmen seine in Leipzig auptete Stellung aufgeben, oder daß er dem Vorwurf, der gefährlichste förderer dieser verhaßten Schismatiker und Ketzer zu sein, jetzt vollends ng verfallen müsse. Recht geflissentlich hatte Emser, während er that, s nehme er ihn in Schutz, das Publikum, für welches der Brief bestimmt r, darauf hingewiesen, wie viel die Böhmen von ihm hoffen, wie sehr schon jetzt an seiner Sache Theil nehmen, welches Unheil für die holische Kirche Böhmens davon weiter zu fürchten sei. Dennoch erklärt s noch nicht die Art, wie Luther auf den an sich keineswegs bedeutenden gner sich warf. Weiter kommt hierfür ein edler Zug Luthers in Betracht, mlich der Widerwille, den er gegen jedes versteckte, hinterlistige Wesen te. Allein offenbar hatte ihn auch durch die Sache selbst, um die es handelte, die Lage, in die er wirklich gebracht, die Entscheidung, zu der sich wirklich genöthigt sah, tief, peinlich und ungestüm erregt, und er

ließ dies den Mann, der ihn mit Hinterlist hierin weiter trieb, doppelt fühlen. Es war ja wirklich, wie wir schon in Leipzig wahrnahmen, Nichts Geringes und Leichtes für ihn, thatsächlich mit seinen kirchlichen Principien in eine Gemeinschaft mit Jenen zu gerathen, die für ihn selbst noch vor Kurzem ein Gegenstand des Abscheues gewesen und für so viele redliche katholische und deutsche Christen es noch immer waren. Er hat darüber die ruhige persönliche Haltung verloren. In der Entscheidung selbst aber ist er sich treu geblieben; er hat jetzt klar und entschlossen den Schritt gethan: er will auch des Beifalls der Böhmen sich freuen, wenn es die Sache der Wahrheit ist, zu der sie mit ihm sich bekennen.

Emser machte sich sogleich an eine Gegenschrift, worin er, wie ihr Titel besagte, als Steinbock gegen jene „lutherische Jagd" sich wehren wollte. Luther erwartete von ihr: Emser werde jetzt wohl statt eines Bocks einen Elephanten oder vielmehr Tiger gebären, wobei ihm die Leipziger Hebammendienste leisten werden. Sie brachte zur Sache Nichts Neues vor, vergalt aber überreichlich, was Luther in persönlichen Angriffen dem Emser angethan. So beginnt sie gleich mit der Aeußerung, daß Luther als ein neuer cynischer, d. h. hündischer Theolog sich trefflich gleich bleibe, daß jedes Blatt von ihm mit Hundswuth vergiftet, mit Hundezähnen bewaffnet sei; weiterhin bemerkt Emser unter Anderem: wie Luther ihm habe ins Herz sehen wollen, so wolle er jetzt mit Seherblick enthüllen, woher Luthers Haß gegen den Papst stamme, nämlich daraus, daß vom Ertrag des Ablasses ihm und seinen Genossen Nichts zugefallen sei. — Darauf erwiderte ihm Luther Nichts.[1])

Unter die Arbeiten hinein, welche Eck und Emser ihm machten, war ferner Luther auch wieder von jenem Leipziger Theologen Düngersheim, der schon vor dem Leipziger Gespräch einen schriftlichen Disput mit ihm anzuknüpfen versucht hatte, mit einer Zuschrift heimgesucht worden. Luther bat denselben, ihn nicht weiter mit Einwendungen und Beweisen zu ermüden, die zu Nichts führen, weil sie immer schon die Untrüglichkeit päpstlicher Machtsprüche voraussetzen, die heil. Schrift aber nicht als höchsten Richter gelten lassen. Könne Düngersheim nicht ruhen, so möge er, wie er bereits gedroht, das, was er noch gegen ihn auf dem Herzen habe, der Oeffentlichkeit übergeben. Zugleich erklärt er ihm, die Umtriebe recht wohl zu kennen, die Jener hinter seinem Rücken mache und zu welchen er selbst bisher die Augen zugedrückt habe; und mit Worten, die für ihn und seine damalige Lage sehr bezeichnend sind, fährt er fort: „Du hast dafür zu sorgen, daß meine mißbrauchte Geduld nicht einmal in Wuth ausbreche; ich bin ein Mensch wie Du, nur daß Du in Ruhe und Muße heimlich beißest, ich dagegen, mit Geschäften überladen, von den Zähnen Aller angepackt werde und dazu noch bescheiden Maß halten soll, während an

mir, dem Einen Mann, maßlose Wölfe zerren; — Solches schreibe ich damit Du erkennest, ich möchte lieber Frieden haben; kann dies aber nicht sein, so geschehe Gottes Wille." Düngersheim führte hierauf jene Drohung in einer Schrift aus, welcher er den „impertinenten" Brief Luthers, vorandrucken ließ, — doch ohne daß es ihm gelang, den großen Mann, mit dem er sich öffentlich messen wollte, zu einer Entgegnung zu veranlassen. [1])

Luthers Hauptfeind war und blieb Johann Eck. Als dieser jene Erklärungen Luthers über die Leipziger Thesen mit der Zuschrift an Spalatin las, wurde er durch den Vorwurf, in der Disputation mit Carlstadt seine Behauptungen unter der Hand geändert zu haben, höchstlich entrüstet und gab eine „Reinigungsschrift" heraus, gegen welche aber Luther in einem offenen Sendschreiben an Eck eben jenen Vorwurf weiter begründete. Hiebei kündigte ihm Luther vollends jede weitere Gemeinschaft auf: er habe durch den Schein freundschaftlicher Gesinnung, welchen Eck bis dahin fortwährend gegen ihn zur Schau getragen, sich immer noch gebunden gefühlt, sei aber froh, durch die Anklagen und Schmähreden jener Schrift jetzt ganz ihm gegenüber frei geworden zu sein; er erkenne jetzt in Eck ganz den unredlichen Disputator und unwahren Menschen, als welchen derselbe ihm längst zuvor von Anderen geschildert worden sei; es reue ihn, sich so viel mit ihm eingelassen zu haben. Wegen der Anklage über Hussitenthum, welche Eck in jener Schrift wieder gegen Luther erhoben hatte, verwies ihn dieser auf sein Büchlein gegen den Emserschen Steinbock. Eck hingegen nahm sich jetzt auch Emsers in einer Schrift „wider Luthers unvernünftige Jagd" an; dazu erklärte er in einem ihr beigefügten Brief an den Bischof von Meißen: alle Geistlichen seien gegen Luther, nur einige unwissende Canonici haben sich durch ihn berücken lassen. Während Luther jetzt auch gegen ihn seine Feder ruhen ließ, wurde durch verschiedene Schriften Anderer, lutherisch Gesinnter, seine Eitelkeit und sein Zorn noch mehr gereizt. Er wollte im Januar 1520 Luthers Schriften sammt diesem zu Ingolstadt feierlich verbrennen lassen, was jedoch in Folge einer Abmahnung Reuchlins durch besonnenere Doctoren der dortigen Universität noch verhindert wurde. Dann machte er sich auf den Weg nach Rom. Er werde, schrieb Luther an Spalatin, dort gegen ihn den Abgrund der Hölle in Bewegung setzen. Zugleich verfolgte er den Zweck, einen Lohn für seine Verdienste in Rom zu erlangen, — zum mindesten die Zutheilung einer Pfarrstelle in Ingolstadt, die er für sich in Anspruch nahm. So eben hatte er auch noch ein gelehrtes, aber sehr kritikloses Buch über den päpstlichen Primat fertig gebracht, das er selbst dem Papst überreichen wollte. [2])

Weitere Versuche von Miltitz.

Trotz dem wichtigen neuen Schritte, welchen Luther in seinem Verhältniß zur katholischen Kirche gethan hatte und bei welchem er im ferneren Streit so bewußt und entschieden beharrte, hatte unterdessen Miltitz auch die eigenen Versuche, die er mit ihm oder wider ihn vorhatte, nicht verzichtet.

Man möchte fragen, weshalb er gegen die Vornahme der Disputation, die seinen Absichten auf keinen Fall günstig sein konnte, nicht zu rechter Zeit energisch protestirt habe. Hiervon hielt ihn wohl die Rücksicht auf die beiden sächsischen Fürsten Georg und Friedrich ab, welche dieselbe zu Stande kommen lassen wollten; nur in gutem Einvernehmen mit den Kurfürsten konnte er hoffen, Etwas mit Luther zu erreichen. Die Einsprache, welche der Merseburger Bischof gegen die Disputation erhob, mochte ihm genügen und die Fruchtlosigkeit derselben ihm zeigen, daß Nichts gegen sie zu machen sei.

Um die Zeit der Disputation traf dann Kurfürst Friedrich in Frankfurt mit dem Erzbischof von Trier eine Verabredung wegen Luthers. Er wollte diesen auf den nächsten Reichstag mitbringen oder schicken, damit ihn der Erzbischof dort vernehme. Und zwar sollte ein Reichstag schon im November wieder gehalten werden, was jedoch nachher die kaiserlichen Commissäre hintertrieben. Um so mehr erschien wenigstens bis auf Weiteres eine Thätigkeit des Miltitz überflüssig und aussichtslos.

Wenn dieser dennoch die eigenen Pläne gutes Muths weiter verfolgte, so zeugt dies bei ihm weniger von einem innigen Wunsch, den Streit beizulegen, oder gar von einer besonders freundlichen Gesinnung für Luther, als vielmehr davon, wie leicht er die Sache nahm, wie viel er von seiner eigenen diplomatischen Kunst und Klugheit hielt und wie sehr er durch sie Ehre und Früchte zu gewinnen bemüht war. Daß er mit Luther Nichts mehr erreichte, war im Voraus zu erwarten.

Miltitz begann sein Unternehmen damit wieder, daß er die goldene Rose, welche den Kurfürsten Friedrich so lange schon günstig hätte stimmen sollen, bisher aber immer noch zu Augsburg in Verwahrung gehalten worden war, jetzt endlich feierlich in Altenburg dem Fürsten überreichen wollte. Er holte sie selbst aus Augsburg. Unterwegs, in Dresden, triumphirte er bereits: „Dr. Martinus ist in meinen Händen," ließ auch Androhungen des Bannes und anderer kirchlicher Strafen fallen. Als er aber nach Altenburg kam, traf er Friedrich nicht und fand es nöthig, sich in einem Brief an ihn wegen jener Aeußerungen zu entschuldigen, die er nur „unter anderen Worten lachenweis" möge gethan haben. Friedrich für den die päpstliche Gnadengabe unter dem Warten und Unterhandeln

natürlich an Werth sehr gesunken war, überließ ihm, sie seinen Räthen einzuhändigen, gab jedoch ihm selbst ein Geschenk von 200 fl. und eine Rathsstelle mit 100 fl. Besoldung auf drei Jahre. Miltitz entblödete sich hierauf nicht, um weitere 200 fl. zu bitten, da ihm seine Reise sehr viel Geld koste, und schlug sofort gegen Luther, als den Schützling des Fürsten, wieder den Weg freundschaftlicher Verhandlung ein. Er wünschte, wie er selbst an ihn schrieb, mit ihm, seinem „dringend erwarteten Freunde", so bald als möglich im Städtchen Liebenwerda zusammenzukommen, hoffend, daß dadurch von ihm viele drohende Gefahren werden abgewandt werden.

Die Zusammenkunft fand am 9. Oktober statt. Der Kurfürst hatte Luther angewiesen, nur so viel zu erklären, daß er gemäß der Altenburger Verabredung auch jetzt noch dem Trierer Erzbischof sich zu stellen bereit sei. Dies war auch das ganze Ergebniß der neuen Besprechung.

Miltitz aber gab hernach vor, Luther habe ihm versprochen, selbst mit ihm zum Erzbischof zu reisen, schrieb auch selber deshalb an diesen und berief sich auf einen päpstlichen Befehl, wonach er neben demselben „in der Sache zu handeln habe". Sein anhaltendes Bemühen ging jetzt darauf hin, dies beim Kurfürsten durchzusetzen. Zu diesem Zweck machte er immer dringender vor Gefahren bange, welche in Rom durch das Betreiben Anderer nicht blos für Luther, sondern auch für die kurfürstlichen Lande vorbereitet werden, und stellte hiergegen seinerseits die besten Dienste in Aussicht. Luther, der jenes Vorgeben fortwährend für eine Unwahrheit erklärte und von dem geforderten Weggang aus Sachsen das Schlimmste für sich fürchtete, war dennoch Willens zu gehen, falls sein Fürst zustimme und der Erzbischof ihn berufe; er schrieb an Spalatin: „ich wünsche fast, n ihre Hände zu gerathen, damit sie endlich ihre Wuth stillen, wenn ich nicht für das Wort Gottes und das kleine, schwache Gottesvolk fürchtete." Allein der Kurfürst versagte seine Genehmigung. Nach einem Gutachten einer Räthe sollte dem Miltitz vielmehr bemerkt werden: er lasse sich gegen Luther verhetzen; er hätte vielmehr den neuen Angriffen Ecks, der Franziskaner und Anderer wehren sollen; jetzt sei Luther zur Rettung seiner Ehre gedrungen; was sodann Trier betreffe, so habe man von dort weder eine Citation noch einen Geleitsbrief für Luther; ungesichert dürfe man ihn nicht zu dem Verhör, in das er eingewilligt, gehen lassen.

So blieb es nur bei jener Verabredung Friedrichs mit dem Erzbischof für den bevorstehenden Reichstag. Die Berufung eines neuen Reichstages aber verzog sich, während der Brand, welcher gedämpft werden sollte, von Tag zu Tag wuchs. Und der Erzbischof fühlte offenbar keinen starken Trieb, in den schwierigen Handel einzugreifen; gegen Luther sprach er damals in einem Gespräch mit Mosellan keine üble Gesinnung aus; was aber hätte er mit ihm beginnen sollen?[1])

Theilnahme für und gegen Luther.

Mehr und mehr breitete sich jetzt die Gährung und der Kampf über weitere Kreise aus. Besonders wirkte hierzu das Aufsehen, welches die Leipziger Disputation machte, mit. Die Geister schieden sich in verschiedenen Stellung zu Luthers Sache. Dieser selbst hielt mit sicht Spannung sein Augenmerk hierauf gerichtet: schlagfertig gegen alle Widersacher ohne Rücksicht auf ihre Zahl und ihr Ansehen, aber auch über Genossen, welche seine Mitzeugen für die Wahrheit seien.

Durchaus ablehnend verhielten sich fortwährend gegen ihn die logen der alten Schule, welche auf den Universitäten fast überall die schaft behaupteten, und immer entschiedener sahen sie in ihm den der Ketzerei und des Umsturzes. Es war ein Beweis für die Achtung Furcht, die er doch bei ihnen hervorbrachte, daß sie dennoch so wenig offenen und amtlichen Erklärungen gegen ihn sich hervorwagten. Die welche in Leipzig wegen der Schiedsrichter über die Disputation wurde, zeigt, wie viel Gewicht man damals noch auf solche Entscheidu theologischer Fakultäten legte. Die Erfurter Fakultät vermied, wie sahen, eine Aeußerung. Luther wußte wohl, daß er eine günstige Majorität derselben nicht erwarten dürfe. Schmerzlich war ihm besonders unversöhnliche Widerwille, welchen dort sein früherer Lehrer Trutvet wegen seiner Angriffe auf die Scholastik gegen ihn hegte. Als er im Dez 1519 die Nachricht von seinem Tod erhielt, fürchtete er, der Aerger hier möchte sein Ende beschleunigt haben. Die feindselige Haltung der Leip Theologen hatte Luther genugsam erfahren; zu ihrem theologischen Stan punkt kam bei ihnen die wachsende Eifersucht auf Wittenberg und Furcht, ihre eigenen Studenten zu verlieren, in welcher sie während Jahres 1520 sogar das Gerücht verbreiteten, der große Erasmus wer an ihre Hochschule kommen; dennoch fanden sie sich nicht berufen, Fakultäts wegen eine Kundgebung gegen Luther zu erlassen. Hinsich der Ingolstädter erwähnten wir bereits, wie weit sie Eck zu treib versuchte und wie es ihm doch nicht gelang. Mit einem feierlichen Sch aber ging jetzt gegen Luther die Cölner Fakultät voran, welche derselbe Geist wie in ihrem Angriff auf Reuchlin beseelte und mit welch Eck durch den alten Hoogstraten seine besonderen Beziehungen unterhielt. wurde von ihren Collegen auf der Löwener Universität darum an gangen, über eine in Basel erschienene Sammlung der Schriften Luth eine Censur auszusprechen, stellte daraus eine Anzahl verdammlicher S zusammen und fällte am 31. August 1519 das Urtheil, die Schriften soll „mit Feuer verbrannt, ihr Urheber aber verdientermaßen zu öffentlich Widerrufe genöthigt werden.“ Dem traten die Löwener durch einen fe

den Akt vom 7. November bei. Auch schickten diese ihre Erklärung an
n Cardinal Hadrian, Bischof von Tortosa, der früher ein Mitglied
er Fakultät und sodann Lehrer Karls V. gewesen war, jetzt aber an der
itze der von diesem Fürsten für Spanien eingesetzten Regierung stand
ter werden wir ihm als Papst wieder begegnen). Er erwiederte
en sehr beifällig; ja, er meinte, jene Sätze Luthers seien so grobe und
ergreifliche Ketzereien, daß man dergleichen nicht einmal bei einem theologischen
ehler und Anfänger für möglich halten sollte. Auffallend ist, daß die
den Fakultäten nur auf die in Basel gedruckten früheren Schriften Luthers
bezogen, ohne von der Hauptthese seiner Leipziger Disputation Notiz
nehmen: sie scheinen sich in Luthers Sache wenig auf dem Laufenden
halten zu haben. Vor die Oeffentlichkeit und in Luthers Hände kamen
ch ihre Schriftstücke erst nach einigen Monaten.[1])

Dagegen freute Luther sich vor Allem der neuen Kraft, die ihm un-
telbar an seiner Seite in Melanchthon zugewachsen war und die er
noch über sein eigenes Hoffen erstarken, an seinem Werke mitarbeiten,
kühn voranstreben sah. Melanchthon schloß gerade bei Luthers Leipziger
sputation, über deren Hauptsatz andere Freunde erschrocken waren, sich
inniger Ueberzeugung an ihn an und wurde durch sie weiter angeregt.
hrend er sodann wegen eines Berichts, den er über sie seinem Freund
olampad schrieb, von Eck geringschätzig wie ein bloßer Grammatiker oder
ilolog abgefertigt, von Luther hingegen als eine für ihn selbst gar werthe
gewichtige theologische Autorität anerkannt wurde, vertiefte er sich jetzt
recht ins theologische Studium und wirkte durch biblische Vorlesungen:
Sommer 1519 las er auf Luthers Antrieb zum ersten Mal über den
merbrief — eine Vorlesung, aus der seine „theologischen Loci", die erste
senschaftliche Glaubenslehre der evangelischen Kirche, hervorgegangen sind.
September erwarb er sich die erste theologische Würde, die eines bib-
hen Baccalaureus, über die er hernach nie hinausstrebte. In Thesen,
che für die zu diesem Akt gehörige Disputation aufstellte, wagte er
eits öffentlich auszusprechen: es sei keine Ketzerei wenn man die Trans-
bstantiationslehre verwerfe, d. h. das kirchliche Dogma, wonach
Abendmahl Brod und Wein so in Christi Leib verwandelt wird, daß
hts mehr von ihrer Substanz, sondern bloß noch ihre Accidenzien, d. h.
äußere, sinnliche Erscheinung, da seien. Luther erklärte die Sätze des
undes, der ihm hierin vorangegangen war, für eine kleine Kühnheit,
für sehr wahr. „Dieser", schrieb er an Spalatin, „wird so viel wie
e Martine zusammen leisten, als gewaltigster Feind des Satans und
scholastischen Theologie". Ebenso freudig und neidlos schrieb er bald
her an Lange: „Der kleine Grieche übertrifft mich auch in der Theo-
ie." — Zu Anfang des nächsten Jahres wünschte Reuchlin den Melanch-

thon an die Universität Ingolstadt zu ziehen und Eck bot ihm von dort aus die Hand zur Versöhnung. Er aber blieb Wittenberg treu. Um so mehr war Luther bemüht ihm seine Stellung daselbst zu verbessern, seine schwache Gesundheit vor Ueberladung mit Arbeiten zu schützen und ihm Zeit zu neutestamentlichen Vorlesungen zu verschaffen. Auch wünschte er ihm ein Eheweib, das für ihn sorge; als Melanchthon im November 1520 sich wirklich, und zwar mit einer Wittenbergerin, verheirathete, wohnte er sammt seinen Eltern und Schwestern der Hochzeitsfeier bei. [1])

Bereits aber konnte Luther in seiner Schrift gegen Emser sich auch auf beifällige Briefe berufen, welche von fern her, aus „verschiedenen Theilen der Welt" und von Seiten sehr unterrichteter Männer bei ihm einliefen. Der Buchhändler Froben, welcher die vorhin erwähnte Ausgabe der Schriften Luthers veranstaltete, berichtete ihm schon im Februar von einem starken Absatz, welchen sie im Ausland, namentlich in Frankreich und Paris finde, von Versendung derselben nach Spanien, England, Brabant, von der Theilnahme, welche die tüchtigsten Männer in Basel für ihn zeigen, von günstigen Aeußerungen, welche man sogar aus dem Munde katholischer Bischöfe über ihn vernehme. Sein Commentar zum Galaterbrief (worüber unten) wurde bereits ins Spanische übersetzt. Aus dem Kreis Nürnberger Freunde, dessen wir schon vor dem Ausbruch des Ablaßstreites gedachten, erhob sich nach der Leipziger Disputation der angesehene, humanistisch gebildete, dem Evangelium fleißig nachforschende städtische Rathsschreiber oder Syndikus Lazarus Spengler für Luther mit der „Schutzred eines ehrbaren Liebhabers göttlicher Wahrheit der heiligen Schrift." Auf Ecks geringschätzige Aeußerung gegen die unwissenden Domherrn, welche Luther anhängen, erließ Oekolampad, der spätere Basler Reformator, damals Prediger in Augsburg im Einverständniß mit dem dortigen Domherrn Adelmann eine Entgegnung voll lauterer Entrüstung und warmer selbständiger Ueberzeugung; den Eck soll keine andere Schrift seiner damaligen Gegner so tief wie diese getroffen haben. Die Waffen der Satire richtete gegen Eck ein lateinischer Dialog, „der abgehobelte Eck" betitelt, welchen (wenigstens zum größten Theile) der Nürnberger Patrizier Bilibald Pirkheimer, einer der angesehensten Gönner und Pfleger der humanistischen Wissenschaften, verfaßt hat. [2])

Schon regte sich unter den deutschen Humanisten überhaupt ein lebhaftes Interesse für den theologischen und kirchlichen Streit, den sie ihrer großen Mehrzahl nach anfangs ebenso wie Mosellan für ein bloßes Mönchsgezänk angesehen hatten. Jetzt gewann derselbe für sie ähnliche Bedeutung, wie vor wenig Jahren der Reuchlinsche: als Kampf zwischen dem neuen Licht edler, freier geistiger Bildung und zwischen dunkler Barbarei und Knechtschaft. Richtig bemerkte Luther aus Anlaß jenes Dialogs: Eck

ıd ſeine Leipziger Genoſſen erſcheinen jetzt wie dort Hoogſtraten und die
ölner. Manche wurden, als ſie mit den Gegenſtänden des neuen Streites
h bekannt machten, tief vom evangeliſchen Geiſte mit ergriffen: war doch
ner ihrer talentvollſten Genoſſen, Melanchthon, ihnen hierin mit ganzer
eele vorangegangen. Andere eigneten freilich, indem ſie für Luther
artei nahmen, mehr nur die neue bibliſche Sprache ſich an und freuten
h, gegen ihre alten Feinde einen ſo kühnen Mitſtreiter gefunden zu haben.
uch Luthers eigene frühere Beziehungen zu den Humaniſten von ſeiner
rfurter Studentenzeit her traten jetzt wieder in Geltung. So gedachte
rotus, der damals in Italien ſich aufhielt, wieder ſeiner Freundſchaft
it ihm; er ſchickte ihm ſchon nach Augsburg im Herbſt 1518 einen (uns
icht erhaltenen) Brief zu, während er ihn dort zugleich dem Ritter
homas Fuchs, einem beim Kaiſer angeſehenen Mann, empfahl, und ſchrieb
nn nach der Leipziger Disputation wiederholt an ihn voll warmer Theil-
hme. Auch die damaligen Humaniſten Erfurts wandten ſich bald begeiſtert
m früheren Genoſſen ihrer Univerſität zu: wir nennen unter ihnen als
nen ſpäteren Mitarbeiter den Juſtus Jonas, der damals bereits ihm
freundet wurde und jetzt vom Studium der Rechtswiſſenſchaft zu dem
r neuen Theologie überging.[1])

Da ging nun Luther vom ſchärfſten Ausdruck ſeiner eigenen poſitiven
eberzeugungen nie einen Schritt ab, um etwa ſolchen Humaniſten näher
kommen, die in ihm den Kämpfer gegen Rom, den Helden für Freiheit
d Licht u. ſ. w. begrüßten, jedoch in ſeine Lehre von der menſchlichen
ünde und Unfähigkeit von der göttlichen Gnade von der Glaubens-
rechtigkeit u. ſ. w. ſich nicht finden konnten. Er fand ferner an ihrer
t rein ſatiriſchen, verſteckten und auf die Lachmuskeln berechneten Kampfes-
t eben ſo wenig Wohlgefallen, wenn ſie jetzt ihm ſelbſt zur Hilfe kam,
s früher beim Reuchlinſchen Streit; wie wir ihn dort über literariſche
zeugniſſe in Geſchmack der „Dunkelmännerbriefe" ſich äußern hörten, ſo
merkte er jetzt über den „abgehobelten Eck": dieſe unſinnige Art gefalle
m nicht, und offenes Anklagen ſei beſſer als ein Beißen unter dem Zaun
rvor. Aber auch er war der frohen Hoffnung und des lebhaften Wunſches
ß dieſes Streben nach edler, freier menſchlicher Wiſſenſchaft und Bildung
it der Arbeit für die evangeliſche Wahrheit und Freiheit ſich einigen
öge. Ja an die beiden Meiſter des deutſchen Humanismus hatte er
mals bereits ſelbſt ſich gewendet.

Den alten, ehrwürdigen Reuchlin, den Gönner und Verwandten
nes Melanchthon, ſchrieb er auf Andringen des letzteren ſchon im Dezember
s vorigen Jahres. Er wünſchte ihm Glück zur göttlichen Barmherzigkeit,
ihm den Sieg über die Widerſacher und Läſterer zum Heil der Kirche
ſchenkt habe, verſicherte ihn der Theilnahme, mit welcher er ſeinen

Kämpfen gefolgt, obgleich ihm eine Gelegenheit zum Mitkämpfen
geworden sei, und wies darauf hin, wie er jetzt wenigstens im Kampf
nachfolgen dürfe und wie die bissigen Feinde für die Schmach, die sie
ihren Angriffen gegen ihn auf sich geladen, jetzt an seiner Person
schadlos halten möchten. Reuchlin, auf dem seine eigenen bittern Erfahr
schwer gelastet hatten und dessen Kraft und Thätigkeit überdieß be
dem Ende sich zuneigte, hielt sich von den reformatorischen Bewegu
und Streitigkeiten ganz fern, that indessen, wie wir oben erwähn
wenigstens jenem Feuereifer Ecks Einhalt, dessen College in Ingol
er jetzt war.[1])

Weitaus die große Geltung besaß unter den Freunden und Ge
der humanistischen Wissenschaft und Bildung damals Erasmus. Er
längst auch gegen die kirchlichen Mißbräuche mit Witz und Ernst sich
gelassen und rief zugleich angelegentlich zum Studium der heiligen Sc
hin; ihm verdankte man eine Ausgabe des griechischen neuen Testam
deren auch Luther sich bedient hat. Andererseits hegte Luther gegen
Reinheit und Tiefe seines Schriftverständnisses und seiner evangeli
Erkenntniß sehr ernste Bedenken. Er begann sie, wie wir gehört h
(oben S. 137), schon vor dem Ablaßstreit zu äußern und wiederholte
mehrfach vertrauten Freunden gegenüber, wenn er gleich im Interesse
edeln wissenschaftlichen Bestrebungen, denen Erasmus diene, davon
Nichts vor die Oeffentlichkeit kommen lassen, ihn vielmehr vor Denjeni
welche solchen Studien feind oder dagegen gleichgültig seien, mit
Macht rühmen wollte; gerade für seine eigenen tiefsten Ueberzeugun
von Gottes Gnade und dem christlichen Heilsweg, für die Grundle
des Apostels Paulus, für den Werth der Augustinschen Theologie fand
bei ihm keinen Sinn. Er stieß sich ferner bei Erasmus Aeußeru
über die kirchlichen Schäden daran, daß dieser da, wo ein Christ tief
Gott aufseufzen müßte, nur seine allerdings feinen und reizenden Witze
Scherze mache. Auch ihm aber nahte er sich jetzt mit den Ausdrücken
Dankes, der Hochachtung und Liebe in einem Briefe vom 28. März 15
Er führte sich hier bei ihm mit der Bemerkung ein: es möchte unnatü
erscheinen, daß sie sich persönlich bisher unbekannt geblieben seien, wäh
sie doch im Geiste schon so oft mit einander reden. Und in der T
mußte ja Luthern daran liegen, ein persönliches Verhältniß zu dem
bloß so einflußreichen, sondern auch an sich so bedeutenden und verdi
reichen Manne trotz aller Differenzen ihres Standpunktes und ihrer übri
Eigenthümlichkeiten zu gewinnen; und Erasmus hatte ein Recht zu erwa
daß der jüngere, später aufgetretene, ihm zum Dank verpflichtete An
mit einer solchen Aeußerung ihm zuvorkommen werde. Mit sehr bescheid
Worten, jedoch nicht ohne feine, witzige Wendungen und nicht ohne

biges Selbstgefühl entschuldigte er sich sodann, daß er einen solchen
nn doch ohne weiteres schon wie einen vertrauten Bekannten anrede
wünschte von ihm, dem „liebenswürdigen Erasmus", als „kleiner
ider in Christo" anerkannt zu werden. Er ging hiebei weit in seinen
drücken: „wessen Inneres", fragt er, „sollte nicht ganz von Erasmus
genommen sein, wen nicht Erasmus lehren, in wem nicht Erasmus
ieren? ich rede hier von wahren Freunden der Wissenschaft;" er blieb
essen noch weit hinter derjenigen Sprache zurück, welche Erasmus von
Menge seiner Verehrer zu hören gewohnt war und zu hören liebte.
ein wir dürfen nicht darüber weggehen, daß Luther in diesem Brief
h nur die eine Seite der Gesinnung, die er gegen Erasmus hegte,
gesprochen, daß er zwar Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit gesagt
. Während er hinsichtlich jener für ihn so wichtigen Differenzen fest
) rücksichtlos auf seiner Ueberzeugung bestand, vermied er hier doch
e Andeutung derselben. So weit bestimmte ihn jetzt, da er im Gedränge
weitaussehenden Kampfes sich fühlte, der Wunsch, hiebei einen Erasmus
sich zu haben, und zugleich der Rath anderer Genossen, welche ihm
gelegentlich diesen Schritt empfahlen. Erasmus dagegen blieb nicht
ß für die bestimmten dogmatischen Grundanschauungen und Interessen
thers unempfänglich. Sondern eine Vertiefung in religiöse Gegenstände
d Aufgaben war überhaupt nicht seine Sache. Sowohl den Kämpfen
s innern Menschen, aus welchen die Reformation geboren wurde, als
ı äußern kirchlichen Streitigkeiten und Erschütterungen, in welche sie
einführte, wich er scheu aus. Auch sonst war er in keiner Beziehung
: Mann des Kampfes, liebte vielmehr für seine Wissenschaften und seine
ene Person eine anständige Ruhe und suchte fein und klug den Stürmen,
rch welche sie bedroht wurde, Einhalt zu thun. Jetzt war sein Haupt-
liegen die Sorge, daß der in der Kirche ausgebrochene Sturm die
twickelung derjenigen Studien, die ihm über Alles gingen, stören, daß
e Gemeinschaft zwischen ihnen und zwischen dem so ungestümen Wirken
es Luther jene auch in Kreisen, die ihnen sonst nicht abgeneigt waren
d deren Gunst er für sie und sich hoch anschlug, zu einem Gegenstande
s Argwohns, des Hasses und der Verfolgung machen möchten; mußte
doch schon hören, daß er selbst hinter Luther stehe, ja daß von ihm
s Ei herstamme, welches Luther ausgebrütet habe. Andererseits wollte
seinem eigenen Verlangen nach Besserung der kirchlichen und religiösen
ıstände nicht untreu werden, mußte die Art, wie Luther bekämpft und
rdammt wurde, mißbilligen und in dem Geist, welcher hierin sich kund
b, wesentlich denselben Feind erkennen, der von Anfang an die neue
issenschaft zu erdrücken bemüht war. Schweigen konnte er auch nicht
ger: die Ohren Aller, bei denen er Ansehen genoß, waren zu sehr auf

Kämpfen gefolgt, obgleich ihm eine Gelegenheit zum Mitkämpfen nicht geworden sei, und wies darauf hin, wie er jetzt wenigstens im Kampf ihm nachfolgen dürfe und wie die bissigen Feinde für die Schmach, die sie bei ihren Angriffen gegen ihn auf sich geladen, jetzt an seiner Person sich schadlos halten möchten. Reuchlin, auf dem seine eigenen bittern Erfahrungen schwer gelastet hatten und dessen Kraft und Thätigkeit überdieß damals dem Ende sich zuneigte, hielt sich von den reformatorischen Bewegungen und Streitigkeiten ganz fern, that indessen, wie wir oben erwähnten, wenigstens jenem Feuereifer Ecks Einhalt, dessen College in Ingolstadt er jetzt war.[1])

Weitaus die große Geltung besaß unter den Freunden und Genossen der humanistischen Wissenschaft und Bildung damals Erasmus. Er hatte längst auch gegen die kirchlichen Mißbräuche mit Witz und Ernst sich ausgelassen und rief zugleich angelegentlich zum Studium der heiligen Schrift hin; ihm verdankte man eine Ausgabe des griechischen neuen Testaments, deren auch Luther sich bedient hat. Andererseits hegte Luther gegen die Reinheit und Tiefe seines Schriftverständnisses und seiner evangelischen Erkenntniß sehr ernste Bedenken. Er begann sie, wie wir gehört haben (oben S. 137), schon vor dem Ablaßstreit zu äußern und wiederholte sie mehrfach vertrauten Freunden gegenüber, wenn er gleich im Interesse der edeln wissenschaftlichen Bestrebungen, denen Erasmus diene, davon ja Nichts vor die Oeffentlichkeit kommen lassen, ihn vielmehr vor Denjenigen, welche solchen Studien feind oder dagegen gleichgültig seien, mit aller Macht rühmen wollte; gerade für seine eigenen tiefsten Ueberzeugungen von Gottes Gnade und dem christlichen Heilsweg, für die Grundlehren des Apostels Paulus, für den Werth der Augustinischen Theologie fand er bei ihm keinen Sinn. Er stieß sich ferner bei Erasmus Aeußerungen über die kirchlichen Schäden daran, daß dieser da, wo ein Christ tief zu Gott aufseufzen müßte, nur seine allerdings feinen und reizenden Witze und Scherze mache. Auch ihm aber nahte er sich jetzt mit den Ausdrücken des Dankes, der Hochachtung und Liebe in einem Briefe vom 28. März 1519. Er führte sich hier bei ihm mit der Bemerkung ein: es möchte unnatürlich erscheinen, daß sie sich persönlich bisher unbekannt geblieben seien, während sie doch im Geiste schon so oft mit einander reden. Und in der That mußte ja Luthern daran liegen, ein persönliches Verhältniß zu dem nicht bloß so einflußreichen, sondern auch an sich so bedeutenden und verdienstreichen Manne trotz aller Differenzen ihres Standpunktes und ihrer übrigen Eigenthümlichkeiten zu gewinnen; und Erasmus hatte ein Recht zu erwarten, daß der jüngere, später aufgetretene, ihm zum Dank verpflichtete Luther mit einer solchen Aeußerung ihm zuvorkommen werde. Mit sehr bescheidenen Worten, jedoch nicht ohne feine, witzige Wendungen und nicht ohne ein

ürdiges Selbstgefühl entschuldigte er sich sodann, daß er einen solchen kann doch ohne weiteres schon wie einen vertrauten Bekannten anrede nd wünschte von ihm, dem „liebenswürdigen Erasmus", als „kleiner ruder in Christo" anerkannt zu werden. Er ging hiebei weit in seinen usdrücken: „wessen Inneres", fragt er, „sollte nicht ganz von Erasmus ingenommen sein, wen nicht Erasmus lehren, in wem nicht Erasmus egieren? ich rede hier von wahren Freunden der Wissenschaft;" er blieb ndessen noch weit hinter derjenigen Sprache zurück, welche Erasmus von er Menge seiner Verehrer zu hören gewohnt war und zu hören liebte. llein wir dürfen nicht darüber weggehen, daß Luther in diesem Brief och nur die eine Seite der Gesinnung, die er gegen Erasmus hegte, usgesprochen, daß er zwar Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit gesagt at. Während er hinsichtlich jener für ihn so wichtigen Differenzen fest nd rücksichtlos auf seiner Ueberzeugung bestand, vermied er hier doch ede Andeutung derselben. So weit bestimmte ihn jetzt, da er im Gedränge es weitaussehenden Kampfes sich fühlte, der Wunsch, hiebei einen Erasmus ür sich zu haben, und zugleich der Rath anderer Genossen, welche ihm ngelegentlich diesen Schritt empfahlen. Erasmus dagegen blieb nicht bloß für die bestimmten dogmatischen Grundanschauungen und Interessen Luthers unempfänglich. Sondern eine Vertiefung in religiöse Gegenstände nd Aufgaben war überhaupt nicht seine Sache. Sowohl den Kämpfen des innern Menschen, aus welchen die Reformation geboren wurde, als den äußern kirchlichen Streitigkeiten und Erschütterungen, in welche sie hineinführte, wich er scheu aus. Auch sonst war er in keiner Beziehung ein Mann des Kampfes, liebte vielmehr für seine Wissenschaften und seine eigene Person eine anständige Ruhe und suchte fein und klug den Stürmen, durch welche sie bedroht wurde, Einhalt zu thun. Jetzt war sein Hauptanliegen die Sorge, daß der in der Kirche ausgebrochene Sturm die Entwickelung derjenigen Studien, die ihm über Alles gingen, stören, daß eine Gemeinschaft zwischen ihnen und zwischen dem so ungestümen Wirken eines Luther jene auch in Kreisen, die ihnen sonst nicht abgeneigt waren nd deren Gunst er für sie und sich hoch anschlug, zu einem Gegenstande des Argwohns, des Hasses und der Verfolgung machen möchten; mußte r doch schon hören, daß er selbst hinter Luther stehe, ja daß von ihm das Ei herstamme, welches Luther ausgebrütet habe. Andererseits wollte r seinem eigenen Verlangen nach Besserung der kirchlichen und religiösen Zustände nicht untreu werden, mußte die Art, wie Luther bekämpft und erdammt wurde, mißbilligen und in dem Geist, welcher hierin sich kund ab, wesentlich denselben Feind erkennen, der von Anfang an die neue Bissenschaft zu erdrücken bemüht war. Schweigen konnte er auch nicht inger: die Ohren Aller, bei denen er Ansehen genoß, waren zu sehr auf

sein gewichtiges Wort gespannt. So antwortete er jetzt Luthern auf jenen Brief (am 30. Mai); auch äußerte er sich über ihn gegen den Kurfürsten von Sachsen (14. April), dem er damals ein Buch dedizirte, gegen Melanchthon (22. April), mit dem er im Briefwechsel stand, ferner gegen den Erzbischof von Mainz (1. November), welchem er für ein Geschenk zu danken hatte. Da erkennt er denn vornehmlich das Gute an, das er von Luthers sittlichen Charakter allerwärts höre, und bezeugt auch dem Erzbischof gegenüber, daß er gewisse Funken evangelischer Frömmigkeit bei ihm leuchten sehe. Er tadelt es, wenn man den Namen eines rechtschaffenen Mannes leidenschaftlich und vor einer urtheilslosen Menge verunglimpfe. Er weist auch den Erzbischof auf die mancherlei gerechten Anlässe hin, welche man jenem in der kirchlichen Praxis und herrschenden Theologie zu Beschwerden und Angriffen gegeben habe. Aber besonders angelegen läßt er, auf dessen Urtheil über Luthers verketzerte Schriften man lauschte, sich die Versicherung sein, daß er diese noch gar nicht gelesen habe; es habe, schrieb er an Erzbischof Albrecht, die Zeit hiezu ihm bisher gefehlt! doch gestand er Luthern selbst, wenigstens in seinem Psalmencommentar (vgl. unten) schon gelesen zu haben, und sprach sich beifällig über diesen aus. Den Luther erinnerte er ferner, daß man mit Mäßigung mehr als mit Hitze ausrichte und daß man vor dem Scheine des Hochmuthes sich hüten und das Herz vor Zorn, Haß und Ehrsucht bewahren müsse, fügte indessen bei: er meine übrigens nicht, daß Luther dies jetzt erst thun solle, sondern nur daß er es, wie er es wirklich thue, so auch ohne Unterlaß beachten möge. Nach dem, was wir zuvor über Erasmus Stellung bemerkten, und nach der vorsichtigen Art, in der wir ihn hier überall reden hören, hat es im Voraus nichts Befremdliches, wenn er späterhin aus jener Stellung heraus vielmehr zu einer gewissen Parteinahme gegen Luther sich entschloß und wenn alle Bedenken, welche sich uns gegen jenen Brief Luthers vom 28. März erheben mögen, auch durch den wirklichen Erfolg desselben bestätigt werden. Zunächst übrigens wirkten auch schon jene so behutsamen Aeußerungen des Erasmus doch weithin zu Luthers Gunsten und wurden von Allen, welche ein Zeugniß von ihm für Luthers Sache zu haben wünschten, begierig in diesem Sinn aufgegriffen. Luther selbst war über sein Schreiben an den Erzbischof, das durch eine grobe Indiscretion des mit der Uebergabe beauftragten Ulrich von Hutten ihm und Anderen bekannt wurde, besonders erfreut. Er meinte, Erasmus sei für ihn sehr besorgt und nehme ihn trefflich und geschickt in der Weise in Schutz, daß er doch nichts weniger als ihn zu beschützen scheine. [1])

Eine Unterstützung durch bedeutende Glieder der katholischen Kirche, wie die bisher genannten, hieß Luther, der Anfangs in Gefahr und Arbeit sich fast ganz allein gefühlt hatte, mit Freuden willkommen und wies auf

sie die Gegner hin, welche ihm zum Vorwurf machten, daß er, der Einzelne, der ganzen Kirche zu widersprechen sich erdreiste. Aber auch zur Theilnahme der Böhmen, die ihm zuerst durch seine Gegner kund gegeben und wie eine gefährliche Waffe gegen ihn gekehrt worden war, beobachtete er jetzt ohne jede Scheu vor den Folgen dasjenige Verhalten, welches er dort schon dem Emser bezeichnet hat. Er will sich auch über sie freuen und sie weiter fördern, sofern sie eine Theilnahme an der evangelischen Wahrheit sei. Sie sprach sich jetzt auch offen und persönlich gegen ihn in zwei Briefen aus, welche die Prager Geistlichen Johann Poduschka und Wenzel Roßdalovicky gleich nach der Leipziger Disputation an ihn richteten, welche jedoch erst am 3. Oktober durch Vermittelung des Kursächsischen Hofes an ihn gelangten. Beide gehörten der utraquistischen Kirche an, welche hauptsächlich wegen dem für die Laien beanspruchten Genusse des Abendmahlskelches von der römischen Kirche sich abgesondert hatte und so auch prinzipiell die päpstliche Oberhoheit verwarf, ohne sonst tiefere dogmatische Abweichungen zu zeigen, und welcher die Masse der böhmischen Nation zugefallen war, — nicht der Gemeinschaft der böhmischen Brüder, welche den Ketzernamen der Pikarden trug. Beide Männer wünschten ihm Glück und dankten dem Himmel für ihn und seine Erfolge. Der erstgenannte begleitete seinen Brief mit einem freundschaftlichen, in Messern bestehenden Geschenke, der zweite mit einer für Luther wichtigen Gabe, nämlich der Schrift des Huß über die Kirche, welche Luthern in Leipzig, während er jenem Hauptsatze Hussens über die Kirche zustimmte, noch unbekannt gewesen war. Der zweite sprach geradezu aus: „was einst Huß in Böhmen war, bist Du, Luther, in Sachsen." Luther dankte ihnen durch Zusendung seiner sämtlichen kleineren Schriften. Die Abfassung eines Schreibens an sie übernahm in Gemeinschaft mit ihm und den andern Wittenberger Freunden Melanchthon; es sollte wohl durch diesen auch würdig stilisirt werden: denn den Stil der beiden Böhmen fand Luther erasmusartig. [1])

In seinem Geist und Studium wenigstens behielt Luther ferner den Blick auch auf die griechische oder morgenländische Christenheit gerichtet, deren Zugehörigkeit zur Kirche Christi er in Leipzig so warm vertheidigt hatte, ob er gleich zur damaligen griechischen Kirche weder jetzt noch späterhin jemals persönliche Beziehungen gewann oder näher mit ihr bekannt wurde. Indem er wahrnahm, daß jene nie den Glauben aus Fegfeuer getheilt habe, erklärte er jetzt, daß man auch in der Gegenwart keinen, der daran nicht glaube, deshalb zum Ketzer machen dürfe. Mit dem Ausschluß aus der römischen Kirche bedroht, wußte er desto mehr mit Allen, die in ihr oder außerhalb ihrer der Kirche Christi angehören, sich innerlich verbunden. [2])

Neuntes Kapitel.

Luthers anderweitige, amtliche und schriftstellerische Thätigkeit. (1518 bis 1520.)

Mit der Leipziger Disputation, ihrer Vorbereitung, ihrem Erg… und ihren weiteren Folgen, war für Luther vollends die Zeit der heftig… erregendsten Kämpfe und einer unaufhörlichen polemischen Schriftst… angebrochen. Aber nie war seine ganze Kraft von diesen Händeln … Arbeiten in Anspruch genommen oder sein ganzes Inneres von ihnen er…

Noch haben wir in dieser Beziehung eine Umschau zu halten … jene Monate großer Spannung während seiner ersten Verhandlungen … Miltitz und der Einleitungen zur Disputation.

Was seine Thätigkeit an der Universität betrifft, so setzte er, wie … früher erwähnten, seine im Herbst 1516 begonnene Auslegung d… Galaterbriefs nach damaliger Sitte durch eine Reihe von Semes… fort. Jetzt, im Frühjahr 1519, gab er als Frucht hievon einen lateinis… Commentar zu diesem Brief in den Druck, der im September beg… wurde. Die große evangelische Grundlehre von der Gerechtigkeit des Glaub… und dem Verhältniß zwischen Gesetz und Gnadenbotschaft, welche er … reichsten in dem Brief an die Römer ausgeführt gefunden hatte, sah er … dem an die Galater mit kräftiger Gedrängtheit zusammengefaßt. Die… wurde und blieb so für ihn der Gegenstand besonderer Liebe. So trug … ihn schon damals mit lebendiger, beredter Wärme den Zuhörern und Lese… vor. Und wie der Apostel so führt auch sein Ausleger von dem Glaub… an den Erlöser und an Gottes Gnade, welcher allein uns gerecht und fr… mache, mit großem sittlichen Ernst zu der Liebe und ihren Früchten hinü… welche der Geist der Gnade und Versöhnung in den gläubigen Gott… kindern erwecke. Frei und freudig erfülle dieser Geist, was das Ge… fordere und worin der Heiland Vorbild für uns geworden sei; arbeite… und kämpfend müsse der Christ darin sich bewähren und fortschreiten. D… Leben des Christen sei nicht ein Stand der Ruhe, sondern ein steter Ueber… gang und Fortschritt von Lastern zu Tugend, von Klarheit zu Klarh… von Tugend zu Tugend; wer nicht darin erfunden werde, den dürfe m… für keinen Christen achten. — Und dieses ganze Evangelium will er f… und rein aus Gottes Wort schöpfen, wie der Apostel dasselbe nicht … Menschen, sondern von Gott empfangen habe; die größte Wohlthat f… die Kirche sei Gottes Wort, der größte Schaden Menschenwort und Menschen… satzung; seit mehr als drei Jahrhunderten freilich sei jenes Wort verna… lässigt, ja verkehrt worden.[1])

Melanchthon empfahl diesen Commentar Luthers zum Galaterbrief als einen Faden des Theseus, welchem man sicher durch die Labyrinthe der biblischen Wissenschaft folgen könne. Luther selbst aber bemerkte Freunden, welchen er die ersten Exemplare desselben zusandte: er sei schon jetzt nicht mehr damit zufrieden, da er sehe, wie vieles reichlicher und klarer auseinander zu setzen gewesen wäre.

In seinen Vorlesungen nahm er dann wieder den Psalter vor, welcher schon der Gegenstand seiner ersten biblischen Hauptvorlesung nach seinem Eintritt in die theologische Fakultät gewesen war. Seine Zuhörer hatten ihn dringend darum angegangen. Er selbst hatte, wie er sagt, bisher in keinem andern Buch der heil. Schrift so fleißig als in diesem sich geübt. Und diese seine neue Bearbeitung der Psalmen begann er nun schon zugleich mit jenem Commentar zum Galaterbrief drucken zu lassen, indem er zunächst eine Auslegung der fünf ersten Psalmen herausgab. Eine längere Zuschrift an den Kurfürsten Friedrich, in welcher er sie diesem widmete, ist schon vom 27. März 1519 datirt. Melanchthon fügte eine Zuschrift an die der Theologie Beflissenen bei. Luther klagte jedoch noch im Oktober, daß der Druck langsam vor sich gehe. Er selbst harrte mit angestrengtem Studium bei seinem Werk aus: man glaube nicht, sagt er, wie viel ihm oft Ein Vers zu schaffen mache. Bis zu seiner Reise auf den Wormser Reichstag 1521 schritt die weitläufig angelegte Arbeit allmählich bis zum 21. Psalm fort.

Den Inhalt und Zweck der Psalmen bezeichnete Luther so: die übrigen Bücher der heil. Schrift lehren uns durch Wort und Beispiel das, was wir zu thun haben; hier dagegen bereite der gute göttliche Geist, der Lehrer der Unmündigen, uns selber die Gefühle, Triebe und Worte zu, mit denen wir in Betreff dessen, was er dort uns thun lehre, den himmlischen Vater angehen sollen, sowie ein Erzieher Kindern kleine Briefe und Bitten aufsetze, welche sie an ihre Eltern richten mögen; er weise eben hiemit uns an, wie wir jenes Wort zu erfüllen, jene Beispiele zu befolgen haben. Nicht minder lehre er uns, wenn wir das Erbetene erlangt haben, Gott preisen und ihm danken.

Indem Luther in diesem Sinn die Psalmen auffaßte, knüpfte er an ihre Auslegung die reichsten Ausführungen über das christliche Leben.

Nicht eine Auslegung des Psalters übrigens nannte er das von ihm begonnene Werk, sondern blos „Arbeiten (operationes)“ zu den Psalmen. Denn so wenig ihn die früheren von ihm fleißig gelesenen kirchlichen Psalmenerklärer befriedigten und so sehr er im Ringen nach dem ächten Sinn des göttlichen Wortes sich geübt hatte, so unvollkommen erschien ihm doch auch seine eigene Leistung. „Wer“, sagt er, „will darauf Anspruch machen, auch nur einen Psalmen vollkommen verstanden zu haben? unser Leben ist Anfang und Fortschritt, nicht Vollendung; fortgeschritten ist, wer dem Geiste näher gekommen ist; habe ich den Mond erreicht, so meine ich darum nicht auch

schon die Sonne erfaßt zu haben, sondern bin auch der kleineren Sterne nicht überdrüssig; es sind Stufen im Leben und Handeln, warum nicht auch im Erkennen? wir werden, wie der Apostel sagt, von einer Klarheit zur andern umgestaltet; — ich bin zufrieden, wenn ich mich und meine Zuhörer mit edleren Studien beschäftigt habe, als wenn ich über die scholastischen Sentenzenbücher neue Dunkelheiten und Fröschе und Mücken hervorgebracht hätte." In seiner Dedikation an den Kurfürsten erklärt er mit Bezug auf seine Schriften überhaupt: nachdem er aus der heil. Schrift gelernt habe, wie furchtbar verantwortungsvoll und gefährlich es sei, in der Kirche Gottes und vor Gott, der über jedes unnütze Wort Rechenschaft fordere, seine Stimme zu erheben, wäre ihm wahrlich das liebste, zu schweigen und Alles was er je geschrieben, auszulöschen; Nichts halte ihn im Dienste des Wortes fest, als der Gehorsam gegen einen fremden, den göttlichen Willen.[1])

Bei der Universität wuchs fort und fort die Zahl der Studirenden und erfüllte ihn mit Freudigkeit für sein Wirken und tiefem Bewußtsein seiner Verpflichtungen. Kaum konnte Wittenberg mehr alle die Studenten aufnehmen. Die Zahl der Inscribirten, welche im Jahre 1517 noch 2[illegible] betragen hatte, stieg im Jahre 1519 auf 458, im nächsten Jahr auf 579.

Mehr und mehr suchte Luther an die Stelle unnütz scheinender scholastisch-philosophischer Vorlesungen ersprießlichere zu setzen, — und zwar Vorlesungen zum Behuf klassischer Bildung, wie er sie namentlich auch für die jungen Theologen wünschte. So beantragte er, daß der Gehalt, welchen ein Doctor für eine Vorlesung über Logik nach Art der Thomisten bezog, auf eine Vorlesung über Ovids Metamorphosen übertragen werde.[3])

Für das Studium des Hebräischen war er, da der oben erwähnte Böschenstein der Wittenberger Universität bald wieder abtrünnig wurde, sogleich einen neuen Lehrer zu suchen bemüht, während für jenen zunächst der vielseitige Melanchthon eintrat. Er fand dafür den angesehenen Matthäus Adrian aus Löwen, der nach längeren Verhandlungen endlich im Frühjahr 1520 aufzog, aber freilich bald auch untreu wurde.[4])

Auch dafür verwandte er sich beim Landesherrn, daß für Wittenberg ein redlicher Buchdrucker gewonnen werde, durch welchen die für die Vorlesungen nöthigen Bücher besonders in griechischer Sprache hergestellt würden, und empfahl dann hiefür den jüngern Melchior Lotter, der aus Basel griechische Lettern mitbrachte.[5])

Herzlichen Dank sagt er dem Kurfürsten für die Förderung aller edlen Studien an der Universität. Hebräisch und Griechisch werde mit bravem Erfolge getrieben; die lautere Theologie triumphire; leere menschliche Meinungen und Fragen finden hier fast keine Stätte mehr; aller dieser Blüthe erfreue man sich unter Friedrichs Schutz, unter seinen Auspizien, durch seine Freigebigkeit.[6])

Den größten Werth aber legte er auf jenen jungen Collegen Melanchthon, obgleich dieser nur Mitglied der philosophischen Fakultät war. Gegen jenes geringschätzige Urtheil Ecks über ihn erklärte Luther: „ich, der ich der freien Künste, der Philosophie und Theologie Doktor und fast mit allen Titeln, deren Eck sich rühmt, bekleidet bin, schäme mich nicht, von meiner Meinung zu weichen, wenn dieses Grammatikers Geist anders urtheilt; ich habe dies öfters gethan und thue es täglich von wegen der göttlichen Gabe, welche Gott in dieses irdene, einem Eck verächtliche Gefäß mit reichem Segen ausgegossen hat; — das Werk meines Gottes verehre ich in ihm." [1])

Es geschah ohne Zweifel besonders in Gemeinschaft mit Melanchthon und mit seiner Hilfe, daß Luther jetzt auch die ihm selbst noch fehlenden Sprachkenntnisse namentlich im Griechischen vervollständigte. Wie sehr ihn damals das Griechische beschäftigte, zeigen uns zahlreiche griechische Worte, welche uns bei ihm inmitten lateinischer Briefe aus jener Zeit begegnen, während freilich auch noch die Mängel seiner grammatikalischen Kenntniß der Sprache darin offenbar werden.

Daneben blieb Luther bei seinem Predigtamte und zwar richtete sich hier seine angestrengte Thätigkeit stets vorzugsweis auf die unmündige, unwissende Menge der Gemeindeglieder. Im März 1519 berichtet er einmal, daß er für die Kinder und Ungebildeten sogar täglich Vorträge über die zehn Gebote und das Vaterunser halte. Später in diesem Jahr hören wir von fortlaufenden Predigten über das 1. Buch Mose und das Matthäus-Evangelium, die er an Wochentagen in der Pfarrkirche hielt. Er hatte nicht Zeit, Aufzeichnungen von diesen, wie Spalatin (im folgenden Winter) wünschte, zu sammeln. [2])

Ueber einzelne Gegenstände erschienen gedruckte Predigten von ihm, — theils durch Andere ohne sein Wissen herausgegeben, theils von ihm selbst für den Druck bearbeitet. Jenes geschah z. B. mit einer Predigt, die er aus Anlaß des Evangeliums vom 2. Epiphan.-Sonntag (Joh. 2, 1—11) über den Ehestand gehalten hatte. Er war mit ihrer Veröffentlichung unzufrieden und gab sie dann in verbesserter Gestalt. Sie will über ihren Gegenstand nur einfache christlich sittliche Belehrung geben, ohne etwa die Streitfrage über den Werth von Ehe oder Eheloſigkeit anzuregen. Bereits aber zeigt sie eine hohe Werthschätzung dieses sittlichen Standes und seiner Leistungen im Vergleich mit denjenigen Werken, durch welche man sonst Ruhm und Heiligkeit in der Kirche suchte. Indem sie das „vornehmliche Amt der Ehe" darein setzt, daß dieselbe Frucht bringe, die Frucht jedoch nicht bloß geboren, sondern zu Gottes Dienst und Ehre auferzogen werde, erklärt sie: „es ist nichts mit Wallfahrten nach Rom oder Jerusalem, mit Kirchenbauen, Messenstiften u. s. w. gegen diesem einigen Werke, daß die Ehelichen ihre Kinder ziehen." [3])

In lateinischer Sprache veröffentlichten Andere zwei Predigten Lu
über Gerechtigkeit und Sünde, nämlich noch im Jahre 1518 eine
dreifache Gerechtigkeit oder Frömmigkeit" zu Anfang des Früh
1519 eine besonders gehaltvolle über „zwiefache Gerechtigkei
Kurz, scharf und voll fassen sie diese seine ganze Grundlehre zusam
es gebe eine Gerechtigkeit blos vor Menschen, in äußern Werken sich
darin man in Wahrheit nicht Gott, sondern sich selbst diene; die w
Gerechtigkeit sei fürs erste die fundamentale und wesentliche, nämlich
jenige, welche wir außer uns in Christo durch den Glauben haben, w
aber durch Christi Innewohnen in den Gläubigen auch innerlich als
und Trieb neuen sittlichen Lebens in sie eingegossen werde, fürs a
derjenige eigene rechte Wandel in guten Werken nach Christi Vorbild (
2, 5 ff.), der eben aus jener fließen müsse.[1])

Während der Passionszeit des Jahres 1519 arbeitete Luther
einen „Sermon von der Betrachtung des heiligen Leide
Christi" zum Druck aus.[2])

Die Mißbräuche bei den Prozessionen, welche nach
Himmelfahrtsfest mit dem heiligen Kreuz gehalten zu werden pflegten,
anlaßten ihn, einen „kurzen Unterricht" hierüber zu veröffentlichen:
dieselben zu unnützem, lächerlichem Treiben oder gar zu fleischlichen
schweifungen zu mißbrauchen, solle man Gott in wahrer Andacht um
hütung der Feldfrüchte bitten und sodann noch vielmehr um Bewahr
der Seelen, damit nicht die Gaben Gottes auf dem Feld eine Versuch
zur Völlerei, zum Müßiggang u. s. w. werden. Er ließ diesen Unterr
erscheinen zusammen mit einer kurzen Anweisung zu gläubigem Beten

Besonders angelegen ließ sich Luther die praktische Belehrung
Gemeindeglieder über das Beichten sein. Er kannte aus eigener Erfahr
die unnütze Qual, welche dasselbe manchen Gewissen bereitete, und w
nicht minder, wie oberflächlich und leichtfertig es von Anderen abgem
wurde. Wahrscheinlich schon im vorigen Jahr hat er zur Anleitung
die Beichtenden eine ganz kurze Erklärung der zehn Gebote
einer Bezeichnung der gegen sie gerichteten Hauptsünden herausgege
indem er zugleich ermahnte, in sicherem Vertrauen auf Gottes Verheißung
die Vergebung zu empfangen. Im Januar 1519 setzte er für Spala
der ihn darum gebeten, eine (lateinische) Anweisung zum recht
Beichten auf. Ein Jahr später ließ er dann diese in neuer Gestalt
druckt erscheinen, da sie auch von Andern begehrt wurde und er fürch
sie möchte ohne sein Dazuthun aus einer der davon gemachten Abschri
veröffentlicht werden. Und wirklich war dies, als er seine Befürch
äußerte, sogar bereits geschehen: es erschien, noch vom Jahre 1519 da
eine „kurze Unterweisung, wie man beichten soll, aus

hers Wohlmeinung gezogen" in Leipzig und ferner in Basel; den Schluß
selben bildete, als „zu der Beichte sehr dienlich" eine deutsche Uebersetzung
sogenannten Gebetes Manasses, dieses apokryphischen altteſtamentlichen
ickes, dem Luther später auch eine Stelle in seiner Bibel eingeräumt hat.[1])

Auch mit einer eigenthümlichen Frage des bürgerlichen Lebens, die
: später wieder und wieder zu thun machte, hat Luther schon zu jenen
ten sich beschäftigt: mit der über das Zinsnehmen. Dasselbe war
gst in der katholischen Kirche der Gegenstand von Verhandlungen,
enken und mehr oder minder strengen Verboten geworden. Man war
eigt, es überall für ein liebloses Gewinnmachen auf des Nächsten Unkosten
usehen und so mit sündhaftem Wucher allgemein für identisch zu nehmen.
:ade im Beginn des Reformationszeitalters wurden über dasselbe neue,
ere Klagen in Deutschland laut. Dagegen war z. B. Eck auf seiner
putation in Bologna für die Rechtmäßigkeit von Darlehen mit (übrigens
zigen) Zinsen eingetreten. Mit großem Interesse nahm nun auch Luther
er Frage sich an. Er gab 1519 einen sogenannten Sermon über den
icher heraus, dem gegen den Schluß des Jahres eine noch ausführlichere
rbeitung folgte. Und zwar nahm auch er hier einen sehr strengen
ndpunkt ein. Zum mindesten forderte er, daß der Ausleihende hin-
lich des Ertrags seines Geldes allen denjenigen Gefahren mit unterworfen
welche über den Schuldner beim Gebrauch des Geldes durch die Elemente,
nkheiten oder andere Zufälle kommen. Seine eigentliche Meinung aber
daß man gemäß Jesu Gebot (Matth. 5, 42) „williglich leihen solle
e allen Aufsatz der Zinse." Wir werden auf Luthers Auffassung solcher
aler Verhältnisse an einem spätern Orte, wo er sie noch umfassender
sein Wort meint ziehen zu müssen, zurückkommen. Hier haben wir,
wenig wir bei Luthers Forderungen eine genügende Einsicht in die
liegenden Probleme finden können, jedenfalls den regen sittlichen Eifer
beachten, der ihn neben allen seinen anderen theologischen und kirchlichen
eiten auch schon auf dieses praktische Gebiet zog und mit welchem er
Gebote Jesu, wie das vorhin erwähnte, als wirkliche Pflicht für jeden
en Christen wollte geltend gemacht haben.[2])

Nach der Leipziger Disputation folgte dann, wie wir sahen, eine
eitschrift Luthers rasch auf die andere, ja er hatte mehrere zugleich in
Feder und unter der Presse. Seine ganze Persönlichkeit war bei ihnen
eiligt. Mit den offenen und versteckten Angriffen seiner Feinde, mit
Tiefe des Gegensatzes, der sich zwischen ihm und den Männern des
ischen Kirchenthums aufthut, mit dem Gedräng, in das ein Eck und
ser ihn bringen wollen, und den Gefahren, die er kühn auf sich nimmt,
gst auch die Energie, mit der er für seine Wahrheit sich wehrt, und
Heftigkeit die in seinem Naturell lag.

Und doch, wie wenig geht auch jetzt seine Thätigkeit darin
Sondern gerade auch jetzt richtet sich sein Streben vielmehr dahin,
christlichen Heilsweg, für den er freilich auch in den neuen kirchl
Streitfragen zu kämpfen sich bewußt war, positiv immer voller und
der christlichen Gemeinde darzulegen, mit dem Worte des Lebens die Se
zu speisen, mit dem Evangelium die beladenen und gebundenen Ge
aufzurichten und fort und fort vor der Sucht eigener Gerechtigkeit
eiteln Werkdienstes sie zu warnen, die ihm noch weit gefährlicher
als aller äußere Druck der päpstlichen Tyrannei. Es ist merkwürdig,
seine für die Gemeinde bestimmten Schriften auch jetzt noch von dem St
punkt über die päpstliche Hoheit absehen, der seit der Leipziger Disput
für die weitere Entwickelung des reformatorischen Kampfes so entsche
wurde. Erst seit er im Papste den direkten, hartnäckigen Feind und Un
drücker jenes Evangeliums Jesu Christi und eben hiemit den Anti
selbst sah, wird sein lebendiges Zeugniß von jenem unmittelbar auch
flammenden Zeugniß wider diesen. Es konnten ihm Worte des Unmu
entfahren, daß er neben seiner schönen Arbeit an Gottes Wort seine
mit Streitschriften gegen Feinde der genannten Art verderben müsse.
Zeit und Kraft aber hielt er für jene zusammen. Neben seinen bibli
Vorlesungen an der Universität versah er sein Predigtamt in der ga
Ausdehnung, welche er ihm mit Sonntagspredigten, Wochenpredigten,
gar täglichen Predigten gegeben hatte. Und dazu entfließen jetzt sei
Feder noch reichlicher als zuvor kleine Druckschriften, welche nach verschiede
Seiten hin jenem Einen Zwecke dienen und eben nur insoweit, als je
praktische Interesse es forderte, die Polemik aufnehmen wollten; die wichtig
unter ihnen sind, während sie tief in die Heilslehre eindringen, in
Muttersprache abgefaßt — zum Besten einfacher Christen. Er selbst s
einmal: „ich habe eine schnelle Hand und ein fertiges Gedächtniß, so
Alles, was ich schreibe, mehr von selbst fließt, als erst hervorgeholt werd
muß; dennoch genüge ich kaum dem Vielen, was mir obliegt.“ Er kl
bald nachher auch, daß seine Büchlein so unpolirt und confus seien;
möchte wohl, daß sie allesammt dahinfielen, obwohl er wünsche, daß
Gegenstände, von denen sie handeln, Allen bekannt würden; man müsse
ihnen das Gold erst aus dem Koth auflesen. In Wahrheit strömen dar
Worte des Geistes und der Kraft, wenn auch die Form oft lose ist.
empfindet bei diesen Schriften noch weit mehr als in denen gegen Ec
Genossen, wie der Verfasser selbst von seinen Ideen getragen ist und
freudigem Drange sie sich entfalten läßt.[1])

Zu einer seiner sinnigsten und originellsten rein praktischen Schrift
veranlaßte ihn im September 1519 eine Krankheit seines Kurfürst
und ein an ihn von Spalatin gerichtetes Ansuchen. Wie Christus

in Vorbild der barmherzigen Liebe gegeben habe und das, was man den
eidenden Brüdern erweise oder versage, als Etwas aufnehme, was man
hm selbst angethan, so, sagte Luther, wisse auch er sich jedem seiner Nächsten
m jetzt zumeist seinem gütigen Landesherrn verpflichtet. Er wollte dem-
elben eine Trostschrift für solche Christen überreichen, welche überhaupt
on zeitlichen Leiden beschwert seien. Zugleich ließ er sie, die er lateinisch
iedergeschrieben, durch Spalatin ins Deutsche übertragen, worauf sie zu
nfang des nächsten Jahres in beiden Sprachen veröffentlicht wurde.
nter einem „Sturm von Geschäften" brachte Luther sie zu Stande, während
gerade mit seinem heftigen Erguß gegen Emser beschäftigt war; ihr ist
evon Nichts anzuspüren: sie athmet Ruhe in Gott und innige Erhebung
ihm. Er wünschte sein Manuscript derselben bald von Spalatin zurück-
erhalten, um auch selbst sich mit ihrem Inhalt zu trösten, der ihm nicht
lezeit so gegenwärtig sei. Zwei Tafeln mit je sieben Bildnissen will er
ihr zusammenstellen: sieben Bilder oder Betrachtungen der Uebel, mit
ren Anblick Gott uns tröste und sieben Bilder guter Dinge, die Gott uns
r Augen halte. Deshalb nannte er sie mit griechischem Namen Tessara-
kas, das heißt die Vierzehen. Sie wollte Luther an die Stelle der
erzehen sogenannten Nothhelfer setzen, d. h. der vierzehen Heilige, an welche
s abergläubische Volk als an sonderliche Helfer aus allen Nöthen sich zu
enden pflege. Die sieben Uebel, welche wir anschauen sollen, unter-
scheidet Luther in eigenthümlicher Weise also: Wir haben ein Uebel in uns,
s ärgste von allen, das inwendige Böse, dessen volle Empfindung für uns
unerträglicher höllischer Pein werden müßte und auf welches nun Gott
s Gefühl der sinnlichen Uebel uns nur milde hinweisen will; jenes
ebels also sollen wir gedenken, so werden im Vergleich damit diese uns
it leichter werden. Wir haben ferner so viele Uebel vor uns, in der
kunft; viel schlimmere als diese gegenwärtigen müßten wir allezeit fürchten,
) Gott uns nicht behütete, — zuletzt den unentrinnbaren Tod, und über
les Andere ein Dahinfallen auf unserem schlüpfrigen Pfade unter den
rderben bringenden Anläufen und Versuchungen der Finsterniß; wie leicht
lten wir da das gegenwärtige Leiden tragen, wenn Gott selbst durch dieses
s weiter fördern will. Wir haben Uebel hinter uns, in der Ver-
ngenheit; der Herr ist mit uns gewesen, während wir mit dem eigenen
rgen Nichts vermocht hätten: was sind wir jetzt so ängstlich und über-
sen nicht ihm die Sorge? Unter uns haben wir gar die Hölle, die wir
it mehr als so viele andere unselige Menschen verdient hätten; Gott aber
unsere Sünden nicht vor sein Angesicht kommen lassen; lobpreisen sollen
ihn unter jeglichem zeitlichen Uebel: es ist dem gegenüber, was wir
dienen, nur wie ein kleiner Tropfen im Vergleich mit dem Meere.
blicken sollen wir weiter auf ein Uebel zu unserer Linken, näm-

lich auf den Haufen gottloſer Widerſacher, welche unſerer Seele ſchaden möchten und es doch durch Gottes Obhut nicht vermögen, und welche ſelber bemitleidenswerth in Sünde und unter Gottes Zorn liegen, während uns der gütige Gott im Glauben und in Chriſti Reich nur kleine leibliche Beſchwerden auflegt. Hinblicken ſollen wir zu unſerer Rechten auf unſere Freunde, über welche dieſelben Leiden wie über uns ergehen, — auf alle die Heiligen, die uns zum Vorbild hierin geworden ſind und welchen wir nur durch unſere Nachfolge die rechte Ehre erweiſen; Gottes Kinder ſind wir nur, wenn auch wir in Gottes Zucht ſtehen. Ueber uns endlich erheben wir das Herz zum gekreuzigten Chriſtus, dem Haupt aller Leidenden, deſſen Blut den Würgengel abhält und deſſen Leiden alle Leiden, auch den Tod, verſüßt. Aehnlich zeigt Luthers zweite Tafel die Güter in uns, nämlich alle die leiblichen und noch vielmehr die geiſtlichen Segnungen, deren wir bereits innerlich genießen im Glauben an Gottes Wort und Wahrheit; — das Gute vor uns, nämlich die Hoffnung beſſerer Zukunft, welche Gott bei aller Ungewißheit der irdiſchen Dinge den Menſchenkindern ſchenkt, damit ſie nicht gar verzweifeln, und noch vielmehr die ſichere Chriſtenhoffnung auf ein ſeliges, herrliches Ende der ganzen irdiſchen Tragödie; — das Gute hinter uns, indem wir längſt erfahren haben, wie Gott alle unſere Wege zuvor verſehen und uns zu unſerem eigenen Staunen hat ausrichten laſſen, was wir mit unſerem Willen nie ſo vollbracht hätten; — das Gute unter uns, ja ein Gutes auch im Anblick der Verdammten, daß nämlich ihr Exempel uns jetzt zur heilſamen Mahnung und Warnung geſetzt iſt und daß wir in ihnen die Gerechtigkeit Gottes ſehen, der die Verfolger der Gottſeligkeit ſtraft und ſeine Erwählten von ihnen befreit; — das Gute zu unſerer Linken im Anblick unſerer gegenwärtigen Widerſacher, ſofern die Wohlthaten, die Gottes Güte auch ihnen in ihrem zeitlichen Leben erweiſt, noch vielmehr uns dieſer Güte und ihrer höchſten, unſichtbaren Gaben verſichere und ſofern Jener Sünden uns Uebung in der Tugend und in dem Kampfe geben, welchem die Krone des Lebens verheißen iſt; — das Gute zu unſerer Rechten, das iſt die Gemeinde der Heiligen, unſere Brüder und Freunde, ſie, deren Güter und Tugenden alle auch unſer ſind, die ſammt Chriſto in allen unſern Leiden mit leiden und unſere Laſt mit tragen, deren Glaube unſerem Zagen aufhilft, die wie Glieder eines Leibes beſorgt ſind, daß die Ehre der einen der andern Schande decke, — die Gemeinſchaft der Heiligen, zu der wir uns bekennen in dem Glauben an den heiligen Geiſt, an eine heilige, katholiſche Kirche; — endlich ſiebentes das Gute über uns, welches iſt Chriſtus, der auferſtandene Herr der Herrlichkeit, der in ſeiner Auferſtehung die Sünde zerſtört, den Tod verdammt, die Hölle beſiegt, die Gerechtigkeit auferweckt, das Leben wiedergebracht hat, und der ſeine Gerechtigkeit uns ſchenkt, ſeine Verdienſte uns mittheilt, ſeine

nd auf uns legt, so daß wir es gut haben und durch ihn das Gesetz füllen und über Sünde und Tod obsiegen. — Erasmus hat noch vier hre nachher diese Schrift Luthers, von dem er damals schon sich los=sagt hatte, dem Bischof von Basel rühmend zugeschickt, indem sie auch i völligen Gegnern der Lehre Luthers großen Beifall finde. Er meinte bei: Luther habe sie geschrieben, ehe es mit der Raserei des Streites so eit gekommen sei. Von dieser zeigt sich in ihr allerdings keine Spur. ohl aber sehen wir in ihr, wie Luther mitten in der Heftigkeit des Streits d eben auch im Gedanken an jene Widersacher sich innerlich zu fassen chte und wußte. Wir beachten ferner hier und ebenso in andern gleich=tigen Schriften, wie er gerade jetzt, wo man ihm Abfall von der chlichen Einheit vorwarf und ihn aus der Kirche ausschließen wollte, r um so lebensvoller von derjenigen Gemeinde zeugte, welche in Wahr=it die Kirche sei, und nur desto inniger seiner Gemeinschaft mit ihr sich tröstete.[1])

Verwandt nach Inhalt und Zweck ist ein Sermon „von Be=itung zum Sterben", welchen Luther auf Spalatins Bitten ver=ßte. Derselbe ist einfacher gehalten als die Tessaradekas, — ganz für ien bestimmt. Auch bei ihm mochte Luther zugleich an Bedürfnisse der genen Seele denken und das, was er Andern predigte, sich selbst ins Herz ägen; wenigstens bekennt er im Herbst 1519 einmal dem Staupitz An=andlungen von Todesschrecken neben dem Wunsch, das üble Leben los zu in. In dem Sermon lehrt er namentlich auch das rechte Verhalten gegen ejenige Anfechtung, die ihn selbst schon im Kloster oft so furchtbar quälte, - gegen die beängstigenden Gedanken über die göttliche Vorherbestimmung m Heil oder zur Verdammniß. Er nennt es die größte, listigste Kunst s Teufels, daß derselbe die Seelen hierüber ungeduldig und ihnen ihren ott verdächtig, ja gar verhaßt mache. Aber er weiß jetzt und lehrt: „Du ußt die Hölle mit der Vorherversehung nicht in dir noch in ihr selbst an=hen; sondern siehe das himmlische Bild Christum an, der um deinetwillen n Gott verlassen gewesen ist, als ob er verdammt wäre ewiglich; in dem ild ist überwunden deine Hölle, und deine ungewisse Versehung gewiß ge=acht, daß, so du das glaubest als für dich geschehen, du in demselben lauben gewißlich behalten wirst; suche dich nur in Christo, so wirst du ch ewiglich in ihm finden".[2])

Die christliche Erkenntniß der Gemeinde suchte Luther jetzt besonders rch Belehrung über die Sakramente zu fördern und zu läutern, und ar auch dieß immer in praktischer Absicht, nämlich, wie er sagt, „ange=en, daß so viel betrübt und beängstet Gewissen gefunden und ich bei mir bst erfahren, die der heiligen und voller Gnaden Sakramente nicht er=nen noch zu brauchen wissen, sich leider mit ihren Werken mehr ver=

messen zu stillen, denn durch die heiligen Sakramente in Gottes Gnaden Frieden suchen."

Eines deutschen Sermons „Vom Sakrament der Buße," der noch im Jahre 1518 erschien, ist schon oben (S. 195) beiläufig gedacht worden. Er bezog sich zurück auf den Sermon vom Ablaß und wollte, während dieser von der Vergebung der Pein oder Genugthuung (nach erhaltener Absolution) gehandelt habe, von der Vergebung der Schuld selbst handeln, die ohne Maßen wichtiger sei als jene und nur von Gott allein verliehen werden könne. Da führte er denn aus, wie diese für uns nicht in eines Menschen Gewalt stehe, sondern allein auf Christi Verheißungswort und auf unserem Glauben; und da erklärte er, wie wir schon oben hörten, daß in Kraft jener Verheißung nicht blos ein Priester, sondern, wo es Noth thue, ein jeglicher Christ dem in Sünden geängstigten Bruder fröhlich ein Urtheil sprechen könne: sei getrost, dir sind deine Sünden vergeben, — und daß, wer dies als ein Wort Gottes aufnehme und glaube, gewißlich die Vergebung habe; denn die Zusage Christi: „was ihr auf Erden löset, soll auch im Himmel los sein," sei nicht allein dem Petrus (Matth. 16), sondern Allen insgemein (Matth. 18, 18) gegeben. Den Namen Sakrament beließ Luther der kirchlichen Buße, deren ganzes Gewicht ihm auf diese Zusprache der Vergebung an die Gläubigen fiel, auch fernerhin. [1])

Jetzt ließ Luther zwei Sermone, vom Sakrament der Taufe und vom Sakrament des heiligen Leichnams Christi, d. h. des Abendmahles, folgen, — den zweiten in unmittelbarem Anschluß an den ersteren; und zwar hatte er den zweiten zu Ende November 1519 unter der Presse. Beide zusammen widmete er mit dem von der Buße der Herzogin Margarethe von Braunschweig und Lüneburg. An den vom Abendmahl reihte er endlich noch einen Sermon vom Banne (zu unterscheiden vom lateinischen Sermon über denselben Gegenstand aus dem Sommer 1518, s. oben S. 209). [2])

Wir haben in den Sermonen von der Taufe und dem Abendmahl schon die bleibenden Grundzüge der lutherschen Sakramentenlehre. Vorhalten will er darin die höchste himmlische Gnadengabe, die den Sünder beseligt und umwandelt; im äußern Zeichen ist sie dargestellt und dargeboten; aber sie kann nur vom innern Menschen im Glauben an Gottes Gnade wahrhaft angeeignet werden.

In der Taufe, sagt der erste Sermon, tauche man den Menschen ins Wasser und hebe ihn wieder heraus: es sollte wenigstens also sein und wäre recht, daß man, wie das Wort Taufe besage, den Täufling ganz ins Wasser senkte und nicht blos begösse. Das sei die Taufe als äußerlich Zeichen. Ihre Bedeutung sei ein seliglich Sterben der Sünde und Auferstehen eines neuen Menschen in Gottes Gnade. Was sie so bedeute, das

ſſe dann durchs ganze Leben fortgehen und vollziehe ſich erſt vollends
t dem leiblichen Tod. Aber ſchon dort habe Gott dazu mit dem Täuf-
g ſich verbunden in tröſtlichem Bunde, daß er ihm die Sünde nicht
hr zurechne und die noch vorhandene Sünde täglich mehr ausgetilgt
rde. Das dritte Stück des Sakraments endlich, nächſt dem Zeichen und
: Bedeutung, ſei der feſte Glaube eben daran, daß das Sakrament
lches gewißlich anhebe und wirke und ſo mit Gott uns verbinde; dieſer
aube ſei das Allernöthigſte, er ſei der Grund alles Troſtes. Von hier
s will Luther auch das Sakrament der Buße recht verſtehen lehren.
an lehrte in der Kirche, als ob in dieſem die Chriſten, welche nach ihrer
ufe gefallen ſind, einen neuen, mühſamen, ja gar unſicheren Weg des
iles mit eigenen Genugthuungen gewinnen müßten, als ob, nach dem
sſpruch eines Alten, ihr Schiff zerbrochen wäre und ſie nur noch wie
f einem Brett ſich retten könnten. Nach Luther behält vielmehr auch
Buße ihren Grund im Taufſakrament; die Vergebung, die Gott ſchon
dieſem zugeſagt, theilt er in jener aufs Neue zu; die Taufe bleibt
iftig; nur glauben müſſen wir wieder, — „glaubſt du, ſo haſt du.“
cht minder ermahnt Luther von hier aus, daß wir nicht vermeinen, durch
: Taufe ſchon ganz von der Sünde rein zu ſein und uns nun mit unſern
ten Werken Verdienſte anſammeln zu können, ſondern daß wir fort und
t daran arbeiten, die Sünde weiter abzutödten und ſo unſerm Tauf-
lübde zu entſprechen. Er kommt endlich von hier aus auf die „gemeine
age“, welche Gelübde höher ſeien, das der Taufe oder die beſonderen
elübde der Keuſchheit, Prieſterſchaft, Geiſtlichkeit. Die
twort, ſagt er, ſei leicht. In der Taufe geloben Alle das Eine: die
ünde zu tödten und heilig zu werden durch Gottes Gnade, dem wir uns
rgeben wie Thon dem Töpfer. Eben zu dieſem Behufe nun möge man
ch dem beſonderen Orden der Keuſchheit oder Geiſtlichkeit ſich verbinden,
ı unter den Laſten und Martern deſſelben deſto mehr an jenes Sterben
) zu gewöhnen und dem Zweck der Taufe nachzukommen. Aber leider
ke man jetzt in dieſen Ständen an Größe der eigenen Werke und mache
eln Pomp, die Bedeutung der Taufe aber habe man vergeſſen. In ſolcher
eiſe begann das Urtheil des Reformators gegen dieſe Gelübde; noch denkt
nicht daran, ſie abzuthun, möchte vielmehr auch für ſie einen guten Sinn
vinnen; aber den Grund, auf welchem ihr Anſehen vor der Menge ruhte,
: er ihnen bereits weggezogen. [1])

In beſonders reicher, lebensvoller Ausführung verkündet ſodann der
ere Sermon das Heilsgut, deſſen der Glaube im Abendmahl genieße.
r Titel war: „Ein Sermon von dem hochwürdigen Sakrament
s heiligen wahren Leichnams Chriſti, und von den Bruder-
aften.“ Auch bei dieſem Sakrament, ſagt Luther, müſſe man ein

dreifaches kennen: das Zeichen, die Bedeutung und den Glauben, der die beiden zusammen zu Nutz und in den Brauch bringe. Das Zeichen stehe hier in der Gestalt des Brotes und Weines, wie bei der Taufe im Wasser. Die Bedeutung oder das Werk dieses Sakramentes sei, wie ja auch der Name Communion besage, Gemeinschaft aller Heiligen, darin stehend, daß alle geistlichen Güter Christi und seiner Heiligen darin uns mitgetheilt und gemein werden und wiederum alle Leiden und Sünden auch gemein werden, und also Liebe gegen Liebe angezündet und vereinigt werde. — Indem Luther so zuerst kurz vom äußerlichen Zeichen redet, fügt er hier bei: wie er von der Taufe gesagt habe, daß es füglicher wäre, ganz ins Wasser zu tauchen, wegen der Völligkeit des Zeichens, so wäre es auch ziemlich und fein, daß man das Sakrament des Leibes Christi allen Gästen und nicht allein den Priestern in beiderlei Gestalt gebe und nicht blos stückweise (das Brot ohne den Kelch); so habe es Christus eingesetzt; es wäre gut, daß die Kirche in einem Concil es wieder so verordnete. — Weiter erklärt er dann: das Zeichen dieses Sakraments, Brot und Wein, sei ein göttlich Zeichen, da Christi natürlich Fleisch und Blut wahrhaft inne sei. Nicht auf diese Gegenwart des Leibes Christi für sich aber legt er das Gewicht, sondern auf jenen geistlichen Schatz und Genuß, der eben durch das den Leib Christi in sich hegende Zeichen solle bedeutet und gewirkt werden. Und das ist ihm eben jene „Communion" oder Gemeinschaft, jenes völlige innerliche Einswerden mit dem Heiland und allen seinen Gliedern. Wir haben in seiner Tessaradekas bemerkt, wie wichtig ihm gerade damals überhaupt diese Idee war; vorzüglich im Abendmahle nun sieht er sie dargestellt und verwirklicht. Er hat sonst beim Abendmahl, und zwar mit Anschluß an die Einsetzungsworte des Herrn, vielmehr speciell das Eine Grundmoment der Sündenvergebung betont, die uns auf Grund des Opfertodes Christi und im Genuß seines für uns hingegebenen Leibes zu Theil werde; und wir wissen ja, wie wichtig ihm diese stets und überhaupt gewesen ist; er sieht auch jetzt im Blute den Hinweis auf Jesu Marter für unsere Sünden. Allein er versenkt sich jetzt ganz in jene umfassendere Idee: nicht Christi Leiden blos, sondern sein ganzes Leben, seine guten Werke, ja Alles, was er hat, kommt uns zu gut und wird unser eigen; und die Gemeinschaft mit ihm ist zugleich die mit allen seinen Heiligen, ihren Tugenden, Leiden und Gnaden. Ferner ist mit dem Wesen solcher Gemeinschaft und dem Genusse solchen Gutes unmittelbar auch unsere Verpflichtung gesetzt: daß wir nämlich nun in gleicher Liebe zur Gemeinschaft mit den andern Christen uns wandeln, ihrer aller Gebrechen und Nothdurft an uns nehmen und sie Alles, was wir Gutes vermögen, genießen lassen. An diese Gemeinschaft erinnert das aus vielen Körnern gebildete Brot, der aus vielen Beeren bereitete Wein: also wird durch die Gemeinschaft

r Güter Christi und unseres Elends Ein Kuchen, Ein Brot, Ein Leib, in Trank, und desgleichen werden wir in einander verwandelt und gemein rch die Liebe. Darauf weist ferner hin die Verwandlung des Brotes lbst in jenen natürlichen Leib Christi: wie das Brot in diesen wahrhaftigen eib verwandelt wird, also wahrhaftig werden auch wir in den geistigen eib, das ist in die Gemeinschaft Christi und aller Heiligen gezogen und rwandelt. — Bei diesem Allen aber ist es wieder der Glaube, „da die Lacht anliegt.“ Es genügt nicht, zu wissen, was das Sakrament für ein nädiger Wechsel unserer Sünden und Leiden mit Christi Gerechtigkeit sei; ndern man muß dessen begehren und festiglich glauben, es erlangt zu aben. Wer diesen Glauben wohl übet und stärket, der wird empfinden, ie ein fröhlich, reich, hochzeitlich Mahl und Wohlleben ihm sein Gott auf em Altare bereitet hat. Und da sehe dann auch Jeder wohl zu, daß er ch selber ergebe, allen Anderen gemein zu sein und ihnen zu thun, gleich= ie Christus ihm im Sakramente thut. — Indem der Sermon also „Com= nunion“ halten lehrt, stellt er dies schließlich „der bösen Uebung der Bruderschaften“ entgegen. Er meint die sonderlichen Gemeinschaften, n welchen Christen und namentlich auch Handwerksgenossen unter dem Patronat irgend eines Heiligen oder auch unter dem Titel des heiligen eichnams Christi zu besonderen frommen Uebungen und Leistungen sich usammenthaten, welche aber in ein sehr äußerliches, ja grob fleischliches Treiben ausarteten und namentlich an ihren Bundes= und Heiligenfesten neben Meßgottesdiensten ein heidnisches „Fressen und Saufen“ anrichteten. Er will, daß man, so man eine Bruderschaft halten wolle, vielmehr von em Saufgeld arme Leute speise und die Feiertage mit Beten und andern guten Werken hinbringe, auch nicht eigensüchtig von anderen Christen sich sondere. Den Einen Geist mache Christi Bruderschaft allein, und statt Etwas Besonderes mit einer solchen sonderlichen Bruderschaft gewinnen zu wollen, olle man damit vielmehr der Gemeine dienen.

Offenbar hat eben auch der Unfug dieser Brüderschaften, welcher Luthern damals lebhaft vor Augen stand, ihn bestimmt, die Beziehung des Sakraments auf die wahre christliche Gemeinschaft so hervorzuheben. Die nnere, geistliche Bedeutung desselben wollte er ferner der Werthschätzung es bloßen äußerlichen, sakramentlichen Aktes und Werkes entgegensetzen: nan dürfe, sagt er, sich nicht darauf verlassen, daß die Messe oder das Sakrament, wie man es ausdrücke, opus gratum opere operati sei, das eißt ein Werk, welches an sich selbst Gott wohlgefalle, ob ihm schon die icht gefallen, die es thun; man dürfe nicht meinen, es sei gut, viel Messe alten, wie unwürdig sie auch gehalten werde. Am Glauben ferner liegt m so sehr „die Macht an“, daß er nach einem Ausspruch Augustins rklärt: „glaube nur, so hast du das Sakrament schon genossen.“ Macht

doch nach seinen allgemeinen Aussagen über jene Gemeinschaft Christi mit der Heiligen (wie in seiner „Tessaradekas") auch schon der wahre Christenglaube überhaupt ihrer theilhaftig; das Sakrament mit seinem göttlichen Zeichen hilft nur noch in besonderer Weise dazu.

Was sodann näher noch jene „Verwandlung" des Brotes in Christi Leib betrifft, welche zu den Zeichen des Sakramentes gehört, so erklärt der Sermon: „Etliche üben hier ihre Subtilität, — trachten, wie das Brot bleibe, wenns in Christi Fleisch verwandelt wird u. s. w.; — das liegt nicht an, ob du das nicht suchst; es ist genug, daß du wissest, es sei ein göttlich Zeichen, da Christi Fleisch und Blut wahrhaftig innen ist; wie und wo, laß ihm befohlen sein." Luther hatte eben damals beifällig über jene These Melanchthons sich geäußert, daß man an die scholastische und kirchliche Lehre von einer Verwandlung, durch welche die Substanz des Brotes da zu sein aufhöre, sich nicht zu halten brauche. Für die Gemeinde also, für welche er hier schrieb, fand er überhaupt solche Fragen nicht nöthig, er wollte sie wo möglich gar nicht damit behelligen.

Ganz endlich schweigt er von dem Meßopfer, welches für die Kirche zur Hauptsache bei der Feier des Sakramentes geworden war: wesentlich dazu sollte für sie jener Leib Christi gegenwärtig sein, damit er vom Priester immer neu Gott geopfert werde; es war das höchste, herrlichste Werk der Priesterschaft, vor welchem einst Luther in frommen Schauern erbebt war. Jetzt schweigt er davon; er hat davon schon Nichts mehr zu lehren; ehe er aber dagegen lehrt, richtet er erst einfach seine positive Lehre von der wirklichen Bedeutung des Sakramentes auf.

Mit dem Sermon vom Sakramente des Leichnams Christi verbindet sodann jene Idee der christlichen Gemeinschaft den Sermon vom Bann: im Bann verbietet man einem Christen das Sakrament und entsetzt ihn der Gemeinschaft. Aber wie im Sakrament das äußere Zeichen und die Bedeutung zu unterscheiden ist, so muß nun nach Luther von jener geistlichen innerlichen Gemeinschaft, welche der vorangegangene Sermon als des Sakramentes Kraft und Werk bezeichnete, die äußere sichtbare Gemeinschaft mit der äußern Zulassung zum Sakrament unterschieden werden. Nur von dieser kann der Bann oder die Excommunikation absondern, und zwar soll der Bann so als heilsame Zucht gegen offenkundige Sünder geübt werden. Von jener dagegen kann einen kein Mensch, Priester oder Bischof ausschließen, sondern nur die eigene Sünde, der eigene Unglaube. So trug Luther das, was er schon im vorigen Jahr seiner Wittenberger Gemeinde gepredigt und dann gegen die deshalb erhobenen Vorwürfe lateinisch veröffentlicht hatte, jetzt deutsch der ganzen deutschen Christenheit vor und führte es noch weiter aus zur Beruhigung schwacher Gewissen und zum Trotz wider die Tyrannen, welche auf ihre ungerechten Bannsprüche pochen.

ich die äußere Beraubung des Sakramentes ficht ihn nicht an: schon der, lcher unter gerechtem Banne Reue über seine Sünde hege, und vollends r um der Wahrheit willen ungerechten Bann leide, dürfe dennoch jener igen Gemeinschaft, die das Sakrament bedeute, froh werden, ja er dürfe herzlichem Begehren und Glauben auch des Sakramentes selbst genießen istlich, wie der vorige Sermon gesagt habe.

Auf jene Sermone hin sprach nun Spalatin Luthern die Hoffnung s, er werde auch ähnliche über die andern kirchlichen Sakramente irmung, Priesterweihe, Ehe, letzte Oelung) schreiben. Da antwortete ihm ther: „das erwarte Niemand, man belehre mich denn, mit welcher Schrift- lle ich diese andern begründen soll; denn mir bleibt kein Sakrament hr, das ein wirklich Sakrament wäre, wofern nicht eine ausdrückliche ttliche Verheißung zur Uebung des Glaubens gegeben ist; — was sie er über jene sieben Sakramente gefabelt haben, wirst Du zu einer andern it von mir hören." In jenem Sermon von der Bereitung zum Sterben tte er unbefangen auch noch die letzte Oelung unter den Mitteln zu cher Bereitung aufgeführt. Im Sermon vom heiligen Leichnam hatte „die Taufe und das Brot" nur als die „zwei fürnehmlichen kramente in der Kirche" bezeichnet. Nur allmählich schritt er so in der füfung der herkömmlichen Lehren und Uebungen weiter, — noch lang- mer dazu, seine negativen Ergebnisse vor die Gemeinde zu bringen. Zu- ich schrieb er dort an Spalatin, der ihn auch befragt hatte, was zum nte des Priesterthums gehöre: er wisse, je mehr er nachdenke, um weniger hiervon zu sagen; nach Petrus (1. Petr. 2, 9) und Johannes ffenb. Joh. 1, 6; 5, 10) seien alle Christen Priester; jenes kirchliche riesterthum scheine von der Laienschaft durch Nichts sich zu unterscheiden s durch den Dienst am Wort und den Sakramenten; er wundere sich, ber die Priesterweihe den Namen eines Sakramentes bekommen habe; beiteres," sagt er, „mündlich mit Melanchthon, mit dem ich diese Dinge on oft und scharf verhandelt habe!" [1])

Zu einer neuen wichtigen Arbeit friedlicher, erbaulicher Art hatte on vor Abfassung des Abendmahlssermones, schon im Oktober oder fang November 1519, der Kurfürst durch Spalatin Luther anregen ssen: er möge für Geistliche und Gemeinden sogenannte Postillen reiben, oder Auslegungen der kirchlichen Evangelien und Episteln. Zu iligen, friedlichen Studien wollte ihn hiermit sein Fürst von den unruh- llen, bissigen Streitschriften wegrufen. Auch Andere hatten ihn schon : und dringend darum gebeten. Luther erwiderte dem Spalatin: er irde Nichts lieber thun, als den Priestern und Mönchen einen solchen enst erweisen, damit sie der ungewaschenen Fabeln schlechter Predigt- reiber los würden und die reine Lehre Christi unter dem Volke ver-

breiten lernten. Er fürchtete nur, daß es ihm nicht möglich sein werde, ohne seinen Vorlesungen und seinem eigenen regelmäßigen Predigen Eintrag zu thun. Aber schon gleich darauf legte er auch an dieses Werk die Hand und fühlte sich glücklich, wenn er ihm allein sich widmen dürfte. Es schritt freilich nur sehr langsam voran und Luther bedauerte, daß man demselben anschmecken werde, wie sehr seine Seele noch mit Anderem beschäftigt sei. Im Juni des nächsten Jahres schickte er sich an, die erste Abtheilung in die Presse zu geben. Sie erschien jedoch erst im März 1521 und zwar umfaßte sie nur die Perikopen der Adventssonntage. Luther schrieb sie lateinisch, um zunächst eben Predigern zu dienen. Sie ist aber die Vorläuferin seiner deutschen Kirchenpostille geworden. [1])

Mit dieser Arbeit Luthers sind wir bereits in das Jahr 1520 hereingetreten; auch die Herausgabe der Tessaradekas fiel erst in dasselbe. Unterdessen war mit dem Schlusse des vorigen Jahres aus Anlaß seines Abendmahlssermones ein neuer Sturm gegen ihn losgebrochen, wogegen er sofort wieder zu den Waffen griff.

Wir reihen jedoch, ehe wir hierauf übergehen, den vorhin angeführten deutschen Sermonen noch den großen Sermon „Von guten Werken", an welchen Luther gegen Ende Februar sich machte, seinen Anlaß und Inhalt nach an. Auch um eine Ausführung über diesen Gegenstand scheint Spalatin ihn gebeten zu haben. Luther eignete den neuen Sermon dem Herzog Johann, dem Bruder seines Kurfürsten, zu: längst habe er gewünscht, diesem seinen unterthänigen Dienst und Pflicht mit etwas geistlicher Waare erzeigen zu können; jetzt mache ihm hierzu die gnädige Aufnahme Muth, welche sein Büchlein Tessaradekas beim Kurfürsten gefunden habe. Es sollte wieder ein Schriftchen wesentlich für die „ungelehrten Laien" werden. Luther spricht sich über seine Thätigkeit für diese jetzt eigens aus: er wisse wohl, daß Viele seine Armuth verachten, weil er nur Traktätlein und deutsche Predigten für solche Laien mache; ihn aber bewege das nicht; er wollte sich genügen lassen und Gott danken, wenn er nur Einem Laien sein Leben lang mit allem seinem Vermögen zur Besserung gedient hätte; die Ehre größerer Dinge lasse er Anderen herzlich gerne; er wäre indessen vielleicht besser im Stand, es jenen Verächtern in der Kunst großer Bücher gleichzuthun, als sie, nach seiner Art einen kleinen Sermon zu machen. Von den guten Werken vor den Laien zu handeln erschien ihm besonders nöthig, weil in keinem anderen Ding mehr List, Betrug und Verführung der Laien als in jenem statthabe, — weil kein Gold und Edelgestein so mancherlei Zusätze und Abbruch erleide wie sie. Andererseits mußte es ihm darauf ankommen, zu zeigen, daß ihrem wahren Werth seine eigene Lehre vom Glauben und von der Glaubensgerechtigkeit keineswegs Eintrag thue, daß sie vielmehr gerade

rmöge dieſes Glaubens in ihrer Reinheit hergeſtellt werden ſollen; ſchon rmals beſchuldigte man ihn, er verbiete gute Werke. Er arbeitete den ermon zwiſchen der Beſchäftigung mit neuen kirchlichen und theologiſchen treitſchriften aus; derſelbe wuchs ihm unter der Feder zu einem ſtattlichen üchlein heran; erſt im Mai wurde er fertig; Luther hoffte unter dem Schreiben, werde daraus das Beſte von Allem werden, was er bisher geſchrieben. [1])

Der Sermon iſt nichts Geringeres als eine umfaſſende Anweiſung zu nem ſittlich guten Leben und Wirken geworden, wie es Chriſten nach ottes Willen üben ſollen. Er iſt ganz fürs Leben geſchrieben. Zwiſchen en poſitiven Lehrausführungen bricht jedoch in ihm weit ſtärker als in en bisherigen Schriften für Laien auch ein eifernder und kämpfender eformatoriſcher Geiſt durch: derſelbe gilt den Wölfen in Schafskleidern, en welchen, wie die Dedikation ſagt, jene Liſt und Verführung ausgeht; r gilt verwerflichen kirchlichen Satzungen, welche ein echt ſittliches Leben iel mehr hemmen und verderben, als durch heilſame Zucht fördern; er lt indeſſen nicht minder auch allen weltlichen Unſitten und Verderbniſſen n Leben des Volkes und der Einzelnen, der Hohen und der Niedrigen.

Zu Grunde gelegt werden die beiden Sätze, daß gute Werke nur iejenigen ſeien, welche Gott geboten habe, und daß das erſte und höchſte Werk der Glaube an Chriſtum ſei, wie dieſen Jeſus ſelbſt Joh. 6, 28 das rste göttliche Werk nenne. Im Glauben, ſagt Luther, müſſen nun auch lle einzelnen Werke gehen; aus ihm fließt ihre Gutheit. Glauben hat man it Bezug auf dieſe Werke, wenn bei ihnen das Herz in der Zuverſicht n Gott ſteht, daß ſie ihm wohlgefallen: Wo kein Glaube, kein gut Ge=wiſſen zu Gott iſt, iſt ihnen der Kopf ab und ihre Güte iſt Nichts; vermöge des Glaubens ſind ſie gut, ob ſie auch ſo gering wären, wie das Aufheben eines Strohhalms, und werden auch alle einander an Güte gleich, ſowie an einem Leib alle Glieder gleichermaßen von dem Haupte leben und wirken. Soweit iſt indeſſen der Glaube noch gering. Es kommt darauf an, daß man auch unter allen Uebeln des Lebens, wo Gott ſich zornig ſtellt, die gläubige Zuverſicht zu ſeiner Gnade und ſeinem Wohlgefallen behalte, ja, daß man auch unter den ſchwerſten Anfechtungen, wo einen Gott ewiglich zu ver=dammen ſcheint, ſich des Guten und der Gnaden zu Gott verſehe: davon wiſſen die Werkheiligen gar Nichts. Der Glaube, fährt Luther fort, iſt das Werk oder die Erfüllung des erſten der zehen Gebote: einen Gott haben heißt vor allem ihm und ſeiner Gnade herzlich vertrauen. Dieſer Glaube bringt die Liebe und Hoffnung mit ſich: ich traue Gott, indem ich gedenke, er wolle mir günſtig und hold ſein, und dadurch werde ich ihm wieder hold. Dieſer Glaube alſo muß dann nach Luther nicht bloß alle Werke begleiten, ſondern aus ihm ſelbſt fließen und gehen ſie alle. Ja auch wenn wir nicht wirken, ſondern müßig ſind, muß dieſer Müßigang in des Glaubens Uebung und Werk geſchehen: der Glaube kann

nimmer müßig werden. In diesem Glauben erklärt Luther die Gläubigen f innerlich frei von den Gesetzen und Zeremonien, durch welche man die Mensch zu den guten Werken bringe. Hätte Jedermann den Glauben, so bedürfte m ihrer nimmer. Keineswegs sind dadurch die guten Werke verboten: im Gegn theil, es thäte sie dann Jeder von selbst zu aller Zeit; die Freiheit des Glaube gibt nicht Urlaub zur Sünde, sondern sie gibt Urlaub allerlei Werke thun und Alles zu leiden, wie sie vor die Hand kommen, daß nicht an e oder etliche Werke allein Jemand gebunden sei." Diejenigen aber, wel im Verständniß solchen Glaubens und Lebens noch Kinder und jener äußer Dinge bedürftig sind, soll man nicht verachten, sondern tragen und ihn kein Aergerniß geben. Fragt weiter einer, wie er der Gottgefälligkeit sein Werke gewiß sein solle, da er doch zuweilen falle oder über die Sch fahre, so antwortet Luther: der Glaube stehet wieder auf, denn wir habe einen Fürsprecher vor Gott, Jesum Christum, der da ist eine Vergebu für alle unsere Sünden (1 Joh. 2, 1 f.). Endlich kommt Luther auf di jenige Frage, welche freilich die nöthigste sei, — wo denn „der Glau und die Zuversicht möge gefunden werden und herkommen", und lei überhaupt diese Zuversicht, daß Gott uns hold sei, einzig eben von jene Christus ab und von der Liebe, die Gott in Christo uns erwiesen. Dies Glaube, der bei allen Werken sein muß, damit sie gut seien, kommt nic etwa vom Werk und Verdienst der Werke her, „sondern er muß aus de Blute, Wunden und Sterben Christi quellen und fließen, in welchem d siehst, daß dir Gott so hold ist, daß er auch seinen Sohn für dich gibt, d muß dein Herze süß und Gott wiederum hold werden; — wir lesen nir daß Jemand der heilige Geist gegeben sei, wenn er gewirket hat, aber alle zeit wenn sie haben das Evangelium von Christo und die Barmherzigkei Gottes gehört; aus demselben Worte muß auch noch heute und allezeit de Glaube und sonst nirgend herkommen."

Dies der Gedankengang des ersten und fundamentalen Haupttheiles der Schrift, in welcher Luther sein Bestes niedergelegt zu haben hoffte. Es war die erste so eingehende Ausführung über das Verhältniß von Glauben und Werken, welche er in einer deutschen Schrift vortrug. Auch das ganze sittliche Leben mit allen den einzelnen Werken, von welchen er dann weiterhin nach den übrigen zehen Geboten redet und nicht minder mit den Momenten des „Müßiggehens" ruht ihm so wesentlich auf der Versöhnung in Christo und auf der Erfahrung göttlicher Liebe. Daher kommt ihm der Trieb des gottgefälligen Wirkens, daher das gute Gewissen, das der rechte Christ bei allem diesem Wirken haben darf und soll und vermög dessen die Werke erst gut sind, daher die Freiheit, mit welcher der Gläubig ohne allen Zwang des Gesetzes wirkt je was ihm vor die Hand kommt.

Die weitere Ausführung folgt dem Dekalog.

Luther hat in diesem stets die drei ersten Gebote nach der herkömmlichen Zählung als den Inhalt der ersten Tafel betrachtet. Ihre Werke üpft er unmittelbar an das des ersten Gebotes; daraus, daß wir nach esem Gebot ein gut Herz und Zuversicht zu Gott haben, fließt das gute erk des zweiten Gebots — nämlich „Gott preisen, seine Gnade bekennen, m alle Ehre geben allein", darnach das Werk des dritten — nämlich Gottesdienst üben mit Beten, Predigt hören, dichten und trachten Gottes ohlthat (d. h. auf sie sein Dichten und Trachten richten), dazu sich kasien und sein Fleisch zwingen."

Wichtig sind für uns vermöge ihres eigenthümlichen und reformatischen Inhalts besonders seine Erklärungen zum dritten Gebot „Du sollst n Feiertag heiligen". Er handelt hier vor Allem von kirchlichem Meßottesdienste, auf welchen uns bereits sein Sermon vom Sakramente s Leichnams Christi geführt hat. Jetzt stellt er in den Mittelpunkt jene insetzungsworte des Abendmahls, durch welche der Herr ein neues ewiges estament in seinem für unsere Sünden vergossenen Blute gestiftet und zu s Testamentes Urkunde seinen eigenen Leib unter Brod und Wein uns lassen habe. Verkündigung dieses Testamentes soll auch die Predigt sein, ährend sie statt dessen gemeiniglich in untüchtige Fabeln spaziere. Und esen Gottesdienst erklärt er für die einzige Zeremonie und Uebung, die hristus eingesetzt habe, darin sich seine Christen sammeln und üben, aber cht ein bloß Werk treiben, sondern einen überschwänglichen Schatz im lauben genießen sollen. Wie man ferner die Messe griechisch Eucharistie, h. Danksagung nenne, so solle man darin für solch selig Sakrament ott loben und danken. Aber, ruft er aus, wie viele sind jetzt Messen in r Welt und wie Wenige, die sie mit solchen Glauben und Brauch hören! avon, daß die Kirche in der Messe vielmehr den Leib Christi Gott zu nem Opfer und zwar Versöhnungsopfer darbringen wolle, schweigt er ieder. Doch schon läßt er noch Weiteres von sich erwarten; er fügt inen Aeußerungen über die Messe bei: „davon ein ander Mal mehr." — u den Werken des Gottesdienstes rechnet Luther auch die „Uebungen des leisches, seine grobe Lust zu tödten", mit Fasten und Wachen. Er hat itlebens auch der leiblichen Kasteiung Werth beigelegt. Aber er ßt solche äußere Uebungen nur noch in soweit gelten, als der Einzelne irklich ein sittliches Bedürfniß dafür in sich fühlt und als nicht die Gesundheit des Leibes dadurch Schaden leidet, dergleichen er sattsam bei sich lbst erfahren hatte. Ja, er fordert kurzweg auf, Alles, was über dieses laß gehe, zu lassen, obs auch Papst, Bischöfe nnd Beichtiger gebieten ögen. — Dieselben Grundsätze christlicher Freiheit und innerlicher Sittchkeit bestimmen ihn sodann auch in seiner Auffassung des alttestamentlichen ebotes der Sabbathruhe, und zwar ist er auch darin sich immer we-

sentlich gleich geblieben. Diejenige Feier, die Gott hiermit vornehmlich meint, ist nach ihm die geistliche, daß wir nämlich Gott allein in uns wirken lassen, unsere widerstrebenden Sinne und Begierden dämpfend, wozu eben auch jene Kasteiung des Fleisches dienen möge. Die leibliche Feier von der Arbeit sei für die Christenheit laut Col. 2, 16 f. nicht mehr geboten, sondern es möchten hier nach Jesaia 66, 23 alle Tage Feiertage und wiederum auch Werkeltage sein. Doch sei solch Feiern noth und von der Christenheit verordnet, weil wir noch unvollkommen seien, sonderlich der unvollkommenen Laien und Arbeitsleute wegen, und zwar zu dem Zwecke, daß das Wort Gottes gelehrt und die Gemeinde zu einträchtigem Gebet versammelt werde.

Bei der Ausführung der zweiten Tafel ist besonders reichhaltig die des vierten Gebotes. Sie umfaßt nicht bloß die Pflichten der Kinder und zugleich der Eltern, sondern auch die Stellung der kirchlichen, obrigkeitlichen und hausherrlichen Gewalt, die Pflichten der Träger dieser Gewalten, wie die Pflichten der Untergebenen. Innerhalb des Standes, den hier Jeder einnimmt, lehrt Luther Jeden das Seinige wirken. Hier lehrt er Jeden in der Stille an guten Werken reich werden, statt daß man sonderlicher Heiligkeit halber aus der Welt fliehe und in ein Kloster laufe. — Indem er aber auf die geistliche Gewalt zu reden kommt, predigt er nun ohne Bedenken auch vor den Laien laut von den Schäden der Gegenwart und fordert Reform wider die gegenwärtigen Gewalthaber. Man solle der geistlichen Mutter, der heiligen Kirche und geistlichen Gewalt wie leiblichen Eltern Ehre und Gehorsam erweisen in allen Dingen, die nicht wider die drei ersten Gebote gehen. Jetzt aber lasse die geistliche Obrigkeit ihr eigen Werk, die Pflege der Frömmigkeit und Zucht liegen, wie eine Mutter, die von ihren Kindern weg einem Buhlen nachlaufe, und nehme wie Eltern, die Etwas wider Gott gebieten, fremde und böse Werke vor. Vornehmlich werde von Rom aus mit geistlichen Gütern, Ablaß, Pfründenverkauf u. s. w. ein schamloser Markt getrieben; was zu Gottesdiensten gestiftet sei, müsse den römischen Buben und Huren dienen. Da, sagt Luther, sollten wir thun wie fromme Kinder deren Eltern toll und wahnsinnig sind worden. Er sieht nur noch das eine Mittel übrig, daß Könige, Fürsten, Adel, Städte und Gemeinde selbst anfingen und der Sache einen Einbruch machten, damit dann auch die Bischöfe und Geistliche, die jetzt zu furchtsam seien, veranlaßt würden, nachzufolgen. — Das Erste, was er bei dieser Forderung kirchlicher Reform ins Auge faßt, ist also eben jene Pflege des christlich sittlichen Lebens. Weiter dehnt er endlich, zur bürgerlichen Obrigkeit übergehend, seinen Ruf nach Reform auch schon auf solche Gebiete des sittlichen Lebens, welche unter ihr stehen, aus; er fordert namentlich ein Abthun des argen „Fressens und Saufens", des großen Kleiderluxus,

es wucherischen Zinskaufs und der „gemeinen Frauenhäuser" (d. h. Bordelle).

Ueber die Werke der andern Gebote redet Luther weit kürzer, macht aber jedesmal wieder besonders auf ihren Zusammenhang mit dem Glauben aufmerksam. Dem Glauben, sagt er, der nicht daran zweifelt, einen gnädigen Gott zu haben, wirds auch gar leicht werden, dem Nächsten gnädig und günstig zu sein und die zornigen und rachsüchtigen Begierden zu überwinden. In solchem Glauben zu Gott lehret uns der Geist, alle unreinen, unkeuschen Gedanken zu meiden und so das sechste Gebot zu erfüllen. So das Herz auf göttliche Huld sich verläßt, kann es nicht nach dem zeitlichen Gut anderer trachten, noch am Gelde kleben, sondern braucht dies mit fröhlicher Milde dem Nächsten zu Nutz. Wo diese Zuversicht ist, da ist auch ein muthig, trotzig, unerschrocken Herz, das überall, wie im achten Gebote liegt, für die Wahrheit einsteht, es gelte Hals oder Mantel, es sei wider Papst oder Könige. — Eben diese Sätze Luthers mögen zugleich zeigen, wie tief und umfassend er den Willen Gottes, den die Worte des Dekalogs nur in Verboten aussprechen, im Geiste des Glaubens verstehen lehrt. — Den ganzen Sermon können wir eine erste Ausführung und Begründung der evangelischen Sittenlehre durch den Reformator nennen.

An jene Aeußerung Luthers über seine verachtete und ihm doch so wichtige Schriftstellerei für Laien knüpfen wir endlich noch aus demselben Jahr zwei seiner unscheinbarsten Arbeiten, — rechte Proben dafür, wie er auch den Einfältigsten dienen wollte.

Seine ganz diesen gewidmete Auslegung des Vaterunsers (s. oben S. 120 f.) hatte schon bisher trefflich ihren Zweck erfüllt. Sie verbreitete sich in immer neuen Auflagen. Der gelehrte Beatus Rhenanus, ein Freund des Erasmus und Zwingli, empfahl sie diesem zum Colportiren von Ort zu Ort, von Haus zu Haus. Jetzt fügte ihr Luther einen Anhang bei, der den Inhalt noch kürzer den Einfältigen ans Herz legen sollte. Er gibt darin, anschließend an die sieben Bitten, ein Gespräch zwischen dem himmlischen Vater und dem sich ihm nahenden Kinde. Dann zeigt er in einer kurzen „Auslegung des Vaterunsers für sich und hinter sich", welchen Sinn die Ordnung der Bitten habe und wie dagegen schlechte Beter ihren Wunsch, der Uebel ledig zu werden, und überhaupt ihren eigenen Willen zum Ersten machen, an Gottes Ehre aber gar nicht oder nur von Ferne denken.[1])

Kurze Erklärungen der zehen Gebote hatte er schon früher in seinen oben erwähnten Unterweisungen für Beichtende herausgegeben. Jetzt erschien von ihm auch eine ganz kurze, schlichte Auslegung der Gebote, des Glaubens nach dem apostolischen Glaubensbekenntniß) und des Vaterunsers zusammen. Es sei, sagt er in der Vorrede, nicht ohne sonderliche Ord-

nung Gottes geſchehen, daß für den gemeinen Chriſtenmenſchen, der Schrift nicht zu leſen vermöge, dieſe drei Stücke zu lehren und zu wi verordnet ſei. Denn in ihnen ſei alles, was in der Schrift ſtehe einem Chriſten zu wiſſen noth ſei, gründlich und überflüſſig begriffen leicht verfaßt. Erſtlich nämlich müſſe man wiſſen, was man thun laſſen ſolle, und ſehen, daß mans nicht könne: ſo zeigen die Gebote Menſchen ſeine Krankheit. Zum Andern müſſe der Menſch lernen, w er es zu thun und zu laſſen vermöge, — müſſe wiſſen, wo die Arznei das halte ihm der Glaube vor, der ihm Gott und Gottes Barmherzi in Chriſto zeige; und zwar ſei der wahre Glaube noch nicht das, daß von Gott Etwas glaube, oder wiſſe, ſondern das Glauben in Gott, man ohne alles Zweifeln ſein Vertrauen auf ihn ſetze und es auf ihn w im Leben und Sterben. Zum dritten lehre das Vaterunſer, wie der M die Barmherzigkeit Gottes begehren und zu ſich bringen ſolle, nämlich demüthigem, tröſtlichem Gebete. Das kleine, keine zwei Bogen ſtarke Schrift iſt dann mit ſeinen Hauptgedanken der Vorläufer für Luthers wichti volksthümliches Werk, für ſeinen Katechismus geworden.[1])

Zehntes Kapitel.

Neue und alte Feinde und Streitpunkte 1520.

In ſeinem Sermon vom Sakrament des Leibes Chriſti hatte L den Wunſch ausgeſprochen, daß die Kirche durch Concilbeſchluß den L wieder den Genuß des Abendmahlkelches geſtatten möge. Die wer Sätze, in denen er davon redete, treten für uns dem großen dogmati und praktiſchen Inhalt des Sermones gegenüber ganz zurück; ihr Ge wird dadurch, daß Luther ſie mit ſeiner Bemerkung über das völlige U tauchen der Täuflinge zuſammenſtellte, viel mehr verringert als er

Eben ſie aber wurden ſofort von Luthers Gegnern leidenſcha aufgegriffen, unter Abſehen von Allem Andern, was ſeine dama Schriften Neues für den Glauben aufſtellten, was aber freilich nic leicht zu ſeinem Verderben verwendet werden konnte. Denn war er mit jenem Wunſch vollends ein offener Patron der Böhmen geworden ihres Laienkelches wegen die Einheit der Kirche zerriſſen und wüth Kriege führten? Auch Leute, die bis dahin noch in ihrem Urtheil ihn ſchwankten, konnten, wenn man ihnen dies vorhielt, von Aergerniß Entſetzen ergriffen werden.

Vor Allem erhob ſich in Leipzig und dem Herzogthum Sachſen, nächſten Nachbarlande der Böhmen, der Lärm darüber. — Herzog G e wurde ſogleich auf den Sermon aufmerkſam gemacht. Er hatte noc

r Leipziger Disputation aufrichtig sich bemüht, näher mit Luthers Sache kannt und über sie urtheilsfähig zu werden. Jetzt beeilte er sich, seinem etter, dem Kurfürsten, über den gefährlichen Mann, welchen dieser in ittenberg hege, Vorstellungen zu machen. Er schrieb ihm am 27. Dezember: uthers Sermon laute fast pragisch und werde, da er deutsch abgefaßt sei, sonders unter den gemeinen, armen Mann Ketzerei und Aergerniß bringen; on werde glaublich berichtet, daß ein Pfarrer und einige Bürger aus öhmen bei Luther gewesen, ja daß auf seine Predigt hin über 6000 Men= en neuerdings in Böhmen den Utraquisten zugefallen seien; der Witten= rger Luther sei wie ein Bischof und Häresiarch zu Prag; Friedrich der este und christlichste Kurfürst, werde diesen Handel wohl verstehen und denken; er möge Verfügung treffen, daß nicht ein böses Gerücht über e sächsischen Lande und schwerer Schaden über sie und die ganze Christen= it komme. — Luther vernahm wüthende Aeußerungen Meißener Priester: wäre keine Sünde mehr, wenn man ihn ohne Weiteres umbrächte. — s wurde die Angabe verbreitet, daß er nach einem Bekenntniß seines genen Vaters in Böhmen geboren und in Prag erzogen und in den üchern des englischen Ketzers Wiklef, an welchen die Hussiten sich bildeten, nterwiesen worden sei; er mußte deshalb sogar dem Spalatin Notizen er seine Geburt und Jugend schicken.

Der Bischof von Meißen erließ unter dem 24. Januar ein ekret des Inhaltes: da jener Sermon mit seiner Aussage über die Aus= eilung des Sakraments gegen die Beschlüsse des jüngsten Concils streite nd auch sonst den Einfältigen, welche im Genuß der einen Gestalt sich der atholischen Kirche treu halten, sehr viel Anlaß zu Zweifeln hinsichtlich s Sakramentes und solchen Genusses gebe und manigfaltiges Aergerniß nd Schisma hervorrufen könnte, so solle derselbe überall mit Beschlag be= gt werden und das Volk sorgfältig darüber belehrt, daß unter jeder der iden Gestalten des Sakraments der ganze Christus enthalten sei und daß e heilige katholische Kirche auf einem ordentlich versammelten Concil unter ingebung des heiligen Geistes beschlossen habe, den Laien nur die Gestalt s Brodes zu reichen. Das Dekret war die erste öffentliche, amtliche Er= ärung eines deutschen Bischofs gegen Luther. Es erging aus der bischöflichen esidenz zu Stolpe, mit dem Siegel des bischöflichen Offizialates oder ommissariats für kirchliche Gerichtsbarkeit, unter dem Namen des Bischofs nd mit der ausdrücklichen Erklärung, daß es von ihm mit Rath und Zu= mmung seines Domkapitels verfügt sei, und es wurde überall durch fentlichen Anschlag verbreitet.

Da wuchs auch beim Kurfürsten und seinem Hof die Sorge über die unahme und Verschärfung des kirchlichen Conflikts und das Bestreben, uther von weiteren Ausbrüchen zurückzuhalten. Dem Herzog Georg zwar

entsprach Friedrich nicht. Er wies in einer schleunigen Antwort auf jenen Brief ein Einschreiten seinerseits ab: denn Luthers Handel unterliege einem Erkenntniß päpstlicher Commissäre, und seine Lehre werde doch von manchen verständigen Männern für christlich gehalten. In jenem Sinn aber suchte Spalatin auf Luther einzuwirken, der überhaupt die Beziehungen zwischen ihm und dem Fürsten vermittelte, und damals im regsten, zum Theil täglichen Briefwechsel mit ihm stand. Dieser legte ihm jetzt überhaupt die Frage ans Herz, ob sich denn die heilige Theologie nicht auch ohne Verletzung der Kirchenfürsten vortragen lasse, ja ob er sich nicht zum Frieden erbieten könne. Luther antwortete auf solche Räthe: er verstehe sie nicht. Die heil. Schrift bekämpfe zumeist den Mißbrauch der christlichen Heiligthümer, was Jene nicht werden ertragen können. Gott habe ihn nun einmal zum Doktor gemacht; reue es den, so möge derselbe ihn wieder abthun. Ihm müsse er die Sache anheimgeben, von ihm sich führen lassen, wie Wind und Wellen sein Schiff treiben. Wohl merke er, daß ein besonderer Sturm im Anzug sei, wenn Gott nicht dem Satan Einhalt thue. Aber das Wort der Gottseligkeit könne nie ohne Sturm, Unruhe und Gefahr getrieben werden; entweder müsse man es verleugnen oder auf Frieden und Ruhe verzichten. Der Krieg sei des Herrn, der nicht gekommen sei Frieden zu bringen. — In Betreff des Huß, zu dessen Nachfolger man ihn machte, erklärte er jetzt, nachdem er jene Schrift desselben kennen gelernt hatte: „Ich habe unbewußt bisher alle seine Lehren vorgetragen und behauptet; — wir sind alle Hussiten ohne es zu wissen; — ich weiß vor starrem Staunen nicht was ich denken soll, indem ich die schrecklichen Gerichte Gottes in der Menschheit sehe, daß die ganz offenbar evangelische Wahrheit schon über hundert Jahre lang öffentlich verbrannt ist und für verdammt gilt, und man darf dies nicht bekennen; wehe dieser Erde.“ — Daneben war es ihm tröstlich, ja eine besondere Wohlthat Gottes, daß man ihm nicht wegen einer würdigen, wichtigen Sache, wie wegen der Lehre von der Gnade oder dem freien Willen oder den Schlüsseln der Kirche den Untergang bereite, sondern daß man in diesen Stücken an ihm zu verzweifeln scheine und so etwas Geringes und Lächerliches ausfindig mache, wie seine Sätze vom Abendmahlskelch, welchen zu nehmen er weder geboten, noch verwehrt habe.[1])

Nach dem Wunsch seiner Freunde gab jedoch Luther schon in der Mitte Januars, also noch vor dem Stolper Dekret, eine Erklärung über die angefochtenen Sätze seines Sermons und gegen das Gerede von seinem böhmischen Ursprung heraus. Gegen seine Ankläger zeigt sie aber nur Zorn und stolze Verachtung: ihnen, sagt er, die nach seinem Blute dürsten und ihn jetzt im Sack zu haben vermeinen, habe er erst gar nicht antworten, sondern ihr Geschrei wie das Rauschen einer dürren

chweinsblaſe halten wollen; nur des gemeinen Volkes Frömmigkeit, dem ene vorſchwatzen, bewege ihn, einen kurzen Unterricht über ſeine Worte i geben. Er erinnert dann, daß nach ſeinen Sätzen ja in dieſer Sache in Biſchof willkürlich Etwas vornehmen ſolle, es habe denn ein Concil ne Verordnung getroffen. Er giebt auch, obgleich Chriſtus beide Geſtalten ngeſetzt habe, doch den Böhmen noch immer darin Unrecht, daß ſie deshalb on der Kirche ſich abſondern; denn ein Gebot habe Chriſtus auch aus dem akramentsgenuß überhaupt nicht gemacht. Er will aber, daß man ſie, enn ſie in ihrem Gewiſſen ſchwach ſeien, freundlich unterweiſe und ſich n Geiſte der Einigkeit, welche das Sakrament bedeute, gegenſeitig verändige, wiederholt auch, daß allerdings „wohl fein wäre beide Geſtalt“.[1])

Zugleich veröffentlichte er in deutſcher und lateiniſcher Sprache eine rze „Proteſtation und Erbieten“, worin er überhaupt gegen den orwurf der Ketzerei und Zertrennung kirchlicher Eintracht und gegen die it Jahren ihm bereiteten Verfolgungen ſich verwahrte. Ja er erkühnte ch, gegen die, welche ihn bedrohten, die höchſte Gewalt des Reiches, die heilige Majeſtät“ Kaiſer Karls V. zum Schutz anzurufen: nicht für ine Perſon, als ob er beſchirmt ſein wollte, falls er wirklich als Ketzer rfunden würde, wohl aber für die Wahrheit, damit dieſe nicht ungehört erdammt werde. Er ließ ſein Bittſchreiben an den Kaiſer (vom 15. Januar 520) zuſammen mit der lateiniſchen Ausgabe jenes Proteſtes drucken. Seine Unterwürfigkeit gegen die Majeſtät nimmt darin, wie es ihm auch mſt bei ähnlichen Gelegenheiten erging, einen Ausdruck an, der vielmehr en Mönch, als den Reformator kundgiebt: Mit Recht, ſagt er, werde Jedermann über ſeine Dreiſtigkeit ſich wundern, — denn „ein einziger floh maßt ſich an, den König aller herrſchenden Könige anzugehen.“ Aber ine Rede iſt voll hoher, edler Zuverſicht; er fährt fort: „doch langſamer wird man ſein im Verwundern, wenn man betrachtet die Größe unſerer Sache, welche, da ſie die Sache der Wahrheit und dem Throne der himmſchen Majeſtät zu nahen werth iſt, auch nicht unwürdig ſein wird, vor inen irdiſchen Fürſten zu treten.“[2])

Es waren ihm ferner durch Spalatin unter den deutſchen Kirchenirſten der Erzbiſchof Albrecht von Mainz und Magdeburg, mer einſtmalige Urheber des Tetzelſchen Ablaßhandels, und der Biſchof on Merſeburg, der ihm einſt während ſeines Erfurter Mönchthums ch freundlich erzeigt, gegen die Leipziger Disputation aber proteſtirt hatte nd jetzt gegen ihn beſonders aufgebracht war, als ſolche bezeichnet worden, ei welchen er beruhigende Erklärungen abgeben möge. An Beide verfaßte : Briefe unter dem 4. Februar, legte dieſelben dem Spalatin vor und eß ſie endlich etwa am 20. Februar in eleganter Reinſchrift abgehen, gleich er, namentlich nach dem inzwiſchen erſchienenen biſchöflich Meißen-

schen Dekret, bezweifelte, daß sie Etwas nützen werden. Sie besagten in männlicher, übrigens durchweg maßvoller Sprache nur, daß man den bösen Nachreden gegen ihn nicht Raum geben, seine Schriften wenigstens vorher lesen und die Wahrheit zum Wort kommen lassen möge. Dem Erzbischof gegenüber stellte er es als seine Pflicht hin, den hochgestellten Hirten so vieler Seelen vor der Gefahr zu wahren, daß bei ihm die evangelische Wahrheit als Gottlosigkeit verschrieen würde.[1])

Unbezähmbar aber wallte er auf gegen jenen Erlaß aus Stolpe. Am meisten empörte ihn, daß darin der Schein erzeugt werde, als ob er die Gegenwart des ganzen Christus unter der den Laien gereichten Einen Gestalt des Sakramentes geläugnet hätte: das wäre vielmehr auch nach seiner Ueberzeugung freilich eine Ketzerei gewesen; einer solchen also wollte man ihn, wie er sagte, jetzt heimtückischer und verläumderischer Weise vor dem Volke schuldig machen. Schon am 11. Februar hatte er eine deutsche Entgegnung fertig und arbeitete an einer größeren lateinischen. Spalatin, dem er jene mit der Bemerkung zuschickte, daß sie wohl etwas „animos und stolz" laute, mahnte schleunigst ab; sie war aber schon unter der Presse. Ihr Titel lautet: „Antwort auf die Zettel, so unter des Officials zu Stolpen Siegel ist ausgangen." Für einen wirklichen Erlaß des Bischofs wollte nämlich Luther den Zettel gar nicht ansehen; er sagt, dieser sei viel zu gelehrt und fromm, um eine solche böswillige Schmähschrift ausgehen zu lassen, und will nur gegen den unbekannten Urheber des Zettels sich wenden. Es war dies ein Verfahren, daß Luther auch in mehreren anderen ähnlichen Fällen versuchte; er wollte vor dem Vorwurf der Unehrerbietigkeit gegen den Bischof selbst durch einen Kunstgriff sich sichern, der freilich gar grob ausfiel, wie denn die Wege seiner Klugheit überhaupt nie Luthers Sache waren; und er hielt es daneben sogar für möglich, daß am Ende doch noch der Offizial oder der Bischof selber die Echtheit des Schriftstücks verläugnen würden. So schlug er denn um so derber und verächtlicher auf den „mehr tolpischen denn stolpischen" Zettel los, der recht passend in der Fastnachtszeit erscheine, und auf den „Zettelmeister", der wohl „sein Gehirn in Gecksberg verloren habe." — Seine lateinische Gegenschrift legte er dem Spalatin noch vor dem Drucke vor, um diesmal seine begütigenden Rathschläge anzunehmen, gerieth aber darüber erst recht mit ihm in Zwiespalt. Er selbst meinte, er habe sich schon bisher sehr der Schonung gegen seine Feinde befleißigt und es wäre jetzt Spalatins Sache, sie zu kluger Vorsicht gegen ihn zu ermahnen, damit nicht der Koth, den sie anrühren, noch ärger stinke. Spalatin dagegen gerieth in große Aufregung über die Tollkühnheit seines Freundes. Wiederholt schrieb ihm Luther: seine Sache sei ja nicht auf das Urtheil von Menschen hin unternommen, gebe daher auch keine Ursache zur Angst, wenn sie nicht

nach Rathschlägen menschlicher Weisheit geführt werde; größer sei vielmehr die Gefahr seiner Gegner, welche des Evangeliums, des Rechtes und der natürlichen Vernunft vergessen haben. Wiederholt beschwört er ihn zu bedenken, daß die Sache des Evangeliums sich nicht ohne Aergerniß, Tumult und Aufruhr führen lasse. Seine Reden zeigen an, wie er jetzt vollends den heftigsten Bewegungen und Kämpfen entgegensieht und entschlossen entgegengeht. Das Wort Gottes, sagt er, ist ein Schwert, und aus einem Schwert wirst du keine Feder machen; es ist Krieg, Umsturz, Aergerniß, Gift; „es begegnet, wie der Prophet Amos sagt, gleich einem Bären auf dem Weg und einem Löwen im Walde den Kindern Ephraims." Er beruft sich auf Gott, der ihn fortreiße, während er selbst Nichts von dem, was er jetzt thun müsse, gesucht habe, sondern durch fremdes Wüthen dazu genöthigt werde, — auf Jesus, der die Juden ein ehebrecherisches Geschlecht, Heuchler, Teufelskinder nenne, ohne darum ein Schmähredner zu sein, — auf Paulus, der von den Gegnern des Evangeliums als von „Verführern, Hunden, eitlen Schwätzern" rede. Zugleich bekennt er von sich, daß er heftiger sei als noth thue; die Gegner, welche seine Heftigkeit kennen, hätten „den Hund nicht reizen sollen"; es sei so schwer, in Hitze und Stil Maß halten, und er sei deswegen immer nur mit Widerstreben vor die Oeffentlichkeit getreten; die Angriffe gegen ihn und Gottes Wort seien so arg, daß ein Herz aus Felsen dadurch bewegt werden müsse, wie viel mehr er, der ein heißes Blut und eine nicht stumpfe Feder habe; übrigens sei er wenigstens einfältig und offen, — Jene hinterlistig und lügenhaft. Wir finden in diesen Worten Luthers gegen Spalatin Alles zusammengefaßt, was er über die Heftigkeit zu sagen hatte, die jetzt überhaupt seine polemischen Ergüsse kennzeichnet und die auch noch für andere Freunde als Spalatin ein Gegenstand des Bedauerns geworden ist. — Als dann seine lateinische Entgegnung auf das bischöfliche Dekret erschien, zeigte sie doch nicht so viele geringschätzige und höhnische Wendungen, wie die deutsche, sprach auch den Mitgliedern des Domkapitels wie dem Bischof mit Ausnahme von zweien oder dreien, welche hinterlistige Ränkeschmiede seien, eine Anerkennung ihres Charakters und Lebens aus, wies aber die offenen und versteckten Anklagen des Dekrets, das eben darum nicht von ihnen herstammen könne, nicht minder scharf zurück. Sie lehnte ferner die Berufung desselben auf jenes jüngste Concil, das der päpstlichen Hoheit über alle wichtig und werth war, mit der Bemerkung ab, daß darüber die Römer selbst und fast alle Welt sich lustig mache. Und während sie das Dekret verlacht, daß es einen bloßen Wunsch zum Verbrechen mache, legt sie kühn mit einem Mal einen neuen Gegenstand möglicher — in den Augen der römischen Kirche höchst gefährlicher Wünsche vor: „Wie?" sagt Luther, „wenn ich sagen würde, es dünke mir fein, daß ein Concil den Priestern im Pfarramt wieder Eheweiber gäbe? siehe,

die griechischen Priester haben Ehefrauen, — und welcher brave Mann möchte nicht heute den unsrigen aus Mitleid in Anbetracht der sie umstrickenden Gefahren und Aergernisse die gleiche Freiheit wünschen?" Wir werden bald sehen, wie er anderswo diesen Gedanken weiter verfolgte.[1])

Uebrigens hatte Luthers grobe Erwiederung nicht so gefährliche Folgen, wie Spalatin gefürchtet hatte. Zufällig haben wir noch eine Erzählung des Miltitz über das Eintreffen der deutschen Erwiederung in Stolpe: er sei dort gerade mit dem Bischof nach dem Abendessen „ganz leichtsinnig beim Trunk gewesen", da habe (schon am 16. Februar) ein erzbischöflich Mainzischer Sekretär dem Bischof die Schrift gebracht und dieser sie sogleich vor ihm und dem bischöflichen Offizial gelesen; der letztere sei ganz übel zufrieden gewesen, je mehr aber der geflucht habe, desto mehr habe er selbst gelacht, wiewohl der Bischof „solches auch nicht wohl zufrieden gewesen sei". Einen öffentlichen Schritt that dieser gegen die neue Schrift nicht. Weiter berichtet Miltitz: als er Tags darauf in des Bischofs Auftrag das Büchlein dem Herzog Georg gebracht habe, habe dieser es ganz gelesen und „zur Maßen darüber gelacht".[2])

Der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Merseburg beantworteten, nachdem wenigstens dem ersteren ohne Zweifel auch schon Luthers Schrift gegen den Stolper Zettel zugekommen war, doch seine Briefe mit allen Formen gnädiger Höflichkeit. Sie bedauerten den Ton seiner Schriften und das Gefährliche ihres Inhalts für den gemeinen Mann, enthielten sich jedoch eines verdammenden Urtheils. Der Mainzer sagte, er habe noch nicht Zeit gehabt, seine Bücher auch nur obenhin anzusehen, und äußerte schließlich: wenn Luther, wie er vorgebe, die Wahrheit lehre und dies mit Gottesfurcht und Sanftmuth thue, ohne Ursache zu Ungehorsam gegen die Kirche zu geben, so sei sein Werk aus Gott und Niemand werde es dämpfen; gehe aber sein Werk aus Hochmuth, Neid und Schmähsucht hervor, so werde es von selbst untergehen. Der Merseburger sprach die Hoffnung aus, persönlich einmal mit Luther über die Streitfragen sich unterreden zu können. Luther durfte sich hiernach sagen, daß so hohe Häupter der deutschen Kirche doch keineswegs schon diejenige Stellung zu ihm sich geben wollten, welche die bisher von ihm bekämpften Feinde forderten und welche man in Rom offenbar längst gegen ihn annahm. Freilich mußte er auch sehen, wie wenig der erste Kirchenfürst des Reiches um die wichtigsten Lebensfragen der Kirche bis jetzt überhaupt sich bekümmert hatte.[3])

Weit weniger als durch den Erlaß des Meißener Bischofs ließ Luther durch jenes Verdammungsurtheil der „Löwener und Cölner Esel" (wie er sie gegen Spalatin nannte) sich anfechten, das erst jetzt, um die Mitte des März, sammt dem Briefe des Cardinals Hadrian gedruckt an ihn gelangte (oben S. 280). Sogleich schrieb er eine Antwort für sie, diese vortrefflichen Magister voll

stolzer Zuversicht, die nur nach Belieben etwas aussprechen, damit es ein Evangelium sei, mit nackten Worten Etwas verdammen, damit es eine Ketzerei sei. Ja, sagt er, er sei durch ihr Urtheil so gebrochen, daß er lieber weinen möchte als schreiben. Aber er will es nicht glauben, daß Theologen, ja ein Cardinal, so unsinnig die Rücksicht auf Anstand und Wahrheit verleugnen sollten, zumal da er wisse, daß wenigstens nicht alle Mitglieder der Löwener Fakultät dem Urtheil beigestimmt haben (er meinte ohne Zweifel den dortigen Theologen Dorp, der wirklich andern Sinnes war). Dann hält er diesen zuversichtlichen Richtern eine Reihe älterer Fälle, wo Universitäten ähnlich über würdige Männer abgeurtheilt, als Beispiele für die Eitelkeit und Nichtigkeit solcher Machtsprüche vor; namentlich erinnert er an die Schmach, mit welcher gerade die Cölner und Löwener gegen Reuchlin sich beladen haben und für welche sie jetzt wohl an ihm sich schadlos halten möchten. Er beharrt bei seinen Sätzen, die übrigens von ihnen theilweis nicht einmal richtig wiedergegeben seien, ob sie auch seine Bücher ins Feuer oder Wasser werfen, so lange sie dieselben nicht wirklich widerlegt haben. Das, sagt er, sollen sie leisten, wie sie es versprochen haben. Bis dahin werde er auf ihr Verdammungsurtheil nicht mehr geben als aufs Fluchen eines betrunkenen Weibes. [1])

Während Luther auf diese Weise sich jener einst so angesehenen theologischen Fakultäten erwehrte, hatte gegen ihn in Leipzig bereits ein neuer Gegner, der Franziskanermönch Augustin aus Alfeld (meist kurzweg Aug. Alveld genannt), für das göttliche Recht der päpstlichen Monarchie die Waffen ergriffen. Er verfaßte eine lateinische Schrift „über den apostolischen Stuhl", die zu Anfang Mai's erschien. Groß war das Selbstgefühl, womit er über Luther zu triumphiren sich vermaß, groß auch die Grobheit, worin er diesen noch weit zu überbieten suchte, gar schwach aber waren seine Gedanken und platt seine Ausfälle. Mit sieben Schwertern, d. h. Beweisen, wollte er kämpfen, theils mit Gründen der Vernunft wie dem, daß jedes Gemeinwesen auf Erden zu seinem Bestand ein leiblich Haupt nöthig habe, theils mit Beweisstellen aus der heiligen Schrift. Darauf hin erklärte er Jeden, der das göttliche Recht des Hoheprieſterthums Petri und des hiemit identischen apostolischen Stuhles leugne und den Nachfolger Petri nicht für Christi Stellvertreter anerkenne, feierlich „vor Gott und vor Jesus Christus, dem Richter über die Lebendigen und Todten, und vor der gesamten Kirche für einen verkehrten Ketzer." Dem Luther kündigte er überdieß in einem Briefe an, daß er ihm, der bisher gegen keinen Lehrer die gebührende Bescheidenheit beobachtet, dies zu vergelten beschlossen habe und daß Luther, falls er auch gegen ihn wie ein Höllenhund kläffen werde, in ihm bei Gott einen nicht bloß bellenden, sondern auch beißenden Hund finden solle.

Luther, der damals rüstig an seinem Sermon über die guten W
arbeitete, fand Alveld's Produkt zu albern, als daß er auch nur eine Si
sich damit verderben möchte. Er ließ seinen Schüler und Famulus Loni
eine lateinische Entgegnung abfassen. Als aber Alveld sein Werk
deutsch herausgab oder, nach Luther's Ausdruck, „sein Affenbüchle ins De
gab, die armen Leute zu vergiften," da antwortete ihm auch Luther,
zwar gleichfalls deutsch, mit dem rasch noch im Monat Mai gesch
nen und im Juni gedruckten Buche „Von dem Papstthum zu
wider den hochberühmten Romanisten zu Leipzig." Es sei
sagte er, eine willkommene Ursache, auch den Laien „Etwas von
Christenheit zu erklären." Zum ersten mal setzte er jetzt auch ihnen
besonders durch die Leipziger Disputation angeregte Frage aus eina
Und als Grundlage gab er ihnen eine Erklärung über die „Christen
oder das Wesen der christlichen Kirche überhaupt; er erklärt ihnen hierin
weiter seine Grundanschauung von der Kirche, die er namentlich in seinem
mon vom Bann ihnen bereits vorgetragen hatte. Seine Streitschrift wi
zugleich zu einer seiner wichtigsten allgemeinen Lehrschriften aus jener

Wir heben vor Allem eben jene entscheidende Grundlehre Lu
von der Kirche hier aus. Alveld hatte aus der Analogie irdischer Geme
gefolgert. Hiegegen erklärt Luther: die Christenheit ist im Unterschied
jenen nach der durchgängigen, einfachen Redeweise der heil. Schrift viel
eine nicht leibliche Versammlung der Herzen in Einem Glauben, Liebe
Hoffnung; so sagt Paulus Ephes. 4, 5: „Eine Taufe, Ein Glaube,
Herr;" nichts Anderes meint das kirchliche Bekenntniß: „ich glaube an
heiligen Geist, eine Gemeinschaft der Heiligen." Diese geistliche, inne
Christenheit ist die Kirche im gründlichen, wesentlichen, wahrhaftigen S
des Wortes. Daneben redet man wohl auch von einer leiblichen, äußerl
Christenheit, welche verfaßt ist in einer Pfarrei, in Bisthümern, im P
thum, mit äußerlichen Formen des Singens, Lesens, der Meßgewä
u. s. w. Diese soll von jener nicht geschieden werden, — so wenig
der Leib oder äußerliche Mensch vom innern Menschen. Aber die Theiln
an ihr macht einen noch nicht zum wahren Christen und die wahre Christe
ist an eine solche Verfassung und solche Formen nicht gebunden: das
Gottes ist nicht an Rom gebunden, sondern ist überall wo der Glaub
Etwas Aeußeres gehört nun allerdings auch zu jener eigentlichen, wesentl
Kirche, — aber nicht Rom oder die päpstliche Gewalt, — sondern
die Taufe, das Sakrament des Leibes Christi und das Evangelium;
durchs Evangelium entsteht ja eben jener Glaube, durch Taufe und Evange
werden jene Christen. So sind Taufe, Sakrament und Evangelium
Zeichen, dabei man äußerlich merken kann, wo jene Kirche in der
ist. Auch so aber sieht man im Einzelnen doch nicht, wer wirklich

r gläubig sei. Die rechte Kirche als Gemeine der Heiligen im Glauben daher nicht Gegenstand des Sehens, sondern des Glaubens. Und so t ja auch das Bekenntniß: „ich glaube eine heilige christliche Kirche, e Gemeine der Heiligen;“ was man aber glaubt, ist nicht sichtbar. In sem Sinn also lehrt Luther jetzt eine unsichtbare Kirche, — nicht als e bloße Idee oder ein leeres Luftgebilde, sondern als den lebendigen, t über die römischen Schranken hinausreichenden Inbegriff wirklicher, Geiste verbundener Persönlichkeiten, — und nicht zu einem bloßen thbehelf oder Ersatz für eine wirkliche Kirche, sondern aus dem Wesen Christenthums heraus.

Hiemit war für Luther die Annahme, daß diese Kirche ein leibliches upt haben müsse oder auch nur haben könne, von vorne herein hinfällig: geistliche Gemeinde, deren Gliedern kein Mensch ins Innere zu sehen mag, kann nicht einen Menschen, sondern nur Christus im Himmel zum upte haben. Während es ferner zur Natur eines Hauptes gehört, daß mit seinem Leben, Sinn und Werk in die Gliedmaßen einfließe, kann Glaube und Christi Sinn und Wirken, woran in der Christenheit Alles t, den Seelen nicht durch Menschen, sondern allein durch Christus selber geflößt werden.

Auch den Vordersatz Alvelds übrigens, daß jedes irdische Gemeinwesen leiblich einig Haupt haben müsse, läßt Luther nicht gelten: ein Gegenbeis ist ihm z. B. das römische Reich, das lange Zeit ohne ein solches upt sich aufs Beste regiert habe, und aus der neueren Zeit die schweizerische genossenschaft; auch stamme ja die ganze Menschheit als Ein Geschlecht n Vater Adam her und stehe doch nicht unter Einem weltlichen Obern, sondern jede Nation habe ihr besonderes Regiment.

Und überdies bemerkt er gegen jene ganze Argumentation Alvelds, che von der natürlichen Vernunft ausgehen wolle, gleich zu Anfang ier Entgegnung: wo es um göttliches Gesetz sich handle, sei es lächerlich, Vernunft beizuziehen, welche von zeitlichen Dingen und Bräuchen aus ließe. Wie er sonst mit seinem aus Gottes Wort schöpfenden Glauben Machtsprüche menschlicher Kirchengewalt abgewiesen hat, so erklärt er jetzt auch über das Verhältniß der Vernunft oder des menschlichen nkens zu diesem Glauben und zur heil. Schrift: „was weltliche Ordnung Vernunft weiset, ist weit unter dem göttlichen Gesetz; ja die Schrift beut, man soll nicht folgen der Vernunft (nach 5. Mos. 12, 8), denn Vernunft allzeit wider Gottes Gesetz strebet (nach 1. Mos. 6, 5); darum Vernunft sich unterstehen Gottes Ordnung zu gründen oder zu schützen, sei denn mit Glauben vorher gegründet und erleuchtet, ist als ob ich helle Sonne mit einer finstern Laterne wollt erleuchten; — Jesaias cht: es sei denn daß ihr glaubt, so werdet ihr nicht verständig oder

vernünftig sein; — darum hätte dieser Schreiber seine verkehrte Vernunft wohl daheim behalten oder sie vorher in Sprüche der Schrift gegründet." Die Sätze sind überhaupt bezeichnend für den Standpunkt, welchen Luther nach dieser Seite hin einnahm, entsprechen ja auch ganz seiner Lehre von der allgemeinen sittlich-religiösen Verderbniß des natürlichen, unerlösten Menschen; zu Alvelds Widerlegung hätte er ihrer nicht bedurft, da er, wie gesagt, dessen Beweisführung, auch abgesehen vom Rechte der Vernunft, in sich grundlos und unvernünftig fand. Nicht zu übersehen ist ferner, wie sie, während sie jenen Vernunftsgebrauch zurückweisen, doch einem im Lichte des Glaubens sich bewegenden und auf die Schrift sich stützenden menschlichen Denken Raum geben wollen; einem solchen Denken gestattete dann Luther auch weitere logische Argumentationen, deren Gegenstand und Ergebniß nicht direkt in ausdrücklichen Worten der heil. Schrift gegeben sein mußte: in diesem Sinne werden wir es zu erklären haben, wenn er, wie wir sehen werden, damals doch Schriftbeweise und Vernunftgründe zugleich bei seinen Gegnern vermißte.

So hat dort Luther die Folgerung Alvelds widerlegt, daß die kirchliche Gemeinde der Christenheit so gut als jede andere Ein Haupt haben müsse.

Indem er sodann die Hauptaussagen der Schrift, mit welchen auch Alveld kämpfen wollte, erörtert, sind hier besonders die Erklärungen von Bedeutung, welche er über die sogenannte Schlüsselgewalt den Laien giebt: sie sei überhaupt nach Christi Sinn nicht eine Gewalt des Regimentes, sondern eine gnädige Zusage göttlicher Vergebung und Barmherzigkeit an tröstliche Gewissen, und sie sei nicht bloß dem Petrus und dessen angeblichen Nachfolgern, sondern der ganzen Christenheit laut Matth. 18, 18 ertheilt.

Daneben sehen wir in dieser Schrift wie damals überall den steigenden Groll Luthers gegen die Römlinge, deren lästerlicher Büberei der Papst selbst allerwärts durch die Finger sehe, ja in deren Schmutz er stets mit seine Hand im Spiele habe, — insbesondere seinen Groll über ihre Habsucht und Dieberei. Und zwar redet er so namentlich als ein Deutscher: die „trunkenen Deutschen" wolle man betrügen; sie halte man dort wie Bestien; in Rom sei ein Sprüchwort: „Man soll den deutschen Narren das Geld ableckern, wie man kann." „Werden", sagt er, „die deutschen Fürsten und der Adel nicht mit tapferem Ernst in der Kürze dazu thun, so wird Deutschland noch wüst werden oder sich selbst fressen müssen."

Gegen Alveld aber will er, wie er schließlich erklärt, eben nur darum geschrieben haben, um vor seinem Gift die Laien zu bewahren: denn der habe ohne Beruf sich in diese Sache gelegt; das grobe Müllersthier könne ja noch nicht sein Ika Ika singen; der arme Frosch werde, wenn er sich auch bis zum Bersten aufblase, doch keinem Ochsen gleich werden. Von sich versichert er, er wäre gern aus der Sache heraus, in welche Andere

sich hineindrängen; er hoffe, Gott werde beide Theile erhören, — ihm raushelfen und sie darin lassen. „Allein Gott sei Ehr und Lob in Ewigkeit, Amen.“ [1])

Luther hatte indessen eben jetzt über die Hoheit und Gewalt des päpstlichen Stuhles von Silvester Prierias, seinem alten, in Rom so hochgestellten Gegner, noch ganz andere Dinge als von dem unbedeutenden Leipziger Franziskaner zu hören bekommen. Jener hatte es nämlich unternommen, in einer neuen und großen Schrift die „unwiderlegliche Wahrheit von der römischen Kirche und dem römischen Pontifex“ gegen Luthers Irrthümer darzulegen. Eigenthümlicherweise ließ er diesem Buche, das dann selber nie zur Welt gekommen zu sein scheint, eine Epitome oder einen Abriß seines Inhaltes vorangehen, der eigentlich an den Schluß desselben kommen und alle Sätze, welche in diesem bewiesen seien, nur kurz wiederholen sollte. Da war nun mit den stärksten Ausdrücken die Lehre hingestellt von dem Einen obersten Hierarchen in Rom, der für sich allein mit göttlicher Autorität als unfehlbarer Richter der Wahrheit alle Streitfragen und Zweifel in Sachen des Glaubens und Lebens zu entscheiden habe und von welchem alle geistliche Gewalt in der Kirche ausgehe; nur er habe seine Gewalt unmittelbar von Gott. Diesen Inhalt also erhielt hier das göttliche Recht des Papstes, für welches ein Alveld verhältnißmäßig noch sehr bescheiden gestritten hatte. Von da aus wandte sich Prierias namentlich auch speciell gegen Luthers Berufung an ein Concil: denn von jenem höchsten Richter aus könne nicht appellirt werden. Ja Luther vermuthete, seine ganze Arbeit sei aus Furcht vor einem Concil hervorgegangen.

Die Schrift des Prierias, obgleich noch i. J. 1519 erschienen, scheint doch erst im Mai 1520 zu Luthers Kenntniß gekommen zu sein. Er hielt es für die beste Widerlegung, sie selbst in ihrer ganzen Nacktheit mit nur wenigen Randglossen aus seiner Feder und einem kurzen Vor- und Nachwort abdrucken zu lassen. So gab er sie zu gleicher Zeit mit seinem Buch gegen Alveld heraus. Ihrem Inhalt gegenüber verdrängte bei ihm die Entrüstung sogar den Spott, zu dem er sonst so sehr geneigt war und zu welchem sie reiche Anläße darbot: so fand Luther gleich auf ihrem Titel einen barbarischen Sprachfehler, ohne doch vor den Lesern davon Gebrauch zu machen. Jene aber spricht sich heftig gleich in seinem Vorwort aus: Wenn man, was er freilich nicht hoffen wolle, in Rom mit Wissen des Papst und der Cardinäle Solches lehre, so erkläre er hiemit frei, daß dort der wahrhafte Antichrist in Gottes Tempel sitze. Ja sie reißt ihn im Nachwort zu der Erklärung fort: Wenn die Romanisten, welche ein Concil, dieses Rettungsmittel für die verwüstete Kirche, um jeden Preis verhindern und den Papst zur untrüglichen Regel der Wahrheit machen, ihr Wüthen fortsetzen, so sehe

er kein anderes Mittel mehr, als daß Kaiser, Könige und Fürsten mit Waffengewalt diese Pest der Menschheit angreifen und die Sache nicht mehr mit Worten, sondern mit Eisen zur Entscheidung bringen. Da weiß er auch Nichts mehr von einer besseren Hoffnung in Betreff des Papstes und der Cardinäle: „Strafen wir", sagt er, „die Räuber mit dem Schwert und die Ketzer mit Feuer, warum greifen wir nicht diese Cardinäle, diese Päpste und diese ganze Rotte des römischen Sodom, welche die Kirche Gottes ohne Ende verderbt, mit allen Waffen an und waschen unsere Hände in ihrem Blut, um uns und die Unsrigen wie vor dem gefährlichsten allgemeinen Brande zu erretten?" Er selbst will übrigens sein Gewissen frei machen, indem er so viel bezeuge und mahne: des Papstes Autorität reiche, ob sie nun göttlichen oder menschlichen Rechtes sei, keinesfalls weiter als das vierte Gebot mit der darin geforderten Ehrfurcht vor den Eltern; auch der Papst unterliege demnach, wenn er gegen die drei ersten der zehen Gebote handle, der Zurechtweisung durch jeden gläubigen Bruder nach Jesu Weisung Matth. 18, 15 ff. Er schließt mit dem Satze: „Ich bin hiemit entschuldigt und erkläre mit diesen Worten Christi: wenn Fürsten, Bischöfe und jegliche Gläubige den in ein Verbrechen verfallenden Papst nicht zurechtweisen, anklagen und als einen Heiden halten, so sind sie alle (nach 2. Petr. 2, 2) Lästerer des Weges der Wahrheit und Verleugner Christi, sammt dem Papst ewiger Verdammniß würdig; ich habe gesprochen."[1])

Elftes Kapitel.

Uebergang zu den großen reformatorischen Schriften an den Adel und von der Babylonischen Gefangenschaft.

Stellung Luthers, aus welcher sie hervorgingen; Hutten und Sickingen.

Schritt für Schritt ist so Luther im bisherigen Verlaufe des Kampfes und Aufflammen seines Eifers bereits bis zum Aeußersten vorgegangen. Er legte jetzt vollends die Hand an diejenigen Schriften, welche man als die rechten Hauptschriften des reformatorischen Kampfes bezeichnen kann, sofern sie am umfassendsten über alle die Schäden und Bedürfnisse der Kirche sich verbreiten, am schärfsten in alle Bollwerke und Fundamente der Gegner eindringen, am kühnsten und gewaltigsten die Christenheit zu praktischer, thatkräftiger Erhebung aus der Knechtschaft und Wahrung der heiligsten Güter aufrufen. Zugleich stieß ihn, eben während er diese Schriften hervorbrachte, die römische Kirche selbst als einen Verdammten vollends aus ihrer Gemeinschaft hinaus.

Wir müssen jedoch, ehe wir ihm hiezu folgen, den Blick noch auf Verhältnisse werfen, welche theilweise schon in dem zuletzt besprochenen

Zeitabschnitt sich für ihn entwickelt hatten und welche jetzt vollends gewichtig in sein Handeln eingriffen.

Jener Blitzstrahl des päpstlichen Bannes blieb länger aus, als Luther gedacht hatte. Aber je länger je weniger konnte Luther sich darüber täuschen, daß in Rom die Wolken zu einem unabwendbaren Schlag über ihn sich zusammenziehen, wenn auch die Nachrichten von dort nur sehr langsam und unsicher für ihn eingingen und die Gerüchte zeitenweis auch wieder günstiger lauteten.

Schon im Anfange des vorigen Winters waren ihm die Berichte des Crotus, der mancherlei Verbindungen in Rom gehabt zu haben scheint, über die Machinationen, welche Eck dort treibe, zugekommen; sie wurden ihm ohne Zweifel durch den jungen schlesischen Domherrn Johann Heß, einen geborenen Nürnberger, überbracht, der damals von einer humanistischen Studienreise nach Italien zurückkehrte und sogleich Luther und Melanchthon in Wittenberg aufsuchte. Bald nachher hatte Eck selbst sich nach Rom begeben. Der wirksamste Anklagepunkt gegen Luther war jetzt dort natürlich seine Lehre vom Rechte des Papstthumes. Deshalb wurde auch sein Kurfürst, der ihn dulde, ja gar beschütze, am päpstlichen Hof so übel angesehen, daß derselbe sich veranlaßt fand, in einem Brief vom 1. April an Valentin von Teutleben, der für ihn und andere deutsche Fürsten Geschäfte in Rom besorgte, gegen solche Vorwürfe sich zu verwahren. Eck konnte aus Rom schon am 3. Mai sehr vergnügt nach Deutschland schreiben: es sei recht gut, daß er selbst da sei, denn man habe dort Luthers Irrthümer noch zu wenig gekannt; er habe schon lange gemeinsame Berathungen mit dem Papst und einigen Cardinälen in dieser Sache gehabt; die Bulle, welche 41 Sätze Luthers ausdrücklich verurtheilen werde, sei bereits entworfen und werde im nächsten Consistorium der Cardinäle erledigt werden; sie werde allen Gutgesinnten gefallen. Er hatte daneben seine anderen persönlichen Interessen, nämlich die von ihm beanspruchte Pfarrstelle, nicht vergessen: es sei ihm, schrieb er, zwar von seinen Gönnern gesagt worden, daß er auf dem Rechtsweg Nichts in Betreff derselben erreichen könnte, der Papst aber habe ihm „bei seiner eigenen Brust" zugesichert, daß er in derselben unangefochten sein solle. Der Brief, für das Treiben des Verfassers in jeder Hinsicht bezeichnend, wurde nachher lutherischerseits durch den Druck veröffentlicht. In Deutschland klagte damals bereits Melanchthon: Man hört viel reden vom päpstlichen Fluch gegen Martinus; Gott wolle es gut wenden; wenn der uns nicht in der Gefahr hilft, so gehen wir zu Grunde."

Zugleich fürchtete man in Deutschland geheime Mordanschläge gegen Luther. Aus Halberstadt schrieb man ihm gar, ein Arzt, der durch Zauberkünste sich unsichtbar machen könne, habe den Auftrag, ihn umzubringen, übernommen.

Es erschien auch zweifelhaft, wie lange der Kurfürst noch die Gefah die ihm selbst durch Luthers Thätigkeit in Wittenberg erwuchs, werde a sich nehmen wollen, zumal dieser den Rathschlägen zur Mäßigung so wen Gehör gab. Luther selbst schrieb in jenem Briefwechsel mit Spalatin weg seines heftigen Vorgehens gegen das Stolper Dekret: falls er wegen dies Sache ins Exil gehen müßte, so wisse ja Spalatin, wie wenig er e solches Ungemach achte. Und es schien da keine Zuflucht mehr für ihn sein als bei den Böhmen. Wir wissen nicht, wie weit er selbst hierü dachte; vermuthet wurde es: von seinen Freunden ängstlich befürchtet, v den Gegnern gewünscht, weil es dann um seinen Namen und seine Leh geschehen sein werde.[1])

Für Luther aber war die zunehmende Gewißheit, womit er der Ent scheidung Roms entgegen sehen konnte, nur desto mehr Antrieb, alle weiter Rücksichten fallen zu lassen.

Zu dem gingen ihm über den ganzen Charakter des Feindes, mit de er im Kampf liege, immer mehr die Augen auf. Die Studien über d Geschichte des Papstthums, der päpstlichen Ansprüche und der für sie g brauchten Mittel, wozu ihn die Leipziger Disputation angetrieben hatt trugen weitere Früchte. Einen besonders wichtigen Beitrag bot ihm dafü die von Ulrich von Hutten neu herausgegebene Schrift des Laurentiu Valla über die sogenannte Schenkung Constantins, welche ih ein Freund im Februar 1520 zuschickte. Seit länger als sieben Jah hunderten erzählte und lehrte man in der römischen Kirche, daß der gro Kaiser Constantin, als er seine Residenz nach Constantinopel verlegte, Rom die Hauptstadt des Abendlandes, und ihr Gebiet dem Papst Silvester al getreten habe. Im Codex des kirchlichen Rechtes stand eine Urkunde de Kaisers, worin er gar die Herrschaft über „alle Provinzen Italiens od der abendländischen Regionen" diesem Papst übertrug und mit seiner eigene Herrschaft nach dem Morgenlande ging, um über den irdischen Thron de hochheiligen Stuhl Petri zu erhöhen. Daran wurde dann die Lehre geknüpf daß die römische Kaiserkrone an die deutsche Nation durch päpstliche Ver leihung übertragen sei. Luther las zuerst bei Valla den — heutzutag vo jedem Geschichtskundigen anerkannten, von den Päpsten freilich nie zugelassene Nachweis, daß jene ganze Schenkung „falsch geglaubt und erlogen" sei. Weiter Aufschlüsse über das päpstliche Recht holte er sich in seiner nächsten Umg bung bei seinem juristischen Collegen und Freund, dem Hieronymus Schur Es ergriff ihn Entsetzen. Immer neu bewegte ihn der Gedanke, im Papst thum möge wohl gar der Widerchrist erschienen sein. So schrieb er übe Valla's Schrift an Spalatin: „Guter Gott! welche Finsternisse und Nichts würdigkeiten der Römlinge! und sie haben, so daß man dabei über Gotte Gericht sich wundern muß, schon lange Jahrhunderte hindurch nicht blo

ortgewährt, sondern gar geherrscht, und in die kirchlichen Gesetze sind so unsaubere, so grobe, so unverschämte Lügen aufgenommen, ja sie sind zu Glaubensartikeln geworden; ich bin so in Aengsten, daß ich fast nicht mehr weiß, der Papst sei recht eigentlich der Antichrist, den die Welt erwartet: so sehr paßt hiezu alles sein Leben, Thun, Reden, Beschließen." [1])

Ueber das Leben und Treiben im damaligen Rom, über die Sitten am päpstlichen Hof, über die willkürliche, dem gemeinen Eigennutz dienende, das Recht und Wohl der christlichen Völker und zumeist der Deutschen verhöhnende kirchliche Gerichtsbarkeit und Verwaltung verbreiteten besonders die in Italien reisenden Humanisten betrübende und aufregende mündliche und schriftliche Schilderungen. Wie Vieles mochte Luther von Heß und durch diesen von Crotus her vernehmen. In Flugschriften voll von scharfem Spott und rednerischem Pathos wurde Ulrich von Hutten jetzt rastlos thätig; andere von gleicher Richtung erschienen anonym, theilweise wohl aus der Feder des Crotus. Nur zu gut stimmte zu dem, was hier der Welt zur Schau gestellt wurde, dasjenige, was Luther einst selbst in Rom gesehen und gehört, aber mit Betrübniß und treuem Glauben an die göttliche Autorität des Papstthums in seinem Innern verschlossen hatte. — Besonders wichtig waren ihm die förmlichen Proteste und Beschwerden der deutschen Reichsstände über römische Forderungen und Anmaßungen, wie sie auf jenem Augsburger Reichstag 1518 vorgetragen worden waren; er verweist darauf nachdrücklich im Vorwort seines Commentars zum Galaterbrief; jene, sagt er, haben auch das schon erkannt, daß „römische Kirche" und das, was im Namen der römischen Kirche geschehe, nicht identisch und daß ein Legat der römischen Curie und ein Sendbote der Kirche nicht eines sei: daß dieser das Evangelium bringe, jener Geld suche. [2])

Andererseits durfte Luther sich sagen, daß seine Sache in Deutschland von Tag zu Tag festeren Boden gewinne und ausgedehntere Theilnahme finde. Mehr und mehr verbreitete sich jetzt sein Wort auch inmitten der Gemeinden. Es drang in den deutschen Sermonen und Büchlein, welche er jetzt so zahlreich ausgehen, und um deren willen er von hochmüthigen gelehrten Widersachern so gerne sich verachten ließ, wirklich bis zu den „einfältigen Laien" und wurde hungrig von ihnen aufgenommen. Dieselben wurden sogleich in einer Menge von Auflagen und Nachdrucken vervielfältigt. Und gerade jener praktisch erbauliche und positiv belehrende Inhalt derselben mußte die Leser auch dem Verfasser besonders innig verbinden: der Mann, der so Großes gegen die römische Kirche wagte, den von dort her so schwere Vorwürfe trafen, der mit seinem kühnen Vorgehen wohl auch manchem einfältig frommen Gemüth Anstoß gab, reichte hier mit liebender Hand dem armen, von den Großen verachteten und verwahrlosten Volk eine so faßbare, ins Herz eingehende und die Herzen aufrichtende Speise. Mit

ihm konnte man vertrauensvoll gehen, auch wenn er zum Kampf gegen die kirchlichen Mächte und Mißbräuche rief, unter welchen zwar auch die Menge der Einfältigen längst geseufzt und gespottet, gegen welche sie aber noch nirgends ermuthigende Mittel und Waffen für sich gefunden hatte. Luther wurde fürs Volk der Mann des Kampfs, indem er zugleich schon der Mann des Vertrauens und der Liebe für dasselbe geworden war. — Schon wurde auch auf den Kanzeln da und dort in seinem Sinne gepredigt. — Wie der umsichtige Kurfürst Friedrich die Verkläger Luthers wiederholt auf die verständigen und gelehrten Männer verwies, welche doch anders über ihn urtheilen, so legte er dem Teutleben in jenem Briefe jetzt weiter sehr ernstlich nahe: Luthers Lehre habe bereits allenthalben in den Herzen der Deutschen so starke Wurzeln getrieben, daß, wenn man sie nicht mit klaren Schriftgründen überwinde, sondern nur mit den Schrecken der kirchlichen Gewalt zu unterdrücken versuche, die Sache nicht ohne die heftigsten Kämpfe und schreckliche, verderbliche Unruhen ablaufen werde, die weder dem Papst noch sonst Jemandem frommen dürften.

Unter den deutschen Humanisten waren besonders jene Erfurter, deren Universität zum lebendig bewegten Mittelpunkt der humanistischen Studien und Tendenzen in Deutschland geworden war und aus deren Mitte namentlich der Name des Dichters Eoban Heß weithin leuchtete, jetzt vollauf für Luther begeistert; mit ihm wollten sie die göttliche Wahrheit aus der biblischen Quelle trinken und „unter dem Führer Christus über die Feinde siegen". Die Mitglieder der theologischen Fakultät von der alten Schule, wie Usingen, vermochten Nichts gegen diese Richtung der Universität und vermieden den Streit; neben ihnen stand in der Fakultät Luthers Freund Lange, selbst einst einer der ersten Schüler der humanistischen Wissenschaft in Erfurt. — Kurz vor Ostern des Jahrs 1520 kehrte Crotus aus Italien nach Deutschland zurück und wurde freudig von seinen wissenschaftlichen und poetischen Freunden hier aufgenommen: die Erfurter hielten ihn, als er sie im folgenden Herbst besuchte, bei sich zurück, um ihn zum Rektor der Universität zu machen. Er, der durch seine literarische Gewandtheit und Betriebsamkeit und seine vielen persönlichen Beziehungen eine wichtige Rolle in diesen Kreisen spielte, zeigte seine Ankunft Luthern mit den Ausdrücken wärmster Hingebung an. Und während sein loser Ton in den Briefen der Dunkelmänner einst diesem so gar nicht genügt hatte, schien er jetzt auch innerlich vom ganzen Ernste der religiösen Fragen und von den tiefsten Wahrheiten des Evangeliums ergriffen; so schrieb er bald nach seiner Rückkehr (den 28. April) an Luther: „nirgends wird man mich mehr daran zweifeln machen, daß jeder Sterbliche in der Rechtfertigung durch Glauben den Zugang zu Gott habe; — ohne daß wir weiter nach der Unterscheidung zwischen tödtlichen und verzeihlichen Sünden fragen, genüge es uns, einfach

mit Thränen zu seufzen: Herr, reinige uns von unsern verborgenen Sünden; — es sei den Ketzern gestattet, das Herz nach oben zu heben mit der Bitte: öffne mir, Herr, die Augen, daß ich schaue die Wunder in deinem Gesetze, dein Wort sei meine Leuchte u. s. w.". [1]) Wir sehen, Luther wurde sich in Nichts untreu, indem auch er den Briefwechsel mit ihm aufnahm.

Zu Erasmus scheint Luther auch hinsichtlich der theologischen Wissenschaft neue Hoffnungen gefaßt zu haben. Bei der Herausgabe seines Commentars zum Galaterbrief im September 1519 erklärte er: er hätte gerne den Commentar dieses in der Theologie so großen und auch über Mißgunst siegreichen Mannes abgewartet. Im Frühjahr 1520 richtete er auch wieder einen — uns nicht erhaltenen Brief an ihn. Um dieselbe Zeit nannte er ihn übrigens öffentlich in seiner Schrift gegen die Cölner und Löwener, wo er ihn neben anderen ungerecht angeklagten verdienten Männern aufführte, „den noch mit den Hörnern im Dornstrauch hängenden Widder." Erasmus äußerte dann in Briefen an Melanchthon und Spalatin sein Wohlwollen für Luther, wie diesem ja fast alle Rechtschaffenen gewogen seien, nicht minder jedoch sein Mißfallen an dessen Heftigkeit und seine stete ängstliche Besorgniß, daß er selbst und die edle Wissenschaft mit dadurch möchte bedroht werden; es war ihm deshalb unangenehm, auch seinen Namen in jener Schrift gegen die Cölner erwähnt zu finden. Im Gegensatze zu Luthers Auftreten bemerkte er: „die Wahrheit muß nicht immer vorgetragen werden, und es kommt sehr darauf an, wie man sie vorträgt". Allein, wie wir schon früher bemerkten, fiel schon das Wenige, was man aus dem Munde des vorsichtigen Mannes zu Luthers Gunsten hörte, für diesen sehr schwer ins Gewicht; es wurde eifrig weiter verbreitet und weiter ausgelegt; so wurde z. B. sein oben (S. 286) erwähntes Schreiben an den Erzbischof von Mainz zu seinem großen Leidwesen durch einen jener Erfurter jetzt für die „nach seinem Urtheil über Luther begierigen Leser" in den Druck gegeben und aus demselben las z. B. Crotus heraus, daß Erasmus den Luther „mit vollem Mund empfehle". [2])

Ja es schien damals, als ob besonders durch Einflüsse des Humanismus sogar hohe deutsche Kirchenfürsten theils zur Duldung gegen die reformatorische Predigt bestimmt, theils geradezu zum neu verkündeten Evangelium hinübergeführt und für Luther selbst gewonnen werden könnten. Jenes fand bei keinem geringeren statt als bei jenem Erzbischof Albrecht von Mainz, der fortwährend den Mäcenas der edlen Künste und Wissenschaften zu spielen liebte. Er hielt besonders Hutten an seinem Hof in großer Huld, bis dieser wegen seiner heftigen Ausfälle auf Rom dieses Verhältniß wenigstens äußerlich lösen mußte, und behandelte ihn auch nachher doch mit möglichster Rücksicht; Hutten wagte sogar seine schärfsten Schriften in Mainz drucken zu lassen. Ueber Luther holte Albrecht jene gutachtlichen

Aeußerungen des Erasmus ein und gab dann auf Luthers eigenen Brief vom 4. Februar jene möglichst gnädige Antwort (oben S. 316). Ja er hatte den bereits mit Luther befreundeten und die neue Lehre verkündigenden Capito auf Huttens und anderer Humanisten Empfehlung zu seinem geistlichen Rath und Domprediger gemacht und zwischen diesem und den Wittenbergern wurden noch jetzt freundschaftliche Briefe gewechselt. Das Andere war mit dem Breslauer Bischof Johann Thurzo der Fall. Auch dieser hatte zunächst mit Verehrung an Erasmus sich angeschlossen. Jener Johann Heß, der aus Wittenberg nach Schlesien als vertrauter Freund Melanchthons und Luthers zurückgekehrt war, stand bei ihm in hoher Gunst. Ja Thurzo ließ damals seinen Domherrn Schleupner in Wittenberg studiren und durch diesen und Heß vernahmen Luther und Melanchthon so Günstiges von ihm und wurden, als Schleupner zu seinem erkrankten Bischof heimreiste, so dringend angegangen, selbst ihm zu schreiben, daß sie dies unter dem 30. Juli und 1. August 1520 thaten. Die Briefe trafen ihn freilich nicht mehr am Leben. Luther äußerte nachher: in Thurzo sei der beste Bischof des Jahrhunderts gestorben und zwar im seligmachenden Glauben an Christus.[1])

Ganz neue Aussichten eröffneten sich endlich, als Männer des deutschen Adels, die zunächst vom humanistischen Boden aus und zugleich in deutsch-nationaler Erhebung gegen die römische Verderbniß ankämpften, dem Reformator Luther ihren Schutz und Beistand darboten: Franz von Sickingen ließ diesen in den ersten Monaten des Jahres 1520 durch Hutten zu sich einladen.

Schon in unserer Einleitung ist bemerkt worden, wie sehr sich damals die deutsche Reichsritterschaft in ihrer öffentlichen Stellung beengt fühlte und wie viel Stoff der Gährung in ihr lag. Besonders leicht regte sich bei ihr auch Eifersucht und Haß gegen die Geistlichkeit, welche Geld und Grundbesitz zusammenhäufte, während die alten Geschlechter verarmten, und welche den öffentlichen Lasten sich entzog, während diese theilweis kaum mehr ihren Pflichten mit Steuer und Heerbann zu genügen vermochten. Damit vereinigte sich die sittliche Entrüstung über die römische Verderbniß und Tyrannei, womit die edeln Herrn an die Spitze der Besten im Volke zu treten hofften, — und weiter jetzt bei sehr begabten Gliedern des Adels der Geist der neuen, freien und edeln Wissenschaften, der eine neue Zeit heraufzuführen sich bewußt war und insbesondere eben dazu sich berufen und befähigt glaubte, jene Ketten zu zerreißen und die Finsterniß aus der Kirche zu vertreiben. Auch das hatte Wahrheit, daß ein deutsch-nationaler Sinn, ein Gefühl gekränkter deutscher Ehre und Rechte und eine Sehnsucht nach neuer Macht und Herrlichkeit der deutschen Nation damals noch am meisten im Ritterstand Ausdruck fand. Die nämlichen Zeiten und Ursachen,

welche ihn um seine Geltung im Reich brachten, hatten das Reich innerlich ersetzt und seiner alten Machtstellung in Europa verlustig gehen lassen. So verblieb Jenen auch für den Zerfall des Reichs und die Schmach der Nation ein ganz anderes Gefühl als den Reichsfürsten, für welche aus des Reiches Auflösung die wachsende eigene Macht und Selbständigkeit hervorwuchs. Seine eigenen Sünden hatte übrigens jener Stand damit noch nicht abgelegt: die Städte klagten nicht minder über Gewaltthaten einzelner Ritter als über Eingriffe größerer Fürsten; auf der großen Masse des Landvolks lastete der Druck der kleinen Herren so schwer als der der großen; mit der alten „Deutschheit", deren vorzügliche Träger nach Hutten noch die Ritter waren, lebte vornehmlich in ihnen auch die alte Untugend fort, die deutsche Freiheit in die individuelle Ungebundenheit und das Recht der Selbsthilfe zu setzen, und während sie das Dahinsinken des Reiches beklagten, konnte sich fragen, ob nicht sie jeder strengeren staatlichen Ordnung überhaupt entgegen sein werden, nach deren Ausgestaltung überall im gebildeten Europa das sittliche Bedürfniß und die geschichtliche Entwickelung hindrängte und deren Boden in Deutschland anstatt des Reiches nun eben die einzelnen Territorien wurden.

In diesem Sinn und Geist suchte damals Ulrich von Hutten an die Spitze seines Standes und der Nation sich zu stellen. Einem altadeligen Geschlecht entstammt und voll stolzen, freien Selbstgefühles und Dranges nach Großthaten, aber ohne alle nennenswerthe materielle Macht, um sich Geltung zu verschaffen, bestrebte er sich mit der Gewalt seines Wortes, das er in humanistischer Lektüre übte und ausbildete, die Anderen zu begeistern und zu gemeinsamen Thaten und Kämpfen aufzurufen. So hatte er einst den Kaiser Maximilian als das edle Haupt der deutschen Nation bei dessen unglücklichem Krieg mit den das Reich verachtenden Venetianern begleitet. So war er über den Reichsfürsten Herzog Ulrich von Würtemberg als mörderischen Tyrannen losgezogen und hatte nachher die Freude, daß dieser wegen seiner Gewaltthaten durch den schwäbischen Bund seines Landes beraubt wurde. Dann richtete er alle Kräfte seines elastischen Geistes und seiner ergiebigen Feder gegen Rom. Er hatte selbst als Knabe und Jüngling den Zwang eines Klosters kennen gelernt, in welchem er erzogen werden sollte und welchem er mit Hilfe des damals in Erfurt studirenden Crotus entfloh. Von wiederholten Reisen nach Italien brachte er eine reiche Kenntniß aller römischen Mißbräuche, Anmaßungen und Gräuel als Stoff zum Groll und Spott zurück. Auch er war im Jahr 1518 in Augsburg während jenes Reichstags, wo Luther sich dem Cajetan stellen mußte. Von dorther entnahm er sich das empörende Witzwort dieses päpstlichen Legaten über die vor der römischen Hierarchie kriechenden Deutschen: was wir doch zu Rom für Stallknechte haben." Er rief aus: „Der

Würfel ist geworfen." Während in Luther so schwer und langsam die demüthige Ehrerbietung vor der römische Kirche wich, warf er sogleich jede Rücksicht weg und trieb in seinen Flugschriften mit allen Mitteln des Hohnes und der Entrüstung die Deutschen dazu, das schmähliche Joch fremder Tyrannei abzuschütteln.

Und in seinem Freunde Franz von Sickingen hoffte er nun den Mann gefunden zu haben, der mit dem Willen auch die Mittel hätte, diesen Bestrebungen Bahn zu brechen. Denn das war noch ein Reichsritter der eine stattliche, in den Reichsangelegenheiten geachtete und vielfach umworbene, von den Feinden gefürchtete Macht und einflußreiche Verbindungen nicht bloß mit Standesgenossen, sondern auch mit dem kaiserlichen Hofe besaß. Mit seiner Macht trat derselbe neuerdings in den noch immer sich fortziehenden alten Streithandel zwischen Reuchlin und der Mönchspartei ein: er nöthigte drohend die Cölner Dominikaner, jenem die Kosten des Prozesses, den sie ihm an den Hals gehängt, zu erstatten. [1])

Man hat Hutten und seine Gesinnungsgenossen als gefährliche, un christliche, ja antichristliche Revolutionäre bezeichnet. Das Urtheil darüber ist wichtig für die Beurtheilung Luthers, welchem von den Einen vorgeworfen wird, daß er in ihre Complotte sich eingelassen oder wenigstens diese Bundesgenossen nicht von der Hand gewiesen, von den Andern, daß er nicht kühn und entschieden gemeinsame Sache mit ihnen gemacht habe.

Hüten wir uns hier vor dem Gebrauch vager, vieldeutiger, wenn auch scheinbar tiefer Begriffe und Schlagwörter und sehen die bestimmten geschichtlichen Thatsachen und Verhältnisse näher an. Wenn Jene ein Abthun der „römischen Nichtswürdigkeiten" und eine befreiende Reform der Kirche forderten, so wünschten auch sie wie Luther hiefür ein ordentliches Concil. Ihre Meinung war, der Kaiser mit dem Fürsten und dem deutschen Volk sollten trotz dem Papst ein Concil durchsetzen: das war zwar nach römischer Auffassung Ketzerei und Umsturz, aber das Recht Roms zu dieser Auffassung stand eben in Frage und noch im Jahre 1511 hatte der Kaiser erklärt selbst als Schutzherr der Kirche ein Concil zu berufen, weil der Papst es nicht thue. Ließ sich eine allgemeine Versammlung der Christenheit nicht erreichen, so wollten sie ein selbständiges Auftreten der deutschen Nation für sich, hofften aber auch hiefür die ordentliche Reichsgewalt, den Kaiser und die Reichstage zu gewinnen, wie ja diese längst ebenso dringlich wie vergeblich sich Rom gegenüber beschwerten; sie sahen keine Verbindlichkeit, der Willkür des Papstes das Wohl der Seelen und des deutschen Gemeinwesens preiszugeben. Das Bedenklichste war insoweit bei ihnen das, daß sie die religiösen Glaubensgrundlagen, auf welchen die Macht des Papstthums bei der Menge ruhte, wenig kannten und ihrerseits keinen klaren und festen Grund an deren Stelle zu setzen hatten; sie selbst hatten per-

sönlich wenig Klarheit und Tiefe der religiösen Erkenntniß und des religiösen Interesses. — Bei ihrem Verhalten innerhalb des deutschen Reiches ist gerade ihr Vertrauen und ihre Liebe zum rechtmäßigen Oberhaupt, dem Kaiser, ein hervorstechender, eigenthümlicher Zug, durch den sie auch in demüthigende Illusionen geriethen. Es war bei ihnen eine alte deutsche Anhänglichkeit; zugleich konnten sie sichs kaum anders denken, als daß der Kaiser, dessen Macht im Reich mit ihrer eigenen dahin schwand, auch im Streben nach neuer Gestaltung des Reichs ihre Hilfe annehmen müsse, während in Wahrheit die Kaiser der neuen Zeit für sich einen ganz andern Ersatz suchten; ferner hatte Sickingen um Kaiser Karl und sein Haus bei der Kaiserwahl und der Abtretung des eroberten Würtembergs an Oesterreich speziell sich verdient gemacht. Die Reichsverfassung aber war damals überhaupt thatsächlich und anerkanntermaßen in einem Zustande des Uebergangs und der Gährung, wo die Frage, welche Ziele und Mittel gestattet seien, sehr zweifelhaft war. — Unverkennbar ging nun der Sinn jener Männer weiter dahin, wenn es noth thäte, auch von sich aus in Verbindung mit gleichstrebenden Reichsgenossen gewaltsam den für Rom wirkenden geistlichen Machthabern Einhalt zu thun und innere politische Reformen herbeizuführen, — nach Grundsätzen, welche die Form des Rechtes nicht achteten, im deutschen Reich aber bekanntlich längst von Reichsfürsten wie von Rittern geübt wurden. Hutten thut auch öfters geheimnißvoll, als ob derartige Pläne der Geburt nahe wären. Allein nie zeigt sich damals irgend ein bestimmter wirklicher Anlauf oder Anschlag für die weitgreifenden Zwecke, von denen er redet. Auch die Wittenberger Reformatoren lernten nie das Mindeste davon kennen. Für die Thätigkeit Huttens ist eben das am meisten charakteristisch und tragisch, daß er überhaupt bei allen hohen, feurigen uud gewiß auch ernstlich gemeinten Reden von deutscher Freiheit und Ehre es nie zu positiven Leistungen oder wenigstens Ideen und Planen bringt, — weder zu bestimmten praktischen Ideen eines die gegenwärtigen Zustände umkehrenden Fanatismus, wie spätere Fanatiker der Reformationszeit, noch zu gesunden Grundgedanken eines politischen und kirchlichen Neubau's. — Hiernach mag man ermessen, wie weit eine Verbindung mit einem solchen Kämpfer gegen den gemeinsamen Feind für unsere Reformatoren zulässig und Pflicht war und wiefern sie ihnen und ihrem Werke gefährlich werden konnte oder mußte.

Für Luthers Bedeutung nun hatte Hutten Anfangs kein Auge, obgleich er 1518 in Augsburg mit ihm zusammentraf und schon vorher wußte, daß auch dieser das Ansehen des Papstes angreife. Er betrachtete ihn wie einen der Mönche und gewöhnlichen Theologen, über deren Streitigkeiten und Zänkereien sein eigener Standpunkt erhaben sei. Ein Jahr nachher scheint ihn Eoban Heß auf den Werth einer Verbindung mit Luther aufmerksam gemacht zu haben; er ging aber hierauf nicht ein wegen Rücksichten, die

er noch auf den Erzbischof von Mainz nehmen wollte. [1]) — Luther erwähnt Huttens trotz des Eifers, womit dieser in seiner Weise gegen Rom und namentlich auch gegen Cardinal Cajetan schrieb, doch in Briefen und Büchern nie, bis er ihn im Februar 1520 als den Herausgeber jener Schrift Valla's zu nennen hatte, die ihm ein Anderer, nämlich Schleupner, mittheilte.

Die Annäherung ging, wie gesagt, von Hutten und Sickingen aus. Hutten schrieb am 20. Januar 1520 an Melanchthon: der Held Sickingen, welcher den Reuchlin von jenen nichtsnutzigen, barbarischen Gegnern befreit habe, lasse jetzt Luther auffordern, zu ihm zu kommen, wenn derselbe Widriges zu erdulden und nicht bessere Rettungsmittel anders woher habe; er werde für ihn thun, was er könne. Jener liebe ihn, weil er ihm für einen rechtschaffenen und deshalb von Anderen angefeindeten Mann gelte, auch von einem Grafen von Solms ihm empfohlen worden sei. Hutten fügt bei: er schreibe dieß nicht, wie ihn Sickingen beauftragt habe, an Luther selbst, sondern aus vielen dringenden Ursachen an Melanchthon. Er äußert ferner seine und Sickingens Hoffnung, des Kaisers Bruder Ferdinand für sich gewinnen zu können, um welchen Sickingen Verdienste habe; dann werde es leicht sein, den Gottlosen Angst einzujagen. Dieser Brief wurde schlecht besorgt und kam wieder an Hutten zurück, der ihn dann mit einem zweiten, ähnlich lautenden Schreiben vom 28. Februar an Melanchthon gehen ließ. Wiederholt versicherte er, daß Luther bei Sickingen sicher wäre und seiner Feinde spotten könnte. Bald nachher haben wirklich mehrere reformatorisch gesinnte Männer bei ihm auf seiner Burg Ebernburg in der Pfalz eine ruhige Zufluchtsstätte gefunden. — Auch Crotus, der an Ostern jenes Jahres in Bamberg mit Hutten zusammengetroffen und durch ihn von Sickingens Anerbieten an Luther in Kenntniß gesetzt worden war, ermahnte diesen in seinem Briefe vom 28. April angelegentlich, dasselbe ja nicht gering zu achten; Luthers Gegner seien auf Nichts so sehr aus, als darauf, ihm den Kurfürsten Friedrich zu entfremden, damit er bei den verachteten Böhmen Schutz suchen müsse; bei Sickingen werde er Ruhe, ein „theologisches Haus", Bedienung, Nahrung, Schutz vor Nachstellungen und Alles sonst zum Leben Nöthige reichlich finden. — Am 11. Mai erhielt Luther auch eine Botschaft von dem fränkischen Ritter Sylvester von Schaumburg, welcher ihm bis dahin, daß seine Sache seiner Appellation gemäß durch ein Concil oder unverdächtige Richter entschieden werde, gleichfalls Schutz gegen Verfolgungen zusagte; ja Sylvester hoffte, wie er am 11. Juni schrieb, die Hilfe von hundert Adeligen aufbringen zu können. [2])

Diese Mittheilungen also gelangten an Luther gerade nachdem jene Folgen, welche sein Sermon vom Abendmahl mit der Aeußerung über den Laienkelch für ihn hatte, ihn auf's Neue an einen Weggang oder eine Ausweisung aus Sachsen hatten denken lassen und während Melanchthon den Untergang

ir sie beide fürchtete. Wir kennen die Antworten beider nicht. Wir wissen ur, daß beide etwa in den ersten Tagen des Mai an Hutten schrieben nd daß am 31. Mai Luther einen weiteren Brief an Hutten und einen n Sickingen durch Spalatins Vermittlung abgehen ließ.[1])

Nach Cochläus, dem späteren erbitterten Gegner Luthers, hat dieser inmal brieflich gegen Hutten geäußert, daß er auf Sickingen mehr Ver=rauen und größere Hoffnung setze als auf irgend einen Fürsten unter dem immel. Cochläus, der diese Angabe freilich erst später und in feindseliger bsicht gegen Luther gemacht hat, konnte in jener Zeit doch richtige Kennt=iß von solchen Worten Luthers erhalten; denn er stellte sich damals auch och zu einem Hutten freundlich als Genosse im Humanismus. Die Aeuße=ung mag so in einem der erwähnten Briefe gestanden haben. Indessen issen wir nichts Näheres über ihr Datum und ihren Zusammenhang.[2])

Am 4. Juni schrieb dann Hutten auch direkt — so viel wir wissen um ersten Mal — an Luther. Er bezieht sich in diesem Brief zuerst uf ein Unternehmen, mit welchem Luther umgehe und welches damals irgend ine Hemmung erfahren zu haben schien. Weiter sagt er: „Christus sei mit ns, da wir ja behaupten, was er festgestellt, und seine durch die päpstlichen Satzungen verdunkelte Lehre wieder ans Licht bringen: Du glücklicher, ich ach Kräften; möchten doch Alle so gesinnt sein oder auf den rechten Weg urückkehren; es heißt, Du seiest in Bann gethan; wie groß bist Du, o Luther, ie groß, wenn dieß wahr ist! denn alle Frommen werden von Dir sagen: ie rüsten sich wider die Seele des Gerechten, — aber der Herr wird ihnen hr Unrecht vergelten (Psalm 94, 21. 23); dieß sei unsere Hoffnung, dieß nser Glaube! Eck ist aus Rom zurückgekehrt, — — was nun? der Gott=ose rühmet sich seiner Wünsche (Ps. 10, 3), uns leite der Herr in seiner Wahrheit, darum wollen wir hassen die Gemeinde der Boshaften und nicht itzen bei den Gottlosen (Ps. 26, 5)! Du aber sieh um Dich und hab Acht uf Jene mit Aug' und Geist; Du siehst, wenn Du jetzt dahin fällst, welch in Schaden es fürs Gemeinwesen ist; denn was Dich anbelangt, so weiß ch, Du bist des Sinnes, daß Du lieber also sterben möchtest, als wie ur immer leben; auch mir stellt man nach: ich werde mich vorsehen, so eit es zulässig ist; kommen sie mit Gewalt, so werden ihnen Kräfte ent=egenstehen, die ihnen, wie ich hoffe, nicht bloß gewachsen, sondern überlegen nd; — — Du sei stark, — doch was ermahne ich, wo es nicht noth thut? n mir hast Du für alle Fälle einen Anhänger, darum mögest Du auch lle Deine Vorhaben mir künftig anzuvertrauen wagen; verfechten wir die emeine Freiheit, befreien wir das lange geknechtete Vaterland! Gott haben ir auf unserer Seite: ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" — Wir hen, bis jetzt wenigstens wußte Hutten Nichts davon, daß Luther von dem nerbieten Sickingens Gebrauch machen wollte, daß er übrigens für alle

Fälle freundlich wird aufgenommen haben. Seine Hauptsorge wa
Luther vielmehr willig Märtyrer werden möchte: er hält ihm seine
Vorsicht und Bereitschaft wider gewaltsame Angriffe entgegen. Er
ferner, daß er als ein Genosse Luthers die biblische Sprache zu reden
Kampf mit Rom vor Allem für Christi Lehre einzutreten, beim Eifer
die Gottlosen vor Allem ihre Bekehrung zu wünschen hat; und er b
in solchem Kampf sei Luther glücklicher. [1])

Was nun aber jenes Unternehmen Luthers anbelangt, auf d
Brief sich bezog, so liegt für uns am nächsten der Gedanke an eine
große Kundgebung Luthers, wie dieser sie dann gleich darauf in
großen an den Adel gerichteten Aufruf zur Reform der Kirche du
gemeine Christenheit erlassen hat. Dahin ging auch der Wunsch der a
Freunde. Eben an sie wird zu denken sein, wenn Melanchthon
äußert: Luther sei zu jener Schrift von gewissen Männern ern
worden, auf welche er und Luther viel Gewicht legen. [2]) Luther na
von ihnen dargebotene Hand an, ja stellte sich mit seinem Wort a
Spitze. Im ganzen Umfang und ohne weitere Rücksichten wollte
jetzt einmal alle jene „Nichtswürdigkeiten" des römischen Regiments
welche ein Hutten loszog, der Christenheit insgemein vorlegen;
wollte gegen eine verderbte, gleichgiltige Geistlichkeit die Laien zur
aufrufen; auch er wollte dies vornehmlich dem Adel zum Recht u
Pflicht machen.

Es war aber auch sein eigener selbständiger Gang und nich
erst fremder Einfluß oder die Gelegenheit des Augenblicks, was je
dahin ihn geführt hat, so sehr dieser Gang von dem seiner neuen F
verschieden war. Er, der in die tiefsten Fragen des innern Leben
senkte, biblische, mystisch angelegte Theolog, der Anfangs an keinem
des äußeren Kirchenthums als am Ablaßwesen zu rütteln unterna
hatte, war weiter und weiter in die alten und neuen kirchlichen
und Aergernisse hineingetrieben worden. Während er immer wiede
seinem stillen Winkel sich zurücksehnte, auch im äußeren Auftreten unbe
und ohne Weltkenntniß erschien, wurde seine Stimme wie von selbst
und mehr zur öffentlichen und er mußte in seiner Aufgabe eine A
für die ganze Christenheit erkennen. Er war so schwer von der Vere
für die Heiligkeit Roms und des päpstlichen Stuhles losgekommen; er
sich selbst Gewalt angethan, sich ihr gehorsam zu bezeugen, ja man
sagen, er wurde darin innerlich unwahr; desto heftiger war seine Aufr
geworden, als die Selbsttäuschung zerriß: er sah statt dessen dort
widrigen Gräuel und Antichristenthum. So weit war er, als die Fla
Huttens und Anderer mit den seinigen zusammenschlugen. Die s
Aeußerung davon, die wir überhaupt besitzen, haben wir bereits in

wort an Prierias gefunden (oben S. 322). — Auch das nationale
hl für die Schmach, welche Rom den Deutschen zufüge, war längst
tig in ihm erwacht; er spricht es namentlich schon in jener Vorrede
einem Galaterbrief im Jahre 1519 aus: man achte, sagt er, die
schen dort für eitel Tölpel, Barbaren, Bestien, aber diese Barbaren
n auf dem jüngsten Reichstag genug Urtheil gezeigt zur Warnung für
großen Herren in Rom. Jetzt hörte er eine solche Entrüstung auch laut
h die Nation bringen. — Und nun sah er Männer und Mächte in der
schen Christenheit, welche in der kirchlichen Noth wirklich Hand anlegen
ten und wollten. Auch das, daß solche Laien hierzu das Recht und
Pflicht hätten, war schon in seinen bisherigen Ueberzeugungen begründet:
in seiner Auffassung der Kirche als der Gemeinschaft der Heiligen
Gläubigen insgemein, und vollends in seiner Erkenntniß, daß, wie er
s im Jahre 1519 dem Spalatin erklärte, alle Gläubige gleichermaßen
ster seien; jene Stände des Reichstags, welche die römische Curie von
Kirche unterschieden, nannte er Laientheologen, deren Beispiel er folgen
e. Jetzt aber fand er wirklich bereite Laien, und zwar hoffte er einen
en Stand des Reiches dafür zu gewinnen. — Und überdies theilten
er und Melanchthon mit redlichem, warmem Herzen vor Allem jene
nungen auf den Kaiser; ja diese haben bei ihnen, die auch keine
ung von der wirklichen Lage der Dinge hatten, etwas rührend Naives.
hatte Luther bereits den Kaiser zum Schutz der von ihm verfochtenen
rheit angerufen; so wünscht er in einem Brief an Spalatin, während
eine Schrift an den Adel ausarbeitete: „der Herr gebe dem Kaiser
seinen Geist zum Wachsthum in der Wahrheit wider den Feind der
rheit, Rom.“ Hutten, der seine günstigen Erwartungen ohne Zweifel
mehr Reflexion auf die politische Stellung Karls V. zum Papst und
eine gewisse Liebe seines Bruders Ferdinand zu den edeln Wissenschaften
e, war gerade damals im Begriff, eine Reise zum Letzteren nach den
erlanden zu machen, mit der er dann sehr schlechten Erfolg hatte; da
ch Melanchthon an den Breslauer Heß: „Hutten reist zu des Kaisers
er, um durch die höchsten Fürsten der Freiheit einen Weg zu bahnen;
dürfen wir also nicht hoffen?“ [1])

Unter solchen Umständen und Voraussetzungen schritt Luther zu jener
bgebung. Ob und wie weit er auch *in ihr* seinen eigenen Stand-
t gewahrt hat, muß ihr Inhalt zeigen.

Zwölftes Kapitel.

Luther, „An den christlichen Adel deutscher Nation".

Im Anfang Junis, während Luther im Begriff war, jene Epitom des Prierias mit seinen eigenen Glossen abdrucken zu lassen, und zugleic noch an seiner Schrift gegen Alveld arbeitete, kündigte er dem Spalatin an: „ich habe im Sinn, ein öffentliches Blatt (scheda) herauszugeben a Karl und den ganzen Adel Deutschlands gegen die Tyrannei und Nichts würdigkeit der römischen Curie." Daraus wurde sein Büchlein: „An de christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Stande Besserung". Die Zuschrift an seinen Collegen Amsdorf, womit er das selbe versah, ist schon vom 23. jenes Monats datirt. Bald nach Anfan Augusts erschien es gedruckt. Luther hatte ohne Zweifel, wie es sein Gewohnheit war, den Druck beginnen lassen, während er noch am Manuscrip weiter schrieb. [1])

Das Buch zeigt eine eingehende Bekanntschaft Luthers mit den kirch lichen Nothständen, auf welche jene Besserung sich beziehen sollte, namentlic mit den Methoden und Künsten, durch welche die römische Curie innerhal der Landeskirchen sich Rechtsansprüche und Gelder zu verschaffen wußte Er hatte sich offenbar recht darum Mühe gegeben; seine Angaben sind noc genauer als z. B. die des Hutten in dessen kurz zuvor erschienenem Dialog „Vadiskus" (oder „Trias Romana"), welcher ein großes Register jene „Nichtswürdigkeiten" brachte und sicher auch in Luthers Hände gekommen war. Luther selbst nennt uns eine Hauptquelle, die er benützte, in seinen Tischreden. Es hielt sich, während er an seinem Büchlein arbeitete, i Wittenberg ein gewisser Doctor Viccius auf. Derselbe war ihm als ei römischer Höfling bezeichnet und er vor seinem Verkehr gewarnt worden Er aber hat, wie er später dort erzählte, von Doctor Wick „ausgekund schaftet", was er über die römische Habsucht an den deutschen Adel schrieb „Viccius" ist wohl der nachmalige gut evangelische Bremer Syndikus va der Wick, welcher in Rom Reuchlins Prokurator beim Handel mit Hoog straten gewesen war. Vielen Stoff bot übrigens Luthern auch schon, wa er von den Verhandlungen jenes Augsburger Reichstages vom Jahre 151 erfahren konnte, und für die Fragen des kirchlichen Rechtes fand er di nächste Auskunft bei Schurf, auf den wir nachher noch bestimmter werde hingewiesen werden. [2])

Neue, aufregende Nachrichten kamen unterdessen, so lange er noch mi dieser Streitschrift gegen Rom beschäftigt war, aus Rom selbst in seine eigenen Angelegenheit über ihn. Davon zwar, daß dort bereits am 16. Jun der Bannfluch wirklich über ihn ausgesprochen worden war, erfuhr ma

als noch Nichts. Aber am 6. Juli liefen beim Kurfürsten aus Rom
se seines Agenten Teutleben und des dem Fürsten befreundeten Car-
ls Raphael ein, welche Jenen nochmals dringend wegen Luthers ver-
nten; der Cardinal drang mit Bitten und Drohungen in ihn, gegen
n einzuschreiten, gestand übrigens, Luthers Schriften noch nicht gelesen
aben. Spalatin schickte die Briefe sogleich an Luther mit der Frage,
er zu thun rathe. Dieser antwortete am 9. Juli: er habe oft genug
lschweigen angeboten, falls auch die Gegner schwiegen; Jedermann
:, daß Eck aufs böswilligste ihn in den Handel wegen des Papstthums
ingerissen habe. Hinsichtlich des Kurfürsten wünschte er sehr entschieden:
r solle sich von seiner Sache gänzlich fern halten, solle ihn hinaus-
n, damit man ihn öffentlich belehren oder überweisen möge, und solle
bemerklich machen, daß er ebensowenig sein Richter oder der Vollstrecker
s noch gar nicht über ihn ausgesprochenen Urtheils werden wolle, als
en Lehrer ihm gegenüber spielen könne. Ueber sich selbst erklärt er:
Lehramt habe er ohne seinen Willen und müsse darunter leiden,
rend Andere Ehre davon genießen; man möge es ihm entziehen, möge
in einem verlassenen Winkel leben und sterben lassen; aber das sage
hiermit zugleich: so lange man ihm das Amt belasse, werde er jeden-
auch im Ausüben desselben frei sein; er werde zu den vielen Sünden,
n er sich mit Schmerzen bewußt sei, nicht die unverzeihliche Sünde
uthun, daß er, im Amte stehend, dem Amt untreu würde, sich eines
osen Schweigens schuldig machte und seine Pflicht gegen die Wahrheit
gegen viele tausend Seelen versäumte; es sei ihm in seinem Innern
öglich, so viel auf die Drohungen oder auch auf die Versprechungen,
man ihm vorhalte, zu geben. Im Uebrigen hoffte er, der Kurfürst
e also antworten, daß die hohen Herren in Rom merken, Deutschland
rliege bisher nicht durch eigene Rohheit der Unterdrückung, sondern
) die Rohheit der Römer und vermöge eines dunkeln göttlichen Gerichtes.
st das Aeußerste, wohin er in diesem Augenblick, ohne in seinem festen
h gegen Rom zu wanken, gegangen ist: wie er einst den ordentlichen
uf eines öffentlichen Lehrers nur widerstrebend im Bewußtsein der
eren Aufgabe übernommen und seither im amtlichen Lehren und Kämpfen
er wieder die alte Neigung zu einem in sich gekehrten Stillleben kund
ben hat, so ist er bereit, mit den Rechten des Amtes auch die Pflichten
nzugeben und die Verantwortung Anderen zu überlassen. Doch schon
s darauf schickt er dem Spalatin Briefe von Sickingen und von Schauem-
, der ihm jetzt den Schutz der Hunderte von fränkischen Rittern in
sicht stellte; offenbar waren es neue Briefe, — durch ein merkwürdiges
mmentreffen eben jetzt bei ihm angelangt. Da weiß er Nichts mehr
dem eigenen Anerbieten, daß man ihm das Amt nehmen möge, ist

vielmehr entschlossen, es fortzuführen, so lange er noch eine Stätte dafür hat. Er räth sofort in seinem Schreiben an Spalatin, jenem Cardinal bemerklich zu machen: wenn man ihn aus Wittenberg wegtreibe, werde man die schlimme Sache noch verschlimmern, denn es seien nicht etwa blos in Böhmen, sondern mitten in Deutschland Männer, welche in diesem Fall ihn gegen alle Blitze decken wollten und könnten; es wäre Gefahr, daß er unter ihrem Schirm noch grimmiger gegen die Römlinge losziehen würde, als wenn er unter des Kurfürsten Herrschaft im öffentlichen Lehramt diene und streite. Er erklärt dem Spalatin: „meinerseits ist der Würfel für mich geworfen; ich verachte Roms Wuth und Roms Gunst; ich will nicht mit ihnen versöhnt werden, noch Gemeinschaft haben immerdar; mögen sie das Meine verdammen und verbrennen! ich wiederum will, wenns mir nicht am Feuer mangelt, verdammen und öffentlich verbrennen das ganze päpstliche Recht, diesen Schlangenpfuhl von Ketzerei; die Demuth, die ich bisher vergeblich erzeigt habe, wird ein Ende nehmen, die Feinde des Evangeliums sollen nicht länger durch sie aufgeblasen werden; — der Herr aber, der da weiß, daß ich ein arger Sünder bin, wird seine Sache, seis durch mich, seis durch einen Andern, zum Ziel führen.“ [1])

Zu gleicher Zeit aber sehen wir ihn noch durch eine Sache ganz anderer Art aufs tiefste erregt und bewegt. Wittenberger Studenten, besonders adelige, fingen Händel mit städtischen Wächtern und Stadtknechten an und klagten wiederum über Mißhandlung, die ihnen zugefügt, und Unrecht, das ihnen von Seiten des Stadtrichters angethan worden sei. Darüber fanden Zusammenrottungen unter den Studenten statt, man fürchtete gefährliche Tumulte, ja es hieß, die Studenten drohen, die Stadt anzuzünden. Andererseits beschwerten jene sich beim Kurfürsten und auch der Rector nahm sich ihrer Klage an. Die Befürchtungen und Gerüchte waren jedenfalls weit übertrieben, wie denn auch Luther nachher zugab, daß das wirkliche Thun der Studenten nicht über Knabenstreiche hinausgegangen sei. Für den Augenblick aber gerieth er in mächtige Aufwallung. Eben jetzt, während er die Waffen des kirchlichen Kampfes in seinem Worte so stürmisch schwang, erhob er sich nicht minder heftig gegen jene Störer der öffentlichen Ruhe und Ordnung. Den Rector, von welchem es hieß, er habe den jungen Leuten gegen ein fürstliches Verbot das Waffentragen erlaubt, beschuldigte er durch einen Brief an Spalatin beim Kurfürsten — als einen unsinnigen Mann, der, statt die Unruhen zu dämpfen, die Universität fast schon in Blut- und Mordthaten verwickelt habe, während man lieber die Zahl der Studenten sich mindern lassen müsse, als Solches dulden. Tags darauf, am Sonntag den 15. Juli, predigte er in der Kirche scharf gegen Tumult und Aufruhr und mahnte an die Pflicht der Obrigkeit, die Gott eingesetzt habe, um solcher Verwüstung zu wehren. Er meinte

parteiisch die Studenten und Bürger gleichermaßen verwarnt zu haben. Aber unter Jenen wurde jetzt auch er angefeindet; ein aus Leipzig gekommener Student soll gedroht haben, wenn „der Mönch" solcher Predigt mehr thue, einen Stein zu nehmen und „den Mönch in der Kirche auf den Kopf oder Platte zu schlagen." Auch von anderen Universitätsgenossen wurde ihm sein Auftreten sehr verübelt. Traurig sah er, wie er an Spalatin schreibt, der Herzen Gedanken offenbar werden, — welches wahre und welches falsche Schüler der neuen Lehre seien. Ja diese Sorge focht ihn so schwer an, als Alles, was ihm und dem Evangelium bisher von Rom her drohte. Er sagt: „Ich sehe recht wohl, wie der Satan, der dort draußen Nichts gegen uns zu Wege bringen kann, dieses Unheil auserfunden hat, um uns im Innern am ärgsten zu schaden; — nicht vor ihm fürchte ich mich, aber ich fürchte, wir haben Gott durch Undank und eitles Rühmen erletzt, der jetzt Jenen unter die Kinder Gottes sich einschleichen läßt; — n jedem dieser drei Jahre habe ich eine besondere Gefahr erlitten: im ten zu Augsburg, im zweiten zu Leipzig, jetzt zu Wittenberg; darum rfs nicht der Klugheit, noch der Waffen, sondern des demüthigen Gebetes nd starken Glaubens bedürfen, wodurch wir Christum für uns behalten; - lebe wohl und gedenke, daß wir fürs Wort Gottes leiden müssen; weil ich Schauenburg und Sickingen vor Menschenfurcht gesichert haben, muß tzt auch ein Wüthen der Dämonen folgen; das letzte Wüthen wird sein, enn ich mir selbst zur Last sein werde; so ist es Gottes Wille." Wenige age darauf erhielt Luther auch von Spalatin Vorwürfe über zu große chärfe und war jetzt selbst dafür, daß man den jungen Leuten ihre Verrung verzeihe, da sie derselben geständig seien. — Noch im September er mußte er gegen Spalatin auf Vorwürfe seiner eigenen Freunde in eser Angelegenheit zurückkommen. Er wollte jetzt nicht weiter mehr davon den, bekannte aber Jenem — offenbar mit Rücksicht auf Erfahrungen, e er von den Erfolgen seiner Lehrthätigkeit dort und sonst gemacht hatte: ich wage, was ich kann, für Gottes Wort; vielleicht bin ich unwerth, twas zu erreichen; ich möchte selbst, wenn es Gott gefiele, vom Lehren nd Predigen los werden; es hat mich fast Ueberdruß ergriffen, da ich sehe, ie wenig Frucht und Dank gegen Gott daraus erwächst; vielleicht ists nz meine Schuld; lebe wohl und bitte Gott für mich." — Jene Angelegenheit atte an sich keine weitere Bedeutung. Aber sie wirft ein sehr bedeutungsvolles icht auf Grundsätze und Gefühle, welche schon damals während seines ampfes mit Rom dem Reformator eigen waren und aus welchen heraus er n nächsten Zeitabschnitt bei unvergleichlich wichtigeren und schwierigeren orkommnissen inmitten der Anhänger der Reformation gehandelt hat. [1])

Unter solchen Verhältnissen also brachte Luther seine Schrift an en Adel fertig.

Mit rascher, kräftiger Feder geschrieben, zeigt sie überall eine ernste Haltung und tiefes Bewußtsein von der großen Aufgabe, die sie auf sich genommen hat.

In der Zuschrift an Amsdorf, welche Luther ihr vorangehen ließ, verbindet sich mit diesem Bewußtsein beim Gedanken an die Gegner, die ihn deshalb kecker Anmaßung zeihen werden, ein origineller Humor, der selbst wieder einen ernsten, tiefen Sinn hat. Sie sagt:

„Die Zeit des Schweigens ist vergangen und die Zeit zu reden ist kommen, als Ecclesiastes (Pred. Salom. 3, 7) sagt. Ich hab unseren Fürnehmen nach zusammengetragen etliche Stücke, christlichen Standes Besserung belangend, dem christlichen Adel deutscher Nation vorzulegen, ob Gott wollte doch durch den Laienstand seiner Kirche helfen, sintemal der geistliche Stand, dem es billiger gebührt, ist ganz unbrauchbar worden. — Ich bedenke wohl, daß mirs nicht wird unverwiesen bleiben, als vermesse ich mich zu hoch, daß ich verachteter Mensch solche hohe Stände darf anreden [d. h. wage anzureden] in so trefflichen, großen Sachen, als mich sonst Niemand in der Welt denn Doctor Luther, der sich des christlichen Standes annehme. . . Ich laß meine Entschuldigung anstehen, verweis mir wer da will. Ich bin vielleicht meinem Gott und der Welt noch eine Thorheit schuldig, die hab ich mir jetzt vorgenommen, so mirs gelingen mag, redlich zu zahlen und auch einmal Hofnarr zu werden. Gelingt mir nicht, so hab ich doch einen Vortheil, darf mir Niemand eine Kappe kaufen noch den Kamm bescheeren. Es gilt aber, wer dem Andern die Schellen anknüpft. . . Es hat wohl mehrmal ein Narr weislich geredet und vielmal weise Leute gröblich genarrt, wie Paulus sagt: »wer da will weise sein, der muß ein Narr werden.« Auch dieweil ich nicht allein ein Narr, sondern ein geschworener Doctor der h. Schrift, bin ich froh, daß sich mir die Gelegenheit giebt, meinem Eid eben in derselben Narrenweise genug zu thun. Bitte, wollet mich entschuldigen bei den mäßig Verständigen, denn der überhoch Verständigen Gunst und Gnade weiß ich nicht zu verdienen" u. s. w.

Das Büchlein selbst wendet sich an die „Großmächtigste kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation." Als Glied dieser Nation redet Luther zu ihnen: „Die Noth und Beschwerung, die alle Stände der Christenheit, zuvor Deutschland, drückt und Jedermann bewegt hat, vielmal zu schreien und Hülfe zu begehren, hat mich auch jetzt gezwungen zu schreien und zu rufen, ob Gott Jemand den Geist geben wolle, seine Hand zu reichen der elenden Nation; — Gott hat uns ein edles junges Blut zum Haupt gegeben, damit viele Herzen zu großer, guter Hoffnung erweckt; daneben will sich ziemen, das Unsere dazu zu thun."

Er beginnt aber mit einer ernsten Warnung, — offenbar recht eigens für seine ritterlichen Freunde bestimmt: „Daß wir uns je vorsehen mit

iem Ernst und nicht Etwas anheben mit Vertrauen großer Macht oder nunst, obgleich aller Welt Gewalt unser wäre." Denn ein also benenes Werk stoße Gott zu Boden. Ja er fürchtete, daß Gott deswegen Zeiten die theuren Fürsten Kaiser Friedrich den Ersten und Zweiten viele andere Kaiser so jämmerlich von den Päpsten habe mit Füßen en lassen, weil sie vielleicht auf ihre Macht mehr denn auf Gott sich lassen haben. Daß es nun, sagt er, nicht uns auch mit dem edeln te Carolus also ergehe, müssen wir gewiß sein, daß wir in dieser Sache t mit Menschen zu thun haben, sondern mit den Fürsten der Hölle, che wohl mit Krieg und Blutvergießen die Welt erfüllen mögen, aber hiermit nicht überwinden lassen, und welche, ob auch das Spiel mit ßem Schein angefangen wäre, eine solche Irrung zurichten möchten, die ganze Welt im Blut schwimmen müßte und doch damit Nichts gerichtet wäre. Mit Verzagen an leiblicher Gewalt müsse man in üthigem Vertrauen auf Gott die Sache angreifen und mit ernstlichem et bei ihm Hülfe suchen; mit Gottesfurcht und weislich müsse man deln.

So will er denn mit Bitten um Gottes Hülfe und kraft des göttlichen rtes drei Mauern umstoßen, welche die Romanisten mit großer endigkeit um sich gezogen haben, damit sie Niemand reformiren möge: ott, sagt er, gebe uns der Posaunen eine, womit die Mauern Jerichos geworfen wurden, daß wir diese strohernen und papierenen Mauern unwerfen."

Ihre erste Mauer ist nach Luther diese, daß sie, wenn man mit ltlicher Gewalt auf sie dringt, hiergegen vorhalten, daß weltliche alt nicht Recht über sie habe, sondern daß vielmehr geistlich über tlich sei.[1])

Sie nennen Papst, Bischöfe, Priester und Mönche den geistlichen and, Fürsten, Herren, Handwerker und Ackersleute den weltlichen and. Das aber ist eine feine Erdichtung, die Niemanden einschüchtern . Wahrhaft geistlichen Standes sind alle Christen durch fe, Evangelium und Glauben. Christus hat sie alle zu Priestern acht nach 1. Petr. 2, 9; Offenb. Joh. 5, 10. Wären sie nicht durch Taufe und Christi Blut dazu geweiht, so könnte auch nimmermehr einer h des Papstes oder der Bischöfe Salbung zu einem Priester gemacht den. Hinsichtlich des geistlichen Standes ist unter ihnen kein Unterd, sowie alle Glieder eines Leibes ohne Unterschied zusammen Ein sind.

Des Einen Leibes Glieder aber haben je ihr eigenes Werk, womit den Anderen dienen sollen. So unterscheiden sich die sogenannten tlichen von den anderen geistlichen, priesterlichen Christen durch ein

besonderes Werk und Amt, das ihnen zukommt, und zwar ist dies
öffentliche Dienst am Wort und den Sakramenten. Die innere Vollm
auch hiefür ruht nach Luther in jenem geistlichen Charakter, den
Christen haben, und die Weihe zum Amt bedeutet nur, daß Einer au
der Gesammtheit aus dem Haufen der Christen genommen und ihm
befohlen wird, solche Gewalt für die Anderen auszurichten; so könnte
Häuflein frommer Christenlaien, die sich in der Gefangenschaft oder
Wüstenei ohne einen bischöflich geweihten Priester zusammenfänden,
ihrer Mitte einen erwählen und ihm jenes Amt anbefehlen: dieser wä
dann so gut Priester, wie wenn ihn alle Bischöfe geweiht hätten. Alle
dings aber gehört zur Ausübung jener Gewalt eben eine solche ordentli
Erwählung und Berufung; Keiner darf sich selbst dazu hervorthun;
folgt dies eben daraus, daß jene Allen gemeinsam ist: denn was gem
ist, darf Niemand ohne der Gemeine Willen und Befehl an sich nehmen.

Und neben diesen Gliedern nun mit ihrem besonderen Amt steht di
weltliche Obrigkeit mit dem ihrigen: sie hat das Schwert und die Ruthe
in der Hand, die Bösen damit zu strafen, die Frommen zu schützen. Des
gleichen haben die Schuster, Schmiede, Bauern u. s. w. ein jeder sein eige
Werk und Amt. Alle sind Glieder Christi, welcher nicht zwei Leiber, einen
geistlichen und weltlichen, hat, sondern nur einen einzigen, deß' Glied
alle geistlich sind.

Da soll man denn auch das Amt der weltlichen Gewalt, die Böse
zu strafen und die Frommen zu schützen, frei und unverhindert durch di
ganze Christenheit gehen lassen. Sie soll es frei ausüben, auch wenn e
Pfaffen, Bischöfe und Päpste trifft. Hindert man doch auch die weltliche
Handwerker nicht, daß sie den sogenannten geistlichen Herrn Schuhe, Kleide
Häuser machen u. s. w. Die römischen Schreiber wollen mit ihren Gesetze
der weltlichen christlichen Gewalt sich entziehen, damit sie nur frei könnte
böse sein; Paulus aber sagt, eine jegliche Seele solle der Obrigkeit unte
than sein; sie trägt das Schwert nicht umsonst; wer schuldig ist, leide.

Soweit also handelt Luther von der Stellung des weltlichen, staatliche
Gebietes und Amtes neben dem geistlichen oder kirchlichen; so zeigt er, w
die weltliche Gewalt mit den ihr zukommenden Aufgaben und Thätigkeite
nämlich mit der äußeren Rechtsübung und Strafgewalt, über alle Glied
der Christenheit, also auch über die Mitglieder des Klerus sich erstrecke,
weit eben auch diese Strafwürdiges begehen oder des Rechtsschutzes bedürfe
Er richtete sich hiemit zunächst gegen die Ansprüche Roms auf Exemtio
der weltlichen Angelegenheiten, Verbrechen und Prozesse des Klerus v
der weltlichen Gerichtsbarkeit, wogegen längst auch von Seiten der Staat
gestritten und z. B. erst vor zwei Jahren speziell auch von den sächsisch
Fürsten, Georg und Friedrich, Beschwerde geführt worden war: das al

inte er mit jener Einsprache der Romanisten gegen ein „Dringen der
lichen Gewalt“ auf sie. Die römische Kirche machte auch hieraus einen
aubenssatz, sie stützte sich auf den besonderen höheren Charakter der
eistlichen“ als solcher. Er hat dies abgewiesen auf Grund der evangelischen
enntniß von dem was in Wahrheit „geistlich“ heiße. Er hat aber hiemit
rhaupt den Grund gelegt für das Recht der Staatsgewalt überhaupt
erhalb der Christenheit. Und unbeschadet bleibt dabei das eigenthümliche
biet der kirchlichen Amtsträger: auch sie treiben ihr Werk an Gottes
rt und den Sakramenten durch alle Glieder des christlichen Körpers.

Die zweite Mauer der Romanisten ist, daß sie, wenn man sie mit
heiligen Schrift strafen will, entgegenhalten: es gebühre Niemandem
Schrift auszulegen als allein dem Papste. Sie, sagt Luther,
len allein Meister der Schrift sein, ob sie schon ihr Leben lang Nichts
ı lernen. Daher kommen so viele ketzerische, unchristliche, ja unnatürliche
etze im geistlichen Recht.

Sie vermögen aber, wie er sagt, davon, daß der Papst nicht irren
ne, nicht einen Buchstaben anzuzeigen. Und Christus spricht vielmehr,
sollen alle Christen von Gott gelehret werden, und Paulus, es solle ein
rer, wenn Jemandem in der Gemeinde etwas Besseres offenbar werde,
schweigen und weichen (Joh. 6, 45; 1. Cor. 14, 30).

Hiermit behauptet Luther, daß Jene auch auf dem geistlichen Gebiete
christlichen Glaubens und Lebens sich „nicht allein der Obrigkeit ver-
sen dürfen.“

Ihre dritte Mauer ist, daß sie, wenn man ihnen mit einem
ncil droht, erdichten, es könne Niemand ein Concil berufen, denn
Papst.

Diese Mauer fällt von selbst schon mit den beiden ersten dahin.
her wiederholt, was er kurz zuvor als letztes Wort gegen Prierias aus-
ıch: „wo der Papst wider die Schrift handelt, sind wir schuldig, der
rift beizustehen und ihn zu strafen gemäß jenen Worten Christi Matth.
15 f.;“ wir müssen hiernach, wenn er nicht in sich geht, es vor die
meine bringen, dazu aber muß die Gemeine zusammengebracht werden
einem Concil. „Darum, wo die Noth fordert und der Papst ärgerlich
Christenheit ist, soll dazu thun, wer am ersten kann, als ein treu Glied
ganzen Körpers, daß ein recht frei Concilium werde; welches Niemand
wohl vermag als das weltliche Schwert, sonderlich dieweil sie nun auch
tchristen sind, Mitpriester, mitgeistlich.“ Muß doch auch bei einer Feuers-
nst in einer Stadt nicht etwa Jedermann deswegen still stehen und das
ter brennen lassen, weil er nicht die Macht des Bürgermeisters hat oder
l das Feuer vielleicht an des Bürgermeisters eigenem Haus anhub: also
ḥ in der geistlichen Stadt Christi, wenn das Feuer des Aergernisses sich

erhebt, ſeis an des Papſtes Regiment oder ſonſt wo. Es hilft Jenen gegen Nichts, daß ſie ſich ihrer kirchlichen Gewalt rühmen, der Niem widerſtreiten dürfe. Denn es iſt keine Gewalt in der Kirche auf Beſſerung; es hat Niemand in der Kirche Gewalt Schaden zu thun zu verbieten, daß man dem Schaden wehre; will der Papſt ſeine G dazu gebrauchen, ein Concil zur Beſſerung der Kirche zu verhinder ſollen wir ihn und ſeine Gewalt nicht anſehen.

So will Luther den Papſt und Klerus auch auf dem kirchlichen biet, in welchem ſie ihr eigenthümlich Werk und Amt haben, darum nicht willkürlich und allein walten laſſen. Verſündigen ſie ſich gegen Amt, ſo haben vielmehr die ſogenannten Laien, als die da auch Chri und Prieſter ſind, das Recht und die Pflicht, hiegegen einzuſchreiten. ſoll das aber dadurch geſchehen, daß ſie ein ordentliches Concil he führen, das dem Schaden Einhalt thue. Und zum Betreiben eines Co ſieht er unter den übrigen Gliedern des Leibes vor Allem diejenigen rufen, welche er vermöge ihrer ſonſtigen Stellung, als von Gott verord Träger der äußeren Gewalt in der Chriſtenheit, dazu am meiſten bef findet; inſoweit alſo hat unter ſolchen Nothſtänden die weltliche Obr keit als ſolche auch innerhalb der kirchlichen Angelegenheiten zu wirken. Dies iſt Luthers Anſchauung. Er will und kennt das doch was wir unter einer Trennung zwiſchen Kirche und Staat oder auch einem conſequenten Auseinanderhalten beider Gebiete verſtehen. Er vielmehr unter jenen Umſtänden ein Eingreifen der Staatsgewalt kirchliche Gebiet zum mindeſten inſoweit, als ſie helfen ſoll, das die Kir ſelbſt vertretende Organ, nämlich ein Concil, ins Leben zu rufen. Di ſeine Grundſätze und Rathſchläge, die wir hier nicht zu kritiſiren, ſonde nur klarzuſtellen haben. — Für ein ſolches Vorgehen der Obrigkeit be er ſich auch auf die bisherige Geſchichte der Kirche: das berühmte nicäniſche Concil ſei nicht vom Papſt, ſondern vom Kaiſer Conſtantin rufen worden, und Gleiches ſei durch viele andere Kaiſer geſchehen. W haben in der Einleitung bemerkt, wie das Recht hiezu ſogar erſt kürzl noch chriſtliche Fürſten ſich beigelegt hatten: erſt vor neun Jahren ein Edict des Kaiſers Maximilian ergangen, wodurch dieſer das freil erfolgloſe Piſaner Concil einberief, weil der päpſtliche Hof damit zögert

Das Concil alſo ſollte dann die kirchlichen Schäden vornehmen für des chriſtlichen Standes Beſſerung ſorgen. Eingehend beſchäftigt ſi unſer Büchlein in ſeinem weiteren, größten Theile damit, jene zu rüg und für dieſe Rath zu geben. In ſechsundzwanzig Abſchnitten handelt es von den geiſtlichen Gebrechen, d. h. von den innern kirchlich Mißbräuchen und Aergerniſſen; in einem ſiebenundzwanzigſten wi es auch noch einige Schäden des weltlichen öffentlichen Lebens anzeig

che die deutsche Nation und ihre Fürsten abstellen sollten. — Fragen
s christlichen Glaubens oder Gegenstände der Heilswahrheit trägt
ther hier gar nicht vor, obgleich sie ihm fort und fort das Erste und
ichtigste waren. Das Recht der freien Erforschung und Verkündigung
s evangelischen Wortes hat er schon in jenem grundlegenden Theile seines
ches festgestellt. Eine Prüfung derjenigen Lehren, durch welche die
nische Kirche hauptsächlich ihre Tyrannei über die Seelen übte, behielt
sich seiner nächstfolgenden großen Reformationsschrift vor. Offenbar
r seine Meinung nicht, daß jetzt darüber durch ein Concil neue Lehr-
ungen und gesetzliche Maßregeln erlassen werden sollten. Ihm genügte
ür jene Freiheit des Wortes; sie hatte er auch für sich in seiner Appellation
ein Concil erstrebt; in Sachen des Glaubens sollte das freie evangelische
rt mit eigener Kraft das Weitere ausrichten.

Gerügt wird von Luther vor Allem die weltliche Hoffahrt des Papstes;
sei gräulich anzusehen, daß der, welcher sich Christi Statthalter nenne,
weltlich und prächtig wie kein König und Kaiser einherfahre, während
istus gesprochen habe: „mein Reich ist nicht von dieser Welt." Es
ten seine Kardinäle, — „dies Volk" (Leo X. hatte an Einem Tag ihrer
ernannt), das zu Nichts Anderem nütze sei, als recht viele reiche
ster, Stiften, Lehen und Pfarreien in Welschland und Deutschland an
zu bringen und sich und Rom dadurch zu bereichern; weiter der päpst-
e Hof mit seiner Anzahl, ja seinen Tausenden von Beamten, von denen
hundertste Theil noch groß genug wäre und die alle auch auf deutsche
ften und Lehen warten, wie der Wolf auf die Schafe. Dann nimmt
her die Menge jener allmählich eingedrungenen Ansprüche, durch welche
Einkünfte der deutschen Kirchen nach Rom gezogen und Pfründen und
en in Deutschland für päpstliche Höflinge gewonnen wurden, im Einzelnen
ch: „er wolle sehen lassen, wie die Deutschen nicht so ganz grobe Narren
n, daß sie römische Praktik gar nicht wüßten oder verstünden." Er führt
: die Steuer der sogenannten Annalen, welche die neuernannten Bischöfe
h Rom entrichten mußten, und welche trotz fortgesetzter Beschwerden zum
il auf eine unerträgliche Höhe gesteigert waren (der Papst hat sie seither
s Drängen der Staatsgewalten nach verhältnißmäßig weit geringeren An-
en regeln müssen); die Bestimmungen, wonach die Besetzung von Pfründen,
che sonst durch Stifter und Bischöfe zu geschehen hat, während sechs
nate des Jahres durch den Papst erfolgen, wonach ferner jede Pfründe
en Inhaber auf der Reise nach Rom sterbe, oder deren bisheriger In-
er dem Hof des Papst oder der Kardinäle zugehöre, oder über welche
n Absterben ihres Inhabers ein Prozeß in Rom schwebe, gleichfalls
ch den Papst nach seinem Belieben vergeben werden soll; die Vergebung
bischöflichen Pallien durch ihn, wofür, wie wir aus Anlaß des

Tetzelschen Ablasses bemerkten, unmäßige Summen ihm bezahlt werden mußten und womit ein, wie Luther sagt, gräulicher Eid knechtischen Gehorsams der Bischöfe gegen ihn verbunden war; weitere Mittel, durch welche derselbe indirekt, z. B. durch Bestellung eines Coadjutors an die Seite eines Bischofs, die fetten Bisthümer in seine Hand bekam; ferner Kunstgriffe, durch welche das kirchliche Verbot, mehrere Pfründen für Eine Person zu vereinigen, umgangen und dieselben vielmehr in Menge für päpstliche Günstlinge „als ein Bund Holz zusammengekoppelt" wurden: man finde, sagt Luther, einen päpstlichen Höfling in Rom, der 22 Pfarreien, 7 Probsteien und dazu noch 44 Pfründen besitze. Mit der Vergebung solcher Stellen werde in Rom durch die päpstliche Behörde der Datarie ein förmlicher Handel getrieben; es sei in dieser ein wahres Kaufhaus dafür aufgerichtet; früher habe man in Rom sich das Recht erkaufen müssen, jetzt verkaufe man dort die Vollmacht, Bübereien zu treiben. — Es ist zunächst die römische Geldgier, welche Luther hiemit aufdecken will: der Antichrist müsse die Schätze der Erde heben, wie die Schrift verkündige (Daniel 11, 8. 43); man wolle den „trunkenen Deutschen" keine Bisthümer, Pfarreien und Lehen, keinen Pfennig und Heller mehr lassen; Deutschland gebe jetzt weit mehr Geld dem Papst als vor Zeiten den Kaisern (damals vermochte der Kaiser vollends kaum mehr das Nothdürftigste aufzubringen). Und speziell die Deutschen narre und äffe man so; Frankreich wisse sich zu wehren; Welschland freilich, (d. h. Italien) habe man schon vorher ausgesaugt. — Aber er klagt weiter, daß eben dadurch die Bisthümer, Klöster und Pfarreien selber zu Grunde gehen, daß der Gottesdienst zu Boden gestoßen werde; so gehe in Welschland bereits kein Gottesdienst noch Predigt mehr; kein Türke hätte es also verderben können. — Die Rechte und Freiheiten der Bischöfe und Stifter sieht er im Gehorsam gegen Rom ganz untergehen: sie seien nur noch wie leere Ziffern, ohne Amt, Macht und Werk; alle Streitsachen ziehe man nach Rom, alle Dinge regieren die Hauptbuben dort. — Jenem „Kaufhaus" in Rom wirft endlich Luther vor, es wuchere auch mit allen möglichen anderen, an sich und durchs Kirchengesetz verbotenen Dingen; es verhandle Dispens für unrecht Gut, löse Gelübde, bringe Schande zu Würden u. s. w. Flickwerk sei noch im Vergleich damit, was sie mit Ablaß, Butterbriefen, Beichtbriefen u. s. f. zusammenstehlen und schinden. Er schließt seine Klage: „wollen wir wider die Türken streiten, so lasset uns hie anheben, da sie am allerärgsten sind; henken wir mit Recht die Diebe und köpfen die Räuber, warum sollten wir frei lassen den römischen Geiz, der der größte Dieb und Räuber ist, der auf Erden kommen ist, oder kommen mag."

Vor Allem auf die hier genannten Stücke beziehen sich denn auch die Rathschläge welche Luther sodann gibt. Ja da wollte er wohl, soll

n Concil nicht sobald zu erlangen wäre, auch ein Einschreiten der weltchen Obrigkeit für sich, als die da ihre Unterthanen zu schützen und dem nrecht zu wehren habe: jeglicher Fürst, Adel und Stadt sollen ihren Unrthanen die Abgabe jener Annaten nach Rom „frisch verbieten"; gegen nen Pfründenraub solle der christliche Adel sich setzen und ihn nicht mehr ılden: ja wenn ein Curtisan wieder mit solchen Stellenanweisungen aus om käme, soll man ihm ernstlich befehlen, „abzustehen oder in den Rhein nd das nächste Wasser zu springen und den römischen Bann mit Siegel nd Briefen zum kalten Bade zu führen"; gegen das Holen der Bischofsäntel aus Rom solle ein kaiserliches Gesetz ergehen. Luthers Wunsch ar, daß die Bischöfe und Bisthümer wieder ähnliche Selbstständigkeit wie der alten katholischen Kirche erhalten und Deutschland unter eine eigene erste kirchliche Behörde gestellt werde; die Bischöfe sollen einer Bestätigung cht durch den Papst, sondern nur durch die Nachbarbischöfe oder Erzbischöfe dürfen, ihre schweren Eide des Gehorsams gegen den Papst aufgehoben nd die kirchlichen Rechtssachen, welche jetzt nach Rom gehen, vor ihnen rhandelt werden; die höhere Instanz möge ein gemein Consistorium des rimas in Deutschland oder des vornehmsten deutschen Erzbischofs bilden; ır wenn eine Sache oder ein Streithandel durch die Primaten oder Erzschöfe der Landeskirchen nicht erledigt werden könne, solle sie dem Papste rgetragen werden.

Während Luther für die innere Verfassung der Kirche Solches vorılug, verwarf er zugleich jede Ausdehnung der päpstlichen Gewalt aufs eltliche Gebiet. Weltliche Sachen seien nie nach Rom zu ziehen, sondern mz der weltlichen Gewalt zu überlassen. Lächerlich sei es, daß der Papst r ordentliche Erbe des römischen Kaiserthums zu sein vorgebe, — eine nerhörte Lüge jene „Schenkung Constantins". Auch des Titels, als ob Lehnsherr des Königreichs Neapel und Sizilien wäre, solle er sich nicht ehr unterwinden, sondern „seine Hand aus der Suppe ziehen". Und nicht ffer stehe es mit seinem Recht auf Bologna, Ancona, die Romagna und ndere italienische Länder, die er eingenommen habe. Raub seien diese und ft alle seiner Güter. Dabei menge er sich mehr als ein König und aiser in weltliche Geschäfte, während er nach der Mahnung St. Pauli 2 Tim. 2, 4) sich nicht in die weltlichen Geschäfte wickeln, sondern der ittlichen Ritterschaft warten sollte: man müsse ihm aus jenen heraushelfen.

Zur unchristlichen, ja antichristlichen Hoffart des Papstes, die man ethun müsse, rechnet Luther auch das, daß er, dessen Meister den Jüngern e Füße gewaschen, sich selbst den Fuß küssen, — daß er von Menschen ie ein Abgott mit unerhörter Pracht sich herumtragen lasse u. s. w. aran reiht er eine Warnung vor Wallfahrten in die heilige Stadt des

Papstes, — nicht als ob sie an sich böse wären, sondern wegen der
Dinge, die man dort lerne; er zieht ein Sprichwort an: „je näher
je ärgere Christen"; und: „wer das erstemal gen Rom geht, der
einen Schalk, zum andernmal findet er ihn, zum dritten bringt er
mit heraus."

Unter den Stücken des christlichen Lebens, welche weiter der Besse
bedürfen, nennt er zuerst das Mönchthum — „den großen Haufen
das Viele geloben und das Wenige halten". Er räth, von den Klö
der Bettelmönche, welche in den Ländern umherlaufen und namentlich
mit ihrem unregelmäßigen Predigen und Beichten die kirchliche Ord
und das Pfarramt stören, je etwa zehen in eines zusammenzuschlagen,
man genugsam versorgen möge, um des Bettelns nicht mehr zu bedü
Und in Betreff der Klöster und Stifte überhaupt dünkt ihm gut, daß
„frei würden, einem Jeden darin zu bleiben, so lange es ihm gelü
während man jetzt dieses Leben in Gelübde, höher denn das Taufgel
gefaßt und ein ewig Gefängniß gemacht, die Frucht hievon aber tä
mehr und mehr erfahren habe. Da sollen sie dann dem dienen, woz
ursprünglich bestimmt gewesen seien, nämlich als Schulen, darinnen
Schrift und Zucht lehre nach christlicher Weise und Leute auferziehe
Regieren und Predigen.

„Ich sehe wohl", sagt Luther, „wie die Gelübde werden geha
sonderlich der Keuschheit; ich wollte gerne Jedermann geholfen haben
nicht fangen lassen christliche Seelen durch menschliche eigen erfur
Weisen und Gesetze." — Hiemit geht er über auf die Eheloſigkei
welcher das Kirchengesetz die „armen Pfaffen" verpflichte. Er
wie wir sahen, diesen Punkt schon in seiner lateinischen Schrift gegen
Stolper Dekret mit einer kühnen Frage angeregt. In seinen Tischred
erzählt er, wie er zu jener Zeit den Juristen Schurf gebeten habe,
aus den päpstlichen Dekretalen einen Grund anzuzeigen, weshalb diese
rannei den Pastoren auferlegt sei; denn an die Mönche habe er, weil
ein frei Gelübde auf sich genommen, dabei noch nicht gedacht; Schurf
habe keine Antwort gewußt, als daß der Papst ja Niemand zwinge Pr
zu werden. Jetzt erklärt Luther: „Wir sehen auch wie die Priester
gefallen ist und mancher arme Pfaff mit Weib und Kind überladen,
Gewissen beschweret, da doch Niemand zuthut, ihnen zu helfen, ob i
fast wohl zu helfen wäre; läßt Papst und Bischof hie gehen was da
verderben was da verdirbt, so will ich erretten mein Gewissen und
Maul frei aufthun, es verdrieße Papst, Bischof oder wen es will, und
also, daß nach Christi und der Apostel Einsetzen eine jegliche Stadt
Pfarrer oder Bischof soll haben, wie klärlich Paulus schreibt, und der
Pfarrer nicht gedrungen ohne ehelich Weib zu leben, sondern möge

en, wie St. Paul schreibt 1 Tim. 3 (V. 2) und Tit. 1 (V. 6) und
icht: »es soll ein Bischof sein ein Mann, der unsträflich ist und nur
ies ehelichen Weibes Gemahl, welches Kinder gehorsam und züchtig seien
f. w.;« — so ist es noch blieben in der griechischen Kirche; hernachmals,
so viel Verfolgung und Streites war wider die Ketzer, sind viele heilige
ter gewesen, die sich freiwillig des ehelichen Standes verzeihet haben,
f daß sie desto baß studireten und bereit wären auf alle Stunden zum
d und zum Streit; da ist nun der römische Stuhl aus eigenem Frevel
in gefallen und hat ein gemein Gebot daraus gemacht und verboten
n Priesterstand ehelich zu sein; das hat ihn der Teufel geheißen, wie
. Paulus 1 Tim .4 (V. 3) verkündigt: »es werden kommen Lehrer, die
ufelslehre bringen und verbieten ehelich zu werden;« dadurch leider so
l Jammers erstanden ist, — Sünde, Schand und Aergerniß gemehret.
Was sollen wir nun hie thun? Ich rathe, man mach's wieder frei,
lich oder nicht ehelich zu werden." — Luther bemerkte mit Recht, daß
ulus unter jenen „Bischöfen" nicht die gegenwärtig sogenannten Bischöfe
stehe, die nach gemeiner christlicher Ordnung über einen größern Kreis
n Pfarreien das Regiment führen, von denen jedoch die heil. Schrift
chts wisse, sondern einfach die Pfarrer oder Hirten der einzelnen Gemeinden.
n diese ist es ihm hier zu thun. Für den Papst und jene gegenwärtigen
schöfe will er den Zwang des Cölibates hingehen lassen; für sie läßt er
ten, was ihm Schurf erwidert hatte: „sie haben ihnen selbst Bürden
gelegt, so tragen sie sie auch;" denn auch ihr ganzes besonderes Amt
nach ihm nicht von Gott eingesetzt und zum Wesensbestande der christ-
en Kirche nicht nothwendig. Aber mit Predigen und Sakramenten muß
e Gemeinde versehen und regiert werden; dazu sind, wie wir oben hör-
, auch bestimmte, ordentlich berufene Personen oder eben „Pfarrer"
orderlich. So sagt er jetzt: der Pfarrstand ist von Gott eingesetzt.
esem darf daher eine so gefährliche Satzung wie die des Cölibats nicht
erlegt werden, und der Apostel selbst verbietet es; für ihn also sollte
ch ein Concil wieder „nachgelassen werden die Freiheit ehelich zu werden
vermeiden Fährlichkeit und Sünde;" „dieweil sie Gott selbst nicht ver-
den hat, so soll und mag sie Niemand verbinden, ob er gleich ein Engel
n Himmel wäre; — was dagegen im geistlichen Recht gesetzt, sind lauter
beln und Geschwätz." Ja er räth, daß schon hinfortan Jeder, der zum
arramt sich weihen lasse, das Gelöbniß der Eheloſigkeit verweigere.
nen, welche schon im Amte stehen, will er, falls sie noch kein Verhältniß
einem Weib haben, weder rathen noch wehren ehelich zu werden, sondern
dem Urtheil eines Jeden anheimgeben. Falls aber sonst rechtschaffene
arrer aus Schwäche mit einem Weib gefallen seien, mit Weib und Kin-
n jetzt in Schanden und Gewissensnoth sitzen und mit ihrem Weibe von

Herzensgrund darin eins seien, daß sie in rechter ehelicher Treue bei einander bleiben möchten, so erkläre er: die zwei seien gewiß vor Gott ehelich, und ein solcher Pfarrer solle das Weib zum ehelichen Weib nehmen und behalten. Wer den Glauben habe, Solches zu wagen, der möge ihm frisch folgen; verführen wolle er Niemand.

Mit besonderer Wärme, mit tiefem, schmerzlichen Mitgefühl für jene Schande und Gewissensnoth so vieler christlicher Brüder, hat Luther diese Lehren und Rathschläge über den Cölibat des Klerus vorgetragen. Sie gehören zu den für's kirchliche Leben wichtigsten, welche sein Buch enthält.

Die zahlreichen Punkte, von denen er, ohne eine strenge Reihenfolge, weiter handelt, betreffen großentheils wieder die kirchliche Gesetzgebung: die Strafen des geistlichen Rechtes, besonders die des Interdikts, die Verwandtschaftsgrade, in welchen die Ehe verboten wurde (namentlich das Verbot wegen sogenannter geistlicher Verwandtschaft — durch Gevatterschaft), die Fastengebote, die päpstlichen Abläße, Dispensationen, Ertheilung besonderer Vollmachten und Privilegien u. s. w. Da wird nach Luther wieder gebunden was Gott freigegeben hat, und um Geld wird sodann die Freiheit verkauft, die dem Christenmenschen an sich zukommt. Da will das Interdikt, welches zur Strafe einem Orte den Gottesdienst und das göttliche Wort raubt, eine Sünde bessern mit viel größerer Sünde: ohne allen Zweifel hat dasselbe der böse Geist erdacht. Da wagt der Papst, der das vor Gott Freie bindet, Eide und Verträge zu lösen, die vor Gott zu Recht bestehen.[1] Am stärksten erhebt sich bei diesem Punkte wieder die Entrüstung Luthers, des Theologen und des Deutschen: „Höreſt du es, Papst, du nicht der Allerheiligste, sondern der Allersündigste? daß Gott deinen Stuhl in den Abgrund der Hölle senke! Wer hat dir Gewalt gegeben, dich zu erheben über deinen Gott, zu brechen und lösen was er geboten hat und die Christen, sonderlich deutsche Nation, die von edler Natur, beständig und treu in allen Historien gelobt wird, zu lehren unbeständig, meineidig, Verräther, Bösewicht sein? Gott hat geboten, man soll Eid und Treue halten auch den Feinden, und du setzeſt in deinen endchristlichen [antichristlichen] Dekretalen, du habeſt sein Macht, und leugt durch deinen Hals und Feder der böse Satan. Ach Christe, mein Herr, sieh herab, laß herbrechen deinen jüngsten Tag und zerstöre des Teufels Neſt zu Rom! hie sitzt der Mensch, davon Paulus gesagt hat (2 Thessal. 2, 3. 4): der sich soll über dich erheben und in deiner Kirche sitzen, sich stellen als einen Gott, der Mensch der Sünde und Sohn der Verdammniß!“ Luther führt solche Fälle an, wo der Papst, wie noch Julius II. Monarchen ihres Vertrages und Eides entbunden. Ja, sagt er, „ich hoffe, der jüngste Tag sei vor der Thür; es kann und mag nicht ärger werden, denn es der römische Stuhl treibt.“

Luther wünschte ferner Abhilfe und Besserung auch für verschiedene brechen der kirchlichen Gottesdienste. Aehnliche Mißbräuche und rgernisse, wie bei jenen Jahresfesten der Brüderschaften, die Luther in nem Sermon vom Sakrament rügte, waren bei anderen kirchlichen Feiern, den Jahresfesten und Messen der einzelnen Kirchen, Stifter und Klöster, den Vigilien oder Vorfeiern der kirchlichen Feste, bei den für Verstorbene stifteten jährlichen Seelenmessen u. s. w. eingerissen. Luther klagt, es aus ihnen ein Spott geworden, Gott zum Zorne, indem sie nur auf eld, Fressen und Saufen gerichtet seien. Er räth, abzuthun, was Gott wenig gefallen könne, und statt der vielen Feiern eine einzige mit herzhem Ernst, Andacht und Glauben zu halten. Aus demselben Grund chte er, daß man „alle Feste abthäte, und allein den Sonntag behielte", er daß man zwar der Maria und der hohen Heiligen Feste halte, sie er auf den Sonntag verlege oder sie in der Woche nur mit einem Gotsdienste des Morgens feiere, den übrigen Tag Werktag sein lasse. Ueber e Unzahl der Feiertage war längst auch z. B. vom Basler Concil Bewerde geführt worden. Tolle Prälaten wollten, wie Luther sagt, in inder Andacht immer noch weitere Feste für diesen oder jenen Liebsheiligen. Er fand dagegen, daß da durch Müßigang, Spiel, Schlemerei Gott mehr als an anderen Tagen erzürnt werde und der gemeine ann zum geistlichen Schaden hin auch Versäumniß an seiner Arbeit ide und für diese ungeschickt werde. — Ganz „zu Boden verstört" möchte die „wilden" Kapellen und Feldkirchen haben — die der kirchlichen rdnung entnommenen, in Wahnglauben aufgerichteten Stätten zu Ehren m Heiligen, wohin das Volk wallfahrte, und wo es Wunder zu sehen rmeine, während der Teufel es an der Nase herumführe. Wir haben ihn wor schon in Predigten vom Jahre 1516 warnen hören. Er verweist gegen Jeden an seine Pfarrkirche und seinen Pfarrer, wo man mehr ide als in allen jenen Wallfahrtskirchen der Heiligen: „hie findet man aufe, Sakrament, Predigt und deinen Nächsten, welche größere Dinge id denn alle Heilige im Himmel". In der Erhebung neuer Heiliger, e man dann an solchen Stätten verherrlichte, sieht er für die Gegenart nur Schaden und Aergerniß, wenn sie auch vor Zeiten gut gewesen in möge; denn man suche damit nicht Gottes Ehre, sondern nur eigenen uhm, Kirchenschätze, Geld. Gegen Anrufung der Heiligen an sich wendet noch Nichts ein. — Am wichtigsten ist, was er über den Inhalt der eßgottesdienste bemerkt, jedoch auch jetzt noch mehr andeutet als ausricht: man halte sie als Opfer und gute Werke und halte Messen für ebendige und Todte, während sie vielmehr Sakrament seien wie Taufe id Buße zum Nutzen Derer, welche das Sakrament empfahen. „Doch", hrt er fort, „dieß ist vielleicht noch zu frisch und ungehöret Ding, — ich

muß weiter davon zu sagen sparen, bis daß wieder aufkomme rechter Verstand, was und wozu die Messe gut sei."

Unter den sittlichen Uebelständen des gemeinen christlichen Lebens bezeichnet er als einen der größten die Bettelei, — das Betteln der Bettelmönche, Waldbrüder, gemeinen Bettler, Landläufer und bösen Buben: man sollte es in der Christenheit gar abthun, jede Stadt ihre arme Leute versorgen und fremde Bettler abweisen lassen, Pfleger aufstellen, welche die Armen kennen und ihren Bedarf dem Rath und Pfarrer ansagen; wer aber nicht arbeiten wolle, solle auch nicht essen (2. Thessal. 3, 10).

In seinem vierundzwanzigsten Artikel kommt Luther auf das Verhalten der Kirche zu den hussitischen Böhmen: „es ist hoch Zeit, daß wir auch einmal ernstlich und mit Wahrheit der Böhmen Sache vornehmen, sie mit uns und uns mit ihnen zu vereinigen, daß einmal aufhöre die gräuliche Lästerung, Haß und Neid auf beider Seiten." Er fordert zu diesem Behufe fürs erste von Seiten der katholischen Kirche ein offenes Geständniß, daß die Verbrennung des Huß in Constanz unrecht gewesen sei. Ueber den Inhalt von Huß' Sätzen will er dabei nicht urtheilen, obwohl er bei ihm Nichts Irriges gefunden habe. Für Unrecht aber soll jedenfalls das bekannt werden, daß man demselben das kaiserliche Geleit gebrochen habe: denn das müsse Jedermann wissen, daß Geleit und Treue brechen wider Gottes Gebot sei, ob sie gleich dem Teufel selbst, geschweige denn einem Ketzer zugesagt wären. Und dazu fügt er gegen das Verbrennen der Ketzer überhaupt bei: man sollte die Ketzer mit Schriften, nicht mit Feuer überwinden; wenn es Kunst wäre, mit Feuer Ketzer überwinden, so wären die Henker die gelehrtesten Doktores auf Erden." Zum Zweiten räth er, daß man durch etliche fromme und verständige Bischöfe und Gelehrte bei den Böhmen (bei denen ja die Hussiten auch unter sich wieder zerspalten waren) den Versuch mache, alle ihre Sekten zur Einheit zu bringen, und daß der Papst um der Seelen willen eine Zeit lang seiner Oberhoheit über sie entsage und ihnen gemäß den Bestimmungen des Nicänischen Concils gestatte, aus ihrer eigenen Mitte sich einen Erzbischof zu Prag zu erwählen, welchen ein benachbarter mährischer, ungarischer, polnischer oder deutscher Bischof bestätigen möge. Den Laienkelch aufzugeben, dürfe man sie nicht zwingen; ihr neuer Bischof solle nur auf gegenseitige Duldung in diesem Stücke gütlich hinwirken. Der Forderung also, daß jener allgemein gestattet werden müsse, enthält sich Luther hier noch — trotz des Wunsches in seiner Predigt vom Sakrament des Leibes Christi, der ihm so sehr verargt worden war. Auch die Pikarden, die Gemeinschaft der böhmischen Brüder, hofft er dann für die Einigung zu gewinnen. Er hatte über sie, die er ohnedies früher als arme Ketzer bedauerte und verwarf, noch vor kurzem in seiner „Erklärung etlicher Artikel" des so eben erwähnten Sermones

ßert, daß sie nach einem von ihnen herausgegebenen und von ihm
ſehenen Buch an die wahrhafte Gegenwart des Leibes Christi im
ıbmahl nicht glauben und etlich mehr Ketzerstücke haben, und daß er
›arum allerdings für Ketzer halte, deren Gott sich erbarmen möge.
her hatte er offenbar neue Mittheilungen über sie empfangen (ihr
ior Lukas von Prag gab auch eben in diesem Jahr eine neue Schrift
: das Abendmahl heraus). Jetzt erklärt er: „wenn ich wüßte, daß die
ırden keinen anderen Irrthum hätten, denn daß sie glaubten, es sei
rhaftig Brod und Wein natürlich da, doch drunter wahrhaftig Fleisch
Blut Christi, wollt ich sie nicht verwerfen, sondern unter dem Bischof
Prag lassen kommen; denn es ist nicht ein Artikel des Glaubens, daß
b und Wein nicht wesentlich und natürlich sei im Sakrament, welches
Wahn ist St. Thomä und des Papsts, sondern das ist ein Artikel des
ubens, daß in dem natürlichen Brod und Wein wahrhaftig und natürlich
ſch und Blut Christi sei." Es ist das erste mal, daß Luther jene
ch die Kirche sanktionirte Lehre von der Transsubstantiation so entschieden
offen nicht bloß für einen Artikel, an den zu glauben nicht noth sei,
ıern für eitel Menschenwahn erklärt, obgleich er auch jetzt wieder bei-
: es liege auch daran keine Fährlichkeit, wenn man gemäß dieser Lehre
ehme, das Brod sei nicht mehr da. Falls indessen der Glaube der
ırden doch ein anderer wäre, will er sie auch jetzt „lieber draußen
en, doch unterweisen in der Wahrheit."

Im folgenden Abschnitt schließt Luther an seine Rathschläge zur
ſerung der Kirche eine Mahnung zur Reform der Universitäten: sie
:den als eine kirchliche Pflanzung angesehen, ihre Rechte und Gesetze
ruhend auf päpstlicher Verleihung und Genehmigung. Luther sagt:
h sie bedürfen einer starken Reformation: sei doch Alles, was das Papst-
m eingesetzt und ordinirt habe, nur darauf gerichtet, Sünde und Irrthum
mehren. Sie seien heidnischen Gymnasien ähnlich, mit einem fleischlich
en Leben, mit wenig Lehre der heil. Schrift und christlichen Glaubens,
ız unter dem Regimente des heidnischen Lehrers Aristoteles, der nicht
mal von der Unsterblichkeit der Seele wisse und dessen Ethik stracks der
ade Gottes und den christlichen Tugenden entgegen sei; er kenne diesen
gut als Einer und habe ihn mit mehr Verstand gelesen als ein Thomas
r Scotus. Seine Logik, Rhetorik und Poetik übrigens möge man wohl
ıalten zur nützlichen Uebung der jungen Leute im Reden und Predigen.
neben solle man Latein, Griechisch, Hebräisch, Mathematik, Geschichte
iben. Eine solche Bildung will Luther für die Studierenden aller Fa-
täten. Für die Theologen ist ihm das Hauptstudium natürlich das der
ligen Schrift, statt daß man dazu die Sentenzenbücher der Scholastiker
che. Auch die Bücher der lieben alten Väter solle man nur so lesen,

daß man dadurch in die Schrift sich führen lasse: sie „ist unser Weingart darinnen wir Alle sollten uns üben und arbeiten.“ Die theologischen Büch überhaupt müsse man mindern, die besten auswählen: „denn viel Le macht nicht gelehrt, sondern gute Ding' und oft lesen“. Die Fakultät Mediziner zu reformiren überläßt er ihnen. Die Juristen nimmt er mit Theologen vor sich, indem er gut findet, daß das geistliche o kanonische Recht vom ersten bis zum letzten Buchstaben ausgeti würde, zumal ja heut zu Tag doch nicht mehr gelte, was in den kirchli Rechtsbüchern, sondern was in des Papstes und seiner Schmeichler Mu willen stehe; habe man eine Sache aufs Beste in jenen Rechten begrün so habe der Papst darüber seinen „Brustschrein:“ so sagt er mit Be auf das große Wort Bonifaz' VIII., daß der Papst „alle Rechte im Schr seiner Brust trage.“ Auch über das weltliche Recht aber ruft er a „Hilf Gott, wie ist auch das eine Wildniß geworden“. Es war wirkl damals ein weit verbreitetes Gefühl der Verwirrung und Unsicherheit Deutschland unter dem Durcheinanderlaufen von partikularen Landesrech und allgemeinen Reichsgesetzen und unter dem Eindringen des römisch Rechtes seit dem vorigen Jahrhundert. Luther spricht darüber als Mann a dem Volk und als Mann des einfachen praktischen Verstandes: vernünft Regenten neben der heiligen Schrift wären übrig recht genug; es w ferner das Beste, wenn man, wie jeglich Land seine eigene Art und Ga habe, so auch jedes mit eigenen kurzen Rechten regierte, — das Landre und die Landessitten den Kaiserlichen gemeinen Rechten vorzöge, — Kaiserlichen nur zur Noth gebrauchte; die weitläufigen und fern gesuch Rechte seien nur Beschwerung der Leute. [1])

Von den Hochschulen steigt er herunter zu den niederen: f die hohen und niedern Schulen solle die vornehmste und gemeinste Lekti sein die heilige Schrift und für die Jungen das Evangelium. Schon w er auch für die Mägdlein Schulen in jeglicher Stadt, darin sie täglich e Stunde das Evangelium hören: lehre doch auch eine Spinnerin oder Räthe ihre Tochter dasselbe Handwerk in jungen Jahren; das Evangelium ab da eines jeden Christen Leben inne stehe, wissen jetzt die großen gelehrt Prälaten und Bischöfe selber nicht. Man werde schwere Rechenschaft ge müssen für diesen armen jungen Haufen, daß man ihm das Wort Gott nicht vorlege, wie Jeremias sage in seinen Klagliedern (2, 11. 12): „Mei Augen sind vor Weinen müde worden, mein Eingeweid ist erschrocken, mei Leber ist ausgeschüttet auf die Erde um des Verderbens willen der Toch meines Volkes, da die Jungen und Kindlein verderben auf allen Gas der Stadt; sie sprechen zu ihrer Mutter: wo ist Brod und Wein? m verschmachten als die Verwundeten und geben den Geist auf im Sc ihrer Mutter.“

Zum sechsundzwanzigsten endlich kommt Luther nochmals, und jetzt gehend, auf jene Anmaßung der Päpste zu reden, daß sie sich rühmen, s heilige römische Reich von dem griechischen Kaiser überkommen d an die deutsche Nation gebracht zu haben. Denn, sagt er, dies werde t freilich der römische Haufen vorwenden und hoch aufblasen, werde für se Ehre und Wohlthat unterthänigen Dank von den Deutschen fordern d die Versuche des Reformirens in den Wind schlagen. Ueber den nzen Zusammenhang des deutschen Kaiserthums mit dem alten römischen eich, dessen auch edle deutsche Geister Jahrhunderte hindurch mit kühnen deen und Phantasien sich gerühmt hatten, hegt dagegen er jetzt ein sehr chternes Urtheil. Das rechte römische Reich sei längst von den Gothen an s zuletzt vollends durch die Türken zerstört. Der Kaiser zu Constantinopel noch erblicher römischer Kaiser gewesen; da habe der Papst jenes Fündlein dacht, des römischen Kaiserthums ihn zu berauben und den Titel und men den streitbaren Deutschen zuzuwenden, damit er diese sich zu Knechten che. Er habe Rom eingenommen und wolle, daß der deutsche Kaiser mischer Kaiser sei und dennoch Rom nicht inne habe und dazu in seinem d der Seinigen Muthwillen hänge und webe: „Denn sie haben allezeit sere Einfältigkeit mißbraucht zu ihrem Uebermuth und Tyrannei und ißen uns tolle Deutsche, die sich äffen und narren lassen, wie sie wollen; wir haben des Reiches Namen, aber der Papst hat unser Gut, Ehre, ib, Leben, Seele und Alles was wir haben; — so frißt der Papst den rn, so spielen wir mit den ledigen Schalen.“ Nachdem aber einmal im schichtlichen Verlauf ein solches Kaiserreich an die Deutschen gekommen , lehrt Luther diese, die sich des ursprünglichen Herganges nicht einmal wußt gewesen seien, jetzt auch darin eine göttliche Fügung sehen und nehmen. Gott habe des Papstes Bosheit dazu gebraucht, nach dem Fall s ersten römischen Reichs ein anderes, das jetzt bestehe, bei ihnen aufzu- chten. Er wolle dasselbe von den christlichen deutschen Fürsten regiert ben, sowie er einst in Babylon, dessen Reich auch durch Gewalt entstanden, n heiligen Daniel (Dan. 2, 48 f.) habe regieren lassen. Der Papst dürfe sich r Verleihung desselben gegen die Deutschen nicht rühmen: er habe ihnen damit chts Gutes gegönnt, habe nur ihre Einfalt mißbraucht, habe sie selbst und rch sie womöglich die Welt sich unterwerfen wollen und sich mit manchen bösen ücken an ihren Kaisern versucht. „So helf uns Gott,“ ruft Luther, „der lch Reich uns hat zugeworfen, daß wir auch dem Namen, Titel und appen Folge thun und die Römer sehen lassen, was wir durch sie von ott empfangen haben; rühmen sie sich, sie haben uns ein Kaiserthum gewendet, wohlan sei so es also, so gebe der Papst her was er vom iserthum hat, lasse unser Land frei von seinem Schinden, laß' ein Kaiser- m sein, wie einem Kaiserthum gebührt.“ Auch das ist ihm falsche

Spiegelfechterei, daß der Papſt über dem Kaiſer ſei, weil dieſer gekrönt werde: ſei es doch ſonſt noch nie in aller Welt geſchehen, dem König wäre, wer ihn weihete. Er weiſt zugleich noch e Oberhoheit der geiſtlichen Gewalt überhaupt über die weltliche z iſt genug, daß der Papſt über den Kaiſer iſt in göttlichen Sach in Predigen, Lehren und Sakramentreichen, in welchen auch ei Pfarrer über Jedermann iſt." So ſchließt er: „darum laßt de Kaiſer recht und frei Kaiſer ſein und ſein Schwert nicht niederdri ſolch blind Vorgeben päpſtlicher Heuchler."

Dieß die wichtigſten „geiſtlichen Gebrechen" der Chriſtenheit, Luther ſeinen Rath giebt. Wir ſind dabei — namentlich bei ſ ſagen über das weltliche Recht — bereits auch aufs weltliche Gebi geführt worden. Indem endlich Luther in ſeinem letzten Abſch auch der weltlichen Gebrechen etliche anzeigen will, wiederh Klagen die wir ſchon in ſeinem Sermon „Von guten Werken" v — über Ueppigkeit in koſtbaren Kleidern und ausländiſchen über Wucher und Zinskauf, auch über die großen Handel ſchaften, welche in kurzer Zeit ſo viel Geld und Gut zuſamm daß er nicht verſtehe, wie's recht zugehen ſolle, — ferner über d Laſter unmäßigen Eſſens und Trinkens, wodurch die übel berüchtigt ſeien, — zuletzt über die gemeinen Fraue in mitten der Chriſten, die doch alle zur Keuſchheit getauft ſeien

Die zuerſt genannten Punkte gaben um jene Zeit überhaupt i land beſonders viel Anlaß zu Beſchwerden und zu ernſten Erörte volkswirthſchaftlichem wie in ſittlichem Intereſſe. Wir erinnern hinſ Wuchers auch wieder an die Sermone, die Luther ſchon im vori herausgegeben hat (S. 293). Einestheils hatten ſich die neuen Ve und Schätze fremder Länder und Welttheile geöffnet; Betriebſamke nußſucht war in hohem Grad erregt. Anderntheils trat ein außero Steigen der Preiſe und Sinken des Geldwerths ein; der Acke Ertrag des Grundbeſitzes wurde den Früchten der kaufmänniſche gegenüber gering geachtet; der Aufſchwung des Verkehrs machte verpönten Zinsdarlehen immer mehr zum Bedürfniß, während mäßes Maß für die Zinſen ſich noch nicht feſtgeſtellt hatte, und Zinſen gegenüber war beſonders wieder der Grundbeſitz im Nachtl Luther faßt mit dem ſittlichen Intereſſe zugleich das volkswirtl ins Auge. Er fürchtet Verarmung der Deutſchen durch jenen Seide, Sammt, Spezereien u. ſ. w., — ein gegenſeitiges Sich derſelben durch den Wucher. Statt der Kaufmannſchaft, der Erwerb kaum mit rechten Dingen zugehe und jedenfalls einen „böſe (vgl. 1. Theſſal. 5, 22) habe, empfiehlt er vielmehr Mehrung d

, in welchem zu arbeiten Gott ja auch den Adam angewiesen habe
of. 3, 17 ff.); in redlichem Kauf von Gütern und Güterrenten räth
ch das Geld anzulegen. Er, der Sohn des deutschen Bauern und
mannes, kam auch in diesen Auffassungen wieder mit Hutten, dem
gen, überein. Weitere, einzelne Vorschläge zur Abhilfe macht seine
wärtige Schrift nicht. Sie zeigt aber, wie ihn eben auch diese Fragen
ffentlichen, socialen Lebens fortwährend beschäftigten. Und es mag
wo wir ihn so öffentlich und umfassend, wenn auch nur kurz, dieselben
gen sehen, bereits ein noch auf weitere, spätere Ausführungen Luthers
liches Urtheil aus dem Mund eines angesehenen heutigen National-
men seine Stelle finden: man habe in ihnen das Interessanteste, was
in nationalökonomischer Beziehung aus der Reformationsperiode über-
erhalten sei, und neben unklaren, einseitigen und leidenschaftlichen
erungen sei doch das, was Luther sage, höchst bedeutend und einsichtsvoll;
ge darin einen für seine Zeit sehr scharfen nationalökonomischen Blick.
ohne inneren Beruf also ist er auch in dieses Gebiet eingetreten.
seine Ahnung eines traurigen Verfalles, der auf die Ueppigkeit folgen
, hat bald sich erfüllt, wenn gleich noch andere Umstände, die nicht
nen Gesichtskreis fielen, dazu mitwirkten. [1])

Der letzte unter jenen Punkten bringt Luther auf die Ausschweifungen der
e n d und weiter wieder auf ihren sittlich elenden, verwahrlosten Zustand
haupt zu reden. Die letzte Mahnung seines großen Aufrufs zur Besserung
christlichen Standes gilt ihr: die Sorge für sie, sagt er, sollte die
ehmste Sorge des Papsts, der Herrschaften und der Concilien sein;
aber wollen weit und fern regieren, ohne doch hier zu nützen; ein
Wildbret werde um des willen ein Herr und Oberer im Himmel
, ob einer gleich Gotte Hunderte von Kirchen erbauete.

Des Büchleins Abschluß entspricht seinem Eingang und Vorwort:

„Ich achte wohl," sagt Luther, „daß ich hoch gesungen hab', viel
s fürgegeben, das für unmöglich werde angesehen, viel Stücke zu scharf
ffen. Wie soll ich aber thun? ich bin es schuldig zu sagen . . Es ist
lieber, die Welt zürne mit mir, denn Gott . . Ich hab' bisher vielmal
den angeboten meinen Widersachern; aber, als ich sehe, Gott hat mich
sie gezwungen, das Maul immer weiter aufzuthun . . Wohlan, ich
noch ein Liedlein von Rom und von ihnen. Jucket sie das Ohr, ich
ihnen auch singen und die Noten aufs höchste stimmen: verstehst mich
, liebes Rom, was ich meine? Auch hab ich mein Schreiben vielmal
Erkenntniß und Verhör erboten, das allemal nicht geholfen. Wiewohl
ich weiß, so meine Sache recht ist, daß sie auf Erden muß verdammt
allein von Christo im Himmel gerechtfertigt werden . . Darum laß nur
einhergehen, es sei Papst, Bischof, Pfaff, Mönch oder Gelehrter; sie

sind das rechte Volk, die da sollen die Wahrheit verfolgen, wie sie alle gethan haben. Gott gebe uns allen einen christlichen Verstand und sonderlich dem christlichen Adel deutscher Nation einen rechten geistlichen Muth, der armen Kirche das Beste zu thun. Amen."

In der That: Vieles und Schweres hat Luther mit einem Male vorgetragen; er hat hoch gesungen und scharf gegriffen. Auch unter seinen nächsten Freunden wurde verschieden darüber geurtheilt. Melanchthon, der mit seinem Plan zu dieser Schrift von Anfang an vertraut war, hatte ihr, wie er selbst sagt, mehr nicht mißbilligt als wirklich gebilligt; er sah in dieser Sache ein göttliches Walten, das er nicht hemmen dürfe, und wage dem Geiste Luthers, der von der Vorsehung dazu bestimmt sei, keinen Einhalt zu thun. Dagegen langten am 18. August von Staupitz, der damals in Erfurt verweilte, und von dem dortigen Freund Lange bei Luther ernste Schreiben an, worin sie, die von seiner Absicht und Arbeit vernommen hatten, ihn baten, das gefährliche Buch zurückzuhalten. In ähnlichem Sinne warnte ihn zu gleicher Zeit sein Freund Link aus Nürnberg. Die Bitte traf erst ein, als der Verleger des Buchs bereits 4000 Exemplare gedruckt und hinausgegeben hatte. Luther erwiederte: es sei demnach zu spät; man müsse zum Gebet die Zuflucht nehmen, wenn in der Sache gesündigt worden sei; sie seien aber in Wittenberg überzeugt, daß das Papstthum der Sitz des wahrhaften Antichrists sei, gegen dessen Trug und Nichtswürdigkeit sich Alles glauben erlauben zu dürfen; ihn bewege dabei sicherlich weder Ehrsucht, noch Geldgier, noch ein Streben, seiner Lust genugzuthun; es handle sich nicht um Erregung eines Aufstandes, sondern um Behauptung der Freiheit für ein Concil.[1])

So hoch und weit übrigens Luther ausgriff, er hat doch mit den mannigfaltigen Beschwerden und Wünschen nur einem Streben und sittlichen Gewissen Ausdruck gegeben, das bereits weitaus in der deutschen Christenheit verbreitet war. Er aber ist es, der das Alles auf den durch ihn gewonnenen tiefsten religiösen Grundlagen zusammenfaßte, diesem Streben einen positiven, einheitlichen, klar berechtigten Inhalt zuwies, diesem sittlichen Gewissen Licht und Sicherheit gab. Im Einzelnen erinnert er selbst wiederholt, daß er eben nur mit rathen und anregen wolle. Im Großen hat er freilich Ideen und Ziele aufgestellt, mit denen er der Aufgabe von Jahrhunderten vorgriff: so in kirchlicher Hinsicht mit der Begründung der Verfassung auf das allgemeine Priesterthum und auf ein aus diesem hervorgehendes Amt, dessen wesentlicher Inhalt nicht ein weltlich geartetes Regiment, sondern der geistliche Dienst am Wort und den Sakramenten sei, — in staatlicher Hinsicht mit der innern Berechtigung der Staatsgewalt und ihrer Ausdehnung über alle, auch die sogenannten geistlichen Glieder des Gemeinwesens, — in nationaler Hinsicht mit seiner Forderung eines selbständigen,

rch keine trügerische altrömische und päpstliche Beziehungen verdorbenes utsches Reich und Kaiserthum.

Der Ton der Schrift ist scharf und theilweise stürmisch; er schneidet mentlich auch deshalb sehr scharf ein, weil er überall der unmittelbarste usdruck frischer Entrüstung ist, — ohne rednerische Kunst, rhetorisches athos oder gesuchte Ironie (wie häufig bei Hutten). Dennoch ist Luther i den wichtigsten Fragen, wie vom Cölibat, vom Mönchthum, von der esse, auch hier der Sache nach nur schrittweise mit sichtlicher, reiflicher rwägung vorgegangen. Und auch das Stärkste, was er gegen den mischen Antichrist äußert, zeigt doch noch genugsam, daß er keineswegs i unsittlichem Sinne „Alles" gegen denselben für erlaubt ansah.

Von Selbstüberhebung und Sucht eigener Größe war er so ferne, ß er gerade jetzt zur höchsten Aufgabe, der er selbst nur kämpfend vor=beite, vielmehr seinen Melanchthon für berufen hielt, dem er ja auch hon in früheren Aeußerungen sich als Theologen unterordnete. Er bemerkte ter Bezugnahme auf die ihm vorgeworfene Heftigkeit in seiner Antwort n Lange: „vielleicht bin ich der Vorläufer Philippi, daß ich ihm nach ias' Vorbild den Weg bereite in Geist und Kraft, Schreck und Verwirrung ringend über Israel und die Leute Ahabs."

Nach seinem Büchlein wurde alsbald so begierig gegriffen, daß er hon nach wenigen Tagen eine neue Ausgabe vorbereiten mußte.[1])

Dreizehntes Kapitel.

Von der Messe. „Von dem babylonischen Gefängniß der Kirche."

Unmittelbar vor dem Erscheinen der Schrift an den Adel war über en Stand der Dinge in Rom noch ein falsches Gerücht günstigerer Art ach Wittenberg gekommen: Eck sollte dort noch nichts zu Wege gebracht aben. Luther ließ sich jedoch dadurch in den entscheidenden Schritten, die r gegen das römische „Antichristenthum" unternommen hatte, nicht mehr nfhalten.

Schon am 3. August, also wohl ein paar Tage noch ehe jene Schrift om Buchdrucker hinausgegeben wurde, hatte er auch einen Sermon über ie Messe fertig und sandte ihn an Staupitz ab. Derselbe führt uns it seinem Inhalt von der Schrift an den Adel zu jener andern refor=natorischen Hauptschrift von der babylonischen Gefangenschaft hinüber. ine Belehrung über die Messe hatte Luther bereits im Sermon von uten Werken seinen Lesern in Aussicht gestellt (oben S. 307). Als er ann in seiner Schrift an den Adel die oben aufgeführten Sätze über die lessen niederschrieb, wollte er weitere Mahnungen darüber sich noch vor=

behalten, bis erst wieder das rechte Verständniß über die wahre Bedeu
der Messe aufgekommen sei (S. 351 f.). Er muß aber gleich darauf
während des Druckes dieser Schrift den Sermon, durch welchen er
zu solchem Verständniß führen wollte, verfaßt und unter die Presse geb
haben.[1])

Es ist ein reicher, glänzender Apparat, mit welchem die röm
Kirche ihren Meßgottesdienst und vornehmlich den Mittelpunkt desse
die Darbringung des Meßopfers, feiert. Wie war Luther einst in
furcht vor diesem Akte des Priesters erbebt und hatte in seiner eig
anfänglichen Priesterthätigkeit vor der Gefahr, daß er bei demselben E
versehen möge, gezittert! Jetzt ermahnt er seine Leser, erst „Alles fa
zu lassen, was die Augen und alle Sinne in diesem Handel mögen z
und antragen, es sei Kleid, Klang, Gesang, Zierde, Gebet, Tragen, H
Legen, oder was da geschehen mag in der Messe, bis daß wir zuvo
Worte Christi fassen und wohl bedenken, damit er die Messe vollbracht
uns zu vollbringen befohlen hat; das sind die Worte: »nehmet hin
esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird — zur Vergebung
Sünden;« denn darin liegt die Messe ganz mit allem ihrem Wesen, W
Nutzen und Frucht.“ Diese Einsetzungsworte des Herrn hat er auch
in jenem Sermon von guten Werken als die Hauptsache hingestellt.
was er jetzt von ihrem Sinn und Inhalt ausführt, hat er im Wesentl
schon dort kurz ausgesprochen. Wenn, sagt er, der Mensch mit Gott
deln und von ihm Etwas empfangen soll, so muß Gott anheben, dem
schen zuvorkommen und ihm eine Zusage thun; solch Wort Gottes is
Grund, darauf erst hernach alle Gedanken, Worte und Werke des Men
sich bauen können, und an solche Zusage Gottes muß der Mensch tre
glauben. Also hat Christus dort uns eine Zusage gethan, wie er
»Das ist der Kelch des Neuen Testaments in meinem Blute, das für
vergossen wird zur Vergebung der Sünden.« Es ist als sollte er sa
siehe da, Mensch, ich bescheide dir mit diesen Worten Vergebung
deiner Sünden und das ewige Leben; und daß du gewiß seist, daß
Gelübde dir unwiderruflich bleibe, so will ich darauf sterben und mein
und Blut dafür geben und Beides dir zum Zeichen und Siegel hinter
lassen, daß du mein gedenken sollst; wie man in weltlichen Testam
Siegel oder Notarienzeichen an die geschriebenen Worte hängt, so
Christus an und in seine Worte ein kräftiges, alleredelstes Siegel und
chen gehängt, das ist sein eigen wahrhaftig Fleisch und Blut unter
Brod und Wein; Gott hat überhaupt in seinen Zusagen gemeiniglich
dem Wort ein Zeichen gegeben, z. B. dem Noah den Regenbogen u.
denn deß bedürfen wir armen Menschen, die wir in den fünf Sinnen
damit wir neben dem Wort uns dran halten. Das beschiedene Gut

ſt Erlaß der Sünde und ewiges Leben, das Siegel oder Wahrzeichen iſt
Brod und Wein mit dem wahren Leib und Blut darunter; dazu kommt
ie Pflicht oder das Begängniß, das wir Chriſto halten ſollen mit Pre-
igen und Betrachten ſeiner Liebe und Gnade, dadurch uns zur Liebe und
Hoffnung gegen ihn zu neigen, wie Paulus auslegt: „ſo oft ihr eſſet dies
Brod u. ſ. w., ſollt ihr verkündigen das Sterben Chriſti“ (1. Kor. 11, 26).
Aus dieſem Allem iſt nun leichtlich zu merken, was eine Meſſe ſei und wie
man ſich dazu bereiten ſoll — bereiten mit einem hungrigen und feſten,
röhlichen Glauben des Herzens, ſolch Teſtament anzunehmen.

Dies die poſitive Lehre Luthers, deren Grundgedanken, wie geſagt,
chon jener frühere Sermon enthielt und bei welcher er dann auch bei allen
päteren, anderweitigen Streitigkeiten über das Abendmahl verharrt hat.
Jetzt aber ſchneidet er von hier aus beſtimmt, offen und klar dasjenige
ab, was die Kirche zur Hauptſache in der Meſſe gemacht hatte; ja es iſt
ihm dies vielmehr eine arge, verderbliche Verkehrung der gnädigen Stiftung
Chriſti. Man hat, ſagt er, aus der Meſſe, da Chriſtus uns Wohlthat
bringt und wir ſie empfangen ſollen, ein gutes, verdienſtliches Werk gemacht,
das man Gotte darbringe. Man hat gar, was der ärgſte Mißbrauch iſt,
ein Opfer daraus gemacht, das man Gotte opfere. Er weiſt nach, daß
der Gebrauch des Wortes Opfer bei der Meſſe urſprünglich etwas ganz
Anderes in der Kirche bedeutet habe: man bezog es auf das Eſſen und
andere Gaben, welche die Chriſten bei der Meſſe für die Dürftigen zuſam-
men brachten und welches ſie mit Gebet, Dankſagung und Gottes Wort
ſegneten, wie man Alles, was wir eſſen und deſſen wir gebrauchen, ſegnen
ſoll. Er bemerkt — und zwar ſehr richtig, daß Nachwirkungen dieſer
Auffaſſung auch in den gegenwärtigen Bräuchen des ſogenannten Meß-
opfers ſich noch immer erhalten haben; namentlich opfere ja der Prieſter
die ſogenannte Hoſtie noch ehe ſie geſegnet oder conſecrirt ſei, und zwar
während die Leute ihre Geldopfer zur Meſſe darbringen. So verhält es
ſich noch nach der heutigen katholiſchen Meßordnung: die Hoſtie wird Gotte
wie ein Opfer dargebracht, noch ehe ſie durch die Conſecration mittelſt Ge-
bets und Sprechens der Einſetzungsworte Chriſti nach der katholiſchen Lehre
in den Leib Chriſti verwandelt iſt; das ſtimmt nicht zu der Auffaſſung,
wonach eben dieſer Leib in ihr geopfert iſt; es rührt her von der altkirch-
lichen Auffaſſung, wonach die natürlichen Gaben des Brodes und Weines
ammt jenen Liebesgaben der Gemeindeglieder als ein Opfer, nämlich als
in Dankopfer betrachtet wurden und erſt auf dieſes die Hauptſache der
Meſſe, der Genuß der Stiftung Chriſti, folgte. „Was,“ fragt Luther, „bleibt
enn nun in der Meſſe, davon ſie mag ein Opfer heißen, ſintemal ſo viele
Worte im Meßamt von dem Opfer geſchehen?“ Er antwortet: „ich ſage,
aß Nichts bleibt; denn ſtracks und kurzum, wir müſſen die Meſſe laſſen

bleiben ein Sakrament und Testament, welche ein Opfer nicht sind noch sein können."

Die Idee eines Opfers, welches die Christen darbringen sollen, läßt Luther deßhalb nicht fallen: Opfern sollen wir uns selbst und Alles, was wir haben, mit fleißigem Gebet; dergleichen sollen wir uns dem Willen Gottes und ihm Lob und Dank darbringen. So, sagt er, möge es auch eben beim Meßgottesdienst geschehen, obwohl es nicht zum Wesen der Messe gehöre: es sei gut und köstlich, daß hier in der Versammlung eins das andere reize, bewege, erwärme, um Kraft zu Gott zu bringen. Ja er sucht sogar dem Gedanken, daß wir Christum im Gottesdienste Gott opfern, noch einen gewissen Sinn abzugewinnen: jenes unser Opfer nämlich, jenes Opfer des Dankes und unserer eigenen Person, sollen wir nicht durch uns selbst vor Gottes Augen vortragen, sondern auf Christus legen, daß er als unser Mittler es vortrage; mit unserem Glauben machen wir, daß er sich unser annehme, uns selbst und unser Gebet vortrage und sich selbst auch für uns dargebe im Himmel; wir opfern nicht das Sakrament, aber wir geben durch unser Loben, Beten und Opfern Christo Ursache, daß er sich selbst für uns im Himmel opfere und uns mit sich opfere; es sei „als wenn ich spräche, ich hätt einem Fürsten seinen Sohn geopfert, so ich doch nicht mehr gethan hätt, als denselben Sohn bewegt, meine Noth dem Fürsten vorzutragen, und des Sohnes zu einem Mittler gebraucht." — So sehr läßt es Luther sich angelegen sein, von den religiösen Ideen und gottesdienstlichen Akten, die an die Messe sich anschlossen, durch evangelische Deutung zu halten, was irgend noch für ein evangelisches Herz und Gewissen haltbar war. Man hoffte, durch jenes Werk und Opfer der Messe alles Mögliche zum Nutzen der Lebenden und Todten bei Gott auszurichten. Nach Luthers Auffassung des Opfers soll die Christenheit auch hierin nicht ärmer werden; im Gegentheil: „der Glaube, durch welchen wir neben dem Sakrament uns, unsere Noth, unser Gebet u. s. w. durch Christus opfern und damit Christum vor Gott opfern, das ist, ihn bewegen, daß er sich für uns und uns mit ihm opfere, — derselbige Glaube vermag wahrlich alle Dinge im Himmel, Erde, Hölle u. s. w.; und so Christus zweien Menschen verspricht aller Ding' Erhörung (Matth. 18, 19), wie viel mehr mögen bei ihm erlangen, was sie wollen, so viele [zum Gebet in seinem Namen versammelte] Menschen." — Das wahre Opfer aber, das so die Gläubigen durch Christus darbringen, ist eben hiemit nicht mehr bloß Sache besonderer Priester in der Kirche. Sondern sie sind nun alle Priester und halten alle Messe, die so im Glauben durch Christus ihr Gebet und sich selbst Gotte vortragen und nicht zweifeln, daß Christus dasselbe thue, und darauf leiblich (im Abendmahl) oder auch nur geistlich (im Glauben) das Sakrament als ein Zeichen alles dessen empfangen und gewiß glauben,

daß ihnen die Sünde vergeben und Gott ihnen ein gnädiger Vater geworden und das ewige Leben für ſie bereit ſei: „alle die ſind rechte Pfaffen und halten wahrhaftig recht Meſſe; — der Glaube iſt allein das rechte prieſterliche Amt; — darum ſind alle Chriſten-Männer Pfaffen, alle Weiber Pfäffinen, es ſei jung oder alt, Herr oder Knecht, Frau oder Magd, gelehrt oder Laie; hie iſt kein Unterſchied, es ſei denn der Glaube ungleich."

So hat Luther jetzt mit ſeiner Belehrung über die Meſſe zugleich ausdrücklich und völlig das hohe Vorrecht abgethan, mit welchem über das allgemeine Prieſterthum der Chriſten jener beſondere Prieſterſtand ſich erheben wollte.

In Betreff der Verwaltung des Sakraments fordert er beſonders noch den Gebrauch der deutſchen Sprache für die Deutſchen. Die katholiſche Kirche war überdies auf die Vorſchrift verfallen, daß der Prieſter die wichtigſten Worte, die der Einſetzung, ihrer Heiligkeit wegen leiſe ſprechen ſolle. Luther fordert vielmehr, daß man „die heimlichſten Worte aufs allerhöchſte ſinge;" ſpreche man doch auch bei der Taufe die nicht minder heilige Zuſage Gottes deutſch und laut.

Die „größeſte Sache" aber, um deren willen man überhaupt äußeren Gottesdienſt halte, iſt ihm eben die Verkündigung des göttlichen Wortes, des ſelig machenden Evangeliums, der hohen Gnadenzuſage. Eben für dieſes Wort hat ja Chriſtus auch das äußere Sakrament zum Zeichen und Siegel gegeben; und — „es iſt ihm mehr am Worte, denn am Zeichen gelegen." Wiederum ſoll auch die ganze chriſtliche Predigt nichts Anderes ſein, als Erklärung jener im Sakramente verſiegelten Teſtamentsworte: „darin hat Chriſtus das ganze Evangelium in einer kurzen Summa begriffen."

Im Hinblick auf die vielen Formen und äußerlichen Satzungen, mit welchen die einfache Stiftung Chriſti in der Meſſe umgeben, verhüllt und verkehrt worden war, ſpricht Luther am Eingang und Schluſſe des Sermons auch ernſte Warnungen über ſolche Formen und Geſetze überhaupt aus: „das lehret uns die Erfahrung aller Chroniken, dazu die heilige Schrift, daß je weniger Geſetz, je beſſer Recht; — die Frucht vieler Geſetze iſt auch die, daß viele Sekten und Zertheilung der Gemeinden daraus werden: da nimmt einer die Weiſe, der andere eine andere an ſich; — da Chriſtus am erſten dieß Sakrament einſetzte, war kein Singen, kein Prangen u. ſ. w., ſondern allein Dankſagung Gottes und des Sakraments Brauch; Chriſtus hat ſeine heilige Kirche mit gar wenigen Geſetzen und Werken beladen und mit vielen Zuſagen zum Glauben erhoben, wiewohl 's nun leider umgekehrt iſt und wir mit vielen, langen, ſchweren Geſetzen getrieben werden, fromm zu ſein, und wird doch Nichts draus; — drum laßt uns hüten vor Sünden, aber vielmehr vor Geſetzen und guten Wer-

ken, und nur wohl wahrnehmen göttlicher Zusagung und des Glaube
so werden die guten Werke sich wohl finden. Das helf uns Gott, Ame

Luther war, wie er besonders in seiner nächstfolgenden großen Str
schrift aussprach, überzeugt, daß jenes Meßopfer der ärgste unter l
Greueln der römischen Kirche sei, und nicht minder sich bewußt, daß
mit einem Angriff auf dasselbe vollends den heftigsten Widerspruch u
Haß gegen sich hervorrufe. Dennoch hat er hier eine durchweg ruhi
leidenschaftslose Auseinandersetzung gegeben. Ruhig und milde redet
auch von den Vorwürfen, denen er entgegen sieht: „Ich weiß wohl, d
Etliche werden leichtfertig sein, hierin mich einen Ketzer schelten; aber lie
Geselle, du solltest auch zusehen, ob du es so leichtlich bewähren könnt
so du leichtlich lästerst." Er hat nicht für feindselige, verstockte römi
Theologen geschrieben, auch nicht für Adelige und andere hervorragen
Gemeindeglieder, denen er es zur Pflicht machen wollte, zu äußeren
formen zu treiben. Seine Schrift ist wieder ein Sermon für Christensee
insgemein, — sich herablassend zu den Einfältigen, — bestrebt, sie a
Eine, das Noth thut, hinzuführen, sie darauf zu erbauen, ihnen statt
Irrthums, von dem er sie losreißen mußte, die sichere, köstliche Wahrh
vorzulegen.

Kaum aber war sein Sermon und sodann sein Büchlein an den A
hinausgegangen, so legte er aufs Neue die schwere Waffenrüstung an.
hatte schon zu Ende Augusts von einer Schrift „*über die babyloni*
Gefangenschaft der Kirche" wenigstens einen kleinen Theil ausge
beitet. Das, was *sie* bringen sollte, hatte er ohne Zweifel schon
jenem weiteren „Liedlein von Rom" im Auge, auf das er am Schluß je
Büchleins hindeutete. Alveld hatte aufs Neue gegen ihn geschrieben, ob
wie Luther es in einem Brief an Spalatin ausdrückt, „der leipziger E
hatte ein neues Gebrüll voll Lästerungen losgelassen," — und zwar j
gegen Luthers Aeußerungen über den Laienkelch; auch war gegen ihn üb
denselben Gegenstand die Schrift eines ungenannten Verfassers, eines Mön
in Cremona, erschienen. Daran wollte Luther anknüpfen mit seinem neu
Werke, „um die Nattern desto mehr zu reizen". Dasselbe sollte dann n
ter von den Sakramenten überhaupt handeln und namentlich auch wie
von jenem Meßopfer, — jetzt aber wesentlich für die Theologen, in la
nischer Sprache, mit aller Wucht der Polemik und aller Schärfe theolo
scher Wissenschaft. Er hatte seiner Schrift von vorn herein jenen Ti
„Von der babylonischen Gefangenschaft" zugedacht. Die schwerste, ja
recht eigentliche Knechtung der Kirche sah er nämlich noch nicht in je
äußeren Mißbräuchen und Anmaßungen, gegen welche sein Buch an d
Adel sich richtete, sondern in der Tyrannei, welche die Hierarchie über
Seelen und Gewissen übte. Und er sah sie dieselbe üben im Gebrau

der von ihr verwalteten Mittel fürs Heil der Seelen, in der Entstellung, Beeinträchtigung und Verkehrung der wahren, von Gott gestifteten Sakramente und in der Aufstellung neuer Sakramente, welche sie selbst erfunden habe. Auch in den Augen seiner Gegner wurde die neue Schrift noch weit wichtiger für seinen völligen Bruch mit der Kirche als die an den Adel, welche manchen Neueren besonders revolutionär erschien. Sein Freund Lange nannte die letzteren eine Kriegstrompete. Er selbst kündigte mit diesem Namen die neue Schrift, an der er arbeitete, dem Spalatin an.[1])

Während Luther hieran arbeitete, nahm nun Miltitz noch einmal seine Vermittlungsversuche auf. Es war für ihn die äußerste Zeit; denn die Bannbulle gegen Luther war schon unterwegs. Auf den 28. August hatte Staupitz längst einen Convent der Augustinermönche nach Eisleben ausgeschrieben, um dort sein Vorsteheramt über die deutschen Klöster niederzulegen, das ihm ohne Zweifel besonders durch die gegenwärtigen und weiterhin drohenden kirchlichen Kämpfe zu schwer geworden war. Dort wollte Miltitz über Luthers Sache mit seinen Ordensbrüdern verhandeln. Er kündigte dies unter dem 19. August dem Kurfürsten Friedrich an mit der Bitte, daß dieser die Veröffentlichung eines gefährlichen Buches, das Luther eben jetzt herauszugeben im Begriff sei, noch hindern möge und mit der fortwährenden „tröstlichen Hoffnung", Luthers Sache beim Papst noch zum Guten wenden zu können; „denn," sagte er, „die Sache ist nicht so schwarz als wir Pfaffen sie machen." Der Kurfürst erwiederte, das gefürchtete Büchlein (womit demnach Miltitz das an den Adel meinte) sei, wie er höre, bereits ausgegeben; über Miltitz' ferneres Vorhaben äußerte er gar Nichts: er hatte dazu offenbar kein Vertrauen mehr. In Eisleben wurde das Ordensvikariat Luthers Freunde Link in Nürnberg übertragen: ein Beweis, wie sehr die Ordensbrüder sammt Staupitz der evangelischen Richtung sich zuneigten. Miltitz aber, der wirklich dort sich einfand, erreichte von ihnen, daß Luther durch sie aufgefordert werden sollte, einen Brief an den Papst zu schreiben mit der feierlichen Versicherung, er habe nie seine Person angreifen wollen. Er selbst kündigte ihm sogleich freundschaftlich die Gesandtschaft der Brüder an, mit welchen er kraft seiner vom Papst erhaltenen Vollmacht Etwas besprochen habe, was für ihn sehr nützlich sein werde. Staupitz und Link mit mehreren anderen Brüdern überbrachten die Aufforderung an Luther und dieser berichtete darüber am 11. September dem Spalatin: er wolle, so wenig er und auch Jene davon halten, doch dem Miltitz, der wohl auch eigenes Interesse dabei habe, den Gefallen thun und so schreiben; er könne es mit Wahrheit thun, denn gegen des Papstes Person sei er ja nie erregt gewesen; der päpstliche Stuhl solle das ihm gebührende Salz in seinem Schreiben bekommen, doch wolle er hiebei sich mäßigen. Miltitz wollte nachher selbst noch mit Link zu Luther an einen gelegenen Ort reisen, unter-

ließ es jedoch, da er jenen in Eisleben, wo er ihn noch einmal aufsuchte, nicht mehr antraf.[1])

Andererseits gelangte an Luther zur gleichen Zeit mit jener Botschaft des Eislebener Convents ein sehr aufgeregter und aufregender Brief Huttens, wonach der Erzbischof von Mainz einen päpstlichen Befehl erhalten haben sollte, diesen gebunden nach Rom zu schicken. Auch hatte der Erzbischof in Folge einer ernsten Vermahnung des Papstes, welche übrigens gegen Hutten nur im Allgemeinen ein strenges Einschreiten forderte, ein Verbot der Bücher Huttens erlassen und zugleich vor anderen ähnlichen Büchern unter Androhung des Bannes verwarnt, was Luther ohne Zweifel mit Recht auf seine eigenen Schriften bezog. Hutten erklärte in seinem Brief, er werde jetzt mit der Feder und mit den Waffen gegen die priesterliche Tyrannei losstürmen. Hiedurch ließ sich Luther sehr wenig erregen. Die Ruhe, mit der er davon gegen Spalatin redet, sticht sehr ab gegen die Aufwallung, in welcher Hutten, die eigene Gefahr übertreibend, jetzt mit Klagschriften, die er veröffentlichte, an den Kaiser, den sächsischen Kurfürsten und alle Stände der deutschen Nation sich wandte und den Erzbischof in einem Briefe beschwor, jenen schmachvollen, blutdürstigen Befehl abzuweisen. Indem derselbe in seiner Schrift vom 11. September den Kurfürsten aufforderte, als deutscher Fürst und Nachkomme würdiger Ahnen gegen die schmähligе römische Tyrannei sich zu erheben, erklärte er: das, was er gewagt haben wolle, werde freilich nicht ohne Blutvergießen ablaufen; Diejenigen aber sollen da zusehen, welche durch ihre Verfolgung Anderer ein Verfolgtwerden mit dem Schwert so wohl verdient haben. Luther bemerkt am nämlichen Tag aus Anlaß jenes Huttenschen Briefs und jenes erzbischöflichen Bücherverbotes nur: falls der Erzbischof auch ihn darin mit Namen vorgenommen haben sollte, werde er hiegegen auch seinen Geist mit Hutten verbinden und so sich entschuldigen, daß Jener sich nicht drüber freuen werde.[2])

Bald darauf aber kam endlich die sichere Nachricht, daß über ihn selbst das förmliche Verdammungsurtheil des Papstes ergangen sei. Laut eines Briefes vom 28. September wußte er jetzt, daß Eck mit einer Bulle angekommen sei, hatte jedoch Näheres darüber noch nicht erfahren. In der That hatte Eck dieselbe bereits am 21. in Meißen, am 25. in Merseburg anschlagen lassen, nachdem er mit ihr, ohne es vorher kund werden zu lassen, bis hieher gereist war, um jetzt rasch überall in der Nähe Wittenbergs den Schlag gegen Luther zu führen; am 29. wurde die Bulle auch in Brandenburg durch ihn publicirt. Luther erklärte gleich in jenem Brief: er werde die „Bulle [bulla] oder Blase [ampulla]“ verlachen.[3])

Inzwischen hatte Luther, ohne durch Miltitzsche Pläne sich in der Arbeit stören zu lassen, sein Buch vollendet. Aus Aeußerungen von ihm gegen

›palatin iſt zu ſchließen, daß auch dieſer Bedenken gegen ſein Vorhaben ıtte. Luther ſchrieb ihm dagegen am 8. September: „wird gleich viel ıicht Niemand meine Kriegstrompete gutheißen, ſo muß doch ich ſie gut ınden, um den Angriff zu machen auf die Tyrannei des römiſchen Anti=ɔriſts, welche die Seelen des ganzen Erdkreiſes verderbt; ſie iſt ſehr ſcharf ınd ſehr heftig: davor werden, hoffe ich, auch jene matten kleinen Schmäh=ɛdner erſtarren.“ Die Schrift wurde ſofort auch gedruckt. Am 3. Okto=ɔer konnte Luther bereits dem Spalatin ankündigen, daß ſie am drauf ɔlgenden Sonnabend werde ausgegeben und an ihn verſandt werden. Sie erſchien ſo noch unmittelbar ehe ein Exemplar jener Bannbulle auch ıach Wittenberg gelangte.[1])

Ein „Präludium“ oder ein Vorſpiel von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche betitelte Luther ſeine Schrift („Von der ɓabyloniſchen Gefängniß“ — nach der alsbald erſchienenen Verdeutſchung); ɓas was er hier vorſpielen, oder das Liedlein, welches er nach ſeiner früher=ɛn Aeußerung hier von Rom ſingen wollte, ſollte ein Vorſpiel ſein, das ſelbſt wieder noch Größeres erwarten ließ.[2])

Luther dedicirte die Schrift ſeinem Freund und Collegen Tulich, tritt ɟedoch mit der Einleitung, in welcher er dieſen anredet, gleich in die Er=ɒrterung des Gegenſtandes ſelbſt hinein.

Er beginnt mit Worten herber Ironie, ſeinen Gegnern dankend für ɓie Fortſchritte, die er gemacht: „Ich mag wollen oder nicht, ſo muß ich von Tag zu Tag mehr lernen, da ſo viele große Lehrmeiſter mich wett=eifernd treiben und üben.“ Er bekennt, daß er ſeine früheren Schriften gegen den Ablaß jetzt überaus bereue und gern alle verbrennen laſſen möchte: denn während er dort die Abläſſe immer noch für etwas Zuläſ=ſiges erachtet habe, ſei ihm jetzt durch Prierias und Andere klar geworden, daß ſie eitel Trügerei und Nichtswürdigkeit römiſcher Schmeichler ſeien. Hernach haben ihn Eck und Emſer über die Oberhoheit des Papſtes belehrt und ihn ſehr darin weiter befördert: denn während er derſelben Anfangs ein menſchliches Recht zugeſtanden habe, wiſſe er jetzt, daß das ganze Papſt=thum das Reich Babylon und die Gewaltherrſchaft des Jägers Nimrod ſei (1. Moſ. 10, 8—10). Jetzt, ſagt er, müſſe er wegen der beiden Geſtalten des Abendmahls, d. h. wegen des Laienkelchs, in die Schule gehen. Er kommt damit auf jene neue Schrift Alvelds und auch auf die jenes italieni=ſchen Mönchs zu reden. Er aber erklärt jetzt: vor Allem müſſe er die Siebenzahl der Sakramente läugnen, ſtatt deſſen nur drei, näm=lich Taufe, Buße und Abendmahl, als Sakramente aufſtellen und zeigen, daß aus allen der römiſche Hof eine klägliche Gefangenſchaft für die Kirche gemacht habe; zuerſt wolle er vom Abendmahl reden, — was er auch darüber in weiterem Nachdenken gelernt habe; mit Gewalt auf den Kampf=

platz getrieben, werde er frei seine Meinung sagen, ob die Papisten alle zusammen lachen oder weinen mögen.

Die ganze folgende Ausführung hat eine ebenso ernste und würdige wie feste und energische Haltung; indem sie mit lichtvoller, wohl durchdachter Auseinandersetzung auf die Worte der heil. Schrift und die hier gegebenen Prinzipien sich gründet, zeigt sie zugleich volle Bekanntschaft mit den Gründen der Gegner und eine auch den scholastischen Künsten gewachsene Dialektik. Unter allen wissenschaftlich theologischen Schriften Luthers steht sie an erster Stelle, während sie doch leicht jedem gebildeteren Christen verständlich wird und überall klar und warm die einfachen, christlich religiösen Interessen geltend macht. In ihrem Inhalt ist bei aller Schärfe, mit welcher sie die römische Irrlehre und Tyrannei aufdecken und die Gewissen von ihr freimachen will, doch nicht minder auch wieder eine schonende Rücksicht solchen äußeren Bräuchen gegenüber zu beachten, die trotz ihres Zusammenhanges mit jener noch eine bessere Deutung zuließen oder deren sofortige Beseitigung wenigstens nicht schlechthin gefordert schien.

Luther hebt beim Abendmahl mit jener Verweigerung des Kelches für die Laien an. Die erste Gefangenschaft des Sakraments sieht er darin, daß die römische Tyrannei demselben die Vollständigkeit, in der es vom Herrn eingesetzt worden sei, geraubt habe. Denn das sei vollkommen klar, daß Christus, wie er auch für die Laien sein Blut vergossen, so auch den Kelch beim Abendmahl für sie so gut als für die Priester eingesetzt habe. Er zeigt auch, daß dies von der alten Kirche anerkannt worden sei. Und jetzt will er es nicht mehr bloß löblich finden, wenn man Jenen den Kelch wieder gewährte, sondern er erklärt die Entziehung desselben für eine sündhafte Erfindung und Anmaßung. Hierin giebt er jetzt den Böhmen entschieden Recht: „soll man die Einen oder Anderen Ketzer und gottlose Schismatiker nennen, so sind es nicht die Böhmen und Griechen, sondern ihr Römer seid es.“ Trotzdem will er auch noch jetzt nicht dazu auffordern, daß man mit Gewalt die beiden Gestalten des Sakraments wieder herstelle; denn ein Gebot habe Christus doch nicht hiefür gegeben; dieser habe auch den Genuß des Sakraments überhaupt nicht geboten, sondern einem Jeden anheimgestellt. Aber man solle, so lang jene Tyrannei nicht aufgehoben sei, wenigstens die Gewissen frei geben und es ihnen überlassen, ob sie eines solchen Sakraments gebrauchen wollen, während man sie jetzt mindestens Ein Mal im Jahr dazu zwinge. So mögen dann die echten Christen die Tyrannei ähnlich ertragen, wie wenn sie unter den Türken gefangen säßen, wo sie keine der beiden Gestalten empfangen könnten. Auch falls sie am verstümmelten Sakramente noch theilnähmen, treffe die Schuld nicht sie, sondern die Tyrannen, welche den Kelch ihnen trotz ihres Verlangens vorenthalten.

Indem Luther auf die zweite Gefangenſchaft des Sakraments über-
eht, weiß er daß „ſie anzutaſten oder gar zu verdammen am allergefähr-
lichſten ſei,“ da werde er zu einem Wikleffiten und tauſendfachen Ketzer
verden. Sie beſteht darin, daß die Lehre von der Verwandlung der
Subſtanzen als Glaubensſatzung den Chriſten aufgelegt werde. Luther
erichtet: ſchon während ſeines ſcholaſtiſchen Studiums habe ihm eine Aus-
ührung des Theologen d'Ailly Anlaß zum Nachdenken gegeben, wornach,
enn nicht die Kirche jene Lehre feſtgeſtellt hätte, die Annahme mehr für
ich haben würde, daß das wahrhaftige Brod und der wahrhaftige Wein
tatt der bloßen Accidenzien im Sakramente verbleibe. Seither habe er
eſehen, was das für eine Kirche ſei, nämlich die des Scholaſtikers Thomas
der vielmehr des Ariſtoteles. Jetzt, ſagt er, ſtehe ſein Gewiſſen bei der
Ueberzeugung feſt, daß wirklich Brod und Wein nach wie vor da ſei und
n dieſen der wahre Leib und das wahre Blut Chriſti eben ſo gut gegen-
wärtig als nach jener Lehre in den bloßen Accidenzien. Denn den ein-
achen Gottesworten dürfe Niemand, weder ein Menſch, noch ein Engel,
Gewalt anthun: nach ihnen aber habe Chriſtus dort Brod und Wein aus-
etheilt. Es ſei eine eitel menſchliche, unnöthige, abſurde Eintragung,
enn man hier ſtatt des Brodes und Weines die bloße äußere Geſtalt
erſelben oder die bloßen Accidenzien ſetze. Warum ſolle der verklärte
eib Chriſti nicht auch im wirklichen Brod enthalten ſein können? ſei ja
och auch in einem feurig gemachten Eiſen das Feuer und das Eiſen mit
inander verbunden und Beides zugleich da. Wenn man (wie die Scho-
aſtiker thaten) die Nothwendigkeit jener Umdeutung aus der Logik des
riſtoteles beweiſe, ſo verſtehe man dieſe ſelbſt nicht. Luther will indeſſen
en Andern ihre Meinung belaſſen, wofern ſie nur nicht fordern, daß man
ieſe bloßen Meinungen für Glaubensartikel annehme. Er wiederholt:
as könne er nicht dulden, daß man mit menſchlichen Vernunftgründlein
en heiligen Worten Gottes Gewalt anthue und ſie verdrehe.

Dann fährt er fort: „die dritte Gefangenſchaft eben deſſelbigen Sa-
raments iſt jener weitaus gottloſeſte Mißbrauch, vermöge deſſen heut zu
Tag Nichts in der Kirche mehr angenommen und mehr für gewiß gehalten
ird als dies, daß die Meſſe ein gutes Werk und ein Opfer
ei, — ein Mißbrauch, daraus alsdann unendliche andere in Strömen
usgefloſſen ſind; — ich greife eine ſchwere Sache an und welche umzu-
toßen vielleicht unmöglich iſt, da ſie durch den Brauch ſo vieler Jahr-
underte und durch die allgemeine Zuſtimmung und Annahme ſich ſo feſt-
eſetzt hat, daß der größte Theil der heute herrſchenden Bücher und faſt
ie ganze Geſtalt der Kirchen abgethan und geändert und eine gänzlich
ndere Art kirchlicher Ceremonien eingeführt oder vielmehr wieder eingeführt
erden muß; aber mein Chriſtus lebt, und auf Gottes Wort muß man

platz getrieben, werde er frei seine Meinung sagen, ob die Papisten alle zusammen lachen oder weinen mögen.

Die ganze folgende Ausführung hat eine ebenso ernste und würdige, wie feste und energische Haltung; indem sie mit lichtvoller, wohl durchdachter Auseinandersetzung auf die Worte der heil. Schrift und die hier gegebenen Prinzipien sich gründet, zeigt sie zugleich volle Bekanntschaft mit den Gründen der Gegner und eine auch den scholastischen Künsten gewachsene Dialektik. Unter allen wissenschaftlich theologischen Schriften Luthers steht sie an erster Stelle, während sie doch leicht jedem gebildeteren Christen verständlich wird und überall klar und warm die einfachen, christlich religiösen Interessen geltend macht. In ihrem Inhalt ist bei aller Schärfe, mit welcher sie die römische Irrlehre und Tyrannei aufdecken und die Gewissen von ihr freimachen will, doch nicht minder auch wieder eine schonende Rücksicht solchen äußeren Bräuchen gegenüber zu beachten, die trotz ihres Zusammenhanges mit jener noch eine bessere Deutung zuließen oder deren sofortige Beseitigung wenigstens nicht schlechthin gefordert schien.

Luther hebt beim Abendmahl mit jener Verweigerung des Kelches für die Laien an. Die erste Gefangenschaft des Sakramentes sieht er darin, daß die römische Tyrannei demselben die Vollständigkeit, in der es vom Herrn eingesetzt worden sei, geraubt habe. Denn das sei vollkommen klar, daß Christus, wie er auch für die Laien sein Blut vergossen, so auch den Kelch beim Abendmahl für sie so gut als für die Priester eingesetzt habe. Er zeigt auch, daß dies von der alten Kirche anerkannt worden sei. Und jetzt will er es nicht mehr bloß löblich finden, wenn man Jenen den Kelch wieder gewährte, sondern er erklärt die Entziehung desselben für eine sündhafte Erfindung und Anmaßung. Hierin giebt er jetzt den Böhmen entschieden Recht: „soll man die Einen oder Anderen Ketzer und gottlose Schismatiker nennen, so sind es nicht die Böhmen und Griechen, sondern ihr Römer seid es.“ Trotzdem will er auch noch jetzt nicht dazu auffordern, daß man mit Gewalt die beiden Gestalten des Sakraments wieder herstelle; denn ein Gebot habe Christus doch nicht hiefür gegeben; dieser habe auch den Genuß des Sakraments überhaupt nicht geboten, sondern einem Jeden anheimgestellt. Aber man solle, so lang jene Tyrannei nicht aufgehoben sei, wenigstens die Gewissen frei geben und es ihnen überlassen, ob sie eines solchen Sakraments gebrauchen wollen, während man sie jetzt mindestens Ein Mal im Jahr dazu zwinge. So mögen dann die echten Christen die Tyrannei ähnlich ertragen, wie wenn sie unter den Türken gefangen säßen, wo sie keine der beiden Gestalten empfangen könnten. Auch falls sie am verstümmelten Sakramente noch theilnähmen, treffe die Schuld nicht sie, sondern die Tyrannen, welche den Kelch ihnen trotz ihres Verlangens vorenthalten.

Indem Luther auf die zweite Gefangenschaft des Sakraments überzieht, weiß er daß „sie anzutasten oder gar zu verdammen am allergefährlichsten sei," da werde er zu einem Wikleffiten und tausendfachen Ketzer werden. Sie besteht darin, daß die Lehre von der Verwandlung der Substanzen als Glaubenssatzung den Christen aufgelegt werde. Luther berichtet: schon während seines scholastischen Studiums habe ihm eine Ausführung des Theologen d'Ailly Anlaß zum Nachdenken gegeben, wornach, wenn nicht die Kirche jene Lehre festgestellt hätte, die Annahme mehr für sich haben würde, daß das wahrhaftige Brod und der wahrhaftige Wein statt der bloßen Accidenzien im Sakramente verbleibe. Seither habe er gesehen, was das für eine Kirche sei, nämlich die des Scholastikers Thomas oder vielmehr des Aristoteles. Jetzt, sagt er, stehe sein Gewissen bei der Ueberzeugung fest, daß wirklich Brod und Wein nach wie vor da sei und in diesen der wahre Leib und das wahre Blut Christi eben so gut gegenwärtig als nach jener Lehre in den bloßen Accidenzien. Denn den einfachen Gottesworten dürfe Niemand, weder ein Mensch, noch ein Engel, Gewalt anthun: nach ihnen aber habe Christus dort Brod und Wein ausgetheilt. Es sei eine eitel menschliche, unnöthige, absurde Eintragung, wenn man hier statt des Brodes und Weines die bloße äußere Gestalt derselben oder die bloßen Accidenzien setze. Warum solle der verklärte Leib Christi nicht auch im wirklichen Brod enthalten sein können? sei ja doch auch in einem feurig gemachten Eisen das Feuer und das Eisen mit einander verbunden und Beides zugleich da. Wenn man (wie die Scholastiker thaten) die Nothwendigkeit jener Umdeutung aus der Logik des Aristoteles beweise, so verstehe man diese selbst nicht. Luther will indessen den Andern ihre Meinung belassen, wofern sie nur nicht fordern, daß man diese bloßen Meinungen für Glaubensartikel annehme. Er wiederholt: das könne er nicht dulden, daß man mit menschlichen Vernunftgründlein den heiligen Worten Gottes Gewalt anthue und sie verdrehe.

Dann fährt er fort: „die dritte Gefangenschaft eben desselbigen Sakraments ist jener weitaus gottloseste Mißbrauch, vermöge dessen heut zu Tag Nichts in der Kirche mehr angenommen und mehr für gewiß gehalten wird als dies, daß die Messe ein gutes Werk und ein Opfer sei, — ein Mißbrauch, daraus alsdann unendliche andere in Strömen ausgeflossen sind; — ich greife eine schwere Sache an und welche umzustoßen vielleicht unmöglich ist, da sie durch den Brauch so vieler Jahrhunderte und durch die allgemeine Zustimmung und Annahme sich so festgesetzt hat, daß der größte Theil der heute herrschenden Bücher und fast die ganze Gestalt der Kirchen abgethan und geändert und eine gänzlich andere Art kirchlicher Ceremonien eingeführt oder vielmehr wieder eingeführt werden muß; aber mein Christus lebt, und auf Gottes Wort muß man

sorgsamer achten als auf aller Menschen und Engel Verständniß; ich werde meines Amtes warten und die Sache, wie sie ist, ans Licht stellen; — im übrigen möge Jeder selbst für seine Seligkeit bedacht sein; ich will darum, daß Keiner die Schuld für seinen Unglauben und seine Unkenntniß der Wahrheit auf mich wälzen könne, mir vor Christus, dem Richter, getreulich Mühe geben." So wendet er sich gegen die Meinung, daß die Messe ein gutes verdienstliches Werk sei, und dann gegen das „andere, noch viel schwerere und gleißnerischeste Aergerniß," daß man aus ihr ein Gott darzubringendes Opfer mache.

Er entwickelt wesentlich wieder die gleichen Gründe und Ideen wie in dem vorangegangenen Sermone, — mit derselben inneren Wärme wie dort, — größtentheils in gedrängterer und zugleich noch schärferer Fassung. Wieder zeigt er, wie es sich um ein Empfangen göttlicher Gnade handle, um Christi Testament oder Gnadenzusage, um ein ihr dienendes Zeichen, um ihre Aufnahme im Glauben. Wieder ist ihm die Hauptsache das Wort: an diesem liege mehr als am Zeichen, und seiner könne der Christ auch ohne das Zeichen oder Sakrament im Glauben genießen; der Christ könne so zu jeder Stunde Messe feiern, indem er Christi Worte sich vorhalte und seinen Glauben an ihnen nähre mit wahrhaftem geistlichem Essen und Trinken. Wieder warnt er auch überhaupt vor zu vielen Ceremonien; man dürfe zwar die Kirche nicht schmähen, weil sie mit mancherlei Bräuchen die Messe ausgeschmückt habe; aber es sei Gefahr, daß einem unter dem äußern Gepränge das einfache Wesen der Messe verloren gehe; je mehr eine Messe der ersten gleiche, welche Christus in seinem Abendmahl gehalten, desto christlicher sei sie. Wie er ferner in seinem Sermone die christlichen Gemeindeglieder dazu angewiesen hat, die Messe auch unter den bestehenden Formen doch in einem anderen Sinne zu feiern, so belehrt und ermahnt er jetzt ähnlich auch die meßhaltenden Geistlichen: sie sollen bei der Messe Nichts Anderes im Auge haben, als daß sie hier sich und Anderen des Herrn Leib und Blut reichen, und sollen ja nicht die Messe selbst oder den Leib Christi sondern nur die an die Messe sich knüpfenden Gebete als etwas ansehen, das sie Gotte darzubringen oder zu opfern haben. Auch die Privatmessen, bei welchen gar keine communicirende Gemeinde vorhanden und Alles nur aufs Opfer gerichtet ist, will er doch in derselben Weise aufgefaßt haben; der Geistliche solle dabei denken: ich will hingehen und für mich allein das Sakrament empfangen, unter dem Empfang aber für Diesen und Jenen beten; nicht für die Messe, sondern für dieses Beten möge er dann das für die Messen gestiftete Geld hinnehmen. So wenig meint Luther doch auch bei diesem „schwersten Aergerniß" auf ein sofortiges, gewaltsames äußeres Abthun jener bedenklichen und gefährlichen Formen dringen zu müssen.

Für das andere Sakrament, das der Taufe, dankt Luther der göttlichen Barmherzigkeit, daß ſie es unverſehrt und frei der Kirche erhalten habe. Aber der Satan, ſagt er, ſei wenigſtens dazu mächtig geweſen, die Bedeutung und Kraft auszulöſchen, welche die Taufe auch noch für die Erwachſenen und fürs ganze Leben habe. Faſt Alle haben vergeſſen, was ſie an der Taufe haben, und ſuchen andere Mittel und Wege zum Himmel. So habe man die kirchliche Buße zu einem Brett für die Schiffbrüchigen gemacht; ſo ſei eine ganze Fluth von menſchlichen Satzungen und eigenen Leiſtungen, Gelübden, Abläſſen u. ſ. w. aufgekommen. Wir erinnern uns der grundlegenden Sätze, welche hierüber ſchon ſein Sermon von der Taufe (oben S. 298) aufgeſtellt hat; auch in dieſem Stück hat er ſeither weiter gelernt: namentlich in Betreff der Conſequenzen, welche er zu ziehen habe. Dort hatte er die Bedeutung der Taufe aus dem äußern Zeichen des Untertauchens abgeleitet, wornach ſie ein ſeliglich Absterben und Auferſtehen ſein wolle. Jetzt geht er auch bei ihr, analog wie beim Abendmahl, von den Verheißungsworten aus, mit welchen der Herr ſie eingeſetzt hat: „wer glaubet und getauft wird, wird ſelig werden.“ Von dieſer Gnadenzuſage erklärt er, ſie behalte für unſer ganzes Leben ihre Geltung; Gott behalte in ihr ſeine Hand ausgeſtreckt, um auch nach neuen Sünden uns wieder aufzunehmen; wahre Buße ſei Wiederumkehr zu ihr; durch ſie werde bis zum Ende ſelig, wer an ſie glaube. Und eben mit und in dieſem Glauben iſt nun nach Luther auch wieder jenes Absterben und Aufleben geſetzt, worauf das Untertauchen deute (dabei wiederholt Luther den Wunſch, daß man die Täuflinge völlig untertauchen möchte). Denn mit dem Beginne des wahren Glaubens an Gottes Barmherzigkeit beginne man dieſer Welt abzuſterben und Gotte zu leben. Und was ſo der einmalige Akt der Taufe mit ſeinem Zeichen anzeigt, das ſoll wieder durchs ganze Leben fortgelten und fortdauern: ſo lange die Chriſten leben, ſollen ſie ſtets thun, was die Taufe bedeute; ſie ſterben und erſtehen auf, ihrer Geſinnung nach, den Sünden und Eitelkeiten der Welt abſagend; ſie beginnen auch ſchon wirklich aus dem leiblichen Leben abzuſcheiden und das künftige Leben zu ergreifen. „Alles, was wir leben,“ ſagt Luther, ſoll Taufe ſein und der Taufe Zeichen zur Erfüllung bringen, indem wir, von allem Andern frei, ganz nur der Taufe, das iſt dem Sterben und Auferſtehen, uns hingeben; — fürs ganze Leben iſt uns nur dieſes Eine aufgegeben, daß wir abſterben und leben durch den Glauben an Chriſtus.“ So aber iſt ihm nun eben mit dieſer Alles umfaſſenden innern Verpflichtung eine herrliche Freiheit für den Chriſten gegeben, die kein Papſt mit menſchlichen Zuthaten, Satzungen und Auflagen einſchränken und gefangen nehmen dürfe. Er erklärt: „weder der Papſt, noch ein Biſchof noch irgend ein Menſch hat das Recht, einem Chriſtenmenſchen ohne

dessen Zustimmung auch nur eine Silbe aufzulegen; darum fordert der Papst die Gebete, Fasten und Schenkungen, die er in seinen Dekreten fordert, ohne jegliches Recht und sündigt jedesmal gegen die Freiheit der Kirche; — weil diese Herrlichkeit der Taufe und dieses Glück christlicher Freiheit Wenige kennen und vor der päpstlichen Tyrannei zu erkennen im Stande sind, will ich selbst wenigstens mein Gewissen frei machen und klage den Papst und alle Papisten an, daß sie, wofern sie nicht ihre Satzungen abthun und der Kirche die Freiheit wiedergeben, an allen den Seelen, welche durch diese elende Knechtschaft verloren gehen, schuldig seien und daß das Papstthum in Wahrheit nichts Anderes sei als das Reich Babylons und des Antichrists." — Die Art, wie Luther aus der Taufe und ihrer Verpflichtung diese christliche Freiheit ableitet, war auch für seine gelehrtesten Gegner neu und überraschend. — Mit dem Inhalt und Umfang, welchen er für diese Freiheit in Anspruch nimmt, mochte er auch Unbefangeren Anstoß geben. — Er hat hievor namentlich in der gegenwärtigen Schrift auch sonst sich nicht gescheut. Bei seinen Sätzen hat er von solchen äußeren Ordnungen abgesehen, welche das innere Bedürfniß der kirchlichen Gemeinschaft und des gemeinsamen Gottesdienstes mit sich bringt und welchen eben deswegen der freie Christ freiwillig und ohne sein Gewissen durch sie binden zu lassen, seine Zustimmung geben wird: auch nach dieser Seite hin werden wir später ihn reden hören. Er hat ohnedieß hier völlig abgesehen vom bürgerlichen Leben, für welches er so eben noch in seiner Schrift an den Adel der weltlichen Gewalt ihr Recht zuerkannt hatte, und von den Gesetzen, welche diese aufstellt; er hat Satzungen im Auge, welche in gleichem Sinn wie Gottes Gesetz oder wie jene Taufverpflichtung verbindlich sein und das Heil der Seelen bedingen wollten: das war nicht bei den bürgerlichen Gesetzen, wohl aber bei den päpstlichen der Fall. Und dennoch bleibt er auch in Betreff dieser antichristlichen Satzungen noch dabei stehen, daß man sie äußerlich zu tragen habe: der Christ müsse die verfluchte Tyrannei ebenso ertragen, wie irgend eine andere Gewaltthat dieser Welt, nach dem Spruche: „Wer dich schlägt auf den rechten Backen, dem biete auch den andern dar." Sie können jetzt so ertragen werden eben weil das Gewissen doch nicht mehr unter ihrem Banne steht; sie sollen es, weil Luther noch keinen geordneten Weg sieht, auch äußerlich von der babylonischen Tyrannei loszukommen, die ihm trotz ihres antichristlichen Charakters doch ähnlich wie weltliche Gewaltherrschaften zugleich als eine göttliche Heimsuchung erschien. So wenig will er hier, wo er sie auf's schärfste verdammt, der Gewalt Gewalt entgegenstellen. — Was die Gelübde anbelangt, die nach ihm gleichfalls wider die herrliche Freiheit der Taufe streiten, so ist er auch in Betreff ihrer Verbindlichkeit für die Gewissen noch nicht ganz mit sich selbst zum Abschluß gekommen. Wohl thut er jetzt über seinen Taufsermon hinaus, wo er jener in den

Gelübden übernommenen Enthaltſamkeit noch einen möglichen ſittlichen Werth beließ, mit Klarheit den entſcheidenden Schritt: er greift das Geloben an ſich an, worin man ſich ſelbſt binde jener Freiheit zuwider; er vermißt auch in der Schrift jede Empfehlung für jenen Inhalt der Gelübde, jene Eheloſigkeit, Armuth u. ſ. w., ja er fürchtet jetzt, die mönchiſchen Gelöbniſſe möchten mit zu jenen „heuchleriſchen Lügen" (1 Timoth. 4, 1 ff.) gehören, zu welchen er in der Schrift an den Adel das Verbot der Prieſterehe gerechnet hat. Nimmermehr dürfe daher die Kirche zu Gelübden auffordern; der Einzelne dürfte ſie nur auf eigene Gefahr hin übernehmen. Allein noch bleibt er ſtehen bei Fragen darüber, wie weit Gelübde für verbindlich gelten können, die einmal übernommen ſind. Für Thorheit erklärt er, daß Gelübde, welche Eltern im Voraus für ihre Kinder leiſten, für dieſe verbindlich ſein ſollten. Richtig findet er, daß Jeder für ſich nicht vor einem beſtimmten Alter ein Gelübde thun könne. Welches Alter aber laſſe ſich feſtſetzen, daß das Gelübde dann gültig ſei? Setze man das achtzehnte Lebensjahr feſt, warum nicht auch das zweiundzwanzigſte? Wohl möge Einer im achtzehnten Jahre „ſein Fleiſch fühlen" — um zu ermeſſen, ob er es unter jene Enthaltſamkeit beugen könne; wie aber, wenn er es erſt recht im zwanzigſten oder gar dreißigſten Jahr verſpüre? ſo werde am Ende gar kein Gelübde gültig ſein, bevor man ganz geiſtlich geworden ſei und dann keiner Gelübde mehr brauche. Luther ſchließt mit dem Rath, jene Weiſe eines eheloſen, armen Lebens ohne den Zwang eines Gelübdes ganz dem freien Trieb des Geiſtes zu überlaſſen, indem er beifügt, er werde vielleicht ſeiner Zeit noch weiter von den Gelübden handeln. Man hat römiſcherſeits dem Reformator vornehmlich in dieſem Stück Leichtfertigkeit vorgeworfen: in Wahrheit iſt er gerade bei dieſem nur mit der gewiſſenhafteſten Vorſicht und Ueberlegung vorangegangen.

Als drittes Sakrament läßt Luther noch die Buße gelten mit der Sündenvergebung, welche hier dem reuigen, gläubigen Sünder zugeſprochen werden ſolle; denn auch dieſe Ausſpendung göttlicher Gnade durchs Wort der Abſolution ruhe auf göttlicher Verheißung und Stiftung (Matth. 16, 19, 18, 18. Joh. 20, 23), und eben ſie mache das Weſen des Bußſakramentes aus. Doch ſagt er ſelbſt im weitern Verlauf ſeiner Schrift, im ſtrengen Sinn komme der Name Sakrament der Buße nicht mehr zu, da für ſie kein äußeres Zeichen, ſondern das bloße Verheißungswort gegeben ſei, und man dürfe eigentlich nur Taufe und Abendmahl ſo nennen, weil nur in ihnen die Verheißung der Sündenvergebung mit einem göttlich eingeſetzten Zeichen ſich verbinde. Am Namen iſt ihm nicht ſo viel gelegen. Was er den Gegnern vorwirft iſt das, daß ſie der Chriſtenheit den ganzen Inhalt dieſes Sakramentes verkehrt und geraubt haben: denn vom Troſte göttlicher Barmherzigkeit und vom Glauben daran bekomme man bei ihnen

Nichts mehr zu hören; da lehren ſie ſtatt des Glaubens, der Gottes Wort und Gnadenzuſage aufnehme, eine ſogenannte Zerknirſchung, bei welcher der Menſch auf den Werth, ja gar auf ein Verdienſt ſeines Zerknirſchtſeins baue, und aus ihrer Beichtanſtalt und den Genugthuungen, welche dem Beichtenden zu leiſten auferlegen, haben ſie gar eine treffliche Werkſtätte für ihre Gewinnſucht und Gewalt gemacht, für die Gewiſſen aber eine klägliche Marter.

Die anderen Sakramente verwirft er alle: denn keines derſelben könne ein göttliches Verheißungswort oder ein von Gott verordnetes Zeichen für ſich anführen. Er verwirft ſie deshalb als Sakramente, obgleich er ſie darum nicht verdammen will, wofern man eben nicht Sakramente aus ihnen zu machen ſich anmaße. Die Kirche berief ſich für ihre Firmelung mit Auflegen der Hände und ebenſo für ihr Sakrament der Ordination auf Beiſpiele der Handauflegung im Neuen Teſtamente. Luther gibt dieſe zu, findet aber nirgends eine Verheißung, die an einen ſolchen Akt geknüpft ſei. Man möge, ſagt er, die Kinder bei der Firmelung durch Gebet und Anwendung des göttlichen Wortes weihen, ſowie man ja hiedurch ſogar lebloſe Gegenſtände heilige, dürfe aber daraus kein Sakrament machen, weil es an einer Verheißung dafür fehle. Uebrigens wills ihm faſt ſcheinen, als ob dieſes angebliche Sakrament, deſſen Spendung die Biſchöfe ſich vorbehalten, in der römiſchen Kirche nur den Zweck hätte, für dieſe feinen, hohen Herrn, denen der Dienſt am Wort und an den ächten Sakramenten zu läſtig ſei, eine eigene, leichte Verrichtung abzugeben.

Eine eigenthümliche Bewandtniß hat es in der katholiſchen Kirche mit der Uebertragung des Sakramentsbegriffes auf die Ehe. Der Apoſtel Paulus hat Epheſ. 5, 25 ff., indem er das Verhältniß Chriſti zur Gemeinde der Chriſten mit der Verbindung zwiſchen Mann und Weib vergleicht, hierauf die altteſtamentlichen Worte 1. Moſ. 2, 24 bezogen und nennt dann ihren heilig geheimnißvollen Inhalt ein großes „Myſterium“. Dieſes griechiſche Wort iſt in der kirchlichen lateiniſchen Ueberſetzung (der Vulgata) an jener wie auch an anderen Stellen mit sacramentum wiedergegeben — gemäß einem älteren Sprachgebrauch lateiniſcher Kirchenſchriftſteller. Statt deſſen verſtand man ſpäter darunter ein Sakrament in dem jetzt üblich gewordenen Sinn und glaubte, die Ehe ſelbſt ſei ſo als Sakrament bezeichnet, hatte aber freilich große Mühe, die Stücke, die ſonſt zu einem Sakrament gehören, bei ihr aufzuzeigen. So weiſt denn nun auch Luther auf jenes griechiſche Wort zurück, das mit einem Sakrament im jetzigen kirchlichen Sinne Nichts zu ſchaffen habe. Nicht minder findet er es ſachlich verkehrt, die Ehe ein Sakrament des Neuen Bundes zu nennen, — einestheils weil Gott nirgends einem ſich Heirathenden eine beſondere Gnadenverheißung gebe, andererſeits weil ja auch ſchon die Ehen vor dem Chriſtenthum und außer dem Chriſten-

ihnen ebenſogut wahre Ehen ſeien als die Ehen der Chriſten. Doch weit wichtiger ſind ihm die Menſchenſatzungen, welche die Kirche an dieſes ihr Sakrament gehängt, die Netze, welche ſie über das Eheweſen ausgeworfen habe. Er redet eingehender namentlich von den Ehehinderniſſen, die er ſchon in der Schrift an den Adel berührt hat. Abſurd erſcheint ihm beſonders das Verbot wegen einer durch Pathenſchaft entſtandenen „geiſtlichen Verwandtſchaft“: warum laſſe man da noch Chriſten mit Chriſten ſich verheirathen, da ſie doch alle durch die Taufe geiſtliche Geſchwiſter geworden ſeien? Die Kirche gab vor, durch Ausdehnung der Ehehinderniſſe die Heiligkeit der Ehe zu wahren; er findet dagegen hierin nur neue Mittel für jenen römiſchen Jahrmarkt: denn in Rom könne man ja jede verbotene Ehe um Geld legitimiren laſſen. Andererſeits iſt er tief entrüſtet darüber, daß ſchon vollzogene Ehen unter dem Vorgeben von Ehehinderniſſen, die nur auf menſchlicher Satzung beruhen, frevelhaft wieder zerriſſen werden; unter dieſem Geſichtspunkt führt er neben anderen auch das Ehehinderniß eines verſchiedenen religiöſen Bekenntniſſes der Eheleute auf. Die Scheidung einer wirklichen, durch kein göttlich Geſetz verbotenen und ſomit vor Gott zu Recht beſtehenden Ehe verabſcheut er ſo ſehr, daß er zu ſagen wagt, Bigamie wäre ihm noch lieber als Eheſcheidung. [1]) Doch will er anerkannt haben, daß Chriſtus da wirkliche Scheidung der Ehe zugebe, wo ſie durch Ehebruch zerriſſen ſei, und wunderlich dünkt ihm, wie der Papſt, der ſo oft willkürlich Ehen auflöſe, in einem ſolchen Falle dem ſchuldloſen Theil die Wiederverheirathung wehren könne, da doch Chriſtus Niemandem geboten habe, ehelos zu bleiben. Er ſpricht ferner den dringenden Wunſch aus, daß man den Satz des Paulus 1. Korinth. 7, 15, wonach die von ungläubigen Gatten verlaſſenen Chriſten und Chriſtinnen hiedurch vom Eheband frei werden, auch auf Ehen von Chriſten anwende, wo der eine Theil den andern böswillig verlaſſen habe: denn der Verlaſſende ſei nicht beſſer als ein Ungläubiger. Doch er will in dieſen Dingen Nichts entſcheiden, bis ein Beſſerer als er ſie mit ihm werde durchſprochen haben; höre er aber, daß darin zwei gelehrte und rechtſchaffene Männer in Chriſti Namen übereinſtimmen, ſo werde ihr Urtheil ihm mehr gelten als die Autorität des Papſtes oder der Biſchöfe oder ſolcher Concilien, wie man ſie jetzt zu halten pflege. — Er giebt ſo zu erkennen, wie das ganze kirchliche Eherecht bereits ſein Nachdenken beſchäftigt hat und für ihn wankend geworden iſt.

Für das Sakrament der Prieſterweihe mit Handauflegung u. ſ. w. kennt er, wie ſchon bemerkt, ebenſowenig eine göttliche Einſetzung als für die Firmelung. Er wiederholt auch hier: jener Akt ſolle nur ſtatthaben als ein menſchlicher kirchlicher Brauch, ähnlich wie eine Weihung anderer Dinge, aus der Niemand ein Sakrament machen könne. Die Hauptſache aber iſt, was er über den Stand oder vielmehr das Amt auszuſagen hat, zu dem

dieſe Weihe einführen ſolle: da verkündet er wieder, daß alle
Prieſter ſeien und jene geweihten Prieſter vor ihnen Nichts als de
lichen Dienſt am Evangelium voraus haben, dieſen aber auch t
gewiſſenhaft ſich zur Pflicht machen ſollen; jene Weihe ſei Nichts
kirchlicher Brauch für die Beſtellung der Prediger. So ruft er d
nach der Prieſterwürde trachten, zu: „fliehet davor alle, die ihr ſich
wollet, fliehet, ich rath' es euch, Jünglinge, und nehmet dieſe We
an, ſo ihr nicht wirklich das Evangelium predigen wollt oder ſo
glauben könnt, daß ihr durch dieſes Sakrament um Nichts beſſe
Laien werdet; denn das Horenleſen machts nicht; das Meſſehalten
als ein Genießen des Sakraments; was bleibt alſo an euch, das
jeder Laie hätte? Tonſur und Gewand? Elender Prieſter, der au
und Kleid beſteht! Oder das Oel, das man euch auf die Finger
hat? Aber jeder Chriſt iſt mit dem Oele des heiligen Geiſtes ge
an Leib und Seele geheiligt, hat auch vor Zeiten jeder das Sakra
Händen angefaßt ſo gut als es jetzt die Prieſter thun, während ſo
unſer Aberglaube den Laien gar das Berühren des bloßen Kel
Hoſtientuches zu einem ſchweren Vergehen macht." Luther folge
daß den Geweihten jenes Amt auch wieder abgenommen werden
ſie dann wieder zu gewöhnlichen Laien werden: Der „unzerſtörbare C
welchen die Weihe nach der katholiſchen Lehre verleiht, ſei eine
Erdichtung. Der Papſt freilich möge ohne Chriſtus ſeinen Prieſt
ſolchen Charakter aufprägen, um ſie für immer zu ſeinen Sklaven z
Er hofft, wenn dieſes Sakrament und dieſe Lüge einmal dahin fa
auch das Papſtthum keinen Beiſtand mehr haben und die ſchön
wiederkehren.

Für ihr Sakrament der letzten Oelung berief ſich
auf Jakob. 5, 14 ff., wo es heißt: ein Kranker möge von den
der Gemeinde über ſich beten und ſich im Namen des Herrn mit
laſſen, ſo werde das Gebet des Glaubens ihm helfen und der
aufrichten, und falls er Sünden gethan, werden ſie ihm vergeben
ſie ſollen einander die Sünden bekennen und für einander beten,
geheilt werden. Luther erklärt ſich zuvörderſt wieder offen (vgl.
270) gegen die Autorität dieſes Briefes überhaupt: denn derſelb
viele mit großer Wahrſcheinlichkeit behaupten, nicht eines Apoſt
noch des apoſtoliſchen Geiſtes würdig. Doch es genügt ihm gegen
der Kirche, daß der Brief gar nicht meine, was dieſe aufſtelle: nä
eine Weihe fürs Sterben, ſondern ein Mittel des Glaubens u
wieder geſund zu machen, wie auch die erſten Jünger nach Ma
mit ihrer Wundergabe leiblicher Heilung den Gebrauch des Oeles
haben. Doch mit ſpottendem Wort erkennt er es noch für gut

·baraus nur eine ſolche letzte Oelung gemacht habe: denn wenn ſie
ch an Kranken geübt würde und gar dieſe geſund machte, — welch
Gewalt über die ganze Erde hätte nicht vollends hiedurch der Papſt
ich geriſſen!

Dieß der Gang und Inhalt des Buchs von der babyloniſchen Gefangen-
t. So wollte Luther auf Grund der heil. Schrift für die Kirche wieder
freiheit an den Tag bringen, die ihr im Beſitz und Genuß der gött-
t Heilszuſagen und Zeichen zukomme. Wichtig aber iſt für uns noch,
er auch über die Autorität der Schrift ſelbſt und über den
nd des Glaubens an ſie in einem einzelnen Abſchnitt ſeines
s äußert. Er vernimmt die Einwendung, ob denn nicht auch die
e neue Gnadenverheißungen aufſtellen könne, weil ſie ja vom heiligen
e geleitet ſei, und er kommt nun von hier aus wieder auf ähnliche
rungen über das Verhältniß der Schrift zur Kirche und über die Ur-
des Glaubens an die Schriftwahrheit, wie in ſeinen Reſolutionen zu
Leipziger Theſen (oben S. 269 f.). Die Kirche, ſagt er, werde ſelber
Gottes Wort hervorgebracht mit allen ihren Ordnungen und Thaten
habe daher nicht von ſich aus Etwas aufzuſtellen und ins Werk zu
; ſie ſei Kind der götttlichen Verheißung, nicht Erzeugerin derſelben.
t fährt er fort: das allerdings ſei der Kirche gegeben, daß ſie zwiſchen
swort und Menſchenwort zu unterſcheiden vermöge. Es verhalte ſich
: ähnlich, wie Auguſtin einmal von der Wahrheit ſage: die Seele
: von der Wahrheit ſo ergriffen und hingenommen, daß ſie vermöge
ben über Alles urtheilen könne, und daß ſie doch nicht aburtheilen
über die Wahrheit ſelbſt, ſondern mit untrüglicher Gewißheit ſie für
Bahrheit anerkennen müſſe. So verhalte es ſich mit gewiſſen mathe-
chen Wahrheiten, daß unſer Geiſt ſie nicht weiter beweiſen und doch
nicht leugnen könne, indem er vielmehr von der Wahrheit ſelbſt ge-
t werde, als über ſie richte, — ferner mit gewiſſen Grundwahrheiten,
e in der Philoſophie als Gegenſtand nothwendiger allgemeiner Aner-
ng vorausgeſetzt werden, um von ihnen aus alles weitere zu beurtheilen.
ſolches Gefühl oder einen ſolchen innern Sinn habe die Kirche durch
rleuchtenden göttlichen Geiſt für die Beurtheilung der Lehre, — einen
, den ſie nicht andemonſtriren könne, und der für ſie doch unbedingt
; ſei. Natürlich meint Luther hiemit nicht die Kirche, wie ſie im Papſt
Klerus exiſtirt, ſondern jene Gemeinde der Gläubigen, die wirklich dem
: Gottes ſich ergeben und ihn eben durchs Wort auf ſich wirken laſſen.
nicht anders ſollte nach ihm der Glaube an die Wahrheit und Gött-
it des Gotteswortes auch in jeder einzelnen Chriſtenſeele zu Stande
ien: kühn ſtellt er denſelben, um mit modernem Ausdruck zu reden,
Ergebniß eines von Gott gewirkten unmittelbaren Innewerdens, als

Sache unmittelbarer Gewißheit hin. Er selbst ist solcher Gewißheit sich wußt. Eben vermöge der Grundwahrheit, die so in der Schrift ihm g geworden ist, wagt er zugleich wieder innerhalb der überlieferten bibli Bücher zwischen denen, welche echt apostolischen Geist tragen, und zwi einem Jakobusbriefe zu unterscheiden. Dieß giebt er hinsichtlich seiner Gr sätze und seines Verfahrens uns zu erkennen: ihre Haltbarkeit zu pr oder zu rechtfertigen ist hier nicht unsere Aufgabe.

Seinen Gegnern, welche statt des Göttlichen ihre eigenen Gedc tyrannisch aufdrängen wollen, wünscht Luther zum Schlusse gesunden stand; er wolle ihre Studien nicht verachten, aber sie von den rechtmäß wahren Christen unterscheiden. Dann erklärt er: er höre, daß päpst Bannflüche gegen ihn fertig seien; falls dieß wahr sei, so solle sein g wärtiges Büchlein den ersten Theil seines Widerrufs bilden, damit jen nicht beschweren, mit ihrer Tyrannei umsonst sich aufgebläht zu haben; werde er einen solchen weiteren Theil herausgeben, dergleichen Rom nie gesehen oder gehört habe, zu einem überreichen Zeugniß seines G sams, im Namen des Herrn Jesus Christus. Darunter setzte er den eines alten lateinischen Liedes, das er später also verdeutscht hat:

Was fürchtst du, Feind Herodes, sehr,
Daß uns geborn kommt Christ der Herr?
Er sucht kein sterblich Königreich,
Der zu uns bringt sein Himmelreich.

Vierzehntes Kapitel.

Die Bannbulle.

Die Bannbulle, welche Eck veröffentlichte, war vom 16. Juni erl So schnell, wie Eck anfangs gehofft hatte, war sie trotz des Eifers, mit er persönlich in Rom gegen Luther arbeitete, doch nicht zu Stande gekon Man hatte in Deutschland, soweit man irgendwelche Theilnahme für L hegte, zum mindesten gewünscht und gefordert, daß das Urtheil übe Männern übertragen würde, die nicht durch ihr bisheriges feindseliges hältniß zu ihm im Voraus bestimmt wären. Jetzt wirkten bei dem G das ihn verdammte, neben Eck namentlich auch Cajetan und Prierias Cajetan ließ sich krank in die Sitzungen des päpstlichen Consisto tragen, wo die Bulle berathen wurde.

Man muß die Sprache der Bulle kennen, um den Ton zu würd in welchem Luther darauf erwidert hat. Sie ist zugleich eine Prob römischen Stils überhaupt, welchem Luther ebenso gottlose Ueberh

fromme Heuchelei vorzuwerfen pflegte. Durch ihren Schwulst werden gut katholische Leser nur mühsam sich durcharbeiten.

Der Papst erläßt sie mit seinem demüthigen Titel: „Bischof Leo, ht der Knechte Christi." Sie beginnt mit höchstem Pathos in den ten des Psalters: Mache dich auf, Herr, und richte deine Sache, gedenke Schmach, die dir von den Thoren wiederfährt den ganzen Tag lm 74, 22); — die Füchse wollen den Weinberg verwüsten, den du m Statthalter Petrus übergeben hast, — ein Eber aus dem Wald ühlt ihn, ein wildes Thier weidet ihn ab (Ps. 80, 14). Aehnlich geht Ruf weiter: Mache dich auf, Petrus, — mache dich auf, Paulus, — e dich auf, du Schaar der Heiligen und du ganze heilige Kirche, deren chafte Erklärung der heil. Schrift von Etlichen, welche der Vater der geblendet hat, hintangesetzt wird, damit sie nach alter Ketzerweise aus sucht und um eitler Volksgunst willen ihrem eigenen Sinn gemäß die rift verdrehen; tretet ein mit den allerseligsten besagten Aposteln vor allerheiligsten Gott, daß er von seinen Schafen austilgen möge die thümer u. s. w.

Dann trägt der Papst vor: er habe, — was er vor Herzensbeengung Kummer fast nicht aussprechen könne, — glaubwürdig vernommen, ja, leider, mit eigenen Augen gelesen, daß viele und mannigfaltige thümer, — Irrthümer, welche längst von der Kirche verdammt und offenkundige Wiederholung der böhmischen Ketzerei seien, und andere thümer, welche beziehungsweise ketzerisch, oder falsch, oder ein Aergerniß, frommen Ohren anstößig, oder für Einfältige verführerisch seien, — gewissen hochmüthig fürwitzigen, nach Weltruhm gierigen, geschwätzigen, Gottesfurcht ledigen Menschen auf Anstiften des Teufels unter der n deutschen Nation ausgesät werden.

Deshalb fühle er, der Papst, um so mehr Schmerz, da er und seine er eben diese Nation stets in einem Herzen voll Liebe getragen haben, sie ihr ja auch das römische Kaiserthum zugewandt. Wiederum seien Deutschen stets die eifrigsten Kämpfer gegen die Ketzereien gewesen; ientlich sei so viel deutsches Blut gegen die Böhmen geflossen.

Hierauf werden „etliche jener Irrthümer" in 41 Sätzen Luthers gehoben.

Luthers eigentliche Fundamentalsätze, nämlich diejenigen, in welchen eine Grundlehre von der göttlichen Gnade, vom Wesen der Sünde und der Glaubensgerechtigkeit vortrug, sind nicht direkt aufgenommen. So te man doch in Rom nicht, sie geradezu zu verwerfen. Statt dessen einzelne Folgesätze derselben herausgegriffen: so in Betreff der Rechtigungslehre der Satz, daß die herrschende Meinung verwerflich sei, wornach Sakramente den rechtfertigen, der keinen Riegel vorschiebe, — daß

ferner bei der Absolution der Beichtende auch glauben müsse, es sei vergeben. Insbesondere hat es die Bulle auf Sätze abgesehen, bei d die Gewalt der Kirche und des Priesterthums in Betracht kam: so auch bei den Sätzen vom Sakrament, speziell vom Sakrament der B von den Ablässen u. s. w.; dazu kommen natürlich Luthers Sätze über Recht des Papstthums und über die Autorität der Concilien. Die S sind so aus dem Zusammenhang gerissen, daß viele denen, welche di nicht kannten, auch bei evangelischer Gesinnung bedenklich klingen muß Recht als ein Stein des Anstoßes gegen Luther ist unter seine Lehr auch der gestellt: „gegen die Türken Krieg führen, heißt gegen Gott stre der unsere Sünden heimsucht." Luther hatte allerdings vor zwei Ja in der Erklärung seiner Ablaßthesen eine beiläufige Aeußerung sich erl gegen die „großen Herrn in der Kirche, welche von Nichts als von Kri gegen den Türken träumen [wozu der Papst damals Steuern forderte], nicht gegen die Sünden, sondern gegen Gottes Zuchtruthe für die Sü Krieg zu führen und hiemit Gott zu widerstreiten." Wie mußten „Einfältigen" sich an Luther ärgern, wenn sie seinen Satz nun so gestellt lasen!

Die Bulle wiederholt dann, daß die 41 Sätze „beziehungsweise ketze oder falsch, oder anstößig" u. s. w. seien. Ueber alle aber spricht sie Verdammungsurtheil aus. Daran sollen alle geistlichen und weltl Stände sich halten, widrigenfalls sie der großen Excommunikation verf und nicht bloß die Geistlichen mit Verlust von Amt und Würde, son auch die weltlichen mit Entziehung jeglicher, von der römischen Kirche anders woher empfangener Lehre, mit Unfähigkeit zu irgendwelchen lichen Akten, mit Infamie u. s. w. bestraft werden sollen.

Erst zuletzt kommt die Bulle auf den Erzketzer selbst, in dessen Bü die vorbesagten Irrthümer und noch manche andere enthalten seien. gebietet alle Schriften Luthers, wo man sie vorfinde, zu verbrennen. seine Person sagt sie: „guter Gott, was haben wir unterlassen, was gethan, was versäumt an väterlicher Liebe, um ihn von solchen thümern zurückzurufen? nachdem wir ihn citirt hatten, um milde mit zu verfahren, haben wir ihn sowohl in verschiedenen Verhandlungen unserm Legaten, als auch brieflich ermahnt, daß er vom Irr abstehen oder ohne jegliche Furcht, welche vor der vollkommenen weichen sollte, zu uns kommen möge, wofür wir ihm auch freies G und das zur Reise nöthige Geld angeboten haben" (das Geldanerb war Luther und der übrigen Welt völlig unbekannt geblieben und n dann von ihm einfach für unwahr erklärt); — „wäre er gekommen hätte er unseres Erachtens gewißlich sich bekehrt und seine Irrth erkannt; wir würden ihn klarer, als das Sonnenlicht ist, darüber b

:n, daß die heiligſten Päpſte, unſere Vorfahren, in ihren Satzungen, welche er losbeißt, niemals geirrt haben, weil, wie der Prophet ſagt, Gilead weder die Salbe, noch der Arzt fehlt." Statt deſſen ſei Luther ig geblieben und habe gar ſich erdreiſtet, an ein Concil zu appelliren, auf laut der Beſtimmungen Pius' II. und Julius' II. die Strafe der erei ſtehe. Dennoch wolle jetzt der Papſt die Milde des allmächtigen tes nachahmen und ihm die gnädige Hand darbieten, falls der verlorene hn wieder in den Schooß der Kirche umkehre. Dazu werden hiemit er alle ſeine Anhänger bei der Barmherzigkeit Gottes und bei dem Blute u Chriſti beſchworen. — Indeſſen wird Luther von jeder Predigtthätig= ſuspendirt. Er ſoll ſammt ſeinen Anhängern binnen ſechszig Tagen dem Termin ab, an welchem die Bulle in der Brandenburger, Meißner Merſeburger Diöceſe angeſchlagen ſein werde, von den Irrthümern zlich abſtehen und ſie förmlich und ſchlechthin widerrufen; die Urkunde es Widerrufs ſoll binnen weiterer ſechszig Tage dem Papſt überreicht . Im andern Falle ſollen Luther und alle ſeine Mitſchuldigen, Anhänger Gönner von jeglichem Chriſtgläubigen für notoriſche, hartnäckige, ver= mte Ketzer angeſehen und allen Strafen, welche das Recht über ſolche änge, unterworfen werden. Was dieſe Strafen betrifft, ſo bemerken noch, daß die Bulle unter Luthers Sätzen ausdrücklich auch den ver= mt hat: „die Ketzer verbrennen iſt gegen den Willen des heiligen tes." — Alle Fürſten, Kaiſer, Obrigkeiten, Bürger, Landeseinwohner den unter den vorbeſagten Strafdrohungen des Bannes ermahnt, ihn ſeine Genoſſen feſtzunehmen und dem apoſtoliſchen Stuhl zu über= rn, wofür dieſer ſie würdig belohnen werde.[1])

Dieſe Bulle alſo wurde ſeit Ende Septembers durch Eck in jenen ceſen veröffentlicht. Ihn, den allbekannten, verbitterten, perſönlichen d Luthers hatte der Papſt ſpeciell damit beauftragt und zu dieſem uf mit der Würde eines päpſtlichen Nuncius beehrt. Eck rühmte ſich dieß der Vollmacht, hiebei neben Luther einige ſeiner Genoſſen nach ner Wahl namentlich bezeichnen zu dürfen. Er ließ ſo mit anſchlagen hers beide Collegen Carlſtadt und Johann Dolzig von Feldkirchen, den maniſtiſch=geſinnten) Paſtor Egranus von Zwickau, den Humaniſten heimer in Nürnberg und den dortigen Stadtſchreiber Spengler, ferner Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden in Augsburg, einen jener gelehrten Domherrn", die er einſt verunglimpft und für welche Oeko= pad ſo ſcharf gegen ihn das Wort genommen hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Brief an den Papst und „Von der Freiheit eines Christenmensch

Erst wenige Tage vor dem 11. Oktober kam die Bulle Luther vor Augen; er berichtet am genannten Tage dem Spalatin, daß Wittenberg endlich angelangt sei und die Universität im Begriff stehe über sie beim Kurfürsten zu äußern.

Luther sprach sich fortwährend mit großer innerer Ruhe ihr über aus: was jetzt weiter kommen werde, wisse er nicht; er stelle es anheim, der im Himmel throne und der diesen ganzen Handel, seinen lauf und sein Ziel, von Ewigkeit her zuvor versehen habe.

Freunde verfielen auf den Rath, er möge den Kurfürsten bitten kaiserliches Edikt zu seinen Gunsten auszuwirken, welches verbiete, der nicht durch die heil. Schrift widerlegt sei, zu verdammen: ein würdiger Beweis der kühnen Hoffnungen, mit welchen man dem kaiser Jüngling Karl V. entgegen kam, — ein seltsamer Gedanke freilich für die wir den ihm von Anfang an eigenen Standpunkt und Charakter k Auch Luther rief wohl aus: „ach, daß Karl ein Mann wäre und Christus gegen jene Satane stritte". Schon aber hörte er, daß man demselben nach Berichten des Erasmus aus den Niederlanden Rich hoffen habe, und er bemerkte hiezu: „das ist auch kein Wunder; dem lasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, die können ja nicht (Psalm 146, 3)."

Für seinen Kurfürsten, meint er, sei es das Beste, von der keine Notiz zu nehmen, wie diese ja auch anderwärts und sogar in L verachtet werde.

Seinerseits wollte er gegen sie so auftreten, daß er den Name Papstes noch aus dem Spiele lasse und sie wie ein gefälschtes Ma behandle, obgleich er sie für ein echtes Werk Roms halte.[1])

Unter allen den Kirchenmännern und Politikern aber, die m lutherischen Streitsache zu thun hatten, hielt wenigstens der Eine M eine friedliche Beilegung auch jetzt noch für möglich: der eigene V und Ruhm, den er erstrebte, hing daran. Dem Eck, dessen Erfolg in ihm die eigenen Pläne zu nichte machte, grollte er und hatte sichtlich Freude daran, wenn dieser mit seiner Bulle eine üble Aufnahme in D land fand. Er hielt so viel auf seine eigene diplomatische Kunst u wenig auf die Entschiedenheit und Festigkeit des Papstes, daß er trotz und der Bulle jene Pläne fortführte.

Luther hatte sein Versprechen, an den Papst zu schreiben, noch erfüllt, als die Bulle veröffentlicht wurde, und wollte jetzt davon ab

iltitz hielt ihn dennoch dabei fest. Er lud ihn zu einer neuen Zusammen-
nft nach Lichtenberg ein. Der Kurfürst wollte, daß Luther Folge leiste.
n 11. Oktober erschienen von der einen Seite Miltitz, von der andern
ther und Melanchthon im dortigen Antonianerkloster. Jenes Versprechen
rde jetzt dahin modifizirt, daß Luther einen Brief an den Papst in
einischer und deutscher Sprache öffentlich herausgeben solle und damit eine
ine Schrift verbinden, in welcher er seine Geschichte erzähle und zeige, daß
die Person Leo's nie angegriffen habe, die ganze Verantwortung aber für
n bösen Handel auf Eck wälze. Miltitz machte ihm dafür große Hoffnungen:
ne Zweifel stellte er ihm die Sache in der Weise dar, daß Leo am Inhalt
: lutherischen Ketzereien nicht so viel liege, um ihretwegen den Streit
fs äußerste zu treiben, daß er vielmehr durch Andere und besonders durch
l persönlich gegen Luther aufgereizt und zum Erlaß der Bulle vermocht
rden sei. Eben von diesem Standpunkt aus entschloß sich denn auch
ther zu schreiben. Seine Schrift sollte schon binnen vierzehn Tagen
sgehen. Sie sollte aber auf den 6. September zurückdatirt werden: denn
sei ja, wie Miltitz betonte, das Ergebniß jener früheren Verabredung
d es dürfe nicht scheinen, als ob erst Eck mit seiner Bulle dazu gedrungen
tte. Der Sinn des Datums war wirklich klar genug, so daß von einer
ilschung dabei nicht geredet werden kann.

So entstand Luthers neuer Brief an Leo X, welchem er ein Büch-
n über die christliche Freiheit beigab. [1])

In seinem ersten Brief an den Papst vom Jahre 1518 hatte er vor
sem sich niedergeworfen und bereit erklärt, die Stimme des aus ihm
enden Christus zu vernehmen. Im zweiten Briefe vom Jahre 1519
r er, während er den Widerruf fest verweigerte, doch noch mit den
müthigsten Ausdrücken eines Untergebenen vor ihm erschienen. Jetzt
icht er wie ein ernster selbständiger Christ zu einem einfachen Mit-
isten und Mitmenschen. Er hatte schon nach jener vorangegangenen
rabredung geäußert, daß er einen „Privatbrief" an Leo zu richten ver-
:ochen habe. In der Zuschrift des Briefes (eine Unterschrift fehlt) nennt
sich einfach „Martin Luther", nicht, wie in den früheren Briefen und
ch in Schreiben an Freunde, „Augustiner": die Verpflichtungen eines Mönchs
m Papst gegenüber sollten für sein Schreiben nicht in Betracht kommen.

Er stellt eben dies als Ursache seines Schreibens voran, daß man
ı beschuldige, auch die Person Leo's nicht verschont zu haben: diejenigen,
lche ihn mit der Majestät des päpstlichen Namens zu bedrohen sich be-
ihen, habe er „gar fast zu verachten sich vorgenommen"; zu jenem
rwurf aber dürfe er nicht schweigen. Er erklärt, so weit ihm bewußt
, von Leo's Person immer nur das „Ehrlichste und Beste" gesagt zu
en; er bekennt: das Leben Leo's habe in aller Welt einen viel zu guten

Ruf, als daß man es antasten dürfte, und überdies sei er selbst des Balkens im eigenen Auge sich zu wohl bewußt und möchte nicht der erste sein, der den Stein auf die Ehebrecherin werfe (Joh. 8, 7). In der That finden wir nie, daß Luther dem persönlichen Leben Leo's Uebles nachgesagt, oder auch nur auf die bösen Gerüchte gehört hätte, an denen es doch in dieser Hinsicht nicht so ganz fehlte. So bittet er denn: „Du wolleſt, heiliger Vater, dir dieſe meine Entſchuldigung gefallen laſſen und mich gewiß für den halten, der wider deine Perſon nie Nichts Böſes habe vorgenommen und der alſo geſinnet ſei, daß er dir wünſche und gönne das Allerbeſte, der auch keinen Handel noch Gezänk mit Jemand haben wolle um Jemands böſen Lebens willen, ſondern allein um der Wahrheit göttlichen Worts willen; in allen Dingen will ich Jedermann gerne weichen, das Wort Gottes will ich und kann ich nicht verleugnen."

Im Streit gegen die unchriſtlichen Lehren giebt er zu, auf ſeine Widerſacher biſſig geweſen zu ſein, will es aber nicht bereuen, hat ſich vielmehr vorgenommen, „in ſolcher Emſigkeit und Schärfe zu bleiben", weil er auch das ſcharfe Exempel Chriſti habe. Und über ſeine Angriffe auf die päpſtliche Curie ſagt er gar: „Das iſt wahr, ich habe friſch angetaſtet den römiſchen Stuhl, den man nennet römiſchen Hof, von welchem auch weder du ſelbſt, noch Jemand auf Erden anders bekennen kann, denn daß er ſei ärger und ſchändlicher, denn je kein Sodom, Gomorra oder Babylonien geweſen iſt; und ſo viel ich merk, ſo iſt ſeiner Bosheit hinfort weder zu rathen noch zu helfen, es iſt Alles überaus verzweifelt und grundlos böſe worden; darum hat michs verdroſſen, daß man unter deinem Namen und der römiſchen Kirche Schein das arme Volk in aller Welt betrog und beſchädigte; dawider hab ich mich gelegt und will mich auch noch legen, ſo lang in mir mein chriſtlicher Geiſt lebet, — nicht daß ich verhoffte Etwas auszurichten in dem allergräulichſten römiſchen Sodom, — ſondern daß ich mich als einen ſchuldigen Diener erkenne aller Chriſtenmenſchen, daher mir gebühret, ihnen zu rathen und zu warnen; — denn das iſt dir ſelbſt ja nicht verborgen, wie nun viel Jahre lang aus Rom in alle Welt nichts Anderes denn Verderben des Leibes, der Seelen, der Güter und die allerſchädlichſten Exempel aller böſen Stücke geſchwemmt und eingeriſſen haben, welches als öffentlich am Tag Jedermann bewußt iſt, dadurch die römiſche Kirche, die vor Zeiten die allerheiligſte war, nun worden iſt eine Mordgrube über alle Mordgruben, ein Bubenhaus über alle Bubenhäuſer."

Und nun will er auch mit Bezug hierauf von Leo das Günſtigſte denken, will ihm das Beſte wünſchen und rathen.

„Indeſſen", ſagt er, „ſitzeſt du, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen und gleichwie Daniel unter den Leuen; — was kannſt du Einiger wider ſo viel wilder Wunder (monstra)? und ob dir ſchon

drei oder vier gelehrte, fromme Cardinäle zufielen, — ihr müßtet eher durch Gift umkommen, ehe ihr vornehmet der Sache zu helfen; es ist aus mit dem römischen Stuhl, Gottes Zorn hat ihn überfallen ohn Aufhören; — die Krankheit spottet der Arznei, Pferde und Wagen geben Nichts auf den Fuhrmann. Das ist die Ursach, warum es mir allzeit ist leid gewesen, daß du ein Papst worden bist zu dieser Zeit, der du wohl würdig wärest, zu besseren Zeiten Papst zu sein. — O wollte Gott, daß du, entledigt von der Ehre (wie sie es nennen, deine allerschädlichsten Feinde), etwa von einer Pfründe oder deinem väterlichen Erbe dich erhalten möchtest! Denn, sag mir, wozu bist du doch nutz in dem Papstthum, denn daß es, je ärger es ist, je mehr deiner Gewalt und Titel mißbraucht, die Leute zu beschädigen an Gut und Seele. — O du allerunseligster Leo, der du sitzest in dem allergefährlichsten Stuhl! Wahrlich, ich sag dir die Wahrheit, denn ich gönn dir Gutes."

In den Brief und nicht, wie er anfänglich wollte, in das damit verbundene Büchlein hat Luther auch dasjenige aufgenommen, was er über den bisherigen Verlauf seines Handels und über Eck sagen wollte. Er fährt fort: er würde auch gegen jenen römischen Hof nicht rumort haben, sondern hätte ihn fortstinken lassen, weil ja doch die Mühe an ihm verloren sei, und hätte sich ins stille ruhige Studium der h. Schrift begeben, um hiemit seinen Landsleuten förderlich zu werden, wenn nicht der böse Geist mit unsinnigem Ehrgeiz den Eck erweckt hätte, daß dieser ein ihm von ungefähr entfallenes Wörtlein über das Papstthum aufgreife und ihn damit in eine Disputation hineinreiße. Zuvor habe des Papstes Legat Cajetan durch sein willkürlich Gebot des Widerrufs die Sache ärger gemacht, während er sie noch leicht hätte beilegen können, wenn er auch dem andern Theil Schweigen geboten hätte. Als dann Miltitz sie wieder in besseren Stand gebracht, sei Eck mit jenem Fündlein vom Papstthum hereingefallen. Dadurch, also durch Ecks Schuld, sei dann ein nicht kleiner Theil des römischen unchristlichen Wesens an den Tag gekommen. Jener sei des Papstes wahrer Feind; an seinem Exempel möge man lernen, daß kein schändlicherer Feind sei, denn ein Schmeichler. — Von da aus geht Luther auf das Begehren über, welches hiernach Miltitz und der Augustinerconvent an ihn gestellt haben und welchem er willig mit seinem gegenwärtigen Brief an den Papst nachkomme. Jene, sagt er, „vermeinten, es sei die Sache noch nicht im Abgrund verloren, wo der heil. Vater Leo wollte nach seiner angeborenen, hochberühmten Gütigkeit die Hand daran legen." Und er erklärt seinerseits:

„Also bitte ich, zu deinen Füßen liegend, du wollest, so es möglich ist, deine Hände dran legen, den Schmeichlern, die des Friedens Feinde sind und doch Friede vorgeben, einen Zaum einlegen. Daß ich aber sollte

widerrufen meine Lehre, da wird Nichts draus; es darfs ihm auch Niemand vornehmen, er wollte denn die Sache noch in ein größer Gewirre treiben. Dazu kann ich nicht leiden Regel oder Maß, die Schrift auszulegen, dieweil das Wort Gottes, das alle Freiheit lehret, nicht soll gefangen sein. Wo mir diese zwei Stücke bleiben, soll mir sonst Nichts aufgelegt werden, das ich nicht mit allem Willen thun und leiden will. Ich bin dem Hader feind, will Niemand reizen, will aber auch ungereizt sein. Es mag je deine Heiligkeit mit kurzen Worten alle diese Haderei zu ihr nehmen und austilgen und daneben Schweigen und Frieden gebieten, welches ich allezeit zu hören ganz begierig bin gewesen."

Sofort aber wird seine Bitte wieder zur Mahnung:

„Darum, mein heil. Vater, wolleſt je nicht hören deine süßen Ohrensinger, die da sagen, du seiest nicht ein lauterer Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fordern habe. Es wird nicht so geschehen, du wirsts auch nicht ausführen. Du bist ein Knecht aller Knechte Gottes und in einem fährlicheren, elenderen Stand, denn kein Mensch auf Erden. — Siehe, wie ungleich sind Christus und seine Statthalter; — ich fürchte fürwahr, sie seien allzuwahrhaftig seine Statthalter: denn ein Statthalter ist im Abwesen seines Herrn ein Statthalter; wem denn ein Papst im Abwesen Christi, der nicht in seinem Herzen wohnt, regieret, ist derselbe nicht allzu wahrhaftig Christi Statthalter? was mag denn aber ein solcher Papst sein, denn ein Endchrist und Abgott? — Ich bin vielleicht unverschämt, daß ich eine solche große Höhe zu lehren werde angesehen, von welcher doch Jedermann soll gelehret werden, und wie etliche deiner giftigen Schmeichler dich aufwerfen, daß alle Könige und Richterthrone von dir Urtheil empfahen. Aber ich thue es aus lauter treulicher Sorge und Pflicht, die Jedermann billig zwingt, für unsere Nächsten uns zu bekümmern, und läßt uns nicht Acht haben auf Würde oder Unwürde, so gar fleißig sie wahrnimmt des Nächsten Gefahr. Dieweil ich denn weiß, wie deine Heiligkeit schwebet zu Rom, das ist auf dem höchsten Meer, welches mit unzähligen Fährlichkeiten auf allen Orten wüthet, so habe ichs nicht für ungeschickt angesehen, daß ich deiner Majestät so lange vergesse, bis ich brüderlicher Liebe Pflicht ausrichte. Ich mag nicht schmeicheln in solcher ernster, fährlicher Sache; so mich Etliche nicht wollen verstehen, wie ich darin dein Freund und *mehr* denn dein Unterthan sei, so wird *er* sich wohl finden, der es versteht."

Schließlich reicht er dem Papst sein Büchlein dar zu einem guten Wunsch und Anfang des Friedens und der Hoffnung, und um ihm zu zeigen, mit welcherlei Arbeiten er gern umginge und wohl auch fruchtbarlich umgehen könnte, wenns ihm die unchristlichen Schmeichler des Papstes zuließen. „Es ist", sagt er, „ein klein Büchle, so das Papier

rd angesehen, aber doch die ganze Summa eines christlichen Lebens darin griffen, so der Sinn verstanden wird; ich bin arm, habe Nichts Anderes, mit ich meinen Dienst erzeige; so bedarfst du auch nicht mehr, denn mit istlichen Gütern gebessert zu werden."

Luther schrieb das Büchlein, um es dem Papst zu dediciren, lateinisch d deutsch. Die deutsche Ausgabe, welche zuerst fertig wurde, erschien unter m Titel: „Von der Freiheit eines Christenmenschen", mit einer schrift an den evangelisch gesinnten Stadtvogt Mühlpfort in Zwickau. [1])

Was Luther in diesem Büchlein oder Traktat ausführen wollte, ist t jenen Worten seines Briefes bezeichnet: es ist Nichts Geringeres als aller Kürze „die ganze Summe eines christlichen Lebens." Alles aber hrt er zurück auf den Glauben und leitet es ab aus ihm. Mit diesem bt er an (in seiner lateinischen Schrift): eine leichte Sache dünke wohl elen der christliche Glaube und es könne doch Keiner richtig davon reiben und verstehen, der nicht des Glaubens Geist unter Drangsalen nerlich erfahren habe; wer ihn aber einmal verschmeckt, der könne nie nug davon schreiben, reden, denken oder hören. Eben in diesem Glauben det Luther die wahre Freiheit eines Christenmenschen. Davon will er er reden als einer, der zwar seiner Dürftigkeit sich bewußt sei, der aber ch einen Tropfen des Glaubens unter großen und mannichfachen Stürmen r Anfechtung erlangt zu haben hoffe. Und zwar will er mit seinem chlein „allein den Einfältigen" dienen.

Damit man gründlich möge erkennen, was ein Christenmensch sei d was es sei um die Freiheit, die ihm Christus erworben und davon t. Paulus so viel schreibe, stellt er voran die zwei Sätze:

„Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Ding und Niemand nterthan;

Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Ding und Jeder- ann unterthan."

Die beiden Sätze stehen klärlich 1. Kor. 9, 19: „Ich bin frei in allen ingen und habe mich Jedermanns Knecht gemacht." Beides scheine stracks ider einander zu sein. Man müsse aber unterscheiden zweierlei Natur im hristenmenschen, nämlich den neu innerlichen, geistlichen Menschen und en alten und äußerlichen leiblichen Menschen. Um dieses Unterschiedes illen gelte für ihn, was gesagt sei von der Freiheit und von der Dienst- arkeit.

Luther nimmt im ersten Hauptstück den inwendigen, geistlichen lenschen vor, um zu sehen, was dazu gehöre, daß er ein fromm, frei hristenmensch sei und heiße.

Es ist, sagt er, offenbar, daß ihn dazu keinerlei äußerlich Ding achen kann, wie immer es genannt werden mag. Des Leibes Freiheit

oder Weltgenossen, Gesundheit oder Krankheit, Essen, Trinken und alles Leben reicht nicht an die Seele. Es thut ihr auch Nichts, ob der Leib heilige Kleider anlege, wie die Priester, oder in der Kirche sei, oder leiblich bete, faste, wallfahre und alle gute Werke thue. Weiter nützt der Seele auch nicht ihr eigen Sinnen, Meditiren und Dichten. Nur Ein Ding hat sie im Himmel und auf Erden, darin sie lebe, fromm, frei und Christ sei. Das ist das heilige Wort Gottes, nämlich das Evangelium von Christus, der da spricht: „Ich bin die Auferstehung und das Leben," von ihm, der für uns Fleisch geworden und gestorben und auferstanden ist. Wo die Seele dieses Wort hat, bedarf sie keines andern Dinges mehr, sondern hat in dem Wort Genüge, Speise, Freude, Friede, Licht, Kunst, Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit, Freiheit und alles Gute überschwänglich. Und dieses Wortes rechter Brauch ist der Glaube. In dir ist Nichts denn dein Verderben, wie der Prophet spricht zu Israel (Hos. 13, 9). Daß du aber aus dir und von dir, das ist aus deinem Verderben kommen mögest, setzt Gott dir vor seinen lieben Sohn und läßt dir durch sein Wort sagen, du sollst in denselben mit festem Glauben dich ergeben und frisch in ihn vertrauen, so sollen dir um desselben Glaubens willen alle Sünden vergeben, alle dein Verderben überwunden sein und du gerecht, wahrhaftig, befriedet, fromm, und alle Gebote erfüllet, und du von allen Dingen frei sein, wie St. Paulus sagt: ein rechtfertiger Christ lebt nur von seinem Glauben (Röm. 1, 17). — Wohl ist die heil. Schrift getheilt in zweierlei Worte, in Verheißungen oder Zusagen und in Gebote oder Gesetze Gottes. Diese aber lehren wohl, was man thun soll, allein sie geben keine Stärke, sondern zeigen dem Menschen sein Unvermögen und lehren an ihm selbst verzweifeln. So kommt dann das andere Wort und spricht: willst du alle Gebote erfüllen und deiner bösen Begierden und Sünden los werden, wie die Gebote fordern, — siehe da, glaub an Christum, in welchem ich dir zusag alle Gnade, Gerechtigkeit, Friede und Freiheit; glaubst du, so hast du; denn ich hab kürzlich in den Glauben gestellt alle Ding, daß wer ihn hat, soll alle Ding haben und selig sein, wer ihn nicht hat, soll Nichts haben.

Warum aber vermag der Glaube so viel, und daß keine guten Werke ihm gleich sein können?

Alle die Gottesworte sind heilig, wahrhaftig, gerecht, aller Güte voll. Darum wer ihnen mit einem rechten Glauben anhängt, deß Seele wird mit ihnen vereinigt so ganz und gar, daß alle Tugenden des Wortes auch eigen werden der Seele. Kein gutes Werk hängt an dem göttlichen Wort, wie der Glaube, kann auch nicht in der Seele sein; sondern allein das Wort und der Glaube regieren in der Seele. Wie das Wort wird, so wird auch die Seele von ihm, gleich als das Eisen gluthroth wird wie das Feuer aus der Vereinigung mit ihm.

Weiter ists mit dem Glauben also gethan, daß, wer einem Andern glaubt, der glaubt ihm darum, daß er ihn für einen frommen, wahrhaftigen Mann achtet, welches die größte Ehre ist, die ein Mensch einem andern thun kann. Also auch wenn die Seele Gottes Wort festiglich glaubt, so hält sie ihn für wahrhaftig, fromm und gerecht; sie giebt ihm Recht, ehrt seinen Namen, läßt mit sich handeln, wie er will. So ehret Gott sie wiederum und hält sie auch für fromm und wahrhaftig, und sie ist es auch; denn daß man Gott die Wahrheit und Frömmigkeit gebe, das ist Recht und Wahrheit und macht recht und wahrhaftig.

Der Glaube macht endlich nicht blos, daß die Seele dem göttlichen Wort gleich werde, sondern er vereinigt sie mit Christus selbst gleichwie eine Braut mit ihrem Bräutigam. Da werden, wie St. Paulus (Eph. 5, 30) sagt, Christus und die Seele Ein Leib. So werden auch Beider Güter, Fall, Unfall und alle Dinge gemein, daß, was Christus hat, der gläubigen Seele eigen wird, und was die Seele hat, Christi eigen. Er hat alle Güter und Seligkeit: die sind der Seele eigen. Sie hat alle Untugend und Sünde auf ihr: die werden Christi eigen. Hie hebet sich an der fröhliche Wechsel und Streit: so denn Christus, der Gott und Mensch, welcher ohne Sünde, und dessen Frömmigkeit unüberwindlich, ewig und allmächtig ist, der gläubigen Seelen Sünden durch ihren Brautring, d. i. den Glauben, sich selbst zu eigen macht und thut als hätte er sie gethan, so müssen die Sünden in ihm verschlungen und ersäuft werden; denn seine unüberwindliche Gerechtigkeit ist allen Sünden zu stark. Also wird die Seele von ihren Sünden lauterlich durch ihren Mahlschatz, das ist des Glaubens halber, ledig und frei und begabt mit der ewigen Gerechtigkeit ihres Bräutigams Christi. Ist nun das nicht eine fröhliche Wirthschaft, da der reiche, edle, fromme Bräutigam Christus das arme, verachtete, böse Hürlein zur Ehe nimmt und sie entledigt von allem Uebel, zieret mit allen Gütern?

So wird der innere Mensch gerecht, fromm, frei und selig durch den Glauben.

Und des Weitern noch will Luther zeigen, was wir so in Christo haben und welch großes Gut demnach ein rechter Glaube sei: zu einem geistlichen Königthum und Priesterthum wird die mit Christus verbundene Seele erhoben.

Denn Christus, der Sohn Gottes, ist König und Priester. Sein Reich ist nicht irdisch, sondern stehet in geistlichen Gütern; seinem geistlichen, unsichtbaren Regiment sind aber auch alle Dinge im Himmel und auf Erden unterworfen. Also auch sein Priesterthum stehet unsichtbar im Geiste, darin, daß er vor Gottes Augen ohne Unterlaß die Seinen vertritt, für uns bittet und uns inwendig im Herzen lehret. Und diese seine Ehre und Würde

theilt er nun mit allen Christen, wie St. Petrus (1. Petr. 2, 9) sagt: ihr seid ein priesterlich Königreich und ein königlich Priesterthum.

Durch den Glauben nämlich wird ein Christenmensch so hoch erhoben über alle Dinge, daß er ein Herr aller wird geistlich: nicht daß er leiblich ihrer mächtig sei, sie zu besitzen wie die Menschen auf Erden, aber sie müssen ihm alle unterthan sein und helfen zu seinem Besten und zu seiner Seligkeit, es sei Leben oder Tod, Gutes oder Böses, Gegenwärtiges oder Zukünftiges, wie St. Paulus sagt (Röm. 8, 28. 35 ff.; 1. Kor. 3, 22). Das ist eine rechte, allmächtige Herrschaft, die da regieret auch in leiblicher Unterdrückung.

Und noch mehr, als König sein, ist daß wir Priester sind, dieses das Priesterthum uns würdig macht, vor Gott zu treten und für andere zu bitten, wie Solches Christus uns erworben hat. Dem Wörtlein Priester ist Unrecht geschehen, wenn man es, statt auf die Christenheit insgemein allein auf den kleinen Haufen zieht, welchen man geistlichen Stand nennt. die heil. Schrift gibt keinen andern Unterschied als den von Dienern oder Schaffnern (Haushaltern 1 Kor. 4, 1), welche den andern Christen das Glauben und die christliche Freiheit predigen sollen, dieweil wir zwar alle Priester sind, aber doch nicht alle schaffen und predigen können.

Wer mag nun ausdenken die Ehre und Höhe eines Christenmenschen? durch sein Königreich ist er aller Dinge mächtig, durch sein Priesterthum ist er Gottes mächtig, denn Gott thut (Psalm 145, 10) den Willen derer die ihn fürchten, und erhöret ihr Gebet: Zu welchen Ehren der Christ nun allein durch den Glauben und durch kein Werk kommt.

So muß man Christum predigen: nicht bloß sein Leben und Werk obenhin als eine Historie, sondern warum er kommen sei, wie man ihn genießen soll, was er mir gebracht und gegeben hat. Da wird das Herz fröhlich und lernt mit dem Apostel dem Tod und der Sünde Trotz bieten und sagen: Wo ist nun, Tod, dein Sieg? wo ist nun, Tod, dein Stachel? dein Spieß ist die Sünde; aber Gott sei Lob und Dank, der uns gegeben hat den Sieg durch Jesum Christum (1. Kor. 15, 56 f.).

So viel will Luther gesagt haben vom innerlichen Menschen, von seiner Freiheit und Hauptgerechtigkeit, welche keines Gesetzes, noch guter Werke bedürfen. Er wendet sich im zweiten Hauptstück zum andern Teil, dem äußerlichen Menschen und will hier denen antworten, welche sich an seinen vorigen Reden ärgern und sprechen: „warum sind dann die guten Werke geboten? so wollen wir guter Dinge sein und Nichts thun.“ Nein, antwortet er, nicht also! es wäre wohl also, wenn du allein ein innerlicher Mensch wirst und schon ganz geistlich geworden, welches nicht geschieht an den jüngsten Tag. Es ist und bleibt auf Erden nur ein Anfang und Zunehmen, was in jener Welt vollbracht wird.

Er redet zuerst davon, daß der Mensch im eigenen Leibe bleibe und diesen regieren müsse, ihn mit Zucht treibend und übend, daß derselbe dem innern Menschen und dem Glauben gehorsam und gleichförmig werde, ihn nicht hindere, noch widerstrebe. Und zwar meint er damit nicht bloß den materiellen Leib, sondern das Fleisch mit seinen Lüsten, — den widerspenstigen Willen, den der innerliche, mit Gott eins gewordene Mensch noch in seinem Fleisch vorfinde und welcher der Welt dienen wolle und suche was ihn gelüste (nach Röm. 7, 23).

Das, sagt Luther, möge der Glaube nicht leiden und lege sich mit Lust dem Willen des Fleisches an seinen Hals, ihn zu dämpfen; Alle, die Christo angehören, kreuzigen ihr Fleisch, mit seinen bösen Lüsten (Gal. 5, 24). Hiernach könne auch Jeder selbst das Maß nehmen für die Kasteiung des Leibes; Jeder möge nämlich fasten, wachen und arbeiten, so viel als er sehe, daß dem Leib Noth sei, seinen Muthwillen zu dämpfen: nicht daß man auf diese Werke selbst sehen und meinen dürfte, wohlgethan zu haben, wenn man nur ihrer recht viele und große gethan habe. Noch dürfe man meinen, durch sie vor Gott fromm zu werden. Nicht in dieser Meinung thue die gläubige Seele die Werke; sondern weil die Seele durch den Glauben rein sei und Gott liebe, wolle sie gerne, daß auch alle Dinge und vor Allem ihr eigener Leib rein wäre, und suche durch solche Werke nicht die Gerechtigkeit vor Gott, sondern thue sie aus freier Liebe, weil es Gott also gefalle, deß Willen sie gern aufs Allerbeste thäte.

Luther knüpft hieran weitere Erklärungen über die Werke überhaupt und ihr Verhältniß zu des Christen Gerechtigkeit und Frömmigkeit. Adam, sagt er, war ins Paradies gesetzt, daß er daselbst arbeite; nun war er von Gott fromm geschaffen, und sollte es nicht erst werden durch sein Arbeiten; doch daß er nicht müßig gehe, gab ihm Gott zu schaffen, und das sollten eitel freie Werke sein, um keines Dings Willen gethan, denn allein Gott zu Gefallen. Ein Bischof, der seines Amtes Werke übt, wird dadurch nicht Bischof; vielmehr wenn er nicht zuvor zum Bischof geweiht wäre, würden diese seine Werke Nichts taugen. Deßgleichen jeder Handwerker wird nicht dadurch Meister, daß er die Werke thut, sondern wie der Meister ist, darnach sind seine Werke. Also machen gute fromme Werke nimmermehr einen guten frommen Mann, sondern ein guter frommer Mann macht gute fromme Werke. Nicht die Früchte tragen den Baum, sondern der Baum trägt die Früchte: ein böser Baum keine guten, ein guter Baum keine bösen Früchte, wie Christus spricht Matth. 7, 18. Fromm aber macht der Glaube, und so macht er dann auch die guten Werke. Er allein macht die Person fromm und gut, welche die Werke thun soll, und die Werke zeigen dann nur äußerlich an, wer fromm oder böse sei. Darnach ist leicht zu verstehen, wie gute Werke zu verwerfen

und nicht zu verwerfen seien. Verwerflich nämlich werden sie durch die daran sich hängende verkehrte Meinung, daß wir durch sie fromm und selig werden wollen; sie vermögen das nicht und nehmen sich's doch vor und greifen damit der Gnade in ihr Werk und Ehre.

Nachdem Luther dies über die Werke insgemein erklärt hat, läßt er auf die Werke, die ein Christenmensch gegen den eigenen Leib und die Lüste des Fleisches üben solle, die Werke folgen, die derselbe gegen andere Menschen zu thun habe:

Der Mensch lebet, wie in seinem Leib, so auch unter andern Menschen auf Erden; er kann nicht ohne Werke gegen dieselben sein, muß je mit ihnen zu reden und zu schaffen haben. Nun ist ihm auch dieser Werke keines zur Frömmigkeit und Seligkeit noth. Aber eben darum, weil er für sich selbst an seinem Glauben genug hat und durch den Glauben aller Güter Gottes in Christo genießt und für sich nur Mehrung solchen Glaubens bedarf, hat er nun die Werke, ja sein ganzes Leben in der Welt für seinen Nächsten übrig und soll seine Meinung in allen seinen Werken nur frei dahin richten, daß er den Andern damit diene und nütze sei. Also stellet Paulus Phil. 2, 1 ff. ein christliches Leben hin und führet Christum zum Exempel, ein, welcher, da er voll göttlicher Gestalt war und für sich selbst genug hatte und seines Lebens, Wirkens und Leidens nicht zum Frommwerden oder Seligwerden für sich bedurfte, sich deß' Alles entäußert hat und geberdet wie ein Knecht allein zu unserem Besten. Dazu ist uns unwürdigen, verdammten Menschen der volle Reichthum aller Frömmigkeit und Seligkeit von Gott lauterlich umsonst und aus eitel Barmherzigkeit durch und in Christo geschenkt. So sollen wir solchem Vater, der mit seinen überschwänglichen Gütern uns überschüttet hat, wiederum frei, fröhlich und umsonst thun, was ihm wohlgefällt und gegen unsern Nächsten werden wie Christus für uns geworden ist. Siehe, also fleußt aus dem Glauben die Liebe und Lust zu Gott und aus der Liebe ein rein, willig, fröhlich Leben, dem Nächsten zu dienen umsonst.

Hiezu gehört nach Luther namentlich die herablassende, dienende Rücksicht auf die im Glauben noch schwachen Brüder: so habe Paulus (Apost.-Gesch. 16, 3) den Timotheus beschnitten, um den schwachgläubigen Juden nicht Anlaß zu bösen Gedanken zu geben, habe aber des Titus Beschneidung verweigert, weil man daraus einen Zwang und Etwas zur Seligkeit Nöthiges habe machen wollen (Gal. 2, 3). Dahin will er ferner die Werke der Priester und Klöster gerichtet haben, — nicht daß man durch sie fromm und selig werden wolle, sondern daß Jeder den Andern willfahre, seinen eigenen Leib regiere und den Anderen Exempel gebe, auch also zu thun. In dieser Gesinnung, sagt er, könne Jeder auch leicht in die unzähligen Gesetze des Papstes und der Kirche sich richten, indem er sie den Brüdern

und Vorgesetzten zu Lieb thue und leide, obschon die Tyrannen sie mit Unrecht fordern. Er hat dann an den Schluß der lateinischen Ausgabe seines Traktats noch eine besondere Anweisung über das Verhalten zu solchen Satzungen und Ceremonien angehängt, hat darin gewarnt vor fleischlichem Mißbrauch der Christenfreiheit, hat weiter ermahnt zu jener Rücksicht auf die Schwachen und insonderheit auf die heißblütige, rohe Jugend, die der Zucht durch äußere Gesetze und Uebungen noch bedürfe, will hingegen den Ceremonienmenschen und Feinden der Freiheit getrotzt und stracks das Entgegengesetzte von ihren Forderungen gethan haben, sieht in den Ceremonien immer eine Gefahr, vor der die Glaubensgerechtigkeit sich hüten müsse, und vergleicht sie endlich mit Zurüstungen zu einem Bau, die man weglege, wenn der Bau fertig sei.

Nichts für sich selbst also soll der Christ in seinen guten Werken suchen; er soll vielmehr das Seinige frei dahingeben, daß die anderen Leute desselben genießen mögen. Das bezieht dann Luther auf alles Wirken christlicher Nächstenliebe, auf äußeres Wohlthun, wie aufs Dienen mit geistigen Mitteln und Gaben. Dahin zieht er endlich auch die geistlichen Güter des Glaubens und der Gerechtigkeit selber, die wir von Christus empfangen; auch mit ihnen soll der Christ dienen, sich mittheilen, für Andere eintreten. Eben dies ist das Höchste und Letzte, zu was Luthers Darstellung der dienenden Liebe freier Christenmenschen uns führt, — entsprechend jener höchsten Idee christlicher Gemeinschaft, die wir namentlich schon in seinem Sermon vom Sakramente des heil. Leichnams Christi (S. 300) vernommen haben. Mit diesen Sätzen nämlich führt er sein zweites Hauptstück und weiter sein ganzes Büchlein zum Schlusse:

Siehe, also müssen Gottes Güter fließen aus dem Einen in den Andern und gemein werden, daß ein Jeglicher sich seines Nächsten also annehme, als wäre er es selber. Aus Christo fließen sie in uns, der sich unser hat angenommen in seinem Leben, als wäre er das gewesen, was wir sind. Aus uns sollen sie fließen in die, so ihrer bedürfen, also gar daß ich muß auch meinen Glauben und Gerechtigkeit für meinen Nächsten setzen vor Gott, seine Sünden zu decken und abzubitten, muß sie auf mich nehmen und an ihnen arbeiten und dienen nicht anders denn als wären sie mein eigen, eben wie Christus uns allen gethan hat. Siehe, das ist die Natur der Liebe, wo sie wahrhaftig ist; da ist sie aber wahrhaftig, wo der Glaube wahrhaftig ist.

Aus dem Allem folget der Beschluß, daß ein Christenmensch lebet nicht ihm selber, sondern in Christo und seinem Nächsten: in Christo durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe. Durch den Glauben fähret er über sich in Gott, aus Gott fähret er wieder unter sich durch die Liebe, und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe.

Siehe, das ist die rechte geistliche, christliche Freiheit, die da
frei macht von allen Sünden, Gesetzen und Geboten: welche alle
Freiheit übertrifft, wie der Himmel die Erde; welche Gott uns geb
zu verstehen und zu behalten. Amen. —

Das ist die Gabe, welche Luther dem Papst überreichen w
welcher er zugleich den „Einfältigen" dienen wollte. So hat er hie
gelegt, was ihm Kern seiner ganzen Lehre und der ganzen göttlichen
wahrheit war. Keine seiner bisherigen Schriften hat denselben zu e
gereiften und köstlichen Darstellung gebracht wie dieser kurze, ra
worfene Traktat mit den reichen, allumfassenden und zugleich so
gegliederten, praktisch religiösen Grundideen, mit der hoch sich empor
genden und wiederum so schlicht und anmuthig fließenden Sprache, m
kühnen, christlich stolzen und zugleich so demüthigen, kindlich fromme
seligen Geiste. — Dabei tönen hier, wo Luther von den Tiefen des
in Gott zu handeln hat, wieder ganz die Weisen jener deutschen Mystik
die für seine eigene Entwicklung so wichtig geworden ist. Sein Schr
reiht sich den edelsten Blüthen derselben an. Aber wie steht der unen
liche Gott, in welchen jene Mystik die Seelen sich versenken lehrte, h
jetzt so licht da als der Gott, der in seinem Worte sich offenbart, a
Gott der Liebe, der den ganzen Reichthum seiner Güter den gl
Seelen erschließt. — Man hatte ihm vorgeworfen, daß er mit seiner
vom Glauben den guten Werken und der Sittlichkeit Eintrag thu
hat darauf jetzt kürzer und zugleich doch noch vollständiger und klar
in seinem früheren Sermon von guten Werken geantwortet. Wir
ihn auf den Grundsatz zurückgehen, welcher für die ganze sittliche B
tung als erster feststehen muß und in der kirchlichen Werkheiligkei
so grob verleugnet wurde: daß am innern Menschen, an der Ges
Alles gelegen. Ihm nun ist die Grundgesinnung wesentlich Glauben
hingebendes Aufnehmen jener barmherzigen, göttlichen Liebe; es schei
im Glauben alle innere Sittlichkeit aufzugehen. Aber wie voll und
tritt bei jenem innern Menschen mit dem Glauben und mit dem, w
Glaube aufnimmt, eben auch schon die ganze gottergebene und gott
Gesinnung, die freie, freudige, kämpfende und wirkende Gottesli
Leben. In dem Einen großen Worte, daß der Glaube fromm mac
er mit der Vergebung der Schuld vor Gott, der Gerechtannahme dur
und der Seligkeit in Gott auch schon diese ganze Durchdringung der Ges
durch Gott zusammengeschaut und zusammengefaßt. Und das Wir
äußern Leben und im Dienste des Nächsten, welches hieraus fließt, ist da
ebenso freie, wie uneigennützige von aller Selbstsucht gereinigte Sitt

Der Traktat von der Freiheit eines Christenmenschen ist unmi
auf die großen Streitschriften an den christlichen Adel und über di

mische Gefangenschaft gefolgt. Die drei zusammen sind die reformatorischen Hauptschriften Luthers. Sie stehen auch ihrem Inhalt nach in einem bedeutungsvollen Zusammenhang mit einander. In der ersten hat Luther die Christenheit insgemein zum Kampfe gerufen gegen jene schmählichen äußeren Mißbräuche und Anmaßungen des Papstes und des Standes, der allein des geistlichen und priesterlichen Charakters sich rühmte. In der zweiten enthüllt und zerstört er die geistlichen Bande, womit jene in ihren Gnadenmitteln die Seelen knechteten. In der dritten endlich ist er auf die tiefsten letzten Fragen über das Verhältniß der christlichen Seele zu ihrem Gott und Erlöser und über den Weg und das Wesen ihres Heiles zurückgegangen. Hiemit erst hat er klar und eingehend das feste Fundament dargelegt, dessen der Christenmensch gewiß ist, das keine geistliche Tyrannei ihm rauben darf und von welchem aus jener Kampf geführt werden soll. Diese dritte Schrift aber tritt nicht mehr als stürmische, zürnende Streitschrift auf. Sie ist ein ruhiges, positives Zeugniß der Wahrheit, vor welcher die Waffen und Bande der Finsterniß von selbst zu nichte werden müssen. Sie zeigt uns den tiefsten Grund des christlichen Bewußtseins und Lebens in einer edeln, seligen Ruhe und Sicherheit, welche die über ihm hingehenden Wogen und Stürme des Kampfes nicht zu erschüttern vermögen. Sie zeigt zugleich, wie fest Luther selbst auf diesem Grunde stand, indem er eben im Höhepunkt des Kampfgedränges sie zu verfassen fähig war.

Und diese Schrift hat Luther auf die Bannbulle hin dem Papst übergeben. Sie würdigte keinen der Anklagepunkte, welche hier gegen ihn aufgehäuft waren, einer Erwähnung. Sie schloß nur stillschweigend die Eine Frage in sich, ob denn die von ihr vorgetragene Summe der Heilswahrheit wirklich eine Ausgeburt der Hölle sei, und die Aufforderung, erst von diesem Mittelpunkt aus jene einzelnen verdammten Sätze zu prüfen.

Vom Papste war freilich eine Würdigung der Schrift und eine solche Prüfung keineswegs zu erwarten. Bedeutsam klingt auch in Luthers Widmung der Schrift der Beisatz: sie enthalte die Summa christlichen Lebens — „so der Sinn verstanden werde". Beim Papst war kein Verständniß dafür zu hoffen. — Der beigegebene Brief an den Papst war ohnedies nichts weniger als in demjenigen Sinne demüthig, in welchem Miltitz es gewünscht hatte, obgleich auch ein Melanchthon denselben „ziemlich bescheiden" nannte.[1]) Er konnte einen Erfolg bei Leo nur haben, wenn dieser, von allen seinen Voraussetzungen päpstlicher Autorität und allen römischen Traditionen sich losreißend, dem Wort und Bußruf des deutschen Mönchs als eines aufrichtigen Mitchristen Stand halten konnte und wollte. Ob Luther dieß für möglich hielt? Er mag es nicht für unmöglich gehalten haben so, wie bei Gott kein Ding unmöglich sei. Sein Glaube ging auch in solchen Beziehungen weit, — viel weiter jedenfalls als seine Welt- und

Menschenkenntniß. Seinerseits aber wollte er genug gethan haben, ind er den Verdacht persönlicher Beleidigung Leos abwies, sein letztes offe Wort zum Papste sprach und dann beim Austritt aus der römischen Kir die ihn von sich stieß, den Staub von seinen Füßen schütteln konnte.

Sechszehntes Kapitel.

Luther gegen die Bulle; Verbrennung derselben.

Das Erscheinen der Bulle machte erst recht vollends offenbar, s sehr in den Kreisen, wo Luther wirkte, die Autorität päpstlicher Ma sprüche bereits erschüttert war. Dazu kam, daß auch Andere ebenso s Luther in der Bulle wesentlich ein Produkt von Ecks Feindschaft u Intriguen sahen.

In Wittenberg wurde sie dem Rektor und der Universität von (selbst übersandt. Er beschwor die Universität, ja keinen der darin v urtheilten Sätze mehr zuzulassen, da sie sonst ihrer Privilegien verlu gehen und für lehrunfähig erklärt werden müßte. Hiebei wagte er zu v sichern, daß er den von Rom erhaltenen Auftrag nur ungern und wid strebend übernommen habe. Die Universität aber berieth, wie sie die Bu von sich weisen könne, und ließ an den Berathungen hierüber auch Lut theilnehmen. Die gleiche Haltung nahmen drei gelehrte Räthe an, wel der Kurfürst bei seiner Hochschule hatte, darunter Luthers Freund Schu

Zu gleicher Zeit wollte Eck im Bisthum Naumburg, das dam unter dem Bischof von Freisingen stand, durch den in Zeitz residirend bischöflichen Offizial und Statthalter Dr. Schmidberg die Bulle publicir lassen. Dieser aber erbat sich mit seinen Räthen hierüber erst Anweisu von der kursächsischen Regierung, zu welcher Naumburg in einem Verhält des Schutzes und herkömmlicher Abhängigkeit sich befand. Schmidberg sel that seine Gesinnung durch ein Legat von 100 Gulden kund, daß er Luth vermachte; er starb noch während der Verhandlungen über Ecks Anfinn

Bei Herzog Johann, der damals den auf einer Reise abwesend Kurfürsten Friedrich vertrat, lief auch noch ein besonderes apostolisches (s Luther meinte: „apostatisches") Schreiben aus Rom ein, das Ecks Auftr unterstützen wollte. Allein die kurfürstliche Regierung legte die aus Z ergangene Anfrage vielmehr der Wittenberger Universität und speciell d Melanchthon zur Begutachtung vor.

Die Wittenberger Professoren und Räthe fanden, daß der Bu wirklich, wenigstens bis auf Weiteres, keine Folge zu geben sei. Eck h sich bei ihrer Uebersendung nicht gehörig legitimirt. Sein Vornehmen dr Beschwerung und Aufruhr im Volk, so daß darüber erst mit gutem Bed

d nöthigenfalls mit Anhören der Landstände verhandelt werden müßte. llte er auch wirklich Befehl von päpstlicher Heiligkeit haben, so sei doch ch eine Vernehmung Luthers durch unverdächtige und gelehrte Männer Deutschland zu erfordern. Ferner habe man, wenn Luther binnen der gesetzten Frist nicht revocire, nachher erst noch eine weitere päpstliche klaration zu erwarten. Bereits werde diese Sache durch päpstliche Bot= aften wohl auch an den Kaiser und die Kurfürsten und Reichsstände langen und solle dort zu gebührlichem, rechtlichem Verhör und Austrag mmen. Ueberdieß sei es auch bei geringeren Angelegenheiten rechtlich äffig, daß man bei päpstlichen oder auch kaiserlichen Geboten, ob sie gleich ubwürdig verkündigt wären, doch noch einen gebührenden Anstand sich nube, bis man des Gebietenden eigentlichen Sinn und Meinung eingeholt e: vollends bei einer so wichtigen, den heiligen christlichen Glauben effenden Sache.

So wurden Gründe gesucht, den Vollzug der Bulle abzuweisen, ohne man doch direkt einem päpstlichen Urtheil widersprechen wollte.

Ganz in diesem Sinne gaben denn auch die kurfürstlichen Räthe nach ß Bescheid und riethen, „diesem Thun nochmals einen Anstand zu geben damit nicht zu eilen, bis man sehe, wo die Sache hinaus wolle."

Herzog Johann selbst widerrieth seinem Bruder die Publikation Bulle.

Johanns Sohn Johann Friedrich schrieb selbst an Luther, bezeugte seine fortwährende Gunst und theilte ihm die Abschrift eines Briefes , welchen er für ihn an den Kurfürsten richtete.

Bei der Universität entstand dann zwar dadurch, daß verschiedene dirende um der Bulle willen wegzuziehen begannen, ein vorübergehender recken. Bald aber zeigte sich, daß dieß doch nur etliche Prieſter thaten. zlich traten dafür neue Studenten ein. Spalatin, der zu Ende Novem= s nach Wittenberg geschickt wurde, um die dortigen Verhältnisse einzusehen, chtete dem Kurfürsten: er habe in einer Vorlesung Melanchthons 5—600, Luther gegen 400 Zuhörer gefunden; die Stadt stecke noch überall voller denten, die mit großem Fleiß studiren; für Luthers Predigen reiche die rrkirche und Klosterkirche kaum aus, der Prior des Klosters fürchte, daß das Volk noch das Haus eindrücke. [1])

Der Kurfürst war zur Krönung Karls V. nach Aachen gereist, in der neugewählte Kaiser aus den Niederlanden, seinen Erblanden, ; sie fand dort am 23. Oktober statt. Als Friedrich auf der Rückreise Köln sich aufhielt, wurde er dort von den päpstlichen Legaten Aleander Caraccioli persönlich angegangen. Sie traten am Sonntag dem 4. No= ber während des Meßgottesdiensts an ihn heran, übergaben ihm ein stliches Schreiben und forderten: er solle dafür sorgen, daß Luthers

Schriften sämmtlich verbrannt werden, und an Luther selbst entweder die Strafe vollziehen oder wenigstens ihn gefangen setzen oder dem Papst ausliefern. Aleander drohte: wenn nicht dem gefährdeten christlichen Gemeinwesen rechtzeitig Hilfe geschafft werde, so werde es bald ums römische Reich geschehen sein; denn so haben dasselbe einst die Griechen verloren, da sie vom Papst abgefallen. Der Kurfürst verschob seine Erwiderung. Er ließ erst noch den gleichfalls in Cöln anwesenden Erasmus zu sich bescheiden und fragte ihn um sein Urtheil über die gegen Luther erhobenen Anklagen. Da schmatzte Erasmus erst und antwortete dann: „in zwei Stücken habe Luther gesündigt, darin nämlich, daß er dem Papst an die Krone und den Mönchen an den Bauch gegriffen hat.“ Auch setzte er dem Spalatin, der bei dieser Unterredung zugegen war und nachher mit ihm in seine Herberge ging, sofort eine Reihe von Sätzen auf, worin er den Handel mit Luther aus Haß gegen die Wissenschaft und tyrannischer Anmaßung ableitete, die Männer, durch die er betrieben werde, für verdächtige Persönlichkeiten erklärte und dem Luther darin Recht gab, daß derselbe sich zu einer öffentlichen Disputation und zur Unterwerfung unter unverdächtige Richter erbiete. Hierauf ließ der Fürst den Legaten am 6. November durch seine ihn begleitenden Räthe die wohlerwogene Antwort ertheilen: er habe nie mit Luthers Sache Gemeinschaft gemacht und würde es übel ansehen, wenn dieser gegen den Papst etwas Unrechtes geschrieben habe; Luther würde aber ohne Zweifel dem Erzbischof von Trier als päpstlichen Commissär willfährig gewesen sein, wenn dieser ihn unter sicherm Geleit zu sich berufen hätte, und Gleiches wäre auch jetzt noch von ihm zu erwarten; dem Vernehmen nach sei es die Meinung vieler gelehrter und rechtschaffener Männer, daß Luther durch verschiedene verläumderische Schriften eifersüchtiger Widersacher zu Entgegnungen genöthigt worden sei; auch sei er, der Fürst, bisher von Keinem, weder von Seiten kaiserlicher Majestät, noch von sonst Jemanden dessen vergewissert worden, daß Luthers Schriften also widerlegt seien, um das Feuer zu verdienen; deshalb bitte er die Legaten, die Sache von dem jetzt eingeschlagenen Weg ab dahin zu lenken, daß dieselbe durch unparteiische, gelehrte und fromme Richter unter freiem Geleit für Luther an einem für ihn nicht bedenklichen Ort vorgenommen und abgeurtheilt werde; werde dieser überwiesen, so werde der Fürst nimmermehr ihm, dem Unwürdigen, beitreten; er zweifle aber nicht, daß nicht einmal in diesem Falle der heilige Vater ihm selbst Etwas ansinnen werde, was er nicht mit Ehre leisten könnte. Vergebens machten die Legaten vor den fürstlichen Räthen nachher noch einmal Vorstellungen, erklärten den Auftrag des Trierer Erzbischofs für erloschen und nahmen die Entscheidung für den Papst allein in Anspruch, der übrigens, wie Aleander versicherte, nicht etwa gegen Luthers Person procedire und mit dessen Blut sich die Hände

machen wolle. Die Räthe hatten keinen Auftrag, Weiteres zu antten, und der Kurfürst, wie es hieß, vor wichtigen Geschäften keine Zeit iner persönlichen Conferenz mit den Legaten.

Wir haben diese Verhandlung hier so ausführlich wiedergegeben, weil überhaupt für Friedrichs Verhalten in Luthers Sache bezeichnend ist. [1])

Der Kurfürst ließ auch einen Bericht darüber mit einer Abschrift r Antwort noch von seiner Reise aus (vom 18. November, aus Homg in Hessen) an die Wittenberger Universität und ihren Rector Burchard ehen.

Für den erbitternden römischen Uebermuth, mit welchem dort Aleander r von dem geachtesten deutschen Kurfürsten sprach, hat Erasmus uns weitere Proben aus jenen Tagen aufbewahrt. So äußerte gegen Caraccioli: „Wir werden diesen Herzog Friedrich wohl zu finden wissen", machte dazu eine Geberde, wie wenn Schulmeister den Knaben mit Ruthe drohen. Jener Aleander meinte: „der Papst hat schon oft zoge und Grafen zu Boden geworfen; er wird mit drei laufigen Gramtikern (den drei verurtheilten Wittenberger Professoren) leicht fertig den;" und ein ander mal: „der Papst kann, wenn er will, zum Kaiser l sagen, Du bist ein Handwerker." [1])

Als Friedrich gegen Ende November nach Sachsen heimgekehrt war, derte er seinem Neffen auf dessen Schreiben zu Luthers Gunsten: er e den Inhalt freundlich vermerkt und werde sich die Sache gewiß, „so möglich und sich leiden wolle", befohlen sein lassen. Johann Friedrich lte dies Luthern mit und freute sich, daß dieser durch die Bulle sich t schrecken lasse und weiter wie bisher zu predigen und zu schreiben schlossen sei. [2])

Gegen den Inhalt der Bulle wurden auch von Männern, die mit Glaubensfragen sich nicht zu thun machten, rechtliche Einwendungen oben. Namentlich kam bald nachher dem Kurfürsten Friedrich ein einendes Bedenken zu, welches ein kaiserlicher Rath, Hieronymus von Ennf, gegen sie aufgesetzt hatte: dasselbe wies auf ihre Eingriffe in weltes Recht und kaiserliche Gewalt hin, indem sie mit dem Verlust aller en drohe und die Fürsten mit Drohungen zum Einschreiten gegen Luther ngen wolle, und bestritt auch die rechtliche Gültigkeit der von ihr cien päpstlichen Verbote der Appellation an ein Concil, welche auch vom ser nicht werden zu dulden sein. [3])

Unter den Universitäten, bei welchen Eck die Bulle zur Veröffentung bringen wollte, war ihm besonders an dem in specieller Beziehung Luther stehenden Erfurt gelegen. Die Erfurter Professoren lehnten aber chfalls ab; auch sie beriefen sich darauf, daß die Bulle ihnen nicht in gesetzlichen Form insinuirt worden sei. Vergeblich erschien er persönlich

in Erfurt. Als seine Bulle durch dortige Buchdrucker verbreitet wurde, nahmen Studenten die zum Verkauf ausgestellten Exemplare weg und warfen sie ins Wasser; es ist, sagten sie, eine Blase (bulla heißt eigentlich Blase), sie muß schwimmen. Eine gedruckte Ankündigung, welche in Erfurt erschien, ließ gar sämmtliche Dozenten der Universität öffentlich erklären, daß Luther Recht habe und man die tyrannische, mehr als teuflische Excommunikation, sobald sie angeschlagen würde, zerreißen müsse. Das leidenschaftliche Schriftstück war nicht etwa authentisch und wird auch von Luther nie erwähnt. Der Senat schwieg auch zu diesen heftigen Kundgebungen gegen den päpstlichen Urtheilsspruch. [1])

Eck hatte schon vorher sogar in Leipzig sich nicht mehr sicher gefühlt vor dem öffentlichen Unwillen, obgleich er die Stadtknechte dazu gebrauchen durfte, die Bulle in der Umgegend zu verbreiten.

Von Seiten der süddeutschen Bischöfe wurde die Bulle nur in Eichstätt und Augsburg sogleich publizirt. Der Bischof von Passau wollte Nichts von ihr wissen, der von Regensburg zögerte wenigstens mit der Publikation und der von Freisingen erklärte, „er hätte gewünscht, daß die Sache mit mehr Bedacht gehandelt worden wäre." Ja, Herzog Wilhelm von Baiern fand den Schritt des Papstes so bedenklich, daß er persönlich bei Eck dahin zu wirken versuchte, daß die Bulle zurückgenommen werde. [2])

Bei allem dem Widerstand aber der zu Luthers Gunsten in Deutschland gegen die Bulle sich kundgab und über welchen Luther hin und wieder mit freudiger Ueberraschung sich äußerte, dürfen wir nun nicht übersehen, daß die dabei betheiligten Staatsmänner und Universitäten die Rechtfertigung für ihr ablehnendes Verhalten doch selbst wieder auf das überlieferte kirchliche Recht zu stützen suchten. Es hielt dies schwer genug; man mußte am End an Aeußerlichkeiten, wie an die Formen der Zusendung einer Bulle sich halten. Dennoch vermied man es, die Grundlagen, auf welchen solche Aussprüche des päpstlichen Stuhles ruhten, oder die Prinzipien des römischen kirchlichen Rechtes in Frage zu stellen. Die Stimmen von Privatpersonen, wie Hutten, welche wirklich mit der Autorität des Papstes gebrochen hatten, ermangelten ihrerseits jeder positiven Begründung und ließen nicht absehen, wohin ein solcher Bruch führen müsse. Am meisten hatten die Verbreiter der Bulle von Studentenschaften, wie der Wittenberger und Erfurter, und den erregten Bürgern vieler deutscher Städte zu fürchten. Aber noch fragte sich sehr, wie viel Klarheit, Tiefe und Nachhaltigkeit die Bewegung in diesen Kreisen habe. Man darf so die Hoffnungen nicht überschätzen, welche jener Widerstand gegen die Bulle bei Luther erzeugen konnte.

Und zur gleichen Zeit hatte diese ihre, zwar nur langsamen, aber wie es schien, doch sicher fortschreitenden Erfolge. Mit der Verbrennung von

hers Büchern wurde in Löwen begonnen. Der Kaiser selbst gab — ächst für seine Erblande — den Befehl dazu. Kaum hatte Kurfürst edrich im November Cöln verlassen, so kamen auch hier Luthers Bücher den Scheiterhaufen. Sickingen meinte, dieser Akt würde in Cöln zu r sehr gefährlichen Erhebung adeliger Anhänger Luthers geführt haben, m Friedrich damals noch dort gewesen wäre. Er und Hutten waren annt darauf, wie es in Mainz gehen werde, wo die Papisten das iche beabsichtigten. Auch hier aber wurde die Verbrennung öffentlich zogen, obgleich, wie Hutten berichtete, das Volk dadurch nur noch mehr lammt wurde und den Aleander zu steinigen drohte. Sickingen wollte Hoffnung auf den Kaiser nicht fallen lassen; dieser habe zwar dem ost einen Gefallen gethan, indem er in seiner jugendlichen Unselbstän- keit sich von Priestern und schlechten Rathgebern mißbrauchen lasse; eine e Freundschaft zwischen ihm und dem Papst sei jedoch nicht auf die uer möglich. Allein auch Hutten mußte doch endlich in einem Brief Luther zugestehen, daß, wie dieser bereits durch Erasmus wußte, vom ser sehr wenig mehr zu erwarten sei, obgleich er selbst immer noch te, daß ihm über die treulosen Papisten die Augen aufgehen werden.[1])

In der nächsten Umgebung sah Luther den Herzog Georg von Sachsen den Bischof von Merseburg gegen sich und die ganze Wittenberger iversität arbeiten. Er schrieb: der Herzog sei mit seinen Sophisten ganz hend auf ihn und der Bischof habe eine unsägliche Bitterkeit gegen ihn höpft. Er habe die Sache dem göttlichen Willen anheimgestellt und le des Spieles warten, wo es hinfalle.[1])

Von den Männern, welche Eck bei der Veröffentlichung der Bulle en Luther genannt hatte, beugten sich bald zwei der angesehensten, die den Nürnberger Pirkheimer und Spengler, obgleich Eck nicht mal genügend über seine Befugniß, sie zu nennen, sich auswies. Pirk- mer war stets mehr ein humanistischer Gelehrter, als ein religiöser Ge- nungsgenosse Luthers gewesen und von Eck nur aus persönlichem Aerger Verfasser des „abgehobelten Eck" hereingezogen worden. Spengler r war warm als Freund und Genosse für Luther eingetreten und die gner konnten hoffen, daß sein Abfall ein wichtiger Vorgang für Andere rde. Vergebens tröstete und ermunterte Luther. Die Beiden wandten mit einer Schutzschrift an den Papst, nach welcher sie Luthers Lehren r so weit bisher zugefallen sein wollten, als dieselben dem christlichen auben gemäß sein möchten, und den Geboten der römischen Kirche über , was zu glauben und zu thun sei, unbedingten Gehorsam zusagten. t nachher ermannte sich Spengler wieder, nachdem er des Reformators nnhaftes Zeugniß auf dem Wormser Reichstag mit angehört hatte. rher noch holte sich der Domherr Adelmann bei Eck Absolution.[2])

Aehnliche Nachrichten liefen zu Anfang des nächsten Jahres, auch über Staupitz in Wittenberg ein. Luther hing so innig an diesem seinem geistlichen Vater, daß er ihm schon im Herbst 1519 einmal klagte: er fühle sich allzusehr von ihm verlassen und sei darüber so traurig wie ein von der Mutterbrust entwöhntes Kind. Vergeblich hatte Staupitz jetzt den Kämpfen bei denen er im Herzen für Luther sein mußte, sich dadurch zu entwinden gesucht, daß er sein Ordensvikariat niederlegte und nach Salzburg sich zurückzog, wohin der gelehrte, jedoch nichts weniger als evangelisch gesinnte dortige Erzbischof ihn einlud. Der Lärm des Streites folgte ihm auch dorthin und der Erzbischof erhielt den Auftrag, ihm eine förmliche Erklärung gegen Luthers Ketzerei abzufordern. Er wollte sie nicht geben und fand doch auch nicht die Kraft in sich zu einem offenen Bekenntniß. Jammernd wandte er sich an Link um Rath und Hilfe; da bekannte er: „Martinus hat Schweres unternommen und handelt mit großem Geiste, von Gott erleuchtet, ich aber stammle und bin ein Kind, das Milch braucht." Luther mußte ihm die Worte in Erinnerung rufen, mit denen er selbst einst in Augsburg 1518 von ihm aufgerichtet worden sei. [1])

Luther aber nahm inzwischen ruhig und fest den Kampf mit der Bulle auf. Er zeigte wirklich keine Spur mehr von Furcht oder Ehrfurcht vor päpstlichen Erlassen.

Mit dem Verhalten seines Kurfürsten war er ganz einverstanden; es entsprach seinem eigenen Rathe: der Fürst solle so wenig als möglich in den Handel hereingezogen werden.

Er für sich kannte keine bindenden Rücksichten mehr auf Gönner oder Gegner. Er sah es für seine Aufgabe an, selbständig vollends bis aufs Aeußerste gegen den „Antichrist" vorzugehen.

Schon während er seine Schrift für den Papst ausarbeitete und drucken ließ, begann er auch mit seinen Streitschriften gegen die Bulle.

Zuerst wandte er sich, wie er es schon vor seiner Zusammenkunft mit Miltitz beabsichtigt hatte, in der Weise gegen Eck, daß er die von ihm mitgebrachte Bulle noch nicht für echt annahm: so in seinem Schriftchen „Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen." Er erklärt hier eine Reihe von Ketzereien, welche Jener ihm vorgeworfen habe, für Eckische Verläumdung, hat indessen hiebei offenbar schon den Inhalt der Bulle im Auge, welche ihm Ebendasselbe vorwarf. Erst am Schlusse sagt er: wie er höre, habe Eck eine Bulle aus Rom gegen ihn mitgebracht, welche Jenem so ähnlich sei, daß sie wohl auch Dr. Eck heißen könnte, so voller Lügen solle sie sein. Er glaube aber fest, es sei Nichts mit irgend einer Bulle. Denn seine Appellation stehe ja noch fest. Ferner sei seine Sache durch den päpstlichen Botschafter Miltitz mit Willen des Kurfürsten Friedrich dem Erzbischof von Trier übergeben: der Papst werde doch nicht

ie zwei mächtigen Fürſten für Oelgötzen achten oder vergeblich ſich mühen
en. Zum dritten: wer könne begreifen, daß während in keiner Streit-
je die Parteien ſelbſt handeln dürfen, der Papſt über ihn dem Eck
fehl geben ſollte, der ſeines feindlichen, offenen Haſſes gegen ihn kein
ıß wiſſe. Viertens könne er bloßen Copien päpſtlicher Bullen überhaupt
ht trauen; es werde zu viel mit gefälſchten Briefen aus Rom handirt;
h jenes angeblich päpſtliche Breve des Cajetan in Augsburg 1518 ſei
erlogen geweſen, wie er in ſeinen Acta Augustana an den Tag gegeben
)e (ſ. oben S. 232). Darum wenn er der Bulle Blei, Wachs, Schnur,
gnatur u. ſ. w. nicht mit eigenen Augen ſehe, wolle er nicht eine Hand
it geben auf alles andere Geplärre.[1])

Weiter hatte er ſchon zu Anfang Novembers eine kleine lateiniſche
hrift gegen die Bulle ſelbſt fertig und eine deutſche Bearbeitung derſelben
ter der Preſſe.[2]) Ihr Titel iſt: „Wider die Bulle des End-
:iſts.“ In der lateiniſchen Schrift wiederholt er zuerſt, daß ihm die
ɔtheit der Bulle unglaublich ſcheine. Ihren Verfaſſer aber redet er, wer es
ch ſein möge, als den Antichriſt an, ſpricht ſelbſt ſeinen Fluch über die
ılle aus als über eine verruchte Läſterung des Herrn Chriſtus, und wendet
) dann alſo an den Papſt: „dich, Leo X, und euch, ihr Herrn Cardinäle
d euch alle, die ihr in Rom Etwas geltet, verklage ich hiemit und ſag
ch frei ins Angeſicht: wenn in eurem Namen dieſe Bulle ausgegangen
und ihr ſie für euer anerkennt, ſo werde auch ich meiner Vollmacht
brauchen, mit welcher ich in der Taufe durch Gottes Barmherzigkeit ein
nd Gottes und Miterbe Chriſti geworden bin, gegründet auf den Felſen,
r die Pforten der Hölle nicht fürchtet, und ermahne euch in dem Herrn,
ß ihr in euch gehet und dieſen teufliſchen Läſterungen Einhalt thut, und
s ſchleunig; wo ihr das nicht thut, ſo wiſſet, daß ich und alle Diener
ɔriſti euren vom Satan ſelbſt eingenommenen Sitz für den Sitz des
ıtichriſts halten, welchem wir auf keine Weiſe gehorſam oder verbunden
ın wollen, ſondern welchen wir als den Erzfeind Chriſti verfluchen; wir
ıb auch für dieſes unſer Urtheil nicht bloß bereit eure thörichten Cenſuren
erdulden, ſondern bitten auch, daß ihr uns nimmermehr abſolviret, ja
ır erbieten uns freiwillig bis zum Tode, daß ihr eure blutige Tyrannei
ı uns vollmachen möget; ſo viel der Geiſt Chriſti und die Kraft unſeres
laubens vermag, verdammen wir, wo ihr in eurem Wüthen beharret,
ch hiemit durch dieſe Schrift und übergeben euch ſammt jener Bulle und
mmt allen Dekretalen dem Verderben des Fleiſches, damit euer Geiſt am
age des Herrn mit uns befreiet werde [vgl. 1. Kor. 5, 5], im Namen
s Herrn Jeſu Chriſti, welchen ihr verfolget. Amen.“ Zugleich ruft er:
Wo biſt Du, trefflicher Kaiſer Karl? wo ſeid ihr chriſtlichen Fürſten?
ɔr habt euch Chriſto in der Taufe angelobt und könnet dieſe hölliſche

Stimme des Antichrists ertragen? wo seid ihr Bischöfe, ihr Doctoren, ihr alle, die ihr Christum bekennet? könnt ihr schweigen, zu diesem schrecklichen, ungeheuerlichen Thun der Papisten? gekommen, gekommen ist der Zorn Gottes bis zum Ende über sie, die Feinde des Kreuzes Christi und der Wahrheit Gottes, daß sie auch allen Menschen zuwider sind und wehren die Wahrheit zu predigen, wie Paulus sagt von den Juden (1. Thess. 2, 15 f.)." — Die deutsche Ausgabe der Schrift spricht keine Zweifel mehr am Ursprung der Bulle aus. Andererseits giebt sie auch jene Ansprachen an den Papst und an die Fürsten und Bischöfe nicht wieder. Um so mehr will sie das ganze christliche Volk davor warnen und bewahren, daß es nicht durch Diejenigen verführt werde, welche aus den Drohungen der römischen Kirche und päpstlichen Gewalt Aussprüche der vielmehr aus allen Christen bestehenden allgemeinen christlichen Kirche machen und dabei den Satz, daß die Kirche nicht irren könne, den Leuten „ums Maul schmieren". Seiner selbst, sagt Luther, sollen die Leute vergessen, aber ihrer eigenen Seelen sollen sie wahrnehmen; seine Bücher lasse er gern im Feuer untergehen, wenn nur das Verständniß der heil. Schrift da wäre und bliebe. — Den Urhebern der Bulle hält Luther auch den Unterschied vor, welchen sie unter seinen „ketzerischen" „verführerischen" „anstößigen" oder auch nur „für die Einfältigen unleidlichen" Sätzen machen, während sie doch alle auf Einem Haufen verdammt und von keinem einzelnen Satz gesagt haben, in welche Classe er gehöre: ihr sträfliches, schalkhaftes Gewissen sei zu verzagt gewesen, als daß sie die Sätze klar und unterschiedlich zu erörtern gewagt hätten. — Schließlich bespricht er kurz die wichtigsten der Artikel, um sie theils zu rechtfertigen, theils gegen die Entstellungen und Mißdeutungen der Papisten zu verwahren.

Zugleich beschloß er, seine Appellation an ein Concil vom Jahre 1518 zu erneuern. Er that dieß wieder in einem förmlichen Akt vor Notaren am 17. März und ließ die Urkunde sofort auch lateinisch und deutsch im Druck erscheinen. Nachdem er die frühere Appellation wiederholt hat, fügt er jetzt weiter die Erklärung bei: da Papst Leo in gottloser Tyrannei beharre, ja in einer Bulle, wie man sage, ihn unverhört und unüberwunden verdamme, ein christliches Concil abweise und sich selbst darüber stelle, ihm unverschämterweise gebiete, die Nothwendigkeit des Glaubens beim Sakramentsgenuß zu verleugnen, ferner, um Nichts Antichristliches zu unterlassen, die heil. Schrift sich selbst unterthan mache und gotteslästerlich mit Füßen trete, so thue er Allen hiemit kund, daß er bei seiner Berufung von dem besagten Leo auf ein künftiges Concil stehen bleibe; an dasselbe appellire er als von einem ungerechten, vermessenen, tyrannischen Richter, der ihn ohne Widerlegung und Gründe mit bloßer Gewalt aburtheile, — fürs zweite als von einem verstockten, durch die heil. Schrift

verdammten Ketzer, der jene Nothwendigkeit des Glaubens zu verleugnen befehle, — fürs dritte als von einem antichristlichen Unterdrücker der heil. Schrift, — fürs vierte als von einem übermüthigen Lästerer und Verächter der heiligen Kirche und eines rechtmäßigen Concils. Luther machte so seine Appellation zu einer Gegenklage gegen den Papst; der zweite, dritte und vierte Punkt faßte ganz treffend die Prinzipien zusammen, um welchen es sich ihm beim ganzen Streit handelte: die Bedeutung des Glaubens für die Aufnahme der göttlichen Gnade, die höchste und freie Geltung der heil. Schrift und die Stellung der wahren christlichen Kirche der angemaßten päpstlichen Hoheit gegenüber. Weiter bittet er in seiner Appellationsschrift den Kaiser, die Kurfürsten, Fürsten, Herren, Städte und Obrigkeiten deutscher Nation, zur Rettung der göttlichen Ehre und zum Schutz der christlichen Kirche sich ihm und seiner Appellation anzuschließen und dem frevelhaften Vornehmen des Papstes zu widerstehen. [1])

Der Kurfürst, Spalatin und Andere wünschten, er möchte die von der Bulle verurtheilten Sätze noch alle einzeln erläutern und vertheidigen. Er machte sich daran in einer neuen, größeren Schrift, die wieder lateinisch und deutsch erscheinen sollte. Schon unter dem 1. Dezember schrieb er eine Dedikation an den (gleich darauf verstorbenen) kurfürstlichen Rath Fabian von Feilitzsch, welche er der lateinischen Ausgabe vorsetzte; er wolle, sagt er hier, sich jetzt an die Laien als ein neues Geschlecht von Geistlichen wenden, da er sehe, wie die Wahrheit von der Geistlichkeit verdammt, von den Laien angenommen werde. Sogleich begann auch der Druck der lateinischen Schrift. Er arbeitete sie sorgfältiger aus als seine ersten gegen die Bulle gerichteten Schriften. [2])

Während dieser Arbeit aber schritt er zu dem größten öffentlichen Akt, mit welchem der Bulle, dem Papst und der römischen Kirche geantwortet sein sollte: er *verbrannte sie* feierlich sammt den römisch-kirchlichen Rechtsbüchern am 10. Dezember 1520.

Der Schritt enthielt die förmliche, schärfste, unwiderrufliche Lossagung von der Autorität des bisher bestehenden höchsten Kirchenregiments und der ganzen Gesetzgebung, welche bisher in der abendländischen Christenheit galt; er wollte kühn die ganze rechtliche Grundlage zerstören, auf welche nicht bloß die Papisten pochten, sondern auf welche auch der Kurfürst und die anderen Gönner Luthers ihr gegenüber sich doch stets behutsam zurückbezogen.

Luther war sich auch der Bedeutung des Schrittes klar bewußt. Derselbe war bei ihm nicht das Produkt rascher, mächtiger Aufwallung, sondern Sache eines wohlbedachten und schon länger gehegten Entschlusses. Wir hörten ihn schon am 10. Juli (oben S. 338) dem Spalatin ankündigen, daß er die ihm angedrohte Verbrennung seiner Bücher mit der Ver-

brennung des ganzen päpstlichen Rechtes erwidern wolle. Man vernahm, daß er der gleichen Absicht gegen Etliche seiner Ordensgenossen sich gerühmt habe. Spalatin berichtete aus Wittenberg am 3. Dezember: Luther sei gutes Muthes; er verspreche, in seiner Schrift gegen die Bulle um des Kurfürsten willen sich zu mäßigen, erkläre aber, daß er die päpstlichen Bücher verbrennen werde, sobald er erfahre, daß man die seinigen verbrenne. Von der Verbrennung der letzteren in Löwen und Cöln hatte er schon im November vernommen; er wartete, wie es scheint, noch die Nachricht von einer dritten Verbrennung ab, welche in Mainz, also mit Willen des Magdeburgisch-Mainzischen Erzbischofs, des vornehmsten deutschen Kirchenfürsten, erfolgte. Dem Staupitz erzählte er nachher, daß er bei seinem Schritt zuerst gezittert habe und gebetet, darauf aber fröhlicher geworden sei, als je sonst in seinem Leben.

Am 10. Dezember verkündigte ein öffentlicher Anschlag von ihm der akademischen Jugend, um neun Uhr werden die antichristlichen Dekretalen verbrannt werden. Eine große Schaar zog zu dieser Stunde nach einem Platz vor dem Elsterthor hinter dem Spitale. Ein Magister errichtete den Scheiterhaufen; Luther legte auf ihn die sämmtlichen päpstlichen Rechtsbücher; Jener zündete ihn an. Dann warf Luther die Bulle ins Feuer mit den (lateinisch gesprochenen) Worten: „weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, verzehre dich das ewige Feuer.“

Luther kehrte hierauf mit der Menge der Doktoren, Magister und anderer Genossen der Universität in die Stadt zurück. Etliche Hundert Studenten blieben beim Feuer und stimmten theils ein Te Deum an, theils Leichengesänge für die Dekretalen. Nach dem Frühmahl zogen Studenten auf einem großen Bauernwagen, in welchem sie eine ein paar Ellen lange Bulle als Fahne aufpflanzten, mit theatralischem Aufzug und allerhand ausgelassenen Possen durch die Stadt, luden Bücher Ochsenfahrts, Ecks, Emsers und anderer Papisten zusammen und führten Bulle und Bücher zu dem Feuer, an welchem inzwischen fortgeschürt worden war.

Am andern Tag aber ermahnte Luther in seiner Vorlesung die Zuhörer mit großem Ernste: sie sollen sich hüten vor den päpstlichen Satzungen; am gestrigen Brande sei es nicht genug; darauf komme es an, daß der Papst, das sei der päpstliche Stuhl, verbrannt werde; „wenn ihr,“ sagte er, „nicht von ganzem Herzen dem Reiche des Papstes absagt, so könnet ihr eurer Seelen Seligkeit nicht gewinnen.“ [1])

Dann gab er eine kurze Rechtfertigung seiner That lateinisch und deutsch heraus. Er hebt darin aus den päpstlichen Büchern dreißig Artikel aus, um deren willen sie dieses Gericht verdient haben. Für das Verbrennen von Büchern beruft er sich nicht auf das gleiche Verfahren der Papisten, wohl aber auf einen altherkömmlichen Brauch gegen böse, giftige

Bücher, wie auch Paulus mit den heidnischen Zauberbüchern Ap.-Gesch. 19, 19 gethan habe. Seine eigene Vollmacht dazu stützt er auf seinen Beruf als getaufter Christ und als geschworener Doctor der heil. Schrift und Prediger, als welcher er den verführerischen Lehren zu wehren verpflichtet sei; Andere wären wohl zum Gleichen verpflichtet, seien jedoch nicht willig oder zu unverständlich und furchtsam: er aber könnte sich mit ihrem Versäumniß nicht entschuldigen, so doch sein eigen Gewissen genugsam verständigt und sein Geist muthig genug von Gottes Gnaden erweckt sei; dennoch hätte er eines solchen Werkes sich nicht unterwunden, wenn nicht der Papst und die päpstlichen Verführer sich gar so verstockt erzeigten, die evangelische Lehre zu verdammen und ihre eigene antichristliche Lehre zu bestätigen; dieweil durch ihr Bücherverbrennen der Wahrheit ein großer Nachtheil und übler Wahn beim gemeinen Volke drohe, habe er — auf Anregen, wie er hoffe, des heil Geistes — zur Bestärkung der christlichen Wahrheit der Widersacher Bücher wiederum verbrannt. Sogar diesem seinem äußersten Schritt gegen das Papstthum aber glaubte er noch eine Ehren- und Vertrauenserklärung für Leo anhängen zu können. Neben jenen Gründen nämlich führt er weiter an: er glaube auch nicht, daß jene Feinde der Wahrheit von Leo X, so viel an dessen Person liege, Befehl haben, wofern er nicht sicher ein Anderes erfahre; ja er hoffe, daß die von ihm verbrannten Bücher auch dem Leo selbst nicht gefallen, obgleich sie von dessen Vorfahren verfaßt seien; er setzt übrigens offen und ehrlich bei: „und ob sie ihm gefielen, ist mir daran Nichts gelegen.“ [1])

Zu Mitte Januars 1521 erschien dann auch jene Erläuterung und Bekräftigung seiner vom Papst verurtheilten Sätze in der lateinischen, — am 1. März in der deutschen Ausgabe mit dem Titel: „Grund und Ursach aller Artikel, so durch die römische Bulle unrechtlich verdammt worden.“ [2])

Eingehend, klar und bestimmt legt er hier Gelehrten und Laien seine wirkliche Meinung und seine Gründe noch einmal dar. Statt abzuschwächen oder gar zu widerrufen, was er gesagt und gemeint hatte, spitzt er manche Sätze geflissentlich noch zu oder erinnert, daß er schon bisher noch weiter gegangen sei, als die Bulle wisse. Ja so will er jetzt allerdings z. B. den von der Bulle verdammten Satz widerrufen, daß die Ablässe zu den nur zugelassenen und nicht erforderlichen Dingen gehören und eine gottselige Trügerei seien; er bekenne, sagt er, seinen Irrthum: sie gehören vielmehr zu den seelenverderblichen Dingen und seien ein höllischer, antichristlicher Betrug, Diebstahl und Raub. So widerruft er seine Aeußerung, daß etliche der in Constanz verdammten Artikel des Huß ganz christlich seien: sie seien es vielmehr alle, und der Papst und die Papisten haben dort mit Huß das heilige Evangelium verdammt und an seine Statt des höllischen

Drachen Lehre gesetzt. Am weitesten geht er in dogmatischer Beziehung jetzt mit seinem Widerspruch gegen jede Freiheit, die man der göttlichen Allwirksamkeit gegenüber dem menschlichen Willen beilege: kein einziger unserer Gedanken stehe in unserer eigenen Gewalt. Er beschränkt sich hiebei auch nicht auf die Schwächung oder Lähmung des Willens durch die Sünde, welche in den Unerlösten herrsche und in den Wiedergeborenen noch fortwirke. Wir dürfen, obgleich auch evangelische Leser sich nicht darein finden mögen, dem Satze Nichts abbrechen, welchen sein frommes Bewußtsein unbedingter Abhängigkeit von Gott aussprach: „sieht man auf die Dinge hier unten, so erscheinen sie willkürlich und zufällig; sieht man aber nach oben (auf ihre Beziehung zu Gott), so ist Alles nothwendig." Diese Worte übrigens hat Luther in die deutsche Ausgabe nicht aufgenommen. Er bemerkt überhaupt hinsichtlich der lateinischen dem Spalatin: er habe hier für die lateinischen Mägen einiges Salz einstreuen müssen.

Alle seine Ausführung aber stützt er auf sein gutes Recht, selbständig und frei die heilige Schrift zu erforschen, auszulegen und nach ihr allein zu lehren und über Menschenlehre zu urtheilen. Dem Vorwurf gegenüber, daß er, der Eine Mann, so die Schrift gegen alle kirchlichen Autoritäten zu gebrauchen sich anmaße, hat er sich darüber gleich im Eingange seines Buches, vornehmlich der lateinischen Ausgabe, noch schärfer und vollständiger als in früheren Büchern geäußert. Er fragt, warum man denn die Schrift nicht mehr ebenso studiren dürfe, wie in der ersten christlichen Kirche, welche noch keinen Augustin, Thomas oder andere Autoritäten gehabt habe. Ueberdies seien diese mit ihrer Schriftauslegung so oft im Widerspruch mit einander und thun dem Sinne der Schrift Gewalt an. Wie soll man nun die Schrift auslegen? Niemand, sagt Luther, dürfe sie anders auslegen als in ihrem eigenen Geiste. Der Geist aber, in welchem sie geschrieben sei, sei nirgends lebendiger gegenwärtig als in ihr selbst. In dieses Gotteswort selbst müsse man sich vertiefen, darüber sinnend Tag und Nacht (Ps. 1, 2). Die eigene Offenbarung der Worte Gottes erleuchte und gebe Verständniß den Einfältigen (Ps. 119, 130). Der Geist, in welchem sie verfaßt seien und der in ihnen wirke, führe durch sie selbst in ihr Verständniß ein. So will Luther für sich die Schrift verstehen und üben. So will er, wie er sagt, auch für Andere nicht etwa Meister sein und Herrscher über die Schrift; sondern Jeder solle sie eben aus ihrem eigenen Geist heraus auslegen.

Von der Stellung seiner eigenen Person redet Luther in der deutschen Ausgabe noch weiter. Sie rücken mir vor, sagt er, daß ich Einziger mich hervorthue, Jedermann zu lehren. Sie aber haben mich hervorgezogen, Preis und Ehre an mir zu erlangen. Und ob es gleich wahr wäre, daß ich allein mich hätte aufgeworfen, wären sie doch damit nicht entschuldigt:

r weiß, ob mich nicht Gott dazu erweckt hat und er zu fürchten ist, daß nicht Gott in mir verachten. Lesen wir nicht, daß Gott gemeiniglich r Einen Propheten aufweckte im Alten Testament, — dazu niemals einen s den obersten Priestern oder anderen hohen Ständen, sondern gemeinig-) niedere, verachtete Personen? Also haben die lieben Heiligen allezeit der die Obersten, Fürsten, Priester, Gelehrte, predigen müssen und den ls dran wagen . . . Ich sage nicht, daß ich ein Prophet sei. Ich sag' er, daß ihnen um so viel mehr zu fürchten ist, ich sei einer, je mehr sie ch verachten und sich achten . . Bin ich nicht ein Prophet, so bin ich ch gewiß für mich selbst, daß das Wort Gottes bei mir und nicht bei uen ist; dasselbe giebt mir auch den Muth, mich vor ihnen so wenig zu chten, als viel sie mich verachten und verfolgen . . . Ob mich nun hl viele große Haufen verfolgen, erschreckt mich nicht, ja tröstet und rkt mich, sintemal es offenbar in aller Schrift ist, daß die Verfolger d Neider gemeiniglich Unrecht und die Verfolgten Recht gehabt haben d allezeit der größere Haufe bei der Lüge, der Kleinere bei der Wahrheit tanden ist. . . Darum will ich die Artikel, so in der Bulle verdammt d, mit Freuden erretten und schützen und traue sie von Gottes Gnaden r Unrecht wohl zu erhalten; für Gewalt aber ist nicht mehr hier denn t armer Körper, den befehle ich Gott und seiner heiligen, durch den upst verdammten Wahrheit. Amen.

Mit diesen Zeugnissen seines Wortes, zu welchen neben seinen hriften ja auch seine Verbrennung der Bulle wesentlich gehörte, hat ther dem Urtheil und den Strafdrohungen Roms entgegnet. Hiermit tte er sich und seinem Gotte genug gethan; ihm wollte er sein äußeres es und die Lenkung seiner Sache überlassen. Wohl rief er wiederholt ch die Fürsten und Obrigkeiten an: aber nur zum Schutz der wahren rche überhaupt; für seine eigene Person begehrte er Nichts von ihnen. : wurde aber eben jetzt, als der von Rom verfolgte und excommunicirte, erst ht vollends der Mann des deutschen Volkes, soweit dieses in seinen ebendigsten und kräftigsten Elementen gegen Rom erregt war. Aber ihrend er dasselbe durch sein Wort vor der antichristlichen Verführung verwahren und aus der Knechtschaft der Gewissen zu befreien bemüht , verschmäht er alle Mittel, welche ihm eine äußere gewaltsame Erhebung ner Kräfte hätte darbieten können. In seinen auf die Bulle folgenden chriften findet sich sogar noch weniger als in den ihr unmittelbar rangehenden irgend ein Schein, als ob er zu einer solchen anregen llte.

Das ihm eigene Verhalten tritt namentlich wieder neben dem des tten ans Licht. Sie beide zusammen waren jetzt die Männer, auf lche alle jene Glieder der Nation mit Spannung, Hoffnung und feuriger

Theilnahme den Blick richteten. Oeffentliche Druckschriften und fliegende Blätter verbanden ihre Namen und Bildnisse. Hutten fing jetzt auch wieder Luther deutsch zu schreiben an. Aber gerade in diesem Zeitpunkt der dringendsten Gefahr und Entscheidung sieht man, wie sehr doch ihre Richtung und ihr Weg auseinander ging. Hutten klagt voll Thatendrang über getäuschter Erwartungen und innerer Unruhe dem Luther, wie sehr er in seinen Absichten sich gehemmt fühle und wie wenig Verlaß er bei der Menge der scheinbaren Gesinnungsgenossen finde. Er wünschte endlich einmal loszuschlagen; sein mächtigster Freund Sickingen hielt ihn fort und fort noch mit Hoffnungen auf den Kaiser zurück. Einstweilen suchte er in der Stille weiter zu arbeiten. Namentlich hoffte er jetzt auch für seine eigenen Pläne die Gunst Kurfürst Friedrichs für Luther benutzen zu können. Er bat den Spalatin, bei demselben zu erkunden, „wie weit er in dieser Sache vorangehen dürfe," und schrieb an Luther, es sei auch für diejenigen, welche den Feinden Gewalt und Waffen entgegenstellen wollen, zu wissen wichtig, auf welchen Schutz von Seiten Friedrichs man rechnen könne. Luther schickte dem Hutten, der auf ein Bündniß mit ihm so viel hielt, nicht einmal seine neuen Schriften zu. Ein Eingreifen der fürstlichen Gewalt in seine Angelegenheit wollte er gar nicht haben. Ueber Huttens „tapfere Schriften" für seine Sachen freute er sich. Auch hätte er, als Hutten einmal die beiden Legaten abfangen wollte, es diesem wohl gegönnt. Aber über jene weiteren Aeußerungen desselben schrieb er dem Spalatin: „was Hutten begehrt, siehst du; ich möchte nicht, daß man mit Gewalt und Todtschlag fürs Evangelium streite: so habe ich auch an den Menschen geschrieben; durchs Wort ist die Welt überwunden worden, durchs Wort die Kirche errettet, durchs Wort wird sie auch wieder hergestellt werden, auch der Antichrist wird, wie er ohne Gewalt angefangen hat, so ohne Gewalt zertreten werden durchs Wort." Bald darauf verwahrte er sich auch ausdrücklich wegen der Absichten, die er selbst in Betreff des Adels gehegt habe: er habe es so gemeint, daß dieser nicht mit dem Schwert, sondern nur durch seine Rathschläge und durch kräftige Erlasse den Romanisten Einhalt thun solle, was auch wohl möglich wäre. Er wünsche daß Gott die Wuth jener Männer zurückhalten möge, welche der eigenen Sache Schaden drohe und zu einer der böhmischen ähnlichen blutigen Erhebung gegen die ganze Geistlichkeit führen möchte; daran will er keine Schuld haben; überdies erscheint ihm der gemeine Clerus so schwach, daß ein Krieg gegen denselben ein Krieg gegen Weiber und Kinder wäre. Was jetzt weiter geschehen solle, weiß er nicht: „wer" sagt er „will hier rathen? was kann ein Mensch denken?" er ahnt nur, daß, ob er auch excommunicirt und umgebracht würde, über das Papstthum noch etwas Gewaltigeres kommen werde. Aber er bleibt beim Blick in die Zukunft

unbekümmert: es stehe ja Alles in der Hand des Allmächtigen, der dieses Werk angefangen habe.[1])

Siebzehntes Kapitel.

Vorladung vor Kaiser und Reich; weitere Schriften bis zur Fahrt nach Worms.

Gemäß den Ansprüchen des päpstlichen Stuhles und den Lehrsätzen der römischen Kirche hätte Luthers Loos mit dem Erlaß der Bulle bereits entschieden sein müssen. Ließ er sich nicht rechtzeitig zum Widerruf herbei, so war gemäß jenen Grundsätzen die christliche Obrigkeit ohne Weiteres verpflichtet, gegen den von der Kirche verurtheilten Ketzer mit ihrer weltlichen Gewalt einzuschreiten und entweder ihn nach Rom auszuliefern oder selbst schon die auf Ketzerei gesetzte Todesstrafe an ihm zu vollziehen. Zunächst sollten seine Bücher sofort verbrannt werden und eben auch hiezu die Obrigkeit Hand anlegen. Eine eigene Prüfung des kirchlichen Urtheils, das sie vollstrecken sollte, stand ihr nach der herrschenden kirchlichen Doktrin in keiner Weise zu.

Indessen zeigte diejenige Obrigkeit, unter welcher Luther unmittelbar stand, nämlich sein Kurfürst, vielmehr fortwährend nur das Bestreben, einer solchen Verpflichtung wider ihn sich zu entziehen. Zugleich wurde von dieser Seite aus ernstlich auf die Gefahr hingewiesen, welche das päpstliche Verfahren gegen Luther dem allgemeinen Frieden und Wohlergehen der deutschen Nation drohe. Die Theilnahme und Aufregung unter dem Volk war auch so groß und offenbar, daß ein Bedürfniß, Luthers Sache vor Kaiser und Reich zu bringen, nicht bezweifelt werden konnte. Andererseits gingen die Gesandten des Papstes an das Oberhaupt des Reiches: auch der Kaiser sollte nach ihrer Meinung nicht etwa noch prüfen, was durch die Kirche schon abgeurtheilt war, wohl aber als höchster Schirmvogt der Kirche ihr Urtheil durchführen, wo die ihm untergeordneten Gewalten dies nicht thun wollten oder nicht zu thun wagten.

So fand sich Karl V. zur Entscheidung in dieser Sache berufen, als er, noch nicht ganz ein und zwanzig Jahre alt, nach Deutschland kam.

Ueber die Aufnahme, welche Luthers Schreiben vom 15. Januar 1520 (oben S. 313) bei ihm zu Theil wurde, wissen wir gar nichts. Die Hoffnungen, welche Luther, Sickingen, Hutten und Andere von dem „edlen jungen Blute" gehegt hatten, stützten sich auf keine wirkliche Bekanntschaft mit seiner Person. Es war, als ob Luther und andere christliche und deutschgesinnte, aber der Politik und Diplomatie fern stehende Männer es wie etwas Selbstverständliches hofften, daß das junge, frische, von alten deutschen Ahnherrn stammende Haupt der Nation an den höchsten

Bestrebungen, welche diese jetzt bewegten, mit Wärme sich betheiligen, der Erbe der alten, vom Papstthum so übel behandelten Kaiser den Ka gegen dasselbe jetzt mit den neuen, unüberwindlichen Waffen des göttli Wortes freudig aufnehmen müsse. Dagegen liefen jene ersten Sch Karls in den Niederlanden diesen Hoffnungen stracks zuwider.

Der neue Kaiser war aber nach seinem Charakter und seiner Stell überhaupt nicht der Mann, so einfach nach der einen oder anderen S hin sich zu entscheiden.

Es war ein Irrthum, wenn Deutsche ihn wesentlich als Haupt ih Nation aufnahmen. Er stand da als der gewaltige Herrscher einer gegliederten Ländermasse, in welcher gerade die nichtdeutschen Bestandt sich ihm als die Hauptgrundlagen und Elemente der Macht darb Schon von seinem Großvater, dem Kaiser Maximilian her waren zu deutsch-österreichischen Besitzungen des Hauses Habsburg die Niederl als Erbschaft des burgundischen Reiches gekommen, welche mit Deutsch nur noch sehr losen Zusammenhang hatten. Durch seine Mutter Joha die Erbtochter Ferdinands des Katholischen und der Isabella von Casti fiel ihm das geeinigte Spanien mit Neapel und Sizilien zu. eigentlich deutschen Länder überließ er seinem Bruder Ferdinand. Dab daß im Jahre 1521 die Schwester beider, Maria, mit dem König Lu von Böhmen und Ungarn sich vermählte, eröffnete sich den Habsbur eine Aussicht auch auf diese Königreiche, welche wirklich nach Lud Tod († 1526) den Erzherzog Ferdinand zum Herrscher annahmen. — weniger wirkliche Macht die deutsche Kaiserkrone noch in sich schloß, so mehr mußte sich von vorne herein fragen, ob der neue Kaiser im sitz der reichen, ihm anderweit zu Gebot stehenden Mittel sein Augen wesentlich auf die Bedürfnisse und Wünsche der deutschen Nation ten, — ob er nicht vielmehr als Haupt desjenigen Körpers, der ihm lich angestammt war, sich fühlen, die Behauptung, Einigung und Aus nung desselben auch im Besitz der Kaiserkrone zu seinem eigentlichen Z setzen und hiebei auf dessen stärkstes und geschlossenstes Glied, nä auf Spanien, den Schwerpunkt legen werde. Ueberdies hatte gerade letzte Kaiserwahl lebhaft daran erinnert, daß das „römische Reich deut Nation" auch seinem Wesen nach nicht mit Deutschland eins sei: K Franz von Frankreich hatte damals angestrengt um die Kaiserkrone umgethan und hatte einige Zeit lang Zusagen deutscher Reichsfürsten sich gewonnen! Jetzt hatte man zum Kaiser einen König von Spa wenn auch Enkel deutscher Vorfahren. Wenn dieser dann auch die H lichkeit seiner neuen Krone noch höher als die seiner bisherigen achtete ihre Würde wieder zu wirklicher Geltung bringen wollte, so mußte darum doch nicht im Sinne der deutschen Nation geschehen.

Nicht minder täuschten sich jene Hoffnungen hinsichtlich der Persön-
keit Karls. Der Enkel Maximilians war nicht als Deutscher auferzogen
den; er verstand nicht einmal deutsch. — Vom Feuer und Schwung
s jugendlichen Geistes war Nichts bei ihm zu verspüren. Er konnte
als überhaupt unbedeutend erscheinen — ganz abhängig von seinen
thgebern. Bald aber zeigte er einen diesem Alter sonst fremden berech-
den Verstand, kluge Verschwiegenheit, diplomatische Vorsicht nach allen
ten hin. Seine Politik faßte die Verhältnisse wirklich ganz in der vor-
angedeuteten Weise auf. — Für diejenigen religiösen Regungen, welche
en Luther zum kirchlichen Kampf erweckten und jetzt weithin die Herzen
) Gewissen der Deutschen durchdrangen, ja bereits auch bis zu den
aniern sich zu verbreiten begannen, ging ihm jeder Sinn ab. Er kannte
ie andere Religiosität als die, welche von der hierarchisch organisirten
che gepflanzt und geleitet wurde und streng in die gesetzlichen Formen
Kirche sich kleidete. In dieser Religiosität war er erzogen. Es war
i auch persönlich ernst mit ihren Uebungen. Ihr düsterer, gesetzlicher
rakter, welcher gegen die Freiheit und Freudigkeit des neu gepredigten
ngelischen Glaubens einen so schroffen Gegensatz bildete, entsprach auch
em eigenen Temperamente: es lag auf ihm ein Zug des Trübsinns,
Erbtheil seiner geisteskranken Mutter. Diese Richtung seines Innern,
er schon auf den Thron mitbrachte, hat ihn, den größten Monarchen
Christenheit, nach allen Arbeiten seiner fürstlichen Politik und nach
gem Kampf mit denjenigen religiösen Mächten, die er nicht verstand,
Ende seiner Laufbahn ins Kloster geführt. Innig aber verbanden sich
ihn mit seiner religiösen Ueberzeugung auch wieder die politischen Ge-
tspunkte: er mußte als Regent auf Einheit des Glaubens und Kirchen-
mes in seinen Staaten halten, welche auch abgesehen davon schon genug
iespältige Elemente in sich schlossen; als Kaiser sah er sich hiezu der
nzen Kirche gegenüber berufen; überdies wurde ihm die freie evangelische
wegung von Anfang an auch als directe Feindin des bürgerlichen Ge-
sams und der politischen Ordnung dargestellt.

Ein Eingehen auf das Dringen nach tiefer Reform des christlichen
aubens und Lebens oder auf die deutsch-nationalen Tendenzen gegen
m war also nicht von ihm zu erwarten.

Dennoch wollte und konnte er auch keineswegs unselbständig in die
nde der Papisten sich geben.

Er wußte als Kaiser und als Herrscher in Italien recht wohl, was
Absichten und Gefahren von Seiten des Papstthums seiner eigenen
icht und seinen Rechten drohten. War ihm doch von dort her schon
Erwerb der Kaiserkrone so sehr wie möglich erschwert worden. Mit
Eifersucht des Papstes gegen seine Gewalt verbündete sich die Politik

des französischen Königs gegen die gefürchtete Uebermacht der spanisch-habsburgischen Monarchie. Auch für seine spanische Regierung war es wichtig, kirchliche Zugeständnisse vom Papst im Interesse der königlichen Alleinherrschaft herauszuschlagen. Die religiöse Bewegung gegen Rom ließ sich nun als kräftigstes Mittel für sein politisches Verhältniß zum Papste gebrauchen. Ein Gesandter Karls in Rom rieth ihm schon im Mai, nach Deutschland zu gehen und einem gewissen Martin Luther einige Gunst zu erweisen, der durch seine Predigten dem römischen Hof Besorgniß einflöße.[1]) — In dieser Beziehung waren also die Gründe, auf welche deutsche Politiker, wie Sickingen, ihre Hoffnungen bauten, doch berechtigt.

Auch für die äußeren kirchlichen Mißbräuche, über welche geklagt wurde, für die Beschwerden der Staatsmänner und deutschen Reichsstände über die römischen Eingriffe und Erpressungen und für die Aergernisse, welche das Verderben des Clerus gab, hatte der Kaiser bei aller Hingebung an die festen, überlieferten Grundordnungen des äußeren Kirchenthums ein offenes Auge. In Spanien war wirklich bereits an Reformen unter dem Clerus von seiner Regierung die Hand gelegt worden. Maßregeln dieser Art wünschte auch sein früherer Lehrer, Cardinal Hadrian, der in jenem beifälligen Brief an die Löwener Theologen (oben S. 281) so verächtlich über Luthers Theologie aburtheilte; zu große Rücksicht auf die höchste Autorität des Papstes hemmte diesen nicht: er verwarf ausdrücklich die Lehre von der päpstlichen Infallibilität. Karls ehemaliger Erzieher und einflußreichster Minister, Wilhelm von Croi, Herr von Chievres, galt, wie in politischen, so auch in kirchlichen Dingen für einen Mann friedlicher Vermittlung und Mäßigung; dabei sahen in ihm die Niederländer und Deutschen einen billigen Vertreter ihrer Interessen: als er während des Wormser Reichstags 1521 starb, hieß es, er sei durch spanisches Gift umgebracht. Erasmus und Andere klagten, der Kaiser sei in der Gewalt der Bettelmönche, und meinten hiermit namentlich seinen Beichtvater, den gewandten Franziskanermönch Glapio, dessen Inneres nach einer Aeußerung des Erasmus so versteckt war, daß es einer schwerlich in zehnjährigem Umgang durchschauen könne. Auch Glapio aber war gar nicht ein bloßes Werkzeug des päpstlichen Stuhles. Der eigene Einfluß ging ihm noch über den des Papstes; er hätte gern selbst als kirchlicher Politiker eine Rolle gespielt; er rühmte sich auch, wo er es angemessen fand, seines eigenen Interesses für Reformen.[2])

Der Kaiser mußte ferner in seiner Behandlung der kirchlichen Angelegenheit auf diejenigen Reichsfürsten, welche von seinem religiösen Standpunkte abwichen und der neuen Bewegung sich zuneigten, doch immer Rücksicht nehmen: vor Allem auf Friedrich den Weisen, der im Rathe der Reichsstände das höchste persönliche Ansehen genoß und dessen Stimme bei

er Kaiserwahl das größte Gewicht für Karl hatte. Die Kämpfe mit rankreich und Italien, welche sich für ihn voraussehen ließen, forderten hon seit dem Anfang seiner Regierung alle Vorsicht, daß er nicht im genen deutschen Reich mit bedeutenden Gliedern sich verfeinde. Späterhin amen dazu auch noch Anläufe der Türken, gegen welche er die geeinte ilfe des Reichs bedurfte. — Von Jugend auf lernte er diese so ver=hiedenartigen Gesichtspunkte in seiner Ueberlegung vereinigen.

Man betrachtet es mit Recht als ein besonderes Verhängniß für nsere Nation, daß sie in jenem wichtigsten Moment ihrer Entwicklung ein aupt über sich gesetzt hatte, das nach seinem Charakter und seinen Ver=ältnissen so gar nicht dazu angethan war, die in ihr erwachten Kräfte usammenzufassen und zu ihrem Ziele hinzuleiten, und daß dann für sie ben aus jenem Moment ihre größte innere Zerrissenheit und hiedurch rzeugte Schwächung hervorgegangen ist. Wir gehen dieser Betrachtung nd den Fragen, was unter einem andern Kaiser durch Luther hätte gewirkt erden mögen, hier nicht weiter nach. Nur daran sei andererseits erinnert, aß ebendieselbe Schickung — freilich erst unter langen, schmerzlichen rfahrungen und wie durch einen anfänglich nicht verstandenen Zwang nsere Nation gelehrt hat, den geschiedenen christlichen Bekenntnissen im roßen eine Gleichberechtigung innerhalb der Einen nationalen und staatlichen emeinschaft zuzugestehen und hiemit zwischen dem weltlichen und geistlichen ebiet eine Trennung praktisch anzuerkennen, die in Wahrheit schon aus en Principien der neuen evangelischen Lehre selbst floß und die doch auch en Vorkämpfern dieser Lehre erst durch den geschichtlichen Gang als onsequenz derselben klar zum Bewußtsein gebracht werden mußte.

Mit unmittelbarem Bezug auf Luther und den Verlauf seines eigenen ebens und Wirkens aber haben wir hier noch mehr eine andere Fügung u beachten, die wir dann durch diesen ganzen Verlauf hindurch verfolgen önnen. Während nämlich ihn selbst seine ganze Geistesrichtung, seine ildung und sein Temperament zu Nichts weniger als zum Politiker und Diplomaten machte, ja während er die Mittel politischer Klugheit und Gewalt geflissentlich von sich wies, wurde sein Wirken in den Gang einer erkwürdig vielgestaltigen kirchlichen und staatlichen Politik hineingezogen; nd ganz ohne sein Dazuthun wurde dann dieser Gang von der höheren Hand, auf die er allein vertrauen wollte, also gelenkt, daß trotz aller feindlichen äußeren Mächte und trotz der Abneigung des Kaisers ihm doch immer eine friedliche Stätte, ein freies Wort und ein fortschreitender Erfolg einer Arbeit gewahrt blieb.

Die nächste und wichtigste Wendung in seiner Angelegenheit war, daß iese jetzt wirklich vor Kaiser Karl gezogen wurde, — daß er selbst mit inem Bekenntniß vor Kaiser und Reich gestellt werden sollte. Schon hier

aber griffen im Verhalten des Kaisers zu ihm jene verschiedenartigen Momente ein, welche für die Entschließungen desselben in Betracht kamen. Es blieb für ihn und seine Freunde sehr im Dunkeln, was dieser eigentlich mit ihm vorhabe.

Für seine Niederlande hatte Karl V., wie wir sahen, bereits den Befehl gegeben, daß man Luthers Bücher gemäß dem päpstlichen Urtheil verbrenne. Die päpstlichen Legaten drangen auf alle Weise in ihn, daß er ein gleiches Edikt für das deutsche Reich ergehen lasse. Aleander scheute kein Mittel, auf ihn einzuwirken und ihn auszukundschaften, suchte namentlich kaiserliche Sekretäre, Räthe und Diener durch Geld für seine Zwecke zu gewinnen.

Allein zu jenem ersten Befehl war der Kaiser mit seinen Ministern ohne die ihnen sonst eigene reifliche Ueberlegung durch Aleander gebracht worden; dieser rühmte selbst, wie er sie durch List und Raschheit dazu fortgerissen habe. Sie waren weiterhin vorsichtiger. Die Aufregung, die man in Deutschland fürchten müsse, konnte auch Aleander nicht leugnen; Er schickte selber nach Rom Schilderungen davon.[1])

Dazu wandte sich nun Friedrich der Weise an den Herrn von Chievres und Karls anderen Berather, den Grafen Heinrich von Nassau, mit dem Ersuchen, daß der Kaiser Nichts gegen Luther handeln oder vornehmen lasse, er sei denn zuvor verhört worden. In einem Schreiben (aus Oppenheim) vom 28. November, das jedoch erst in der dritten Woche des Dezembers bei Friedrich eintraf, erwiderte ihm der Kaiser selbst: er möchte diese Sache, aus der viel Zerrüttung erwachsen könne, gerne beilegen, wolle deshalb während des nach Worms ausgeschriebenen Reichstags Luther dort durch gelehrte und verständige Personen genugsam verhören lassen und werde darauf halten, daß ihm Nichts wider Recht geschehe. Der Kurfürst möge ihn deshalb nach Worms mitbringen, solle aber ernstlich dafür sorgen, daß derselbe mittlerweile in keinerlei Weise Etwas gegen den päpstlichen Stuhl schreibe oder ausgehen lasse. Zugleich sprachen jene beiden Räthe dem Kurfürsten ihre Hoffnung aus, daß in Worms diese Sache sich mit guten Mitteln werde stillen und ganz abthun lassen. Ihren Brief erhielt Friedrich noch vor dem des Kaisers. Er ließ sogleich durch Spalatin bei Luther anfragen, was dieser zu thun vorhabe, falls er vom Kaiser vorgeladen würde; Spalatin verhehlte dabei nicht, daß die Widersacher ihre Anschläge gegen ihn mit allen Mitteln beschleunigen. Noch ehe Luther erwidern konnte, ließ der Kurfürst seine eigene Antwort an die Räthe und an den Kaiser (unter dem 14. und 20. Dezember) abgehen. Er schrieb: seit er sein Ersuchen an Jene gerichtet, habe man wider sein Erwarten die lutherschen Bücher auch in Cöln und Mainz verbrannt, wovon, wie er meine, wenigstens die Rücksicht auf ihn hätte abhalten sollen; vielleicht habe bereits

auch Luther hiegegen Etwas gethan" (er wußte jedenfalls am 20. Dezember, daß die Verbrennung der Bulle durch Luther wirklich erfolgt war); durch Solches Alles erscheine ihm diese Sache schon zu weit gewachsen und fortgeschritten; es müßte ihm schwer fallen, darauf hin Luther mit sich auf den Reichstag zu bringen; der Kaiser möge ihn mit diesem Auftrag gnädig verschonen. Offenbar wagte er von einem Erscheinen Luthers vor dem Kaiser nichts Gutes mehr zu hoffen. Auf die Forderung, Luther von weiteren Schritten abzuhalten, entgegnete er, daß er Luthers Schreiben und Predigen überhaupt nie habe vertreten wollen, sondern diesem ganz überlasse, sich selbst zu verantworten; ihm sei nur darum zu thun, daß die Wahrheit an den Tag komme und offenbar werde, ob Luther geirrt habe. Inzwischen hatten neue Nachrichten und Einflüsse auch den Kaiser umgestimmt. Mit dem kurfürstlichen Schreiben vom 20. Dezember kreuzte sich ein neues kaiserliches aus Worms vom 17., welches erklärte: da Luther bereits dem Banne verfallen, über alle Orte, an die er komme, das Interdict verhängt und Jeder, der mit ihm handle und wandle, mit dem Banne bedroht sei, möchte, wenn derselbe nach Worms käme, hieraus dem Reich ein merklicher Vorwurf bei andern Nationen erwachsen; der Kurfürst solle ihn nur wenn er widerrufen wolle, mitnehmen und auch dann nicht bis Worms, sondern bloß bis Frankfurt oder an einen andern Ort, sonst aber ihn daheim lassen, bis zwischen dem Kaiser und Kurfürsten mündlich über ihn verhandelt werde. [1])

Luther war es unterdessen überlassen, ganz von sich aus zu entscheiden, was er zu thun wage. Und er erklärte noch an dem Tage (21. Dezember), an welchem er Spalatins Anfrage erhalten hatte: „Ich werde, wenn man mich ruft, kommen, so weit an mir liegt, ob ich mich auch krank müßte hinführen lassen, denn man darf nicht zweifeln, daß ich vom Herrn gerufen werde, wenn der Kaiser mich ruft; greifen sie zur Gewalt, wie es wahrscheinlich ist, — denn dazu, um belehrt zu werden, lassen sie mich nicht rufen — so muß man dem Herrn die Sache befehlen; denn noch lebt und regiert derselbige, der die drei Knaben im Feuerofen des Königs von Babylon erhalten hat; will der mich nicht erhalten, so ist mein Kopf ein Geringes verglichen mit Christus, der mit großer Schmach, Aergerniß und Verderben für Viele ist getödtet worden. Denn hier darf man nicht nach Gefahr oder Rettung fragen, sondern muß dafür sorgen, daß wir das Evangelium, das wir begonnen, den Gottlosen nicht zum Spott werden lassen und den Widersachern nicht Grund geben zum Rühmen wider uns, als wagten wir nicht zu bekennen was wir lehren, und fürchteten uns, dafür unser Blut zu vergießen; solche Feigheit bei uns und solches Rühmen bei Jenen wolle der barmherzige Christus abwenden. Ob es gleich also geschehen müßte, daß die Könige der Erden und die Fürsten sich zu Haufen versammeln und

sammt den Völkern toben wider den Herrn und seinen Gesalbten (
1 ff., Apgesch. 4, 25 f.), so lehret doch der Geist in demselbigen
daß selig seien, die auf den Herrn trauen; und nicht allein das,
der Herr wird Jene verlachen und ihrer spotten. Wir haben
nicht zu bestimmen, ob aus meinem Leben oder aus meinem Tode
oder weniger Gefahr für das Evangelium und das gemeine Wohl
werde ... Nur die eine Sorge liegt uns noch ob, Gott darum zu
daß nicht Karls Kaiserthum mit meinem oder irgend eines Andern
zum Schutz für die Gottlosigkeit sich in seinem ersten Thun befleckt;
würde, wie ich oft gesagt, viel lieber allein durch die Hände der
umkommen, damit nicht Jener mit den Seinigen in diese Sache
werde. Du weißt, welches Unheil den Kaiser Sigismund nach
mordung verfolgt hat ... Da hast du meinen Rath und wie ich
bin. Nimm von mir Alles an, nur nicht daß ich fliehe oder
fliehen will ich nicht, widerrufen noch viel weniger. Dazu gebe
Herr Jesus Kraft ... Lebe wohl und sei stark in dem Herrn." [1])

Mit Bedauern vernahm Luther dann, daß der Kaiser von
rufung nach Worms abgestanden sei. Er wußte auch, daß die
dieselbe hintertrieben, damit er statt dessen einfach verurtheilt und
werde.[2]) Aleander hatte sich, schon während er mit dem Kaiser
war, gegen jedes Eingreifen des Reichs in diese kirchliche und
Kirche bereits entschiedene Angelegenheit verwahrt: nur das kirchliche
theil müsse vollzogen werden.

Indessen schien in der ersten Hälfte Januars die Sache doch wieder
sich anzulassen, daß von Seiten des Kaisers erst noch weitere Versuche
Luther gemacht werden sollten und er doch noch persönlich vernommen
werden könnte.

Kurfürst Friedrich war am 5. Januar in Worms eingetroffen,
der Kaiser sich bereits befand. Die Reichsstände waren auf den 6.
einberufen, kamen jedoch erst allmählich zusammen. Da müssen nun
gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft Aeußerungen von
des Kaisers zugekommen sein, welche ihn hoffen ließen, daß dieser
Angelegenheit in Gnaden vornehmen, ja wohl auch ihn noch vor den
tag bescheiden werde, und auf welche hin er sofort Luther selbst zu
Erklärung veranlaßte, die einem günstigen Verlauf der Sache dienen
Wir ersehen dies zwar nicht aus direkten Berichten von Worms,
aber aus einem Schreiben Luthers an seinen Fürsten vom 25. Jan
wobei wir bemerken, daß die Mittheilungen aus Worms, auf welche
sich bezieht, gegen vierzehn Tage Zeit brauchten, bis sie in Wittenberg
gelangt waren. Darnach hat Luther, der noch vier Tage zuvor
Freund über das Unterbleiben der kaiserlichen Citation geschrieben

nmehr mit „gar demüthigem Dank und Gefallen“ des Kurfürsten „gnä-
ge Anzeigung“ davon vernommen, „was Römischer Kaiserlicher und
ispanischer Königlicher Majestät, seines allergnädigsten Herrn, Bedenken
nd Meinung in seiner Sache sei.“ Er freue sich, schreibt er, von Herzen,
ß der Kaiser die Sache, welche Gottes, gemeiner Christenheit und der
nzen deutschen Nation Sache sei, zu seiner kaiserlichen Majestät nehmen
olle. Deshalb erklärt er, indem er ein Exemplar seines schon vor einem
ahr an den Kaiser gesandten „Erbietens“ (oben S. 313) beilegte, daß
: fort und fort Alles zu thun und zu lassen bereit sei, was er mit christ-
chen Ehren und gemäß genugsamen Gründen der heil. Schrift thun und
ssen könne. Dann bittet er den Kurfürsten, sich beim Kaiser dahin zu
rwenden, daß er mit freiem Geleit vor aller ihm drohenden Gewalt ver-
hen und daß die Sache frommen, gelehrten, unverdächtigen Männern und
ar Geistlichen und Weltlichen befohlen werde, die in der Bibel wohl
egründet wären und zwischen göttlichen und menschlichen Geboten zu unter-
heiden wüßten. So sei er in demüthigem Gehorsam bereit, auf den Reichs-
ag zu kommen und mit Hilfe des Allmächtigen sich dermaßen zu erzeigen,
ß männiglich in Wahrheit erfahren solle, wie er bisher Nichts aus
revlem Willen und zeitlicher Ehre wegen, sondern Alles seinem Gewissen
ch als armer Lehrer der heil. Schrift Gott zu Lob, zu Heil gemeiner
hristenheit und der ganzen deutschen Nation zu gute gethan habe. Der
urfürst wolle zusammt Kaiserlicher Majestät ein christliches Auge und Ein-
hen haben auf den hochbeschwerten Stand der ganzen Christenheit. —
er Brief ist so abgefaßt, daß er geeignet war, dem Kaiser selbst präsen-
rt zu werden. [1])

Allein von erfreulichen Absichten und Aeußerungen Kaiser Karls
kam Luther Nichts weiter zu hören. Diejenigen Mittheilungen seines
urfürsten an ihn, welche sein Schreiben veranlaßten, können nicht viel
runb gehabt haben. Während dieselben nach Wittenberg unterwegs waren
m 16. Januar), wußte Friedrich seinem Bruder, Herzog Johann, nur
m bösen Berathungen zu berichten, die, wie er höre, täglich gegen Doktor
artinus gepflogen werden, damit er in die Acht gethan würde; „das“,
reibt er, „thun die mit den rothen Hütlein und die Römer mit ihrem
nhang“. Eine Aeußerung Aleanders, den Friedrich hiebei vorzugsweis
: Auge hatte, war auch Luthern — wohl schon zugleich mit jenen Mit-
eilungen — durch Spalatin aus Worms geschrieben worden; derselbe
lte gesagt haben: „Wenn ihr Deutschen, die ihr von Allen am wenigsten
eld dem Papst zahlt, das römische Joch abwerft, werden wir dafür sorgen,
ß ihr euch unter einander mordet, bis ihr im eigenen Blut untergeht“.
chher, laut eines Briefs vom 9. Februar, hatte er erfahren, daß in
orms noch Nichts gegen ihn geschehen sei; von Seiten der Papisten werde

wüthend auf sein Verderben hingearbeitet; doch sei — so schrieb Spalatin — bei Andern auch so viel gute Gesinnung fürs Evangel daß zu hoffen sei, er werde nicht ungehört verurtheilt werden. Wä der folgenden Wochen zeigen Luthers Briefe keine nähere Kenntniß Wormser Vorgänge.

Dort schwankten die Berathungen und Verhandlungen sehr. Al den letzten Tagen des Februar der Reichstag eröffnet worden war, Friedrich, wie er an Johann schrieb, trotz der rothen Hütlein und Anhangs doch dem allmächtigen Gott vertrauen, daß die Wahrheit an Tag kommen solle. Jene arbeiteten mit allen Mitteln und namentlich Kaiser selbst, während Karls politische Räthe mit Rücksicht auf die hältnisse auf keinen voreiligen Schritt sich einlassen wollten: neben Rücksicht auf Unruhen in Deutschland kam für sie besonders auch die zw hafte Stellung des Papstes mit Bezug auf das Verhältniß zwischen dem K und König Franz fortwährend in Betracht.

Da lief in Worms eine neue päpstliche Bulle gegen Luther ein, wo dieser verstockte Ketzer der verdienten Strafe preisgegeben und über Orte, wo die Ketzerei sich zeige, das Interdikt verhängt werden solle; fe ein an den Kaiser gerichtetes Breve, in welchem der Papst nachdrü forderte, daß keinen Augenblick mehr der Pest Raum gelassen werde diejenigen, welchen die Gewalt hiezu anvertraut sei, den Vollzug des p lichen Urtheils gebieten. Zugleich ließ sich der Papst zu verschied Zugeständnissen gegen den Kaiser und Gefälligkeiten gegen dessen Beicht herbei; namentlich zog er eben jetzt gewisse Verfügungen zurück, durch w er den Gebrauch der Inquisition in Spanien für die Zwecke des königli Absolutismus beschränkt hatte: von derartigen Vereinbarungen machten höchsten Gewalten der Christenheit die Entscheidung über die größten Fra dieser Christenheit und der deutschen Nation abhängig.

Nunmehr ließ der Kaiser im Reichstag das Breve verlesen Aleander vor demselben sprechen.

Dieser hielt hier am 13. Februar, dem Aschermittwoch, eine dreistün Rede. In geschickter Zusammenstellung trug er Luthers ketzerischste Sä vor, in welchen gegen Gott im Himmel, die Engel und Heiligen, die Ki und den heiligen Vater, die kaiserliche Majestät und alle weltliche Herrsch gefrevelt werde. Den Widerspruch Luthers gegen das göttliche Recht Papstherrschaft berührte er nur kurz, indem er die Behauptung, daß Griechen den Papst nie als Haupt der ganzen Christenheit anerkannt hab durch Berufung aufs Florentiner Concil vom Jahre 1439 meinte entkräf zu können. Den größten Nachdruck legte er darauf und kam darauf im wieder zurück, daß Luther so wie einst die Böhmen gegen die kirchli und kaiserlichen Gesetze sich auflehne, den Huß und Hieronymus von P

aus der Hölle wieder ins Leben rufe, das Constanzer Concil lästere, überhaupt die heiligen Concilien verachte und, während er an ein Concil appellirt habe, dem Erkenntniß eines Concils sich nicht unterwerfen wolle. Dagegen, daß man ihn, den Verurtheilten, erst noch hören und dabei gar Laien mitreden sollten, protestirte er lebhaft: der Kaiser selbst, sagte er, wisse, daß er in Sachen des Glaubens nicht zu erkennen habe und viel weniger andere Laien. Von denjenigen Artikeln Luthers, die er speziell aushob, erklärte er, daß sie allein schon werth wären, daß man ihretwegen tausende von Ketzern verbrenne. Indessen richtete er selbst seinen Antrag an Kaiser und Reich nur dahin, daß sie gebieten sollten, Luthers Bücher zu verbrennen. Ueber den Vollzug der Strafe an Luthers Person sich zu äußern, hielt er nicht für rathsam.

Aleander rühmte sich eines großen Erfolgs, den seine Rede gehabt habe, und hatte wohl Ursache dazu, wenn er auch denselben übertrieb. Er mochte mit manchen jener Sätze Männer erschrecken, welchen Luther bisher nicht so schwarz geschienen hatte, und mit dem Hinweis auf die Böhmen und Luthers Verachtung des Constanzer Concils hatte er denjenigen Punkt ausgehoben, an welchem auch freier gesinnte deutsche Christen sich stoßen mußten: wir werden sehen, wie nachher vollends alles Gewicht auf Luthers Stellung zu den Concilien fiel. Am meisten durfte er seines Eindrucks auf den Kaiser gewiß sein, der innerlich nie ein Gefühl für Luthers Sache hatte. Wir hören, daß derselbe um jene Zeit einen Brief Luthers zerriß und auf den Boden warf: es war wohl eine Abschrift jenes eben zur Vorlage an ihn bestimmten Briefes vom 25. Januar. Aleander schickte den Brief nach Rom und bat, ihn in der Bibliothek des Vatikan zu verwahren.

Dennoch kostete es den Legaten auch jetzt noch große Mühe, die kaiserlichen Räthe zu einem Beschluß zu bringen.

Ja eben jetzt ließ sich Karls Beichtvater Glapio noch zu gar merkwürdigen vertraulichen Erklärungen über Luther gegen den sächsischen Kanzler Brück herbei. Dieser knüpfte im Auftrag des Kurfürsten mit ihm ein Gespräch an und sie hatten mehrere Tage nach einander lange geheime Conferenzen mit einander. Da sagte Glapio freundlich und salbungsvoll: er sei ursprünglich dem Bruder Luther gar nicht abgeneigt, habe vielmehr bei ihm aus seinen früheren Schriften ein edles Gewächse vermerkt, welches nutzbare Früchte für die Kirche tragen möchte, und finde sogar in seinem Buch „Von der christlichen Freiheit" großen Verstand, Kunst und Geist. Nur Luthers Buch von der babylonischen Gefangenschaft habe ihn sehr erschreckt und betrübt; er wolle nicht glauben, daß Luther sich zu diesem bekennen wolle, könne auch seinen Stil darin nicht wiederfinden. Luther solle dieses Buch verleugnen oder wenigstens widerrufen und sagen, er habe sich dazu durch Zorn über seine Widersacher fortreißen lassen. Glapio stellte

auch eine Reihe von Sätzen aus der genannten Schrift und ferner ei
aus Luthers „Rechtfertigung der verdammten Artikel“ (Assertio articulo
siehe oben S. 407) zusammen, deren Widerruf unerläßlich sein werde
waren wesentliche Bestandtheile seiner Lehre von der christlichen Ki
kirchlichen Ordnungen und Gesetzen, Sakramenten, allgemeinem Priestert
u. s. w.; seinen Widerspruch gegen das göttliche Recht des Papstth
hob jedoch Glapio nicht hervor, sondern nur das, daß Luther das P
thum gar fürs Reich des Antichrists erkläre und den Papst, in welchen
früher den Stellvertreter Christi anerkannt habe, jetzt einen Ketzer und Te
schelte; Luthers Sätze über die innern Vorgänge und Bedingungen bei
Aneignung des Heils zog er gar nicht bei. Wenn nun, sagte er, Lu
Jenes widerrufe, so werde dann seinen früheren Schriften und an
Sätzen sich leicht ein besserer Sinn beilegen lassen und sie würden Bes
behalten. In dieser Weise wollte Glapio dafür sorgen, daß, wie er
ausdrückte, Luthers gute Waare, die fast bis in den Hafen geb
sei, nicht verschlagen werde. — Er gab zu, daß manche Gegner Lut
Unrecht gethan und ihn nicht verstanden haben; so bemerkte er, daß
in diesen Tagen ein Dominikanermönch Ambrosius dem Kaiser eine Sc
gegen Luther zugeschickt habe, in welcher ihm schon an zwanzig solcher
verständnisse aufgestoßen seien („ei“, fügte er bei, „was wird der angeri
haben, wenn das Buch vor Dr. Luther kommt“). — Für den Fall,
Luther jene Punkte zurücknehme, erachtete es Glapio für leicht, das Ur
des Papstes über ihn umzuändern. Ohnedieß hielt er, wie er sagte,
Verfahren gegen Luther für unbillig, bei welchem dieser nicht selbst ge
würde, ja hielt es für billig, daß seine Sache in die Hände redlicher,
ständiger und unparteiischer Männer in Deutschland gegeben werde. D
rieth er, daß Luther sich ja nicht aus seines löblichen Herrn Land und S
wegbegeben möge. Gern hätte er mit dem Kurfürsten selbst geredet, wo
jedoch dieser nicht einging. In Betreff des Kaisers versicherte er,
dieser den Legaten, welche täglich auf den Befehl zur Verbrennung
Luthers Büchern dringen, noch nicht nachgegeben, ja selbst auch an Schri
Luthers vor der über die Babylonische Gefangenschaft etlichermaßen Gefa
gehabt habe; und er scheute sich nicht im Widerstreit mit Aleanders Rei
tagsrede auszusprechen: der Papst sollte nicht sagen, daß der Kaiser k
Befugniß in solchen Dingen habe. Als bestes Mittel für den Streit zwis
Luther und dem Papst, welches er auch schon dem Herrn von Nassau vo
schlagen habe, bezeichnete er das, daß fromme, gelehrte, unverdächtige Mä
bestellt würden, vor welchen Luther an einer gelegenen Stätte erschei
und deren Entscheidung sowohl er als auch der Papst sich unterwe
sollte; bis dahin sollte Luther stillschweigen und seine Schriften mit Besc
belegt, aber bei einem Unparteiischen deponirt werden. Er erkundigte

), wie weit es von Wittenberg nach Worms sei, und hoffte, daß, m der Kurfürst gegen drei Wochen zur Reise gebraucht habe, man Luther ch eine Post schneller werde herholen können.

Daß Glazio sich hier doppelgängig benahm, ist keine Frage. Zur ichen Zeit erwarb er sich Aleanders Wohlgefallen und Lobsprüche von m aus. Auch der Rath, den er wiederholt gab, daß Luther die säch- hen Lande nicht verlassen möge, hatte gewiß nicht Luthers Sicherheit n Zweck; er wollte vielmehr vorbeugen, daß derselbe andere Beschützer suche, i welchen er für die öffentliche Ruhe gefährlicher würde als unter dem ifen gewissenhaften Friedrich. — Allein sein tiefes Eingehen in jene rhandlungen ließe sich nicht erklären, wenn er nicht statt der Verurthei- ig Luthers, welche Aleander forderte, eine friedliche Beilegung seiner che durch Widerruf jener mit dem bestehenden Kirchenthum unverträg- en Sätze für möglich gehalten und wirklich gewünscht hätte. Ein solcher derruf hätte den Papst nicht zufriedengestellt, aber er hätte genügt, um die kirchlichen Tendenzen des Kaisers Luther ungefährlich zu machen: hätte er dann nicht selbst gar noch als Werkzeug für diese gebraucht den können? Luther wäre hiemit auf den Standpunkt derjenigen- nner zurückgetreten, welche beim Kampf gegen das Papstthum ebenso die Concilien des vorigen Jahrhunderts im übrigen dem überlieferten chenthum treu bleiben wollten: und mit solchen konnte unter Umständen h der Kaiser sich verbünden. Konnte so viel erreicht werden, so war t Glapio daneben an einer Entscheidung über die tieferen Heilslehren, welchen Luther ausgegangen war, wohl nicht viel gelegen. Es war der That für die kaiserlichen Räthe von hohem Werth, zu versuchen, ob Kurfürst sich bestimmen lasse, auf den von seinem Schutz abhängigen, so schwer bedrohten Luther kräftig einzuwirken.

Doch Friedrich war zu einer Besprechung mit Glapio, wie gesagt, t zu bewegen und ließ auch seinen Kanzler durchweg Zurückhaltung n ihn beobachten. Er wollte jene Vorschläge nicht, wie Glapio wünschte, an Kaiser bringen: denn sonst werde man dafür halten, daß sie ihm selbst ge- n; er aber wolle sich nicht nachsagen lassen, daß, wie es dann wohl geschehen ite, Luthers Sache durch ihn beschwerter würde, denn sie vorher gewesen.

Jene Verhandlungen waren also erfolglos. Beim Kaiser drangen päpstlichen Gesandten jetzt so weit durch, daß er ein ganz in ihrem n abgefaßtes Edikt den Reichsständen vorlegen ließ. Darnach sollte er als ein vom Papst verdammter offenbarer Ketzer nicht weiter gehört, ern seine Bücher verbrannt und er selbst behufs weitern rechtlichen fahrens gegen ihn gefangen gesetzt werden.

Darüber schwebte bis Ende Februars die Entscheidung bei den Ständen. Frankfurter Gesandte berichtete am 20. Februar, wohl unmittelbar

vor der Vorlage des Edikts, nach Hause: „Der Mönch macht viel Arbeit; es möchte ihn ein Theil ja gern ans Kreuz schlagen; fürcht', er wird ihnen kaum entrinnen, allein ist zu besorgen, wo es geschehe, er wird am dritten Tage wieder erstehen." Das Edikt erregte heftige Debatten unter den Fürsten. Jene Besorgniß konnten doch auch die kaiserlichen Räthe nicht los werden; auch von auswärts liefen über die Stimmung in Deutschland Warnungen ein. Andererseits schürte namentlich auch Eck wieder: am 17. Februar erhielt Aleander ein Schreiben von ihm, und unter dem 18. richtete er eine Mahnschrift an den Kaiser, daß, nachdem einst Karl der Große den Nacken der Sachsen unter den Glauben gebeugt habe, nicht jetzt unter dem größten Karl der Sachse Luther Andere vom Glauben abbringen dürfe.[1])

Luther erfuhr aus Worms nur, daß fortwährend heftig gegen ihn gearbeitet werde, doch noch kein Ergebniß erreicht, aber, wie er nach einem Schreiben des Kurfürsten am 7. März dem Link meldete, „die Sache noch nicht im Neste der Papisten sei."

In seiner Nähe vollzogen jetzt die Bischöfe von Meißen und Merseburg die päpstliche Bulle an seinen Büchern: ganze Wagenladungen derselben kamen ins Feuer.

Ihn aber störte auch nicht die Unruhe des Wartens in seiner innern Sicherheit und in seinem gleichmäßig fortgehenden Wirken.

Hatte der Papst ihn ausgestoßen, so fühlte er sich dadurch jetzt nur vollends um so freier. Auch an die Satzungen seines Mönchthums achtete er sich nicht mehr für gebunden; namentlich ließ er sich durch klösterliche Uebungen, wie Horenlesen und Anderes, die Zeit für wirkliche Berufsarbeiten nicht mehr rauben. Er äußerte hierüber gegen seinen Freund Lange: von des Ordens und des Papstes Gesetzen bin ich gelöst und excommunicirt kraft der Bulle; das nehme ich mit Freuden an; nur im Mönchs-Kleid und Haus bleibe ich noch.[2])

Von Staupitz (vgl. oben S. 402) hatte er jetzt erfahren, daß derselbe zu einer Erklärung sich herbeigelassen habe, durch welche er dem Urtheil des Papstes sich unterwarf und welche demnach für eine völlige Verleugnung der Sache Luthers genommen werden konnte. Mit liebreichem Schmerz, aber voll eigener Festigkeit sprach dieser ihm sein Bedauern über eine solche Schwäche aus. Staupitz hatte ihn an die Pflicht der Demuth erinnert. Er erwiderte ihm: „Bei dir ist zu viel Demuth, bei mir zu viel Stolz; ob man aber auch bisher schweigen und sich demüthigen sollte, — werden wir, ich beschwöre dich, nicht jetzt, da der liebste Heiland in der Welt zum Spott wird, für ihn streiten und unseren Hals hinstrecken? Jetzt gilt das Evangelium »Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater«; mag ich des Hochmuths, Mordes und aller Laster schuldig erfunden werden: wenn ich nur nicht gottlosen Stillschweigens mich schuldig mache! Durch solch Bekenntniß hoffe ich aller meiner

nden los zu werden; darum habe ich mit Freudigkeit meine Hörner auf-
ichtet wider den römischen Götzen; willst du nicht folgen, so laß doch
h gehen und fortgerissen werden." [1])

Mit Vergnügen vernahm er, daß an verschiedenen Orten die Bulle
himpft und zerrissen worden sei. In Wittenberg trieben die Studenten
tnachtspossen mit dem Papst und den Cardinälen, während Aleander in
rms zu seiner Aschermittwochsrede sich rüstete; Luther meinte, das habe
Papst wohl verdient, der selber die größten Fürsten, ja den Herrn
ristus zum Spott und Spiel mache. — Zur selben Zeit aber legte er
en die gewaltthätigen Pläne Huttens seine schon oben erwähnte Ver-
hrung ein. [2])

Die deutsche Rechtfertigungsschrift für seine von der Bulle ver-
nmten Artikel wurde, wie wir oben gesehen, damals im Druck fertig.

Zugleich ließ er in der ersten Hälfte des Februars einen kurzen
Unterricht für die Beichtkinder" drucken, welche ihr Beichtvater
zen der Lectüre seiner Bücher ausforschen und zur Auslieferung der-
en nöthigen wolle. Auch zur Abfassung dieses Schriftchens hatte Spalatin
angeregt. Er will darin Solchen Anweisung geben, welche in ihrem
wissen von der Richtigkeit seiner Lehre überzeugt, aber vielleicht seinen
dersachern gegenüber noch schwach seien und deshalb versucht sein könnten,
en ihr Gewissen Etwas zu thun. Diesen sagt er: sie sollen jenes Aus-
schen von sich abweisen und dem Beichtiger erwidern, daß für das, was
verschweigen, sie selbst die Gefahr übernehmen; halte ihnen der Beicht-
er die Bulle vor, so sollen sie ihm entgegenhalten, daß diese von vielen
mmen Leuten nicht geachtet werde, daß des Papstes Urtheile sehr wankelhaft
sein pflegen, daß sie daher auf einen solchen Sand sich nicht treiben
sen wollen; versage ihnen dann der Beichtvater die Absolution, so sollen
fröhlich und sicher sein derjenigen Absolution, die Gott auf ihr Begehren
en gebe; wo aber starke Gewissen seien, die die Wahrheit zu bekennen wagen,
die sollen frei sagen, daß sie die Bücher nicht lassen wollen und daß
n Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Versage einem der Priester
ßer der Absolution auch das heil. Abendmahl, so bitte man ihn erst demüthig;
lle das nicht helfen, so lasse man fahren Sakrament, Altar, Pfaffen und
chen; denn das göttliche Wort, das in der Bulle verdammt werde, sei mehr
m alle Dinge: seiner möge die Seele nicht entbehren, wohl aber könne
des Sakraments entbehren, indem Christus, der rechte Bischof, selber
stlich mit demselben Sakrament sie speisen werde. Endlich bittet Luther
e Prälaten und Beichtväter, nicht mit Gewalt ins Volk zu dringen und
Gewissen zu martern, — „auf daß sie nicht eine Ursache erregen, zu
gen und wiederum zu forschen, woher sie die Gewalt haben und wo die
mliche Beichte herkomme, daraus denn ein Aufruhr möchte erfolgen, der

ihnen zu schwer würde." „Denn", sagt er, „obwohl solche Beichte das allerheilsamste Ding ist, weiß man doch wohl, wie der Pelz auf den Aermeln steht [sie war ihm doch nur menschliche Ordnung]; darum noth sein will, daß solch heilsam Ding nicht durch Frevel, Stürmen, Gewalt der Regenten anhebe zerrüttet zu werden; Stürmen ist an sein Ende gekommen; sehet euch vor und seid weise." [1])

Zur selben Zeit ließ er ferner seiner Feder wieder freien Lauf gegen Emser. Schon im vorigen Herbst war eine zu Rom gedruckte lateinische Schrift des Italieners Thomas Rhadinus, nämlich eine „Rede an die Fürsten und Völker Deutschlands gegen den die Ehre der Nation schändenden Ketzer M. Luther" bekannt geworden, welche man in Leipzig sehr pries und nachdruckte und in welcher nun Luther und Melanchthon ein Werk Emsers zu erkennen vermeinten, der seinen „Geifer" unter einem falschen Namen einführe. Die Entgegnung darauf übernahm Melanchthon und führte sie ernst und gediegen in einer seiner kräftigsten Schriften aus. Als aber von einer neuen deutschen Streitschrift Emsers, die zunächst gegen Luthers Büchlein „An den Adel" sich richtete, die Kunde und auch schon die ersten Druckbogen nach Wittenberg kamen, warf sich Luther selbst wieder auf ihn. Er vermuthete, Emser handle auf Antrieb des Herzogs Georg, der auch beim kursächsischen Hof gegen ihn wüthe, und wollte ihn um so weniger ungestraft lassen. Im Januar ließ er ein paar Blätter: „An den Bock zu Leipzig" ausgehen, mit der Versicherung, daß jener fälschlich meine, er fürchte sich vor seinen Hörnern, weil er auf seine letzten Angriffe geschwiegen habe; er möchte vielmehr auf sein leichtfertiges Drohen antworten: „Lieber Esel, schlag nicht aus!" Emser ließ sogleich eine kurze Antwort erscheinen: „Auf des Stiers zu Wittenberg wüthende Replik"; am meisten mußte Luther in ihr dadurch verletzt werden, daß ihm Emser hier (wie derselbe auch sonst schon gethan) seine Aeußerung vor der Leipziger Disputation: das Ding sei nicht in Gottes Namen angefangen, so verdrehte, als ob er bekannt hätte, sein eigen Werk nicht in Gottes Namen begonnen zu haben. Luther erwiederte mit einer Schrift: „Auf des Bocks zu Leipzig Antwort." Nachdem endlich Emsers Buch: „Wider das unchristliche Buch Luthers an den deutschen Adel u. s. w." fertig geworden und im Februar an Luther gelangt war, verfaßte dieser eine ausführliche „Antwort auf das überchristliche, übergeistliche und überkünstliche Buch des Bock Emsers", welche gegen Ende des März zur Versendung kam. Schon die Titel dieser Schriften lassen erkennen, in welchem Stil von beiden Seiten geschrieben, von Emser verklagt, von Luther gespottet wurde. Die letztgenannte Schrift Luthers hat jedoch bleibenden Werth durch die in ihr wiederholte Erörterung und biblische Begründung seiner Lehre vom allgemeinen Priesterthum der Christen

o vornehmlich durch ihre Erklärungen über die rechte Auffaſſung und slegung des Sinnes der heil. Schrift überhaupt. Emſer wollte nämlich es allgemeine Prieſterthum, für welches Luther beſonders auf 1. Petr. 2, 9) ſtützte, mit Hilfe der herkömmlichen Annahme eines doppelten Schrift- nes, eines geiſtlichen und eines buchſtäblichen, beſtreiten. Dagegen wurde ſe jetzt von Luther, der einſt auch in ihr herangebildet worden und ihr geben war, als eine willkürliche, menſchliche Erfindung verworfen; er gte namentlich, daß der Ausſpruch des Paulus vom tödtenden Buchſtaben d lebendigmachenden Geiſte 2. Kor. 3, 6 mit ihr Nichts zu ſchaffen habe. o fordert er, daß man die Worte der Schrift einfach nehme, wie ſie dem fachen Wortſinn nach ſich ſelbſt geben; denn der heilige Geiſt ſei „der ereinfältigſte Schreiber und Redner, der im Himmel und auf Erden ſei, darum ch ſeine Worte nicht mehr denn einen einfältigſten Sinn haben können"; lle einer Ausſage der Schrift, wie gewiſſen, altteſtamentlichen Vorbildern, den ihrer nächſten, geſchichtlichen Bedeutung etwa noch eine höhere zu- mmen, ſo müſſe auch dies der Geiſt Gottes in der Schrift klar ausge- rochen und ausgelegt haben. Nur die klaren Sprüche der Schrift mit rem einfältigen Wortſinn könne man zum Streit brauchen; jener angebliche iftliche Sinn, den Emſer aufblaſe, halte nicht Stich. Luther wußte, wie el hieran für den ganzen Gebrauch der Schrift als Quelle und Norm der eilswahrheit liege, — wie man bei jener herkömmlichen Annahme und lethode entweder in reine Willkür hinein gerathe oder von den kirchlichen utoritäten, die den angeblichen anderen Schriftſinn auslegen, geknechtet rde. Er hat damit auch für jede wiſſenſchaftliche Auslegung der Schrift n erſten Grundſatz ausgeſprochen. Auch er hat dann wohl noch in erbau- hen und redneriſchen Ausführungen manches kühne Allegoriſiren ſich erlaubt; er für den Beweis des Glaubens hat er ſtrenge nur dem klar vorliegenden fachen Schriftſinn treu zu bleiben ſich bemüht und von ihm auch alle llkürlichen Gloſſen der angeſehenſten Kirchenväter zurückgewieſen. Hin- tlich jener apoſtoliſchen Ausſage vom Prieſterthum aller Chriſten erwie- te er nachher (auf der Wartburg) eine neue Entgegnung Emſers noch t einem Schriftchen, das er ſelbſt einen „durch den allergelehrte- n Prieſter Gottes erzwungenen Widerruf ſeines Irr- ums" betitelte, in welchem er aber ſeinen Gegner vielmehr noch ſchärfer vies. Emſer behauptete nämlich, daß nach Petrus' Sinn von einem ſtlichen Prieſterthum, das man freilich allen Chriſten beilegen könne, das entlich ſogenannte Prieſterthum, welches das leibliche Prieſterthum kirchlichen Prieſterſtandes ſei, unterſchieden werden müſſe. Luther er- derte, jenes Wort des Petrus ſei vielmehr von der ganzen Prieſterſchaft verſtehen, welche in der Chriſtenheit ſei; denn jenen ſogenannten kirch- en Prieſtern gebühre eben gar nicht der Prieſtername, werde ihnen auch

von der Schrift nirgends beigelegt, sondern die Schrift nenne jene nur Diener, Wächter oder Aelteste, Priester aber nenne sie alle Getaufte und Gläubige. Er wolle wohl den herrschenden Brauch hingehen lassen, daß nach alter, menschlicher Gewohnheit jener geschmierte und beschorene Haufe Priester heiße; aber sie sollen wenigstens die heil. Schrift nicht auf ihren Tand reißen und die Christen nicht mit falschem Schrecken durch göttliche Worte bedrohen und nach ihrem Muthwillen zwingen.[1])

Als ein neuer Gegner Luthers hatte sich seit Ende des vorigen Jahres der vielgewandte und auf mancherlei Gelehrsamkeit pochende, dabei volksthümlich derbe, plumpe und rohe Franziskanermönch Thomas Murner erhoben. Vorher waren von ihm Predigten und satirische Schriften gegen die sittlichen Verderbnisse und Thorheiten der Zeit und insonderheit des Klerus ausgegangen, ohne daß er übrigens selbst eine tiefere, sittlich religiöse Grundlage gezeigt hätte. Jetzt bekämpfte er Luther als einen Zerstörer des Glaubens und der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung. Noch im Jahr 1520 erschien auch von ihm wie von Rhadinus und Emser eine Entgegnung auf Luthers Buch an den Adel in einer an den Adel gerichteten Aufforderung, den christlichen Glauben gegen Luther zu beschirmen. Luther erfuhr dann noch von zwei weiteren Schriften, die derselbe gegen ihn losgelassen habe. Er antwortete ihm aber nur nebenher im Schlußtheile seiner Schrift gegen das „überchristliche Buch Bock Emsers". Da vertheidigt er gegen Murner seine Auffassung vom Wesen der Kirche, will sich aber in keine weitere Verhandlungen mit ihm einlassen, da Jener anstatt schriftgemäßer Gründe nur viele Worte vorbringe. Murner machte nachher auch gegen Luther die Satire zu seiner Hauptwaffe (1522 erschien sein Gedicht „Vom großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat"); Anhänger der Reformation kehrten die gleiche Waffe gegen ihn; Luther selbst fand es nie der Mühe werth, sich wieder mit ihm einzulassen.

Ernster als die Erzeugnisse eines Emser oder gar eines Murner nahm Luther die „Apologie für die Wahrheit des christlichen Glaubens", welche der angesehene thomistische Theolog Ambrosius Catharinus in Rom „gegen die gottlosen und sehr verderblichen Irrlehren Mart. Luthers" zum Schluß des Jahrs 1520 herausgab. Sie war dem Kaiser Karl gewidmet und bei jenen Gesprächen Glapios mit Bruck soeben in Worms eingetroffen. Wir hörten (S. 422), daß Glapio selbst Schlimmes befürchtete, wenn sie in Luthers Hände komme. Dieser erhielt erst am 6. oder 7. März ein Exemplar derselben durch W. Link zugeschickt und verfaßte im Laufe des Monats eine lateinische Gegenschrift. Er dedicirte sie dem Link: zur Vergeltung, wie er sagt, dafür, daß dieser ein solches monströses Machwerk, in dessen Schmutz er fast versinke, an ihn geschickt und nicht lieber dem Pegnitzfluß oder dem Gott Vulkan verehrt habe. Er beklagt jedoch, daß in Deutsch-

land bisher Alles, was den Namen Roms oder Italiens an der Stirne trage, wie ein Götze angebetet worden sei und darum jene übermüthigen Menschen den „deutschen Barbaren und Klötzen" immer Schändlicheres zu bieten wagen. Und nun will er dem Catharinus gegenüber sich nicht erst lange mit denjenigen Ketzereien und angeblichen Widersprüchen beschäftigen, welche ihm dieser in Menge vorgeworfen habe, noch mit denjenigen Fragen über das Papstthum, bei welchen dieser noch stehe: denn er selbst sei darüber schon weit hinaus; schon stehe er dabei, daß der Papst der Antichrist sei: das sei bereits erschlossen und müsse nur noch weiter verhandelt und auseinandergesetzt werden. Nach solchem Eingang aber gibt er zuerst eine scharfe, dialektisch gehaltene Entwickelung über die Grundfrage in Betreff der Kirche: er bestreitet die alte, von Catharinus wiederholte Behauptung, daß dieselbe nach Matth. 16 aufs Papstthum gebaut sein müsse, will vielmehr für ihr Fundament nur den geistlichen, unsichtbaren Felsen Christus anerkennen, welchem gemäß auch sie selbst geistlichen, unsichtbaren Wesens sei. Und zugleich weist er die Einwendung zurück, daß man von einer solchen Kirche ja nicht wissen könnte, wo in aller Welt Etwas von ihr vorzufinden wäre, und daß man eben deshalb einen Papst brauche, damit die Kirche an einem bestimmten Orte sich finden lasse. Diesem Mißverständniß gegenüber ist neben seinem Buch gegen Alveld (oben S. 318) besonders seine gegenwärtige Schrift wichtig. Jene Kirche ist nach ihm dennoch eine wirkliche, in der Welt gegenwärtige, im Fleisch lebende Gemeinde, ohne darum an bestimmte Orte und Personen gebunden zu sein. Man kann auch recht wohl erkennen, wo sie in der Welt existire: an der Taufe, am Sakramente des Abendmahls und vor Allem an dem Evangelium, das in ihr verkündigt wird; denn die Stimme des Evangeliums erschallt nicht, wo nicht heiliger Geist ist, und durchs Evangelium, ja durch dieses allein, wird die Kirche geboren, ernährt, erzogen, gestärkt, bewaffnet, erhalten; wo das Eine Evangelium ist, da ist Ein Glaube, Eine Liebe, Ein Geist; wo das Evangelium nicht ist, wie in der Synagoge der Papisten und Thomisten, da ist auch nicht die Kirche Christi, ob man gleich tauft und vom Altare ißt. Und nun fährt Luther fort: „ich leugne dennoch nicht die Papstkirche und ihre Gewalt, da wir vielmehr über Nichts Anderes, Christum ausgenommen, ein so groß Zeugniß in der heil. Schrift haben als über sie". So will er denn die Zeugnisse über sie dem Catharinus vorführen: es sind aber die Zeugnisse, in welchen der Antichrist angekündigt werde. Luther hat in solche Ausführungen der Prophetie, wie sie jetzt folgen, nur zu vereinzelten Malen sich eingelassen, so wenig es ihm an dem Scharfsinn und auch an der Phantasie fehlte, womit Andere dies zu allen Zeiten versucht haben; die anderen Gegenstände der Lehre und Predigten waren ihm wichtiger; was jene betrifft, so war und blieb für ihn nur das im Allgemeinen eine

hochwichtige Wahrheit, daß ein Antichristenthum gemäß göttlicher Verheißung kommen müsse, und das Thatsache, daß dieses wirklich im Papstthum erschienen sei. Doch jetzt also führt er weiter aus, was darüber auch im Einzelnen die Schrift offenbare. Daniel (8, 25 ff.) verkündige, daß, nachdem vier große Königreiche dahin gegangen seien, ein Dunkel von Uebertretungen einbrechen werde und alsdann dastehen werde ein König mächtig von Angesicht (oder vielmehr, wie Luther es faßt: von Angesichtern) und klug von Rathschlägen, der da werde mächtig sein und doch nicht durch seine Kraft, und werde verwüsten das Volk der Heiligen und Glück haben mit seinem Betrug und sich erheben in seinem Herzen, bis er werde zerbrochen werden ohne Hand (Luther hat verschiedene Worte, auf die er hier Gewicht legt, später selbst anders übersetzt). Das, sagt Luther, sei derselbe, der nach 2. Thess. 2, 3 ff. sich über Gott erhebe, wirkend mit satanischen Kräften. Jene Uebertretungen und Verdunklungen seien dieselben, welche Paulus ankündige 2. Tim. 4, 3 ff. und Petrus 2. Petr. 2, 1 ff. und der Judasbrief. Erfüllt werde die Weissagung in der Verkehrung des ganzen Evangeliums durch gottlose Menschenlehren und Menschengebote, — in dem Papst, der über Gottes Wort sich setze. Das letzte jener Reiche sei das römische gewesen, das nur dem Namen nach an die Deutschen übergegangen sei; in jenem sei das Papstthum geboren und es sei mit seiner Bosheit offenbar geworden, nachdem jenes hinweggethan — nach 2. Thess. 2, 7 f. Zum Beleg für die Erfüllung zählt Luther alle Gräuel päpstlicher Lehre und Praxis auf. Indem er ferner jene „Angesichter" des Widerchrists auf die verschiedenen Formen und Larven römischen Aberglaubens und römischer Heuchelei deutet, kommt er hier zuletzt auf die Universitäten, durch welche der allerärgste Schaden gestiftet, nämlich das göttliche Wort selbst zum Mittel des Betruges gemacht werde, und zieht für sie auch die Weissagung Offenb. Joh. 9 bei, wo ein Stern vom Himmel fällt, die Brunnen des Abgrunds durch ihn geöffnet werden, daraus in dickem Rauch Heuschrecken mit der Kraft von Skorpionen aufsteigen, und über sie ein König regiert mit Namen Apollyon, d. h. Verderber. Luther meint: der Stern möge den Thomas von Aquin bedeuten, der Rauch die leeren Worte und Meinungen des Aristoteles und der Philosophen, die Heuschrecken das Volk der Universitäten, der Apollyon den Meister Aristoteles. Wie aber jener König bei Daniel soll „ohne Hand zerbrochen" und jener Mensch der Sünde 2. Thess. 2, 8 von Christus bei seiner Wiederkunft durch den Geist seines Mundes soll umgebracht werden, so erklärt Luther zum Schlusse seiner Schrift: „der Papst und sein Reich werden also, so elendiglich sie sich davor fürchten, nicht durch Laien zerstört werden (denn sie sind dieser milden Strafe unwerth), sondern aufbehalten für die Zukunft Christi, dessen allerärgste Feinde sie sind; denn also muß untergehen, wer gegen Alles sich er-

hebt mit dem Geiste des Satans, auf daß der Geist den Geist tödte und die Wahrheit den Trug offenbar mache; denn Lüge offenbar machen heißt sie zerstören." So sehr war jetzt für Luther das, was er gegen die gewaltthätigen Pläne eines Hutten damals äußerte, eine Sache der Ueberzeugung und des Glaubens. Je teuflischer ihm das Papstthum erscheint, desto mehr nur sind ihm der Geist und das Wort die einzigen siegesgewissen Waffen gegen dasselbe. Je höher es sich aufblähte, desto mehr sah er darin ein Zeichen, daß es seinem Ende entgegengehe und der Herr selbst mit seinem Tag und dem Geist seines Mundes nahe sei. — In einem wieder an Link gerichteten Nachworte seines Buches bezieht sich Luther noch auf jenes Versprechen seiner Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft zurück, wonach seinem dort gegebenen Widerruf ein zweiter Theil folgen sollte, dergleichen die Papisten noch nie vernommen hätten; er sagt: „ich meine dies jetzt durch meine Auslegung des Daniel vortrefflich erfüllt zu haben". [1])

Dem Volk wurde der Gegensatz zwischen Christus und dem Papst als Antichrist eben jetzt durch Bilder vor Augen gehalten, welche der Maler Lukas Cranach der Aeltere entworfen hatte und welche, in Holz geschnitten, mit kurzen, von Luther verfaßten Textesworten ausgingen, unter dem Titel: Passional Christi und Antichristi. Sie stellten (wie übrigens Aehnliches auch schon in früheren Zeiten auf Bildern vorkommt) jene beiden in sechsundzwanzig verschiedenen Situationen einander gegenüber: z. B. Christus mit der Dornenkrone und den Papst mit der dreifachen Papstkrone, Christus wie er Andern die Füße wascht, und den Papst wie er die seinigen sich küssen läßt u. s. w. Unter den Bildern Christi standen jedesmal biblische Sprüche, unter denen des Papstes Aussprüche der kirchlichen Rechtsbücher. So sollte, wie es am Schlusse heißt, „des geistlichen, fleischlichen Rechtes Grund in einer Summe zum gemeinen Nutzen der Christenheit angezeigt werden." Das Buch erschien anonym. Prinz Johann Friedrich, der den Verfasser kannte, sprach dem Spalatin sein Wohlgefallen über dasselbe aus. [2])

Auch eine neue Streitschrift des Silvester Prierias wurde Luthern durch Link zugeschickt. Er erhielt sie während der Herausgabe seiner Schrift gegen Catharinus, in deren Eingang er noch geäußert hatte: Silvester, der erste seiner thomistischen Gegner, sei verstummt wie eine Spitzmaus. Im Nachwort dieser Schrift erklärt er dann, er habe diesem Neues nicht zu erwiedern. [3])

Ferner vernahm er, daß unter den Löwener Theologen Latomus gegen ihn sich rüste. Dieser gab eine Schrift heraus, in welcher er jene Verdammung der lutherschen Lehre durch seine Fakultät begründen wollte. Luther wurde mit ihr noch im Frühjahr bekannt. [4])

So heftig fühlte sich Luther in jenen Tagen des Wartens und der Gefahr fortwährend auch durch die literarischen Kämpfe umgetrieben. Er

äußerte damals: Herkules habe mit einer Hydra zu thun gehabt, er müsse ihrer zehen bestehen. Und auch die leidenschaftliche Heftigkeit, zu welcher er selbst sich fortreißen lasse, fühlte er. Wir sahen längst, wie er die Vorwürfe von Gegnern hierüber zurückwies und auch von einem Spalatin sich in seinem Eifer nicht wollte Einhalt thun lassen. Doch einem anderen Freunde gestand er damals: „Mit Recht mahnst Du mich an Bescheidenheit; ich fühle das selbst auch, aber ich bin meiner nicht mächtig; es reißt mich ich weiß nicht was für ein Geist dahin, während ich mir bewußt bin, Niemanden übel zu wollen; aber Jene drängen mich so wüthend, daß ich auf den Satan nicht genug Acht habe; darum bete für mich zum Herrn, damit ich das, was für Ihn und für mich, nicht das, was für Jene sich ziemt, denken, reden und schreiben möge". Aehnliches bekannte er auch seinem für ihn besorgten Kurfürsten. [1])

Die Arbeiten seines Berufes im einfachen, ruhigen Dienste des göttlichen Wortes hat er trotz dem Allem auch jetzt nicht still stehen lassen.

Fortwährend predigte er zweimal täglich: in den Predigten über das 1. Buch Mose kam er bis zum 32. Kapitel, in denen über die Evangelien bis zur Verkündigung Johannes des Täufers.

Jenen ersten Theil seiner Postille (oben S. 303 f.) gab er jetzt heraus; er dedicirte sie unter dem 3. März dem Kurfürsten, der ihn so gern mit solchen Werken beschäftigt sah: er hoffe, sagt er hier, nicht mehr auf Frieden, wolle aber nach dem Vorbilde des heiligen Mannes Nehemia mit der einen Hand bauen, während er in der anderen das Schwert bereit halte zum Kampf mit seinen Arabern.

Fort und fort schrieb er ferner an seiner Erklärung des Psalters; dazwischen äußert er, sie werde ihm zum Ekel, weil sie zwar den Sinn seines Erachtens treffe, aber gar zu wortreich und chaotisch ausfalle; auch einen „garstigen Fehler" führt er einmal an, der ihm in dem schon gedruckten Theile begegnet sei: er sei damals, wie auch sonst, durch vielerlei Geschäfte zu zerstreut gewesen. [2])

Seit den letzten Tagen des Februars endlich machte er sich an eine erbauliche Auslegung des Lobgesangs der Maria Luk. 1, 46 ff. Er bestimmte sie für den jungen Fürsten Johann Friedrich, welchem er mit ihr noch für seinen freundlichen Brief vom 20. Dezember (oben S. 399) danken und welchem er auch als künftigem Regenten jenes „geistliche, reine, heilsame Lied der züchtigen Jungfrau" eigens ans Herz legen wollte. So spricht er zu ihm in der dem Büchlein vorangestellten Dedikation (vom 10. März): Fürsten vor allen müssen lernen, wie sie so gar Nichts denken können, wo Gott es ihnen nicht eingebe; sie sollten vor Anderen Gott fürchten, während ihre Macht und Ehre sie so leicht vermessen mache, ja gar wie Thiere in Lüsten und Willkür dahinfahren lasse; da singe nun

ochgebenedeite Mutter Gottes aufs allerlieblichste von Gottesfurcht und Gott für ein Herr sei und welches seine Werke seien in den hohen niedern Ständen. Bei seiner Arbeit an diesem Lobgesang war er ich mit ganzer voller Seele. Man empfindet in seiner Auslegung sein stes Leben und Streben, so wie er von Maria sagt, daß sie dort aus eigenen Erfahrung rede, darinnen sie durch den heiligen Geist sei er- tet und gelehret worden. Ihr nach verkündet er den Gott, der da am Höhesten, und sehe doch herunter auf die Niedrigsten. Er preist den Menschen, der, wie Maria, in der Tiefe und Noth auf diesen traue und Gottes Werk süßiglich in sich erfahre, so daß ihm das vor Freuden übergehe und vor großem Wohlgefallen an Gott hüpfe springe. Er ermuntert zu dem Glauben, der alle Dinge vermöge und Erfahrung göttlicher Werke und hiedurch zur Gottesliebe und zu gött- n Lob und Lobgesange gelange. Und als den rechten und ganzen ben stellt er denjenigen dar, mit welchem die Seele auch da bei Gott in Gottes Liebe und Lob aushalte, wo Gott sich verberge und seiner Glanz an sich ziehe, und mit welchem sie ohne Sucht eigenen Genusses sich genügen lasse, daß Gott dennoch gut sei. Voll und lieblich strömt Rede dahin, ihrem Texte folgend; sie ist ohne Herbheit und Heftigkeit, wo er das arme Volk wegen der vielen Verführung bedauert und vor en Predigern warnt. Wir haben hier wieder eines derjenigen Erzeugnisse ers, welche jedes unbefangene religiöse Gemüth unwillkürlich ansprechen, ifen und erheben werden. So schrieb er, während er zu gleicher Zeit schärfsten Erklärungen über den römischen Antichrist gegen Catharinus rbeitete. Von jener Auslegung wurden indessen nur drei Bogen, d. h. der dritte Theil, im Manuscript und zugleich im Drucke fertig, bis seine Arbeiten der Ruf nach Worms unterbrach. [1]) —

Er wurde jetzt wirklich zu einer Vernehmung vor den Reichstag fen: freilich nicht in dem Sinn, in welchem er es gewünscht hatte.

Mit Anfang des März nämlich hatten die Reichsstände in Worms über ein Gutachten in seiner Sache auf das ihnen vom Kaiser vor- te Edikt hin geeinigt. Sie gaben jenem Edikt gegenüber dem Kaiser edenken, wie der gemeine Mann an vielen Orten deutscher Nation in lei Gedanken, Phantasieen und Vornehmen hineingerathen und gewachsen und wie deshalb fast mehr Unruhe und Empörung als Gehorsam und ht zu erwarten wäre, wenn so scharfe Mandate in die Nation aus- n sollten, ohne daß Luther vorgefordert würde. Demnach beantragten diesen allerdings, und zwar mit freiem Geleit hin und zurück, zu einer ehmung durch gelehrte, sachverständige Männer einzuberufen. Das en sie jedoch, wie sie ausdrücklich sagen, also verstanden haben: er solle darüber gefragt, keineswegs aber mit ihm darüber disputirt werden,

ob er zu den Schriften und Artikeln, die er gegen den von ihren Väte
ererbten Glauben habe ausgehen lassen, sich bekenne und darauf behar
wolle oder nicht; wofern er die widerrufe, solle er in andern Punkten m
Sachen ferner gehört und, was billig sei, darin verfügt werden; wo
aber auf allen oder etlichen Artikeln, die wider die christliche Kirche u
wider ihren und ihrer Vorväter bisherigen Glauben seien, bestehen u
verharren wollte, so wollen sie sämmtlich bei ihrer Väter Glauben o
fernere Disputation bleiben und denselben handhaben helfen und der Kais
möge deshalb dann die nöthigen Befehle ausgehen lassen.

Der Kaiser meinte mit seinem ersten Antrag an den Reichstag n
mit derjenigen Bestimmung, unter welcher die Stände jetzt die Vernehmu
Luthers beantragten, den Vertretern des Papstes genug gethan zu habe
er erklärte den Ständen, daß er ihren Vorschlag gnädiglich annehme. Sch
am 6. März fertigte er die Citation für Luther aus; er hatte anfan
es wenigstens noch vermeiden wollen, durch eigene kaiserliche Schrift
herzurufen, und dem Kurfürsten Friedrich angesonnen dies zu thun; d
hatte es aber abgelehnt, weil Luther ja auf kaiserlicher Majestät und d
Stände Beschluß vorgefordert werden solle. Der Kaiser konnte, indem
so selber zu dem vom Papst verurtheilten Ketzer sich in Beziehung set
dann auch nicht umhin, ihn zu tituliren: „Ehrsamer, Geliebter, Andächtiger.“
Als Zweck gab die Citation nur an, daß mit Luther wegen der bisher v
ihm ausgegangenen Lehren und Schriften Untersuchung (scrutinium) vo
genommen werden sollte.“ Binnen ein und zwanzig Tagen nach Empfa
der Citation sollte er sich in Worms stellen. Dafür wurde ihm sicher
Geleite zur Hin- und Rückreise zugesagt. Unmittelbar vorher hatte d
Kaiser den Ständen noch die Frage vorgelegt, ob nicht schon jetzt Luther
Bücher, weil sie gegen den heiligen Glauben seien, ungesäumt durch Feu
oder Wasser sollten hinweggethan und ob nicht, falls er nicht binnen d
festgesetzten Zeit erscheine und demnächst revocire, alsdann gegen ihn al
einen offenbaren Ketzer procedirt werden solle. Und schon unter dem 10.
März war ein kaiserliches Mandat abgefaßt, welches diese Bücher wenigsten
sogleich den Obrigkeiten zu überantworten befahl. Die Stände wollte
jedoch, daß dieses Edikt zur Zeit noch nicht ausgehe, daß indessen Luther
mit Predigen und Schreiben innehalte und überhaupt von allen Theile
stille gestanden werde. [1])

Der Kaiser beobachtete so in diesen Verhandlungen ein Verhalten,
bei welchem er neben dem Zugeständniß, das er machte, doch immer di
schärfste Entscheidung gegen Luther sich vorbehielt.

Wie wichtig aber dieses Zugeständniß dennoch war und wie gefährlich
es für Rom werden konnte, fühlte am besten der päpstliche Legat Aleander.
Jene Anrede des kaiserlichen Schreibens an Luther war ihm ein Skandal

Beim päpstlichen Hof gerieth man in lebhafte Unruhe. Vergeblich bat Aleander auch, daß man Luther wenigstens ganz insgeheim herführen und ihn zu Worms im kaiserlichen Palast in Herberge, das hieß in Gewahrsam, nehmen möge.

Die Reichsstände ferner rückten, während sie Luthers Vorladung beantragten, zugleich mit einer reichen gewichtigen Sammlung der alten und neuen Beschwerden deutscher Nation gegen den römischen Stuhl vor. Der Kaiser hatte sich schon in seiner Wahlcapitulation verpflichtet, die Rechte Deutschlands in dieser Hinsicht zu wahren und wiederherzustellen. Die Stände erinnerten in ihrem Gutachten über Luther vom 2. März zugleich hieran und der Kaiser erklärte sich „deß wohl geneigt" und forderte sie zu einer schriftlichen Anzeige der Beschwerden und Mißbräuche auf. Da stellten sie, indem jeder Fürst das Seinige beitrug, eine Schrift zusammen, welche nach Ton und Inhalt großentheils für ein Seitenstück zu Luthers Buch an den Adel mit seinen Angriffen auf Rom hätte gelten können. Noch besitzen wir die speziellen Beiträge, welche Herzog Georg von Sachsen, dieser treue Anhänger des alten Glaubens gegen Luther, dazu gegeben hat: hier redet er doch von dem Ziehen der Pfründen und Gelder nach Rom, von dem unsittlichen Geldhandel, der dort mit geistlichen Dingen getrieben werde, von der parteiischen, drückenden, auf Gelderwerb ausgehenden Disciplin, welche die bischöflichen Officiale ausüben, und von vielen anderen Stücken so scharf wie ein Lutheraner; auch er verlangt, daß man Ablaß nicht mehr für Geld gebe und den Betrug und Lug der Ablaßprediger nicht mehr dulde; ja jenen Officialen und geistlichen Commissären wirft er Schändlichkeiten vor, die wir auch in den schärfsten Schriften Luthers nicht genannt finden. Aleander klagte schon am 28. Februar über die bösen Demonstrationen dieses Fürsten, der, wie er sagt, „einst ganz der unsrige war." [1])

Dazu bekam der Legat fort und fort von Seiten des Reichstags das Verlangen nach einem Concil zu hören, ja auch der kaiserliche Kanzler erklärte ihm, daß er es für unmöglich halte, die Sachen ohne ein Concil beizulegen. [2])

Im Zusammenhang hiermit muß auch jenes Gutachten über Luther aufgefaßt werden. Wir können es hinterher leicht widersinnig finden, daß der Reichstag diesen berufen habe, und doch immer zu einem Widerruf. Viele, welche ernstlich für Abstellung der längst beklagten Mißbräuche und Aergernisse kämpfen, aber vom Glauben ihrer Väter und der gemeinen Christenheit deshalb nicht lassen wollten, hielten eben immer noch einen Widerruf Luthers in Betreff solcher Artikel, welche diesem Glauben wirklich widersprächen, für möglich. Und wie bedeutsam klingt dann der Satz, daß er für diesen Fall „in anderen Punkten und Sachen ferner gehört werden solle." Dabei

wurde noch unbestimmt gelassen, was von seinen Artikeln und Schriften die Stände wirklich in solchem Widerspruch gegen ihren und ihrer Väter Glauben stehen sehen: sie forderten ja nicht etwa einen einfachen Widerruf der vom Papst verdammten Artikel, erwähnten viel mehr die päpstliche Bulle gar nicht. Man nehme hiezu, was sogar ein Glapio über die früheren Schriften Luthers vor seiner „Babylonischen Gefangenschaft" gegen Brück geäußert und wie er die Artikel, die Luther revociren sollte, bestimmt hat. Die officiellen Erklärungen des Reichstags aber ließen die Frage noch viel weiter offen; lutherischerseits wurde ja behauptet, daß die Lehren, deren Bestreitung man Luthern am meisten vorwarf, in Wahrheit nie zum festen, ererbten Glauben der Christenheit gehört haben. Auch das war wichtig, daß nach dem Willen der Reichsstände (sogar des streng katholischen Herzogs von Baiern) zugleich seine Gegner mit ihren Streitpredigten stillstehen sollten: so wenig erschien schon ausgemacht, was wirklich bei ihm verdammlich sei. — War da nicht möglich, daß Luther eine Mehrheit der Stände durch Zurücknahme dessen, was ihr anstößig war, zufrieden stellte und dann sie zum Kampf für eine Reformation gegen Rom sich verband? Für Luther freilich hingen alle seine Sätze und vor Allem diejenigen, in welchen seine Gegner die ärgsten Ketzereien und Lästerungen sahen, aufs Innigste mit seiner Grundüberzeugung zusammen. Wer sie richtig verstand und dabei den ganzen Mann kannte, der durfte freilich keinerlei Widerruf erwarten und konnte deshalb, wenn er auf dem Reichstag erschien, bei der Majorität desselben und beim Kaiser nur die schlimmste Entscheidung für ihn voraussehen.

Das letztere war deutlich genug beim Kurfürsten Friedrich der Fall. Wir müssen aber zugleich die schwierige Lage würdigen, in der er selbst sich befand. Luthers Glaubenszeugnisse hatten ihm wohl das Herz abgewonnen: allein was konnte und durfte er, der einzelne, unter dem Reich stehende Fürst, gegenüber dem Kaiser und Reichstag und mit Rücksicht auf den Frieden und Bestand seiner eigenen Lande thun? und hatte er denn schon, — ja konnte er auch nur schon für sich selbst eine genügende Sicherheit und Klarheit der neuen religiösen und theologischen Erkenntnisse besitzen? Er pflegte in Luthers Sache amtlich zu erklären, es sei ihm überhaupt nur erst um eine unparteiische Ermittlung der Wahrheit zu thun. Demgemäß ging sein Bemühen fort und fort dahin, daß Luthers Sache durch deutsche Richter förmlich und unparteiisch untersucht werde. Als er dies nicht erreichte, wollte nicht er es sein, der ihn zum gefährlichen Gange nach Worms bestimme. Dies war auch die eigentliche Ursache weshalb er jenes Ansinnen, selbst ihn zu citiren, ablehnte; er bemerkte in seiner Antwort auf jenes Ansinnen (ähnlich wie schon in seiner Antwort an Glapio, oben S. 422): er müßte sonst üble Nachrede für sich befürchten, „wo

Luthern etwas Beschwerliches und Nachtheiliges unterwegen zustünde." Er stellte es ganz Luthers eigener Entscheidung anheim, ob er dem gefährlichen Rufe folgen wolle; es war ihm selbst ungewiß, was derselbe thun werde.[1])

Der Abgang der Citation vom 6. März an Luther verzögerte sich mindestens noch um eine Woche. Vorher empfing dieser noch am 16. März Mittheilungen aus Worms von Spalatin, — wohl aus der ersten Woche des März. Luther wurde also zuerst von dem Beschluß, ihn vorzuladen und von der Forderung des Widerrufs, die man an ihn stellen werde, in Kenntniß gesetzt, ohne auch schon den wirklichen Wortlaut der Citation zu erfahren; diese selbst ging erst etwa acht Tage nach dem Datum, unter dem sie erlassen war, an ihn ab.[2])

Er erhielt jene Nachricht am 19. März aus Worms durch Spalatin. Zugleich schickte ihm dieser Artikel zu, welche er werde revociren müssen, ohne Zweifel nach der Zusammenstellung, welche Glapio dem Brück gemacht hatte, und bezeichnete ihm, wie wir aus Luthers Antwort sehen, auch noch Anderes, was er werde zu thun haben. Nach einem Schreiben das Luther an Kurfürst Friedrich wahrscheinlich mit dieser Antwort an Spalatin abgehen ließ, ward ihm auch mitgetheilt, daß ihm das Lehren für künftig verboten werden möchte, zugleich jedoch noch die Frage an ihn gerichtet, ob er einem unparteiischen Richter sich zu unterwerfen bereit wäre.

Ungesäumt, noch an dem genannten Tag, antwortete er. Er gab sich, wie sein Brief an Spalatin zeigt, keinen Augenblick einer Täuschung hin, noch gerieth er ins Schwanken. „Zweifle nicht," schreibt er, „daß ich Nichts widerrufen werde, nachdem ich sehe, daß sie keinen Beweis gegen mich haben, als die Bräuche der Kirche, wie sie erdichten." Dem Kaiser will er antworten, daß er, wenn man ihn bloß eines Widerrufs halber vorlade, nicht kommen werde; denn widerrufen könnte er auch in Wittenberg. Falls ihn dann der Kaiser vor sich rufen würde, um ihn zu tödten, so will er hiezu sich erbieten; denn er wolle, so Christus ihm gnädig sei, nicht fliehen, noch dem Wort Gottes in der Schlacht untreu werden; es sei ihm ja doch gewiß, daß die Blutdürstigen nicht ruhen werden, bis sie ihn umgebracht. Ruhig spricht er daneben mit Spalatin von einer Besetzung der hebräischen Professur in Wittenberg, den Druck seines Lobgesangs der Maria und Anderem. — Dem Kurfürsten erklärte er: er wolle die römische Kirche in Demuth ehren und ihr nichts vorziehen — als Gott und sein Wort. Aufs Predigen und Lehren verzichte er gern, in demselben aber sei er Gottes Geboten unterworfen. Darauf, daß er einen unverdächtigen Richter bekäme, gehe all sein eigen Begehren: er nenne den Erzbischof von Trier oder auch den von Salzburg (bei welchem Staupitz war) oder den Bischof von Freisingen und Naumburg. Einen Widerruf wolle er thun — in den Stücken, in welchen man ihm Irrthum nachweise; „so

ich," sagt er, „je ohne Ursach widerrufen muß, will ichs mit Worten thun und daneben sagen, daß ichs doch anders glaube im Herzen; das wäre ihnen aber eine schlechte Ehre sein." — Auch kurze, erklärende und rechtfertigende Bemerkungen Luthers zu seinen von Glapio ausgehobenen Artikeln, welche unter Luthers Werken sich erhalten haben, sind wohl eben damals von ihm aufgesetzt und nach Worms geschickt worden. [1])

Acht Tage später, am 26. März, dem Dienstag der Karwoche, brachte endlich der Reichsherold Kaspar Sturm, genannt Deutschland, die feierliche Vorladung an Luther. [2]) Die Forderung des Widerrufs war nun doch darin nicht enthalten, wenigstens nicht ausgesprochen. Dem, was man weiter mit ihm vorhaben möge, fragte Luther nicht nach. Er war jetzt sofort zur Abreise entschlossen und machte sich dazu fertig. Am Ostersonntag schickte er die bis dahin gedruckten Bogen des Lobgesangs der Maria an Herzog Johann Friedrich, vergaß auch nicht, eine biblische Frage, welche dieser an ihn gerichtet hatte, noch kurz zu beantworten. Am Montag schrieb er das Nachwort an Link zu seinem Buch gegen Catharinus. Noch am Dienstag, den 2. April, brach er von Wittenberg auf.

Achtzehntes Kapitel.

Luther in Worms.

Spätestens am 16. mußte Luther, wenn er die Citation am 26. des vorigen Monats erhalten hatte, sich vor dem Kaiser stellen. Die Zeit bis dahin genügte gerade, um die Reise ohne unnöthigen Aufenthalt, jedoch auch ohne zu große Anstrengung zurückzulegen. [3])

Luther nahm seinen Freund und Collegen Amsdorf und den begabten jungen pommerschen Edelmann Peter Swaven, der damals in Wittenberg studirte und mit ihm und Melanchthon befreundet war, mit sich. Er wurde ferner, wie es seine Ordensregel forderte, auch jetzt wieder, wie auf seiner Reise nach Augsburg, von einem Wittenberger Ordensbruder begleitet, nämlich diesmal von Johann Pezensteiner aus Nürnberg, einem Allem nach unbedeutenden, übrigens gutmüthigen Manne. Sein Freund Schurf, der Jurist, den man öfters seinen Begleitern beigezählt hat, befand sich schon vor ihm beim Reichstag. Jene vier saßen beisammen in einem Wagen, der eine Decke gegen Sonne und Regen hatte. [4])

Die ganze Fahrt nahm, im direkten Gegensatz gegen die Wünsche des römischen Legaten, einen gewissen öffentlichen Charakter an. Der kaiserliche Herold geleitete sie, vorausreitend. Wie der Kaiser, so hatten auch die verschiedenen Fürsten, durch deren Gebiete der Weg ging, Geleitsbriefe ausgestellt. In Leipzig wurde Luther wenigstens mit der gewöhnlichen

Ehrengabe des Weines vom Magistrat empfangen. In den thüringischen Städten und weiterhin strömte, wie der damals in Weimar lebende Mykonius berichtet, das Volk ihm entgegen, um den Wundermann zu sehen, welcher so kühn wäre und wider den Papst und alle Welt, die diesen für einen Gott halte, sich zu legen wagte.

In Erfurt, wohin Luther sich schon am 29. März seinem Freund Lange angesagt hatte, wurde er bei der Universität, deren Schüler er gewesen war, mit Begeisterung begrüßt. Dort glänzte damals Eoban Hesse als Poet und Lehrer der schönen Wissenschaften. Das Rektorat bekleidete Crotus, der im vorigen Herbst bei einem Besuch in Erfurt als Lehrer festgehalten worden war. Jonas, der als Jurist und jetzt auch als Theolog dort arbeitete, war gleichfalls Luthern schon verbunden und sollte von ihm damals als Lehrer des Kirchenrechts nach Wittenberg berufen werden. Unter den Mitgliedern der theologischen Fakultät eiferte Lange für Luthers Sache, während die Anhänger des Alten sich zurückhalten mußten. So wurde Luther jetzt vom Rektor der Universität an der Spitze eines stattlichen Zuges, darunter vierzig zu Pferd, an der Grenze des städtischen Gebietes feierlich eingeholt. Die Kundgebungen, welche jetzt und gleich nachher in Beschreibungen der Feier von seinen dortigen Verehrern, in Poesie und Prosa, für ihn ausgingen, bilden den Höhepunkt der Theilnahme, welche er überhaupt je im Kreise des Humanismus gefunden hat; neben dem Feuer eines jugendlichen Enthusiasmus fehlte es auch nicht an dem Schwulst und den Uebertreibungen, welche jenen Poeten anhingen. Luther brachte den Sonntag (7. April) in Erfurt zu und hielt eine Predigt über das Evangelium des Tages Joh. 20, 19—23, die von einem Zuhörer niedergeschrieben und wegen der gegen sie erhobenen übeln Nachreden in den Druck gegeben wurde. Von seinem großen Gang nach Worms, von einem ermunternden Empfang durch die Erfurter u. s. w. berührt er darin gar Nichts. Er predigt vom Kern aller Christenlehre — wie man „fromm werde und zur ewigen Seligkeit komme", nicht durch eigene Werke, sondern durch Christus im Glauben; er mahnt, wie die von Christus gesandten Hirten die Schaafe weiden müssen, — indem sie Gottes Wort und den Glauben verkünden. Da wird seine Rede zur Warnung und Strafrede gegen Diejenigen, welche aus der Frömmigkeit äußere Werke und einen Gehorsam gegen des Papstes Gebote machen, — auch gegen Diejenigen, welche den lieben „Aristoteles" einmischen, der doch wider Gott sei. Er sagt: „es sind wohl drei tausend Pfaffen, unter denen man nicht vier rechte findet: Gott erbarme sich über den Jammer"! Auf den alten Einwand, es „vor hundert oder fünfzig Jahren auch gelehrte Leute gewesen" entgegnet er: Ich frage nach der Länge oder Menge Nichts; — ich will die Wahrheit sagen und muß es thun, darum stehe ich hier". Jene Nachreden gegen seine

Predigt haben hiernach nichts Verwunderliches. Soban aber verſich
Luther habe mehr als ein Demoſthenes oder Paulus die Zuhörer ergri
von der Gewalt ſeines Mundes ſeien die Herzen geſchmolzen wie S
vom Hauche des Frühlings, als er vom Lohne des Glaubens und von
Eitelkeit irdiſchen Strebens geſprochen und den Jahrhunderte lang
ſchloſſenen Weg zu des Himmels Gütern gezeigt habe.[1])

Auch in Gotha und Eiſenach predigte Luther. Ein Verbot, dies zu t
war ihm für die Herreiſe nach Worms nicht zugekommen. Denn
Wunſch der Reichsſtände, daß er mit Predigen und Lehren innehalte,
nicht zu einem Edikt für ihn erhoben worden.

Auf dem Weg von Eiſenach bis Frankfurt hatte er, wie er von
aus dem Spalatin erzählt, fortwährend mit Krankheit zu kämpfen:
Satan, ſagt er, habe ihn am Kommen verhindern wollen.

In Frankfurt traf er am 14. April, einem Sonntag, ein.
war ihm und ſeiner Sache beſonders der angeſehene Gelehrte Wi
Neſen befreundet, welcher einer Schule für die Frankfurter Patrizier
vorſtand. Luther übernachtete in dem dieſer Schule gegenüber lieg
Gaſthaus zum Strauß auf dem Kornmarkt. Ohne Zweifel war er d
Neſen zuſammen; er ſoll auch zwei Zöglingen Neſens ſegnend die H
aufgelegt haben. Eine hochbetagte Matrone, Gilbert von Holtzha
Wittwe, begrüßte ihn, ſeine Hand küſſend, und ſchickte ihm zwei
Malvaſierweins. Hier, auf dieſer letzten Hauptſtation vor Worms,
ſich zugetragen haben, was der eben hier wohnhafte Papiſt Cochläu
mals Dechant am Frankfurter Liebfrauenſtifte, in ſpottender und ſchmäh
Abſicht erzählt hat: daß nämlich Luther, wie überhaupt auf ſeiner
in den Herbergen gezecht und auch Muſik getrieben worden ſei,
einmal ſelbſt hell die Laute geſchlagen und Aller Augen auf ſich gerichtet

Noch auf der Reiſe durch Thüringen aber hatte Luther die Na
erhalten, daß jenes kaiſerliche Mandat (vom 10. März) veröffentlicht w
ſei, welches die allgemeine Auslieferung ſeiner Bücher befahl. Da
war ſchon am 26. März in Worms an den Kirchenthüren angeheftet
am 27. öffentlich ausgerufen worden. Bereits fand er es auch i
Städten, durch die er weiter reiſte, angeſchlagen. Laut ſeiner Ci
war er zu einer Unterſuchung in Betreff ſeiner Lehre vorgeladen:
Mandat nahm einfach die päpſtliche Verurtheilung derſelben für endg
es beſagte: die Bücher ſollen überantwortet werden, „dieweil alle in
licher Bullen verdammt und verboten und wider unſern bisher gegla
und gehaltenen chriſtlichen Glauben, Lehre, Satzung und Gebrauch ſei

Der Kaiſer gab kein Motiv an, weßhalb er jetzt doch auf ei
mit dieſer Verfügung hervortrete. Sie wollte jedenfalls Luthern und
Gönnern alle Ausſicht darauf abſchneiden, daß eine Verhandlung übe

Berechtigung oder Verwerflichkeit seiner Lehre noch werde zugelassen werden. Luther sollte entweder von der Reise nach Worms, wo sein persönliches Auftreten ja doch noch gefährlich werden konnte, durch die ihm dort sicher drohende Verurtheilung zurückgeschreckt und dann nur um so gewisser verurtheilt und unschädlich gemacht werden: man hätte ihm vor dem Reichstag Ungehorsam gegen den Kaiser, vor dem Volke Mangel an Muth vorgeworfen; oder sollte die Ueberraschung und Angst, die man ihm bereitete, ohne daß er zu vieler Ueberlegung mehr Zeit hatte, ihn doch noch zum Entschluß seines Widerrufes bringen. Die römisch Gesinnten scheinen meist das Erstere gehofft zu haben; schon hörte man sie triumphirend äußern, er werde nicht kommen. Auch fragte ihn der kaiserliche Herold, ob er dennoch gen Worms zu ziehen gedenke. — Luther selbst erzählt später, er sei da wohl erschrocken und habe gezittert. Aber er zögerte nicht. Aus Frankfurt schrieb er an Spalatin: „ich vernehme, daß ein kaiserlicher Befehl ausgegangen ist mich zu erschrecken; doch Christus lebt und wir werden in Worms einziehen trotz allen Pforten der Hölle und den bösen Geistern, die in der Luft herrschen (Epheſ. 2, 2)."

Unter Luthers Freunden in Worms war Bestürzung und Unschlüssigkeit, was man ihm rathen solle. Wir haben darüber noch ein schriftliches Bedenken, welches Kanzler Brück dem Spalatin aufsetzte. Die Einen meinten: der Kaiser achte laut seines Mandats Luther bereits für einen verdammten Ketzer; einem Ketzer dürfe man nach päpstlichem Recht das Geleit nicht halten; leicht werden die Papisten ein Fündlein finden, den Kaiser zu überreden, daß er dem Luther nur in der zuversichtlichen Erwartung seines Widerrufes Sicherheit bewilligt habe und daß Luther habe wissen müssen, wie wenig ihm ohne einen Widerruf irgend ein Geleit noch sonst Etwas helfen könne; auch werden sie sagen, daß für ihn noch vor seiner Ankunft der vorangegangene Geleitsbrief durch das nachgefolgte Mandat in dem bezeichneten Sinne erklärt worden sei; Luther möge demnach nicht kommen, sondern nochmals um ordentliche Vernehmung bitten. Die Andern vertrauten auf die Fürsten, welche einen Bruch des Geleits nicht dulden würden, und auch auf die Ehrenhaftigkeit des Kaisers, der noch in dem Mandat des von ihm ertheilten sicheren Geleites gedacht hatte; zugleich bemerkten sie, daß eben sein Nichtkommen von allen seinen Widersachern sammt dem Kaiser gewünscht werde; Brück fügt bei: ein spanischer Sekretär habe ihn befragt, ob Luther wohl kommen werde, und sei über seine bejahende Antwort ganz entsetzt gewesen. Spalatin selbst aber schickte eine Warnung an Luther, während dieser schon von Frankfurt heranreiste; er verwies ihn auf das Schicksal des Huß.

Noch eine andere Botschaft kam ihm in Oppenheim zu. Bei seinem Gönner Sickingen, bei welchem Hutten und der Theolog Butzer sich befanden,

war auf der Ebernburg der kaiserliche Beichtvater mit dem kaiserlichen Kämmerer Paul von Armsdorf persönlich erschienen. Sie stellten sich an, als thäten sie den Schritt aus eigenem Antrieb, während sie ihn natürlich nicht ohne Wissen und Einverständniß ihres Herrn und seiner andern Räthe unternehmen konnten. Da sprach Glapio scheinbar sehr unbefangen mit den beiden Rittern über die kirchliche Bewegung. Er wollte, wie Hutten berichtet, durchaus nicht läugnen, daß Luther das Verdienst zukomme, wieder die Thüre in den tiefsten Inhalt der heiligen Schriften geöffnet zu haben. Ja er beantragte, daß Luther, anstatt nach Worms weiterzureisen, mit ihm selbst unter dem sichern Dache Sickingens sich besprechen möge. Es war ihm jedenfalls vor den Wirkungen bange, die der kühne, unaufhaltsame Bekenner in Worms erzielen könnte, und vor den Anschlägen der Ritter zu seinen Gunsten. Ueber die allgemeine Begeisterung des Volkes für Luther hatte auch der kaiserliche Herold zu berichten. Von der Bestürzung, welche sein Kommen bei Vielen in Worms erregte, meldete auch Aleander nach Rom. Und wir dürfen nun dem Glapio bei seinem Antrag nicht etwa einfach die Absicht beilegen, Luther von der Weitereise abzubringen oder so lange unterwegs aufzuhalten, bis die vom Kaiser gegebene Frist verstrichen wäre, — eine Absicht, welche in späterer Zeit Luther selbst vermuthet und dann auf Erzbischof Albrecht zurückgeführt hat. Wie hätte jener dies dem Reichstag gegenüber wagen, wie auch nur die Genehmigung des stets auf Anstand und Ehre haltenden Kaisers für eine so gemeine Intrigue erwarten können? Glapio kann vielmehr nur einen letzten Versuch derselben Art wie in seinen früheren Gesprächen mit Brück beabsichtigt haben. Der vielgewandte, weltkundige und im Umgang mit andern geübte Mann mochte sichs zutrauen, Luther noch im letzten Augenblick durch seine persönliche Einwirkung, durch scheinbares Wohlwollen, Fürsorge für seine Sicherheit und Interesse für das, was in seinen Leistungen Anerkennung verdiene, geschmeidig zu machen zu biegen, oder wenigstens durch seine Vorstellungen ihn einzuschüchtern, zu erschüttern und zu verwirren. Und Sickingen ging auf den Antrag ein, — er ohne Zweifel in bester Absicht, um Luthers gefährliche Lage möglichst zum besten zu wenden. Butzer brachte die Einladung an Luther nach Oppenheim.

So wurde diesem dort noch von Freunden lebhaft zugeredet auf der Fahrt nach dem Orte der Gefahr innezuhalten, ihr mindestens noch durch den Versuch einer Vermittlung vorzubeugen. Aber er kannte nur den geraden Weg. Er erklärte, wie er von Oppenheim aus dem warnenden Spalatin schrieb: er wolle gen Worms, wenn auch so viel Teufel drin wären als Ziegel auf den Dächern; wenn gleich Huß zu Feuer verbrannt worden sei, so sei doch die Wahrheit nicht verbrannt. Dem Butzer erwiderte er: wenn des Kaisers Beichtvater Etwas mit ihm zu reden habe, könne

es in Worms thun. So zog er weiter. Ueber die Stimmung die ihn damals beseelte, äußerte er noch wenige Tage vor seinem Tod: „Ich war erschrocken, fürchtete mich Nichts, Gott kann einen wohl so toll machen; ich weiß nicht ob ich itzt auch so freudig wäre.“ [1])

Am 16. April, einem Dienstag, langte Luther Vormittags um zehn Uhr in Worms an. Er fuhr in seiner Mönchstracht auf offenem Wagen, mit einem Ordensbruder, Amsdorf und Peter Swaven. Voran ritt der kaiserliche Herold, den Wappenrock mit dem Reichsadler umgehängt, sammt einem Diener. Hinter Luthers Wagen folgte zu Pferd Justus Jonas mit einem Diener: er hatte sich an Luther in Erfurt angeschlossen. Eine Schaar reitender Begleiter hatte unterwegs sich um Luther gesammelt; andere ritten aus Worms entgegen, namentlich drei Herren vom kursächsischen Hof. Nach einem Bericht, welchen der Legat Aleander nach Rom schickte, kam der „große Häresiarch“ gar mit etwa hundert Pferden ans Thor der Stadt. Durch die Stadt geleiteten ihn etwa zwanzig Herren und Diener einige vor, die meisten hinter seinem Wagen reitend. Es war, als er durch die Stadt fuhr, die Zeit des Frühmahls, das heißt nach damaliger Sitte, einer ordentlichen Mahlzeit. Dennoch eilte, als der Wächter auf dem Thurm des Doms seine Ankunft mit Trompetenstoß anzeigte, eine Menge Volks herbei ihn zu sehen. Man zählte an zweitausend Menschen, die sich um ihn drängten.

Luther erhielt seine Herberge in einem Hause der Johanniterritter, neben den kursächsischen Räthen Philipp von Feilitzsch (der ihm 1518 in Augsburg zur Seite stand) und Friedrich von Thun; ebendaselbst wohnte der Reichserbmarschall Ulrich von Pappenheim, ganz in der Nähe der Kurfürst Friedrich. [2])

Als Luther dort vom Wagen stieg, blickte er, wie Aleander schreibt, mit seinen „dämonischen“ Augen um sich und sprach: „Gott wird mit mir sein.“ Ein Herr von Hirschfeld und Hans Schott, zwei Herren des kurfürstlichen Hofs, die ihm auch entgegen geritten waren, nahmen ihn auf und führten ihn in die Wohnung.

Die römisch Gesinnten erschracken über seine Ankunft. Seinen Freunden — auch denen, welche vorher über die Folgen ängstlich waren, wie Spalatin, war sein getrostes Erscheinen eine große Ermunterung. Gleich an jenem Tage erhielt er von vielen Grafen und anderen Adeligen, Priestern und Laien Besuche bis tief in die Nacht hinein.

Dem Glapio ließ er sofort melden, daß er jetzt zu einem Gespräch mit ihm bereit stehe. Jener erwiderte aber, jetzt wäre es umsonst. Auf Seiten des Kaisers war beschlossen, jetzt unverzüglich die Entscheidung vor dem Reich herbeizuführen.

Schon am nächsten Morgen vor dem Frühmahl wurde Luther durch Pappenheim auf Abends vier Uhr vor die Reichsversammlung citirt.

Luther machte an diesem Morgen noch einen Krankenbesuch bei Hans von Minkwitz, ließ ihn beichten und reichte ihm das Sakrame

Nachmittags versammelte sich der Reichstag in einem Saal bischöflichen Palastes, wo der Kaiser und sein Bruder Ferdinand Wohnung hatten (dieses Lokal, wo der „Reichsrath" stattfand, heißt d später in Luthers Tischreden „Rathhaus"). Dorthin wurde Luthe Pappenheim und dem Herold Sturm geleitet. Sie führten ihn, wei Volksgedränge auf den Straßen zu groß war, durch den Garten der J niter und auf Seitenwegen; Viele aber suchten auch dort Zugan stiegen auf die Dächer, um Luther zu sehen. [1])

Es verzog sich bis um sechs Uhr, ehe Luther vorgelassen u Damals (wenn nicht erst am folgenden Tage) klopfte ihn nach alter l lieferung der berühmte Kriegsmann und Feldherr Georg von Frund auf die Schulter mit den Worten: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen Gang, einen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Ob auch in unsern allerernstesten Schlachtordnungen nicht gethan haben du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes N fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen." [2])

Als Luther vor dem Kaiser, den Fürsten und andern Reichsst stand, wurde er zuerst durch Pappenheim erinnert, daß er Nichts dürfe, außer so weit er befragt sei.

Ihm gegenüber führte im Auftrag des Kaisers Johann Eck, O des Erzbischofs von Trier, — nicht zu verwechseln mit dem Lei Disputator Eck — das Wort. Als Rechtsbeistände waren ihm einige Ju namentlich sein Freund Schurf, beigegeben.

Eck erklärte ihm sogleich, lateinisch, und dann deutsch, daß e den kaiserlichen Thron berufen sei, um auf diese beiden Fragen zu worten: ob er die hier vorliegenden Bücher für die seinigen anerkenne nicht; und: ob er sie und ihren Inhalt widerrufen oder vielmehr b beharren wolle. Dazu gab er ihm zu bedenken, daß in denselben vie Lehren seien, welche unter dem Volk zu Unzufriedenheit und Aufruhr f möchten. Neben sich hatte Eck einen Haufen Bücher auf einer Bank l

Ehe Luther erwiedern konnte, rief Schurf: „Man nenne die der Bücher." Eck verlas sie. Es waren mehrere darunter, welche zu den Streitschriften gehörten, wie die Auslegung des Vaterunsers der Psalmencommentar.

Dann gab Luther, und zwar zuerst deutsch, dann lateinisch, [3]) fol Antwort. Was des Kaisers erste Frage anbelange, so müsse er jene B für die seinigen annehmen und werde Nichts davon je ablängnen. zweite sei er befragt, ob er sie — und zwar Alles gleichmäßig — verthe wolle oder widerrufen. Bei dieser Frage aber handle sichs um den Gl

b der Seelen Seligkeit; sie betreffe das göttliche Wort, was das höchste im Himmel und auf Erden; da wäre es vermessen und sehr gefährlich, was Unbedachtes auszusprechen; er könnte ohne vorherige Ueberlegung ht weniger behaupten, als die Sache erforderte, oder mehr, als der hrheit gemäß wäre, und durch das Eine und Andere jenem Urtheile Herrn verfallen: „wer mich verleugnet vor den Menschen, den werde vor meinem himmlischen Vater auch verleugnen.“ Deshalb bitte er thig um Bedenkzeit, damit er ohne Nachtheil für das göttliche Wort ohne Gefahr für die eigene Seele dieser Frage genugthun könne. her sprach dies, wie der Frankfurter Gesandte berichtet, „mit fast milder, ffener Stimme, daß man ihn auch in der Nähe nicht wohl hören mochte, als ob er erschrocken und entsetzt wäre.“

Nachdem hierüber der Kaiser mit seinen Räthen und die Stände er einander zu einer kurzen Berathung zusammengetreten waren, wurde Ergebniß Luthern durch Eck dahin eröffnet: er habe zwar aus dem erlichen Mandat schon genugsam wissen können, zu was man ihn vorgeladen e, und sei deshalb nicht würdig, daß man ihm die Bitte gewähre; doch le der Kaiser aus angeborener Güte ihm noch einen Tag zur Ueberlegung uken, und zwar dürfe er seine Meinung nicht etwa schriftlich ausführen, dern habe sie mündlich vorzutragen. Eine Minorität im Reichsrath te gar keinen Aufschub zulassen wollen. Man fürchtete, daß jede weitere einandersetzung, die man Luthern noch gestatte, die beabsichtigte rasche tscheidung seiner Sache bei den Reichsständen unmöglich machen und lmehr in deren eigener Mitte zu gefährlichen Debatten führen möchte.

Unter ermunternden und beifälligen Zurufen der Menge, welche sich dem Haus und um dasselbe drängte, ging Luther hinweg; man hörte ter Anderen eine Stimme: „selig ist der Leib, der dich getragen.“

Bei denjenigen Mitgliedern des Reichstages, welche übel von Luther urtheilen geneigt waren, wurde dieses sein erstes Auftreten vor ihnen r ungünstig aufgefaßt und ausgelegt, wie ja auch aus der Antwort des ficials ersichtlich ist. Während Gönner in der Versammlung ihn mit n Worte Jesu sollen ermuntert haben, daß seinen Jüngern der Geist es Vaters in der Stunde der Verantwortung geben werde, was sie en sollen, konnten Gegner ihm jetzt vorrücken, daß es *ihm* eben nicht eben worden sei; es habens ihm auch späterhin katholische Schriftsteller t und fort vorgerückt. Ferner scheint man, wenigstens unter den esenden Spaniern und Italienern, in seiner äußeren Erscheinung und e die vor so hohen Herren erforderlichen Formen feiner Bildung vermißt haben; wir werden eine Hindeutung darauf in seinen eigenen Worten nächsten Tages finden. Der Kaiser äußerte gleich auf den ersten Eindruck , der werde ihn nicht zum Ketzer machen; übrigens fehlte es ihm auch

ſo ganz an Sinn und Urtheil für Luthers Perſönlichkeit, daß er gar nic
begreifen konnte, wie dieſer Mann jene Bücher geſchrieben haben ſollt
wiederholt erklärte er, daß er dies nicht glaube und nie glauben werde.

Wenn nun Luther im Anblick der glänzenden Verſammlung, d
Kaiſers, der päpſtlichen Legaten, der Reichsfürſten u. ſ. w. die üblich
Formen nicht fand, ſo iſt dies nicht zu verwundern; ebenſo wenig, wen
er überraſcht und betroffen war durch die Zumuthung, alsbald einfach m
Ja oder Nein auf jene ihm vorgelegten Fragen zu antworten: es w
nicht wahr, daß er dies im voraus hätte wiſſen können, da ſeine Gön
Nichts davon ſagte, daß er nur hiezu berufen ſei, noch der Kaiſer ſe
vorher angekündigt hatte, daß in dieſer Weiſe dem Antrag der Stä
entſprochen, noch viel mehr aber dem Wunſch Aleanders genügt werd
ſollte. Dazu lautete die Fragſtellung (worauf auch Luthers Antwo
hindeutet) ſo, als ob er alle jene Schriften unterſchiedslos entweder revocir
oder behaupten müßte, während ſich doch erſt noch fragen mußte, ob ni
gewiſſe Unterſchiede zwiſchen ihnen von Luther zu machen und von ſeine
Richtern zuzulaſſen ſeien: die Verhandlung des folgenden Tages m
uns wirklich hierauf führen. Mannhaft aber erwies ſich Luther jetzt ebe
auch in jenem Mangel an Formen: er war innerlich ein Anderer geworde
als damals, wo er vor dem Legaten Cajetan ſich auf die Erde warf, e
wollte ſich den Großen der Welt nicht demüthiger erzeigen, als er ſi
noch war. Klare, ruhige Faſſung behielt er trotz der impoſanten Umgebu
und trotz der Fragen, die ihn nicht bloß überraſchen, ſondern au
indigniren mußten. Und vor Allem war er ſich richtig bewußt, daß, wa
er in dieſer Hinſicht Unterſchiedliches zu ſagen habe, von ihm gewiſſen
halber und im Intereſſe der Wahrheit ſo klar, beſtimmt und überlegt al
möglich müſſe ausgeſprochen werden; eben zu einer ſolchen Ausſprach
hätten ihm unbillige Gegner lieber gar keine Möglichkeit gelaſſen. Ueberdie
wollte er, ſo weit es möglich wäre, ſeiner Antwort auch noch Worte de
Rechtfertigung und Mahnung für die Zuhörer beifügen.

Von der Entſchloſſenheit und inneren Ruhe, mit welcher er aus dem
Reichstag nach Hauſe kam, hat ſich uns zufällig noch ein Zeugniß in einem
kurzen Briefe von ihm erhalten, welchen er damals an einen gewiſſen
kaiſerlichen Rath Cuſpinianus in Wien gerichtet hat. Er hatte über dieſen
und ſeine Geſinnung gegen ihn eben jetzt, in Worms, ſehr Günſtiges von
einem Bruder deſſelben vernommen. Da benutzte er noch in der Abendſtunde
in welcher er vor dem Kaiſer geſtanden hatte, nach ſeiner Heimkehr einen
freien Augenblick, um ihn brieflich zu begrüßen, meldete ihm zugleich, daß
man ihm Widerruf abgefordert und Bedenkzeit bewilligt habe, und
ſetzte bei: „Ich werde aber nicht einen Strich widerrufen, ſo Chriſtus mi
gnädig iſt.“

Es besuchten ihn auch mehrere adelige Herren und wollten ihn be=
igen, daß er den Scheiterhaufen nicht zu fürchten brauche, indem sie es
in nicht würden kommen lassen.

Indem wir aber so bei den Stunden der wichtigsten Ueberlegung für
her stehen, werden nochmals auch diejenigen Gedanken uns gegenwärtig,
lche bei den in Worms vorangegangenen Verhandlungen und Erklärun=
ı uns entgegengetreten sind. Konnte Luther nicht zwischen dem, was er
errufen sollte und doch nicht alles gleichmäßig widerrufen wollte, jetzt
chickte Unterschiede machen, — zwar seine Grundlehre vom Heil festhalten,
sichtlich derjenigen Punkte aber, in welchen er auch bei redlichen, nach
chlicher Besserung begierigen Gliedern des Reichstages, am gröbsten an=
ß, namentlich hinsichtlich der Autorität der allgemeinen, in einem Concil
räsentirten Kirche doch noch einlenken und eine Vermittlung versuchen?
nnte er nicht hiedurch klug Diejenigen welche einen Widerruf wollten,
entgegengesetzte Parteien, eine päpstliche und eine national gesinnte
ilen? mußte nicht, wenn er ganz auf demjenigen bestand, was seiner
berzeugung nach recht und gut war, dieses Bessere ein Feind desjenigen
ten werden, das für jetzt allein erreichbar schien? Die Gesandten und
hänger des päpstlichen Stuhles fürchteten Nichts mehr, als weitere Ver=
dlungen des Reichstages mit Luther, die in der angedeuteten Weise sich
wickeln möchten. Dem Kurfürsten Friedrich und andern Gönnern
thers wäre ohne Zweifel ein Verfahren der angedeuteten Art bei ihm
erwünschtesten gewesen, wenn er es irgend mit seinem Gewissen
te vereinigen können. Allein für ihn waren derartige Fragen gar
ot erst noch Gegenstand der Ueberlegung. Wo es sich ums „Höchste im
mmel und auf Erden" handelte und jedes Nachgeben eine Verleugnung
Wahrheit war, hörten alle andern Erwägungen und Rücksichten für
auf.

Der Kaiser besprach sich unterdessen mit seinem Beichtvater, mit Eck
) mit Aleander; er gab Eck neue Weisungen für den folgenden Tag.

Am Donnerstag, dem 18. April, ging Luther, wie ihm befohlen
r, bald nach vier Uhr wieder nach dem Bischofshofe. Man ließ ihn
t in einem dichten Gedränge wieder bis nach sechs Uhr warten, weil
Fürsten noch mit andern Sachen beschäftigt waren.

Vor dem Verhör unterhielt er sich mit dem Augsburger Reichstags=
sandten Peutinger, der zu ihm kam, noch ganz unbefangen und heiter,
undigte sich nach seiner Frau und seinen Kindern u. s. w.; Peutinger
d ihn, wie er sagt, in diesen Tagen nicht anders, denn guter Dinge.

Der Reichstagssaal war heute dicht angefüllt.

Eck nahm wieder das Wort gegen Luther im Namen des Kaisers.
dem er ihm die zweite der gestrigen Fragen neu vorzulegen hatte, meisterte

er ihn zugleich noch einmal wegen der Verzögerung seiner Antwort: „Ihr habt", sagte er, „Euch gestern Bedenkzeit erbeten, die jetzt zu Ende ist, wiewohl Ihr ein Recht zu längerem Bedenken nicht hattet, denn Ihr habt lange schon gewußt wozu Ihr erfordert seid, und des Glaubens Sache sollte füglicherweise für alle gewiß sein, so daß Jeder zu jeglicher Zeit auf Erfordern gewisse und feste Rechenschaft geben könnte, geschweige denn Ihr, ein so großer und gelehrter Professor der Theologie: wohlan, antwortet jetzt endlich auf das Anfordern des Kaisers, dessen Güte Ihr erfahren habt." Die Frage faßte er selbst jetzt bestimmter so: „Wollt Ihr die Bücher, die Ihr für die Eurigen anerkannt habt, alle vertheidigen, oder wollt Ihr Etwas zurücknehmen?"

Eck hielt diese Ansprache wieder zuerst lateinisch, dann deutsch.

Luther erwiderte in einer wohldurchdachten lateinischen Rede. Wir besitzen dieselbe noch in einer Aufzeichnung, die ohne Zweifel von ihm selbst herstammt und von ihm gleichfalls lateinisch niedergeschrieben war. Und zwar sprach er jetzt, wie jener Frankfurter Reichstagsgesandte erzählt, mit tapferer, unerschrockener Stimme und Rede, anders denn am Abend zuvor, — oder, wie ein anderer Bericht sagt, zwar im Ton eines Bittenden, mit bescheidener, nicht schreiender Stimme, doch nicht ohne festen christlichen Muth, ja Stolz, — so laut, daß er im ganzen Saale deutlich verstanden wurde. Seine Haltung war schlicht. Seine Ehrfurcht erwies er der Versammlung mit leichtem Beugen der Knie.

Wir geben die Rede hier mit wenigen Verkürzungen deutsch wieder.

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser! Durchlauchtigste Fürsten! Gnädigste und gnädige Herren! Auf den Termin, so mir gestern gestellt worden, erscheine ich gehorsam und bitte um Gottes Barmherzigkeit willen, Euer Kaiserl. Majestät und Gnaden wollen geruhen, diese Sache, welche, wie ich hoffe, Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit ist, gnädiglich anzuhören und, so ich wegen meiner Unerfahrenheit Jemanden seinen gebührenden Titel nicht geben oder mit einigen Weisen oder Gebärden wider die höfische Sitte handeln würde, mir Solches gnädig zu verzeihen als einem, welcher nicht an fürstlichen Höfen, sondern in Mönchswinkeln verkehrt hat: der ich von mir Nichts Anderes bezeugen kann, denn daß ich bisher mit solcher Einfalt des Gemüths gelehrt und geschrieben habe, daß ich nur Gottes Ehre und die lautere Unterweisung der Christgläubigen suchte.

„Allergnädigster Kaiser! Gnädigste und gnädige Kurfürsten, Fürsten und Herren! Auf die zwei Artikel, die mir gestern vorgelegt worden, habe ich gestern meine bereite und klare Antwort für den ersten Artikel gegeben, darauf ich noch bestehe, daß nämlich dieselben Bücher mein sind, es wäre denn, daß durch Betrug Mißgünstiger oder durch ungeschickte Weisheit mittlerzeit Etwas darin verändert oder verkehrt ausgezogen worden wäre.

„Weil ich aber auf den andern Artikel antworten soll, bitte ich Eure Kais. Majestät und Gnaden unterthänig, Sie wollen fleißig Acht haben, daß meine Bücher nicht einerlei Art sind.

„Denn es sind ihrer etliche, in welchen ich von Glauben und Sitten so evangelisch und schlicht gehandelt habe, daß sie auch meine Widersacher für evangelisch und werth des Lesens bekennen müssen. Es macht auch die Bulle, die doch grimmig ist, etliche meiner Bücher zu unschädlichen, wiewohl sie dieselben durch ein widernatürlich Urtheil mit verdammt. Wenn ich nun diese zu widerrufen anhöbe, was thäte ich anders als daß ich allein die Wahrheit verdammte, welche Freund und Feind zugleich bekennen?

„Eine andere Art meiner Bücher ist diejenige, welche gegen das Papstthum und der Papisten Lehren losgeht, als gegen Solche, die durch ihre Lehren und Exempel die Christenheit mit Uebeln des Leibes und der Seele verwüsten. Denn das kann, weil die Erfahrung und Klage Aller zeuget, Niemand verneinen, noch verhehlen, daß durch päpstliche Gesetze und Menschenlehren die Gewissen der Christen aufs Jämmerlichste gefangen und gemartert seien, auch Hab und Gut sonderlich in der deutschen Nation durch unglaubliche Tyrannei verschlungen werde; und doch sagen sie in ihren eigenen Gesetzen, daß Gesetze und Lehren des Papstes, die dem Evangelium und den Sätzen der Väter zuwider wären, für irrig sollten gehalten werden [Luther citirte dafür zwei Stellen aus den kirchlichen Rechtsbüchern.] Wenn ich nun diese Bücher widerriefe, würde ich die Tyrannei stärken und dem unchristlichen Wesen nicht allein die Fenster, sondern auch die Thüren aufthun, — zumal, wenn man sagen dürfte, daß es von mir geschehen sei aus Autorität kaiserlicher Majestät und des ganzen römischen Reiches. Guter Gott, was wäre ich da für ein Schandeckel der Bosheit und Tyrannei!

„Die dritte Art Bücher sind die, welche ich wider einzelne Privatpersonen geschrieben habe, die sich unterwanden, die römische Tyrannei zu beschützen und die gottselige Lehre, so ich lehrte, zu vertilgen. Wider dieselben bekenne ich heftiger gewesen zu sein, denn sich ziemte. Denn ich mache mich nicht zu einem Heiligen, disputire auch nicht über mein Leben, sondern über die Lehre Christi. Widerrufen aber kann ich auch diese Bücher nicht, dieweil Gefahr wäre, daß ich dadurch der Tyrannei und Gottlosigkeit Vorschutz gäbe.

„Doch weil ich ein Mensch und nicht Gott bin, kann ich meinen Büchlein nicht anders wider Anklagen beistehen, als wie der Herr Christus selbst einer Lehre beigestanden hat, welcher, da er vor Hannas nach seiner Lehre gefragt und von einem Diener auf den Backen geschlagen ward, sagte: ‚Habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse sei.“ So denn der Herr

selbst, der da wußte, daß er nicht irren könne, sich dennoch nicht geweigert hat, Beweis wider seine Lehre auch von dem schnödesten Knecht anzuhören, wie viel mehr muß ich niedrigste, irrende Kreatur deß warten und begehren, ob Jemand Gegenzeugniß wider meine Lehre vorbringe. Derhalben bitte ich um der göttlichen Barmherzigkeit willen, Ew. kais. Majestät, die durchlauchtigsten Herrschaften oder wer sonst es kann unter Hohen und Niedrigen, mögen mir Gegenzeugniß geben, mich Irrthums überführen, mich mit prophetischen und evangelischen Schriften überwinden. Ich werde aufs Allerligste bereit sein, so ich deß überwiesen werde, jeglichen Irrthum zu widerrufen und werde der erste sein, meine Bücher ins Feuer zu werfen. Aus dem Allem ist, meine ich, offenbar, daß ich die aus meiner Lehre erwachsenden Gefahren, Zwietracht und Aufruhr, davon ich gestern ernstlich hier erinnert worden bin, genugsam bedacht habe. Ja, mir ist das Liebste, zu sehen, daß über Gottes Wort Eifer und Zwietracht sich erhebe; denn so ist allweg der Lauf des göttlichen Wortes, wie der Herr sagt: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert, ich bin gekommen, die Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter.“ Darum müssen wir bedenken, wie wunderbar und schrecklich unser Gott ist in seinen Gerichten, auf daß nicht das, was jetzt unternommen wird, um Ruhe wiederzubringen, hernach, so wir den Anfang dazu mit Verdammung des göttlichen Wortes machen, vielmehr zu einer Sindfluth und unerträglicher Uebel ausschlage; bedenken müssen wir und fürsorgen, daß nicht dieses jungen, edlen Kaiser Karl, von welchem nächst Gott Vieles zu hoffen ist, ein unseliger Eingang und ein unglücklich Regiment zu Theil werde. Ich könnte dafür reichliche Exempel bringen aus der heil. Schrift, von Pharao, vom König zu Babel und von den Königen Israels, welche gerade dann am meisten Verderben sich bereitet haben, wenn sie mit den klügsten Anschlägen ihr Reich zu befrieden und zu befestigen gedachten. Denn Er ists, der die Weisen erhaschet in ihrer Klugheit (1. Kor. 3, 19), ehe denn sies merken; darum thuts Noth, Gott zu fürchten. Solches sage ich nicht, als ob so hohe Häupter meiner Lehre und Mahnung bedürften, sondern weil ich dem Dienste, den ich meinem Deutschland schuldig bin, mich nicht entziehen darf. Und hiemit befehle ich mich Eurer Allerdurchlauchtigsten Majestät und Euren Herrschaften, demüthiglich bittend, daß Sie mich nicht durch meine Widersacher wollen bei Sich verunglimpfen und in Ungnade bringen lassen. Ich habe geredet.“

Es wurde gewünscht, daß auch Luther seine Antwort deutsch wiederhole, wie Eck mit der Frage gethan. In dem Gedränge und vor den Fürsten war ihm sehr heiß geworden und Herr von Thun sagte zu ihm, wenns ihm zu schwer werde, sei es auch so genug. Er wiederholte jedoch wirklich seine ganze Rede. [1])

Die Antwort entsprach aber natürlich dem nicht, was der Kaiser und Majorität im Reichstag wollte: ein Disput mit Gründen und Gegen- den über den Inhalt seiner Schriften sollte eben fern gehalten werden. Fürsten hielten darüber Rath und der Kaiser gab hierauf dem Eck Weisung. Mit strafendem Tone wandte sich dieser wieder an er.

Er warf ihm vor, unbescheiden und nicht zur Sache gesprochen — vorgelegte Frage nicht beantwortet zu haben. Dann blieb er bei Luthers langen nach schriftgemäßen Gründen und Gegenbeweisen stehen. Er rte: über Luthers Sätze sei nicht erst neu zu disputiren und Beweis ühren, da ihr Inhalt schon durch Huß, Wikleff und andere Ketzer vor- agen und bereits auf dem Constanzer Concil mit genügenden Gründen Papst, Kaiser und den versammelten Vätern verdammt worden sei. ran genüge es. Luther solle anerkennen, daß Gott seine Kirche bisher t im Irrthume werde hingegeben haben, und deshalb bei der Einheit Kirche bleiben. Wenn Jeder, welcher Aussprüchen der Concilien und Kirche widerstreite, erst noch Widerlegung aus der heil. Schrift fordern ste, so hätte man Nichts in der Christenheit, was gewiß und festgestellt re. Wolle nun Luther solche Artikel, sonderlich die zu Constanz ver- mten, widerrufen, so möchte wohl mit seinen anderen Büchern, denen he Artikel nicht einverleibt seien, gemäß der angebornen Gnade des sers billig gehandelt werden. Andernfalls aber dürfe man auf das, er sonst etwa christlich geschrieben, keine Rücksicht nehmen. So solle denn auf die Frage, ob er die ihm vorgehaltenen Artikel widerrufen le, eine einfache Antwort geben, die keine Hörner trage und keinen ntel umgelegt habe. — Ob und wieweit auch diese und die noch fol- den Reden lateinisch und deutsch, oder nur lateinisch gesprochen worden , können wir nicht mehr feststellen.

Die Antwort, welche Luther hierauf gab, lautete nach derjenigen, rünglich lateinischen Aufzeichnung, die wir auf seine eigene Hand zurück- :en dürfen, also:

„Weil denn Eure Kaiserliche Majestät und Eure Gnaden eine schlichte wort begehren, so will ich eine Antwort ohne Hörner und Zähne geben er Maßen: es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der Schrift oder durch e Gründe überwunden werde — denn ich glaube weder dem Papst, den Concilien allein, dieweil am Tag liegt, daß sie öfters geirrt und selbst widersprochen haben, — so bin ich überwunden durch die von angeführten heiligen Schriften und mein Gewissen ist gefangen in tes Wort; widerrufen kann ich Nichts und will ich Nichts, dieweil wider Gewissen zu handeln unsicher und gefährlich ist. Gott helf mir! Amen. e Worte: „Gott helf mir" sprach er deutsch.)

Aus Berichten von Ohrenzeugen ersehen wir indessen, daß jene zeichnung nicht Alles, was nach dem neuen Vorhalt des Offizials gesprochen wurde, sondern nur die entscheidende Erklärung Luthers wi giebt. Auf jene „ungehörnte" Antwort folgte noch eine kurze Wechsel Und erst am Schluß des Ganzen hat Luther den Aufruf zu Gott ge

Eck nämlich fragte ihn nach seiner Antwort noch einmal im Na des Kaisers, ob er wirklich dafür halte, daß die Concilien irren kön dies wurde so recht sichtlich der Punkt, in welchem die ganze Entschei sich zuspitzte. Luther aber „verharrte", wie eine alte Angabe[1]) sich drückt, „als ein harter Fels". Er erwiderte: es sei kund und öffen daß Concilien mehrmals geirrt haben; ja das Constanzer Concil gegen klare und helle Texte der heil. Schrift entschieden, deßhalb bi ihn die heil. Schrift, zu sagen, daß dieses Concil geirrt habe. Eck wortete, er könne es nicht beweisen, daß die allgemeinen Concilien g hätten; Luther dagegen: er wolle es beweisen in vielen Stücken.

Da hatte Kaiser Karl genug gehört. Entsetzt über solche U machte er der Verhandlung ein Ende. Jetzt, an diesem Schlusse, sp Luther die Worte: „Ich kann nicht anders, hie stehe ich, Gott helf Amen". Damit empfahl er sich unterthänigst der kaiserlichen Maj Im Saale war zuletzt Unruhe und Geschrei entstanden. Die Nacht hereingebrochen. Die Versammelten gingen auseinander je nach Wohnungen. Luther war entlassen und ging nach der seinigen.[2])

Jener letzte Ausruf Luthers hat sich mit dem Bilde des festen Ma bekanntlich am tiefsten der Nachwelt eingeprägt. Die Worte werde verschiedener Form berichtet, wie bei den Umständen, unter welche gesprochen wurden, und besonders bei jenem Lärm nicht zu verwun ist. In jener, jedenfalls nur kurz referirenden Aufzeichnung steht, gesagt, bloß: „Gott helf mir". Ein Ohrenzeuge schreibt: „Gott komm zu Hilf". Eine kurz darauf erschienene Flugschrift setzt diesem Ausru „Da bin ich", — offenbar in unklarer Erinnerung an weitere Worte Luther damit verbunden hatte. Zwei andere Flugschriften bezeugen oben angegebenen Wortlaut: derselbe ist auch innerlich ganz glaubwü der Ausdruck „hier steh' ich" begegnet uns auch sonst in Luthers S (vgl. auch oben S. 439). Die bei uns herkömmliche Wortstellung steh' ich, ich kann nicht anders" stammt aus dem Abdruck einer alten schrift, der in die Sammlung von Luthers Werken aufgenommen Original jedoch uns nicht erhalten ist. Bedeutung und Gewicht der S ist jedenfalls klar, obwohl man sie auch schon verkannt hat: Luther bis zum Schluß nicht anders reden, nicht thun, was man von ihm ver hat; er kann nicht anders — so wie er hier steht und auch mit Person dafür einstehen muß und will; seine Hilfe aber steht bei

ttes Hilfe ruft er an und sie genügt ihm. So ist er abgeschieden von dem nenden Kaiser und von der hohen Versammlung, in deren Hand, menschh angesehen, sein Geschick lag. [1])

Als Luther, von zwei Geleitsmännern geführt, durch die Menge hinig ging, verfolgte ihn ein großer Theil der anwesenden Spanier mit tem Zischen und Höhnen. Unter den Deutschen aber hatte er durch n standhaftes Bekenntniß auch solchen, die nicht zu seiner Partei halten ollten, Theilnahme abgewonnen; der gut katholische Herzog Erich von raunschweig ließ ihm beim Weggehen eine silberne Kanne mit Eimbecker er reichen. [2]) Ueber seine Abführung erhob sich bei den Deutschen zuerst nruhe und Getümmel, weil sie meinten, man führe ihn gefangen.

Etwa um 8 Uhr kam er in seine Herberge. Freunde und Anhänger warteten ihn dort. Sobald er bei ihnen eintrat, reckte er, wie einer rselben [3]) unmittelbar darauf berichtet hat, die Hände in die Höhe und rie mit fröhlichem Angesicht: „Ich bin hindurch, ich bin hindurch!" leich nachher sagte er vor Spalatin und Anderen: wenn er tausend pfe hätte, wollt er sie sich eher alle abhauen lassen, denn einen iderruf thun.

So war von seiner Seite das entscheidende Wort vor Kaiser und eich und vor den päpstlichen Legaten gesprochen. Eck hatte ihm bei dieser eiten Vernehmung die Hauptfrage, um die es sich handelte, mit anerkenswerther Bestimmtheit vor Augen gehalten, um allen erforderlichen Druck f ihn zu üben. Sie bezog sich auf die Autorität der die Gesammtche vertretenden Concilien, auf die Anerkennung eines äußeren, endgiltig theilenden kirchlichen Tribunals überhaupt, ja auf die Geltung jedweder enschlichen Gewalt, Autorität oder Majorität in Sachen des Glaubens d der religiösen Wahrheit. Zugleich lag in den Reden des Offizials e Andeutung, daß, wenn er die Concilien gelten ließe und namentlich ne in Constanz schon verdammten Sätze zurücknähme, seine übrigen Lehren enigstens nicht in Eine Linie mit jenen gesetzt werden sollten. Luther t die Handhabe, welche sich ihm hier noch darbot, schlechthin zurückwiesen, hat auch die nach modernem Sprachgebrauch liberal katholische chtung von Männern wie Gerson und d'Ailly von sich gestoßen, hat sich scharf und offenkundig als möglich zu demjenigen Standpunkt bekannt, f welchem ihn einst der Ingolstädter Eck in Leipzig der christlichen Welt igen wollte. Die Papisten mochten sich zu seiner Antwort Glück wünschen; r die päpstlichen Gesandten war sie sicher eine große Beruhigung, für n Kaiser eine gewisse Bestätigung, daß bei diesem grundstürzenden Ketzer lles vergeblich sei.

Luther fühlte tief das Gewicht der Entscheidung; sie lag schwer genug f ihm: so rief er sein „Gott helf mir" und nachher sein „Ich bin hin-

durch"; er gab sie ohne rhetorisches Pathos und theatralischen Effekt, sicher und bestimmt, als einer der den Kopf hinzugeben bereit ist.

Luthers Kurfürst kam in großer innerer Bewegung aus Sitzung. Er winkte noch vor seinem Abendessen dem Spalatin in Kammer und sagte mit dem Ausdruck der Bewunderung: „Wohl der Pater, Doktor Martinus, geredet vor dem Herrn Kaiser und Fürsten und Ständen des Reichs in Latein und Deutsch; er ist mir zu kühn."

Der Kaiser sah jetzt wirklich die Sache für abgemacht an. S am folgenden Morgen ließ er dem Reichstag einen Bescheid vortragen, er eigenhändig in französischer Sprache geschrieben hatte: er als Nachko der allerchristlichsten Kaiser deutscher Nation und der katholischen Kö Spaniens, habe beschlossen, Alles aufrecht zu halten, was durch seine V fahren, und zwar namentlich auf dem Constanzer Concil, festgesetzt wo sei; offenkundig sei, daß der Eine Luther mit seiner Privatmeinung der L der gesammten Christenheit widerstreite; zu lange habe man demselben Frist gegeben; er, der Kaiser, wolle ihn nicht mehr hören, sondern ge seinem Geleitsbrief ihn nach Wittenberg zurückbringen lassen und dann ihm als einem ausgemachten Ketzer verfahren.

Allein noch wollten auch viele derjenigen Reichsstände, welche Luther Unterwerfung unter die Kirche forderten, ihn nicht preisgeben. Reichstag bat den Kaiser, durch eine besondere Commission noch Versuch bei Luther zu machen, daß er von seinem Widerspruch gegen Glauben der Kirche und die Concilien weiche. Und der Kaiser gest dies endlich, bestand aber darauf, ihn in die Acht zu thun, wenn vergeblich wäre. Luther blieb bis zum Montag ohne Bescheid: da w er durch den Erzbischof von Trier auf den folgenden Mittwoch zu Verhandlung vorgeladen; bis zu diesem Tag wollte der Kaiser noch geben. Am Dienstag (23. April) waren die Mitglieder der Comm durch ein Fest in Anspruch genommen, das der Kaiser dem heiligen G und den Georgs-Rittern zu Ehren veranstaltete.

Inzwischen war Luther der Gegenstand großer Aufmerksamkeit mannigfacher Theilnahme für Hohe und Niedrige. Manche reisten au Ferne herbei ihn zu sehen. Vornehme Herren, wie Herzog Wilhelm Braunschweig und Landgraf Philipp von Hessen, erschienen bei ihm in Herberge. Der Landgraf sprach hier zum ersten mal den Refor dessen Werk er bald nachher kräftig mit seiner weltlichen Gewalt und S zu schirmen unternahm, dem er aber mit seinem heißen und leichten auch schwere Sorgen bereitete; er erlaubte sich bei diesem Besuch einen losen Scherz wegen eines Satzes übers eheliche Leben in L „babylonischer Gefangenschaft", wovon ihm kaiserliche Räthe gesagt h

ihm aber zum Abschied die Hand mit den Worten: „Habt Ihr Recht, r Doctor, so helfe Euch Gott.“ [1])

Zwischen solche vornehme Besuche hinein nahm übrigens Luther unter dern auch zwei Juden an, welche ihm, als berühmten Gelehrten, Fragen der Schrift vorlegen wollten und ihm dafür etliche Flaschen guten nes verehrten, jedoch bald zur Belustigung der anwesenden Herren unter ander in Disput geriethen. [2])

Aus der Ebernburg erhielt Luther Briefe Huttens vom 17. und 20. il mit ermunternden Bibelsprüchen und mit der Zusage, daß es ihm an rtheidigern nicht fehlen werde.

An öffentlichen Gebäuden in Worms erschienen zwei anonyme Anschläge Bezug auf Luther. Der eine richtete sich gegen ihn. Nach dem an- en kündigten vierhundert Edelleute, die zu Luthers Schutz verschworen en, den Romanisten und zuvörderst dem Erzbischof von Mainz ihre rsliche Feindschaft“ an, weil Ehre und göttliches Recht unterdrückt werden le; dabei wurde gedroht mit 8000 Mann Kriegsvolk und drunter standen Worte: „Bundschuh, Bundschuh, Bundschuh“ (der Name einer auf- rerischen Verbindung unter der Bauernschaft). Auch soll in des Kaisers emach ein Zettel gefunden worden sein mit dem Spruch: „wehe dem nde, dessen König ein Kind ist“ (Pred. 10, 16).

Freunde Luthers schrieben übrigens jenen zweiten Anschlag boshaften gnern zu, welche ihn und seine Sache verdächtigen möchten. Auch stand damals nicht etwa so, daß schon mächtige Beschützer Luthers zum Los- lagen bereit gewesen wären. Wohl glühte Sickingen, wie Hutten berichtet, n Eifer für Luther, ließ sich sogar bei Tisch aus dessen Schriften vor- en und schwur, die Wahrheit trotz aller Gefahr nicht zu verlassen; Hutten lbst sprach von Schwertern, Pfeilen und Bombarden, welche man gegen e Wuth der bösen Geister brauchen werde. Allein derselbe Hutten klagte, s er von jenem Anschlag hörte, über die Menschen, welche Luthern ver- erblichen Schaden thun, während sie ihm nützen wollen; und Sickingen atte eben jetzt dem Kaiser sich verpflichtet, von welchem er die Stelle eines eldhauptmanns mit reichem Gehalt annahm und für welchen er zu einem uge gegen Frankreich sich rüstete. Am heftigsten und leidenschaftlichsten ußerte sich damals in Worms Huttens Gesinnungsgenosse Hermann vom Busch, ein anderer adeliger Humanist; wir dürfen vielleicht auf ihn jenen Anschlag zurückführen. Aber er wußte eben Nichts von thatkräftigen Planen, ie auf der Ebernburg reifen würden; vergebens wies er in den folgenden agen den Hutten auf den Spott der Römlinge hin, welche sich darüber stig machten, daß Hutten drohe, aber nicht schlage und belle, aber nicht beiße. [3])

Plötzliche stürmische Ausbrüche, aus denen weiter auch große blutige ämpfe erwachsen konnten, mußte man bei einem gewaltsamen Vorgehen

gegen Luther wohl fürchten: davor wurde der Kaiser auch von Seiten Reichsstände auf jenen Bescheid hin wieder gewarnt. Aber eine sofor großartige, durchschlagende Erhebung für Luthers Sache war keines zu erwarten.

Luther selbst wollte in seiner bedrängten Lage überhaupt jeder Hoff auf Menschen entsagt haben. Man hat von ihm ein Gebet aufbew das er während des Reichstags zu Worms gethan habe (Luther betete Abends laut in seiner Kammer) und für dessen Echtheit auch die un ähnliche Eigenthümlichkeit der Sprache zeugt. Er sagt darin: „Allmächt ewiger Gott! Wie ist es nur ein Ding um die Welt! Wie sperret sie Leuten die Mäuler auf! Wie klein ist das Vertrauen der Menschen Gott! Wie ziehet sie so bald die Hand ab und schnurret dahin und die gemeine Bahn und den breiten Weg zur Hölle zu, und siehet nur allei was prächtig und gewaltig ist und ein Ansehen hat! Wenn ich auch i Augen dahin wenden soll, so ist's mit mir aus, die Glocke ist schon geg und das Urtheil gefället. Ach G-tt, du mein Gott, stehe du mir bei i aller Welt, Vernunft und Weisheit. Du mußt es thun; ist es doch meine, sondern deine Sache. Hab ich doch für meine Person allhie z zu schaffen und mit diesen großen Herrn der Welt zu thun ... Hör nicht mein Gott, bist du todt? Nein, du kannst nicht sterben, du verl dich nur. Hast du mich dazu erwählt? ich frage dich, wie ich es gewiß weiß. Ei so walt' es Gott, denn ich mein Leben lang nie i so große Herren zu sein gedachte ... Komm, komm, ich bin bereit mein Leben dafür zu lassen geduldig wie ein Lämmlein. Denn gerec die Sache und dein, so will ich mich von dir nicht absondern ewiglich. sei beschlossen in deinem Namen. Die Welt muß mich über mein Ger wohl ungezwungen lassen, und sollte mein Leib, der deiner Hände Wer darüber zu Trümmern gehen; die Seele ist dein und gehöret dir zu bleibet auch bei dir ewig. Amen. Gott helf mir, Amen!" So moch beten, als er auf sein Bekenntniß für den 18. April sich vorbereitete so auch nachher, als man ihm dort so stark ans Gewissen gedrungen i und er das weitere Verfahren der hohen Herren mit ihm ohne mensc Hilfe und den Rath menschlicher Weise abwarten mußte.[1])

Es wurden nun also doch von Reichswegen noch weitere Unterl lungen mit ihm veranstaltet. Vergebens hatte sie Aleander zu hinte ben sich bemüht. Die Leitung derselben war dem Trierschen Kurfi und Erzbischof übergeben: er war es, den Luther bei den Verhandlu mit Miltitz vertrauensvoll zum Richter hatte annehmen wollen; mit fürst Friedrich dem Weisen stand er in freundlichem Verkehr; es ihm ernstlich daran gelegen, für Luthers Person und Sache eine hei Vermittlung zu erzielen. Als der Hauptpunkt aber, von welchem hi

lles abhänge, stellte sich jetzt vollends recht deutlich, noch mehr als in
ids Reden, die Eine Frage dar, ob Luther auch auf Sätzen, welche die im Concil
ertretene Gesammtkirche verurtheilt habe, beharre, oder ob er seine eigene
leberzeugung von der christlichen Wahrheit und dem Inhalt des göttlichen
Wortes überhaupt noch einer äußeren kirchlichen Entscheidung unterwerfe;
on des Papstes Autorität war hierbei gar nicht die Rede. Dabei war
ie Form, in der man jetzt mit ihm verfuhr, weit mehr als seine Behand-
ung am 17. und 18. April geeignet, ihm, wenn es überhaupt möglich
äre, noch eine befriedigende Antwort abzudringen. So handelte sichs für
uther darum, auch solchen freundlichen und drohenden, aufrichtigen und
iplomatisch klugen fortgesetzten Zusprachen gegenüber bei dem zu beharren,
as er vor dem Reichstag in jener Einen Stunde kurzweg behauptet hatte.[1])

Am Mittwoch, den 24. April, Morgens um sechs Uhr, wurde Luther
eim Erzbischof von Trier vor jene Commission gestellt, an welcher Kur-
irst Joachim von Brandenburg, Herzog Georg von Sachsen, die Bischöfe
on Augsburg und Brandenburg, der deutsche Ordensmeister, Graf Georg
on Wertheim, der Augsburger Reichstagsgesandte Peutinger und der
traßburger Gesandte Bock theilnahmen. Neben Luther wurden dann auch
churf, Amsdorf, Jonas und Spalatin zugelassen. Zu ihrem Sprecher
m gegenüber hatte die Commission den Dr. Hieronymus Vehus (Veuß),
en markgräflich badischen Kanzler, bestellt, — einen Juristen und Laien.
Die Conferenz fand im Deutschen Hofe, d. h. dem Hof des Deutschritter-
rdens statt, wo der Erzbischof wohnte.

Vehus begann mit einer langen Ansprache an Luther, welche dieser
elbst nachher als recht geschickt rühmte. Er wollte darin ihm, der um
Gegenzeugnisse gegen seine Lehre gebeten habe, fürs erste die Zeugnisse der
Concilien und gemeinen Christenheit, denen man keineswegs Widersprüche
achweisen könne, entgegenhalten, und fürs zweite das Zeugniß seines eige-
nen Gewissens. Denn sein Gewissen müsse ihm sagen, daß Keiner auf
den eigenen Verstand bauen dürfe. Es werde ihn ermahnen die Aerger-
nisse zu fliehen, deren doch so viele aus seiner Lehre erwachsen und zwar
vornehmlich aus dem, was er in seinem Büchlein von der christlichen Frei-
heit über das Loswerden der Christen von allen Gesetzen gelehrt habe.
Endlich solle er gewissenshalber derjenigen eigenen Schriften gedenken, in
welchen er viel Gutes gesagt und vieler Menschen Gemüth zur Einsicht in
mancherlei Mißbräuche erweckt habe, und solle nicht Ursache geben, daß
solches Gute und solche Frucht auch mit unterdrückt würde, wie das ohne
Zweifel des Teufels Hinterlist anrichten möchte. Unter diesen guten Schrif-
ten, die man retten müsse, nannte Vehus speziell Luthers Sermon von
den guten Werken und von der dreifachen Gerechtigkeit, welche Beide zu
seinen klarsten und stärksten Zeugnissen von der Glaubensgerechtigkeit

gehörten und unter denen der erstere auch so scharfe Angriffe auf die kirchlichen Verderbnisse und die päpstlichen Machtansprüche enthielt. Es konnte damals noch ein officieller Vertreter des katholisch kirchlichen Standpunktes reden!

Luther dankte für das Wohlwollen, aus welchem diese Ermahnungen geflossen seien. Er bestand aber mit Bezug auf die Concilien darauf, daß das Constanzer wenigstens jenen Satz des Huß nicht hätte verdammen dürfen, wonach die Kirche Christi die Gemeinschaft der Erwählten sei, wie ja auch das apostolische Symbolum zu einer „heiligen Kirche, der Gemeinschaft der Heiligen" sich bekenne; das Concil habe hiermit Gottes Wort verdammt; er müsse sein Leben dran geben, ehe er sich zwingen lasse, ein offenbares Wort Gottes zu widerrufen; denn Gott müsse man mehr gehorchen als den Menschen. Aergernisse, sagte er, seien in Sachen des Glaubens oder der durch Gottes Wort gegebenen Lehre nicht zu vermeiden: er könne nicht verhindern, daß Christus ein Stein des Anstoßes werde; mit Menschengesetzen sollte man die Kirche eben nicht belasten. Gehorsam gegen die Obrigkeit und ihre Gesetze fordere auch er. Daß man von eigenen Meinungen weichen müsse, wisse er wohl; man möge ihn nur nicht nöthigen, Gottes Wort zu verleugnen.

Die Commission ließ ihn abtreten und alsdann durch Vehus die Aufforderung an ihn stellen: er möge seine Schriften dem Urtheile des Kaisers und Reiches unterwerfen. Er erklärte sich hierzu gerne bereit, wofern man nur seine Lehre allein auf Grund der heiligen Schrift beurtheilen wolle und ihn aus Gottes Wort eines besseren belehre; so sage der Apostel: „Prüfet Alles" und „wenn ein Engel vom Himmel anders predigte, denn wir auch gepredigt haben, der sei verflucht" (1 Thess. 5, 21. Gal. 1, 8). Man möge nur nichts gegen sein Gewissen von ihm erzwingen. Kurfürst Joachim fragte: „Herr Doktor, verstehe ich Euch recht, so meint Ihr, Ihr könnet euch nicht anders weisen lassen, denn durch die heil. Schrift?" Luther erwiderte: „Ja, gnädiger Herr, oder durch helle Gründe."

Die übrigen Mitglieder der Commission außer dem Erzbischof gingen hierauf weg zu der Sitzung des Reichstages. Der Erzbischof behielt Luther nebst Schurf und Amsdorf noch bei sich und rief dazu seinen Official Eck und den Theologen Cochläus. Cochläus, der noch vor neun Monaten als Freund der Humanisten sich für Luther ausgesprochen, neuerdings aber zu Ehren des Papstes sehr heftig gegen ihn als einen neuen Catilina geschrieben und jetzt voll heißen Verlangens nach einem Kampf mit dem Ketzer sich in Worms eingefunden hatte, war am frühen Morgen jenes Tages von Aleander angewiesen worden, im Hause des Erzbischofs zu warten, bis er zu einer Conferenz berufen würde, sich dann aber ja in keine Disputation mit Luther einzulassen, sondern nur zuzuhören, damit

nachher genau berichten könne. Hier bestritt nun Eck nicht bloß das echt der einzelnen Christen sich gegen Concilbeschlüsse auf die heil. Schrift berufen, sondern bemühte sich, jenen vom Constanzer Concil verwornen Satz auch sachlich und mit Schriftgründen zu widerlegen; und Cochus ließ sich durch jenes Verbot Aleanders nicht zügeln, sondern mischte h eifrig ins Streitgespräch. Luther aber fand die gegen ihn vorgebrachten eweise sehr schwach. Man ging ohne Erfolg aus einander.

Nachmittags erschien Cochläus sogar in Luthers Wohnung, wo er, ie er sagte, den Spalatin aufsuchen wollte und nun bei Luther den churf, Amsdorf und andere Freunde traf. Er blieb da und suchte alsbald pfer Bekenntniß abzulegen und zu kämpfen, wurde auch von Luther und n meisten Andern freundlich angehört, obgleich er, wie er selbst nachher h rühmte, den „notorischen Ketzer Luther" nie mit den im Verkehr üblhen höflichen Titeln anredete. Er beschwor ihn, das Volk, und so treffliche länner, wie Melanchthon und Jonas nicht zu verderben, fing über den lenkelch und die Transsubstantiation zu disputiren an, wurde dann von uther auch noch ohne die Gegenwart der Andern in einem besondern emache angehört, wo er ihm noch eindringlichere Vorstellungen zu machen rsuchte. Dazwischen trug er in Gegenwart der Andern Luther eine isputation vor Richtern an, welche sie beide, wie er sagte, auf gleiche efahr hin bestehen wollten, um deren willen aber Luther auf sein freies eleite verzichten solle: eine so dreiste Zumuthung, daß einer der anwesenden beligen über ihn herfallen wollte und von den Andern zurückgehalten erden mußte. Er selbst erzählte nachher, daß Luther vor seinen Vorellungen erröthend die Augen gesenkt und Thränen vergossen, wenigstens ier und schon in der Vormittagsconferenz oft sich die Augen gewischt habe. uther mochte sich in jenen Stunden wohl tief bewegt zeigen, entgegnete ber auf jene Erzählung, daß die „perikleische" Beredsamkeit des Cochläus ineswegs so viel ausgerichtet, dieser vielmehr sich in Worms nur lächerlich emacht habe. — Für die großen Verhandlungen zwischen Luther und dem leiche war das Eintreten des Cochläus ohne Bedeutung. Wir werden ber beim späteren Verhältniß Luthers zu ihm uns darauf zurückbeziehen üssen, und es gehört mit zu dem Bilde der schweren Tage, welche Luther i Worms noch durchzumachen hatte.[1])

Unterdessen trug Vehus im Reichstage vor, was er mit Luther geprochen habe. Darauf wurde diesem des Abends angezeigt, daß der Kaiser ir seinen Aufenthalt in Worms noch zwei Tage zugebe, damit die Verandlungen mit ihm fortgesetzt werden könnten. Noch schienen dieselben icht aussichtslos. Kurfürst Friedrich und andere Freunde meinten wohl, r könne doch in Etwas nachgeben; wenigstens erzählte Luther selbst später, aß sie mit seiner Standhaftigkeit nicht einverstanden gewesen seien. Schurf

hoffte nach der Conferenz jenes Morgens, es werde jetzt dadurch sich Rath finden lassen, daß Luther dem Erkenntniß des Kaisers und Reichs sich unterwerfe, hiebei aber Nichts wider Gottes Wort gehandelt werden solle. Es ist übrigens klar, daß die Schwierigkeiten so sich nicht heben ließen, da ja der Inhalt des göttlichen Wortes von den Reichsständen oder den durch sie zu bestellenden Richtern möglicherweise anders als von Luther verstanden wurde und diesem dann doch eine Beugung der eigenen Ueberzeugung unter ein menschliches Urtheil zugemuthet werden mußte.

Am Morgen des nächsten Tages, des Donnerstags, ließ der Erzbischof bloß den Vehus und Peutinger, zu welchem Luther noch von Augsburg her Vertrauen hegen durfte, mit ihm sich besprechen; Kurfürst Friedrich gab diesem den Schurf und die Herrn von Feilitzsch und von Thun bei. Jene kamen jetzt darauf zurück, daß er sich dem Kaiser und Reich untergeben sollte, — aber ohne Vorbehalt. Sie suchten ihn zu beruhigen, daß er sich des Besten versehen dürfe, versicherten ihn, daß von Seiten des Reichs nur nach Christenpflicht und gemäß den göttlichen Geboten werde beschlossen und seine Bücher ganz unverdächtigen Richtern werden vorgelegt werden; sprachen auch wieder von den guten Früchten seiner Schriften, sowie von den Verkehrtheiten der sophistischen Theologie, der überhand nehmenden Menschensatzungen, der Ablaßpredigt u. s. w. Sie getrauten sich aber nicht, den ausdrücklichen Zusatz anzunehmen, daß Nichts gegen Gottes Wort beschlossen werden dürfe. Dagegen fragte sie Luther auf ihr Gewissen, ob sie ihm rathen könnten, auf den Kaiser und die Andern zu vertrauen, welche ihn bereits verdammt und seine Bücher verbrannt haben. Und auch abgesehen hievon erklärte er: „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt" (Jerem. 17, 5). Nur mit jenem Vorbehalt wollte er sich untergeben. — Von neun bis ein Uhr ließen sie ihm Zeit zu weiterer Ueberlegung und fingen dann aufs Neue an, in ihn zu dringen. Nun schlugen sie vor, die Entscheidung einem künftigen Concil anheimzugeben; bei dem bekannten Widerstreben des Papstes gegen ein neues Concil wäre hiedurch eine Verurtheilung der lutherschen Sätze mindestens auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben und das vom Papst verworfene Recht, gegen ihn an eine höhere Instanz zu appelliren, von Kaiser und Reich aufs Förmlichste anerkannt worden. Allein Luther wollte auch hinsichtlich eines Concils Nichts zusagen, was die Wahrheit und sein Gewissen gefährden könnte. Er machte wieder zur Bedingung, daß dort durch Schriftzeugnisse Beweis geführt würde, und forderte auch, daß man ihm vorher die Sätze vorlege, die man aus seinen Büchern zum Vortrag vor dem Concil ausziehen wolle. Dann wollte er über diese streitigen Artikel inzwischen stillschweigen.

Sofort berichteten jene Beiden hierüber dem Erzbischof, der ihnen erwiderte, daß er den zuletzt vorgeschlagenen Weg durch ein Concil für

richtigsten und angemessensten halte. Und zwar hatten sie sich so aus-
rückt, daß derselbe meinte, Luther wolle jene Artikel wirklich dem Urtheil
Concils überlassen. Er wollte schon zum Kaiser gehen, ihm dies an-
ündigen. Luther aber, den er vorher noch zu sich beschied, erklärte ihm
Bestimmtheit, wie er es meine, — daß er von der heiligen Schrift
ht weichen könne. Der Erzbischof sprach freundlich erst unter vier Augen
ihm und ließ dann auch den Spalatin rufen. Er forderte Luther auf,
selber Mittel vorzuschlagen, wie die Sache beigelegt werden könne.
ther antwortete mit dem Rathe Gamaliels, Apost.-Gesch. 5, 38: sei
e Sache nicht aus Gott, so werde sie in zwei oder drei Jahren von
st untergehen; sei sie aus Gott, so werde man sie nicht dämpfen können;
mögen der Kaiser und die Reichsstände dem Papste schreiben. Jener
gte ihn ferner, was er nun thun würde, wenn man aus seinen Schriften
tikel zur Entscheidung für ein Concil auszöge; Luther erwiderte: „Gnä-
ster Herr, daß es nur nicht die Artikel wären, so im Concil zu Constanz
dammt sind!" Der Erzbischof: „Ich fürchte, die sinds eben." Luther:
nädigster Herr, da kann ich nicht weichen, es gehe mir, wie Gott will."
dlich bat Luther den Erzbischof, ihm beim Kaiser die Erlaubniß zur
reise auszuwirken, weil man ja Nichts mit ihm ausrichte, und der Erz-
hof versprach ihm dies zur Stunde zu thun.

Gefaßt und ruhig ging Luther weg; auf dem Heimweg nach seiner
rberge machte er noch einen Krankenbesuch bei dem Ritter Hans von
inkwitz, sprach ihm christlichen Trost zu und sagte zum Abschied: „morgen
e ich weg."

Kaum drei Stunden nach seinem Gespräch mit dem Erzbischof, Abends
zen sechs Uhr, wurde ihm, im Namen des Kaisers durch Eck und einen
serlichen Geheimsecretär angekündigt: weil das vielfache Mahnen des
isers und der Reichsstände bei ihm vergeblich gewesen sei, bleibe Nichts
rig, als daß der Kaiser als Beschützer des katholischen Glaubens gegen
vorgehe; er habe binnen einundzwanzig Tagen an seinen Ort zurückzu-
ren; so lange habe er freies, sicheres Geleite; er dürfe aber unterwegs
ht predigen oder schreiben, um das Volk nicht aufzuregen. Luther ant-
rtete: es sei ergangen, wie der Herr gewollt, deß Name sei gelobt; er
nke dem Kaiser und den Ständen demüthig, daß sie ihn gnädig angehört
d ihm das sichere Geleite gewahrt haben und wahren wollen; er werde
m Kaiser allezeit unterthänig gehorsam verbleiben, sei auch bereit, Alles
r Kaiser und Reich zu leiden; das allein behalte er sich vor, daß man
m Gottes Wort ungebunden lasse, dasselbige zu predigen und zu bezeugen.
o schieden sie von einander, nachdem sie sich gegenseitig die Hand gegeben.

Hiemit waren Luthers persönliche Verhandlungen mit dem Reich zu
de. Nur das zugesagte freie Geleit zur Her- und Rückreise sollte er

vollends genießen. Das wurde ihm jetzt also aufs Neue ausdrücklich auch für seine Heimkehr nach Wittenberg zugesichert. Die Besorgnisse, welche in dieser Beziehung Brück ausgesprochen, hatten zwar insofern sich bestätigt, als dem Kaiser wirklich angerathen worden war, dem Ketzer das Wort nicht zu halten, sondern mit Luther ebenso zu verfahren wie in Constanz mit Hus verfahren worden sei; Kaiser Karl kannte jedoch die Stimmung der Reichsstände und des Volkes zu gut und hatte auch zu viel Gewissen und Ehrgefühl, um hierauf einzugehen. Aleander war auch schon darauf bedacht, daß man Luther, wenn er nach Sachsen zurückgekehrt sei, an einer Flucht zu den Böhmen hindere, wo er sein Wesen noch ärger treiben und durch weitere Schriften und namentlich durch einen Bericht über seine Wormser Erlebnisse auf Deutschland wirken würde; er wünschte, daß deshalb von Rom aus Schritte in Ungarn geschehen, unter dessen Herrscher damals Böhmen stand.

Unter der Menge von Luthers Anhängern war ein bis ins Uebertriebene gehender Argwohn wegen der ihm schon in Worms drohenden Gefahren. Es entstand ein Gerede, welches bis auf unsere Zeit noch da und dort im Volke fortlebt, daß man ihn sogar mit Gift habe aus dem Weg räumen wollen, und zwar am Tisch eines Bischofs, wohl des Erzbischofs von Trier: da sei dem Glase, in welchem man ihm den vergifteten Trank gereicht, der Boden ausgefallen, als er's habe an den Mund setzen wollen. Dieses Zerbrechen des Glases fand auch nach dem Bericht eines Augenzeugen wirklich statt; Luther selbst aber war nicht so argwöhnisch, sondern erklärte es einfach daraus, daß das Glas in zu kaltes Wasser getaucht worden sei.[1])

Dagegen war daran jetzt nicht mehr zu zweifeln, daß der Kaiser, nachdem Luthers freies Geleit abgelaufen wäre, das Aeußerste mit ihm vorhabe, und es war nicht zu hoffen, daß die Mehrheit der Reichsstände fernerhin ihre Zustimmung hiezu versagen werde. Luther hatte sich stets bereit erklärt, auch dieses Aeußerste zu erdulden. Konnte aber der Kurfürst, sein unmittelbarer Landesherr und Schutzherr, ihn, den er eben nicht widerlegt sah, preisgeben? oder durfte und konnte derselbe als Reichsfürst einem dahin gehenden Befehle des Kaisers und Reichs Widerstand entgegensetzen? Friedrich der Weise hatte bereits das Weitere erwogen. Noch an dem Abend, an welchem Luther den letzten kaiserlichen Bescheid empfangen hatte, ließ er ihm in Gegenwart weniger vertrauter Personen seines Hofes anzeigen: man werde ihn bei Seite bringen. Luther war zufrieden, wie sein Fürst mit ihm thun wolle.

Am andern Morgen, den 26. April, gegen 10 Uhr, fuhr er von Worms ab, mit den gleichen Begleitern, mit welchen er angekommen war, und mit seinem Freund Schurf. Der Herold Sturm, der ihm nach kaiser-

chem Befehl wieder das Geleit geben sollte, ritt erst einige Stunden nach- er ab und holte ihn in Oppenheim ein. So verließ Luther die Stadt, hne daß ein Aufsehen auf den Straßen entstand.

Unterwegs schrieb er am 28. April aus Frankfurt a. M. an seinen reund Lukas Cranach in Wittenberg. Da faßte er seinen ganzen Bericht ber Worms in die Worte zusammen: „Es ist nichts mehr hie gehandelt enn so viel: Sind die Bücher Dein? Ja. Willst Du sie widerrufen oder icht? Nein. So heb Dich. O, wir blinde Deutsche, wie kindisch handeln ir und lassen uns so jämmerlich die Romanisten äffen und narren." ugleich nahm er bis auf Weiteres Abschied mit den folgenden Andeutun- en: „Ich befehle euch Gott; ich laß mich einthun und verbergen, weiß bst noch nicht wo; und wiewohl ich lieber hätte von den Tyrannen, nderlich von des wüthenden Herzog Georgs Händen den Tod erlitten, uß ich doch guter Leute Rath nicht verachten bis zu seiner Zeit; es üssen die Juden einmal singen Jo, Jo, Jo, [nämlich jubelnd wie bei hristi Tod]; der Ostertag wird uns auch kommen, so wollen wir dann ngen Halleluja." Er war auch besorgt wegen der Versehung seines redigtamts in seiner Abwesenheit und empfahl hiefür den Wittenbergern en Amsdorf, der mit ihm heimwärts reiste.

Am nämlichen Tage ließ er sodann aus Friedberg ein längeres la- einisches Schreiben an den Kaiser abgehen und zugleich dasselbe in deutschem ext an die Reichsstände. In sehr würdiger und ruhiger Sprache recht- ertigt er darin noch einmal sein Verhalten zu den in Worms ihm ge- tellten Forderungen. Der Angelpunkt des ganzen Streites sei dort die Bedingung gewesen, unter welcher er seine Schriften dem Reich oder der Entscheidung eines Concils habe anheimgeben wollen, daß nämlich „Nichts ider das heilige Wort Gottes darin von ihm begeben, oder von Jenen eschlossen werde"; in zeitlichen Dingen, die mit den ewigen Gütern Nichts u thun haben, seien die Christen schuldig, sich gegenseitig zu vertrauen, n Sachen des göttlichen Wortes aber und der ewigen Güter leide Gott icht, daß man sich Menschen, sondern nur, daß man sich ihm allein un- ergebe, und wer in Dingen der ewigen Seligkeit also auf Menschen ver- raue, der gebe der Kreatur die Ehre, die Gott allein gebühre. Für die Sicherung des Geleites wiederholte er seinen unterthänigen Dank. Den Reichsherold schickte er mit diesem Schreiben nach Worms zurück.[1])

Zu Hersfeld wurde er vom Abte des dortigen Benediktinerklosters und vom Rathe der Stadt mit großen Ehren aufgenommen und über Nacht im Kloster beherbergt. Auf ihr Andringen hielt er vor seiner Weiterreise schon früh um 5 Uhr eine Predigt. Er wollte es Anfangs deshalb nicht thun, weil wegen des ihm mitgegebenen Verbotes dem Abt von Seiten des Kaisers Unannehmlichkeiten erwachsen könnten; seiner selbst wegen hatte

er hiebei kein Bedenken: denn er habe nicht darein gewilligt, daß man Gottes Wort binde.

Am Abende des 2. Mai langte er in Eisenach an, wo ihm Viele zum Empfang entgegengingen. Auch hier predigte er; und zwar schützte sich hier der Ortspfarrer vor den ihm deshalb drohenden Folgen durch einen förmlichen Protest, welchen er vor einem Notar dagegen einlegte.[1])

In Eisenach nun trennte sich Luther von der übrigen Reisegesellschaft Schurf, Swaven, Jonas), welche auf der Straße nach Gotha weiter zogen. Er selbst fuhr rechts ab über den Thüringer Wald zu seinen Verwandten, welche dort in der Nähe und namentlich in Möhra wohnten. Nur Amsdorf und der Ordensbruder Petzensteiner blieben bei ihm. Es war darauf angelegt, daß die Handlung, die der Kurfürst Friedrich mit ihm vorhatte, nicht im Dabeisein jener Freunde und nicht an der großen Hauptstraße ausgeführt werde. In Möhra war er bei seines Vaters Bruder Heinz zu Gaste. Am 4. Mai brach er wieder auf in der Richtung nach Gotha; der Weg dorthin führte durchs Waldgebirg über Schweina, Schloß Altenstein, Waltershausen. Seine Verwandten begleiteten ihn bis in die Nähe des Altenstein, wo er sich von ihnen verabschiedete. Luther fuhr noch eine kurze Strecke hinter dem Altenstein weiter. Da sprengte ein Haufen bewaffneter Reitersleute gegen seinen Wagen an. Noch zeigt man heut zu Tag die Stelle: jenseits des Glasbachs, an einem Brunnen, bei den Resten einer alten Buche, welche die Luthersbuche heißt. Bruder Petzensteiner sprang, als er die Bewaffneten sah, aus dem Wagen und lief davon, Waltershausen zu. Die Reiter nöthigten in einem Hohlweg mit vorgehaltener Armbrust den Fuhrmann stillzustehen und zu sagen, wen er bei sich habe. Darauf rissen sie Luther heraus und fluchten auf ihn los. Amsdorf, welchen Luther auf einen solchen Ueberfall vorbereitet hatte, schalt über die rohe Gewaltthat, damit der Fuhrmann Nichts merke. Ihn und den Fuhrmann ließen die Reiter weiter ziehen. Luther aber mußte, bis er Jenen aus dem Auge war, zuerst zu Fuß sehr schnell in den Wald hinein neben ihnen herlaufen und zwar schlugen sie, um zu täuschen, zuerst die Richtung ostwärts gegen Brotterode hin ein. Dann setzten sie ihn auf ein Pferd und zogen noch auf Umwegen bis gegen elf Uhr Nachts mit ihm umher, um ihn endlich sicher auf der Wartburg bei Eisenach, im Norden von Möhra, abzuliefern. Auf diesem seinem Schlosse wollte der Kurfürst, der es also veranstaltet hatte, ihn ganz im Geheimen verwahren lassen. Seinem Schloßhauptmann Hans von Berlepsch und auch dem in seinem Dienst stehenden Ritter Burkhard Hund, dem der Altenstein gehörte, hatte er hiezu die nöthigen Weisungen ertheilt. Luther wurde auf der Wartburg als ein „Junker Georg" behandelt, erhielt die dazu passende ritterliche Kleidung und mußte sich den Bart und die Haupthaare (statt der Mönchs-

nfur) wachsen lassen. Den Ort, wohin er gebracht war, wußte auch lmsdorf nicht. Das Letzte, was seine Möhraer Verwandten über seine bführung erfahren konnten, war, daß man den Hufschlag der Reiter broterode zu gehört habe.[1])

In Worms hatte inzwischen der Kaiser bereits am 30. April die Stände über die Strafe befragt, mit welcher jetzt gegen Luther vorgegangen erden sollte, und sie hatten ihn zunächst um die Vorlage eines Mandats rsucht. Den Brief, welchen jetzt der Herold von Luther an ihn mitbrachte, agte man gar nicht ihm einzuhändigen. Der päpstliche Legat Aleander rfte selbst das Edikt entwerfen, welches der Kaiser gegen Luther erlassen ollte. Damit traf (am 8. Mai) der Abschluß eines Schutz- und Trutz- ündnisses zwischen dem Kaiser und Papst zusammen, durch welches dieser n Kampf mit Frankreich für jenen Partei nahm, auch der Kaiser aber ch verpflichtete, alle Feinde des Papstes zu bekämpfen.

Die Nachricht, daß Luther gefangen und verschwunden sei, erregte in anz Deutschland und vor Allem in Worms eine große Bewegung. Die lenge seiner Anhänger und Verehrer dachte zuerst nicht anders, als daß interlistige Widersacher ihn weggeräumt haben, und es erhob sich in dieser insicht verschiedener Verdacht. Auf Seiten der Gegner vermuthete man brigens Richtiges, ja Aleander berichtete geradezu nach Rom, der sächsische uchs habe ihn verborgen. Der Kaiser aber schwieg zu diesem Vorfall: r hatte keinerlei sichere Handhaben zu einer Untersuchung der Sache, und s war ihm ohne Zweifel noch nicht darum zu thun, die Strafe an Luther ofort durch eigenes Einschreiten zu vollziehen, sondern er wollte zunächst nur einen endgiltigen Beschluß gegen ihn haben, den er dann mit kluger Rücksicht auf die weiteren Umstände verwerthen und ausführen könnte.

Und auch mit dem Zustandebringen des Edikts verfuhr er noch sehr rsichtig und berechnend. Der Reichstag, unter dessen Zustimmung es sgehen sollte, wartete vergeblich auf die Vorlage. Kurfürst Friedrich reiste egen schwerer körperlicher Leiden endlich am 23. Mai mit kaiserlicher rlaubniß von Worms ab und der Pfälzer Kurfürst begleitete ihn.[2]) Auch in großer Theil der übrigen Stände verließ bereits den Reichstag. Da og der Kaiser am 25. Mai nach einer Versammlung der Stände, in welcher r ihnen für die Erledigung der politischen Reichsangelegenheiten dankte, die vier noch anwesenden Kurfürsten, nämlich den streng katholischen Brandenburger und die drei Geistlichen, nebst mehreren andern Herrn vom Reich u sich in seine Wohnung und theilte ihnen hier das gegen Luther zu erlassende Edict mit; es sollte gar nicht erst durch den Reichstag begutachtet werden, da es ja auf dem Beschlusse beruhe, welche dieser über Luther schon früher für den Fall einer Ablehnung des Widerrufs gefaßt habe; dem stimmte der Kurfürst von Brandenburg für sich und die Anderen bei.

Am anderen Morgen unterzeichnete der Kaiſer das Edict. Es wurde d
datirt vom 8. Mai, wohl dem Tag, an welchem es für die Stände d
gefertigt war: ſo wurde der Schein erzeugt, als wäre es ergangen, ſo la
die Stände noch vollzählig waren und gegen die Folgerung, welche
Kaiſer aus ihrem früheren Beſchluſſe zog, eine Einſprache hätten erh
können. Daſſelbe erklärte den Luther in den ſchärfſten und derbſten W
drücken für einen verſtockten Ketzer, und zwar auf Grund der Bulle, w
vom heiligen Vater Papſt als dem geſetzmäßigen Richter dieſer Sache i
ihn erlaſſen worden ſei: er habe als der böſe Feind in Menſchenge
eine Menge alter, verdammter Ketzereien in eine ſtinkende Pfütze verſamm
und neue dazu erdacht, trage Lehren vor, welche zu Aufruhr, Mord
Brand führen, ſtürze alle Geſetze um, ja lehre ein ganz viehiſches f
Leben. Demnach wird über ihn die Acht des Reiches verhängt: es ſolle
Niemand Herberge, Eſſen, Trinken u. ſ. w. mehr geben, vielmehr ſolle
ihn, wo er ſich betreten laſſe, gefangen nehmen und dem Kaiſer über
worten. Seine Bücher dürfen nicht mehr geduldet werden, ob auch Et
Gutes drin vorkäme. Und weiter: man dürfe fortan im heiligen römiſ
Reich bei Strafe der Reichsacht überhaupt kein Buch mehr ohne W
und Willen der geiſtlichen Obrigkeit drucken oder verkaufen (darüber
der Reichstag vorher gar nicht befragt worden). Alſo ſei es beſchl
mit „einhelligem Rathe der Kurfürſten und Stände". — Nachher ergi
auch noch ſtrenge Strafdrohungen an die weltlichen Obrigkeiten, daß
dieſe Befehle vollziehen ſollten.

Der Kaiſer aber verließ jetzt Deutſchland wieder. Der Krieg
Frankreich brach aus. Und der Kaiſer wußte wohl, wie wenig er auf
X. und deſſen Bündniß, das nun daſſelbe Datum mit jenem Edicte t
für die Zukunft vertrauen durfte. Da fragte ſich ſehr, wie weit er
Vollſtreckung des letzteren durchſetzen könne oder auch ſelbſt wolle.

Viertes Buch.

Das Jahr auf der Wartburg 1521—1522.

Erſtes Kapitel.

Luthers perſönliche Lage.

Es war eine ſehr wohlbedachte, zweckmäßige Maßregel, welche Kurfürſt riedrich über Luther verhängt hatte, als er ihn an geheimer Stätte ver- ahren und vom öffentlichen Schauplatz verſchwinden ließ. Daß der Mönch, ber welchen der päpſtliche Bannſpruch vom Reich anerkannt und in den härfſten Ausdrücken die Reichsacht ausgeſprochen war, nach Ablauf der m gewährten Friſt in Wittenberg oder irgendwo in deutſchen Landen noch ffentlich aufzutreten wage, konnte der Kaiſer nicht dulden. Wollte ihn riedrich hierin beſchützen, ſo mußte er der rechtmäßig beſtehenden und ach dem beſtehenden Recht verfahrenden kaiſerlichen Gewalt gewaltſamen iderſtand entgegenſetzen. Dann brach ein blutiger Kampf um die Refor- ation aus, ehe noch ihr Aufbau auf Grund des von Luther gepredigten ortes begonnen hatte. Für einen ſolchen Kampf ſtand noch keine einzige ter den geordneten Mächten des Reiches dem Kurſachſen zur Seite. urige Geiſter im Adel und in den Volksmaſſen waren zur Theilnahme reit, aber auch eine Menge noch ſehr unklarer, unreifer und unzuverläſ- er Genoſſen und dazu dunkle, gefährliche Elemente, von denen vielmehr r ein Wüthen gegen den Klerus und ein Verfolgen ſelbſtiſcher, perſön- her und Standes-Intereſſen zu erwarten war. Der Brand, den Luther rch die Schuld der Papiſten drohen ſah, mußte dann von Seiten der angeliſchen wirklich entzündet werden. Niemand konnte das von Friedrich warten, von ihm, dem vorſichtigen, gewiſſenhaften, für Wohl und Frieden s Reichs beſorgten und verdienten, dazu gealterten und kränklichen Herrn,

— von ihm, dem es überdieß stets noch persönlich schwer fiel, sich in Widerspruch mit der bisherigen allgemeinen christlichen Kirche zu setzen, und der immer erst selbst noch mehr der Wahrheit gewiß werden wollte. Und ein solcher Brand drohte, auch wenn Luther von seinem Fürsten preis gegeben wurde und sich selbst, wie er stets bereit war, als Märtyrer hingab. Unter seinen deutschen Gegnern hatten wohl die Klügsten gewünscht, daß er durch die Reichsacht und durch seinen bisherigen Beschützer selbst werde genöthigt werden, endlich, wie es schon früher hieß, eine Zuflucht außerhalb Deutschlands zu suchen, die er nur bei den Böhmen finden konnte: in der That wäre hiedurch am meisten seine Kraft und sein Ansehen gebrochen und sein Anhang in Deutschland unschädlich oder wenigstens leicht überwindbar geworden. — Jetzt, da Luther in geheimnißvoller Weise entfernt war, mußte der Kaiser mit dem äußersten Schritt gegen ihn mindestens noch inne halten. Als dann die dringenden und großentheils schwierigen politischen Geschäfte und Händel, die diplomatischen Verhandlungen und Rüstungen Frankreich gegenüber, die Beilegung von Streitigkeiten mit seinen spanischen Ständen und noch im Sommer des Jahrs 1521 der wirkliche Beginn des französisch-italienischen Krieges ihn ganz in Anspruch nahmen, hatte er vollends als Ursache, sich daran genügen zu lassen, daß Luther der Reichsacht wenigstens nicht offen Trotz bot. So verzog sich in Folge von Luthers Entfernung das Gewitter, welches über ihn und seine junge Saat nach dem Wormser Reichstag losbrechen zu müssen schien. Seine Wittenberger Freunde und Nachfolger konnte der Kurfürst gewähren lassen, wenn nur Luther selbst, der Hauptgegenstand des Anstoßes, nicht mehr dort von ihm geduldet und geschützt wurde. Und eben jetzt, da Luthers unmittelbare persönliche Einwirkung gehemmt war, zeigte und erprobte sichs auch, daß die von ihm gepflanzte Saat schon tüchtige eigene Kraft des Bestehens und Wachsthums hatte. Sie breitete sich gerade jetzt auch in ganz Deutschland frisch und kräftig weiter aus. Wer etwa noch gehofft hatte, daß man ihr durch Vollzug der Reichsacht an ihrem Urheber und durch einen über ihn verhängten Märtyrertod ein Ende machen könnte, mußte jetzt von dieser Einbildung lassen. Schließlich mußte man innewerden, daß die Bewegung, die man gern unterdrückt hätte, ohne seine persönliche Gegenwart und sein Eingreifen nur eine noch viel gefährlichere Wendung nehmen möchte, als wenn man ihm gestatte, trotz Bann und Acht selbst wieder an ihre Spitze zu treten.

Luther, der Lehrer und Streiter, sollte jetzt also nach dem Sinn und Willen seines Fürsten bis auf Weiteres wie aus der Welt abgeschieden sein. [1])

Er durfte nur noch als der Junker oder Rittersmann Georg, der in ehrenhaftem und mildem Gewahrsam gehalten werde, auf der Wartburg und in ihrer Umgebung sich zeigen. Wenn er ausging, hatte er ein Schwert an seiner Seite. Als adeligen Schmuck gab ihm der Schloßhauptmann

ne goldene Kette zum Umhängen. Ein Edelknabe wartete ihm auf. Für usgänge und Ausfahrten erhielt er einen vertrauten Knecht zum Begleiter, r auch Acht haben mußte, daß ihm nichts Ungeschicktes begegne. Er mußte auch lernen, sich wie ein Ritter in Sitten und Geberden zu benehmen, e Waffen recht zu tragen, sich den Bart zu streichen u. s. w.

Luther schickte sich in diese Lebensweise, obgleich er fürchtete, man chte ihm ein Davonlaufen aus der Schlacht vorwerfen, während doch n höchster Wunsch sei, der Wuth seiner Gegner offen sich zu stellen und nen Hals hinzuhalten. Er fand es, wie er an Melanchthon schrieb, nicht glich, denen sich zu widersetzen, welche es also gerathen und gewollt ben, und bat seinen Freund nur um Fürbitte bei Gott, daß dieser irgend was Größeres zu seiner Ehre daraus erwachsen lasse. Die Wartburg nnte er sein Patmos (Offenb. Joh. 1, 9) oder auch seine Wüste; er tirte seine Briefe von dort „aus der Region der Luft" oder der „Region r Vögel". Der Gesang der Vögel ergötzte und erbaute ihn in seiner insamkeit: sie singen, schreibt er, lieblich um ihn her auf ihren Zweigen d loben Gott aus allen Kräften Tag und Nacht. Er nahm an Jagden eil: so einmal zwei Tage hindurch nach einander. Er durchstreifte den ald Erdbeeren suchend. Er durfte auch mit seinem Begleiter nach benach=rten Ortschaften, wie Reinhardsbrunn, Gotha u. a. ausreiten, nur stets it der Fürsorge, daß er nicht erkannt werde. Auch hatte er heimlichen erkehr mit jenen Eisenacher Franziskanermönchen, denen er von seiner chulzeit her befreundet war, ja kam selbst nach Eisenach herunter. [1])

Vom Schloßhauptmann, Herrn von Berlepsch, wurde er aufmerksam d reichlich bewirthet. Er selbst meinte: das sei viel mehr als er verdiene. it der Zeit überkam ihn die Besorgniß, Berlepsch möchte es aus dem genen Beutel bestreiten, und er schrieb an Spalatin: er könnte nicht eine tunde lang ertragen, daß derselbe solche Unkosten von ihm haben sollte. uch einen erfreulichen geistigen Verkehr fand er bei seinem Wirthe: dieser log ernste Gespräche mit ihm über die religiösen Fragen, über Gotteswort d Menschensatzung; in freundlicher und dankbarer Erinnerung sandte uther nach seiner Rückkehr von der Wartburg ihm zu wiederholten Malen ue Schriften von seiner Hand zu.

Allein keinen Augenblick konnte Luther seines theologischen und kirch=hen Berufes dort vergessen.

Ohne andere Literatur bei sich zu haben studirte er eifrig die Bibel hebräischen und griechischen Grundtext, und ehe drei Wochen um waren, tte er verschiedene eigene Arbeiten unter den Händen und eine, nämlich ne mehrere Bogen starke Auslegung des 68. Psalms bereits ckfertig: er bestimmte diese für die Feier von Ostern, Himmelfahrt und ingsten, von welchen Festen er die beiden letzten schon auf der Wartburg

zubrachte. Im Juni berichtete er dem Spalatin, daß er jetzt „ohne Unterlaß schreibe".

Sobald er sichere Gelegenheit hatte, begann er einen brieflichen Verkehr mit seinen Freunden und Mitarbeitern in Wittenberg. Spalatin veranstaltete eine geheime Vermittlung dafür durch fürstliche Boten. So schrieb Luther zum ersten Mal am 12. Mai an Melanchthon, Amsdorf und den angehenden dortigen Dozenten Johann Agricola aus Eisleben (vgl. oben S. 120). Da schaut er mit Schmerz auf die Gestalt der Kirche im Großen, macht sich Vorwürfe, daß er nicht Thränen genug für ihren Nothstand unter dem Antichrist habe, und ermahnt namentlich den Melanchthon, mit den ihm verliehenen Gottesgaben die Mauern Jerusalems zu schirmen, woran er betend mit ihm arbeiten wolle. Er fragt besorgt, wie es in Wittenberg mit dem bisher von ihm bekleideten Predigtamt stehe. Und daneben vergißt er nicht die persönlichen und häuslichen Angelegenheiten seiner Freunde: so schickt er dem Agricola aus Anlaß der Geburt eines Kindes zwei Goldgulden, einen für das Kind, dessen Pathe er hätte werden sollen, und einen für die Mutter, damit sie Wein trinke und reichlich Milch bekomme. Ihm sollten die Freunde sogleich verschiedene Schriften zuschicken, in deren Ausarbeitung ihn die Reise nach Worms unterbrochen hatte.

Ernste und schwere religiöse Gedanken erfüllten ihn auch wenn er an den Beschäftigungen eines „Junkers" theilnahm. So erzählt er dem Spalatin, wie er der Jagd, diesem „sauersüßen Vergnügen der Helden", dieser „wahrhaftig würdigen Beschäftigung müßiger Menschen" nachgegangen sei und dabei unter den Netzen und Hunden theologische Betrachtungen angestellt habe. So sehr diese äußerlichen Dinge ihn belustigt, so traurig und mitleidig habe ihn das gestimmt, was sich ihm darin abgebildet habe. Denn also jage der Teufel mit seinen Hunden, den gottlosen Lehrern und Hunden, die unschuldigen Thierlein, die armen, gläubigen Seelen. Ihm selbst sei ein armes Häschen fliehend in den Aermel geschlüpft, aber durch seinen Rock durch haben es die Hunde todt gebissen: so wollen Satan und Papst trotz seiner Bemühung die schon geretteten Seelen verderben. Er habe diese Art von Jagd satt und halte diejenige für schöner, wo man Bären und Wölfe und derartige gottlose Lehrer erlege. Das gibt ihm ein anderes, tröstliches Bild: in den Hasen und unschuldigen Thieren, welche von Menschen und nicht von Raubthieren gefangen werden, sehe er Seelen, welche für den Himmel gefangen werden, und nicht von jenen Bischöfen und Theologen für die Hölle. — Wenn er bei seinen Ausritten irgendwo in einem Haus ein Buch liegen sah, griff er darnach, es zu besehen, so daß sein Begleiter ihn warnen mußte, weil dies nicht adelig sei, sondern Reiterei und Schreiberei sich übel zusammen reime; ja er trug gar selbst Büchlein bei sich. Auch ließ er sich wohl beim Zusammentreffen mit Mönchen oder Priestern in

präche über die kirchlichen Fragen und über den Luther ein, und sein leiter mußte dann schnell zum Aufbruch mahnen.

Ueber sein Befinden hatte er in leiblicher Beziehung trotz der guten virthung, oder wohl mit in Folge derselben, von Anfang an sehr zu ien. Er hatte schon in Worms an Störung der Verdauung und an stopfung gelitten. Auf der Wartburg wurde dieses Uebel ohne Zweifel ch seine Lebensweise unterstützt und gesteigert: er, der in Wittenberg lich mehrere Stunden predigte und lehrte, saß jetzt die meiste Zeit in er Stube, lesend und schreibend, so viel sein Kopf ertrug; denn jene ıden und Ausritte brachten doch nur vereinzelte Unterbrechungen in dieses tägliches Leben. Dazu trat an die Stelle der sparsamen Kost, die ihm seinem Eintritt ins Mönchthum immer genügt hatte, ein Essen und nken, wie es für Ritter und Reiter gereicht wurde. So klagte er gleich seinem ersten Briefe dem Spalatin, daß er „müßig und trunken den zen Tag da sitze", während er ihm doch zugleich schon von seinen an- tenden Bibelstudien und seinen schriftstellerischen Arbeiten zu berichten te. Jenes Uebel wurde dann sehr schmerzhaft und fast unerträglich; konnte sich nicht enthalten, es wiederholt seinen Freunden zu schildern. ıen Mitte Julis hatte er schon die Absicht, in Erfurt, wohin er offen begeben wolle, bei Aerzten oder Chirurgen Hilfe zu suchen. Dann chafften ihm Pillen, die Spalatin sandte, einige Linderung. Erst im Oktober sein Leib wieder in Ordnung, so daß er keiner Arzneien mehr bedurfte.

In Seele und Gemüth fühlte er Beschwerden, welche zunächst hiemit Zusammenhang standen. Indem er dem Melanchthon jenes Vorhaben en der Erfurter Aerzte aussprach, klagte er auch, daß er seit acht Tagen t mehr im Stande sei zu schreiben, zu studiren, ja zu beten. Aehnliche gen — über Anfechtungen und sündhafte Reizungen seines Fleisches en wieder, auch während die über sein körperliches Leiden aufhören. sei, sagt er, viel schwerer, mit diesen bösen Geistern unter dem Himmel kämpfen, als mit dem fleischgewordenen Teufel, nämlich den bösen nschen. Eine Ursache dieser seiner Zustände sah er in der Einsamkeit, der er lebe; auch vermuthete er, daß seine Freunde nicht wenigstens Gebet genug mit ihm zusammenhalten; tausend Satanen sei er so vor- orfen.

Verglichen mit diesen innern Anfechtungen war derjenige Teufelsspuk, er mit seinen Augen und Ohren auf der Wartburg wahrgenommen en soll und an welchem die Ueberlieferung über seinen dortigen Aufenthalt zugsweise festgehalten hat, für ihn Etwas sehr Geringes und Leichtes. ist übrigens keine Frage, daß er auch derartige Kundgebungen des en Geistes in ausgedehntem Maß mit der Menge seiner Zeitgenossen Volksgenossen für möglich hielt; und seine Freunde haben manche

wunderbare Dinge aufgezeichnet, welche er ihnen später von der Wartburg her erzählt habe. So habe er dort einmal beim Zubettgehen ein sonderbares Gerumpel in einem Kasten gehört, darin er Haselnüsse aufbewahrt, und dann ein Gepolter auf der Treppe, als ob ein Schock Fässer hinabgeworfen würde, und Aehnliches sei nachher in der gleichen Kammer der Frau von Berlepsch wiederfahren; er aber habe dazu gesprochen: „Bist du es, so sei es", habe sich dem Herrn Christus befohlen und sich ins Bett gelegt. Auch ein großer schwarzer Hund, dergleichen doch auf dem Schloß nicht gehalten worden sei, soll ihn belästigt haben: derselbe sei namentlich einmal Abends in seinem Bette gelegen; da erzählt eine alte Aufzeichnung von Tischreden Luthers: dieser habe ihn ruhig genommen und zum Fenster hinausgeworfen, ohne daß die Bestie geschrieen hätte und ohne daß Luther nachher über sie von Andern Etwas hätte erfahren können. [1]) Dagegen weiß kein alter Berichterstatter Etwas von jenem Flecken an der Wand, den Luther mit einem nach dem Teufel geworfenen Tintenfaß gemacht haben soll: die Sage hievon hat wohl erst in Folge eines Fleckens sich gebildet, der in Wahrheit anderen Ursprung hatte.

Zu der leiblichen Pein, für die er Heilung suchte, und zu dem Gefühle der Einsamkeit, die seine Schwermuth förderte, kam bei Luther der Drang nach einer viel lebendigeren Thätigkeit als der bloß schriftstellerischen. Er nannte sich wiederholt mitten in dieser einen Müssigänger. Für sich, sagt er, würde er sich gerne vom schweren Dienst am Worte Gottes ausschließen lassen; aber zu Ehren des Wortes würde er lieber in feurigen Kohlen brennen, als einsam und halb lebendig verfaulen. An jenes Vorhaben, in Erfurt ärztlichen Rath zu holen, knüpfte er die Absicht, dann an diesem Orte, wo der größte Theil der Universität ihm zugefallen war und wo er dem sächsischen Kurfürsten keine Verlegenheit machte, auf eigene Gefahr trotz Bann und Acht zu bleiben und wieder öffentlich zu lehren. Er kündigte dies allen Ernstes dem Melanchthon, Amsdorf und Spalatin an, wurde jedoch zunächst durch eine dort ausgebrochene Pest von seinem Vorhaben wieder abgebracht. Mit der Zeit stiegen ihm in seiner unfreiwilligen Ruhe auch Bedenken auf, ob er recht gethan habe, sich fremdem Rath und Wunsch zu fügen und ob er nicht schon in Worms ganz anders hätte auftreten sollen. Als ihn Spalatin wieder einmal zu größerer Mäßigung bei seinen Streitschriften ermahnte, entgegnete er ihm: ihn peinige vielmehr sein Gewissen darüber, daß er nach dem Rath seiner Freunde in Worms seinem Geiste Zügel angelegt und sich nicht wie ein Elias gegen die Götzen erzeigt habe; die Götzendiener sollten Anderes zu hören bekommen, wenn er wieder vor sie gestellt würde.

Immer aber erhob er sich bald wieder zur Zuversicht, Freudigkeit und Geduld des Glaubens. Er schreibt unter jenen innern Anfechtungen:

) falle öfters, aber die Hand des Herrn in der Höhe hält mich aufrecht.“ seufzt darnach, wieder unter die Menschen öffentlich treten zu dürfen; :r er sagt: „ich will nicht, es rufe mich denn der Herr.“

Gar keine Anfechtung machte ihm die Gefahr, womit der Bann und s kaiserliche Edikt sein äußeres Leben bedrohte. Er ließ sich zwar die ittel gefallen, mit welchen man seinen Aufenthaltsort geheim zu halten hte und zwar so sehr, daß auch des Kurfürsten Bruder Johann erst nach hreren Monaten denselben erfuhr. Ja als ein Gerücht über denselben skam, schlug er selbst dem Spalatin ein Mittel hiegegen vor; er schickte n nämlich einen Brief zu, welchen er datirte „aus meinem Orte“, und welchem er äußerte, man vermuthe ihn wohl auf der Wartburg, er lebe er einstweilen sicher an seinem Orte, werde diesen, wenn er verrathen rde ändern, und wundere sich, daß Niemand an Böhmen denke; diesen :ief, meinte er, könnte Spalatin aus scheinbarem Unbedacht verlieren und in die Hände der Gegner, die ihm nachspüren, gelangen lassen. [1]) Allein ht lange zuvor hatte er selbst nach Erfurt gehen wollen. Und fort und :t sandte er Schriften in die Welt, welche die Spürkraft seiner Widersacher u gegen ihn herausfordern mußten. In einer derselben (bei seinem Sermon er das Evangelium von den zehn Aussätzigen) schrieb er: „Ich armer :uder hab abermal ein neu Feuer angezündet, ein groß Loch in der Pa= ten Tasche gebissen; wo will ich nun bleiben, und wo wollen sie Schwefel, :ch, Feuer und Holz genug finden, den giftigen Ketzer zu pulvern? nur ɔt, todt, todt, schreien sie; ich hoff', bin ichs würdig, es soll ihnen kommen, ß sie mich tödten und über mir ihrer Väter Maß füllen; aber es ist noch ht Zeit, meine Stunde ist noch nicht kommen, ich muß zuvor das Schlangen= zücht baß erzürnen und den Tod redlich um sie verdienen.“

Auch darüber blieb er ganz ruhig, daß die Bewegung, welche von n ausgegangen war, sich trotz Allem, was man gegen sie und gegen ihn rsuche, in Deutschland nicht mehr unterdrücken lasse. Er vernahm sogar, ß manche Papisten ihn selber zurückwünschen, weil die Erregung des ɔlkes gegen sie ohne ihn nur noch gefährlicher werde; so hörte er, daß ld nach seinem Verschwinden einer an den Mainzer Erzbischof geschrieben be: „den Luther haben wir verloren, wie wirs wünschten; aber ich fürchte, r werden kaum unser Leben retten, wenn wir ihn nicht überall mit Lichtern hen und zurückholen.“ In den politischen Kämpfen, in welche der Kaiser rwickelt wurde, sah er ein Strafgericht über diesen; mitleidig äußerte er: er unselige Jüngling wird nie Glück haben und wird fremde Gottlosig= t büßen müssen, weil er in Worms die Wahrheit, die ihm vor Augen nd, den bösen Rathgebern folgend zurückgewiesen hat.“

Voll Vertrauen sah er auf seine Freunde in Wittenberg, insbesondere f seinen Melanchthon; neidlos hoffte er auf die Erfolge, die sie

ohne ihn haben werden; er meinte, sie bedürfen seiner gar nicht mehr. Melanchthon empfand Luthers Abwesenheit sehr schmerzlich. Mehr als sonst fühlte und bekannte er jetzt, wie viel ihm dieser sei. Freudig meldete er auf die ersten Nachrichten über ihn ihrem gemeinsamen Freunde Link, „unser theuerster Vater lebt". Luthers Krankheit ängstigte ihn sehr; er fragte die Wittenberger Aerzte um Rath und bat Spalatin dringend, Alles für ihn zu thun; nicht um Luthers willen wolle er bitten, sondern für sich selbst und alle Gleichgesinnten: denn er wisse, wie sehr Luther selber wünsche abzuscheiden und bei Christo zu sein. Er schreibt an Spalatin: „Du weißt, wie sorgsam man dieses irdene Gefäß eines so großen Schatzes [vgl. 2 Kor. 4, 7] bewahren muß; geht es uns verloren, so muß ich denken, Gott sei unversöhnbar; — o daß ich mit meinem geringen Leben sein Leben erkaufen könnte, denn die Erde hat Nichts Göttlicheres als ihn". Sehnsüchtig wünschte er ihn zurück für sich und die Universität. Schon im Mai klagte er: wir sind wie eine irrende Heerde ohne Hirten. Glücklich preist er den Tag, wo er ihm sich wieder in die Arme werfen dürfe. „Noch immer", schreibt er im Herbst, „ist unser Elias weg von uns; wir harren und hoffen auf ihn; mich quält kläglich das Verlangen nach ihm". Schrecklich war ihm eine briefliche Aeußerung Luthers, wonach zu dessen Rückkehr noch keine Aussicht zu sein schien, und er hielt darauf dem Spalatin vor, daß er gar keinen Grund sehe, ihn nicht zurückzuberufen. Dagegen erklärte ihm Luther: „wenn ich zu Grund gehe, verliert das Evangelium Nichts; denn du übertrifft mich jetzt darin und folgst als ein Elisa mit zwiefachem Maße des Geistes auf Elias". Oefters verwies er ihm so seine Klagen, auch mit Hinweis auf die andern Mitarbeiter in Wittenberg, und sprach seine Freude aus über den Ueberfluß und das Wachsthum, womit Gott sie dort segne, und zumeist darüber, daß Wittenberg eben in seiner Abwesenheit so wachse. Für Melanchthons Wohlbefinden war er nicht minder besorgt, als dieser für das seinige; so verwandte er sich bei Spalatin für ihn, daß ihn der Fürst keinen Mangel leiden lassen möge, und als Wittenberg von einer Seuche bedroht wurde, daß man ihn vor derselben bewahre. Melanchthon arbeitete damals an seiner wichtigsten Schrift, seinen sogenannten Loci, diesem ersten Grundriß einer evangelischen Dogmatik, von welcher man mit Recht gesagt hat, daß hier das von Luther an den Tag gebrachte Gold zum ersten Mal in wissenschaftlicher Form zusammenfaßt und ausgeprägt worden sei. Mit Dank und Freude empfing Luther die einzelnen Druckbogen derselben; er schrieb ihm: „schreite du glücklich voran und herrsche". Für die eben auch in dieser Schrift zu erörternde Frage nach dem Rechte der weltlichen Obrigkeit und ihrem Fortbestand auch unter dem Evangelium schickte er ihm, der darüber noch unsicher und unklar war, seine Meinung mit bündigen Gründen; er zeigte ihm, wie diese weltliche Ordnung nach Gottes Wille

ngs auch für Christen statthaben solle und wie Christus, der Lehrer
ischer Dinge, sie gar nicht erst einzurichten gehabt, sondern ihre Ein-
g den Menschen überlassen habe. Vor zu vielem Arbeiten warnte
Melanchthon: dieser solle sich schonen. Das bezog sich jedoch wesent-
ch dessen nicht theologische Thätigkeit. Für diese wollte er ihn viel-
immer mehr noch gewinnen. Er erinnerte ihn an die Pflicht, die er
iccalaureus der Theologie mit frommen Eidschwur übernommen habe.
ür diese Thätigkeit legte er nun auch der anderweitigen, vielseitigen
ng Melanchthons hohen Werth bei; er erklärte es für einen gewaltigen
um, wenn man meine, die Philosophie oder die Kenntniß der Natur
r die Theologie unnütz. So sehr schätzte er diese Wissenschaften bei
Melanchthon, während er ihre Gestaltung bei den Scholastikern tief
ete. Ja er sprach jenem den Wunsch aus, selbst noch wie ein An-
r bei ihm lernen zu können: er werde es sich nicht verdrießen lassen,
einem solchen Meister als Rekrut schweren Kriegsdienst zu thun. Am
n bekümmerte ihn die Einbuße, welche durch seinen Abgang das Predigt-
n Wittenberg erlitt; denn Amsdorf leistete dafür nicht, was er von
ehofft hatte. Auch hiefür wünschte er Melanchthon beizuziehen. Dieser
bereits vor Studenten erbauliche biblische Vorträge in lateinischer
he gehalten. Luther wünschte jetzt, daß man ihn an den Feiertagen
em Frühmahl, wo bis dahin kein Gottesdienst und vielmehr Trinken
pielen üblich war, in irgend einem öffentlichen Lokale deutsch predigen
Sein Wunsch ist für uns auch deshalb interessant, weil er hier zum
Mal einen Prediger aufgestellt haben wollte, der nicht durch die bis-
n kirchlichen Vorgesetzten berufen und nicht ordinirt war. Er meinte,
essen sollten der Rath und die Gemeinde der Stadt den Melanchthon
ie Thätigkeit ersuchen; dieser sei, obgleich verheirathet und ungeschoren,
n Wahrheit Priester, habe einen Ruf von Gott und übe ja auch bereits
ienst des Wortes. Luthers Wunsch kam indessen nicht zur Verwirk-
g. Melanchthon konnte sich auch später nie dazu entschließen, öffentlich
digen.

Zu den evangelisch gesinnten Häuptern der Universität war jetzt
s Jonas hinzugetreten, welcher Luther auf der Reise nach Worms
rfurt aus begleitet hatte. Gleich nachher erhielt er die wichtige Stelle
Probstes der Wittenberger Stiftskirche, als welcher er auch gegen
Kirchen in der Umgegend vorgesetzt war (dieser Probstei war nämlich
mberger Landprobstei incorporirt). Für eine Stelle bei der Universität
r als gebildeter Humanist durch Mutian warm empfohlen worden.
runde seiner ursprünglichen juristischen Studien wurde er zunächst für
ortrag des kanonischen Rechts berufen. Er beeilte sich aber, die theo-
e Doktorwürde und hiemit das Recht zu theologischen Vorlesungen

und zur Theilnahme an den theologischen Verhandlungen sich zu erwerben. Luther und Melanchthon sahen in ihm einen wichtigen Gewinn für das gemeinsame Werk.

Noch kurz vor Luthers Abfahrt nach Worms war in Wittenberg auch der pommersche Theologe Johann Bugenhagen angelangt, der nachher in ein besonders enges persönliches und amtliches Verhältniß zu ihm trat, ein Landsmann und Freund jenes Peter Swaven, der mit Luther nach Worms reiste. Er hatte, nur wenig jünger als Luther, zunächst des Lernens wegen sich in Wittenberg eingefunden. Schon vorher hatte er das Evangelium nach Luthers Weise zu verkündigen begonnen, auch brieflich sich an Luther gewendet, ihn gebeten, daß er ihm eine Lebensregel schreiben möge, und darauf von Luther seine Schrift „von der christlichen Freiheit" zum Geschenk erhalten, da ein Christ, welchen der Geist des Glaubens leite, weiter keine Sittenregeln bedürfe. Bald zeigte er seine Tüchtigkeit und Reife für eigenes Wirken an Melanchthons und Luthers Seite, fing auch bald Vorlesungen zu halten an. [1])

Für den Unterricht in der hebräischen Sprache hatte Luther, dem hieran längst so viel gelegen war, noch vor seinem Abgang auf die Stelle des unzuverlässigen Adrian den Matthäus Aurogallus vorgeschlagen. In diesem wurde jetzt endlich ein bleibender, begabter und auch sittlich tüchtiger Lehrer des Hebräischen für die Universität gewonnen. Luther selbst erhielt in ihm eine werthvolle Hilfe für seine eigene fernere Arbeit am Alten Testament. — Mit Befriedigung konnte so Luther dem Fortgang der Studien aus der Ferne zusehen.

Zweites Kapitel.

Schriftstellerische Thätigkeit auf der Wartburg (Bibelübersetzung).

Von Schriften, welche Luther auf der Wartburg abfaßte, haben wir bereits seine Auslegung des 68. Psalms erwähnt. Stücke aus diesem wurden an Himmelfahrt und Pfingsten im Gottesdienste gesungen, — namentlich sein achtzehnter Vers, welchen auch Luther den Hauptvers desselben nennt und speziell auf die großen Thatsachen dieser Feste bezieht: die Aussage von dem Herrn, der aufgestiegen ist in die Höhe und hat die Gefangenen wiedergebracht und hat Gaben empfangen für die Menschen. So widmete Luther diesem Psalm seine Festzeit und erste Muße auf der Wartburg. [2])

Sogleich machte er sich wieder an das „Magnificat" oder den Lobgesang der Maria, in dessen Bearbeitung für den Prinzen Johann Friedrich er durch die Wormser Reise gestört worden war, und an

Seine große lateinische Erklärung der Psalmen, die ihn schon seit Jahren beschäftigte und mit der er nun beim 22ten Psalme stand. Das Magnificat schickte er am 10. Juni fertig an Spalatin, die Erklärung des genannten Psalmes schon vorher. Was Luther über diesen Psalm schrieb, ist das ausführlichste, inhaltsreichste, gedankenschwerste Stück jenes ganzen Werkes: hier hatte er von dem Erlöser zu handeln, der die Angst der Gottesverlassenheit für uns bestanden, ja die Hölle verschmeckt und im Leiden auch selbst noch Gehorsam gelernt hat, hier von den Anfechtungen der Christen, welchen der Teufel ihren Glauben und ihre Hoffnung angreift, für welche aber Christus Tod und Hölle überwunden und alle Leiden heilsam gemacht hat und welche nun an Gottes verborgenen Rathschlüssen nicht mehr verzweifeln, sondern an die durch Christus geschenkte Gottesgerechtigkeit glauben sollen, hier auch von der Leidensgestalt der Kirche unter dem Papstthum, der falschen Philosophie und Theologie und den eiteln Menschensatzungen. Weiter hat dann Luther jenen Psalmencommentar nicht fortgesetzt. — Die Auslegung jenes Lobgesanges führte er mit derselben besonderen Liebe zu seinem Gegenstand zu Ende, womit er sie vor seiner Reise so schön begonnen hatte. Nicht minder behielt er bei ihr sein Absehen auf den Fürsten, welchem er sie widmete. Zum Schlusse wendet er sich wieder direkt an ihn, befiehlt ihm sonderlich den fünften und sechsten Vers als den rechten Mittelpunkt des Gesanges an, wornach bei den Gottesfürchtigen die Barmherzigkeit für und für währe, die im Herzen Hoffährtigen aber zerstreuet werden durch Gottes Arm, und wünscht ihm nun einen freien, freudigen Muth, selbst auch im Herzen und im Kämmerlein mit Gott zu reden und für den ihm von Gott gegebenen Beruf Kraft und Vernunft von Gott zu erflehen; zu einem Exempel solchen Gebetes fügte er ihm das Gebet Salomo's 1 Kön. 3, 5 ff. verdeutscht bei. Bemerkenswerth ist bei dieser Auslegung auch die Stellung, welche Luther damals zu Maria selbst und zu dem für sie üblichen Kultus einnahm. Er spricht mit großer Wärme von der hochgebenedeiten, zarten Gottesmutter, von der hochgelobten Jungfrau, von dem kleinen Mägdlein, das Gott so hoch erhoben habe und das mit seinem Worte des Glaubens und der Lobpreisung alle Mächtigen kraftlos und alle Weisen zu Narren mache. Ja er nimmt noch an, daß sie ohne Sünde gewesen sei, und nach anderen Aeußerungen von ihm aus jener Zeit stimmte er gar dem Glauben an eine unbefleckte Empfängniß derselben zu und hielt dafür, daß sie Gottes Gebote völlig zu erfüllen vermocht habe.[1]) Allein mit großem Nachdruck erklärt er, daß gerade auch sie Alles, was sie gewesen und geworden sei, nur durch die freie Gnade Gottes ohn' alles eigene Verdienst empfangen habe: so eigne ja gerade sie selber alle Macht, That, Weisheit und Ruhm dem einigen Gott in ihrem Gesange zu; dies sei das Wort womit sie alle Große der Welt zu Schanden mache.

Er warnt, daß man nicht gegen ihr eigen Wort ihren Namen zu treibe und aus ihr eine Abgöttin mache; nicht sie könne geben und he wie etliche meinen, die mehr zu ihr denn zu Gott rufen; sie gebe Ni sondern Gott allein, der da Alles in Allem wirke. Und dennoch wü er noch im Eingang jener Schrift: „Dieselbige zarte Mutter Gottes n mir erwerben den Geist, der solchen ihren Gesang möge nützlich und grün auslegen"; und am Schlusse: „das verleihe uns Christus durch Fü seiner lieben Mutter Maria". Im Jahr vorher bemerkte er auch ein er pflege auf der Kanzel vor der Predigt ein inniges Ave Maria oder V Unser zu sprechen.[1]) Derartige Formen des Gebetes verschwinden nac bei ihm; er bedarf ihrer nicht mehr. Der anderen Weise, Maria ge ihrem eigenen Willen zu Ehren ist er immer treu geblieben; es ist diese von welcher er in dieser Schrift sagt: „wer sie recht ehren will, muß vor Gott und fern unter Gott stellen, ihre Nichtigkeit, wie sie selbst i ansehen, darnach sich wundern der überschwänglichen Gnade Gottes, ein solch geringes, nichtiges Mensch so reichlich ansiehet und umfähet, du also bewegt werdest, Gott zu lieben und loben in solchen Gnaden dadurch gereizt, dich alles Guten zu solchem Gott zu versehen, und Herz gegen Gott in Glauben, Liebe und Hoffnung gestärkt werde."

Gleich im Beginn seines Wartburgaufenthaltes beschloß ferner Lu eine neue Belehrung über die Beichte an das Volk ausgehen zu la — eine neue Schrift zu Schutz und Trutz für die dem Evangelium zuwendenden Seelen. Wie er in der herkömmlichen Ohrenbeichte längst Marter für die Gewissen sah, so machten seine Gegner sie jetzt zum Hc mittel gegen die Verbreitung seiner Schriften und seiner Lehre zu in riren und durch Versagung des Gnadentrostes von der Gemeinschaft ihm abzuschrecken. Der „Unterricht der Beichtkinder", den er vor Kur in der Fastenzeit, veröffentlicht hatte (oben S. 425), genügte ihm mehr. Die Tyrannen, sagt er, wollen mit dem Kopfe hindurch, sie h kein Hören noch Bedenken; so wolle denn er fortfahren die Wahrheit zuputzen; er wolle die ungnädigen Herren so wenig fürchten, als viel sie verachten. So schrieb er „Von der Beichte, ob die der Papst Mc habe zu gebieten". Er dedicirte das Büchlein, das ursprünglich ein Sermon hätte werden sollen, unter dem 1. Juni seinem „beson Herrn und Patron", Franz von Sickingen. Mit Berufung auf 119. Psalm, der in seinem ganzen langen Inhalte nichts Anderes m als daß Gott uns in seinen Geboten behalten und vor Menschenl und Gebot uns behüten wolle, schickt er eine Ausführung vieler Bi sprüche voran, um vor solchen Menschenlehren überhaupt zu verwar Dann will er nachweisen, welch schlechten Grund jene Beichte in Gc Wort und auch in den Schriften der alten Väter habe, — wie eben

eine unbefugte, trügerische Satzung des Papstes sei. Er spricht den gemeinen Grundsatz aus: man dürfe zur Absolution und den Sakramenten Niemanden nöthigen, sowie man auch zum Glauben Niemand zwingen solle und könne; und er bestreitet, daß der Papst die Absolution oder göttliche Vergebung in seiner Gewalt habe und man diejenigen verdammen dürfe, welche ihre Sünde nicht den Priestern, sondern nur Gott oder wem sie wollen, bekennen. Dann erklärt er die Privatbeichte wohl für ein köstlich und heilsam Ding, dessen man seliglich gebrauchen könne und solle: denn köstlich sei das heilige Kreuz, das die Beichtenden sich auflegen mit williger Selbstanklage, Scham und Demüthigung vor dem Nächsten; und ein trefflicher Rückhalt uud göttliche Sicherheit werde ihnen zu theil, indem sie zusammen mit dem Nächsten bei Gott Gnade begehren und aus des Nächsten Mund die Vergebung empfangen, kraft der theuren und edeln Verheißungen Gottes, Matth. 18, 18—20, Joh. 20, 23. Aber er besteht darauf, daß die Beichte frei bleibe, während nun der Papst wenigstens ein Mal im Jahr an Ostern Jeden zu ihr zwingen wolle. Er warnt vor diesem Gebrauche, soweit einer nicht aus dem Drang des Herzens nach der göttlichen Gnade, sondern nur um des Gebotes Willen an ihr theilnehme; darum er räth, gerade in der Osterzeit nicht zu beichten, damit man nicht an Menschengebot sich gewöhne oder davor sich fürchte oder darauf sich verlasse. Er räth ferner, wenn man einem Priester nicht beichten möge, irgend einem Mann, zu dem man sich Gutes versehe, sich anzuvertrauen und bei ihm Rath und Trost für die Seele zu holen und zu warten, was Gott einem durch ihn sagen wolle; denn die Priester seien zwar solche Leute, zu denen man sich Trosts und Raths in solchen Dingen versehen sollte, aber die Gewalt kitzle sie so sehr, daß fast Niemand dies Vertrauen zu ihnen habe: und Christus sage von den Christen insgemein, daß, wenn zwei unter ihnen eins seien in ihrem Begehren, es ihnen vom Vater im Himmel geschehen solle (Matth. 18, 19 f.). Ja so warnt er, daß auch Niemand einem Priester als Priester sondern nur als einem gemeinen Bruder und Mitchristen heimlich beichte. — Als Anhang gab Luther dieser Schrift eine *Uebersetzung jenes 119. Psalms* [bei] mit kurzen Anmerkungen und mit der Aufschrift: „Der 118. Psalm [nämlich nach der Zählung der Vulgata] nützlich zu beten für das Wort Gottes zu erheben wider den großen Feind desselben, den Papst und Menschenlehre.“ [1])

Mit Bezug auf den gleichen Gegenstand veröffentlichte er bald darauf noch eine ausführliche *Predigt* über das Evangelium des 10. Sonntags nach Trinitatis, *die Geschichte von den zehn Aussätzigen* (Luk. 17, 11—20). Hier nämlich mußte er die kühne Deutung der katholischen Theologen abweisen, wonach Christus dadurch, daß er jene geheilten Aussätzigen nach dem Gesetz Moses zur Besichtigung durch die Priester wies,

die am Sündenaussatz leidenden Christen zur priesterlichen Ohrenbe verpflichtet haben sollte.[1])

Eigens für seine Wittenberger Gemeinde schrieb Luther die Mitte des Sommerhalbjahrs eine Auslegung des 37. Psal Dem „armen Häuflein Christi zu Wittenberg" trägt er die Mahnu Davids vor: man solle sich nicht verdrießen lassen die Uebelthäter, reichlich erschrecken über das Zähneknirschen der Gottlosen, deren Gott l und die bald wie Gras werden abgeschnitten werden; auf Gott solle hoffen und ihm still halten, der das Recht lieb habe und seine Heil nicht verlasse. Ein „Trostbriefle" wollte er hiemit jenen schicken, w mit ihm die Marter seines Namens tragen müssen. Doch nur für Schwachen unter ihnen findet er es nöthig; er kennt unter ihnen S von Gottes Gnaden, denen er lieber selbst zuhörte, um von ihnen zu ler Die Gegner welche ihnen die Marter bereiten möchten, sind ihm nur „ berühmte und hochgelehrte Hasenmänner". Schließlich bittet er seine Gem um ihre Fürbitte für ihn bei Gott, — aber nur dazu, daß er „ei fromm werde". Denn über seine gegenwärtige äußere Lage und Entfer von ihnen will er sich nicht ein Haar breit — den Papisten zur Freude Christo zu Leide — bekümmern. „Ich bin", sagt er, „von Gottes Gn noch so muthig und trotzig als ich je gewesen bin; am Leib hab ich kleines Gebrechlein überkommen, aber es schadet nicht."[1])

Nur ungern setzte Luther neben dieser schriftstellerischen Thäti welche dem christlichen Volke dienen sollte, die gelehrte theologische Po mit scholastischen Gegnern fort.

Es schien ihm doch unerläßlich, jene Schrift des Latomus in L zu beantworten, der es unternommen hatte, die Verurtheilung der lutheri Lehre durch die dortige Fakultät weiter zu begründen (oben S. 431). L klagte, daß schon die Lektüre des breit und schlecht geschriebenen Buches anwidere. Er schrieb dann eine eingehende Widerlegung desselben zwi seine Schrift über die Beichte und die bereits erwähnten weiteren Schrif hinein während der Tage vom 8.—20. Juni rasch nieder. Gelehrte Liter um die Citate des Latomus aus den älteren Theologen zu controll hatte er gar keine bei sich; nur seine Bibel hatte er zur Hand. meinte er für die Darlegung der Wahrheit auch nicht zu bedürfen: Evangelien, sagt er, seien klar genug; mit was habe man denn die Ch zur Zeit der Märtyrer unterrichtet, da man von der scholastischen Philos und Theologie noch Nichts gewußt habe? So erörtert er jetzt mit S stellen die Grundfragen von Sünde und Gnade, für welche auch Lat seinen Widerspruch und seine scholastischen Theorien aus der heil. S zu beweisen versucht hatte. Und zwar ist daraus eine der bedeuten wissenschaftlichen Ausführungen geworden, die wir überhaupt von L

diese Lehren besitzen. Scharf und eindringend hat er hier insbesondere
rt, was der Begriff der Sünde sei und was die Schrift überall unter
erstehe, wie ferner wahrhafte Sünde auch im Innern der Getauften
Wiedergeborenen noch fortbestehe und auch die besten Werke derselben
beflecke, obgleich sie denselben nicht mehr zugerechnet werde und in
nicht mehr herrsche, sondern durch Gottes Geist mehr und mehr
ödtet werde. Sünde sei, was nicht dem Gesetze Gottes gemäß sei.
nenne die Schrift, wie Latomus mit seinen Scholastikern meinte, den
Hang in uns bloß in dem Sinne Sünde, daß er Strafe für Adams
e sei, sondern immer bleibe er selbst sündhaft. Nie dürfe man die
e wie eine bloße Schwäche oder ein natürliches Uebel ansehen: sonst
e das Gesetz Gottes die bösen Triebe ebenso wenig verbieten, als den
ger oder Durst oder das Fieber. Dieser Sünde gegenüber bringe das
gelium den Gläubigen die Gerechtigkeit und die göttliche Gnade oder
; und zwar werde Gnade und Vergebung ihnen völlig zu Theil, die
n der Gnade aber und die Heilung von der Sünde müssen erst
in Kampf und Abtödtung bei ihnen fortschreiten, während sie gerecht
Gott immer nur durch den Glauben seien. Die Begriffsbestimmungen
Lehrsatzungen, welche die kirchlichen Theologen ausdachten und nach
en sie den Sinn der Schrift deuteten, erregten Luthers Unwillen gegen
Lehrformeln, mit welchen man über das einfache Bibelwort hinausgehe.
nus hatte darauf sich berufen, daß ja doch die alte Kirche in großen
t über die Gottheit Christi und die Dreieinigkeit das entscheidende
„Homousie" (Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater) aufgestellt
das gleichfalls nicht in der Schrift stehe. Hiegegen erklärt jetzt Luther:
n meine Seele dieses Wort haßt und ich es nicht gebrauchen will, so
ich darum kein Ketzer sein; denn wer nöthigt mich es zu gebrauchen,
ich nur die Sache festhalte, welche das Concil [das Nicänische] nach
Schrift entschieden hat? man muß über die Lauterkeit der Schrift wachen,
t der Mensch sich nicht anmaße, Etwas klarer und sicherer auszusprechen,
Gott es ausgesprochen hat." Das war ein Grundsatz, der die gesammte
liche Theologie und die ganze bisherige Methode kirchlicher Lehrauf-
ngen hätte umwandeln müssen. Auch die Reformatoren übrigens haben
nicht wirklich durchgeführt; das Interesse der Sache, d. h. die Sicher-
ng des von der Schrift gemeinten Inhaltes schien doch immer wieder
re, als die einfachen Schriftausdrücke für Bekenntniß und Lehre der
e in der Gegenwart zu fordern.[1])

Einer Fortsetzung des Streites mit Emser haben wir schon oben
427) gedacht. Als Luthern die Erwiederung oder „Quadruplik"
ers gegen seine „Antwort auf Bock Emsers überchristliches Buch" mit
eintlichen neuen Beweisen für das kirchliche Priesterthum zukam, wollte

er Anfangs den Amsdorf mit einer Abweisung derselben beauftr
falls dieser mit einem solchen Koth sich einlassen wolle. Er selbst m
zunächst nur in seinem Trostschreiben an die Wittenberger auf die Lä
lichkeit der von Emser dort vorgebrachten Schriftgründe aufmerk
Dann ließ er doch noch jenen kurzen sogenannten „Widerruf seines
thums" erscheinen, dessen Inhalt wir des Zusammenhanges wegen
oben angaben.[1])

Endlich hatte jetzt auch die theologische Fakultät zu Pa
diese hochangesehene wissenschaftliche Autorität der mittelalterlichen K
und scholastischen Theologie, ihr Urtheil über Luther gesprochen. L
hatte er einst mit Spannung auf sie hingeblickt, die noch vor wen
Jahren mit der Appellation an eine künftige, rechtmäßige Versamm
der Kirche dem Papst und seinem von ihr verworfenen Concil entg
getreten war. Zu den Ergebnissen der Leipziger Disputation, über w
sie einen richterlichen Spruch fällen sollte, hatte sie geschwiegen. U
dem 15. April 1521 sprach sie endlich: sie erklärte eine lange Reihe
Sätzen, die sie aus Luthers Schriften zusammenstellte, für giftige, frevelh
pestilenzialische Ketzereien. Sein Buch von der babylonischen Gefangens
hatte auch für sie vollends den Ausschlag gegeben: sie verglich es mit
Alkoran. Gegengründe fand sie nicht für nöthig: sie erklärte einfach
um Satz für unchristlich, verderblich und meistentheils für eine bloße
neuerung alter, längst verdammter Ketzereien. Bei ihm erregte dies
noch Verachtung und Hohn. Während Melanchthon eine „Apologie Lut
gegen das wüthende Dekret der Pariser" abfaßte, übersetzte er selbst
Dekret sammt der Apologie und gab es mit einem Vor- und Nach
heraus. Er erklärte: die Meinung jener Herrn habe er schon vorher gen
und bekämpft; den Grund ihrer Meinung aus der heil. Schrift hätt
wissen mögen. Sein lieber Philippus habe ihnen meisterlich geantwo
jedoch noch zu sanft sie angerührt und nur mit dem leichten Hobel ü
laufen. Wenn er selbst nach Pariser Recht über sie ein Urtheil fä
wollte, so wäre es das, daß die Pariser Fakultät vom Scheitel bis
Ferse voll schneeweißen Aussatzes antichristlicher Ketzerei sei und eine Mu
alles Irrthums in der Christenheit. Am tiefsten traf Luther seine Ge
dadurch, daß er bemerkte, wie die Pariser in dem großen Register se
Ketzereien ja doch seines Artikels vom Papstthum, über welchen er ha
sächlich mit Silvester, Eck, Catharinus u. s. w. gestritten, mit keiner E
gedacht haben. So legten sie stillschweigend von dem Gegensatz und H
Zeugniß ab, der innerhalb des alten, wegen seiner Einheit gerühm
Kirchenthums fortbestand. Luther dankte es ihnen übrigens nicht:
Papst", sagte er, „hat ihnen Leid gethan, da wollten sie sich gern an
rächen; darum will ich ihr Mitstimmen nicht haben, sie thuns aus K

ehe der Wahrheit; ich will mit den Buben unverworren sein, die ihren Herrn in Nöthen lassen nicht um Gottes willen.“ [1])

Der Papst hatte Luther jetzt auch in seine sogenannte Abendmahlsbulle (Bulla coenae domini) aufgenommen. Sie enthielt eine Zusammenstellung, Verdammung und Verfluchung aller Hauptketzereien und Frevel wider die Kirche aus alter und neuer Zeit; so wurde sie jährlich zur Feier des Gründonnerstages vom Papst mit stattlichen Ceremonien neu publizirt; sie sollten so, wie es in ihr hieß, „auf dieses Fest die Waffen der Gerechtigkeit nach Pflicht des apostolischen Amtes geübt werden, um die Reinheit des Glaubens und die Einigkeit der Glieder an dem Einem Haupte Christus und an seinem Statthalter zu bewahren.“ Seit dem letzten Gründonnerstag also erhielt auch Luther seine Stelle in ihr, hinter den Wikleffiten und Hussiten. Sie wurde ihm auf der Wartburg bekannt. Er aber gab dann auch sie verdeutscht und mit Anmerkungen heraus, als ein Neujahrsgeschenk für den Papst. Den Stil, in welchem er sie beantwortete, zeigt schon der Titel seiner Ausgabe: „Die Bulla vom Abendfressen des allerheiligsten Herrn, des Papstes; dem allerheiligsten römischen Stuhl zum neuen Jahre; sein Maul ist voll Fluchens, Trügens und Geizes, unter seiner Zunge ist Mühe und Arbeit.“ Den zehnten Psalm, welchem die letzten Worte entnommen sind, fügte er ihr mit einer kurzen Auslegung bei, damit man in demselben das Papstthum abgemalt sehe. Den Papst stellte er als Trunkenbold hin, der nach seinem Abendfressen sein Maul betrost in erbärmlichem Küchenlatein aufthue und über alle Welt fluche und wüthe. [2])

Durch die Aussprüche des Papstes oder der Pariser Theologen ließ sich Luther innerlich nicht mehr viel anfechten; was er ihnen erwiederte, war weniger Ausdruck des Zornes als grober Verachtung. Weit heftiger wurde er erregt, als ihm die Kunde zukam, daß der Erzbischof Albrecht von Mainz in seiner Residenzstadt Halle wieder den Ablaßhandel habe eröffnen lassen. Das wagte der Kirchen- und Reichsfürst der sich schuldig geben mußte, durch seinen Ablaßhändler Tetzel das ganze jetzt lodernde Feuer zum Ausbruch gebracht zu haben; das that er, der seither diesem Feuer gegenüber so vorsichtig sich benommen und der jetzt den reformatorisch gesinnten, freilich sehr vorsichtigen Capito als Rath bei sich hatte; der Geldbedarf scheint bei dem üppigen und leichtfertigen Herrn alle andern Rücksichten überwogen zu haben. Es kam hiezu für Luther, daß der Erzbischof gegen Geistliche, welche heirathen wollten (wovon wir unten weiter zu reden haben), einschritt und einen Priester deshalb gefangen setzte. Und dabei stand er nicht bloß in dem Rufe, daß er sich ein sehr einträgliches Geschäft daraus mache, denselben die Erlaubniß zur Annahme von Concubinen statt von Ehefrauen gegen Geld zu ertheilen, sondern er gab sich

auch durch sein Verhalten zu seinem eigenen Keuschheitsgelübde die ärgsten Blößen. So beschloß denn Luther, mit einer rücksichtslos scharfen Schrift öffentlich ihn zu züchtigen und den neuen Ablaßgötzendienst nieder zu schlagen. Er kündigte sie bald nach Anfang Octobers dem Spalatin an und hatte sie zu Ende des Monats fertig.

Inzwischen war schon am 30. September Capito, der auch jetzt noch Albrecht zur Seite blieb und Gutes von ihm hoffte, persönlich in Wittenberg erschienen und hatte dringend gebeten, seinen Herrn zu schonen. Dann reiste er an den kursächsischen Hof um auch dort dahin zu wirken, daß dem drohenden Sturme vorgebeugt werde. Der Kurfürst war ohnedies aufs entschiedenste dagegen, daß Luther, den er gegen Kaiser und Reich in seinem Schutze barg, von hier aus verletzend gegen einen der ersten Fürsten des Reiches losbreche. Spalatin erklärte ihm: der Fürst werde nicht dulden, daß etwas gegen den Erzbischof oder zur Störung des öffentlichen Friedens geschrieben werde. Luther aber erwiederte heftiger und kecker, als er je sonst seinem Fürsten gegenüber sich äußerte: das lasse er sich nicht gefallen, ob auch Spalatin und der Kurfürst und alle Welt drüber zu Grunde gingen; er habe dem Papst widerstanden, er werde auch einer Kreatur des Papstes nicht weichen. Dabei sandte er dem Spalatin die Schrift, wie er sie bereits abgefaßt hatte, mit dem Ersuchen, sie nur noch dem Melanchthon zur Durchsicht vorzulegen, und mit der Versicherung, daß er auf ein Abrathen Spalatins nicht hören werde.

Weitere merkwürdige Dinge vernahm man indessen wieder in Wittenberg über den Erzbischof, daß er nämlich dem Evangelium sogar sehr günstig sei und daß man hoffen dürfe, es werden dann auch andere Bischöfe ihm folgen und das päpstliche Netz zerreißen. Jenen ins Gefängniß gesetzten Priester gab er frei. Er wollte wirklich zum mindesten noch den Ruf eines Mannes von freiem Geist und von offenem Sinn für Besserung der Kirche sich wahren, ja er dachte wohl daran, bei Reformen in der Kirche und im Reich, zu welchen die gegenwärtige Entwicklung der Dinge hintreibe, selbst auch eine Rolle zu spielen. Die gegen ihn gerichtete Schrift Luthers hielt Spalatin trotz dessen entschiedener Willenserklärung bei sich zurück.

Luther aber ließ sich nicht Einhalt thun. Nur so viel gab er nach, daß die Herausgabe der Schrift noch verschoben werde. Dagegen wandte er sich unter dem 1. Dezember direct mit einem Brief an Albrecht. Hier rückte er ihm jene beiden Klagpunkte also vor: „Es hat itzt Ew. Kurfürstl. Gnaden zu Halle wieder aufgerichtet den Abgott, der die armen einfältigen Christen um Geld und Seele bringet; es denkt vielleicht Ew. Kurfürstl. Gnaden, ich sei nun von dem Plan, will nun von mir sicher sein und durch die Kaiserliche Majestät den Mönch wohl dämpfen. Aber noch soll Ew. Kurfürstl. Gnaden wissen, daß ich will thun, was christliche Liebe

ordert, nicht angesehen auch die hölliſchen Pforten. Iſt demnach meine unterthänige Bitte, Ew. Kurfürſtl. Gnaden wolle das arme Volk unverführt und unberaubt laſſen, ſich einen Biſchof, nicht einen Wolf erzeigen. Ew. Kurfürſtl. Gnaden wollen eingedenk ſein des Anfangs, welch ein gräulich Feuer aus dem verachteten Fünklein worden iſt, da alle Welt ſo ſicher davor war und meinte, der einige arme Bettler wäre dem Papſt unermeßlich zu gering; noch hat Gott das Urtheil troffen, dem Papſt mit allen den Seinigen übrig genug zu ſchaffen gegeben, wider aller Welt Meinung das Spiel dahin geführt, daß dem Papſt ſchwerlich wiederzubringen iſt; derſelbige Gott lebet noch, kann auch die Kunſt, einem Cardinal von Mainz zu widerſtehen, wenn gleich vier Kaiſer ob ihm hielten; denſelbigen, bitte ich, wolle Ew. Kurfürſtl. Gnaden nicht verſuchen, noch verachten. Wo nicht der Abgott wird abgethan, muß ich mir das laſſen eine dringende Urſach ſein, Ew. Kurfürſtl. Gnaden wie den Papſt öffentlich anzutaſten, ſolchem Vornehmen fröhlich einzureden, allen vorigen Gräuel des Tetzel auf den Biſchof von Mainz treiben und aller Welt anzeigen den Unterſchied zwiſchen einem Biſchof und Wolf. Zum Andern bitte ich, Ew. Kurfürſtl. Gnaden wollen ſich enthalten und die Prieſter mit Frieden laſſen, die ſich, Unkeuſchheit zu meiden, in den ehelichen Stand begeben haben oder wollen, nicht die deß berauben, das ihnen Gott gegeben hat. Wird Solches nicht abgeſtellt, ſo wird ſich ein Geſchrei aus dem Evangelio erheben, wie fein es den Biſchöfen anſtünde, daß ſie ihre Balken zuvor aus ihren Augen riſſen und zuvor ihre Huren von ſich trieben, ehe ſie fromme Eheweiber von ihren Ehemännern ſcheideten. Ich bitte, Ew. Kurfürſtl. Gnaden wollen mich ſelbſt behüten, mir Raum laſſen zu ſchweigen; mir iſt nicht Luſt in Ew. Kurfürſtl. Gnaden Schande; aber ich und alle Chriſten ſind ſchuldig um Gottes Ehren zu halten, obgleich alle Welt, geſchweige ein armer Menſch, ein Cardinal, drob müßte zu Schanden werden. Hierauf bitte und erwarte ich Ew. Kurfürſtl. Gnaden richtige ſchleunige Antwort innerhalb 14 Tagen, denn nach beſtimmten 14 Tagen wird mein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen. Gott gebe Ew. Kurfürſtl. Gnaden ſeine Gnade zu rechtem Sinn und Willen."

Die geforderte Antwort erfolgte unter dem 21. Dezember: ein merkwürdiges Zeugniß dafür, welch eine Macht Luther jetzt für Albrecht geworden war. Alſo ſchrieb an ihn der Cardinal, Erzbiſchof und Kurfürſt: „Lieber Herr Doktor, ich hab Euren Brief geleſen und zu Gnaden und allem Guten angenommen, verſehe mich aber gänzlich, die Urſach ſei längſt abgeſtellt, die Euch zu ſolchem Schreiben bewegt hat, und will mich, ſo Gott will, ergeſtalt halten, als einem frommen geiſtlichen und chriſtlichen Fürſten anſteht, als weit mir Gott Gnade und Stärke verleiht, darum ich auch freulich bitten und bitten laſſen will; denn ich von mir ſelbſt Nichts ver-

mag, — weiß wohl, daß ohne die Gnade Gottes Nichts Gutes an n
und ich so wohl ein stinkender Koth bin als irgend ein Anderer, wo
mehr. Das habe ich auf Euer Schreiben nicht wollen bergen; denn
Gnade und Gutes um Christi willen zu erzeigen, bin ich williger
willig; brüderliche und christliche Strafe kann ich wohl leiden."

Luther aber ließ durch diesen Erfolg weder zu kühnen Hoffn
für die gute Sache, noch zu Gefühlen persönlichen Triumphes him
Er erhielt zugleich mit diesem Brief einen von Capito, der aufs
seinen Herrn in Schutz nahm, sein bisheriges Thun beschönigte un
ihm meinte, er habe selber die Förderung des Evangeliums unterno
nur in anderer Weise als die Wittenberger. Luther fand, daß A
doch nur seine persönlichen Sünden bekannt habe, und vermuthete, es
auf Capito's Rath geschehen sein. So machte er denn diesem übe
Schreiben sehr ernsten Vorhalt, versicherte ihn, daß er dem Erzbischof
es demselben mit Gottes Wort Ernst wäre, sofort voll Freude un
dem Bekenntniß der eigenen persönlichen Unwürdigkeit sich zu Füßen
möchte, bedauerte aber, an seiner Aufrichtigkeit zweifeln zu müssen.
Erzbischof selbst wußte er für jetzt Nichts zu erwiedern, da er eben
wisse, ob er bei ihm Lauterkeit zu loben oder Heuchelei zu tadeln
Er überließ es dem Capito, hievon ihm Kenntniß zu geben. [1])

Mehr aber als alle die zuvor erwähnten Arbeiten und ohnedies
als alle Streitschriften waren Luther zwei andere Arbeiten zum Fre
der christlichen Gemeinde angelegen und hielten ihn neben jenen fo
fort beschäftigt. Das ist seine Deutsche Kirchenpostille und
Uebersetzung des Neuen Testaments. Letztere insonderheit
köstlichste Frucht seiner unfreiwilligen Muße auf der Wartburg.

Jene lateinische Auslegung der kirchlichen Episteln und Evan
welche Luther auf den Wunsch seines Fürsten unternommen, jedoc
anhaltender Arbeit erst für die Adventssonntage vollendet hatte, (oben
und 432) war, als er nach Worms reiste, noch im Druck begriffen.
in den ersten Briefen, die er von der Wartburg aus schrieb, spr
dann die Absicht aus, sich jetzt weiter diesem Werke zu widmen. Er
nach Wittenberg, daß man jene Postille, die er dort habe drucken
zuschicken möge. Auch hatte er sich neben jener bereits eine kürzere
angelegt und ließ sich jetzt das Manuscript von dieser nachsenden. [2])
aber war seine Absicht, eine große Postille in deutscher Sp
heraus zu geben und hierfür auch das schon gedruckte Deutsch
arbeiten. Ein Bedürfniß hierfür hatten Andere schon so sehr gefühl
sie, noch ehe er selbst seine Absicht ausführen konnte, eine Ueber
jenes Druckes ohne sein Zuthun (und ohne Nennung ihres eigenen Na
veröffentlichten.

Auch diese Arbeit begann er schon im Mai und hielt bei ihr treulich neben seiner andern Schriftstellerei auf der Wartburg aus. Namentlich sie und seine Bibelübersetzung hatte er wohl im Auge, wenn er im Vorwort zu seinem Buch gegen Latomus darüber klagte, daß er durch die Beschäftigung mit einem solchen Dornbusch-Sophisten in seinen friedfertigen christlichen Studien sich müsse stören lassen. Bald schickte er Erstlinge der Arbeit in die Druckerei. Er wollte sie stückweise und zwar anfänglich in vier Abtheilungen erscheinen lassen, damit das Buch nicht zu schwerfällig werde und man es leichter kaufen könne. Zunächst sandte er die Predigten über die Adventssonntage ab. Im September hatte er auch die bis zum Epiphanienfest fertig. Es waren so im Ganzen zwölf Predigten über die Episteln und zwölf über die Evangelien. Im November schrieb er eine Dedication der Postille an den Grafen Albrecht von Mansfeld, seinen Gönner, indem er sich ihm als Landeskind erzeigen und ihm das Evangelium anempfehlen wollte; der Graf, sagte er, werde um seiner, des Ketzers, willen sich wohl auch ein wenig Rauch müssen beißen lassen, und die Papisten werden aus ihm, dem Mansfelder Landeskind, eine Schande für die gräfliche Herrschaft machen. Ferner setzte er einen „kleinen Unterricht" auf, „was man in den Evangelien suchen und gewarten solle." Diese beiden Schriftstücke bestimmte er dazu, der ganzen Postille, wenn sie vollendet sein werde, zur Einleitung zu dienen. Schon vorher, im September, verfaßte er aus dem oben erwähnten besonderen Anlaß jene Predigt auf den 14. Trinitatissonntag, über das Evangelium von den Aussätzigen, welches später ebenfalls eine Stelle in der Postille erhalten sollte, und übergab sie dem Publikum als eine erste vorläufige Mittheilung aus dieser; er bemerkte: er wolle hiermit seinen lieben Deutschen die Postille mitten aus dem Faß credenzen. Jene Predigten bis zum Epiphanienfest aber erschienen gedruckt erst nach Beginn des nächsten Jahres und zwar gab der Verleger zuerst die für die Adventssonntage, dann die übrigen heraus. In die Ausgabe der letzteren wurde jene Dedication und jener „Unterricht" aufgenommen, ohne die Vollendung des ganzen Werkes abzuwarten. Denn diese schritt nicht so fort wie Luther gehofft hatte. Durch seine Rückkehr in die Wittenberger Thätigkeit wurde dann die Hoffnung darauf ins unbestimmte hinausgerückt. Die nächsten Jahre brachten nur Drucke einzelner Predigten Luthers und kleine, von Buchdruckern veranstaltete Sammlungen solcher Predigten. Erst im Jahr 1525 ließ Luther die zusammenhängenden Reihe der Postillpredigten von Epiphanien bis Ostern folgen, zusammengesetzt aus schon Gedrucktem und noch Ungedrucktem: — wir werden davon später zu reden haben.[1])

So entstand die erste deutsche Predigtsammlung Luthers, die erste deutsche evangelische Postille. Hatte er oft bitter darüber geklagt, daß

trotz der herkömmlichen biblischen Predigttexte den Gemeinden nicht das Heilswort und die Heilsthaten Gottes, sondern eitle und erlogene Legenden oder willkürliche Allegorien, oder kaltes Geschwätz, oder die dürren Brocken einer gehaltlosen, verkehrten und unverständlichen Schulweisheit vorgetragen werden, so war nun hier eine Auslegung jener Texte gegeben, welche einfach, lauter und gemäß dem sittlich religiösen Bedürfniß schlichter Christen das in ihnen enthaltene Lebenswort darlegen wollte. Ohne Streben nach rhetorischer Kunst oder dialektischer Form pflegt Luther dem Gang der biblischen Abschnitte nachzugehen, um den Inhalt nach seinem ursprünglichen Sinne den Lesern oder Hörern deutlich und eindringlich zu machen; er thut dies hier noch eingehender und vollständiger als in manchen späteren Predigten, wo er oft mehr auf die Ausführung von Hauptpunkten sich beschränkt. Immer aber richtet sich sein Absehen auf den Grundinhalt und Zweck der ganzen göttlichen Offenbarung, auf die gute Botschaft oder das Eine Evangelium, welches wie er in jenem „Unterricht" sagt, in allen evangelischen und apostolischen Büchern ein und dasselbe sei, auf den Einen Christus, den wir vor Allem als Geschenk Gottes aufnehmen sollen und der dann auch zum Exempel für uns werden und uns viele gute Lehren und liebliche, freundliche Mahnungen geben wolle. Von sogenannten geistlichen Deutungen oder allegorischen Ausdeutungen der evangelischen Geschichten finden wir bei ihm auch jetzt noch mitunter auffallend viel; aber sie laufen nur neben und hinter der Ausführung des eigentlichen Schriftsinnes her und wollen Nichts darstellen, was nicht schon durch klare, unverblümte Schriftworte feststünde; theilweise sind sie in den nächstfolgenden Ausgaben der Postille ausgelassen. Ueber die Art, wie er den Stoff mit Rücksicht auf die Leser behandelte, äußerte er später: die Episteln und Evangelien seien hier deutlich und lüstiglich zugerichtet und vorgekäut, wie eine Mutter ihren Kindern den Brei vorkäue.[1]) Die Kraft, mit welcher seine Predigten auch heute noch so ergreifend und fesselnd, so erhebend und lieblich ansprechend wirken, verdanken sie der schlichten Kunst, womit er das innerlich gewaltige Gotteswort in klaren Zügen und in markiger, volksthümlicher Sprache unmittelbar an Herz, Gewissen und Verstand der Hörer zu bringen und auf ihr Bedürfniß und Leben zu beziehen weiß, ohne daß er hierfür erst sonderliche gefühlvolle Wendungen oder künstliche Einwirkungen auf die Phantasie oder eine mühsame Gedankenvermittlung oder überraschende Gedankenblitze nöthig hätte. Es ist eine Kunst, welche bei ihm auf originellster Geistesbegabung ruhte; zugleich aber sieht man in ihr die Früchte einer reichen Uebung, eines steten aufmerksamen Umganges mit seinen Mitchristen und Mitmenschen und ihren Bedürfnissen, und eines beständigen eigenen Lebens und Webens in dem Worte, das er zu predigen hatte.

Auch bei dieser Postille, wie bei der vorher begonnenen lateinischen, hte Luther wohl zunächst an einen Gebrauch durch die Pastoren, die n Evangelium sich zuwenden möchten, aber in der Verkündigung desselben ch unerfahren und ungeschickt wären. Ja er dachte daran, daß sie, wenn 's nicht besser könnten, gradezu Predigten aus der Postille den Gemeinden rlesen möchten, und ohne Zweifel ist dies auch häufig geschehen. In fern hat diese Postille später mit Recht den Namen „Kirchenpostille" halten. Sie kam jedoch bald auch in die Hände der Gemeindeglieder. o freute sich Luther später, daß jetzt auch die Laien die Episteln und vangelien reichlich verstehen, auch daheim selbst lesen und viel, viel mehr ıb Alles reiner daraus entnehmen können, als aus den vordem üblichen redigten. Sein höchster Wunsch aber war, wie er am Schluß jenes sten Theiles der Postille erklärte, daß endlich jeder Christ selber die bloße chrift und das lautere Gotteswort vor sich nähme und darüber seine gene und aller Lehrer Auslegung unterginge. Denn, sagt er, „du siehest us meinem Geschwätz, wie unermeßlich ungleich Gottes Worte sind gen aller Menschen Worte, wie gar kein Mensch vermag ein einzig Gottes- ort genugsam zu erreichen mit allen seinen Worten; es ist ein unendlich ort und will mit stillem Geist gefasset und betrachtet sein; — darum nein, hinein liebe Christen! und laßt mein und aller Lehrer Auslegen r ein Gerüst sein zum rechten Bau, daß wir das lautere Gotteswort bst fassen, schmecken und da bleiben, denn da wohnet Gott allein in on. Amen." [1])

Bei der großen Länge, welche viele der Predigten haben, muß man) erinnern, daß sie nicht so gehalten worden sind. Luther hat übrigens ch auf der Kanzel hin und wieder im Strom seiner Beredsamkeit unter r Fülle dessen was er auf dem Herzen hatte, und wohl öfters auch in lge einer nicht genügenden Vorbereitung seinen Predigten eine größere nge gegeben, als er selbst nach dem Rath den er Anderen gab, für gemessen hielt. — In Betreff der äußern Anordnung der Postille nerken wir, daß er für jeden Sonntag die Epistelpredigt und Evangelien- edigt unmittelbar auf einander folgen ließ: erst spätere Herausgeber ben die Epistelpredigten fürs ganze Kirchenjahr in die eine, die Evan- ienpredigten in die andere Hälfte der Postille gebracht.

Luther nennt diese Kirchenpostille nachher einmal das allerbeste Buch, s er je gemacht habe; auch die Papisten, sagt er, haben es gerne. [2])

Von Luthers Absicht, das Neue Testament zu übersetzen, en wir ihn zum ersten Mal in einem Brief an Lange vom 18. Dezember en. Er war von Andern darum gebeten worden. Man besaß zwar nals in Deutschland schon verschiedene Ausgaben einer deutschen Bibel- rsetzung. Aber ihnen war nicht der hebräische und griechische Grund-

text, sondern nur die herkömmliche kirchliche lateinische Uebersetzung, die sogenannte Vulgata, zu Grund gelegt, nach welcher einst auch Luther zuerst das Schriftwort studirt, ja nach welcher er dasselbe sogar auf dem Katheder ausgelegt, deren Unzuverlässigkeit er aber hinlänglich kennen gelernt hatte. Ihre Sprache war hart und schwerfällig, in engem Anschluß an die Vulgata; und zu den Fehlern der letztern fügten sie durch Mißverstand des lateinischen Textes noch neue hinzu. Es handelte sich also um ein doppeltes: darum, daß durch Zurückgehen auf die Quelle, auf den Grundtext, der ursprüngliche Inhalt des Gotteswortes möglichst rein wieder gelegt werde, und darum, daß dies in einer Verdeutschung geschehe, in welcher ihn das deutsche Christenvolk wirklich aufnehmen und genießen und vermöge deren er mit seiner ursprünglichen lebendigen Kraft in denselben wirken könne. Viele fühlten dieses Bedürfniß. Lange hatte auch soeben schon mit einem Versuch, es zu befriedigen, den Anfang gemacht er, der ja schon von frühe her als Kenner des Griechischen bekannt war, gab im Sommer 1521 eine Uebersetzung des Matthäusevangeliums heraus und wollte weiteres folgen lassen. Luther ermunterte ihn, damit fortzufahren, ja er wünschte, daß jede Stadt einen Dolmetscher der Bibel haben möchte, weil mit diesem Einen Buche die Zungen, Hände, Augen, Ohren und Herzen aller Christen sich beschäftigen sollten. Er hegte, wie er später sagt, die Hoffnung, daß diese Beschäftigung mit dem ursprünglichen Gotteswort, der er nun mit seiner eigenen Uebersetzung dienen wollte, dem vielen Schreiben neuer Bücher Maß und Ziel setzen und auch seine eigenen Bücher überflüssig machen werde. Einzelne kleine Stücke der Bibel, die er früher verdeutschte, wie namentlich die Bußpsalmen, etliche andere Psalmen und den Lobgesang der Maria, haben wir bereits aufgeführt. Die zusammenhängende Uebersetzung des Neuen Testaments machte er anhaltend und mit großem Eifer zu seiner Hauptarbeit, nachdem er im Herbst 1521 jenen ersten Theil der Postille für den Druck vollendet hatte.[1])

Man hat gefragt, welche Ausgabe des griechischen Textes er hiebei benützt habe. Wir finden ihn auf der Wartburg schon seit der ersten Zeit seines Aufenthalts fort und fort beim Studium einer „hebräischen und griechischen" Bibel: für die griechische oder das Neue Testament hatte er ohne Zweifel denjenigen Text, welchen Erasmus — noch ohne genügende kritische Vorarbeiten — i. J. 1519 (in einer früheren Ausgabe 1516) hatte drucken lassen und mit welchem überhaupt für die Neuzeit die Ausgaben des neutestamentlichen Grundtextes in Deutschland begonnen haben. Sodann erhielt er im Herbst von dem Straßburger Juristen Gerbel einen Druck des Neuen Testaments zugeschickt, welcher durch diesen veranstaltet, jedoch fast nur ein Abdruck des Erasmischen war. Luther nahm denselben mit Freuden an und erwähnte dankbar, wie er ihn bei seinen Arbeiten

brauche.[1]) — In Luthers Ueberſetzung ſind ſo mancherlei Lesarten des riechiſchen Textes übergegangen, welche man ſeither nach älteren Handſchriften verbeſſern gelernt hat. Es iſt übrigens keine unter ihnen, von r die Frage über irgend eine chriſtlich religiöſe Wahrheit abhängig wäre. ür einen Gebrauch der lutherſchen Ueberſetzung durch die Gemeinde ommen ſie nur ſehr wenig in Betracht. Der wichtigſte unter denjenigen euteſtamentlichen Sätzen, welche nicht zum urſprünglichen Texte gehören nd doch auch in unſern deutſchen Bibeln ſich verbreitet haben, nämlich as Wort von den „drei Zeugen im Himmel“ 1 Joh. 5, 7, iſt von uther ſelbſt nie in ſeine Ueberſetzung aufgenommen, ſondern erſt von ſpäteren unbefugterweiſe in ſie eingefügt worden.

Luther nahm ſeine Arbeit ernſt und ſchwer. Er geſtand: jetzt erſt ehe er, was Ueberſetzen heiße; jetzt ſei dafür geſorgt, daß er nicht in dem rrthum ſterbe, als wäre er gelehrt geweſen. Die Ueberſetzung des Alten eſtaments vollends erſchien ihm zu ſchwierig, als daß er ohne die Beiülfe von Freunden ſie wagen dürfte. Im Januar ging er ſogar mit dem edanken um, wegen ſeiner Bibelarbeit insgeheim nach Wittenberg zurück ukehren und dort eine ſtille Stätte im Haus eines Freundes zu ſuchen; nne er nicht ganz dort verborgen bleiben, ſo werde es ja wohl genügen, enn man wiſſe, daß er im Verborgenen bleiben wolle; da ſollen dann ie Freunde alle mitarbeiten: denn es ſei ein großes, würdiges Werk, ein eſchenk fürs gemeine Beſte; er hoffe ſie werden ihrem Deutſchland eine eſſere Ueberſetzung geben können, als die Lateiner haben.[2])

Die Hoffnungen, welche Luther beim vollen Gefühl von der Schwierigit ſeiner Aufgabe hegte, haben ſich reichlich erfüllt. Ja wir dürfen ſagen: s iſt auch ſeither keinem Volk eine Bibelüberſetzung geſchenkt worden, die r daſſelbe ſo viel werth wäre wie die Lutheriſche für das deutſche. Was ar einzelne Fehler des Ueberſetzens anbelangt, ſo iſt von ihr Aehnliches ı ſagen wie von dem keineswegs fehlerloſen Text, welchen ſie zu Grunde gte; unverkennbar iſt bei ihr, und beſonders dann beim Alten Teſtament, r Mangel an ſprachlichen Hilfsmitteln, wiewohl Luther, der ſelbſt erſt ſo ſpät bräiſch und griechiſch lernte, auch in dieſer Hinſicht Großes geleiſtet hat; mit ezug hierauf konnten freilich Spätere es ihm leicht zuvorthun. Aber den nhalt und Geiſt des Schriftwortes im Ganzen und Großen hat Keiner ſo ie er den Volksgenoſſen in der Mutterſprache wiedergegeben und zum igenthum gemacht. Es traf bei ihm, wie bei keinem Andern, das Zweiche zuſammen, daß er einerſeits ſo ganz eingelebt war in jenen Geiſt und nhalt, ſo ganz davon durchdrungen in ſeinem religiöſen Fühlen und Denken, zu auch voll offenen Sinnes und Organes für die Hoheit, den edeln chwung und nicht minder die ſchlichte, kindliche Einfalt jenes Wortes, und berſeits vermöge ſeines Naturells, ſeiner Kindheitsgeſchichte und

steten liebenden Hingabe an die Bedürfnisse des gemeinen Mannes s eingelebt in die Geistesart seines eigenen Volkes, so vertraut mit der thümlichen Weise, wie es Gefühle, Begriffe und Vorstellungen zum A bringt, so voll feiner Wahrnehmungsgabe hiefür und voll eigener i Zuneigung zu dieser Art und Weise.

Eben für den Zweck seiner Uebersetzung bemühte er sich eigens volksthümliche Redeweise seiner Deutschen zu beobachten. Die Erg hievon zeigte er gleich in seiner Uebersetzung des Neuen Testaments hat später auch selbst darüber sich ausgesprochen.[1]) Zur Regel ma sich, daß man, wie er sagt, nicht die Buchstaben in der fremden S fragen dürfe, wie man Deutsch reden solle, sondern daß man die L im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem darum fragen und denselben aufs Maul sehen müsse. Deshalb ve er oft absichtlich auf buchstäbliche Genauigkeit der Uebertragung, gi Ausdruck des Gedankens eine andere Wendung, die dem deutsche geläufiger klinge, macht kleine Zusätze nach Gewohnheit der deutschen So pflegt er z. B. der Anrede „Männer, Brüder" ein „liebe" Brüder") beizufügen (Apostelgesch. 2, 14. 22, 1. 23, 1. Gal. 1, 15. 4 dieß scheint ihm im Deutschen der liebreiche Ton der Rede von selb sich zu bringen; er meint auch, andere Sprachen können kaum so in dringend reden, wie die deutsche mit diesem Wort. Viele haben, un noch bis auf die Gegenwart, seiner Uebersetzung des Neuen Testament großen Vorwurf daraus gemacht, daß er in jenen wichtigen Ausspru Römerbriefs „wir halten, daß der Mensch gerecht werde ohne des G Werke allein durch den Glauben" (Röm. 3, 28) das „allein", welches dings im Grundtext nicht steht, eigenmächtig hineingetragen habe. D sei auch dieses Beispiel hier erwähnt sammt der Erklärung, welche er gibt: unsere Sprache, sagt er, pflege dieses Wörtlein da beizusetzen, von zwei Dingen rede, von denen das eine bejaht, das andere v werden solle, und so verhalte sichs ja dort wirklich nach des Apostels M mit der Rechtfertigung durch den Glauben und der durch die Werke. lich sah sich Luther zum Gebrauch einer solchen Freiheit dann ganz bes im Alten Testament veranlaßt, durch die starken Eigenthümlichkeite hebräischen im Unterschied von der deutschen Ausdrucksweise; öfters v sich freilich hiemit auch noch ein ungenaues Verständniß des hebräis gedrückten Sinnes.

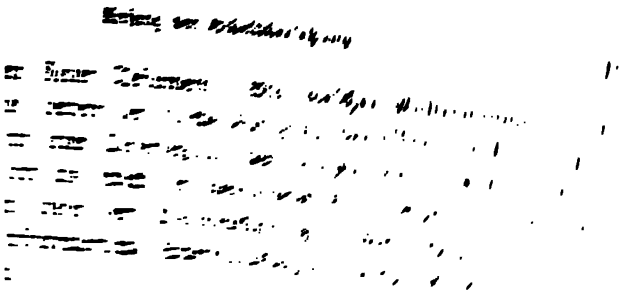
Indem wir übrigens Luther auf die Sprache seines Volkes Rücksicht nehmen sehen, müssen wir im Hinblick auf seine Ueber zugleich beachten, wie diese Sprache selbst sich seither fortgebild verändert hat. Schwerlich wird z. B. heutzutage der bildliche Gebra Wortes „Ueberfluß" uns noch so unverständlich klingen, wie Luther

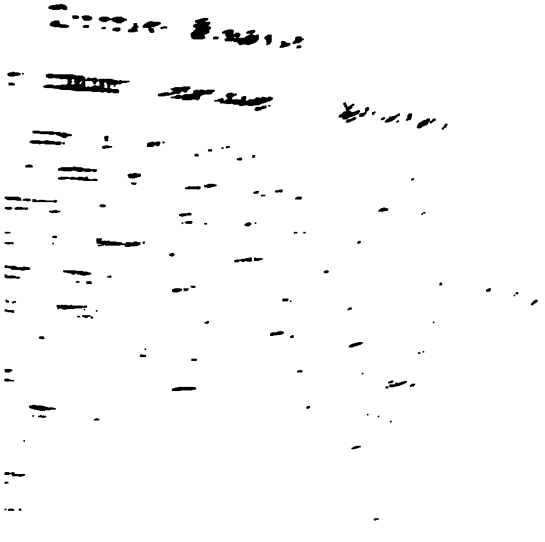
merkt, daß kein Deutscher es verstände, wenn man von einem Ueberfluß
s Herzens oder auch nur vom Ueberfluß eines Hauses reden wollte:
gleich auch heute noch die Uebersetzung des Ausspruches Matth. 12, 34.
Beß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über", weit volksthümlicher
ugen wird als die buchstäblichere, daß „von des Herzens Ueberfluß" der
e Mund übergehe. Manche Ausdrücke, die Luther nur an einzelnen
llen genau wiederzugeben wagte, sind jetzt gerade durch den Einfluß der
ibelsprache unserem christlichen Volk überhaupt vertraut geworden: so z. B.
s Wort „erbauen" im sittlich-religiösen Sinn, wofür Luther oft ohne
eifel der leichteren Verständlichkeit wegen, den weniger bezeichnenden
sdruck „bessern" gesetzt hat. Andererseits werden manche seiner eigenen
sdrücke jetzt schwieriger verstanden oder leicht mißverstanden werden. So
et er von Menschen, welche in sittlich religiösem Sinne feuchtig, d. h.
ch dem Grundtext krank, seien (1. Tim. 6, 4), während er Worte und
hren noch nicht mit dem Grundtext als „gesunde" zu bezeichnen wagte,
dern dafür „heilsam" setzte (Tit. 2, 1. 8). Als die Jünger bei der
albung Jesu in Bethanien (Matth. 26, 8) unwillig fragen, wozu der
stbare Stoff verschleudert werde, übersetzt Luther: „wozu dieser Unrath?"
s sollte, wie er selbst sagt, bedeuten: „nein, es ist Schade um die Salbe",
er nach buchstäblicher Uebertragung: „warum ist diese Verlierung der
albe geschehen"; schwerlich wird seinen eigenen Ausdruck jetzt noch Jemand
verstehen. Manche andere Wörter seiner Bibelübersetzung sind seither
gar ganz außer Brauch gekommen. Das verringert den Werth seiner
rbeit nicht; auch ist ihr ganzer Geist und Ton noch so gut deutsch wie
mals. Wir machen vielmehr deßhalb darauf aufmerksam, um einem
lschen Scheine zu begegnen, als ob er mit solchen einzelnen Sprachformen
ch schon für das deutsche Volk *seiner* Zeit das Richtige verfehlt hätte.

Wichtig war auch die Entscheidung, welche Luther für das von ihm
ebrauchte Deutsch hinsichtlich der dialektischen Eigenthümlichkeiten traf. Es
trifft dies nicht erst seine Bibelübersetzung, sondern auch seine ihr schon
rangegangenen und nachfolgenden eigenen deutschen Bücher: er sucht in
nen allen das gleiche Deutsch zu reden. Gerade für seine Bibel aber war
e Wahl der Sprachform von der höchsten Bedeutung, und wiederum war
ine Bibelübersetzung vom größten Einfluß dafür, daß hernach das also
formte Deutsch die herrschende Schriftsprache und Sprache der Gebildeten
r uns geworden ist. Er nahm nun zu seinem Gebrauch nicht etwa einen
nzelnen der deutschen Dialekte, welche bis dahin neben einander bei
utschen Schriftstellern sich geltend machten; er schrieb nicht etwa, wie
anche gemeint haben, nur einfach Meißner Deutsch. Vielmehr eignete er
ch ein Deutsch an, welches schon damals wenigstens in gewissen Kreisen
ch als eines festgestellt hatte, das von den Deutschen insgemein verstanden

werden könne und solle. Er erklärt selbst hierüber in seinen Ti
„Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle F
Deutschland; alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächs
unseres Fürsten Kanzlei; darum ists auch die gemeinste deutsch
Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich haben im römische
deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen." A
einer solchen offiziellen Sprachform für Fürsten und Städte
früher begonnen. Und das wichtigste Element in ihr (neben d
bairisch-östreichischen Mundart) war nun allerdings, und zw
früher her, das Obersächsische und Meißnische, namentlich sc
Einfluß älterer, hauptsächlich in diesem Dialekt redender Recht
war auch an sich am geeignetsten, zwischen den Oberdeutsche
deutschen zu vermitteln. Von der oberdeutschen Sprache
selbst, sie habe gar breite und harte Laute und viele soge
die sächsische, worunter er auch die niedersächsische und n
deutsche versteht, rede am feinsten und leichtesten, fast
Lippen.[1]) Jene „gemeine" Sprache aber, die er annahm,
ein zwischen der Weichheit der nördlichen Dialekte und zwi
Für den Wortschatz, dessen er besonders für seine Bibelüb
bot ihm übrigens eine Sprache, die zunächst wesentlich C
natürlich noch weit nicht das nöthige Material dar. E
die ihn umgebende Bevölkerung angewiesen, der er „auf
das waren Meißner, Obersachsen, in Wittenberg schon a
gränzend. In Hinsicht auf den Satzbau und Stil end
bilder, welche jene offizielle Sprache gab, geradezu gefä
auch in amtlichen Schriftstücken, die in der Reform
begegnen, oft überaus schwerfällig und verwickelt, ein f
von Barbarei und falscher Kunst. Ihn hat sein g
volksthümlicher Sinn und Geschmack vor dieser Gefah
bei einem kräftigen, gedrungenen Stil durchweg zugleic
Durchsichtigkeit, hat auch in dieser Beziehung im Verlauf
stellerei noch sehr beachtenswerthe Fortschritte gemac
die angedeutete Sprachverderbniß in den folgenden
nahm, blieb dann ihr gegenüber das sprechendste u.
besserer, echter Volkssprache in seiner Bibelübersetzu

Daß ihn seine Arbeit viele und nicht leichte Mü
hörten, selbst bekannt. Wie er noch im Fortgang
dem neutestamentlichen Text nach i
Wendungen suchte, zeigen un
zwischen seinen deutsch
Postillprediger





nur einen traurigen Verfall der Universität zur Folge, zumal da im Som
auch eine Pest ausbrach. — Luther trug sich wie wir oben hörten, um
Zeit mit dem Gedanken nach Erfurt zu gehen und dort nicht bloß ärztli
Rath für sich zu suchen, sondern auch wieder öffentlich als Lehrer zu wi
wozu Lange mit Hinweis auf die evangelische Richtung der Universität
ermuntert haben mochte. Aber über jene Gewaltthaten urtheilte er
so, wie wir es nach seinem Verhalten zu den oben (S. 338) erwäh
übrigens weit unbedeutenderen Wittenberger Studentenunruhen erwa
durften. Er verwunderte sich, wie der Erfurter Magistrat dazu die A
zudrücken, wie auch sein Freund Lange dazu schweigen könne. „Sie si
sagt er, „nicht die Unsrigen die Solches thun." Er sah darin eine
stiftung Satans, der über die gute Sache Schande bringen wolle, und
solche Parteinahme für ihn und die Seinigen war ihm ein Beweis,
sie vor Gott noch keine würdigen Diener seines Wortes seien.[1])

Zur praktischen Durchführung gelangten von Luthers Sätzen z
die über den Cölibat und den Meßgottesdienst, und zwar d
Andere als ihn selber während seiner Abwesenheit. Der eine Punkt b
diejenige natürliche Lebensordnung, in welche nach Luther die päpst
Kirche am tyrannischsten und verderblichsten gegen Gottes Willen eing
der andere diejenige kirchliche Handlung, in welcher nach ihm die gött
Stiftung und Heilsordnung am gröbsten verkehrt war und in welcher
babylonische Gefangenschaft der Kirche am traurigsten sich zeigte.

Bald nach dem Beginn seines Wartburgaufenthaltes erfuhr Lut
daß Bartholomäus Bernhardi aus Feldkirchen, Wittenbe
Licentiat und neuernannter Probst zu Kemberg, einer seiner speziellen Schi
der i. J. 1516 (vgl. oben S. 133) unter ihm disputirt hätte, wirklic
den Ehestand getreten sei. Zur gleichen Zeit nahmen ein Mansfe
Priester und einer Namens Seidler im Meißnischen Eheweiber. J
wurde vom Erzbischof Albrecht in Halle, dieser auf Befehl des Her
Georg und des Meißener Bischofs in Stolpe gefangen gesetzt. S
Bernhardi oder, wie man ihn kurzweg nannte, Feldkirchen wollte
Erzbischof gleichfalls den Prozeß machen lassen, wogegen Melanchthon
ihn eine Vertheidigungsschrift aufsetzte. Jene beiden andern scheinen
sittlicher Beziehung nicht makellos gewesen zu sein, von Feldkirchen
konnten, wie Luther versichert, auch Gegner nur Löbliches aussagen. Lu
nun blieb den Sätzen, die er über den Priestercölibat aufgestellt hatte,
jetzt, da sie praktisch gemacht wurden, unbedingt treu: das Verbot der
für die Priester oder Diener des Wortes sei, wie das apostolische Go
wort klar ausspreche, vom Teufel; jenen allen, welche der hiernach i
zukommenden Freiheit gebrauchen, müsse man ihr Recht lassen. Den
kirchen bewunderte er wegen des Muthes, womit er in so unruhiger

en Schritt gethan habe. Er hatte übrigens zugleich einen sehr nüchternen
lick für die Beschwerden und Gefahren, welche auch der Ehestand für
anchen mitbringen möge: nur die Freiheit dazu müsse nach Gottes Willen
ewährt werden; einen guten Erfolg des Gebrauchs solcher Freiheit für
en Einzelnen habe man nicht zu garantiren. Ja dem Spalatin gab er
ersönlich den freundschaftlichen Rath: „hüte dich, daß du nicht auch ein
eib nehmest, damit du nicht auch in leibliche Trübsal (1. Kor. 7, 28)
eratheſt." Bald nachher verehelichte sich auch J. Jonas: in ihm haben
ir, wie wir aus vertraulichen brieflichen Aeußerungen von ihm sehen,
as Beispiel eines Priesters, der recht eigens um deßwillen, weshalb nach
. Kor. 7, 2 ein Jeglicher sein eigen Weib haben sollte, nämlich um den
it dem Priestercölibat verbundenen sittlichen Gefahren zu entgehen, sich
ufs dringendste in seinem Gewissen zu diesem Schritt angetrieben fühlte
nd so der unreinen „teuflischen Heuchelei" los werden wollte. [1])

Während aber Luther darüber längst klar und gewiß war, daß man
em für die Christenheit nothwendigen Beruf und Stand der Hirten und
rediger nicht durch ein menschliches Zwangsgesetz das Joch des Cölibats
uflegen dürfe, unterschied er von dieser Frage stets streng die andere in
etreff der Verbindlichkeit derjenigen Gelübde, in welchen man Gott frei-
illig die Ehelosigkeit angelobe, — der Gelübde des Mönchthums.
ür jene Frage hatte er ein unmittelbares Schriftwort: er war nicht sicher,
b er eben dasselbe auch auf die andere Frage anwenden dürfe. Seine
chrift von der babylonischen Gefangenschaft zeigte ihn uns noch im hin
nd her denken hierüber begriffen.

Jetzt versuchte Carlstadt für die Mönche so gut wie für die Priester
ie Befreiung vom Cölibat in Anspruch zu nehmen. Er hielt über diesen
egenstand am 19. Juni eine Disputation in Wittenberg und gab dann
rüber eine größere Schrift heraus, welche am 3. August an Luther ge-
ngte. [2]) Schon vorher hatte ihm Melanchthon in dieser Sache berichtet
nd briefliche Verhandlungen darüber, bei welchen auch er jene Freiheit
u begründen suchte, mit ihm begonnen. Carlstadt fuhr in seinen Sätzen
nd Argumenten keck und unklar zu, unternahm besonders auch seltsame
iblische Beweisführungen. Hinsichtlich der Priester meinte er, daß nach dem
postolischen Wort 1. Tim. 3 gar keiner ein Amt erhalten sollte, der nicht eine
rau, ja der nicht auch Kinder habe. Hinsichtlich der Mönche und Nonnen sprach
r aus, daß ihnen das Heirathen, wenn sie's Bedürfniß dazu fühlen, frei stehe,
u daß alle vor dem 60. Lebensjahr abgelegte Keuschheitsgelübde für ungültig
rklärt werden möchten, und dennoch zugleich, daß jenes Heirathen Sünde sei,
eil das Gelübde dadurch gebrochen werde, und nur eine geringere
ls diejenige, der die Mönche im „Brunstleiden" (1. Kor. 7, 9) verfa
er sie deshalb durch den Bruch des Gelübdes sich entziehen di

Luther prüfte ruhig und klar die von Carlstadt und Melanchth getragenen Gründe und fand sie ungenügend. Er warnte davor, dur kürliche Schriftdeutungen sich den Gegnern lächerlich zu machen. (Bruch des Gelübdes Sünde, so fand er denselben auch durch jene spruch des Apostels, daß Freien besser denn Brunstleiden sei, nicht fertigt, zumal ja auch Keiner wisse, ob solch Brunstleiden bei ihm a werde. Melanchthon war geneigt, das Gelübde für den Fall aufli lassen, daß einer nicht im Stande sei, es wahrhaft zu erfüllen. aber entgegnete Luther: dürfte man Gelübde um deswillen auflösei man sie nicht zu erfüllen vermöge, so könnte man aus dem gleichen Gru liche Gebote auflösen; auch ein Gelübde falle, wenn es einmal abgelegt se die Kategorie der göttlichen Gebote, denn Gott gebiete, das Angelobte zu

Luther war in seiner Kritik jener Gründe so scharfsinnig, wie ein Anhänger des Cölibats hätte sein mögen. Er sprach indesse aus, daß das Ziel, zu welchem jene noch nicht führen, doch selbst von Herzen gern erreicht haben möchte, da er des Elends im Mön und der Unverträglichkeit desselben mit der Freiheit in Christo sich sel bewußt sei. Er zweifelte nicht, daß, wenn Christus gegenwärtig wäre Heiland und Bischof der Seelen ohne Weiteres alle die Schwierigkeite würde und Niemanden fernerhin unter jener Last seufzen ließe.

Er selbst dachte einer tieferen Begründung nach, vermöge der mit gutem Gewissen und ohne Gefahr für das Gewissen der Ander Joch von ihnen nehmen könnte. Man müsse, sagte er, der Sache Wurzel gehen; es komme auf die Meinung und Gesinnung an, in man jene Keuschheit zu geloben pflege: hiernach werde sich fragen – blos ob das Gelübde jetzt lösbar, sondern ob es von vorn herein ei gefälliges, christlich sittliches, zulässiges, oder vielleicht gar ein gottw und ein gottloser Gottesdienst sei. In diesem Sinne schickte er am 9 tember Erklärungen an Melanchthon und zugleich Thesen zu ein putation über die Gelübde. Auch kündigte er bereits eine größere, v nämlichen Prinzipien ausgehende Ausführung über diesen Gegenst Er knüpfte eine solche an seine Predigt übers Evangeliu Epiphanienfestes, an welcher er damals bei der Ausarbeitung Postille stand und aus welcher so ein langer Traktat geworden ist sprach er nämlich aus Anlaß des Herodes und der Weisen aus M land vom Unterschied zwischen rechten und falschen Heiligen und z wahrem und falschem Gottesdienst, wozu er auch den apostolische 2. Timoth. 3, 1—9 beizog; dieser Abschnitt der Predigt erschien auch in besonderem Drucke. [1])

In fest geschlossener Ordnung und scharfer Fassung führt seine Gründe in den Thesen vor. I klarer praktischer Beleuchtu

r die Hauptmomente, auf die es ihm ankam, in seiner Predigt der Gemeinde ar. Indem er hier auf jene Meinung, in welcher die Mönche ihr Gelübde ethan haben, zurückgeht, erklärt er: Ihrer aller Meinung und Lehre ist, aß man durch die Werke des Mönchthums Gnade bei Gott erlange und er Sünden ledig werde. Wenn der Mönchsorden dazu, um vor Gott ge=echt zu werden und den Himmel zu gewinnen, nicht mehr helfen sollte, ls einem Bauer sein Pflug, — wer würde dann in den Orden treten? Das ist aber Verleugnung des Glaubens, der sich nur auf Gottes Gnade rgiebt und nicht durch eigene Werke, sondern nur durch Christi Blut Gnade rlangen will; und solchen Glauben fordert Gott im ersten Gebote: wer nicht glaubt, der hat und ehrt keinen Gott. Wenn nun Einer Mönch oder Pfaff würde, nur um Kelche und Kleinodien zu stehlen, so wäre er gegen Gottes Gebot geistlich geworden und sein Gelübde bände ihn nicht: wie viel mehr, wenn einer darin gegen das erste und höchste Gebot gesündigt hat. Ja das Gelübde, in solch unchristlicher Meinung gethan, gilt vor Gott nicht mehr als wenn es hieße: Siehe da, Gott, ich gelobe dir, mein Leben lang kein Christenmensch zu sein, widerrufe das Gelübde meiner Taufe, will dir nun ein besser Gelübde thun außer Christo in meinen eigenen Werken. Das Gelübde müßte, um nicht gegen das erste Gebot anzulaufen, vielmehr lauten: Ich will Pfaffe oder Mönch werden, nicht daß ich den Stand für einen Weg zur Seligkeit achte, sondern weil ich je was thun muß auf Erden, will ich dies Leben annehmen, mich drinnen üben, meinen Leib kasteien, dem Nächsten dienen, gleichwie ein anderer Mensch wirkt auf dem Acker oder im Handwerk, ohne alles Aufsehen der Verdienste in Werken. Wie Viele aber wollen in solcher Meinung geistlich werden? — Luther nimmt nun zwar gerne an, daß wenigstens ein Mann wie der heilige Bern=hard und auch manche andere fromme Mönche doch in dieser Gesinnung und nicht des vermeintlichen Verdienstes wegen ihr Gelübde gethan und der Freiheit, die ihnen als Christen zustehe, also gebraucht haben, daß sie freiwillig für immer sich zu dieser Lebensweise verbanden. Aber nun sieht er den Inhalt ihres Gelübdes an: sie haben ein Leben unter einem Gesetzesjoche, daß dem Evangelium widerstreitet, angelobt; es widerstreitet der Freiheit, die wir im Glauben an Christus haben, daß wir eine solche Lebensweise wie etwas Nöthiges uns auflegen sollten; der Glaube macht alle äußerlichen Dinge frei, die Gelübde binden sie an; die Gelübde müßten vielmehr die Freiheit vorbehalten, dieses Leben auch wieder zu verlassen. Weiter wendet Luther gegen den Inhalt der Mönchsgelübde ein, daß sie auch gegen die Pflicht der Liebe streiten: sie hindern vielfach die Liebes=dienste, die wir den Nächsten schuldig seien; er habe, sagt er, dies selber schmerzlich als Mönch erfahren. So darf auch das Beispiel jener frommen Mönche nicht zur Nachfolge verleiten: Gott hat bei seinen Erwählten manche

Thorheit geduldet, die man darum nicht nachthun darf. — So will Lu die Verbindlichkeit der Gelübde von Grund aus widerlegt haben. Sie ungiltig, sofern sie in jener gottlosen Meinung übernommen wurden, sie werden hiemit selber zu einer schweren Sünde. Sie laufen mit il Inhalte dem Willen Gottes auch dann zuwider, wenn man sie in bes Meinung gethan hat, und es hülfe Nichts, ein Gelübde, das man in gottlosen Meinung gethan, jetzt etwa in dieser besseren wieder aufzuneh Man müßte da geloben: lieber Gott, ich gelobe dir, dies Leben zu ha das von Natur frei und der Seligkeit wegen nicht zu halten noth Aber Gott würde wohl antworten: was gelobest du mir dann, hast du nöthigere Dinge zu halten? Man müßte sprechen: ich gelobe Keusch Armuth und Gehorsam nach der Regel des Ordens — frei zu halten zu lassen bis in den Tod. Aber das wäre ein närrisch, lächerlich Ge und lauter Gaukelspiel. — Erst nachdem er so gezeigt, daß die Gel in sich unchristlich und darum nicht verbindlich seien, kommt er da daß eine wahrhafte Erfüllung des Keuschheitsgelübdes den Meisten gar nicht möglich sei: es gehöre dazu eine besondere Gottesgnade; die reinen sündhaften Regungen, denen man im Mönchthum abgestorben sollte, seien oft gerade bei Mönchen und Nonnen stärker als da wo Mä und Weiber bei einander leben. Und nun beruft er sich darauf, da die Kirche von andern angelobten Leistungen dispensire, wenn deren füllung sich unmöglich zeige; könne aber irgend ein Gelübde aus bringe Ursachen nachgelassen werden, so sei hiefür Ursache und Noth beim Keuschh gelübde da.

Luther wußte wohl, welcherlei Nachreden von Seiten der Pap gegen diese seine Lehre und gegen seine Person losgehen werden, — sie „das Maul aufreißen werden und sagen: o wie drückt den Mönch Kutte, wie gern hätte er ein Weib!" Aber er beruhigt seine Leser: , sie nur lästern, die keuschen Herzen und großen Heiligen, laß sie eisern steinern sein, wie sie sich selbst aufwerfen; verleugne du nicht, daß du Mensch seist, der Fleisch und Blut hat; laß darnach Gott richten zwi den engelisch starken Helden und dir krankem, verachteten Sünder; s erkennteſt, wer sie sind, die so große Keuschheit vorgeben, und was da das St. Paulus Ephes. 5, 7 sagt, daß, was sie heimlich thun, auch zu s schändlich ist: du würdest ihre hochgelobte Keuschheit nicht würdig ac daß eine Bübin sollte ihre Schuhe dran wischen."

Für seine Person wollte er vom Heirathen noch gar Nichts w Seine Wittenberger Freunde waren ihm zu eifrig. „Mir," schreibt e Spalatin, „werden sie kein Eheweib aufdrängen." Gegen Melanch für dessen Verehelichung er sich so warm interessirt hatte (Melanchthon weder Priester noch Mönch), scherzte er, daß derselbe sich wohl jetzt ar

dafür rächen möchte; aber er werde sich gut dagegen vorsehen. In jener Predigt äußert er: „Ich hoffe, ich sei so ferne kommen, daß ich von Gottes Gnaden bleiben werde wie ich bin," — fügt jedoch ehrlich bei: „wiewohl ich noch nicht überm Berge bin und jenen keuschen Herzen mich nicht traue zu vergleichen, es wäre mir auch leid und Gott wolle mich davor behüten." [1])

Unter seinen Wittenberger Ordensbrüdern aber wurde jetzt schon praktischer Gebrauch von der behaupteten Freiheit gemacht. Es entstand überhaupt unter den dortigen Augustinermönchen eine große Bewegung, ein Drängen darnach, daß aller der falsche Gottesdienst auch äußerlich abgethan werde. Besonders betheiligten sich daran Brüder aus den Niederlanden, wo Luthers Lehre gleichfalls im Augustinerorden eingedrungen und von wo aus jene als Gäste und Schüler ins Wittenberger Kloster geschickt worden waren. Die Bewegung richtete sich zu gleicher Zeit gegen die katholische Messe, wovon wir nachher zu reden haben. Der Prior des Klosters, Held klagte über heftige Predigten, welche in Wittenberg und namentlich in seiner eigenen Kirche gehalten worden seien, als ob Niemand in der Kutte selig werden könne und die Mönche gar mit Gewalt aus den Klöstern getrieben und diese bis auf den Grund zerstört werden müßten. Der eifrigste und wirksamste Prediger dieser Richtung war unter den Mönchen Gabriel Zwilling oder Didymus. In den ersten Tagen des November verließen dreizehn Mönche das Kloster, und zwar in tumultuarischer Weise; einer derselben wollte sich in Wittenberg als Tischler niederlassen und heirathen.

Luther erhielt hierüber zuerst nur unsichere Nachrichten. Sogleich aber unternahm er jetzt, während jene Predigt erst später in der Postille gedruckt werden konnte, die Abfassung einer besonderen lateinischen Schrift über die Gelübde, welche die aus dem Mönchsstand Austretenden rechtfertigen und selbst erst noch weiter unterweisen und ihrer Sache gewiß machen sollte; denn er fürchtete, Jene möchten den Schritt gethan haben, ohne schon in ihrem Gewissen sicher zu sein. Noch im November führte er seine Arbeit aus. Wir haben in diesem seinem Buch über die Mönchsgelübde die umfassendste und eindringendste Entwicklung seiner Gründe, die übrigens im Wesentlichen schon in den vorhin von uns wiedergegebenen Sätzen Luthers zusammengefaßt sind; es ist größtentheils eine weitere theologisch scharfe Ausführung dessen, was er populär in jener Predigt vortrug. Hier widerlegt er nun auch selbst jenen Einwand, den er wegen der Unmöglichkeit, die Gelübde zu halten, dem Melanchthon gemacht hatte, daß uns nämlich ja auch eine wahre Erfüllung der Gebote Gottes unmöglich sei. Er sagt, gerade die Erfüllung des Gebotes der Keuschheit wolle Gott durch den Ehestand möglich machen; könne einer es im Ehestand erfüllen, im angelobten Cölibat aber nicht, so müsse das selbsterwählte

Gelübde dem göttlichen Gebot weichen. Eine Verhöhnung Gottes sei ferner, ihm Etwas zu geloben, was uns doch nur dann zu leisten möglich sei, wenn er selbst dazu uns eine besondere Gabe schenke. Man möge vielleicht ein, daß uns ja auch die Erfüllung des christlichen Taufgelübdes nur durch Gottes Gnadenbeistand möglich werde: aber hiefür habe Gott selbst seinen Beistand Jedem verheißen, für das Mönchsgelübde der Keusche Eheloſigkeit erklärt auch er für etwas sehr Hohes; man werde zwar in der Keuschheit nicht vollkommener, als man es im ehelichen Leben sein könne, wohl aber bewahre sie einen, wie Paulus sage, vieler Umstrickung mit weltlichen Sorgen; allein Keiner dürfe daraus ein Gesetz für sich machen, auch falls er die besondere Gabe zu ihr bei sich finde, und Alle sollen nur ja in den ihnen verliehenen Gaben Gott dienen. Luther glaubte nachher von dieser Schrift rühmen zu dürfen, daß sie zu Besten unter Allem was er bisher geschrieben „verschanzt" und unüberwindlich sei.

Als Vorwort schickte er seinem Büchlein eine Zuschrift an seinen Vater voran, datirt vom 21. November. Da gedenkt er des Widerspruches den Jener einst gegen seinen Eintritt ins Kloster eingelegt, und der Worte mit denen derselbe nachher noch an Gottes Gebot, den Eltern zu gehorchen, ihn erinnert habe. Er bekennt, damals nicht gewußt zu haben, daß Gottes Gebote über Alles gehen; sein Gelübde, mit dem er sich der Autorität seines Vaters entzogen, sei keine Schlehe werth gewesen. Gott aber, der Barmherzigkeit ohne Maß und dessen Weisheit ohne Ende sei, habe diesen Irrthümern und Sünden Gutes erwachsen lassen; er habe durch eigene Erfahrung die Weisheit der Schulen und die Heiligkeit der Klöster kennen gelehrt, damit ihm nachher Niemand vorwerfen könne, er verdamme, was er nicht kenne. Dann fragt er seinen Vater, ob er ihn jetzt, kraft väterlicher Gewalt, ihn aus der Möncherei nehmen wolle. Er selbst aber antwortet darauf: „Gott ist Dir zuvorgekommen und hat mich herausgenommen; denn was macht's ob ich noch Kleid und Platte (Tonsur) trage oder ablege? oder macht Kutte und Platte den Mönch? Paulus sagt: Alles ist euer, ihr aber seid Christi; mein Gewissen ist frei, ich bin jetzt Mönch und doch nicht Mönch, eine neue Creatur nicht des Papstes, sondern Christi; — doch der mich aus der Möncherei genommen hat, der hat noch mehr Recht über mich denn Du; von ihm siehst Du mich gesetzt in den wahren Gottesdienst, den Dienst seines Wortes; diesem Gottesdienst muß auch der Eltern Macht und Recht weichen, wie Christus sagt: wer Vater und Muter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth; - so hoffe ich denn, der Herr habe Dir Einen Sohn dazu entrissen, um vielen andern Söhnen durch mich Rath zu schaffen, worüber Du Dich freuen sollst und sicherlich freuen wirst." So hat hier Luther auch

chuld sich vollends entledigt, die er seinem Vater gegenüber noch auf sich gen wußte, und hat diesem sowie seiner eigenen kindlichen Ehrerbietung gen ihn ein Denkmal gestiftet.

Das fertige Manuscript seiner Schrift schickte Luther sogleich an palatin, der es nach Wittenberg befördern sollte. Dieser hielt es jedoch erst noch bei sich zurück und der Druck verzögerte sich dann noch insoweit, ß das Buch erst in der letzten Februarwoche zur Versendung kam.[1])

Inzwischen nahm die praktische Entwicklung der Dinge ihren Fortng. Auch in Erfurt traten Mönche des Augustinerklosters aus und zwar ähnlicher Weise wie zu Wittenberg. Ueber dieses Verhalten beim Austritt ach Luther sein Mißfallen in Briefen an den Erfurter Prior Lange, e auch an den Ordensprovinzial Link, seine beiden Freunde, aus; er eint, diejenigen, welche von der Freiheit Gebrauch machen wollten, hätten s dem Kloster unter gegenseitiger Uebereinstimmung und im Frieden heiden sollen. So rieth er denn dem Link, daß von Seiten des demnächst zuhaltenden Ordensconvents einem Jeden die Entscheidung freigestellt, einer aus den Klöstern verdrängt, Keiner mit Gewalt darin zurückgehalten rden möge; man solle es machen wie Cyrus, als er die Juden aus der bylonischen Gefangenschaft entließ; Link möge indessen im Dienste Balons verbleiben; auch er wolle in seiner gegenwärtigen Lebensweise eiben.[2])

Jener Convent der Meißnischen und Thüringischen Augustinerklöster trat um die Zeit des Epiphanienfestes 1522 in Wittenberg sammen; es blieben jedoch viele weg, die an ihm theilnehmen sollten. Seine eschlüsse entsprachen ganz dem Rathe Luthers. Sie erklärten einstimmig: Dienigen, welche bei ihrer Lebensweise verbleiben, hiebei aber die bisher mit derben verbundene verwerfliche Schminke aufgeben und vielmehr nach der reinen angelischen Lehre dieses Leben führen wollen, können dies thun; wer er „auf vollkommenere Weise Christo zu leben wünsche", dem solle es eistehen; doch wollen sie damit keinem zu fleischlicher Freiheit Anlaß gehen haben; in den Klöstern sollen diejenigen, welchen Gott die Gabe zu gegeben, die Uebrigen im Worte der heil. Schrift unterrichten, die ndern sollen sich leiblichen Arbeiten widmen, um dadurch Lebensunterhalt d Mittel zur Hilfe für Leidende zu gewinnen; dem Bettel, wie aller echtschaft der Sünde und bösen Lust wollen sie absagen; wie Paulus . Kor. 9, 20 f.) wollen sie den Juden Juden und den Griechen Griechen rden, — wollen über den Ceremonien die zum Glauben gehörige Liebe cht versäumen noch den christlichen Frieden stören.[3])

Unterdessen waren längst auch die praktischen Fragen über Messe d Abendmahl bei den Wittenbergern, und zwar hauptsächlich eben ch bei den dortigen Augustinern in Gang gebracht wor

Ueber die Austheilung des Kelches an die Laien behauptete
Carlstadt in Thesen, die er wenige Wochen nach jener über den Cöli
aufstellte: wer das Abendmahl ohne den Kelch genieße, der sündige; be
wäre es, sich ganz desselben zu enthalten. Dem gegenüber zeigte
wieder die Eigenthümlichkeit von Luthers Standpunkt. An dieser äuß
Form des Sakramentes war ihm, der ihre Einsetzung durch Christus
die ganze Gemeinde zuerst und ohne alle Menschenrücksicht behauptet ha
doch so viel nicht gelegen. Er erwiederte: wenn fromme Christen von
kirchlichen Tyrannen den Kelch nicht bekommen können, so finde er k
Sünde für sie im Genusse des bloßen Brodes; es genüge für sie, daß
der Beraubung des Sakramentes innerlich nicht zustimmen. Allein er bei
nicht bloß im Allgemeinen darauf, daß die Kirche das unverkürzte Sa
ment für die Laien wiederherstellen sollte, sondern er bezeugte auch
Wittenbergern schon am 1. August sein Wohlgefallen daran, daß die dor
Kirche hiemit vorangehen möge; ja, er sagt, dies sei das Erste, was
er selbst für den Fall seiner Rückkehr nach Wittenberg zu betreiben geb
habe. Denn dort habe man schon genug Erkenntniß von der Verwer
keit jener Tyrannei und dort sei man (anders als jene einzelnen from
Christen) auch im Stande, ihr Widerstand zu leisten. [1])

Weit wichtiger war für Luther die Verkehrung des Abendma
in ein Gott darzubringendes Opfer bei der bisherigen Kirche; sie be
das Wesen des Aktes, ja des christlichen Gottesdienstes überhaupt.

Luther beruhigte sich jetzt nicht mehr mit derjenigen Deutung
Opfers, mit welcher er noch in seiner Schrift von der babylonischen
fangenschaft das bisherige Meßhalten sammt den Privatmessen in chr
chem Sinne möglich gefunden hatte. Vielmehr erklärte er dem Melc
thon, der ihm von einer in Wittenberg gegen die Messe stattfindenden
wegung berichtet hatte, am 1. August: „auch ich werde in Ewigkeit
Privatmesse mehr halten.“ Am 1. November klagte er bei Spalatin dari
daß auf der Wartburg ein Priester sei, der täglich diesen Götzendienst tr
und wünschte, daß wenigstens die Zahl dieser Messen gemindert wi
wenn man sie nicht sogleich ganz abthun könne. In jener Predigt
Epiphanienfest sagt er: „Es sollte nur Eine Messe des Tages gehalten
sie als ein gemein Sakrament (d. h. als Abendmahl für die Gemei
gehalten werden, ja die Woche nur Eine Messe wäre noch besser,“
fügt aber freilich bei: „Aber dem Ding ist nicht zu rathen, es ist zu
eingesessen.“

In Wittenberg nun wurde bereits auch zu wirklichen Aenderu
am bisherigen Meßgottesdienst geschritten, und zwar noch ehe die oben
wähnten Austritte aus dem Augustinerkloster stattfanden. Namentlich
rechte christliche Abendmahlsfeier war es, wofür jener Mönch Zwi

te. Ein junger Schlesier, Helmann, schrieb damals aus Wittenberg:
: habe in ihm einen neuen Propheten erweckt; Viele nennen ihn einen
ten Luther; auch Melanchthon versäume keine seiner Predigten.

Schon seit Ende Septembers fand in der städtischen Pfarrkirche eine
spendung des Abendmahls unter beiden Gestalten, also eine Darreichung
Kelches auch an Laien statt. So, meldet Helmann, haben dort Me-
hthon und seine Schüler an Michaelis communicirt. Das war, so
: wir sehen, der erste Anfang äußerer kirchlicher Reformen in Deutsch-
) auf Grund der lutherischen Lehre. Leider fehlen uns über diesen ersten
weitere und genauere Nachrichten. Wir wissen nicht, wer es war, der
uerst an jener Kirche das Abendmahl austheilte: wohl Zwilling selbst,
in Luthers Abwesenheit dort auch predigte.[1])

Die Gewährung des Laienkelchs in der städtischen Kirche scheint ohne
mische Bewegungen erreicht worden zu sein. Anfänglich währte wohl
eben auch noch die Feier in der alten Form fort.

Die Hauptsache aber, um welche es bei einer evangelischen Reform
Gottesdienstes sich handeln mußte, war das, daß der Messe ihr Charakter
s Opfers genommen, aus dem Hauptgottesdienst ein Dienst des gött-
n Wortes und eine Communion gemacht und die Privat- oder Winkel-
sen abgethan würden. Ferner standen allen solchen Reformen in der
che des Augustinerklosters und in der Stifts- oder Schloßkirche ganz
ere Schwierigkeiten als bei der städtischen Gemeinde entgegen: im Kloster
Widerspruch eines Theils der Mönche, bei der Stiftskirche das Widerstre-
unter den Domherrn und das Verhältniß dieser Kirche zum Kurfürsten.

Zwilling drang eifernd vorwärts; so besonders wieder in einer Pre-
: am 6. Oktober. Er forderte, daß man die Mönche nicht mehr anhalte
ich Messe zu lesen, und das Sakrament nicht mehr dazu gebrauche,
)fert, sondern nur genossen zu werden, und zwar genossen von der ganzen
n Gottesdienst anwesenden Gemeinde. Weiter protestirte er dagegen,
man das Sakrament zum Gegenstand der Anbetung mache. Denn das
krament sei eingesetzt nicht um geopfert, sondern um genossen zu werden,
zwar genossen nicht bloß durch den Priester, sondern durch eine Ge-
nschaft von Christen; alle Anwesenden müssen am Genusse theilnehmen,
ı Allen der Kelch so gut wie das Brod gereicht werden. Auch die
)etung des Sakraments widerspreche seiner Bestimmung. Genauer noch
lte er die Feier so eingerichtet haben, daß je zwölf Abendmahlsgäste
einem oder ein paar Geistlichen Brod und Wein empfangen. So
te er buchstäblich der Aeußerung Luthers in seiner „babylonischen Ge-
)enschaft", daß eine Messe um so christlicher sei, je mehr dem ersten von
istus gehaltenen heil. Abendmahl ähnlich. Da der Prior des Klosters,
b, ihm und seinen Gesinnungsgenossen, welche die große Mehrzahl im

Kloſter bildeten, die geforderte Reform nicht geſtattete, ſie aber auf neuen Form beſtanden, ſo wurde die Meſſe in der Kloſterkirche b Weiteres ganz eingeſtellt, der Prior glaubte, andernfalls der Einfl des neuen Brauchs nicht mehr ſteuern zu können. Auch die Univ und das Kapitel des Allerheiligenſtiftes (der Schloßkirche) verhandelte jene Forderungen. Carlſtadt hielt damals die Zeit zu den Aender noch nicht für reif und wollte, daß man, um die Pflichten der Liebe zu verletzen, zuerſt noch weiter gegen die Meſſen predige und da geſammte Wittenberger Gemeinde über ihre Abſchaffung Beſchluß faſſe während Melanchthon meinte, jene Auguſtiner haben mit ihrer V gerung des bisherigen Meßdienſtes ein gutes Beiſpiel gegeben. Ein v Univerſität eingeſetzter Ausſchuß, zu welchem namentlich dieſe beiden M und Jonas, der Stiftsprobſt, gehörten, vereinigte ſich endlich zu Gutachten vom 20. Oktober: den Mönchen wurde hier Recht gegeben, ſie ſich zum bisherigen Mißbrauch der Meſſe nicht mehr wollen nö laſſen; doch wurden ihre Einwendungen dagegen, daß der Prieſter, der Privatmeſſe geſchah, für ſich allein communicire, nicht für ge erfunden, ihnen vielmehr empfohlen, daß man hierin die ſchwachen S noch einer Zeitlang dulde. Ferner wurde Jenen darin zugeſtimmt, d Austheilung des Abendmahls unter Einer Geſtalt „nicht genugſam ſchuldigt werden könne"; vielmehr ſolle der urſprüngliche Brauch de cramentes in der chriſtlichen Kirche wieder hergeſtellt werden. Und n der Ausſchuß den Kurfürſten, er möge „als ein chriſtlicher Fürſt d Sache mit Ernſt thun und ſolchen Mißbrauch der Meſſen in ſeinen L bald abthun"; ob man ihn gleich darüber einen Böhmen ſchelten Hinſichtlich der Privatmeſſe möge man den Auguſtinern Freiheit wofern nur diejenigen, welche bei ihr verbleiben wollten, ihrer ſonſt mißbrauchten. In jener Bitte vernehmen wir zum erſten Mal au Munde von Lutheranern (jedoch noch nicht aus dem Luthers ſelbſ Grundſatz, daß eine direkte Vornahme derartiger kirchlicher Reformen des Landesherrn ſei. Der Ausſchuß warnte hiebei den Kurfürſten ihm nicht am jüngſten Tage wie Kapernaum (Matth. 11, 23) von vorgeworfen werde, es ſei in ſeinem Lande umſonſt ſolche beſondere geſchehen und das heilige Evangelium geoffenbart worden.

Allein der Fürſt, der bisher ſo beharrlich jeden Eingriff in di Predigt des evangeliſchen Wortes von ſich gewieſen hatte, ſcheute ſi nicht minder beharrlich davor, irgend Etwas gutzuheißen oder ga vorzunehmen, was in die allgemeine Kirche der Chriſtenheit und des einen thatſächlichen Riß bringen konnte. Er hatte ſo ſchon früh Wittenberger Theologen die Disputation über gewiſſe Theſen v Beichte unterſagt, welche ihm zu gefährlich dünkten. Luther gab da

m Melanchthon den charakteristischen Rath: „kommet doch immer den
ahschlägen des Hofes zuvor, anstatt ihnen zu folgen; so habe ichs bisher
macht; nicht die Hälfte von dem, was geschehen ist, wäre geschehen, wenn
) an den Rath des Hofs mich gebunden hätte; auch dort sind Menschen,
e wir es sind." Jetzt (25. Oktober) ließ Friedrich jenem Ausschuß ant-
rten: weil das eine große Sache sei und das Gemeinwesen der ganzen
ristenheit betreffe, werde nicht ungut sein, daß sie darin sich nicht über-
en; sie seien nur ein kleiner Theil der Christenheit, der Solches, näm-
) den angegebenen Mißbrauch, schwerlich werde aufheben können; sei ihr
rbringen im Evangelium begründet, so werden demselben auch Andere
ch zufallen und dann die Aenderung mit dem gemeinen Haufen ohne
schwer vorgenommen werden können; ihm selbst fehle es an Bericht
rüber, wann die gegenwärtige, wohl schon viele Jahrhundert alte Weise
r Messe angefangen und die apostolische aufgehört habe. Ferner gab er
bedenken, daß das Einkommen der Kirchen und Klöster meistens auf
eßstiftungen beruhe und von Rechtswegen mit diesen dahinfallen müßte.
hließlich gab er jedoch „als ein Laie, der der heil. Schrift nicht berichtet,"
r Universität und dem Kapitel nur die unbestimmte Weisung, Nichts zu
ternehmen, woraus Zwiespalt und Aufruhr entstehen könnte. Auf den
treit im Augustinerkloster ließ er sich gar nicht ein.

Die Gährung aber nahm in Wittenberg heftig zu. Sie richtete sich,
e schon nach jenem Gutachten des Ausschusses zu erwarten war, auch
gen die Meßgottesdienste der städtischen Pfarrkirche und der dem Fürsten
sonders am Herzen liegenden Stifts- oder Schloßkirche. Besonders eiferte
gen sie der Probst Jonas. Zugleich erfolgten jetzt jene Austritte der
önche aus dem Augustinerkloster. Der Prior stellte dem Kurfürsten das
ergerniß und den Schaden vor, womit die Aenderung des Gottesdiensts
s gemeine Volk, das Fürstenthum und den Orden bedrohe, und berichtete,
ie wir schon oben hörten, von den Predigten, in welchen zur Zerstörung
r Klöster und zur öffentlichen Verhöhnung der Mönche aufgefordert
erde; die Ausgetretenen beschuldigte er, daß sie, unter den Bürgern und
tudenten sich umtreibend, lose Bursche gegen die im Kloster Zurückgeblie-
nen aufhetzen; diese und er selbst seien stündlich in Gefahr. Auch wurde
n Antoniter oder Antonius-Mönch, der Almosen für seinen Orden in
ittenberg zu sammeln versuchte, von den dortigen Studenten insultirt.
n Jonas richtete jetzt Spalatin ein Schreiben, aus welchem wir sehen, wie
hr auch dieser Rathgeber des Kurfürsten und Freund Luthers mit dem
maligen Verhalten seines Fürsten einverstanden war. Er wünschte hier-
ch den Austritten aus dem Kloster und anderen ähnlichen Neuerungen
n besten Erfolg, falls dadurch eine Neugeburt der ursprünglichen christ-
hen Kirche sich hoffen ließe; aber er fragt, wie man je zu einer neuen,

ganz fleckenlosen Kirche gelangen könne. Er will den Jonas nicht zu Meßhalten genöthigt haben, aber Jonas soll Andere, die es vielleicht Glauben thun möchten, dabei lassen. Er erklärt sich selbst bereit, al Mögliche zu thun, zu ändern und zu leiden, aber nur wenn die allgemei christliche Kirche zustimme. Denn, sagt er, wonach sollen wir Unglückli uns richten, wenn überall der Eine dies, der Andere jenes predigt, schrei schreit, verdammt, billigt u. s. w.! Auch unter den Mitgliedern der U versität waren übrigens keineswegs Alle mit jenem Ausschuß einig; v mehr wollte die Mehrzahl sich in diese Sache gar nicht mehr einlass sondern sie ganz den Theologen überlassen, da sie selbst in der heil. Schr unerfahren seien.

Luther nun war nach dem, was wir ihn schon zuvor äußern hörte mit den Grundsätzen, die das Ausschußgutachten enthielt, ohne Zweif wesentlich einverstanden. Was dieses befürwortete, das hielt ja auch für dringend geboten. Nur erhob sich bei ihm in Betreff derjenigen Pe sonen, welche von der bisherigen Messe bereits sich losgemacht hatten, nä lich in Betreff seiner Wittenberger Klosterbrüder, sogleich wieder eine ern Besorgniß, ob ihr äußerer Schritt auch in ihrer Erkenntniß und ihr Gewissen sichern Grund habe. Er verhielt sich dazu ganz wie zu jen Austritten aus dem Kloster. So verfaßte er denn zur gleichen Zeit m seinem Büchlein über die Gelübde auch eine neue Schrift über den Mi brauch der Messe und ihre Abschaffung, — erst lateinisch, dan gleich auch in deutscher Uebersetzung. Er widmete sie ausdrücklich seine „lieben Brüdern, den Augustinern zu Wittenberg" und eröffnete sie m einer Ansprache an diese unter dem 1. November (im lateinischen Tex in der deutschen Uebersetzung unter dem 25.). Die Nachricht, daß sei Brüder die ersten seien, welche in ihrer Mitte den Mißbrauch der Me abzuthun angefangen haben, hat ihn hoch erfreut als ein Werk, daran e spüre, daß das Wort Christi in ihnen wirke. Aber er fragt sie, wie e ihnen gehen werde, wenn sie darüber in der ganzen Welt von allen, au von frommen und weisen Menschen Schmach und Lästerung erleiden müsse denn es sei ein gar groß Ding, einer solchen langen Gewohnheit und all Menschen Sinn zu widerstreben, ihre Scheltworte und Verdammung gedul zu tragen, gegen solche Sturmwinde und Wellen unbeweglich stille s stehen; er habe dies an sich erfahren, sein Herz habe anfangs bei seine Kampf gegen den Papst gar oft gezappelt und ihm trotz der stärkste Schriftgründe das einzige Argument der Gegner vorgeworfen, ob er den allein klug sei; es werde sich zeigen müssen, ob seine Brüder auf den Fel gebaut haben, oder auf Sand stehen. Seine Schrift gibt dann eine ne ausführliche Belehrung über das Wesen des christlichen Priesterthums un des geistlichen Amtes, über das Sakrament des Leibes und Blutes Christi,

wir nicht Gott zur Versöhnung darbringen, sondern vom gnädigen tt als Pfand der Vergebung empfangen und in der Gemeinde austheilen en, ferner über die Nichtigkeit und Verwerflichkeit aller der menschlichen hungen, welche Rom und die papistischen Theologen der Christenheit legen. Man wollte mit den Winkelmessen vornehmlich den Seelen im gfeuer helfen und berief sich dafür, wie schon Papst Gregor der Große, sonders auf Erscheinungen abgeschiedener Seelen, welche um solche Hilfe leht haben; er hält diese Erscheinungen für Teufelsspuck und räth, vielehr gar Nichts vom Fegfeuer zu halten, als daß man dem Gregor hierin auben sollte. Während nach dem katholischen Brauch der Priester in r Privatmesse für sich allein das Sakrament genoß, erklärt er es für s „Sicherste", wenn der Geistliche, welcher das Brod weihe, es dann h selbst von einem andern reichen lasse, oder will wenigstens, daß derbe es nicht allein genieße, sondern auch Andern austheile. Mit Bezug f Wittenberg sprach dann Luther den Wunsch aus, daß hier das Aergerß der papistischen Pharisäer nur immer mehr zunehmen, daß überall die essen fallen und das „Plärren und Brüllen" in den Kirchen aufhören, daß Jene lästern möchten: „Siehe, zu Wittenberg ist kein Gottesdienst ehr, sie sind alle Ketzer und unsinnig worden." Speziell wendet er sich gen das Allerheiligenstift, das der Kurfürst mit Meßstiftungen so reich tirt hatte. Er nennt es in seiner Schrift ein Bethaven, d. h. ein Sünnhaus der Abgötterei (vgl. Hosea 4, 15. 10, 5), das der Fürst, durch e Papisten betrogen, so trefflich gemehrt habe, und von dessen ungerechtem lammon so viele arme Leute in Sachsen ernährt werden könnten; um elbe Zeit äußerte er auch gegen Spalatin den Wunsch, daß der Kurfürst eses Bethaven abthäte und seine Einkünfte den Armen zu Gute kommen eße. Hinsichtlich des Fürsten aber freut er sich in seiner Schrift, daß erselbe kein Tyrann noch Narr sei, der die Wahrheit nicht gern hören nnte, und hofft, daß seine Brüder unter ihm das angefangene Werk esto besser werden vollbringen können. Ja er sagt am Schlusse seines uches: er habe als Kind eine Prophezeiung gehört, daß Kaiser Friedrich as heilige Grab erlösen werde; das sei ja wohl jetzt erfüllt in diesem ürsten Friedrich, der bei der letzten Kaiserwahl durch die einmüthige timme der Kurfürsten schon so gut wie zum Kaiser gewählt gewesen sei nd nur selbst die Krone nicht gewollt habe; das heilige Grab nämlich i die heil. Schrift, darin die Wahrheit Christi, durch die Papisten getödtet, on den Bettelorden und Ketzermeistern eingeschlossen gehalten worden sei; nter Friedrich sei sie hervorgekommen; wunderſamer Weise trage auch ine große Zahl von Ortschaften um Wittenberg hebräisch klingende Namen nd die Stadt selbst heiße Weißenberg, das sei Libanon. So weit will uther spielend geredet haben. Das aber, sagt er, sei Ernst, daß ihnen vor

Andern gegeben sei, das reine und erste Angesicht des Evangeliums zu
Und so ermuntert er nun die Brüder, daß sie als Eiferer im Geist da
ausbreiten und Andern zu sehen geben. Nur ermahnt er sie sofort
einträchtig einherzugehen und ohne Hader einander die Hand zu reich
sollen sich halten nach Pauli Wort: „Ist Jemand schwach unter e
Glauben, der esse Kraut und richte nicht den der Fleisch isset, und wi
wer stark im Glauben ist, verachte nicht den, der nicht Fleisch
(Röm. 14). So wollte er, während er den Fortschritt der Reformen wü
doch diese Rücksicht auf die Schwachen stets streng beachtet haben.[1])

Er blieb auch weiterhin noch bei seiner guten Meinung und
tung unter den aus Wittenberg kommenden Nachrichten. Den übel
pfang, welcher jenem Antoniusmönch zu Theil wurde, mißbilligte
jedoch darin nur einen jugendlichen Exceß.[2])

Bald aber müssen ihm Botschaften zugekommen sein, welche
der Ferne keine Ruhe mehr ließen. Sie trieben ihn, persönlich wen
Kenntniß von dem Stand der Dinge dort zu nehmen. Plötzlich
er sich auf den Weg zu einem Besuch in Wittenberg.

Er reiste dorthin in seiner Reiterkleidung, insgeheim, aber fu
Am Mittag des 3. Dezembers kehrte er auf dem Hinweg in Leipz
Wir entnehmen dies den Aussagen eines dortigen Wirthes, welcher
gerichtlich darüber vernommen wurde, daß er ihn beherbergt habe.
gab an: an jenem Mittag sei bei ihm ein Reitender erschienen mit
Knecht, in grauen Reiterkleidern; derselbige habe einen Bart geha
ein roth Baretlein, wie jetzt gewöhnlich sei, unter dem Hute; das Ba
habe er nicht abnehmen wollen, sondern fest aufgezogen; er wisse
ob es Luther gewesen sei, aber ein Weib, das ihn wohl zu kennen beha
habe gesagt, er sei es. Der Tag und die andern Umstände stimme
dazu, daß ers wirklich war.

Unterwegs hörte er neue Gerüchte von ungeschicktem, unge
Benehmen gewisser Gesinnungsgenossen, welche ihn sehr anfochten.
können unter dem, was er selbst von diesen Vorgängen andeute
einen Tumult verstehen, der eben jetzt, am 3. Dezember, in seinem
Wittenberg vorfiel. Da wurden in der Pfarrkirche Priester, welche
lesen wollten, durch einen Haufen von Studenten und Bürgern wegge
Tags darauf bedrohten und beschimpften Studenten das Barfüßer
so daß der Rath diesem eine Wache zum Schutz gab. Auch wur
mehreren Domherrn der Stiftskirche die Fenster eingeworfen. Von
gekommene Studenten sollen besonders zu dem Unfug beigetragen
Luther aber beschloß auf solche Kunde hin, sobald er wieder auf der
burg wäre, eine öffentliche Vermahnung vor allem aufrührerischen
ausgehen zu lassen.

In Wittenberg stieg Luther bei Amsdorf ab, denn eine Einkehr im ster durfte er nicht wagen. Drei Tage lang verweilte er dort ins- eim. Vor allem erquickte er sich am Wiedersehen seiner Freunde, be- ders seines Melanchthon; er konnte sich auch fröhlichen Scherzes nicht halten, indem er sich mit seinem Barte dem einen und andern zuerst als en fremden Junker vorstellte: so seinem Freund Lukas Cranach, den er men ließ, um den fremden Gast zu porträtiren (das Berliner Museum zt wirklich noch von Cranachs Hand ein Brustbild Luthers im Junker- d mit einem Bart über der Oberlippe). Er war zufrieden mit dem, s er bei Jenen sah und wünschte nur, daß Gott diejenigen, welche recht nnt seien, stärken möge. Dagegen schmerzte es ihn sehr, zu erfahren, i seine drei letzten Schriften, welche er Jenen durch Spalatin zugesandt te, nämlich die von den Gelübden, die über die Abschaffung der Messe d die wider den Abgott zu Halle (oben S. 485), nicht angelangt seien: Spalatin te sie (von denen er übrigens die Beiden ersten erst kurz in Händen haben nte) aus Angst vor ihrer Veröffentlichung stillschweigend festgehalten. her schrieb ihm sogleich: er solle endlich seiner verdächtigen Mäßigung d Klugheit ein Maß setzen, denn er werde vergebens gegen den Strom ern; die Schriften werden erscheinen, wenn nicht in Wittenberg, dann an- swo; seine Papiere könne er vernichten, seinen Geist nicht, sondern dieser de ergrimmen und noch weit Stärkeres unternehmen. Wegen der Reformen, ächst der Freigebung des Cölibats schrieb er ihm bald nachher: „soll n beständig nur disputiren über Gotteswort, der That aber immer sich halten?“ — Vornehmen konnte er jedoch in Wittenberg Nichts. Da e Anwesenheit ruchbar wurde, eilte er still, wie er gekommen war, der hinweg. Etwa acht Tage nach jener Einkehr in Leipzig war er t wieder über Mittag. [1])

Nach seinem Patmos zurückgekehrt schrieb er schleunig jene Vermah- g und schickte sie dem Spalatin zu, damit sie so schnell als möglich uckt werde (der Druck war dann doch erst am 19. Januar fertig; die tenberger Pressen waren damals mit Stoff überladen). Ihr Titel tet: „Eine treue Vermahnung zu allen Christen, sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung.“

Auf die Wittenberger Vorgänge nahm Luther hier keine direkte Be- ung. Gar sehr aber bewegte ihn die Gefahr, welche im Großen für deutsche Christenheit einestheils aus dem stets wachsenden Unwillen und der Menge gegen die Pfaffen und Mönche, andererseits aus dem tnäckigen, blinden Widerstand der Papisten gegen jeden Ruf nach Reform uchs. Diese wurden in volksthümlichen Schriften bereits davor gewarnt, sie Ursache geben möchten, mit Flegeln und Kolben drein zu schlagen. selbst beschuldigten Luther und seine Anhänger, eben hiezu das Volk

aufzuwiegeln. Luther sagt: es lasse sich ansehen, als komme es zu ein
Aufruhr, in welchem Pfaffen, Mönche, Bischöfe mit dem ganzen geistli
Stand erschlagen werden möchten.

Ueber das wirkliche Vorhandensein einer solchen Gefahr nun ha
er selbst ganz eigenthümlich. Was er nämlich über den Sturz des Pa
thums durch den wiederkehrenden Christus selbst schon früher (besonders
der Schrift gegen Catharinus) geäußert hatte, das hielt er fort und fe
hoffend fest. Denn im Papst sah er ja die Weissagung vom Antichrist e
füllt, — vom Antichrist, der ohne Hand zerknirscht und vom Herrn Je
mit dem Geist seines Mundes getödtet werden soll (Dan. 8, 25; 2. Th
2, 8). Daran erinnert er wieder in seiner Vermahnung. Wie nahe
aber diese Zukunft des Herrn hoffte, das zeigt uns seine Postille
predigt auf den 2. Advent über Jesu Weissagung Luk. 21, 25 ff
hier sagt er: er wisse nicht, was die „Bewegung der Kräfte des Himmels
bedeute, wovon Jesus dort rede, es wäre denn die große Constellation d
Planeten, die im Jahr 1524 eintreten werde; er hörte von den „Ster
meistern", sie bedeute eine Sindfluth; er selbst fährt fort: „Gott gebe, d
der jüngste Tag sei, welchen sie gewißlich bedeuten." [1]) So erklärt er den
in seiner Vermahnung: er sei gewiß, daß der gräulichen Bosheit des Pap
thums eine viel furchtbarere Strafe, als durch Menschen bevorstehe, nämli
durch das unmittelbare Zorngericht Gottes; ja er möchte sein eigenes Leb
zehnmal für die unseligen Papisten drangeben, wenn er dadurch für sie nu
so viel Gnade bei Gott erwerben könnte, daß dieser sie statt dieses Gerich
nur mit dem Fuchsschwanz des leiblichen Todes oder Aufruhrs züchtigt
aber, sagt er, „es hilft kein Bitten mehr, der Himmel ist eisern, die Er
ehern, der Zorn ist schon endlich über sie kommen (1. Thess. 2, 16)."

Mehrmals wiederholt er so mit aller Bestimmtheit, zu dem gefürc
teten allgemeinen Angriff oder „gemeinen Antasten" werde es trotz des gege
wärtigen Anscheins nicht kommen, wenn auch etliche der Papisten angetast
würden. Allein die Herzen möchte er dennoch darüber, was sie von Aufruhr
zu halten haben, unterrichten. In seiner Vermahnung hierüber trägt
dann die Grundsätze vor, welche für ihn auch bei seinem eigenen praktisch
Verhalten unter den bevorstehenden Stürmen und Aufgaben durchweg ma
gebend waren, mit welchen übrigens auch schon seine früheren Aeußerunge
namentlich den Plänen Huttens gegenüber, ganz harmoniren. Er gestatt
der Menge oder „dem Herrn Omnes" durchaus kein gewaltsames Eingreife
Nur der Obrigkeit als der „ordentlichen Gewalt" weist er Recht und Pflic
zu, Verbote gegen dasjenige, was wider das Evangelium getrieben werd
zu erlassen und mit Gewalt auf dieselben zu halten, wobei sie übrige
das Hauen und Stechen gar nicht nöthig haben werde; über positive R
formen durch die fürstliche Gewalt, wie jener Wittenberger Ausschuß

wünscht hatte, erklärt er sich nicht weiter. Dagegen sagt er vom Aufruhr, r bringe nimmermehr die Besserung, die man suche, denn Aufruhr habe ne Vernunft und gehe gemeiniglich mehr über die Unschuldigen denn über e Schuldigen; Gott habe denselben verboten, der Teufel aber gebe ihn , um damit die evangelische Lehre zu beschimpfen: so mache man dieser t schon jenes Spiel, das der Teufel in Erfurt mit den Pfaffen angefangen be, zum Vorwurf. Könne der Einzelne die Obrigkeit zum Eingreifen wegen, so möge er's thun. Wolle die Obrigkeit nicht, so solle man still lten, die eigene Sünde erkennen, welche Gott mit dem antichristlichen giment strafe, zu Gott demüthig wider dasselbe beten und den eigenen und zu einem Munde jenes Geistes Christi werden lassen, der den Anti- rist tödten solle. So überträgt Luther jetzt jenen Ausspruch für die genwart, bis daß der Herr selbst komme, auf das Wirken der Christen rch die Kraft des Wortes. Des Erfolges solcher Wirksamkeit ist er ganz her, namentlich auch im freudigen Bewußtsein dessen, was bereits durch nen eigenen Mund das Wort Christi ausgerichtet habe: „Siehe," sagt „mein Thun an; hab ich nicht dem Papst, Bischöfen, Pfaffen und Mönchen lein mit dem Mund mehr abgebrochen, denn bisher alle Kaiser, Könige d Fürsten mit aller ihrer Gewalt? warum das? darum, daß St. Paulus gt: er soll mit dem Munde Christi verstöret werden; — es ist nicht unser erk, das jetzt geht in der Welt, es ist nicht möglich, daß ein Mensch lte allein solch ein Wesen anfahen und führen; ein anderer Mann ist's, r das Rädlein treibt." So ermuntert er: „siehe nun, treibe und hilf eiben das heilige Evangelium; rede, schreib', predige, wie Menschengesetze chts seien; rathe, daß Niemand Pfaff und Mönch werde und, wer drinnen t, herausgehe; gieb nicht mehr Geld zu Bullen, Kerzen, Glocken u. s. w., ndern sage, daß das christliche Leben stehe in Glauben und Liebe; laß s das noch zwei Jahre treiben; wie ist den Papisten die Decke schon so rz und schmal worden! die Ablaßprediger klagen, sie müssen schier Hungers erben; was will werden, so dieser Mund Christi noch zwei Jahre mit nem Geist dreschen wird? du sollst wohl sehen, wo Papst, Pfaffen, Mönche, Nessen, Statuten und das ganze Gewürm päpstlichen Regiments bleiben: ie der Rauch soll es verschwinden! solch Spiel wollte der Teufel mit leib- chem Aufruhr gern hindern; aber laßt uns weise sein, Gott danken für ein heilig Wort und für diesen seligen geistlichen Aufruhr frisch den Mund rgeben."

Weiter rügt Luther, daß Etliche, wenn sie nur ein paar Blätter ge- esen haben, „rips raps herauswischen" und Nichts thun als Andern, weil ie nicht evangelisch seien, über den Mund fahren, ohne Rücksicht darauf, aß es schlichte einfältige Leute seien, denen man nur erst die Wahrheit agen müßte. Sie wollen, sagt er, nur etwas Neues wissen und für „gut

lutherisch" angesehen werden. Ein Zweifaches hat er ihnen zu
Nämlich: „zum ersten bitt ich, man wolle meines Namens geschwei
sich nicht lutherisch sondern Christen heißen; was ist Luther? ist
Lehre nicht mein, so bin ich auch für Niemand gekreuzigt; St. Pa
Kor. 3, 4 f.) wollte nicht leiden, daß die Christen sich sollten heißen
oder peterisch; wie käme denn ich armer, stinkender Madensack da
man die Kinder Christi sollte mit meinem heillosen Namen nennen
Andern lehrt er sie auf den Unterschied der Personen achten. Hö
verstockte Lügenmäuler vor sich, so solle man die Perlen nach Mat
nicht vor die Säue werfen; sehe man sie jedoch ihr Gift andern
einträufeln, so solle man sie getrost vor den Kopf stoßen. Dageg
man diejenigen, welche noch nicht genug unterwiesen oder noch
seien, nicht überrumpeln, sondern freundlich und sanft unterweisen
dürfe nicht kurz herfahren mit Vorwürfen, daß sie nicht recht be
Messe haben, oder daß sie am Freitag Fleisch essen sollten, sonde
müsse ihnen zeigen, wie am Essen oder Nichtessen die Seligkeit nic
wie die Messe wohl gut wäre, wenn sie recht gehalten würde. G
dafür ein Gleichniß: „wenn dein Bruder mit einem Strick um d
gefährlich gebunden wäre von seinem Feind und du Narr würdes
auf den Strick und Feind und rissest den Strick mit großem Ernst zu
stächest mit einem Messer darnach, so solltest du wohl deinen Bruder e
oder erstechen und mehr Schaden thun denn der Strick und Feind; d
aber also thun: den Feind magst du hart genug schlagen, aber n
Strick mußt du sanft und mit Furcht umgehen, bis du ihn von
Halse bringst." „Den Wölfen," sagt er, „kannst du nicht zu hart s
schwachen Schafen kannst du nicht zu weich sein." Schließlich wün
„Gott geb' uns allen, daß wir auch leben wie wir lehren; unser
die da sagen: Herr, Herr, und loben die Lehre, aber das Thun und
will nicht hernach."

In Wittenberg wurde solchen Auftritten, wie am 3. und
zember vorkamen, durch den Kurfürsten Einhalt gethan. Er ge
Schuldigen zu bestrafen, indem er Wittenberger Bürgern, die ihrer
nahmen, erklärte: sicherlich hätte es auch von ihnen keiner gerne,
in seinem Hause dergestalt Frevel leiden sollte. Dagegen wurden
Aenderungen des Gottesdienstes jetzt mit beschleunigter Schnelligk
genommen.

An derjenigen Stelle zwar, wo über die Reformfrage bisher
handlungen geführt wurden und von wo eine Entscheidung noch zu e
war, nämlich bei der Universität und dem Kapitel und beim Lande
machte die Angelegenheit keine positiven Fortschritte. Denn währen
Ausschuß dem fürstlichen Bescheid vom 25. Oktober gegenüber seinen

nkt festhielt und gegen die Zweifel, ob so Wenige Etwas gegen die ge-
ine Christenheit durchsetzen könnten, sich mit evangelischem Glaubensmuth
rauf berief, daß allweg der kleinste und verachtetste Haufe die Wahrheit
genommen habe, bat ein beträchtlicher Theil der Mitglieder des Kapitels
n Kurfürsten um seinen Schutz, daß man in den Pfarrkirchen und Klöstern,
s „die Sache erkannt sei und ihre Endschaft erlange", die Messe sicher
:tfeiern könne, und eine Berathung der Universität über das neue Gut-
ıten des Ausschusses kam gar nicht zu Stande, weil die meisten Mitglieder
:gblieben. So wenig war auch nur die Universität schon von dem refor-
ıtorischen Eifer durchdrungen. Der Kurfürst ließ der Universität und
m Kapitel am 19. Dezember antworten: da sie sich nicht einmal in ihrem
:inen Haufen haben vereinigen können, so wäre Nichts Gutes zu erwarten,
:nn die Sache unter die Vielen komme; sie sollen sich der Neuerungen
der Messe enthalten, auf daß es erst auch von Andern erwogen werde,
ıb indessen weiter, und zwar mit christlicher Mäßigung, darüber disputiren,
ıreiben und predigen.

Aber jetzt schritt mit einem Male Carlstadt selbständig voran:
schwang sich dazu auf, der Führer der Bewegung, der eigentliche, praktische
eformator zu werden.

Es war ein eigenthümlicher Gang, den er bisher in seinem Verhalten
eben Luther gemacht hatte. Zuerst hatte er als eifriger Schüler des großen
homas von Aquin von der Theologie eines Augustin, der Bibel und des
aulus Nichts wissen wollen. Dann eilte er voran unter den Lutheranern
m Kampf mit Eck, zur großen Leipziger Disputation, bei der er sich doch
ı wenig Lorbeeren holte. Die nächsten entscheidenden, gefährlichen Schritte
egen den Primat des Papstes und die Autorität der Concilien, gegen die
ntziehung des Laienkelchs und die Verketzerung des Huß und der Böhmen,
egen Cölibat und Mönchthum ließ er wieder Luther allein thun. Seither
prang er wieder voran, wollte jeden Genuß des Abendmahls ohne Kelch
erbieten, den Geistlichen die Ehe zum Gesetz machen. Er las und studirte
iel und produzirte schnell, aber seine Ideen waren unklar, seine Beweise
ıreif. Bei Allem, was er jedesmal für sich festgestellt hatte, zeigte er sich
ehr selbstgewiß und stark im Willen, aber auch schroff und rücksichtslos
ndern gegenüber. Man klagte über seine Streitsucht und seinen Eigen-
inn: davon hatte er schon i. J. 1515 bei einer Privatangelegenheit, nämlich
iner Schuldsache, in der er sogar an den Papst appellirte, eine schlimme
Probe abgelegt und war vom Rektor der Universität dem Kurfürsten
ehr übel charakterisirt worden. [1]) Bei seinem theologischen und kirchlichen
Verhalten war ein großer Ehrgeiz unverkennbar.

In Betreff der Winkelmesse hatte er, wie oben gezeigt wurde, noch
n Oktober sogar Melanchthon gegenüber den Standpunkt der Mäßigung

und Vorsicht vertreten: er wollte, daß man erst noch weiter darüber pred
ehe man sie aufhebe. Seither hatte nun er selbst mit großem Fleiß
auf die Predigtthätigkeit geworfen, deren Versäumniß ihm vielmehr vor
vorgeworfen werden konnte. Er trat mit Zwilling eifrig auch auf
Kanzel der Pfarrkirche auf — beide ohne dazu berufen zu sein. Bald
Carlstadt, daß die Zeit jetzt doch reif sei. In der Stiftskirche, an wel
er Archidiakonus war, kündigte er am 22. Dezember an, daß er am näch
Neujahrstag Jedem, der es wolle, das Abendmahl unter der Gestalt
Brod und Wein nach Christi Ordnung und ohne viel Ceremonien austhei
werde. Während die kurfürstlichen Räthe sich beeilten, eine Abmahnu
hiegegen nach Wittenberg zu schicken, war er noch eiliger und nahm je
Akt bereits am Christfest zum ersten Mal vor: nach einer Predigt, in wel
er vom rechten Brauche des Sakraments gehandelt, gab er Allen, die th
nehmen wollten, das Brod und den Kelch; eine vorangehende Beichte erkl
er für unnöthig; die den Opferakt ausdrückenden Stücke der Messe ließ
weg. Am Neujahrstag und ebenso am folgenden Sonntag, am Epiphani
fest u. s. w. fanden dann sehr zahlreich besuchte Communionen in die
Form statt. Zur selben Zeit verlobte sich Carlstadt und hielt am 19. Jan
feierlich Hochzeit. [1])

Im Augustinerkloster legten die reformeifrigen Mönche, von n
chen nur ein Theil ausgetreten war, bereits noch an andere papistische Aerg
nisse die Hand an. Sie entfernten nicht blos die Altäre bis auf Ein
aus ihrer Kirche, sondern sie verbrannten auch die in der Kirche befindlich
heiligen Bilder. Jener Augustinerconvent, der um Epiphanien in Witte
berg seine Beschlüsse faßte, sprach in Betreff der Messen nur aus, daß
Erwerb durch gestiftete Messen ebenso wie der durch Bettel aufhören sol
in Betreff der Ceremonien, daß man darin die Liebe und den Frieden wah
müsse (s. oben); auf Weiteres als auf dies und auf die Geltung der Mönch
gelübde gingen seine Beschlüsse noch nicht ein: die andern großen Frag
wurden auf einen neuen Convent, der an Pfingsten stattfinden sollte, a
geschoben. Jene Mönche aber verbrannten gleich am Tag nach der A
reise der Conventsmitglieder auch das Oel zur letzten Oelung, weil sie n
der evangelischen Lehre nicht mehr als Sakrament gelten durfte. [2]) — Bei d
städtischen Gemeinde waren die Vorkämpfer der Reform noch nicht so w
vorgerückt. Carlstadt hatte indessen bereits in seiner Schrift gegen die G
lübde nebenbei auch von den „äußerlichen Bildern" erklärt, daß sie dur
Gottes Wort 2. Mos. 20, 4 verboten seien.

Die neue Form des Abendmahlgottesdienstes fand bald Nachfolge i
benachbarten Ortschaften (so in Eilenburg, Schmidberg, Herzberg, Jessen).
Besonders that sich bei ihrer Verbreitung wieder Zwilling hervor. Fern
wurde jetzt von den Neuerern besonders auch darauf Gewicht gelegt, d

Communikanten das Brod und den Kelch in die eigene Hand nehmen, ıt vom Priester sich in den Mund reichen lassen sollten; daß das kirch- e Verbot, den Leib des Herrn mit Händen anzurühren, lächerlich sei, le Luther längst erklärt: jetzt hielt man die umgekehrte Aeußerlichkeit für oten. Zugleich wurden die üblichen Meßgewänder für verwerflich erklärt, Zwilling predigte nun in einem schwarzen Studentenrock. Statt der inischen Sprache wurde nur die deutsche in der Liturgie zugelassen. Die ichen Meßgottesdienste hörten jetzt in der Wittenberger Pfarrkirche ganz , die Kirche blieb an den Wochentagen geschlossen. [1])

Bereits schien es endlich als ob das neue religiöse Bewußtsein und en, das jetzt auf eine Vielen gar bedenkliche Weise sich Bahn gebrochen, auch in edeln sittlichen Früchten und strengem sittlichem Ernst bewäh- werde. In Artikeln, welche, wie ein Zeitgenosse berichtet, „von einer neine zu Wittenberg dem Rath vorgehalten wurden," wurde neben dem hun kirchlicher Mißbräuche die Aufhebung der Häuser der Unzucht und Schenkhäuser, da man ungebührlich Saufen halte, beantragt. Ja am 24. uar kam eine Vereinigung zwischen dem Rath und der Universität zu nde, in welcher nicht allein über den Gottesdienst entschieden und die e Abendmahlsfeier nach Christi Einsetzung gutgeheißen, sondern auch ıtige Anordnungen fürs Gemeindeleben in dem angedeuteten ne beschlossen wurden. Aus den Meßstiftungen und andern Einkünften Kirche sollte ein gemeiner Kasten gebildet, aus diesem die Armen zum ıuf ihres Unterhalts, ihrer Arbeit und des Schulbesuchs ihrer Kinder erstützt, hingegen keine Art von Bettel mehr geduldet werden. Unehr- e Personen sollten aus der Stadt verwiesen werden. Zugleich aber rde auch für die Pfarrkirche die Beseitigung aller Bilder gefordert. s begründete Carlstadt in einer eigenen Schrift: er erklärte, sie seien lgötzen, welche gegen das Gesetz Gottes streiten, daß man nicht fremde tter haben dürfe; das Verbot, Bilder zu machen, gehe laut der zehn bote dem des Ehebruchs und Diebstahls voran. Jene Bestimmung des neinen Kastens wurde ferner dahin ausgedehnt, daß von der Gemeinde ı aus den Kirchenstiftungen den bedürftigen Handwerkern unverzinsliche rlehen gewährt und daß Bürgern, welche bisher Anderen fünf oder mehr ozent für geborgtes Geld bezahlt, die gleiche Summe zu vier Prozent ehen werde. Also ein neuer kirchlicher Zankapfel, in der schroffsten ise von Carlstadt hingeworfen, und die rasche Annahme eines tief grei- den sozialen Prinzips. Wer es übrigens eigentlich war, der diese, ohne Zweifel meist von Carlstadt herrührende, sogenannte Wittenberger Kirchenordnung n Beschluß erhob, wissen wir nicht. Von Seiten der Universität war nfalls wieder nur ein Ausschuß dabei, während die andern Mitglieder fern hielten. Melanchthon bekannte, daß Universität und Rath es an-

fänglich doch lieber beim alten Brauch des Gottesdienstes noch l
hätten und daß sie nur „weil sichs so tief eingerissen, um Verhinderu
deren Unraths willen eine solche Aenderung habe machen müssen“.[1]

Die Anhänger des Alten unter den Wittenberger Geistlichen
nicht, auf den Kanzeln wurden fortwährend gegenseitige Ausfälle g
In Betreff der Bilder wollten Eiferer in der Gemeinde nicht war
jener Beschluß vom Rathe zur Ausführung gebracht wurde, sondern
stürmisch selbst zu und rissen die Bilder aus der Pfarrkirche weg.[2]
Rath entschuldigte sich dann beim Kurfürsten hieran keinen Theil zu
berichtete, daß ein Theil dieser Frevler entwichen sei und andere zur
gezogen, beharrte jedoch dabei, daß die Bilder durch die Obrigkeit al
werden sollten. Näheres über die Form jenes Sturmes gegen die
wissen wir nicht. Die kurfürstliche Regierung bezeichnete den Vorg
„Aufruhr“. Carlstadt und Zwilling wurden beschuldigt, hiezu und zu
Thaten immer neu aufzuwiegeln. Melanchthon, der nach dem Wun
Kurfürsten sie zur Mäßigung ermahnen sollte, erklärte, er könne das
nicht aufhalten; zugleich bemerkte er jedoch: „es wäre von Nöthe
man zu solchen Sachen, die der Seelen Heil betreffen, ernstlicher
(als von Seiten des Fürsten geschah). — Zu einer festen Ordn
Gottesdienst waren übrigens auch die Reformirenden selbst nicht
Es wurde vielmehr geklagt, daß jetzt in Wittenberg und an jenen
Orten der eine so, der andere so, ohne Ordnung und ohne Meßgewc
abhalte, zum Aergerniß für die Gemeinden und die Nachbarn. –
Eifer, mit welchem jetzt die Communionen nach der neuen Weise b
wurden, warfen andere evangelisch Gesinnte vor, daß damit bald
Mißbrauch getrieben werde wie vorher mit der Menge der Messen.

Die Art, wie Carlstadt und Zwilling die Leute ohne Weiter
Abendmahl zuließen und ausdrücklich das Beichten für eine un
ja den Seelen gefährliche Sache erklärten, hatte weiter zur Folge,
Beichte überhaupt fast ganz aufhörte.[4])

Auch darauf drangen diese Prediger, daß man an die Fasteng
sich nicht mehr kehren dürfe, obgleich auch Freunde der Reform noch n
man sollte nicht durch Fleischessen in der Fastenzeit Aergerniß geb
sich darüber aufhielten, daß eine Menge Bürger und Studenten d
Christenthum jetzt ins Fleischessen, Bilderabreißen u. s. w. setzen.

Ueber Maß und Form, wie nach allen diesen Seiten vorwä
gangen werden sollte, konnte auch unter den entschiedensten bisherig
hängern der evangelischen Lehre gestritten werden. Den Vorwurf, die
nen zum eigenmächtigen und gewaltthätigen Eingreifen angeregt zu
suchte doch auch ein Carlstadt immer wieder von sich abzuwälzen; e
dies keineswegs zu rechtfertigen. Neu und eigenthümlich war, w

aterielle seiner Lehre betrifft, nur seine Begründung des Angriffs auf
: Bilder: die äußerlich gesetzliche Anwendung, welche er hier vom alt-
tamentlichen Gebote machte; in eigenthümlicher Weise verband sich
i ihm mit der stets von ihm wiederholten Lehre, daß der Christ von allen
ßern Dingen frei sein müsse, ein Eifern gerade in solcher äußerer Ge-
ßlichkeit.

Allein bald werden uns nun noch weitere, ebenso charakteristische als
denkliche Anzeichen der Geistesrichtung der neuen kirchlichen Führer kund.

Schon ihre unterschiedslose Einladung an die Massen, jetzt sofort zum
uen Gottesdienst überzutreten, zeigte, wie wenig sie dabei auf Prüfung
d Unterweisung der einzelnen Seelen bedacht waren. Zwilling theilte
r Kindern von zehn und elf Jahren das Abendmahl aus. Aber auch
e Seelsorge überhaupt und die pastorale Treue im Kleinen wurde
ben jenem, scheinbar großartigen Eifern und Wirken gröblich von ihnen
rnachlässigt. Ein Zeitgenosse, der Geistliche Fröschel, der im Jahr 1522
ch Wittenberg kam und dort 1523 im Pfarrdienst und namentlich bei
n Spitälern und Gefängnissen angestellt wurde, berichtet, wie er die Zu-
nde gefunden habe: alles Lehren und Trösten der Kranken und Gefan-
nen sei in der Schwärmerei dahingefallen gewesen; die Verurtheilten habe
an ohne Trost hinausgeführt und getödtet, wie Fleischer die unvernünf-
gen Thiere schlachten. [1])

In anderer Beziehung schien Carlstadt sich jetzt merkwürdig zum ge-
einen Mann herablassen zu wollen. Er ging, wie jener Bericht sagt, zu
n Bürgern in die Häuser und fragte sie, wie sie den oder jenen Spruch
r heil. Schrift verstünden; wenn sie sich verwunderten, daß der gelehrte
err Doktor so einfältige Leute darnach frage, so erwiederte er ihnen, daß
es Gott eben den Gelehrten verborgen und den Unmündigen geoffenbart
abe und daß ja auch die Apostel Jesu die Schrift viel besser als die jetzigen
oktoren verstanden haben. Dasselbe that Zwilling und noch ein anderer
rediger, Namens More, der Rektor der städtischen Knabenschule. Es
ochte hiebei die Absicht mit im Spiel sein, durch solche Demuth sich nur
esto mehr zum Volksmann und Volkshaupt zu machen. Aber es lagen
efere, ernstgemeinte, jedoch sehr unklare und schwärmerische Ideen zu Grunde,
ie dann in der folgenden Zeit mehr und mehr bei Carlstadt herrschend
urden: eine Auffassung vom allgemeinen geistlichen Charakter der Christen
nd von der unmittelbaren Erleuchtung durch Gottes Geist, nach welcher
lle wissenschaftliche Bildung und alles ordentliche Studium ebenso über-
üssig und eitel, ja verächtlich und verdammlich wurde, wie es nach Luther
ne vom Schriftgrund abgefallene und des christlichen Geistes baare mensch-
he Wissenschaft war. Dieselben Grundsätze proklamirte Carlstadt in seinen
abemischen Vorlesungen. Und nicht minder verkündete sie jener More in

seiner Schule und in Reden, welche er vor dem Volk auf dem Kir hielt. Nach jener neuen Kirchenordnung sollten die Eltern mit Geld u stützt werden, um ihre Kinder zur Schule zu schicken, damit man al gelehrte Leute für die Predigt des Evangeliums und fürs weltliche S ment habe. Jetzt aber wurde erklärt, daß man keine gelehrten Sc brauche. Die Leute wurden geradezu aufgefordert, ihre Kinder au Schule zu nehmen. In der That gaben viele junge Leute das Stu auf, um ein Handwerk zu lernen, und die städtische Schule löste sich ihr Lokal wurde in einen Raum für Brodbänke verwandelt.

Auf dieser Bahn also waren die neuen Wittenberger Reformat deren Wasser ein Melanchthon nicht mehr aufhalten konnte, jetzt angel

Unterdessen hatten sich in Wittenberg schon seit Weihnachten M eingestellt, welche einen noch viel höhern Geist haben wollten. Wir l bisher von ihnen insofern absehen können, als sie bei der bisher g derten Entwicklung der Dinge wenigstens nicht direkt und offen mit wurden.

Am 27. Dezember 1521 erschienen bei Melanchthon von Zwi her der Tuchweber Nikolaus Storch, ein anderer Tuchweber Markus Thomä Stübner, der zuvor in Wittenberg studirt hatt mit Melanchthon befreundet worden war.[1]) Sie gaben vor, durch klare unmittelbare Stimme Gottes zum Lehren berufen zu sein, vertra Gespräche mit Gott zu führen, die Zukunft zu schauen, ja neue Pro und Apostel zu sein.

Schon vorher hatten diese Männer in Zwickau mit andern Ge gleichen Geistes ihr Wesen getrieben. Namentlich der Prediger Th Münzer hatte dort diesen Geist angefacht. Münzer, der in Zwickau gegen die Mönche geeifert und das Volk aufgehetzt, dann aber au seinem der evangelischen Partei zugehörigen Collegen Egranus sich i geizigem Streben und persönlichem Hader verfeindet hatte, zog eine S schwärmerischer Männer aus dem Volk an sich, mit welcher er erst wa in Licht und Kraft des heiligen Geistes die Kirche reformiren Wahrscheinlich hatten schon vorher ähnliche schwärmerische Element dem benachbarten hussitischen Böhmen nach Zwickau sich fortgepflan besonders unter den zahlreichen Tuchwebern Eingang gefunden. M verkündete, daß der heilige Geist durch Laien statt durch die Pfaffen wolle, und erkannte namentlich jenen Claus Storch für ein hoch erleu Werkzeug des Geistes an. Zu ihnen gesellte sich Markus Thomä bisheriges Studium verachtend und selber der neuen göttlichen Erleu sich rühmend. Die Zahl der Anhänger und Gleichstrebenden schwo Sie bezeichneten aus ihrer Mitte 12 neue Apostel und 72 Jünger Endlich aber gab der Rath der Stadt dem Münzer wegen seiner Un

[illegible] seiner Schmähsucht den Abschied und steckte, als die Tuchknappen deshalb einen Aufstand anstifteten, 55 derselben in den Thurm. Münzer entwich und versuchte zunächst in Böhmen weiter zu wirken, auch Markus ging zuerst mit ihm dorthin. Viele Zwickauer hielten aber an ihrem Meister Storch fest. Jetzt vernehmen wir auch, daß sie Einwendungen gegen die Kindertaufe hegten, da in ihr der Geist nicht mitgetheilt werde[1]): die ersten Anregungen hiezu kamen wohl gleichfalls von jenen Böhmen. Am 26. Dezember wurde deshalb eine Anzahl Bürger vors Pfarramt geladen, in welches seither Hausmann, ein Freund Luthers, als erster Pastor der Stadt berufen worden war. Storch folgte der Vorladung nicht: er ging zusammen mit dem zurückgekehrten Stübner nach Wittenberg.

Hier also erhoben sie alsbald vor Melanchthon ihre Ansprüche, beriefen sich auch sogleich auf Luther, der sie werde anerkennen müssen. Auch ihr Auftreten imponirte Jenem im ersten Augenblick so, daß er noch am selben Tag, dem 27. Dezember, dem Kurfürsten in großer Aufregung über sie berichtete: er habe starke Gründe, sie nicht zu verachten; die Sache bewege ihn stärker als er's aussprechen könne; man müsse über die Wirkungen des Geistes in ihnen Luther urtheilen lassen.

Wegen der göttlichen Gespräche, auf die sie sich beriefen, wurde Melanchthon bald wieder ruhiger: er wollte dieselben zunächst dahin gestellt sein lassen. Was ihn am meisten anfocht, waren ihre Einwürfe gegen die Taufe der Kinder, die man auf den Glauben der Pathen hin taufe, während einem doch fremder Glaube Nichts nützen könne.

Jene ließen indessen von den merkwürdigen Offenbarungen, deren sie gewürdigt seien, immer mehr kund werden. Sie rühmten sich wunderbarer Träume und Gesichter, worin ihnen dieselben zu Theil würden. Storch erzählte namentlich von einer Erscheinung des Erzengels Gabriel, der zu ihm gesprochen habe: „Du sollst auf meinem Thron sitzen." Nach diesen Offenbarungen sollte in Bälde nicht bloß die Kirche durch einen größeren als Luther reformirt, sondern auch die ganze weltliche Ordnung umgewandelt werden, alle Pfaffen erschlagen, endlich alle Gottlosen vertilgt; auf das Reich, welches dann anbreche, sollte der Engel Gabriel mit jenen Worten hingedeutet haben. So dachten Jene sich das nahe Ende des gegenwärtigen Weltalters, von welchem Luther hoffte, daß Christus selbst dann mit dem Geist seines Mundes seine Sache zum Sieg führen werde, und dessen Nähe damals überhaupt ein Gegenstand lebhafter, verschiedenartiger Erwartungen für eine große Menge deutscher Christen wurde.

Storch streifte bald außerhalb Wittenbergs weiter umher und kehrte nur ab und zu dorthin zurück. Markus blieb daselbst und zwar beherbergte ihn Melanchthon in seinem eigenen Haus als einen alten Bekannten und

als einen merkwürdigen Mann, den er wenigstens noch weiter beoba
prüfen, wo möglich auch zurechtbringen wollte. Er konnte ihn aber
abhalten, Umtriebe zu machen und Anhänger zu sammeln. Auch ei
derer studirter Theologe, Martin Cellarius, fiel ihm zu und
besonders hartnäckig.

Wir vernehmen dann auch von eigenthümlichen Theorien jener M
über den Weg, wie man zur wahren Einigung mit Gott gelangen
ein rechter Geistesmensch werden müsse. Münzer führte sie noch
aus. Man müsse nämlich, nachdem man die groben Sünden abg
und guten Vorsätzen nachgedacht, durch „Langeweile" und völlige Ge
heit endlich zur Unbeweglichkeit oder steten Affektlosigkeit gelangen.
heißt, sie suchten die wahre Heiligkeit, Vergöttlichung und Seligkeit
daß der Mensch sich selbst von allem Sinnlichen, Endlichen und Ein
in der Außenwelt und der eigenen Seele vollkommen losmache und
Ziel erreiche, in welchem wir freilich nichts Anderes sehen können a
dumpfes, starres negatives Verhalten des Geistes, ein Sichversenken
abstraktes göttliches Sein, das mit einem inhaltslosen Nichts ein
Von hier aus aber brach dann bei ihnen ein fanatisches Eifern geg
äußerlichen Ordnungen der Kirche und des Staates als gegen gottw
Schranken des Geistes los. In diesen Anschauungen nun erkennen
Wirkungen derselben mittelalterlichen Mystik, die einst durch das Bü
„die deutsche Theologie" auch Luther so mächtig angeregt hat (s.
S. 114 ff.). So wurde hier jenes „Gottgelassensein" und jene
äußerung der Seele von allem Kreatürlichen aufgefaßt, worauf au
mit solcher Innigkeit drang. Das ist jene aus der Mystik hervorgega
andere Strömung, auf die wir schon oben hingedeutet haben.
bei ihr kein Verständniß mehr für ein wahrhaft sittliches Verh
zwischen Gott und Mensch. An die Stelle der Versöhnung durch Ch
deren Luther im Glauben so freudig gewiß wurde und vermöge de
sich in Gott und aller Welt gegenüber so frei fühlte, ist die selbst
dene Methode einer Selbstreinigung und Selbstentäußerung getreten.
gleich muß das Wort der geschichtlichen Offenbarung Gottes, zu w
Luther als zu einem einzig festen Grunde die Seelen zurückrief, den
tastischen Gesichtern und Stimmen der neuen Propheten die erste
einräumen. Ja unter den Zwickauern wurde bereits noch weiter ge
die heil. Schrift sei zur Lehre der Menschen unkräftig, der Mensch
vielmehr Alles durch den Geist lernen; denn hätte Gott den Menschen
Schriften belehrt haben wollen, so hätte er ihnen vom Himmel hera
Bibel gesandt.[1])

Wir hören nun, wie schon bemerkt wurde, Nichts von einem um
baren Mitwirken dieser Propheten bei den neuen kirchlichen Ordnu

che in Wittenberg öffentlich eingeführt und noch weiter gefordert wurden. r Carlstadt und Genossen zeigten bereits thatsächlich die bedenklichste näherung an ihre Richtung in der Verachtung der Wissenschaft und der ehrung des den Laien verliehenen Geistes, welche sie geflissentlich zur Schau gen. Diese Annäherung darf bei ihnen auch nicht etwa nur auf äußere Motive zurückgeführt werden, als ob sie gefürchtet hätten, die Zwickauer hten ihnen sonst beim gemeinen Mann gefährliche Concurrenz machen. lag eine innere Verwandtschaft der Geistesart und Richtung zu Grund, m gleich Carlstadt noch weit mehr Maß und Nüchternheit behielt und entlich in jene wunderbaren Formen der Geistesoffenbarung sich nie ließ. Auch jene Ablösung der Seele von allen creatürlichen Dingen derte Carlstadt schon damals. Bald nachher machte er vollends jene lassenheit, ja, wie er sagte, „Gelassenheit in Gelassenheit", oder das loß und Wüstsein aller Creaturen" und Versinken in Gott, wodurch die le Gott in sich aufnehme, zum Inbegriff und Ziel seiner ganzen lslehre.

In Wittenberg besaß weder Melanchthon noch irgend ein anderer evangelisch Gesinnten die Kraft und Klarheit des Geistes, um dem Zwielt, der wachsenden Gährung, den neu anziehenden Stürmen zu steuern. sdorf, der ergebenste Freund des ihm gleichalterigen Luthers, später der ngste Wächter des reinen Glaubens gegen alle Irrlehrer und Schwärmer, t es damals fürs beste, die neuen Propheten gar nicht zu sehen, noch hören, weil er selbst in der heil. Schrift noch zu sehr Neuling sei.

Der Kurfürst war durch die ganze Entwicklung der Dinge in sichte Verlegenheit und Noth gerathen, aus der ihm weder seine redliche stliche Gesinnung, noch seine berühmte Bedachtsamkeit und Weisheit helfen nten. Er hatte die Lehre beschützt, mit deren praktischen Consequenzen h ihre gemäßigten Vertreter und Luther selbst endlich einen Anfang nten machen zu müssen. Indem er es ablehnte, als Landesfürst auch wenigstens die dringendsten Reformen zu genehmigen und in geordnete hnen zu leiten, war weit mehr, als jene Gemäßigten gemeint hatten, hehen. Und indem er dann doch die alte Messe, an welche auch sein ner Glaube durch Luther gründlich erschüttert war, nicht durch Zwang derherstellen zu dürfen glaubte, sondern nur fort und fort ein Mißfallen den kühnen Neuerungen aussprach, schritt die Bewegung ohne Rücksicht dieses thatenlose Mißfallen vorwärts und entfaltete in ihrem Schoß ner gefährlichere Elemente. Noch am 17. Februar ließ er den Männern Universität wieder sagen, daß sie mit ihrer Ordnung einer neuen Messe viel sich unterstanden haben. Nie aber erlaubte er sich ein Urtheil über Sache selbst: er wiederholte nur immer, daß man erst auf den Anschluß erer Universitäten und Theile der Christenheit hätte warten und die

brennenden Fragen noch weiter hätte erörtern sollen. Selbst darüber, ob man die Bilder zerstören sollte, wollte er nicht urtheilen, sondern noch weiter disputiren lassen. Bei einer Berathung über die nach Wittenberg gekommenen Zwickauer Schwärmer äußerte er: das sei ein großer Handel, den er als Laie nicht verstehe; ehe er mit Wissen wider Gott handeln möchte, wolle er lieber einen Stab an seine Hand nehmen und arm davongehen. [1])

Wir müssen aber fortwährend anerkennen, daß er wirklich gewissenshalber zu keiner kräftigen Entscheidung und keinem wirksamen Eingreifen zu gelangen vermochte.

Zu dem Gedanken, daß ein „kleines Häuflein" im Widerstreit gegen die „gemeine Christenheit" die wahre Kirche Christi darstellen sollte, vermochte er trotz seiner evangelischen Gesinnungen sich eben doch noch nicht zu erheben.

Er betrachtete ferner sich und sein Land immer im Verhältniß zum deutschen Reich. Was stand von dort her bevor, wenn man von den Neuerungen in seiner Universitätsstadt hörte? Am schärfsten machte er seine Stellung als Fürst unter den andern Fürsten den Ankömmlingen aus Zwickau gegenüber geltend, als Melanchthon über diese anfangs so mild und rücksichtsvoll sich äußerte; er gab dagegen zu bedenken, was seine Vetter und die andern Fürsten dazu sagen werden, wenn sie hören, daß diese Leute, die der Stadt Zwickau einen pikardischen Namen gemacht und Aufruhr dort angestiftet haben, sich jetzt in Wittenberg aufhalten. Aber auch die Aenderung der Messe und seine eigene Duldung des neuen Brauchs konnte er nach dem bestehenden Rechte und den bisher allgemein anerkannten Grundsätzen des deutschen Staatswesens dem Reiche gegenüber nicht verantworten: es schien undenkbar, daß statt der Einen allgemeinen Kirche ein zweifaches Kirchenthum in der Einen deutschen Nation und dem heiligen römischen Reich deutscher Nation Platz greifen und zugelassen werden sollte; überdies waren ja die Lehren, auf welchen die Neuerungen ruhten, von Kaiser und Reich bereits ausdrücklich verurtheilt. Bei dem Reichsregiment, das zur Vertretung für den abwesenden Kaiser in Nürnberg eingesetzt war, wurde von katholischer Seite alsbald Beschwerde geführt. Am bittersten und heftigsten klagte über die in Wittenberg zugelassenen Frevel der Vetter und Nachbar des Kurfürsten, Herzog Georg. Er lag dem Kurfürsten fortwährend hart an. Seit Ende des Jahres 1521 war er selbst als Mitglied beim Reichsregiment. Am 20. Januar erließ dieses eine Mahnung an alle Bischöfe, gegen die Geistlichen, welche in der Messe vom alten Brauch abweichen, gegen die Mönche, welche ihre Klöster verlassen, und gegen die Priester, welche heirathen, scharf zu inquiriren und die Strafe an den Schuldigen zu vollstrecken; auch forderte es den Kurfürsten Friedrich auf,

über die Neuerungen, von denen man aus seinem Land höre, zu berichten, und sie bei strenger Strafe zu verbieten. Der Bischof von Meißen zeigte hierauf bereits dem Kurfürsten an, daß er für die bevorstehende Festzeit besondere Prediger ausschicken werde, um den Verirrten die Ordnungen der heiligen Kirche neu zu verkündigen und den Befehl des Reichsregiments bekannt zu machen; desgleichen meldete bald nachher der Bischof von Merseburg, daß er jenem Erlaß nachkommen wolle. Sie ersuchten den Kurfürsten für ihre Thätigkeit in seinen Territorien gemäß dem Reichsbefehl um seinen Schutz und seine Hilfe. Auf den 26. März war wieder ein Reichstag ausgeschrieben, der weitere Maßregeln in diesen Angelegenheiten beschließen sollte. [1]) Was sollte der Kurfürst thun, wenn Reichsregiment und Reichstag auf ihren Edikten bestanden, ihn zur Unterstützung der Bischöfe bei ihrem Einschreiten aufforderten und im Fall seiner Weigerung diesen die unmittelbare Hilfe der Reichsgewalt zur Verfügung stellten? Wir dürfen dem Reichsfürsten die Noth, welche ihm namentlich die prinzipiellen Aenderungen beim Meßgottesdienst, diesem Hauptstück des Kultus, Priesterthums und Kirchenthums der Christenheit gemacht, doch nicht verargen. Sogar die freie Stadt Zürich, in der damals Zwingli schon seit drei Jahre das Evangelium gepredigt hatte, wartete doch vorsichtig noch zwei Jahre lang, ehe sie den entscheidenden Schritt hinsichtlich der Messe that, obgleich ihr Kaiser und Reich fern stand und die Wittenberger Reformen inzwischen schon festen Bestand gewannen. Das Volk freilich hätte in Sachsen und dem übrigen Deutschland gegen gewaltsame Maßregeln des Reichs bereits zu einem gewaltsamen Widerstand aufgerufen werden können. Aber was war von denjenigen Leuten zu erwarten, die eben jetzt von allen andern losgebrochen wären? Wer wollte da erst den Geist eines Münzer und seiner Genossen bändigen, der nachher mit Blut und Brand so furchtbar sich entlud und der schon damals vom Todschlagen aller Pfaffen und Gottlosen weissagte?

Es war einer der ersten Wendepunkte seiner Geschichte, an welchem damals unser Vaterland angelangt war.

Viertes Kapitel.

Luthers Rückkehr von der Wartburg.

Wir haben die Wittenberger Vorgänge, obgleich sie seit Luthers kurzem Besuch in Wittenberg ohne sein Darzuthun weiter verliefen, doch um deswillen so ausführlich, wie oben geschehen ist, erörtert, weil es einer genauern Kenntniß derselben bedarf, um das Verfahren, welches Luther nachher dort einschlug, richtig zu verstehen und zu beurtheilen.

Ueber das Prophetenthum der Zwickauer Ankömmlinge, von welchen ihm Amsdorf und Melanchthon natürlich so bald als möglich Be-

richt gaben, äußerte er sich von Anfang an sehr ruhig; er war unge
daß Melanchthon so in Angst gerathen sei, der doch an Geist und G
samkeit mehr als er selbst vermöge. Ruhig wies er seine Witten
Freunde an, die Kennzeichen, an welchen die heil. Schrift den göt
und prophetischen Geist erkennen lehre, bei jenen Männern zu erp
In den wunderbaren Dingen, die man ihm bisher von ihnen meldet
er noch Nichts, was nicht auch der Satan leisten könnte. Dem Ans
welchen jene aufs Recht öffentlicher Lehrthätigkeit auf Grund ihrer
telbaren göttlichen Berufung erhoben, stellte er den Grundsatz ent
Gott schicke keinen Gesandten in die Welt, ohne ihn entweder durc
ordentliche Berufung von Seiten anderer Menschen ins Lehramt einzu
oder durch Wunderzeichen unmittelbar zu legitimiren; dieser Grundsa
von da an bei ihm immer wieder, so oft er über Andere, die als
und Reformatoren auftraten, zu urtheilen hatte; war ihm ja doch a
seine eigene Thätigkeit immer das so überaus wichtig und beruhigend ge
daß er nicht in sie sich eingedrängt, sondern durch ordentliche men
Berufung sein Amt mit dessen schweren Pflichten und heiligen Befu
von Gott empfangen habe. Ferner gab er für die Prüfung, welch
lanchton bei Jenen, hinsichtlich ihres persönlichen Geisteslebens und
besondern religiösen Erfahrung vornehmen sollte, eine Anweisung,
uns recht zeigt, was für ihn bei seinem eigenen innern Werden und
die bedeutsamsten Kriterien eines göttlichen Wirkens in ihm im Unte
von eiteln menschlichen Gefühlserregungen, Phantasien und Schwärm
waren: so lange sie nur Schönes, Andächtiges, Frommes von sich z
men hätten, solle Melanchthon den Gottesgeist bei ihnen nicht anerk
ob sie auch vorgäben bis in den dritten Himmel entrückt worden zu
er solle vielmehr erkunden, ob sie auch Etwas von den geistlichen S
und von der göttlichen Neugeburt, welche durch Tod und Hölle hin
gehe, erfahren haben. — Von gewaltsamen Maßregeln gegen sie n
er aufs ernstlichste ab.

Nur von dem Angriff, welchen sie auf die Kindertaufe m
besorgte er sogleich große Gefahren. Er habe, sagt er, schon bisher
erwartet, daß der Satan diesen Punkt berühren werde, und fürchte, d
wolle hiedurch unter und in den evangelisch Gesinnten einen schwere
anstiften. Längst fühlte er auch selbst schon die Unhaltbarkeit jener
daß an die Stelle des Glaubens, welchen die Täuflinge haben sollte
ohne welchen ja gerade nach seiner eigenen Lehre kein äußerer Sakra
genuß im Menschen etwas wirken kann, bei den Kindern einfach ein fr
Glaube trete. Doch er hatte auch schon seit dem Jahr 1519 an ve
denen Orten eine andere Auffassung vorgetragen, mit welcher er in
schwierigen Frage zu vermitteln suchte. Er hatte nämlich erklärt:

auch in den Kindern entstehe schon Glaube durch Wirkung des göttlichen Geistes bei der Taufe; und der Glaube der Gemeinde werde hiebei insofern für die Kinder thätig, als dieselbe gläubig die Kinder dem Herrn darbringe und im gläubigen Gebet, für welches Nichts unmöglich sei, jene Wirkungen für dieselben erflehe. Diese Gedanken machte er jetzt auch bei Melanchthon gegen die Zwickauer geltend: dem Glauben sei Alles möglich; wie sollte man auch zweifeln, da ja der Heiland stets gezeigt habe, daß er alles ihm dargebrachte annehme, und da man in der Taufe die Kinder eben nur dem gegenwärtigen Christus in seine geöffneten Gnadenhände darbringe? wie wollen Jene beweisen, daß diese Kinder nicht auch schon glauben? sie müßten das erst beweisen und könntens doch nicht. Auf die Frage freilich, wie man ein solches wirkliches Glauben der Neugebornen bei ihrem sonst noch schlummernden persönlichen sittlichen Leben sich denken sollte und auf die Frage, ob die Aufnahme in des Herrn Gnadenhände auch schon die Wiedergeburt in sich schließen müsse, welche die Kirchenlehre bei Erwachsenen und Kindern gleichmäßig an die Taufe knüpfte, ist Luther hiebei nicht eingegangen, und wir bemerken im Voraus, daß wir auch in seinen späteren Entgegnungen gegen die Wiedertäufer eine genügende Erörterung und befriedigende Lösung derselben nicht finden können. Sichtlich hatte er bei jenem Schreiben an Melanchthon auch mehr erst ein allgemeines, tiefes und sicheres unmittelbares Bewußtsein davon, daß die Kindertaufe trotz der Angriffe bleiben müsse, als Klarheit und Gewißheit in Betreff der einzelnen darauf bezüglichen Fragen und Argumente. Er trägt jene Gründe nicht in der ihm sonst eigenen strengen Gedankenfolge vor; er legt dem Melanchthon daneben noch andere nahe, wie das Beispiel der alttestamentlichen Beschneidung und den Hinweis auf die Worte 1. Kor. 7, 14, aus welchen er den Brauch der Kindertaufe schon für die apostolische Zeit erweisen zu können wünscht; er möchte jedoch darüber erst noch Melanchthons Urtheil hören. Aber dieser seiner ganzen Ausführung gegen die Zwickauer schickt er schon kurz und fest die Erklärung voran: „Mich bewegen Jene gar nicht."

Melanchthon hatte der „Propheten" wegen sogleich dringend Luthers Wiederkunft gewünscht und in diesem Sinn dem Kurfürsten berichtet. Luther hingegen erklärte: die seien ihm kein Grund zu kommen, sie haben für ihn kein Gewicht.

Wohl aber versetzte ihn jetzt die Art, wie in der Wittenberger Gemeinde durch seine eigenen Anhänger seit Weihnachten die Reform betrieben wurde, in steigende Spannung und Besorgniß. Die Nachrichten und Gerüchte hierüber ließen ihm schon in der Mitte Januars keine Ruhe mehr auf der Wartburg: er kündigte bereits dem Spalatin an, daß er in ganz kurzer Zeit zurückkehren werde, sei's nun dann wieder in Wittenberg zu bleiben, sei's um einen andern Ort für sich und sein öffentliches Wirken

zu suchen. Am kurfürstlichen Hof war man dem durchaus entgegen, öffentliches neues Hervortreten des Geächteten in Wittenberg vollends schlimmsten Verwicklungen mit der Reichsgewalt führen müsse und vo fürsten nicht verantwortet werden könnte. So unternahm dann Lu Februar, nachdem er auch vom Bilderſturm schon Kunde hatte, noch ein liche Anſprache an ſeine Wittenberger, die jedoch nicht zum Abſchluß Absendung gekommen iſt, weil er doch ſelbſt ſtatt ihrer bei ihnen Sie faßte bereits kurz und ſcharf die Hauptſache die er ihnen zu sage zuſammen. Er erklärt ihnen, daß die äußerlichen Dinge, aus d ſo großes Weſen machen, wie das Anfaſſen des Brodes beim Abe und andere Mißbräuche, die Bilder in der Kirche, das Eſſen von und Eiern in der Faſtenzeit nur „kleines Narrenwerk“ und „li Dinge“ ſeien, an denen Nichts liege. Darüber wirft er ihnen vor, ſie die Liebe verleugnet, die liebende Rückſicht auf Schwächere, wel nicht ſo weit ſeien. Man habe „dieſen Handel ſchnell, purdi, purdi fangen und mit Fäuſten hineingetrieben“; hineingetrieben habe jene Dinge viel arme Seelen, die in ihrem Gewiſſen noch nicht dazu geweſen, und die, wenn ſie jetzt darüber auf dem Todtenbett oder derer Anfechtung gegen den Teufel ſich rechtfertigen müßten, kei breit darum wüßten. Er ſchaut weiter auf die Chriſten außerhalb bergs, die das Evangelium noch nicht gehört und welchen man durc Verfahren nur Aergerniß gegeben habe. „Wir haben da,“ ſagt er, viele Brüder und Schweſtern, die müſſen wir auch zum Himmel ſind jetzt gleich Herzog Georg und viel Andere auf uns zornig, ſollen wir ſie tragen und das beſte von ihnen hoffen; es iſt mögli ſie beſſer werden denn wir ſind.“ Sein Kurfürſt ſcheute in innerer U heit vor den Reformen zurück, weil die gemeine Chriſtenheit ſi nicht annehme: Luther wollte ſie mit feſter Ueberzeugung, aber i Weiſe, bei der man überall noch möglichſt viele Brüder mit chriſtliche gewinne und nicht ſelbſt die Schuld des Separatismus auf ſich lad dieſe Rückſicht wollte auch er noch ſogar auf ſeinen heftigen Fei Herzog Georg nehmen, dem er ſchon vorher gezeigt hatte und bald nur allzu derb wieder zeigte, wie wenig er Furcht vor ihm hege. D wiederholte er auch jetzt, daß man durch die Satzungen der Kirche Dingen, die Gott frei gelaſſen, ſich ja nicht dürfe binden laſſen, da vielmehr allerdings dann, wenn einen Jemand zum Faſten zwingen gerade das Gegentheil thun ſolle.[1])

Andererſeits ſchrieb er an den Kurfürſten, von deſſen Bed in dieſen Schwierigkeiten er hörte, gegen Ende Februars folgenden

„Meinem allergnädigſten Herrn zu eigenen Handen. Gna Glück von Gott dem Vater zum neuen Heiligthum! — Ew. Fürſtl.

nun lange Zeit nach Heiligthum in alle Lande bewerben lassen; aber
ı hat Gott Ew. F. G. Begierd erhört und heimgeschickt ohn alle Kost
ı Mühe ein ganzes Kreuz mit Nägeln, Speeren und Geißeln. — Ew.
G. erschreck' nur nicht, ja strecke die Arme getrost aus und lasse die
gel tief eingehen, ja danke und sei fröhlich. Also muß und soll es
en, wer Gottes Wort haben will, daß auch nicht allein Hannas und
iphas toben, sondern auch Judas unter den Aposteln sei und Satanas
er den Kindern Gottes. — Ew. F. G. glaube mir Narren auch ein klein
ig, ich kenne nämlich diese und dergleichen Griffe Satanä, darum fürcht
mich auch nicht, das thut ihm wehe. Es ist noch Alles das Anfahen.
t Welt schreien und urtheilen, laßt fallen wer da fällt; auch St. Peter
die Apostel, sie werden wohl wieder kommen am dritten Tage, wenn
istus wieder aufsteht. Es muß auch das an uns erfüllt werden, 2 Kor.
ı: »Lasset uns beweisen als die Diener Gottes in Aufruhren.« E. F. G.
lt für gut haben; vor großer Eile hat die Feder müssen laufen: ich
e nicht mehr Zeit, will selbst, so Gott will, schier da sein. E. F. G.
me sich meiner nur Nichts an. Ew. F. G. unterthäniger Diener Mar-
ıs Luther."

Der scharfe, kurzgehaltene Ton dieses Trostbriefes mit der empfindlichen
pielung auf Friedrichs Liebhaberei für die elenden Heiligthümer der
iquien gibt stark zu erkennen, wie ungehalten Luther damals auch über
war. Ursache war ihm wohl nicht bloß eine Verzagtheit, in die der
st zuletzt vollends gerathen war, sondern auch das abwehrende Verhalten
elben schon gegen die früheren, gemäßigten reformatorischen Wünsche
Universität. Luthers Meinung war damals wohl die gewesen, daß der
fürst zwar nicht selbst Neuerungen gebieten, wohl aber die ordentlich
ellten Hirten und Leiter der Wittenberger Kirchen im Einverständniß
der Gemeinde ruhig und allmählich ebenso vorgehen lassen möge, wie
ihn selbst und die Andern bisher im Predigen habe gewähren lassen. —
:selbe Ton, in welchem Luther hier mit seinem Allergnädigsten Herrn
:t, zeigt uns übrigens auch hinlänglich, wie sehr er gerade damals alle
ksichten menschlicher Unterthänigkeit bei Seite setzte, wie wenig wir da-
auch für sein Auftreten gegen die Wittenberger derartige Rücksichten
ihm annehmen dürfen.

Schließlich hat er dann also in jenem Brief angezeigt, daß er bereits
Begriff sei nach Wittenberg aufzubrechen.

Er war jetzt auch vom Rath der Stadt und von der städtischen Ge-
nde darum gebeten worden. Nach Meinung und Willen des Kurfürsten
ıte er nicht weiter.[1])

Dieser schickte schleunigst ein „gnädiges Bedenken" an ihn, um ihn noch
ickzuhalten. Es kam am Abend des letzten Februars in Luthers Hände.

Sodann ließ er am 3. März eine Instruktion an seinen Oberbeamt
Eisenach, Johann Oswald, abgehen, der demselben weitere Vorstellu
machen, ihn vor dem, von Kaiser und Papst drohenden Prozeß w
und nur wenigstens noch bis auf den nächsten Reichstag um Geduld
sollte. Luthers Glückwunsch zum „neuen Heiligthum und Kreuz" hatt
frommen, milden Herrn nicht zu hart verletzt: er ließ ihm sagen, d
dasselbe, wenn es von Gott komme, ja ohne Entsetzen auf sich ne
wolle, weil Gottes Joch süß und seine Last leicht sei, daß man es al
Wittenberg doch zu wunderlich treibe, viele Sekten entstehen möchten,
mann irre werde und Niemand wisse, wer Koch oder Kellermeister
Zugleich berichtete er ihm von jenem Mandate des Reichsregiments
er empfangen, und jenem Vorhaben der Bischöfe.

Als aber das fürstliche Schreiben bei Luther eintraf, hatte
bereits auf den nächsten Morgen seine Abreise festgesetzt. Er ließ sich
mehr aufhalten. Die Aufträge an Oswald kamen zu spät.[1])

Ganz auf eigene Verantwortung und Gefahr verließ Luther s
Schutz durch welchen sein Fürst ihn bisher vor der Reichsacht geborgen

Ohne Geleit ritt er dahin in seiner Reitertracht, um unerkannt
unaufgehalten sein Ziel, Wittenberg, zu erreichen: dort wollte er sich
Bann und Acht den Feinden und Freunden, den echten und den fa
Freunden offenbaren.

An Fastnacht, am Abend des 3. oder 4. März, trafen in Jena
ihm zwei junge Schweizer zusammen, die auf die Wittenberger Unive
zogen. Der eine von ihnen, Johann Keßler von St. Gallen, hat uns
anschauliche Schilderung hinterlassen, die es wohl verdient hat, in ne
Zeit wiederholt veröffentlicht zu werden.[2]) Sie vergegenwärtigt in
Augenblicken recht lebendig das Bild des Mannes, der damals voll
Muthes und innerer Ruhe in ungestört heiterer und freundlicher Hal
den schwersten Aufgaben und einer im tiefsten Dunkel liegenden Zu
entgegenging. Die beiden kamen ins Wirthshaus zum Bären, ein n
vor der Stadt Jena gelegen. Da fanden sie einen einzelnen R
der sie freundlich grüßte, sie einlud sich zu ihm zu setzen und ihnen
seinem Trunk anbot, während sie wegen ihrer kothbedeckten Schuhe sich
ein Bänklein an der Thüre hatten drücken wollen. Er hatte ein r
Lederkäpplein, Hosen und Wams ohne Rüstung, an der Seite ein Schw
die rechte Hand auf des Schwertes Knopf, während die andere das Heft
faßte; vor ihm aber lag ein Büchlein. Er erkannte sie gleich für Schw
und sagte ihnen, daß sie in Wittenberg gute Landsleute, den Jur
Schurf und dessen Bruder, den Mediziner, treffen werden. Da sie al
nach Martin Luther fragten, erwiederte er ihnen, der werde bald do
kommen; Melanchthon aber sei dort und lehre griechisch, Andere l

ſelbſt hebräiſch; er rathe ihnen in Treuen, dieſe Sprachen zu ſtudiren, denn ſeien nothwendig um die heil. Schrift zu verſtehen. Wie er hörte, daß bisher in Baſel ſtudirt haben, fragte er ſie nach Erasmus. Solche eben befremdeten ſie bei dem Reitersmann. Es ward ihnen aber bei dem eſpräch gar heimlich zu Muth, ſo daß einer von ihnen das Büchlein nahm d aufſchlug: es war ein hebräiſcher Pſalter. Der Schweizer ſagte, er llte einen Finger darum geben, daß er dieſe Sprache verſtünde, und der iter erwiederte, er begehre auch, ſie weiter zu erlernen, und übe ſich glich darin. Auch darüber, was man von dem Luther im Schweizerlande llte, befragte ſie derſelbe. Nachher kam der Wirth dazu, hörte, daß ſie oßes Verlangen nach Luther trugen, ſagte ihnen, ſie hätten ihn vor zwei agen an dieſer Stelle können ſitzen ſehen, und rief, als ſie ſehr zürnten, egen der ſchlechten Wege nicht damals ſchon in Jena angelangt zu ſein, ld darauf den Keßler vor die Thüre und vertraute ihm an, der ſei es, r bei ihnen ſitze. Keßler nahm jedoch die Worte für Geſpötte und ſein eſelle meinte, er habe vielleicht „Luther“ ſtatt „Hutten“ verſtanden, wes= lb ſie fernerhin mit dem Reiter redeten, als ob er Ulrich Hutten wäre. eber dem kamen zwei Kaufleute in die Herberge. Einer von ihnen legte n ungebundenes Buch neben ſich und ſagte, als der Reiter darnach fragte: s iſt Dr. Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Epiſteln, erſt neu sgegangen; habt ihr die nie geſehen?“ Jener antwortete: „Sie werden r auch bald zukommen.“ Da die Gäſte vom Wirth gemeinſam zur Abend= hlszeit gerufen wurden, baten die Studenten mit ihnen Nachſicht zu ben und ihnen etwas Beſonderes zu geben; Luther aber ſagte: „Kommt zu, ich will die Zehrung mit dem Wirth wohl abtragen.“ Unter dem en führte er viele gottſelige, freundliche Reden, ſo daß die Kaufleute d Studenten vor ihm verſtummten und mehr auf ſeine Worte als auf Speiſen achteten. Er klagte unter Anderem über die jetzt in Nürnberg ſammelten Fürſten, die über die Händel wegen Gottes Wort und über Beſchwerden der Nation berathen ſollten, aber ihre Zeit mit Luſt= eiten, Hoffart und Unzucht verbringen; dann ſprach er die Hoffnung s, daß die evangeliſche Wahrheit bei den Kindern des gegenwärtigen ſchlechts mehr Frucht bringen werde als bei dieſem, in welchem die gif= en Irrthümer zu feſt eingewurzelt ſeien. Die Rede kam auf Luther, und meinte einer der Kaufleute: das müſſe, nach ſeinem Laienurtheil, ent= der ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle ſein, er ließe s aber gern ſeine letzten zehn Gulden koſten, wenn er ihm beichten könnte, n der möchte ihm ſein Gewiſſen wohl gut unterrichten. Als nach Tiſch : Kaufleute das Zimmer verlaſſen hatten, dankten die Schweizer dem bekannten, daß er für ſie die Zeche bezahlt, und ließen ihn dabei merken, ſei wohl Hutten. Er ſcherzte deshalb mit dem Wirth, daß er zu einem

Edelmann geworden sei. Dieser sagte gerade heraus: „Ihr seid nicht Hutten aber Luther.“ Er jedoch scherzte weiter: „Die halten mich für Hutten, ihr für Luther, bald werde ich wohl gar Markolfus werden“ (eine bekannte Figur des derben volksthümlichen Witzes jener Zeit). Darnach nahm er ein Bierglas und forderte die Schweizer auf, ihm einen Freundestrunk zum Segen nachzutrinken, vertauschte jedoch das Glas, als sie es nehmen wollten, mit einem Glas voll Wein, weil ihnen das Bier unheimisch und ungewohnt sei. Mit dem stand er auf, warf seinen Waffenrock um, bot ihnen die Hand zum Abschied und sagte: „So ihr nach Wittenberg kommt grüßet mir den Dr. Hieronymus Schurf.“ Sie fragten, wie sie ihn nennen sollten, damit Schurf den Gruß verstehe. Er antwortete: „Saget ihm nicht mehr denn das: der da kommen soll, lässet Euch grüßen, so verstehet er die Worte bald.“ Also schied er von ihnen und ging zu seiner Ruhe. Die Kaufleute, vom Wirth über Luthers Person unterrichtet, suchten ihn in der Frühe des nächsten Morgens auf, um wegen der ungeschickten Reden, die sie etwa vor ihm geführt, sich zu entschuldigen, und trafen ihn im Stalle mit seinem Pferd beschäftigt. Er erwiederte ihnen, wenn sie einmal, wie sie gestern gesagt, dem Luther beichten werden, so werden sie ja erfahren ob er es sei. Dann saß er auf und ritt weiter Wittenberg zu.

Am Aschermittwoch, den 5. März, war er in Borna, südlich von Leipzig. Er kehrte dort bei dem ihm befreundeten Michael von der Straßen ein, welcher den Posten eines kurfürstlich-sächsischen Geleitsmannes bekleidete. Bei diesem hatte er ohne Zweifel die erste Gelegenheit seit seinem Abgang von der Wartburg, ein Schreiben an seinen Landesherrn zur Antwort auf dasjenige zu befördern, welches er noch am 28. Februar von demselben erhalten hatte. So richtete er jetzt an ihn einen seiner denkwürdigsten Briefe.[1])

Friedrich der Weise war, wie wir aus diesem Briefe Luthers sehen, durch Luthers vorangegangene Mahnung weise zu sein, doch „ein wenig bewegt“ gewesen. Dagegen erklärt dieser jetzt: „Ich hatte Zuversicht, daß E. K. F. G. mein Herz wohl besser erkennete, denn daß ich mit solcher Art Worten E. K. F. G. hochberühmte Vernunft stochern sollte; denn ich hoffe, es sei mein Herz an dem, daß ich aus Grund ohn' alles Heucheln ein Gefallen allzeit an E. K. F. G. vor allen Fürsten gehabt. Was ich geschrieben, ist aus Sorge geschehen, nicht meiner Sache halber, sondern des ungeschickten Handels halber zu Wittenberg, zu großer Schmach des Evangelii durch die Unsern geschehen. Mich hat auch selbst der Jammer also getrieben, daß, wo ich nicht gewiß wäre, daß lauter Evangelium bei uns ist, ich verzaget hätte an der Sache. Ich wollts auch, wenn es könnte ein, mit meinem Leben gern erkauft haben. Denn es ist also gehandelt, daß wirs weder vor Gott noch vor der Welt verantworten können, und liegt doch mir auf dem Halse und zuvor dem heiligen Evangelio.“

Von ihm hatte der Fürst weitere Mäßigung und Zurückhaltung ge-
ſcht, wie ſie ja Luther in ſo weit bisher noch beobachtet. Hierauf
egnet er: „E. K. F. G. weiß oder weiß nicht, ſo laſſe Sie es Ihr
it kund ſein, daß ich das Evangelium nicht von Menſchen, ſondern
n vom Himmel durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum habe, daß ich mich
l hätte mögen, wie ich denn hinfort thun will, einen Knecht und Evan-
ien rühmen und ſchreiben. Daß ich mich zum Verhör und Gericht
ten habe, iſt geſchehen nicht daß ich dran zweifelte, ſondern aus übri-
Demuth, die Andern zu locken. Nun ich aber ſehe, daß meine zuviel
uth gelangen will zur Niedrigung des Evangelii und der Teufel ganz
) einnehmen will, wo ich ihm nur eine Hand breit räume, muß ich aus
) meines Gewiſſens anders dazu thun. Ich hab E. K. F. G. genug
n, daß ich dies Jahr gewichen bin, E. K. F. G. zu Dienſt. Denn
Teufel weiß faſt wohl, daß ichs aus keinem Zagen gethan habe."

Eine Mahnung, auf Herzog Georg Rückſicht zu nehmen, weiſt er damit
k: Georg ſei noch weit nicht einem Teufel gleich; habe der Vater der
nherzigkeit die Seinigen durch ſein Evangelium zu freudigen Herren
alle Teufel gemacht, ſo müſſen ſie ihm auch vertrauen, daß ſie Herren
Herzog Georgs Zorn ſeien. Ja wenn die Sachen in Leipzig ſtünden
jetzt in Wittenberg, er würde dennoch hineinreiten, obs gleich neun
e lang eitel Herzog Georg regnete und ein jeder neunmal ärger als
r wäre. Uebrigens bezeugt er, für dieſen ſchon mehr als Ein Mal
et und geweint zu haben, daß Gott ihn erleuchte, wills auch noch ein
wieder verſuchen und bittet den Kurfürſten daſſelbe zu thun, ob etwa
Urtheil, welches von oben auf ihn dringe, noch könnte von ihm ab-
ndt werden.

Ueber den gegenwärtigen Hauptpunkt, ſeinen Gang nach Wittenberg
Friedrichs Verhalten dazu, ſchreibt er endlich alſo:

„E. K. F. G. wiſſe, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem
ren Schutz denn des Kurfürſten. Ich habs auch nicht im Sinne, von
K. F. G. Schutz zu begehren. Ja ich halte, ich wolle E. K. F. G.
r ſchützen, denn ſie mich ſchützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß
E. K. F. G. könnte und wollte ſchützen, ſo wollt' ich nicht kommen.
er Sache ſoll noch kann kein Schwert rathen oder helfen, Gott muß
allein ſchaffen ohne alles menſchliche Sorgen und Zuthun. Darum,
am meiſten glaubt, der wird hier am meiſten ſchützen. Dieweil ich
i nun ſpüre, daß E. K. F. G. noch gar ſchwach iſt im Glauben, kann ich
rleiwege E. K. F. G. für den Mann anſehen, der mich ſchützen oder
n könnte.

„Daß nun auch E. K. F. G. begehrt zu wiſſen, was Sie thun ſolle
ieſer Sache, — antwort' ich unterthäniglich: E. K. F. G. hat ſchon

allzuviel gethan und sollt gar Nichts thun. Gott wills ihm g
haben, — darnach mag E. K. F. G. sich richten. Glaubt E. K.
dies, so wird Sie sicher sein, — glaubt Sie nicht, so glaube doch ich
muß E. K. F. G. Unglauben lassen seine Qual in Sorgen haben, wie
gebühret allen Ungläubigen zu leiden. Dieweil denn ich nicht will E. K.
folgen, so ist E. K. F. G. vor Gott entschuldigt, so ich gefangen
tödtet würde. Vor den Menschen soll E. K. F. G. also sich halten: w
der Obrigkeit als ein Kurfürst gehorsam sein und Kaiserl. Majestät
walten in E. K. F. G. Städten und Ländern nach Reichsordnung, w
nicht wehren der Gewalt, so sie mich fahen oder tödten will; denn
Gewalt soll Niemand brechen, denn der sie eingesetzt hat, sonst ist
pörung und wider Gott. Ich hoff' aber, sie werden Vernunft ha
daß sie E. K. F. G. erkennen werden als in einer höhern Wiege ge
denn daß Sie selbst sollte Stockmeister über mir werden. Wenn E. K. F.
die Thore offen läßt und das freie kurfürstliche Geleit hält, wenn sie
kämen mich zu holen oder ihre Gesandten, so hat E. K. F. G. dem
horsam genug gethan. — Werden sie aber je so unvernünftig sein
gebieten, daß E. K. F. G. selbst die Hand an mich lege, so will ich
K. F. G. alsdann sagen, was zu thun ist. Ich will E. K. F. G. Sch
und Fahr sicher halten an Leib, Gut und Seele meiner Sache halber,
glaube es E. K. F. G. oder glaub's nicht."

Der Brief schließt: „Wenn E. K. F. G. glaubete, so würde
Gottes Herrlichkeit sehen; weil Sie aber noch nicht glaubt, hat Sie auch
Nichts gesehen. Gott sei Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen."

In dieser Zuversicht zu seinem Gott und mit diesem kühnen Z
gegen der Feinde Zorn und der Freunde Kleinmuth langte Luther
Donnerstag den 6. März zu Wittenberg an. — Zuletzt hatten sich ihm
einige Ritter als Begleiter beigesellt. [1])

Fünftes Buch.

r erſte kirchliche Neubau nnd der Kampf mit Schwärmerei und Aufruhr; Luther bis zu ſeiner Heirath 1525.

Erſtes Kapitel.

Luthers Wiedereintritt in Wittenberg.

Voll friſcher Kraft und feurigen Geiſtes erſchien Luther nach ſeinem reiwilligen Stillleben auf der Wartburg wieder unter den Seinigen. in Aeußeres wird uns von jenem Keßler geſchildert, der ihn jetzt hier der traf. Sichtlich gelungene Bilder Luthers, wie ſie auf mancher ſeiner uckſchriften ſich finden, ſtellen noch zur Zeit des Wormſer Reichstages ı Antlitz ſo dar, daß wir an jene Schilderung erinnert werden, welche ſellan bei der Leipziger Disputation von dem abgemagerten Mönch entrfen hat. Keßler dagegen fand ihn jetzt von „ziemlicher Feiſte“. Um ſtattlicher aber war, wie dieſer beſchreibt, ſeine Haltung: er ging aufıt einher, mehr nach hinten als nach vorn ſich neigend, das Angeſicht : Himmel aufgehoben, dazu „mit tiefen, ſchwarzen Augen blinzend und tzerlnd wie ein Stern, daß die nicht mögen angeſehen werden.“ Das ren die „tiefen Augen“, welche ſchon einem Cajetan bange machten und che der Legat Aleander „dämoniſche“ nannte. Aehnlich beſchreibt ſie folgenden Jahr der Pole Johann Dantiscus (ſpäter Biſchof von Culm ı von Ermland), der auf der Rückreiſe von Spanien nach Polen ſich ttenberg angeſehen und auch Luther aufgeſucht hatte: ſeine Augen, ſagt blicken ſcharf und haben ein gewiſſes furchtbares Blitzen — wie mans und da bei Beſeſſenen finde; von ſeinen Geſichtszügen bemerkt er, ſie n wie ſeine Bücher, von ſeiner Rede im Geſpräch, ſie ſei heftig und [Stichelei und Spott. So erzählt von ihm ein feindlich Geſinnter, en den er ſelbſt ſeine herbe Seite ſtark hervorgekehrt haben mag.

Wiederum ein Anderer, ein Gesinnungsgenosse Keßlers, der ihn gleichfalls nach der Rückkehr von der Wartburg in Wittenberg sah und hörte, rühmt sein mildes, freundliches Aussehen, seine angenehme, wohlklingende Stimme und holdselige Redeweise, die Kraft seines Wortes, welches einen solchen Widerhaken in die Seelen der Zuhörer werfe, daß Jeder, der kein Stein sei, ihn, wenn er ihn einmal gehört, immer und immer wieder hören möchte.[1])

Die erste Aufgabe für ihn nach seiner Ankunft war ein neues Schreiben an seinen Kurfürsten. Dieser hatte den aus Borna abgesandten Brief Luthers vom 5. März am Tag darauf in seiner Residenz zu Lochau erhalten und unverzüglich eine Anweisung deshalb an einen seiner Wittenberger Räthe, den Hieronymus Schurf, geschickt. Er wiederholte, daß Luther noch eine Zeit lang hätte innehalten sollen, und forderte, daß derselbe jetzt eine Schrift für ihn aufsetze, die er Anderen vorweisen könne, um gegen Vorwürfe, die er selbst in dieser Sache erwarten müsse, sich zu verwahren. Von Seiten der Gegner drohte man ihm, dem Beschützer Luthers, wirklich bald deshalb mit der kaiserlichen Acht. So sollte nun Luther in dem Schreiben die Ursachen seiner Rückkehr angeben und erklären, daß er sie ohne Bewilligung des Fürsten unternommen habe, auch versprechen, daß er Niemanden zur Beschwerung sein wolle; ferner sollte er sich enthalten in der Schloß- oder Stiftskirche Wittenbergs zu predigen.

Luther schrieb noch am 7ten. Er entschuldigte sich, ohne Friedrichs Willen und Zulassen den Schritt gethan zu haben, durch welchen diesem Gefahr zu erwachsen scheine, vor Allem aber ihm selber stündlich der Tod drohe. Er habe nicht anders gekonnt. Denn die Wittenberger Kirche, zu deren Diener ihn Gott gemacht und bei welcher durch ihn dieses Wesen angefangen habe, habe ihn schriftlich mit großem Flehen gerufen; der Satan sei dort in seine Hürden gefallen, wogegen er persönlich und mit lebendigem Mund handeln und für seine Kinder in Christo sein Leben einsetzen müsse; für ganz Deutschland sei eine große Empörung zu fürchten, da der gemeine Mann das Evangelium fleischlich aufnehme, die Andern aber das Licht mit Gewalt dämpfen wollen und dadurch nur die Herzen erbittern und zum Aufruhr treiben: hiegegen wolle er mit seinen Freunden thun, wie Gott durch Ezechiel fordere, daß man sich setze als eine Mauer für das Volk. Wohl mögen deshalb seine Feinde über ihn lachen; aber es sei gewißlich viel anders im Himmel beschlossen, denn zu Nürnberg (beim Reichsregiment), und es werde sich zeigen, wie wenig die, welche das Evangelium gefressen zu haben meinen, schon damit fertig seien. Er handle auch nicht aus Verachtung Kaiserlicher Majestät oder der Kurfürstlichen Gnaden oder irgend einer andern Obrigkeit: man müsse der Obrigkeit gehorchen, wenn sie Nichts gegen Gottes Gebot vornehme; hier aber rufe

n Gott. Christus werde ihn auch wohl vor den Feinden schützen können; m Kurfürsten solle ihm zu lieb kein Leid geschehen.

Nach dem Wunsche Friedrichs schrieb er dann am 12. den Brief mit ı paar kleinen, indeß charakteristischen Aenderungen noch einmal um. Die wähnung Nürnbergs und derjenigen, welche das Evangelium schon ge=ssen haben wollten, fiel weg, und die Worte „Kaiserlicher Majestät" er=lten den Beisatz „meines allergnädigsten Herrn". Dieser Beisatz war ihm, e er an Spalatin schrieb, anstößig, weil es ja eine große und lächerliche wahrheit sei; doch wolle er sein Gewissen damit beruhigen, daß der liche Stil es so mit sich bringe.

Der Kurfürst verfehlte nicht, den beabsichtigten Gebrauch von dem ief zu machen und ihn namentlich auch seinem Gesandten beim Reichs=ziment mitzutheilen. Luther aber blieb getrost bei seinem Verzicht auf nschlichen Schutz. Er schrieb einige Tage nachher einem auswärtigen eund: Ich habe mich mitten ins Wüthen des Papstes und Kaisers rzen müssen, um den Wolf aus meiner Hürde zu treiben; die Feinde ı mich her sind nach menschlichem Recht befugt, mich jeden Augenblick tödten; — will Christus, dem der Vater Alles zu Füßen gelegt hat, inen Tod, so geschehe sein Wille; will er's nicht, wer wird mich tödten?[1])

Ueber die Wittenberger Ereignisse und Zustände ließ er) von seinen Freunden noch näher berichten. So trafen ihn im Ge=räche darüber am Samstag den 8ten jene beiden Schweizer bei ihrem ndsmann Schurf mit Melanchthon, Jonas und Amsdorf zusammen, wo sie lachend begrüßte und ihnen den Melanchthon zeigte, von welchem er ıen in Jena gesagt habe. Aus dem Kreis dieser Freunde bekannte da=ls Schurf in einem Bericht an den Fürsten, wie dem Aergerniß gegen=er, das durch die neuen Prediger entstanden sei, auch er noch sich im auben schwach fühle, aber zu Gott hoffe, daß derselbe durch Doktor artin Gnade und Barmherzigkeit dawider verleihen werde.

Am folgenden Tag, dem Sonntag Invocavit, bestieg Luther wieder ne Kanzel in der Pfarrkirche und hielt sofort acht Tage nach einander ermone über das eingerissene Treiben. Daneben fing er wieder an, ılich über die zehn Gebote zu predigen.[2])

Klar, scharf und bündig legte er in den Sermonen seiner Gemeinde Grundsätze dar, nach welchen wir ihn schon bisher jenes Treiben be=theilen hörten. Während er von den tiefsten Prinzipien des christlichen aubens und Lebens in seiner praktischen Unterweisung ausging, blieb er er unklaren Mystik ferne, woran Carlstadts Traktate und demnach ohne eifel auch seine Predigten so reich waren und wodurch eine religiös eregte, unreife Menge sich so leicht umnebeln läßt; ernüchternd wollte ı Wort wirken bei aller Tiefe. Den erregten Leidenschaften stellte er

die Sicherheit seiner eigenen sittlichen und religiösen Ueberzeugun
Erkenntniß entgegen und die innere Ruhe, welche er vermöge dieser
heit bei allem Unwillen und Schmerz über die zu bekämpfenden Verir
behauptete. So streng er diese aufzudecken und zu rügen bedacht w
schlicht und aufrichtig gab sich sein Eifer der Liebe um diejenigen
deren Seelen er dadurch bedroht sah. Seine rücksichtslose Schärfe
so doch für sie das Verletzende. Auf die Urheber der Irrung, auf
stadt und Genossen, machte er keine Hindeutung. Das Treiben de
geblichen Propheten, welche an jene Carlstadtische Bewegung anknü
die aber doch noch keinen der Gemeinde vorzuwerfenden Erfolg hatten,
unberührt. Was seine eigene Person betrifft, so trat er auf im Vol
der Wahrheit, die er vertrete, und der Wirksamkeit, die ihm sein
verliehen habe, aber eben hiermit ohne alle Sorge um seine Popu
die er aufs Spiel setzte.

Er begann die erste Predigt mit der Mahnung an den T
ihm und seinen Zuhörern allen bevorstehe und mit welchem jeder
werde kämpfen müssen, ohne daß ein Anderer für ihn eintreten
Darum müsse Jeder die Hauptstücke des Christenthums wohl kenne
gerüstet sein. Jeder müsse wissen, wie er ein Kind des Zornes
daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt habe, damit wir auf ih
trauend von Sünden frei und Kinder Gottes werden. Dieser Glau
sei Nichts ohne die Liebe, durch die wir einander thun sollen, wi
uns gethan habe. An ihr fehle es seinen Wittenbergern gar se
seien Gott für seinen so reichen Schatz und Gabe nicht dankbar ge
die Lehre oder die Worte mögen sie wohl gelernt haben, wie ja sch
Esel Lection singen könne, Gott aber wolle nicht bloße Zuhörer ode
redner haben, sondern Nachfolger, und zwar im Glauben durch die
Nicht das also müsse Jedermann thun, wozu er ein Recht habe,
man müsse in Liebe und Geduld zusehen was dem Bruder förderl
Und wie Gott durch Mose spreche: „Ich habe dich aufgezogen w
Mutter ihrem Kinde thut," also sollen auch wir, wenn wir stark si
noch schwachen tragen, ihnen Milchspeise geben, bis sie auch stark
und nicht ohne sie gen Himmel fahren wollen, sondern der Brüd
Schwestern auf der andern Seite gedenken, die zu uns geboren sei
auch noch herzu müssen. Gott werde von denen Rechenschaft fordern,
durch ihre liebloſe Freiheit einen Bruder verleitet haben, zu thun,
nicht mit eigenem gutem Gewissen habe thun können und was ih
halb in der Stunde des Todes anfechten werde. — Nur neben un
dieser Pflicht der Liebe, auf welche Luther immer wieder zurückkom
denkt er auch der Pflicht der Ordnung, die man verletzt habe: die
abzuthun sei wohl gut gewesen, aber es hätte „ordentlich" gethan

ffen; jetzt sei es „in einem Frevel geschehen, ohne alle Ordnung, mit
gerniß des Nächsten"; denn „man sollte gar mit Ernst zuvor darum
eten haben und die Obersten dazu genommen, so wüßte man, daß es
Gott geschehen wäre." Ihm selbst stehe das Predigtamt in der Wit-
berger Kirche zu, das der Rath ihm trotz seines Widerstrebens übertra-
habe; deshalb hätte man nicht handeln sollen, ohne ihn vorher zu
ragen.

In den folgenden Sermonen unterscheidet Luther zwischen den Dingen,
lche allerdings abgethan werden müssen als streitend wider Gottes Willen,
die Winkelmessen, und zwischen solchen, welche Gott frei gelassen habe,
das Ehelichwerden der Geistlichen, das Leben in Klöstern, das Fasten
r Essen, die Bilder in Kirchen, das Anfassen des Sakramentes, d. h.
Brodes und Kelches im Abendmahl, mit den eigenen Händen.

Aber auch was abgethan werden sollte, sollte doch nach Luther nicht
t Gewalt niedergerissen werden. Vielmehr meinte er, auch die Messe
lte nur durch die Wirkung des Wortes auf die Herzen dahinfallen, ohne
ß man mit Gewalt gegen sie einschreiten dürfte. Denn er wollte
nen äußeren gottesdienstlichen Akt, der nicht aus dem Glauben, dem
wissen, der freien Ueberzeugung der Gemeindeglieder käme, keinen, an
n sie nicht von Herzen theil nähmen; er wollte auch, daß die Einzelnen
ht bloß dem Beschluß der Gemeinde folgen, daß vielmehr die Gemeinde
rte, bis auch sie in ihrem Herzen fürs Rechte gewonnen seien: sonst,
t er, entstehe neue äußerliche Satzung, Gleißnerei, Spiegelfechten, Affen-
el. Der Leute Herz also müsse man zuerst fahen, und das geschehe
ein durch Gottes Wort und Evangelium. Dieses allein solle man pre-
en, dieses allein werde es ausrichten. Mit diesem also solle man die
sse strafen vor Laien oder Pfaffen, ohne auf eine gemeine Ordnung zu
ngen. Wer dann folgen wolle, möge folgen, wer nicht wolle möge es
en. Mit dem aber werde das Wort in die Herzen fallen und wirken:
t werde der Eine gefangen werden, sich schuldig geben und von der
sse ablassen, morgen ein Anderer; so müsse das Ding zuletzt von ihm
ost zerfallen und aufhören. So verband sich bei Luther mit der Achtung
die Gewissen und das freie Handeln aus Herz und Gewissen heraus
großartiges Vertrauen auf die Wirkung des göttlichen Wortes in den
rzen; er stützte sich dabei auf die Kraft des Gotteswortes, die er schon
her in seiner eigenen Thätigkeit erfahren zu haben sich bewußt war.
schließt seine Ausführung mit den Worten: „Summa Summarum!
digen will ichs, sagen will ichs, schreiben will ichs; aber zwingen, dringen
t Gewalt will ich Niemand; denn der Glaube will willig, ungenöthigt
gezogen werden. Nehmet ein Exempel von mir. Ich bin dem Ablaß
d alle Papisten entgegen gewesen, aber mit keiner Gewalt. Ich hab

allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geschrieben; sonst hab ich Nichts gethan. Das hat, wenn ich geschlafen hab, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philippo und Amsdorf getrunken hab, also viel gethan, daß das Papstthum also schwach worden ist, daß ihm noch nie kein Fürst noch Kaiser so viel abgebrochen hat. Ich hab Nichts gethan, das Wort hat es Alles gethan und ausgerichtet. Wenn ich hätte wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutschland in ein groß Blutvergießen gebracht haben, ja ich wollte zu Worms ein Spiel angerichtet haben, daß der Kaiser nicht wäre sicher gewesen. Aber was wäre es? Narrenspiel wäre es gewesen. Ich hab Nichts gemacht, ich hab das Wort lassen handeln. Was meint ihr wohl, daß der Teufel gedenkt, wenn man das Ding will mit Rumor ausrichten? Er sitzt hinter der Höllen und gedenkt: o wie sollen nun die Narren so ein feines Spiel machen. Aber dann geschieht ihm leid, wenn wir allein das Wort treiben und das allein wirken lassen. Denn es ist allmächtig, das nimmt gefangen die Herzen, und wenn die gefangen sind, so muß das Werk hernach von ihm selbst zufallen."

Hinsichtlich derjenigen Dinge, welche Luther für an sich frei erklärte, versteht sich ohne dieß von selbst, daß er jedem Versuch wehrte, Andere darin zu einem Verhalten, das in ihrer eigenen Ueberzeugung nicht begründet wäre, durch aufdringliches Zureden, Vorbild oder gar gesetzlichen Zwang zu bestimmen. Er will auch jetzt, daß die Gläubigen von ihrem Rechte zum Trotz denen, welche es ihnen nehmen wollen, Gebrauch machen: gerade dann sollen sie Fleisch essen, wenn mans ihnen verbiete, gerade dann die Mönchskappe ablegen, wenn der Papst sie zum tragen derselben zwingen wolle. Aber den noch Schwachen gegenüber soll man zusehen, was die Liebe fordere; bringe es doch den Starken weder an Leib noch an Seele Gefahr, wenn sie um jener willen des Essens sich enthalten.

Vom Gebrauch der Bilder hatten Carlstadt und Genossen behauptet, daß er eben nicht frei oder ein Adiaphoron sei, weil ihn Gott verbiete durchs Wort des Dekalogs: „Du sollst dir kein Bildniß machen u. s. w." Nach seinem ursprünglichen Sinn und Zusammenhang geht das Wort ohne Zweifel nur auf Darstellungen der Gottheit, damit man diese nicht, wie die Heiden thaten, versinnliche. Jene bezogen es auf alle religiösen Bilder, namentlich auch auf die Crucifixe.[1]) Luther nun hielt der Berufung auf dasselbe entgegen, daß es das Machen und Anbeten der Bilder zusammen, d. h. das Machen nur im Zusammenhang mit dem Anbeten verbieten wolle; in Betreff der Bilder von Gott schränkte er so allerdings den Sinn des Verbotes mehr, als dieses ursprünglich gemeint war, ein, sofern im Alten Bund solche allerdings auch nicht einmal angefertigt werden sollten; hinsichtlich anderer Bilder konnte er mit Recht anführen, daß ja doch z. B. Cherubimbilder im Allerheiligsten des Tempels standen.

)auptſache aber war bei ihm im Unterſchied von Carlſtadt und ſo auch von den Gegnern der Bilder in der reformirten Kirche, daß er aus dem äußern moſaiſchen Buchſtaben entſchied, ſondern frei aus ttlich religiöſen Prinzipien heraus urtheilte und hiernach auch die ng der moſaiſchen Gebote für die Chriſtenheit bemaß; wir werden :treff anderer Beſtandtheile des altteſtamentlichen Geſetzes hiervon noch weiter zu reden haben. So fragt er nach dem innern Grund,)elchem die Bilder abzuthun wären. Und da kennt er ſelbſt einen ı Grund: den argen Mißbrauch, der mit ihnen getrieben werde.)efährlichſte iſt ihm übrigens nicht etwa der, daß man ſie anbete; er meint, hiezu haben doch die meiſten Menſchen noch zu viel Ver= es werde doch nicht leicht einer ein Crucifix für Gott anſtatt für oßes Zeichen halten. Wohl aber findet er die Welt voll des andern :auchs, daß ſie meine, mit Bildern, welche ſie in die Kirche ſetze, einen Dienſt zu thun, und ungeſcheut führt er als Beiſpiel von hen, welche in ſolchem Wahn viel koſtbare Bilder geſtiftet haben, dem Erzbiſchof Albrecht den eigenen Landesfürſten an. Darum t er: ich bin auch den Bildern nicht hold; ich wollte, ſie wären in)anzen Welt abgethan; denn ſolche Meinung iſt rechte Abgötterei. um die Bilder abzureißen und zu verbrennen, genügt ihm dieſe)e nicht. Denn, ſagt er, es haben immerhin nicht alle Menſchen jene ıng; andere können der Bilder wohl gebrauchen; an ſich ſeien die : weder gut noch böſe; Wein und Weiber bringen auch Manchen in ıer und machen ihn zum Narren, und doch werde man darum nicht Weiber tödten und allen Wein ausſchütten wollen. Nein, man ſolle :hr predigen, wie die Bilder Nichts wären und man Gott keinen Dienſt)nen thue; dann werden auch ſie von ſelbſt zergehen.

Recht bezeichnend war für die Wittenberger Neuerer beſonders auch :ifer, mit welchem ſie forderten, daß jeder Abendmahlsgenoſſe das :ament mit den eigenen Händen nehme, mit Berufung Jeſu Wort: nehmet, eſſet. Ueber das päpſtliche Verbot, dies zu thun, lt Luther jetzt ſo frei und ſcharf wie früher: er nennt es ein närri=

Er verwirft auch in einer gleich darauf folgenden Schrift die ganze ſchätzung des Sakramentes, welche bei demſelben obwalte; das Wort s, welches alle Dinge und auch das Sakrament heilige, ſei höher as Sakrament, und doch werde das Wort mit Mund und Ohren auf= fen, — wie ſollte man nicht auch jenes angreifen dürfen? ja jeder : ſei geheiligt durchs Wort: ſollte er auch ſich ſelbſt nicht dürfen an= n? [1]) Aber auch davon will er nun Nichts wiſſen, daß das „Nehmet")endig heißen müſſe „mit Händen greifen", — daß aus der Freiheit)ebot gemacht werde. Und gerade bei dieſem heiligen Akte warnt er

nun besonders dringend seine Zuhörer, daß sie nicht durch den Geb
ihrer Freiheit den Schwachgläubigen ein Aergerniß geben, währen
ihnen selbst der Gebrauch Nichts fromme, der Mißbrauch Nichts s
Er warnt, daß sie nicht hier mit Gott „Schimpf", d. h. Kurzweil
Possen treiben.

Anders stand die Sache beim Genuß des Kelches durch La
Hier erkennt Luther wieder wie beim Abthun der Messe an, da
um Etwas Nöthiges sich handle: die Stiftung Christi erfordere
Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten. Aber auch hier wi
daß man „keinen Gezwang daraus mache, noch in einer gemeinen Ord
stelle." Anderseits wollte er indessen denjenigen, welche die richtige
sicht und Ueberzeugung haben, für ihre eigene Person keineswegs
einen Verzicht auf den durch die römische Tyrannei geraubten Kel
muthen. Er ist vielmehr ganz damit einverstanden, daß ihnen de
gereicht werde. Das, sagt er, habe er ganz gerne auf der Wartbu
hört, daß Etliche angefangen hätten, das Sakrament in beider G
zu nehmen. Aber dabei hätte man es belassen sollen, — zuwarte
auch immer mehr Anderen das evangelische Wort ins Herz gefallen
— nicht mit dem Kopf durchfahren und gleich Jedermann dazu dr
Daß man dann inzwischen eine zweifache Form der Spendung des E
ments in der Einen Gemeinde gehabt hätte, machte ihm gar kein Bed

Gerade das Abendmahl ist ihm, wie wir schon bei der Frage
das Anfassen des Sakraments bemerkten, vorzugsweise der Ort, n
duldende Liebe geübt werden sollte, während er sie gerade hier b
Wittenbergern verleugnet sah. Denn eben die Liebe sollte des Abendm
Frucht sein: „Nun", sagt er, „haben wir von Gott eitel Liebe empfa
denn Christus hat für uns gesetzt und gegeben Gerechtigkeit und Alles
er hat; Gott ist ein glühender Backofen voller Liebe, die da reich
der Erde bis an den Himmel; die Liebe, sag ich, ist eine Frucht
Sakraments; die spür ich noch nicht unter euch allhie zu Wittenberg
wohl euch viel gepredigt ist."

Die letzte der acht Predigten handelte noch von der Beichte.
Privatbeichte hatten die Wittenberger Reformatoren abgeschafft, weil
der heil. Schrift nicht geboten sei. Da weist sie Luther vor Alle
eine andere Beichte hin, welche von Gott in der Schrift, nämlich Matth. 18,
geboten werde, welche in der Christenheit abgekommen sei und
wiederaufzurichten ein rechtes reformatorisches Werk wäre. Er meint
Verfahren Matth. 18, wonach man grobe öffentliche Sünder, „Eheb
Wucherer, Räuber, Säufer," erst brüderlich unter vier Augen zurechtr
weiter in Gemeinschaft mit ein paar andern Brüdern ermahnen und
vor der ganzen Gemeinde dem Pfarrer anzeigen sollte, damit dies

gen und vor der Gemeinde die Unbußfertigen in den Bann thäte, d. h. sonderte, bis sie sich erkenneten, und wieder angenommen würden. „Allhie,“ gt er, „solltet ihr euch gemüht haben und diese Beichte wieder aufgerichtet.“ o ernstlich dachte er vom Beginn der kirchlichen Reformen an auf die rstellung einer solchen evangelischen Gemeindezucht. Er fügt freilich ch bei: „das getrau ich aber alleine nicht auszurichten.“ — Auch für e Privatbeichte jedoch nahm er wieder das Wort in demselben Sinne wie ther: dafür nämlich, daß ein Angefochtener in zweifeligen Sachen, mit nen er für sich nicht ins Reine komme, seinen Bruder auf einen Ort hme, ihm seine Noth vorhalte, vor ihm sich ein wenig demüthige und n ihm die Tröstung annehme und glaube als wenn er dieselbe von Gott rete. Wohl solle der Papst daraus nimmermehr einen Zwang machen. ohl möge auch Einer, der einen starken festen Glauben habe, daß ihm ne Sünden vergeben seien, diese Beichte lassen anstehen und allein Gott chten. Aber nicht um der ganzen Welt Schatz will Luther sie dahingeben: m er wisse, was sie ihm für Trost und Stärke gegeben habe; er wäre re sie längst vom Teufel erwürgt; Niemand freilich wisse, was sie rmöge, denn wer mit dem Teufel oft und viel gefochten habe. Er schließt: ch kenne ihn wohl, er kennt mich auch; wenn ihr ihn hättet erkannt, ihr rdet mir die Beichte nicht also zurückschlagen. Seid Gott befohlen! Amen.“

Das waren die Hauptsätze und Ermahnungen, welche Luther dem eiben der Wittenberger Reformer, seiner eigenen früheren Freunde gegenstellte und mit welchen er den Strom der Bewegung, gegen den ne anderen Freunde sich machtlos fühlten, mit einem Male wieder zu mmen unternahm. Wir sehen, in Betreff desjenigen, was schließlich eicht werden sollte, bestand wesentliche Uebereinstimmung zwischen ihm d jenen fort. Für Meßopfer, Winkelmessen, Entziehung des Laienkelchs ßenzwang u. s. w. konnte unter evangelischen Christen kein Raum bleiben r Unterschied und Gegensatz betraf nur die Art, wie mit der Beseitigung ser Dinge vorgegangen werden sollte. Hier aber handelte sich's nicht a nur um abweichende Urtheile über das Zweckmäßige oder über ein hneller und Langsamer, ein Mehr und Minder, sondern um einen Gegen- der sittlich-religiösen Grundanschauung. Und zwar meinen wir rmit nicht bloß und nicht zuerst ein verschiedenes Maß jener Liebe, die ther bei den Neuerern vermißte, oder eine verschiedene Werthschätzung er Liebe auf der einen und andern Seite. Der Grundunterschied bezog vielmehr auf den Werth, welcher unter wahren Christen und im christ- en Gemeinleben auf dergleichen äußere Dinge als solche und auf ere, dazu gehörige Ordnungen und gesetzliche Bestimmungen gelegt oder ht gelegt werden sollte. Hiervon hing es ja auch ab, wie weit die istliche Liebe in jenen Dingen noch auf Andersdenkende Rücksicht nehmen

ſolle und dürfe. Luther allerdings warf ſeinen Wittenbergern vor Allem den ſittlichen Mangel vor: er meinte, wenn ſie die rechte Liebe im Herzen hätten, wären ſie gar nicht in das Dringen auf Aeußerlichkeiten hineingerathen.

In dieſer Frage alſo hat er jetzt zum erſten Mal und zwar mit aller der ihm eigenen Energie, Schärfe und Herbheit ſeine Stellung genommen gegen Männer, die mit ihm die Kirche kraft des Evangeliums aus der „babyloniſchen Gefangenſchaft" befreien wollten — eine Stellung, welche dann für den ganzen Gang ſeiner Reformation entſcheidend wurde, — eine Stellung, welche ſeither ebenſo ein Gegenſtand der Bewunderung für die Einen, wie des Befremdens und Vorwurfs für andere geworden iſt. Ihm ſelbſt ſchnitt der Kampf, in welchen er jetzt ſich verſetzt ſah, aufs Tiefſte ins Herz. Er erklärte: „alle meine Feinde ſammt allen Teufeln, wie nahe ſie mir kommen ſind, haben ſie mich doch nicht troffen, wie ich jetzt troffen bin von den Unſeren, und muß bekennen, daß mir der Rauch tief in die Augen beißet und kitzlet mich faſt im Herzen; hie will ich, dachte der Teufel, dem Luther das Herz nehmen und den ſteifen Geiſt matt machen, den Griff wird er nicht verſtehen noch überwinden." Und er fürchtete jetzt, ſelber hiemit von Gott dafür geſtraft zu ſein, daß er in Worms guten Freunden zu lieb ſeinen Geiſt gedämpft und nicht härter und ſtrenger ſein Bekenntniß vor den Tyrannen gethan habe.[1])

Die Bedeutung und Tragweite, welche der Gegenſatz hatte, iſt an ſich klar; das Extrem, zu welchem in der von Luther bekämpften Richtung Andere, nämlich Münzer und Genoſſen, bald weiter ſchritten, ſtellte ihn vollends ans Licht.

Für Luthers Stellung nun haben wir eine dogmatiſche Kritik oder Apologie ſeiner Grundſätze hier nicht zu geben. Für ſeine geſchichtliche Würdigung und das Verſtändniß ſeines Verhaltens aber iſt vor Allem darauf aufmerkſam zu machen, daß er eben demjenigen Standpunkte, welchen er mit Bezug auf jene Dinge bei ſeinem Streit mit der römiſchen Kirche einnahm, auch jetzt in Wahrheit treu geblieben iſt. Kam doch auch dort ſein Proteſt gegen die Mißbräuche und Satzungen des äußerlichen Gottesdienſtes und Lebens erſt in zweiter Linie und ging doch auch dort ſein Streben immer erſt darauf, die Herzen innerlich zu der Freiheit zu führen, in welcher alle die äußeren Acte geübt werden müßten. Wollte man die rückſichtsvolle Langſamkeit ſeines Reformirens mit Nachwirkungen vorreformatoriſcher Anſchauungen und Angewöhnungen bei ihm in Zuſammenhang bringen, ſo dürfte man ſie auf keinen Fall aus ſeinem früheren Gebundenſein durchs äußere Kirchenthum oder gar durchs Mönchthum ableiten; man müßte ſie vielmehr zu jener Innerlichkeit vorreformatoriſcher Myſtik in Beziehung ſetzen. Ihm ſelbſt aber hing ſie mit ſeinen tiefſten aus dem Evangelium geſchöpften Ueberzeugungen zuſammen. Und dagegen ſah

nun gerade wieder bei jenen Neuerern eine sehr gefährliche Verwandtschaft mit demjenigen Geiste der Aeußerlichkeit und Gesetzlichkeit, der so viel Unheil seit Jahrhunderten in der katholischen Kirche gestiftet habe. Einst, sagt er in seinen Sermonen, habe man die Beschneidung abgethan, habe aber aus dem, was Paulus für frei erklärt, wieder ein Müssen und neu Gesetz gemacht, und aus des alten Gesetzes Abthuung seien dann tausenderlei neue Gesetze gewachsen, er fürchte, es werde bald auch hier so ergehen.

Hinsichtlich derjenigen Stücke, welche frei sein sollten, fand Luther nun auch in der nachfolgenden Entwicklung der Dinge keine Ursache, von seinen Grundsätzen Etwas nachzulassen. Die Rücksicht z. B., welche noch den evangelisch Gesinnten aufs kirchliche Fasten genommen wurde, hielt den wirklichen Fortschritt des Evangeliums nirgends zurück. Die Bilder, die er des gefährlichen Mißbrauchs halber damals selbst gern entfernt hätte, erblieben in den Gotteshäusern, ohne daß er seine Gemeinden vor jenen Gefahren weiterhin noch viel hätte warnen müssen; er fand es so später= hin vielmehr ganz schön und nützlich, daß man dem Volk die großen Thaten Gottes und den gekreuzigten Christus auch in bildlicher Darstellung vor Augen stelle. Sogar die Bilder von Heiligen, die für den evangelischen Glauben alle Bedeutung verloren, haben sich zahlreich in evangelischen Gotteshäusern als Denkmäler alter frommer Kunst erhalten, ohne darum zur Erhaltung alten Aberglaubens zu bewirken.

Dagegen ruft Luthers Stellung zu jenen „nothwendigen" Stücken, zum Abthun der Winkelmessen und zum Laienkelch, allerdings unleugbar schwierige Fragen hervor. Sie beziehen sich zwar nicht etwa auf seinen allgemeinen Grundsatz, daß auch hierin das Aeußerliche erst dann vorgenommen werden sollte, wenn die Gemeinden im Herzen durchs Wort Gottes gewonnen und frei geworden seien. Damit hat vielmehr Luther klar und sicher das wesentlich evangelische Prinzip aufgestellt: er hat davon gezeugt nicht bloß gegen das katholische Satzungswesen, sondern nun auch gegen die neue alttestamentliche Gesetzlichkeit, die auf Gottes Aufforderungen an Israel zur Vernichtung des Götzendienstes sich stützte. Wir werden sehen, wie hierauf noch weiterhin ein Münzer sich berief; so forderte nachher in der reformirten Kirche namentlich der Schotte Knox, daß die Abgötterei der Messe auf dem ganzen Boden einer Nation alsbald durch die Obrigkeit oder trotz der Obrigkeit durch gottbegeisterte Eiferer aus dem Volke mit Gewalt umgestürzt und verwehrt werde. Hiegegen predigte Luther schon höher den Wittenbergern noch weiter: es sei nicht genug, zu schreien „Gottes Wort, Gottes Wort"; sondern es komme darauf an, was uns Gott sagt sei oder nicht; was dort von Gott geredet sei, treffe allein die Juden, das Evangelium mit seinem Wort der Liebe gehe durch die ganze Welt.[1]) —

Wir meinen auch nicht die Frage, ob es denn wirklich der Wit
Gemeinde noch an der nöthigen Vorbereitung gefehlt habe. Carlst
jedenfalls, nachdem er vorher selbst noch an dieser Vorbereitung g
hatte, zu der Wirkung seiner eigenen, durch einige Wochen for
Predigten ein übermäßiges Vertrauen. Und, was das Wichtigste i
hatte auch gar nicht bloß Wittenberg im Auge. Wir hörten scho
wie sehr es ihm um alle die Brüder und Schwestern draußen zu t
die Starken in Wittenberg sollten Nichts vornehmen, was Jene zu
müßte, bevor auch bei ihnen das Gotteswort Zeit gehabt hätte z
Er erinnert auch jetzt wieder an die „schwachen gutherzigen Men
noch wohl zu uns kämen, wenn sie es so lange und viel
hätten wie wir." — Aber hatte man denn auch beim größten
zur Macht des göttlichen Wortes wirklich zu erwarten, daß es
allmählichen Fortschritt, von welchem Luther sprach, einmal alle
glieder oder wenigstens alle diejenigen, die nicht offenbare böswi
ächter desselben wären, von dem bisherigen verwerflichen Gottes
bringen und diesen so von selbst werde dahin fallen lassen? S
dahin die evangelisch Gesinnten unter die Knechtschaft sich beugen
machen, was ihnen Gräuel war? das wollte doch auch Luther n
sollten vielmehr doch für sich den Laienkelch genießen und jene Me
mehr abhalten, nur zugleich neben sich die Andern, bis auch
besseren belehrt wären, beim Alten bleiben lassen. Sollte nun
dahin innerhalb Einer Gemeinde und Kirche auf Gemeinschaft
wichtigsten Stücken des Gottesdienstes verzichtet werden? mußte nic
niß über Aergerniß daraus für beide Theile erwachsen? Wir
weit wir sehen, hier nur einen zweifachen Ausweg: entweder zur
der Einen Kirche eine neue Ordnung, welche den noch Unbeke
durch ein Gesetz und im Nothfall durch Gewalt, wenigstens durc
gerung weiterer Duldung ihres Kultus müßte auferlegt werden,
Zulassung und Aufrichtung zweier, sich entgegenstehender, aber
seitig duldender Kirchen innerhalb der Einen bürgerlichen und
Gemeinschaft. Das Letztere, wodurch allein das von Luther a
Prinzip gerettet wurde, war freilich ein gewaltiger Bruch mit
überlieferten Anschauungen vom christlichen Kirchenthum nicht bloß
auch vom Staatsrecht und Völkerrecht, und schloß Folgerungen
unabsehbare Weite in sich. In Luthers Sermonen aber finden
diese Fragen und Probleme keine Stätte, keine Antwort, ja kei
rung. Nur Einmal streift er diesen Gedankenkreis, das weitere Gott üb
Er erwartete schon jahrelang durch die mächtigen Erschütterungen d
war auch darüber hinaus ganz von der nächsten Zukunft und den
Gerichte in die eben anbrechende Endzeit, daß diese dann wirklich

hte. Schon zahlreiche frühere Aeußerungen von ihm haben hierauf hingewiesen. Wieder und wieder redet er einerseits von furchtbar igen Umwälzungen, mit welchen seine arme deutsche Nation wegen alter neuer Verleugnung der göttlichen Wahrheit, wegen ihres Verhaltens m Huß und andere Zeugen und nun auch wegen des in Worms ge-chenen Urtheils von Gott werde gestraft werden. Und andererseits ist nicht bloß dessen sicher, daß Gott seine wahre Heerde erretten und sein rt werde durchdringen lassen; sondern er hat schon für die nächste Zeit n großen, vollkommenen, wunderbaren Sieg Christi über den Antichrist Augen, den die Schrift für das Ende weissage; er wiederholte auch jene Aussagen des Daniel und Paulus, daß „der Endchrist soll ohne nd verstöret werden durch den Geist des Mundes unseres Herrn Jesu isti.“ [1]) Da war ja keine Zeit, kein Bedürfniß und keine Möglichkeit ihn, diejenigen kirchlichen Organisationen vorauszuschauen und zu ent-fen, welche die wirkliche Entwicklung der Dinge nothwendig machte. n erst diese Entwicklung bestimmte dann in ihrem allmählichen Verlauf ritt für Schritt sein weiteres kirchliches Vorgehen. Und da mag man m allerdings fragen, wie weit er bei demselben jenem Prinzip im Drang Augenblickes treu zu bleiben vermocht habe.

Zunächst aber offenbarte sich damals die Größe des Einen Mannes, in der kühnen Selbständigkeit, mit der er rücksichtlos nach den ent-engesetzten Seiten kämpfend auf den Plan trat, so auch in dem Erfolg, chen sein Wort und seine Persönlichkeit jetzt alsbald auch nach der ern Seite hin erreichte. Die Wogen schienen auf seine Predigten hin eits beruhigt und waren, was die Wittenberger Gemeinde im Ganzen rifft, es auch wirklich. Keiner wagte öffentlich gegen ihn das Wort zu men. Der aufgeregte und aufregende Prediger Zwilling kam, wie her selbst mit Freuden berichtet, jetzt schnell zur Besinnung und wurde anderer Mensch, so daß Luther eine ordentliche Pfarrstelle für ihn suchte. rlstadt, der jetzt wieder auf seine Thätigkeit als Professor und Archi-conus an der Stiftskirche sich beschränken mußte, verschloß mehrere chen lang schweigend seinen Groll in sich; dann gab er eine Schrift Angriffen gegen Luther in die Presse, leugnete es aber ab, als er von em darüber zur Rede gestellt und mit einer offenen, energischen Erwie-ung bedroht wurde, und Universität und Magistrat verhinderten durch Einsprache die Veröffentlichung der Schrift. Melanchthon war der gefaßt und ganz mit Luther einverstanden. Schurf meldete dem fürsten, wie sich über seine Ankunft und Predigten große Freude und hlocken unter Gelehrten und Ungelehrten erhoben habe und erwachse, weil er den armen, verführten und geärgerten Leuten täglich den Weg Wahrheit weise und unwiderfechtlich ihren Irrthum anzeige, also daß

nicht zu zweifeln sei, er sei durch sonderliche Schickung des Allmächt
wiedergekommen. Der Rath der Stadt verehrte ihm zum Empf
Tuch für eine neue Kleidung, die er jetzt wieder nach Sitte seines Or
trug, und bald nachher ein Geschenk an Bier und Wein, schickte auch
gleiche Gabe auf Pfingsten seinem Vater zu. Capito, der noch kurz z
die Heftigkeit Luthers gegen den Papst und Erzbischof Albrecht hatte däm
wollen und selbst so scharf von ihm zurechtgewiesen war, erschien eben
wieder in Wittenberg: er hörte zwei jener Sermone an, war hoch er
darüber, versöhnte sich mit Luther und ging dann aus dem Dienst Albr
in den der Straßburger Gemeinde über, um dort offen und entschieden
Werke der Reformation mitzuarbeiten.[1]) Bei Allen im Reiche, auch
den Anhängern des Alten, welche Gewaltthaten und Empörung als
wendige Folge von Luthers Lehre ansahen, mußte es einen gewich
Eindruck machen, zu erfahren, was eben er diesen Gefahren gegen
wollte und vermochte; bald zeigten sich Wirkungen hievon in den Verh
lungen der Reichsstände.

Auf die Lehren und Phantasien der vorgeblichen neuen Proph
ließen sich Luthers Sermone, wie gesagt, gar nicht ein. Markus Th
Stübner war damals gerade von Wittenberg abwesend. Inzwischen
auch unter seinen Anhängern jene Sermone ihre Macht aus; einer ders
bekannte: er meine nicht eines Menschen, sondern eines Engels Sti
vernommen zu haben. Als sodann Markus um Anfang Aprils zurückk
suchte er nebst seinem Wittenberger Hauptgenossen Cellarius angelege
eine persönliche Zusammenkunft mit Luther, der hierauf nur ungern
einließ. Sie hatten da in Luthers Stube ein merkwürdiges Gespräch
einander, welchem außer den Genannten nur Melanchthon und noch
zweiter Begleiter des Markus beiwohnte. Jene wandten sich mit fr
lichen, anerkennenden Worten an Luther, der jetzt auch ihnen Anerken
schenken sollte, ja Cellarius äußerte, Luthers Beruf sei größer als der
Apostel. Das verbat sich Luther. Wegen der Lehren und Offenbarun
welche sie vortrugen, verwarnte er sie ernstlich und nüchtern: er finde N
davon in der Schrift gegründet; es seien fürwitzige Gedanken und Ein
oder gar wahnwitzige und verderbliche Eingebungen eines Lügenge
Nun fing Cellarius vor Entrüstung darüber, daß Luther so Etwas bei e
Gottesmann argwöhne, unsinnig an zu schreien, zu stampfen, und auf
Tisch zu schlagen. Ruhiger fuhr Markus fort. Er versicherte, daß
seine Lehre Niemand, auch Gott selbst nicht nehmen werde, und da
Alles aus wunderbaren Offenbarungen gelernt habe. Luther versuch
zu belehren über die nothwendigen Fortschritte der Entgröbung u. s
Er wollte von ihm wissen, daß derselbe erst im ersten Grade der Be
lichkeit sei, jedoch auch noch in den Grad der Unbeweglichkeit gela

, in welchem er selbst stehe. Ueberhaupt wollte er einem Jeden bald
en, weß Geistes er sei oder was er für ein „Pfund" habe. Ja er
te: damit Luther den Geist Gottes in ihm erkenne, wolle er ihm
gen, was er selbst jetzt denke; nämlich er fange jetzt selbst an, an die
heit dessen zu glauben, was er, Markus, lehre. Luther war betroffen.
tte nämlich, wie er nachher erzählte, sich wirklich in jenem Augen-
absichtlich einmal in den Gedanken, daß es wahr sein sollte, hinein-
t. Aber er wies Jenen zurück mit den Worten: „Gott strafe dich,
n." Als Luther bei dem Worte beharrte, das Gott in der Schrift
gegeben habe und außer welchem er Nichts mit uns handeln wolle,
den neuen Propheten aufgab, ihren Beruf durch ein Wunderzeichen
währen, rühmten sie sich drohend, daß sie bald das Geforderte leisten
n. Er aber erwiederte: sein Gott werde ihren Göttern wehren, der-
en zu thun. Nachher schrieb er darüber dem Spalatin: ich habe ihrem
e gedroht, daß er kein Wunder thue ohne den Willen meines Gottes.
t fertigte er sie ab und sie verließen noch am selben Tage Witten-
Gleich vom benachbarten Kemberg aus schrieben sie noch einmal an
er aber ließ sie ihres Weges gehen. — Zu Anfang des Septembers
en bei Luther auch das Haupt der Propheten, Claus Storch, und
wie er einherzuziehen pflegte, in der Kleidung eines Landsknechts.
Andere begleiteten ihn: Einer, der uns nicht genannt wird, und ein
r Gerhard Westerburg, ein tüchtig gebildeter junger Mann aus einer
er Patrizierfamilie (Dr. juris), den in seiner Vaterstadt ein Sendbote
chs für das neue Prophetenthum gewonnen und nach Wittenberg ge-
t hatte, während Luther Anfangs Besseres von ihm hoffte. Sie erreich-
bei Luther so wenig als ihre Vorgänger. Ja Storch machte ihm den
ruck eines leichtfertigen Mannes, der selber von seinen Meinungen
allzu viel halte. Auch fand Luther wenig Uebereinstimmung zwischen
h und Markus, indem Jener von Nichts als der Kindertaufe gehan-
habe. — Der Kreis von Gläubigen und Nacheiferern, welcher in Wit-
g bereits um Markus sich gesammelt hatte, scheint sofort gänzlich sich
löst zu haben.[1])

Zweites Kapitel.

Reformirende Thätigkeit.

Mit jenen Sermonen war Luther überhaupt wieder in sein [illegible]
Amt bei der Wittenberger Pfarrkirche eingetreten, welches
seit mehreren Jahren wegen der Dienstunfähigkeit des [illegible]
übertragen worden war. Erst im folgenden Jahre [illegible]

Ableben, die Pfarrstelle selbst neu besetzt, und zwar durch Luthers Freund Bugenhagen, neben welchem übrigens Luther noch häufig zu predigen fortfuhr (s. unten in Kap. 5).[1])

So sollten denn jetzt vor Allem bei dieser Kirche die von ihm vorgetragenen Grundsätze eingehalten werden. Beim Gottesdienst erschienen wieder die alten Gewänder, ertönten wieder die lateinischen Gesänge, wurde das Sakrament den Abendmahlsgästen wieder in den Mund gereicht, auch die geweihte Hostie im Akte der sogenannten Elevation der Gemeinde vor Augen gehalten, indem diese darin nun nicht mehr ein Opfer, sondern nur eine Darstellung des theuren Testamentes Christi erblicken sollte. Die Gesänge bei der Feier des Sakramentes, welche sonst von einem Chor der Knabenschule in Gemeinschaft mit dem Geistlichen ausgeführt worden waren, wurden wiederhergestellt, obgleich man wegen der Auflösung der Schule keine Knaben mehr dazu hatte: die Diakonen und der Küster mußten dafür eintreten. In soweit konnte man in der Wittenberger Kirche keine Abweichung von den katholischen Formen wahrnehmen. Der Laienkelch bestand fort, indem er Allen, die Kraft eigener Ueberzeugung zu ihm sich einfänden, gereicht werden, die Anderen jedoch bloß das Brod des Abendmahls genießen sollten.

Allein beibehalten wurde von den Neuerungen gleich diejenige, welche in dogmatischer Hinsicht die wichtigste war, nur so daß sie vor der Menge kein Aufsehen machte. Das war die Beseitigung derjenigen Worte bei der Messe oder im sogenannten Meßkanon, wornach hier der Priester den Leib Christi opfern sollte. Ohne Zweifel wurde (ohne daß wir eine ausdrückliche Nachricht darüber besäßen) mit Bezug hierauf in der Pfarrkirche nach einer Weisung verfahren, welche Luther damals allgemein gab. Er erklärte nämlich: alle aufs Opfer lautenden Worte müssen und sollten ab sein, es ärgere sich daran, wer wolle. Er meinte aber, es könne ohne Aergerniß geschehen, indem der gemeine Mann Nichts davon erfahren müsse; denn die betreffenden Worte wurden noch immer lateinisch gesprochen und zwar in der katholischen Messe nur leise. Den „verstockten" Priestern, welche jene Worte zu meiden sich weigern würden, wollte er dies immer noch auf ihre eigene Verantwortung hin anheimgeben; die Diakonen seiner Kirche aber waren mit dem Weglassen einverstanden.[2]) — So wenig vermochte er doch schon hier beim gemeinsamen Gottesdienst eine vollkommene Rücksicht auf die Gewissen aller, auch der noch altgesinnten Gemeindeglieder einzuhalten.

Auch die Privatmessen unterblieben für immer in der Wittenberger Stadtkirche. Keiner der Geistlichen wollte mehr solche halten, und aus der Gemeinde erhob sich deshalb keine Beschwerde. Es wurden überhaupt nur noch an Sonn- und Festtagen Gottesdienste gehalten, bis in

folgenden Jahre, nach Bugenhagens Ernennung, auch für die Wochentage regelmäßige Predigtgottesdienste veranstaltet werden konnten; im Jahr 1522 fanden Wochengottesdienste bloß während der Fastenzeit statt: da predigte Luther täglich über die Katechismusstücke oder, wie schon bemerkt, zunächst über die zehn Gebote. — Anderwärts rieth Luther den Geistlichen, welche Messe halten müßten, auch ohne daß ein Verlangen nach dem Sakramentsgenuß in der Gemeinde wäre, es der irrigen Gewissen wegen doch zu thun, jedoch mit der Zeit so viel als möglich solche Messen eingehen zu lassen. Denjenigen, welche noch fernerhin Privatmessen als Opfer halten wollten, wollte er dies ebenso wie den Gebrauch des bisherigen Kanons bei der öffentlichen Messe noch auf ihre eigene Verantwortung hin gestattet haben, so sehr es verwerflich sei.

Das Abendmahl erhielten diejenigen Glieder der Wittenberger Gemeinde, welche es unter beiden Gestalten genießen wollten, jetzt zunächst an einem besonderen Altar und zu besonderer Zeit. Der weitaus überwiegende Theil der Gemeinde scheint indessen von der wiederhergestellten Austheilung unter Einer Gestalt für die Schwachen keinen Gebrauch gemacht haben.

Die Gemeinde wurde von Luther dringend ermahnt, daß Keiner das Sakrament nehme, der nicht nach demselben hungere und sich würdig vorbereitet habe. Er warnte ebenso vor dem leichtfertigen Herzulaufen, wie vor dem Zwang, mit welchem der Papst jährlich an Ostern alle dazu treiben wolle. Eine regelmäßige Beichte wurde jedoch erst durch den Pfarrer Bugenhagen 1523 wieder hergestellt.

So stand es bei der Pfarrkirche. Dagen hielten in der Schloßkirche die altgläubigen Stiftsherrn ihren ganzen Meßkultus sammt den Privatmessen fest.

Für die deutsche Christenheit im Großen trug Luther dieselben Grundsätze, die er in jenen acht Sermonen gepredigt hatte, in einer Schrift vor, die er gleich nachher verfaßte: „Von beider Gestalt das Sakrament zu nehmen und anderer Neuerung.“ Den Wittenbergern predigte er über den rechten Gebrauch des Abendmahls namentlich wieder am folgenden Gründonnerstag: er erklärte sich darin besonders auch wieder gegen eine falsche Schätzung des äußeren Sakramentes überhaupt, während doch das Wort Gottes das größte Heiligthum und auch beim Sakrament das Wichtigste sei. — Auch der junge Herzog Johann Friedrich erbat sich von ihm gleich nach seiner Rückkehr eine Belehrung über die vorliegenden Fragen. Luther beeilte sich ferner, eine solche speziell nach Zwickau an den dortigen Geistlichen Nikolaus Hausmann zu schicken: dieser, ein ihm ganz ergebener Mann, war nämlich von dem Magistrate der durchwühlten und zerrütteten Gemeinde jetzt ins Pfarramt daselbst eingesetzt worden.[1])

Zu den Orten, wo die Aufregung in Folge der reformatorische wegung am größten war, gehörte fortwährend auch Erfurt. Wi wähnten die dortigen Tumulte gegen die Pfaffen im Jahre 1521 und Mißfallen, welches Luther daran bezeugte. Seither wurde von den Evangelium sich bekennenden, theilweis aus dem Mönchthum übergetre Predigern auf der Kanzel und in Druckschriften leidenschaftlich gegen päpstliche Antichristenthum, den verderbten Clerus, das Mönchswesen u. weiter gekämpft, während jetzt auch die Gegner mit gleichen Waffen wehrten; unter diesen hielt namentlich Usingen Stand, der einzige v den Erfurter Augustinermönchen, der dem alten Kirchenthum und D treu blieb. Luthers Freund Lange verließ im März 1522 das Kl als dessen Prior er einst von Luther eingesetzt worden war. Der Magi war den neuen Predigern günstig, die Mehrzahl der Bevölkerung fiel i zu. — Weiter schien jetzt dort bereits auch ein ähnlicher Drang nach tischen Reformen, wie unter Carlstadt in Wittenberg, und ein ähnlicher S gegen die Bilder sich erheben zu wollen. Dort wurde ferner mit beson Heftigkeit die Frage über den Heiligenkultus verhandelt, die au Wittenberg und anderwärts bereits angeregt war, obgleich Luther in Wittenberger Sermonen sich eines Eingehens auf sie noch enthalten Ueber diese Erfurter Verhältnisse stand Luther seit Ende des März Lange im Briefwechsel. Er ermahnte, sich durch den Widerstand der S des Evangeliums nicht befremden zu lassen. Dem Usingen gegenüber jetzt die Pietät dahin, welche er diesem seinem alten Lehrer noch l Zeit trotz ihrer innern Entzweiung bewahrt hatte. Er bemerkte Lange: derselbe sei von jeher ein eingebildeter, hartnäckiger Kopf ge der Keinem nachgeben wolle und jetzt, durch Gewohnheit und Kun gehärtet, auch dem Herrn Christus nicht weichen werde; Alter hel Thorheit nicht; durch sein Auftreten auf den Kampfplatz möge er sich um seine „Schnake von Autorität" bringen; „Unsingen", wie er ihn möge Unsinn treiben, damit die Thorheit dieser Menschen offenbar Aber wichtiger war jetzt auch hier für Luther die Warnung na andern Seite hin. Es war ihm sogar fraglich, ob Lange recht habe, seiner Freiheit vom Mönchthum zu gebrauchen, und nicht vi sich hätte hüten sollen, den Widersachern hiermit einen Anlaß zum zu geben. Er äußerte, Lange und die Erfurter mögen mit ihrer Erk des Wortes wohl ihm selbst schon über den Kopf gewachsen sein, v aber wiederum die Liebe, das echte Wahrzeichen der Christen, ja b die allgemeine Klage aus: „die Kraft des Wortes ist noch verborge allzu mäßig bei uns allen, wir sind noch die gleichen, wie zuvor, unsinnig, ungeduldig, leichtfertig, trunken, lose, streitsüchtig." Ein such in Erfurt, welchen Lange gewünscht hatte, wollte er nicht z

, der als Geächteter überall dem Tod ausgesetzt sei, Gott nicht
n und willkürlich in die Gefahren gehen dürfe. Dagegen versprach
esonderes Schreiben für die Erfurter abzufassen. Inzwischen ver-
auch Lange auf seine neue Schrift über das Nehmen des Sakraments.
m Juli erschien dann sein öffentliches Sendschreiben, das er,
us Luther, Ecclesiastes (d. h. von Gott berufener Prediger) zu
erg", an „alle Christen zu Erfurt sammt den Predigern
ienern" richtete. Zum Hauptgegenstand machte er nun jene
ber die Heiligen, und die Art, wie er darüber sich aussprach,
er recht bezeichnend für die Eigenthümlichkeit seines reformatorischen
wie für die Eigenthümlichkeit seiner persönlichen Entwicklung,
jene zusammenhing. Vor einer Verehrung der Heiligen, bei der
f diese statt auf Gott und Christus sein Vertrauen setze, hatte er
ngst gewarnt. In seiner eben jetzt veröffentlichten Kirchenpostille
r die Besorgniß aus, daß hiedurch gräuliche Abgötterei einreiße,
b die Anrufung der Heiligen schon deshalb „verdächtig" weil sie
Spruch noch Exempel der heiligen Schrift für sich habe. Jetzt gab
Erfurtern den Bescheid: wer keinen Heiligen anrufe, sondern nur
dem einigen Mittler Christus halte, der thue keine Sünde, ja fahre
r sicher und sei gewiß. Das Entscheidende für ihn war jedoch
ne dogmatische Kritik der Lehre vom Wesen und Thun der Heiligen.
o sehr das für ihn fest stand, daß die abgeschiedenen „Heiligen"
mehr neben den Einen Mittler Christus, sondern nur in Eine Linie
n echten Gläubigen und Gliedern Christi gestellt werden dürften,
r ihn insoweit noch der Gedanke offen, daß sie ebenso wie die auf
lebenden für ihre Brüder fürbitten werden und von Andern um
fürbitte angegangen werden dürften; über die Frage, ob sie denn
Lage wären, die da und dort Betenden zu hören, wollte er nicht
. Entscheidend blieben vielmehr für ihn die beiden schon zuvor
benen Momente: der Mangel einer in Gottes Wort gegebenen
: für ein solches Anrufen und ganz besonders die innere Herzens-
eines wahren Christen zu seinem Gott und Erlöser. Wie es ihm
arge Abgötterei war, wenn man das Gott allein gebührende Ver-
den Heiligen zuwende, so fand er nun weiter, daß Christen, welche
hre Zuversicht zu ihrem Gott und Heiland haben, sich zu einem
n der Heiligen gar nicht mehr veranlaßt fühlen werden; es müsse
ommen, daß sie die Heiligen und sich selbst lassen und von Nichts
enn von Christo wissen, — daß für sie Moses und Elias verschwinde
ristus allein auf dem Berge Tabor bleibe; so werde für sie jener
ganz von selbst zusammenfallen. Eben dies war die Art, wie
selber von diesem losgekommen war, während wir nicht übersehen

wollen, daß bei anderen Persönlichkeiten auch andere Motive des religiösen Bewußtseins und der Intelligenz stärker bei dieser Frage eingreifen mögen. Ja Luther sagt von sich zu Lange: er wisse gar nicht, wie und wann er aufgehört habe, die Heiligen anzurufen, mit Christus und Gott dem Vater allein sich begnügend. Demgemäß also unterwies er jetzt die Erfurter. Während er ihnen erklärt, daß derjenige sicher gehe, der jene Anrufung aufgebe, ja daß auf dem bezeichneten Weg alle dahin gelangen müßten, will er doch, daß die Prediger aller der unnöthigen Fragen über die Heiligen sich entschlagen, daß man es vielmehr für genug achte, wenn die Leute nicht mehr ihr Vertrauen auf diese setzen, und die Schwachen, wofern sie nur dies nicht thun, auch wegen ihres noch fortgesetzten Anrufens nicht verachte. Er spricht: „Also, mein Bruder, treibt auf Christum allein und straft den Aberglauben und lasset das Unnöthige unnöthig bleiben und verschonet der Schwachen; es wird der Satan hinfort noch viel dergleichen unnöthige Sachen und Fragen aufbringen, auf daß er die einige, nöthige, einfältige Erkenntniß Christi verderbe, und es werden ihm folgen die leichtfertigen, unvorsichtigen Geister und viel Jammer anrichten, wie schon an allen Orten leider der Jammer angehet." — Aehnlich rieth er in einer Predigt, die er eben damals in Wittenberg hielt und drucken ließ, daß man sich „allein auf Christum gebe", wenn's gleich keine Sünde sei, zu Petrus wie zu einem lebenden Mitbruder zu sagen „Bitt' für mich"; da komme aber leicht immer eine Frage aus der andern, ob die Heiligen uns hören, ob sie schlafen u. s. w.; für uns genüge es, zu wissen, daß sie in Christo seien und Christus in ihnen. — Von da an übrigens mahnte er dann vollends immer entschiedener von jeder Anbetung der Heiligen als etwas Ungewissem und Gefährlichem ab, während man vielmehr nur die Thaten der göttlichen Gnade und die Exempel christlichen Sinnes und Wandels bei ihnen zu betrachten und zu ehren habe.[1])

Während Luther so den Eifer für äußere Neuerungen durchweg zu mäßigen und in die seinen Grundsätzen entsprechenden Bahnen zu leiten versuchte, ja während er hier in seinem Ruf zur Mäßigung selbst wieder scharf, heftig und bitter gegen die falschen Eiferer werden konnte, hielt er indessen in dem Kampf, den er mit der Waffe des Wortes gegen die Papisten führte, keinen Augenblick inne, noch legte er in dem Tone, den er dabei führte, sich mehr Zügel als bisher an. Er unterließ auch in den Predigten und Schriften, welche er gegen die andere Seite hin richtete, nie die stärksten Erklärungen nach dieser hin. Gleich nach seiner Rückkehr von der Wartburg gab er ein öffentliches Sendschreiben an Hartmuth von Kronberg heraus, einen fränkischen Ritter, Freund Sickingens, der in mehreren kleinen Schriften für die Reformation eingetreten war: es ist voll frischen freudigen Zuspruchs für die Bekenner des Evangeliums,

während es siegesgewiß, mitleidig und strafend über die verblendeten Gegner und namentlich über die große „Sünde zu Worms" sich ausläßt, wo die göttliche Wahrheit von der deutschen Nation verschmäht und verdammt worden sei (von einem beiläufigen Ausfall auf Herzog Georg werden wir unten reden).[1])

Neuen Antrieb zu einer öffentlichen Kundgebung erhielt Luther durch die Bischöfe, welche jetzt auch durchs Reichsregiment ausdrücklich zum Einschreiten gegen seine Lehren und Anhänger aufgefordert waren. Zur selben Zeit, da er in Wittenberg wieder zu wirken begann, veranstalteten die Bischöfe von Meißen und Merseburg die anempfohlenen Visitationen in ihren Bezirken, wobei die Meißener, begleitet und unterstützt von Luthers altem Gegner Ochsenfart von Düngersheim, an verschiedenen kursächsischen Städten auch selber predigten. Kurfürst Friedrich, den sie um Schutz und Beihülfe ersuchten, vermochte sie nicht abzuweisen; er forderte auch die Ortsobrigkeiten auf, die Anordnungen zuzulassen, welche sie zur Ehre Gottes und zum Besten christlicher Liebe treffen werden; nur lehnte er den Arm weltlicher Gewalt ab, welchen sie besonders gegen die austretenden Mönche und deren Predigen in Anspruch nahmen: denn er verstehe von diesen Dingen zu wenig und könne jetzt nicht mehr so viel Theologie lernen.[2])

Luther vermahnte dagegen zu treuem Bekenntniß. So fügte er seiner Schrift über das Nehmen des Sakraments eine Warnung bei, daß man nicht den Gefahren sich zu entziehen suche durch das Vorgeben, es „nicht mit dem Luther, noch mit sonst Jemand, sondern mit dem heiligen Evangelio oder mit der heiligen Kirche oder römischen Kirche zu halten", während man im Stillen doch seine Lehre für evangelisch erkenne; auch das, sagt er, heiße Christum verleugnen; ob man ihn selbst zu einem Buben oder Heiligen mache, daran sei ihm Nichts gelegen; Christum aber müsse man frei bekennen, ob Luther oder ein Anderer ihn gepredigt habe. — Zugleich ließ er ein Schriftchen ausgehen „Von Menschenlehre zu meiden", worin er den Satzungen des Fastens, der Ehelosigkeit u. s. w. eine Reihe von Bibelsprüchen entgegenstellte, fügte auch einer zweiten Ausgabe desselben eine „Antwort auf Sprüche" bei, „so man führet, Menschenlehre zu stärken"; er wollte hiemit „den armen, gefangenen, demüthigen Gewissen die christliche Freiheit predigen", nicht „den frechen unzüchtigen Köpfen dienen, die ihr christlich Wesen allein damit aufwerfen, daß sie Fleisch essen, Bild stürmen" u. s. w.[3])

Gegen den ganzen Schlag der römisch-katholischen Bischöfe und ihr allgemeines Treiben und Leben erging er sich noch bitterer und rücksichtsloser als je zuvor in seiner Schrift: „Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe." Er schildert

sie als das directe Gegentheil derjenigen Hirten, deren Bild Paulus aufstelle, als Abbild vielmehr der falschen Propheten, welche Petrus 2. Petr. 2, 1 ff. schildere, als Nachfolger Bileams, wie Petrus sage, als abgöttische, unsittliche, schandbare, vermaledeite Verführer und Wölfe. Weil sie ihn um ihres Abgotts willen wegen seiner edeln Sache verlästern, verdammen und verbrennen und weder hören noch Antwort geben, will er auch seine Hörner aufsetzen und für seinen Herrn seinen Kopf wagen. Ihnen zum Trotz, die ihn einen Ketzer schelten, nennt er sich einen Ecclesiastes von Gottes Gnaden; ja er sagt: „ob ich mich einen Evangelisten von Gottes Gnaden nennete, trauete ich dasselbe eher zu beweisen, denn euer einer seinen bischöflichen Namen beweisen könnte, bin deß gewiß, daß mich Christus selbst also nennet, der auch Zeuge sein wird am jüngsten Tag, daß meine Lehre nicht mein, sondern sein lauter Evangelium ist." Gegen die Befürchtung, daß ein Aufruhr gegen die geistliche Obrigkeit entstehe, wenn man, wie er thue, die „geistliche Höhe strafe", antwortet er: es wäre besser, daß alle Bischöfe ermordet, alle Stifte und Klöster ausgewurzelt würden, denn daß Eine Seele verderbe; wozu seien sie nütze, denn daß sie in Wollust leben von der Andern Schweiß und Arbeit? den Aufruhr jedoch mache nicht Gottes Wort, sondern der verstockte Ungehorsam, der sich dagegen auflehne; jenes löse sänftiglich die Seelen von ihren Banden, daß die Tyrannen verachtet werden, und was verachtet werde, bedürfe nicht viel Stürmens; das Larvenvolk bedürfe keines andern Verstörens, denn daß man sie aufdecke und erkenne. Er proklamirt auch eine „Bulle und Reformation", wornach Alle, welche Leib und Gut dransetzen, daß die Bisthümer also verstöret werden, Gottes Kinder sein sollen, Alle aber, welche willig auf der Bischöfe Regiment halten, des Teufels eigene Diener. Bischöfe in Wahrheit sollen nur diejenigen noch heißen, welche des Volkes warten mit Predigen und Sakrament, als der Pfarrherr und die Kapellane jeder Gemeinde; solche habe Paulus eingesetzt für jede Stadt und habe sie Aelteste und episcopi oder Bischöfe, das heiße Wächter oder Hüter, genannt. So nun von den jetzigen Bischöfen, die davon Nichts üben noch wissen, doch einer oder der andere die Sprüche der Schrift bei sich wirken ließe und über seine Seligkeit in seinem Stande besorgt würde, so solle er, wenn er nicht selbst zum Predigen geschickt sei, wenigstens andere gelehrte Männer schaffen, die an seiner statt in seinem Bisthum hin und her das Evangelium rein verkündigen, und solle selber das, was er mit Predigen nicht ausrichte, mit Beten und Dienst und Hilfe an den Armen ersetzen.[1])

Für die Christen insgemein aber behauptete er das Recht, das göttliche Wort, das jene Bischöfe versäumen und verwehren, frei zu predigen und sich ohne Rücksicht auf bischöfliche Weihe ein eigenes echt christliches

redigtamt zu bestellen: so namentlich in seiner kleinen Schrift, „daß ine christliche Versammlung oder Gemeine Recht und Macht abe, alle Lehre zu urtheilen und Lehrer zu berufen u. s. w.“, elche 1523 (wohl um Ostern) erschien, und in einer gleichzeitigen lateinischen chrift „von Einsetzung der Diener der Kirche“, welche er, wie ir sehen werden, für die Böhmen abfaßte. Zu Grund legt er der Christen llgemeines Priesterthum. Daran hält er auch jetzt, da er bereits den Mißbrauch und die Auswüchse bekämpfen mußte, so gut fest wie in seinen üchern an den deutschen Adel, von der Freiheit eines Christenmenschen u. s. w. Dazu gehört ihm das Verkündigen des Wortes, dazu das selbständige Urtheil ber die Lehre gemäß der Schrift; von denen, welche das öffentliche Predigtmt bekleiden, sagt er wie dort, daß sie predigen anstatt und auf Befehl er Andern. So sollen nun die Gemeinden selbst zusehen, daß keiner sie it Menschenlehren verführe, und kein Prediger soll über sie gesetzt werden hne ihr Wollen und Erwählen, außer wo die Noth dazu zwänge, damit ie Seelen nicht aus Mangel göttlichen Wortes verdürben. Wo kein Bischof t, der für evangelische Prediger sorgt, soll die Berufung von der Gemeinde usgehen, ob nun der Bischof den von ihr Berufenen bestätigen möge oder icht. Während ferner Luther jetzt wie früher für die öffentlichen Prediger i christlichen Gemeinden eine solche ordentliche Berufung zur Bedingung acht, erklärt er jetzt, daß an Orten, wo noch keine Christen seien, ein hrist auch ohne solchen Ruf vermöge seines einfachen Christenberufs seine itmenschen das Evangelium lehren solle, und daß auch mitten unter hristen ein Einzelner, wenn er den ordentlichen Lehrer irren sehe, ohne ne Berufung durch Menschen auftreten und lehren möge, sofern es nur ttig und züchtig dabei zugehe; er bezog hierauf die Weisung, welche der postel fürs Reden im Gemeindegottesdienst 1. Kor. 14, 30 gab: „so eine ffenbarung geschieht einem Andern, so schweige der Erste.“ [1])

In der behütenden Fürsorge und anregenden Thätigkeit, welche Luther gleich gegen die alten Feinde und gegen die neuen Gefahren auszuüben dacht war, beschränkte er sich auch mit seiner persönlichen Gegenwart und inem mündlichen Worte bald nicht mehr auf Wittenberg. Er that es den rumreisenden Bischöfen gleich. Solche Befürchtungen, wie er sie dem nge mit Bezug auf eine Reise nach Erfurt aussprach, hielten ihn nicht nge zurück. Sobald die arbeitsreiche Fastenzeit und Ostern vorbei war, achte er sich auf den Weg nach Borna, wo er am 27. April zweimal, ch Altenburg, wo er gleichfalls zweimal, nach Zwickau, wo er ermal predigte, dann zurück nach Borna und weiter noch auf den folgenn Sonntag, den 4. Mai, nach Eulenburg. Sein Weg führte ihn auch rch herzoglich sächsisches Gebiet, wo vom Herzog Georg das Schlimmste r ihn zu erwarten war; er durchreiste es kühn, doch nicht ohne Vorsicht:

so riet er von Zwickau nach Torna bei Naſhut in nächſter
dem er sein zurückbei Gemahl ſich nachführen ließ.[1])

Nach Altenburg war er vom dortigen Magiſtrat eing
hatte ihn gebeten, der Stadt einen evangeliſchen Prediger zu
ſelber dort zu predigen, damit den gemeinen Leuten die Lü
ſeine Lehre als Ketzerei genommen werde. Er empfahl ihn
null jenen Gabriel Zwilling. Der Probſt aber, die Pfarren und
Oberherren beſetzt, welche die Pfarrſtellen beſetzten, vermöch
gelium den Einzug. Bei ſeiner Anweſenheit ſetzte dem
Magiſtrat eine Beſchwerde für die kurfürſtliche Regierung auf,
die Grundſätze auf, vermöge deren Luther ſeinen Überzeug
meinden das Recht in Anſpruch nahm, ſich gemäß ihrer Ü
zeugung ihrer bisherigen Geiſtlichen zu entledigen und mit
zu verſehen: es ſei den Chriſten geboten, ſich vor den falſch
den Wölfen in Schafskleidern, zu hüten und ſie haben alle Ur
die Lehre zu urteilen und die Wölfe zu erkennen; die Pf
ferner gehöre nicht Jenen, ſondern der Gemeinde, und die Fü
ſeinen Jenen nicht verlichen, damit ſie die Seelen morden, ſ
ſie das Evangelium predigen ſollten, gebühren ihnen daher
dies unterlaſſen; im Uebrigen werde man ihnen ihre Gewalt
unverletzt laſſen, wenn ſie das Evangelium und der Seele
hindert laſſen. Der Magiſtrat trat dabei ohne Weiteres als
ordentliche Vertreter der Gemeinde auch in dieſer geiſtlichen
auf; er erklärte: „wir werden aus eigenem Gewiſſen bewegt,
was unſerer und unſerer Nachbarn, der Stadt Altenburg, Sch
als denen wir aus zweierlei Pflicht zu dienen ſchuldig ſind
leiblichen Regimente und brüderlicher chriſtlicher Liebe halb
Pflichten dieſer Liebe also viel für ihn auch die Fürſorge
Seligkeit. Luther unterſtützte ferner die Forderung des M
ein Schreiben, das er ſelbſt an den Kurfürſten richtete; und
er nicht bloß das Recht der Gemeinde und ihrer Vorſteh
machte es nun ebenſo auch dem Landesherrn zur Pflicht, die
dieſer Sache nicht zu beſchützen, ſondern ſelber „als ein chr
dazu zu raten und zu helfen, auch als ein chriſtlicher Für
ſein mag, den Wölfen zu begegnen.“ Der Kurfürſt verweig
Zwilling trotz Luthers fortgeſetzter Fürſprache für ihn die E
dem er wohl nicht bloß durch den Proteſt der Chorherren,
durch ſeine eigenen Bedenken gegen die Perſönlichkeit deſſelben
ließ, übertrug jedoch die fragliche Predigerſtelle an Luthers
der längſt und namentlich auch auf dem früher erwähnten A
vent ſeine evangeliſche Geſinnung genugſam kundgegeben ha

verwehrten auch ihm anfangs die Chorherren den Gebrauch der Kirche. Sie mußten ihn zulassen, und im folgenden Frühjahr begann er das Abendmahl unter beiden Gestalten auszutheilen, trat auch in den Ehestand.[1])

Ueber Luthers Auftritt in Zwickau haben wir noch Bericht von einem Augenzeugen. Aus der ganzen Umgegend strömte hiernach das Volk zusammen, um ihn zu sehen und zu hören, ja die Zahl wird auf mehr als 25,000 berechnet. Er hielt daher eine jener vier Predigten auf dem Markte von einem Fenster des Rathhauses aus, eine andere im Schloß vor einer im Schloßhof sich drängenden Zuhörerschaft.[2])

In Betreff der Eilenburger Gemeinde, wo er die einen nach einem evangelischen Prediger begierig, die andern aber zu lässig und gleichgiltig fand, wünschte er, daß der Kurfürst selbst den ersten Schritt thue, nämlich den Magistrat zur Befriedigung jenes Wunsches auffordere, schlug auch gleich zwei Prediger vor, von welchen dieser einen berufen möge. Er erklärt: Dem Kurfürsten müsse als christlichem Bruder und auch als Fürsten daran gelegen sein, den Wölfen zu begegnen und für seines Volkes Seligkeit zu sorgen.[3]) So waltet bei ihm diese Auffassung der Obrigkeit vor vom Beginn seines reformatorischen Handelns an. Auch jene ersten Wittenberger Neuerer übrigens hatten es ja nicht anders gewußt: durch den städtischen Magistrat ließen sie verfügen was sie wünschten und hätten es froh ergriffen, wenn dergleichen der Landesherr ihnen zu Willen gewesen wäre. Ganz nach den in Altenburg entwickelten Grundsätzen berieth Luther bald nachher auch z. B. einen Grafen von Schwarzburg: dieser sollte den Mönchen, welchen von seinem Vater eine Pfarrei übergeben worden war, vorhalten, daß sie ihrer Bestimmung gemäß das Evangelium zu predigen haben, und, wenn sie sich weigern, ihnen die Pfarre nehmen; denn es seien keinem Prediger darum Güter und Zinse gegeben, daß er Schaden, sondern daß er Frommen schaffen solle.[4]) Auch die Rechtsfrage, ob nicht die kirchlichen Güter der Kirche des alten Glaubens und ihren Geistlichen verbleiben und für die neuerwachte evangelische Predigt erst neue Stellen begründet werden müßten, machte ihm also nicht weiter zu schaffen. Er ging hiebei davon aus, daß schon die ursprünglichen Stiftungen der Verkündigung des göttlichen Wortes haben dienen wollen, und gab gar nicht zu, daß diejenige Verkündigung, welche jetzt als falsche, ja als Verkehrung des Wortes ans Licht gestellt sei, jemals zu Recht bestanden habe; die Kirche, für welche er neue Hirten haben wollte, sollte keineswegs eine neue sein, sondern die alte, welche nur wieder zum Bewußtsein ihres eigenen Wesens und ihrer göttlichen Grundlage, Bestimmung und Ordnung komme.

Im Oktober des Jahres 1522 führte Luther doch auch die Reise nach Erfurt aus, die er im Frühjahr noch abgelehnt hatte. Er war zugleich durch Wolfgang Stein, den Hofprediger des Herzogs Johann, nach Weimar

eingeladen, wo der Herzog und sein Sohn Johann Friedrich seine Anwesenheit wünschten. Melanchthon, Agricola und der frühere Antwerpener Prior Jakob Probst (vergl. über diesen unten) begleiteten ihn. Eine Menge von Freunden und Neugierigen drängten sich in Erfurt, wo er am 20. anlangte, wieder um ihn und Melanchthon. Auch Gastmahle und Reden wurden wieder für sie veranstaltet. Doch enthielten sich der Magistrat und die Universität der Stadt, wo jetzt die Parteien so leidenschaftlich gegenüber standen, ihnen von Amtswegen Ehrenbezeugungen zu erweisen. Luther stieg vor dem Thor der Stadt vom Wagen, um dem Andrang der Begrüßenden auszuweichen. Sogleich machte er sich wieder ans Predigen: einmal am 21., zweimal am 22., an welchem Tag Melanchthon bei ihrem Freunde, dem Humanisten Mosellan, statt der Gottesdienste eine Mahlzeit mitmachen mußte. Und zwar trat Luther, um Lärm und Aufsehen zu meiden, absichtlich nur in der unscheinbaren Michaeliskirche auf. Er sprach nur über das Nothwendigste: über den seligmachenden Herzensglauben und die Einigung der Seele mit Christus, gegen das Vertrauen auf äußere Werke und gegen die falsche, aristotelische und scholastische Menschenweisheit. Wohler fühlten sich die beiden, wie Melanchthon berichtet, in Weimar, wohin sie noch am 22. zurückfuhren: sie haben, sagt er, hier nicht die Unruhe und Gastgelage gehabt; es sei ihnen heimisch zu Muthe gewesen. Luther hatte dort schon auf der Durchreise nach Erfurt am Sonntag den 19. zwei Predigten gehalten und predigte jetzt noch vier Tage nach einander vor den Fürsten und der Gemeinde. Diese sechs Predigten, in sorgfältiger Nachschrift uns noch erhalten, geben eines der besten Beispiele, wie er einfach, klar, lebendig und praktisch die Summe der Heilslehre in kurzer Ausführung für Hoch und Niedrig darzulegen wußte. In einer derselben handelte er, mit Anschluß an die Lehre vom Reiche Christi, auch eigens von der weltlichen Obrigkeit, sie scheidend vom geistlichen Gebiet und ihre Pflichten den anwesenden Fürsten ans Herz legend; wir werden auf dieselbe unten zurückkommen.[1])

So weit wir Luther auf solche Weise in weiterem Umkreis thätig sehen und reden hören, hat er überall nur erst aufs Pflanzen evangelischer Grunderkenntniß und Gesinnung hingearbeitet. Die äußeren Dinge, um welche in Wittenberg so sehr geeifert worden war, übergeht er oder gedenkt ihrer bloß, um nach beiden Seiten hin zu warnen, theils vor einem abgöttischen Hängen an den Ceremonien und guten Werken der päpstlichen Kirche, theils vor einem verkehrten Drängen und Stürmen nach Reform.

Wo aber die reformatorische Bewegung auf das von ihm geforderte Maß zurückgeführt war und diejenige Neubildung, mit der man zunächst sich begnügen sollte, einmal festen Bestand gewonnen hatte, da fand nun doch auch er es bald zulässig, angemessen und nothwendig, Schritt für Schritt mit den Neuerungen weiter voranzugehen.

Schon im nächsten Jahre fiel mit seiner Zustimmung in Witten-
erg und z. B. auch in der kurfürstlichen Residenzstadt Torgau die bis-
rige Feier des Fronleichnamsfests, von welcher Luther aus eigener Er-
hrung wußte, wie sehr sie nicht bloß mit der scholastischen Lehre, sondern
ch mit der ganzen bisher herrschenden Religiosität des Volkes verwachsen
ar, in welcher aber jetzt ein Hauptstück des menschlich erfundenen, ab-
ttischen Gottesdienstes abgethan werden sollte.[1])

Ferner ließ man bei der Wittenberger Pfarrkirche die Feste der Heiligen
ngehen mit Ausnahme derjenigen Marienfeste, in welchen Thatsachen des
ebens Christi gefeiert wurden.

Im sonntäglichen Gottesdienst wurden nicht bloß jene aufs Meßopfer
züglichen Worte weggelassen, sondern auch verschiedene, zur bisherigen
turgie gehörigen Gesänge. Alltägliche Gottesdienste wurden, wie wir
hon oben erwähnten, jetzt wieder eingeführt, aber nur zur Verkündigung
s göttlichen Worts und christlichem Gebet. Am 23. März 1523 begann
an in der Stadtkirche mit dieser neuen Form der Wochengottesdienste.
unächst wurden Lektionen aus dem Neuen Testament für jeden Morgen
geordnet. Die Absicht war, ebenso für den Abend oder Nachmittag
Vesper) alttestamentliche Lektionen einzurichten, wenn sich für sie ein Lektor
funden haben werde. Und zwar sollte nach dem ursprünglichen Plan
desmal ein Geistlicher den biblischen Abschnitt verlesen, ein anderer darüber
rechen: so meinte man hier jener Weisung 1. Kor. 14, 27 (vgl. oben S. 557),
ornach Mehrere in der Gemeinde nach einander redeten, nachzukommen.
en Schluß sollte ein Gebet für das Wohl der Kirche machen.[2])

Im Spätherbst 1523 verfaßte Luther eine Schrift „Formula Missae",
elche von jenen Aenderungen auch auswärts Kunde geben wollte, damit
dere Geistliche und Gemeinden dem Vorbild folgen oder ihrerseits im
chte des evangelischen Geistes Maßnahmen treffen und Vorschläge machen
öchten; durch Paul Speratus ließ Luther sie verdeutschen. Schon um
ingsten hatte er ihr eine ganz kurze deutsche Schrift „Von Ordnung
s Gottesdiensts" vorangehen lassen. Jene widmete er seinem Freund
ausmann in Zwickau, welcher sich Weisungen von ihm erbat. Er er-
irte, um der Schwachen willen und im Gegensatz gegen die leichtfertigen,
rwitzigen Geister Alles nur mit Bangen und Zögern unternommen zu
ben; jetzt aber, da man hoffen dürfe, daß viele Herzen durch Gottes
nade erleuchtet und gestärkt seien, und da endlich das Abthun der Aer-
rnisse in Christi Reich unerläßlich sei, müsse man in Christi Namen Etwas
agen. Zur gleichen Zeit begann er die Ceremonien bei der Taufe zu
inigen. Wir werden Näheres darüber im folgenden Abschnitt berichten.[3])

Jetzt wurde ferner die Austheilung des Abendmahles unter
eiden Gestalten, welche Luther Anfangs nur für die Geförderten

zuließ, in der Wittenberger Pfarrkirche allein noch geduldet, und er ſp
ſich darüber in der Formula Missae aus: nachdem das Evangelium den Le
ſo lang eingetrieben worden ſei, habe man genug Nachſicht gegen
Schwäche geübt; es liege Nichts daran, wenn diejenigen, welche jenes
lange nicht erkannt haben, gar kein Abendmahl mehr empfangen, d
nicht etwa die Duldung der Schwäche zur Halsſtarrigkeit bei ihnen ſi
Nur da, wo das Wort Gottes noch nicht gehört und bekannt ſei, ge
migte und forderte Luther noch jene Rückſichtnahme (ebenſo auch noch
der ſächſiſchen Kirchenviſitation fünf Jahre nachher).

So geſtaltete ſich ſchon jetzt das Verfahren Luthers mit Bezug
die oben von uns angeregte Frage, wie weit ſein Grundſatz von
Freiheit des religiöſen Gewiſſens und vom Wirken durchs Wort allein
ihn durchführbar geweſen ſei. Wohl wollte er für die Theilnahme
dieſem evangeliſchen Gottesdienſt und Abendmahl fort und fort nur Chri
welche in freier Ueberzeugung dem evangeliſchen Worte folgten. D
aber, bei welchen das Wort nicht den gehofften Erfolg hatte, ſtand
evangeliſche Ordnung nun doch als äußeres Geſetz gegenüber. Sie ſo
nach ſeiner Meinung nicht gezwungen ſein, an ihr ſich zu betheiligen;
ſie gingen, wenn ſie ihr widerſtrebten, nicht blos ihrer bisherigen kirchlichen R
verluſtig, ſondern ſie konnten an dem Orte, welchem ſie als Bürger
gehörten, überhaupt keinen öffentlichen Gottesdienſt mehr üben und
nießen. So ſtießen in der reformatoriſchen Thätigkeit Luthers und ſo
in der evangeliſchen Reformation überhaupt jener neu vorgetragene e
geliſche Grundſatz und die von Alters her in der Chriſtenheit feſtwurzel
Anſichten über die Zuläſſigkeit oder vielmehr Nichtzuläſſigkeit verſchied
und ſich widerſtreitender chriſtlicher Gemeinweſen in Einem bürgerlichen
nationalen Gemeinweſen auf einander. Jenen hat Luther am nachd
lichſten unter allen Reformatoren vorangeſtellt; dieſe haben dennoch bei
wie bei ihnen allen ſich behauptet.

In Wittenberg aber trieben nun doch, während die Reformu
bei der ſtädtiſchen Gemeinde ſo weit vollzogen war, jene Stiftsher
der Schloßkirche an ihren Altären noch ganz den alten Meßdienſt
Nur ein Theil von ihnen war demſelben wirklich ergeben. Jonas
Probſt der Kirche, war ja vielmehr einer ſeiner ſchärfſten Gegner.
ein Beſchluß, ihn abzuſchaffen, war nicht durchzuſetzen. Allwöche
mußten ſo ordnungsmäßig etwa dreißig Privatmeſſen gefeiert werden,
Geſänge und Gebete für Todte und Anderes, was nicht evangeliſch
funden wurde. Zu jenem Meſſeleſen wurden meiſt Kapellane und P
angehalten.

Luther hatte auch hier Anfangs noch Nachſicht. Er rieth den K
lanen, es im Dienſte fremder Schwachheit ſo zu thun, daß ſie daraus

: Feier des Abendmahls für sich selbst machen. Aber er strebte dahin, doch bald dieses ganze „Bethaven", diese Stätte des Götzendienstes, umgeıdelt werde. Diejenigen unter den Priestern des Stifts, welche widerbten, waren ihm größtentheils auch persönlich anstößig und verächtlich: warf ihnen vor, daß sie des Morgens ihre Messe halten, nachdem sie Nacht in Unzucht verbracht. Darüber verhandelte er mit Spalatin, der n Kurfürsten sich verwenden sollte, und ging nach dem Tode des bisigen Stiftsdechanten seit dem März 1523 auch die Stiftsherren selbst : ernstlich darum an, daß sie die Gräuel abschaffen, deren längere Dulg zu Trotz und Spott gegen das Evangelium Anlaß biete; ja, er gab en zu bedenken, daß man sonst in Wittenberg jede Gemeinschaft ihnen abbrechen müßte. Zum neuen Dechanten erwählte die Univert den Amsdorf, der dem Kurfürsten anzeigte, daß er den Meßkult nicht bhaben, noch schützen könne, übrigens gleich darauf selbst auf die Stelle richtete.

Allein der Kurfürst, an welchen jene Herren sich wandten, war zu ıer Entscheidung gegen sie zu bewegen. Er wollte, daß, was durch seine rfahren seligen Gedächtnisses und durch ihn selbst gestiftet sei, gehalten :de, bis ihm genügende Ursachen dawider angezeigt würden, und verwies terhin auf ein Concil, das damals auch die Reichsstände wünschten. Dem rnden Luther ließ er die Erwartung aussprechen, daß derselbe bis dahin den Dingen mit solcher Unstürmigkeit Nichts weiter vornehmen werde." ıer den Probst Jonas, der ihm vergebens Gründe vortrug, äußerte er sehr aufgebracht.

Inzwischen fuhr Luther fort, die Stiftsherren zu vermahnen, daß sie : ihrem Trotz ablassen, und zwar that er dies nicht blos in wiederten Schreiben sondern auch mündlich von der Kanzel aus.

Mit ausdrücklicher Bezugnahme auf sie ließ er dann (wohl gegen ıe des Jahres 1524) eine kleine Schrift über den „Gräuel der Stillsse" erscheinen, worin er den Lesern die Worte des Meßkanons vertscht vorlegte, um zu zeigen, „wie verblendete, verstockte Gotteslästerer ere Papisten sind". Er rief ferner hier geradezu die weltliche, obrigkeit: Gewalt gegen diesen gotteslästerlichen Gottesdienst auf, so wie ja die rigkeit auch einen frechen Buben, der auf der Straße Gott lästere, mit ıst strafen müsse oder selbst vor Gott solcher Untugend theilhaftig werde. ihm im Namen des Kurfürsten jener Vorhalt gemacht wurde, erwiederte daß er keineswegs aufhören wolle, wie bisher gegen die Messen des fts zu predigen; doch werde er das Volk von Gewaltthaten abhalten, er nicht meine, daß man „Etwas mit der Hand thun solle". Schon an ihnachten 1522 war übrigens von Studenten Unfug in der Stiftskirche ieben worden, wo sie des Nachts einbrachen, und die Furcht vor Ex-

zessen des erregten Volkes war nur allzu begründet: in seiner „Formula Missae“ bemerkte Luther selbst, daß er dem Volk täglich Zügel anlegen müsse, damit es nicht jener Allerheiligen- oder vielmehr Allerteufelkirch ein Ende mache.

So zog sich der Handel zwei Jahre lang hin. Es waren am End nach Luthers Ausdruck nur noch drei „Schweine und Bäuche“ im Stift welche, wie er sagt, des schnöden Geldes wegen an der Messe festhielten Im Sommer 1524 erlaubten sich die evangelisch gesinnten Mitglieder, ihrer seits die Messen und anstößigen Gebete einzustellen, und die Universität erwählte für drei vacant gewordene Stellen Männer desselben Standpunkts Aber der Kurfürst ließ diese nicht zu, weil sie ihr Amt nicht wirklich zu versehen Willens seien, ja er und seine Räthe warfen den Neuerern wieder holt vor, daß sie bei einem willkürlichen, müßigen Leben ihr Einkommen ge nießen möchten. Die Aufregung wurde ferner noch dadurch gesteigert, daß der neue Dechant einer Frau in der Stadt das Abendmahl unter Einer Gestalt reichte, während er früher Solches zu unterlassen versprochen hatte. Jetzt drohte Luther dem Stiftskapitel, er werde als berufener Prediger der Gemeinde Rath und Mittel vornehmen, um seinem und der Seinigen Ge wissen genug zu thun, als die des Teufels Gemeinschaft zu vermeiden und zu fliehen gesonnen seien. Das Volk verhöhnte die Stiftsherren des Nachts mit Meßgesängen und rief Flüche gegen sie aus. Vergebens ließ der Kur fürst Luther von seinen Drohungen abmahnen und ihn an seine eigene Lehre erinnern, wornach man nur das Wort Gottes fechten lassen sollte, welches schon zu seiner Zeit, wenn Gott es wolle, wirken werde. Wohl meinte Luther nur mittelst des Wortes zu handeln, aber er predigte am folgenden Sonntag also, daß darnach der Rector der Universität und die Bürgermeister und zehn Magistratsmitglieder beim Dechanten erschienen, um den bei der Messe beharrenden Stiftsherren alle weitere Gemeinschaft aufzukündigen. Dem Dechanten wurden des Nachts die Fenster einge worfen. An Spalatin schrieb Luther, daß er „jene Messen abthun oder etwas Anderes vornehmen werde“; er deutete an, daß man ihn wohl gar nöthigen könnte, wegzugehen, und begehrte nur wenigstens offene, gerade Erklärungen von Spalatin, damit er wisse was er zu thun habe. Die Spannung schien so aufs Aeußerste gekommen; Kurfürst Friedrich aber mals von seinen Stiftsherren angerufen, war offenbar rathlos: er ant wortete nur mit einer Bezeugung seines Mißfallens an jenen Vorkomm nissen, ohne Etwas zu entscheiden. Da wichen endlich die Stiftsherren selbst. Sie bekannten, durch tägliche Prüfung sich überzeugt zu haben, daß die Messen nicht weiter vertheidigt werden können. An Weihnachten 1524 fielen zum erstenmal die „Gräuel“ in der Stiftskirche weg; an die Stelle der täglichen Privatmessen sollte ein Dienst des göttlichen Wortes

die in der Stadtkirche treten, das Sakrament des Altares nur noch in einer Gemeinde von Communikanten gefeiert werden. So ließ dann dies auch der Kurfürst geschehen.[1])

Der hier erzählte Vorgang zeigt vollends recht deutlich, welche Schwierigkeiten es hatte, jene Grundsätze von der nothwendigen kirchlichen Einheit und ausschließlichen Duldung des Einen für evangelisch erkannten Kirchenthums zugleich mit dem Grundsatz von der religiösen Freiheit und der reinen Wirksamkeit des Wortes bei den kirchlichen Reformen zur Geltung zu bringen. Sollten jene Grundsätze festgehalten werden, so waren die schlimmsten Verwicklungen, Unordnungen und Händel nur dadurch zu vermeiden, daß man mit denselben noch weiter ging, als Luther Anfangs meinte und wünschte, daß nämlich die höchste gesetzgebende Gewalt des Landes auch diejenige kirchliche Ordnung, welche fortan für die echt christliche anerkannt werden sollte, geradezu zum Gesetz machte und jeden äußern Widerstand gegen sie niederschlug. Doch der bejahrte Kurfürst Friedrich mit seiner religiösen Aengstlichkeit und steten Rücksicht auf die auch ihm übergeordnete Reichsgewalt war noch nicht der Mann, Solches in die Hand zu nehmen. Und Luther war denn doch auch nicht der Mann, heftig dazu anzutreiben. Auch diesmal konnte er ja noch sagen, daß er durchs Wort gesiegt und die Gräuel ausgefegt habe. Und die Reformation ist in Wittenberg, ihrer ersten Stadt, doch *von der Gemeinde im Ganzen* mit voller Freiheit angenommen worden.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung: Gottesdienst und Kirchenlied, Schule, Kirchenverfassung.

Die schwierigen Fragen, auf welche wir schon in diesen Anfängen der reformirenden Thätigkeit Luthers gestoßen sind und auf welche die ganze Geschichte der Reformation immer wieder hinführt, haben sich auf die Art gezogen, wie überhaupt einem evangelischen Gottesdienst und Kirchenwesen in den Gemeinden und Ländern Raum geschafft, das Widerstreben papistischer Geistlicher und Gemeindeglieder überwunden werden könne und solle. Luther hat gewiß die Schwierigkeiten, in die er dort hineingerieth, bereits selbst sehr zu fühlen bekommen. Dagegen sehen wir ihn mit Klarheit, Ruhe und Consequenz und zugleich liebendem Anschluß an die jeweiligen Bedürfnisse der christlichen Brüder nun da, wo einmal für das Evangelium Raum und Sieg gewonnen ist, an der weiteren Reinigung des Gottesdienstes arbeiten. Wir haben hier dasjenige näher auszuführen, was er darüber namentlich in den beiden oben genannten Schriften berichtete und rieth.

Er ſtellt da kurz und einfach den höchſten Grundſatz auf, um n
es ihm beim evangeliſchen Kultus zu thun war: „die Summa ſei, d
Gottesdienſt Alles geſchehe, damit das Wort im Schwange gehe und
wiederum ein Tönen und Lören (d. h. leeres Geſing und Geſchrei)
werde, wie es bisher geweſen. „Das Eine", ſagt er, „ſei von N
daß Maria nach Luk. 10, 39 ff. zu Jeſu Füßen ſitze und höre ſein
täglich. In dem bisherigen Gottesdienſt ſeien die drei großen Mißb
eingefallen, daß man Gottes Wort geſchwiegen, daß man unchriſtliche
und Lügen in Legenden, Geſänge und Predigten aufgenommen, un
man ſolchen Gottesdienſt als ein verdienſtlich Werk getrieben habe.
ſolle die Gemeinde nimmer mehr zuſammenkommen, es werde den
ſelbſt Gottes Wort gepredigt und gebetet ob auch nur aufs Kürzeſte.
predigt, lebendig dargelegt wollte er Gottes Wort haben, nicht blos
geleſen. Das Gebet, die bittende, lobpreiſende, hingebende Erhebun
Seelen zu dem Gott, der in ſeinem Wort ſich ihnen offenbart und
theilt, gehörte für ihn natürlich immer weſentlich zu jener Summa;
es ſoll nur ein Gebet ſein, das auf Gottes eigene Offenbarungen un
heißungen ſich gründet und dieſe aufnimmt, ohne ſelbſtgemachte Mitt
Mittler der Gemeinſchaft mit Gott zu ſuchen. Die Sakramente fall
für Luther mit unter die Uebung des Wortes: durchs Wort ſind
äußern Akte geſtiftet und geheiligt um das im Wort Verheißene no
niger zuzutheilen, und das Wort ſoll für ſie die Herzen bereiten un
Glauben wecken, in welchem ſie empfangen werden müſſen.

Die Uebung des Wortes und Gebetes bei der Gemeinde muß
verſchiedenen Beſtandtheilen und Formen entfalten: die Texte der he
Schrift müſſen in der Verkündigung für verſchiedene Zeiten und A
getheilt werden, die Gebete und Geſänge mit verſchiedenem Inhal
Ton zu Gott aufſteigen. Das leibliche, ſinnliche Leben, in welchen
auch als Chriſten uns bewegen und welchem Gott ſelbſt mit ſeinem ä
Wort und den äußeren Sakramenten entgegenkommt, bringt von ſelb
weitere äußere Einkleidung des Gottesdienſtes mit Bezug auf Zeit, Or
Handlungen mit ſich, ohne daß Gott für dieſes Alles ein Geſetz hätt
ſtellen müſſen oder wirklich aufgeſtellt hätte. Luther hat darüber
oft eingehender ſich geäußert. Er geht ſchon jetzt und ſo ja ſchon ſei
Beginn ſeines reformatoriſchen Zeugniſſes davon aus, daß dieſe Ding
jenem gottgeordneten Kerne des Gottesdienſts gegenüber frei, indiff
adiaphora ſeien. Wer daraus wieder bindende Satzungen machen
zerſtört ihm das Evangelium und die koſtbare geiſtliche Freiheit der Ch
ſei's daß es in des Papſts, ſei's daß es in Carlſtadts Weiſe geſchehe
findet er dasjenige an ſich zuläſſig, was wirklich nur des göttlichen A
und chriſtlichen Sinnes Einkleidung iſt und ſein will und nicht, wi

Meßgräuel, an die Stelle von Gottes Wort und Stiftung menschliche Erfindungen und Heilsmittel setzt. Indem er aber zu bestimmen und zu wehren hatte, wie jetzt wirklich der Gottesdienst innerhalb dieses freien Gebietes geordnet und gegliedert werden sollte, ließ er sich nun hiebei durchweg durch die Rücksicht auf das zeitweise, gegenwärtige Bedürfniß der Gemeinde, des gemeinen Mannes und zumeist der noch schwachen Glieder leiten, und daraus ergab sich für ihn vor Allem die fortwährende Fürsorge, keine Aenderungen des Bestehenden vorzunehmen, die Aergerniß und Verwirrung hervorrufen könnten, vielmehr das Herkömmliche um des Herkommens willen in so weit bestehen zu lassen, als es jenem Kern keinen Eintrag thue, ob auch Anderes der Hauptaufgabe des Kultus an sich noch besser dienen könnte.

Man hat versucht, für die Gliederung des katholischen und ferner des aus der Reformation hervorgegangenen Gottesdienstes in die einzelnen Akte, Gebete, Gesänge, Vorlesungen, Ansprachen u. s. w. eine tiefe innere Begründung nachzuweisen, ja gar zu zeigen, wie die Darstellung der göttlichen Heilsthaten und Gaben für die Gemeinde und die Selbstdarstellung einer christlichen Gemeinde vor Gott nur in dieser bestimmten Gestalt und Reihenfolge einen dem Wesen der Sache entsprechenden Ausdruck gewinne. Bei Luther finden wir nie einen solchen Versuch, nie ein solches Urtheil: weder jetzt, noch späterhin. Gewiß fühlte Luther mit das an sich Angemessene und Anregende, was die von ihm selbst aufgenommene alte Ordnung hatte. Aber er stellte darüber keine Theorie auf, kannte kein an sich Angemessenstes und meinte keines suchen zu müssen. Sein Verfahren bestand einfach darin, daß er unter den überlieferten Bestandtheilen des Gottesdienstes das, was mit jenen Grundsätzen sich nicht vertrug, prüfen und ausscheiden oder durch Anderes ersetzen lehrte, das Uebrige beibehielt.

Unverträglich waren für ihn vor Allem die Stücke, welche geradezu Schriftwidriges enthielten, wie außer dem Meßopfer die abgöttische Anrufung der Heiligen, sodann auch solche Stücke der Liturgie, welche, ohne einen an sich verwerflichen Inhalt doch durch die Ueberfülle menschlichen Wortes und Klanges das göttliche Wort zurückzudrängen und den Geist wahrer Andacht zu ersticken drohten. Jene sollten unbedingt abgethan sein. Aenderungen mit Bezug auf diese gab Luther nur rathweise an; er wollte darüber dem Urtheil Anderer nicht vorgreifen, noch Gesetze geben; ja hier, wo auch das Urtheil evangelisch Gesinnter auseinander gehen und überdieß die Individualität der verschiedenen Leute und verschiedenen Gemeinden Verschiedenes räthsam machen konnte, sollte Freiheit und Mannigfaltigkeit der Formen grundsätzlich gewahrt bleiben. Diejenigen Personen übrigens, von welchen Luther wünschte, daß sie neben ihm solche Aenderungen bei sich überlegten und vornähmen, waren freilich wesentlich nur die gleichgesinnten Geistlichen:

er kannte noch keine Gemeinden, welche zu einer eingehenden Berathung dieſer Dinge fähig geweſen wären.

Demnach geſtaltete ſich namentlich Luthers Verhalten zum ſonntäglichen Hauptgottesdienſt.

„Form der Meſſe“ betitelte er ſeine hauptſächlich hievon handelnde lateiniſche Schrift. Er behielt ſo jetzt und fernerhin den alten Namen bei trotz alles des Böſen, was an denſelben ſich knüpfte, und auch trotz der Vorwürfe, welche ihm dann Carlſtadt und Andere deshalb machten. Denn er fand im Namen an ſich keine Andeutung des Opfers. Jetzt ſollte derſelbe den nicht mit einem Meßopfer, ſondern mit dem Gemeindeabendmahl verbundenen Hauptgottesdienſt bezeichnen. Das Abendmahl nämlich ſollte den ordentlichen allſonntäglichen Gottesdienſt abſchließen und ſeinen Höhepunkt bilden, in der Vorausſetzung, daß jedesmal eine Gemeinde von Communikanten ſich finden werde, welche auch dieſes an Gottes Wort ſich knüpfende theure Teſtament, Pfand und Mittel der Gnade zu genießen begehren.

Vergegenwärtigen wir uns denn näher die Ordnung der Meſſe nach jener Schrift Luthers; dieſelbe bildet den erſten Schritt des Ueberganges zu denjenigen Formen, welche noch heutzutag in den lutheriſchen Kirchen üblich und für deren Kultus charakteriſtiſch ſind.

Die katholiſche Meſſe wurde (nach einem vorbereitenden Akte, der jedoch zu Luthers Zeit noch nicht allgemein aufgenommen war und von ihm nicht erwähnt wird) mit einem kurzen Bibelwort aus dem Munde des am Altare ſtehenden Prieſters eröffnet. Dies der ſogenannte Introitus, von deſſen Anfangsworten der Name mehrerer unſerer Sonntage, wie Eſto Mihi, Invocavit, Reminiſcere u. ſ. w. herſtammt. Darauf ſtimmte der Chor das „Kyrie eleiſon (Herr erbarme dich)“ an, deſſen kurze urſprüngliche Worte vielfach erweitert wurden, der Geiſtliche und Chor im Wechſelgeſang das Loblied der Engel „Gloria in excelsis etc. (Ehre ſei Gott in der Höhe)“, deſſen bibliſchen Text man jedoch noch reichlicher als jenes Kyrie ausgeſtaltete, endlich der Prieſter ein kurzes, „Collekte“ genanntes Gebet (die Bedeutung des Namens iſt zweifelhaft [1])), dem übrigens öfters noch andere Gebete folgten. Jetzt trat die Verleſung der ſonntäglichen Epiſtel ein, woran ein ſogenanntes Halleluja und ferner bei den meiſten Meſſen ein Graduale ſich ſchloß: Geſänge, deren Text urſprünglich den Pſalmen entnommen war; an gewiſſen Feſten ertönte der Geſang noch weiter in den ſogenannten Sequenzen. Nachdem ſodann auch das Evangelium des Sonntags verleſen war, führte der Vortrag des nicäniſchen Glaubensbekenntniſſes zum zweiten Haupttheil der Meſſe über.

Von dieſen liturgiſchen Stücken nahm Luther den Introitus, das Kyrie und Gloria und die Collekte auf, obgleich er ſtatt des Introitus lieber die Pſalmen ſelbſt, aus welchen ſie genommen ſeien, gehabt hätte und es

den Geistlichen anheimgab, das Gloria zu Zeiten wegzulassen. Ein Gebet noch neben der Collekte wollte er nicht haben. Das Graduale sollte nicht über zwei Verse lang und gleichfalls dem Gutdünken des Geistlichen freigegeben sein. Als Motiv für die Kürzung giebt er, auch wo er an den Texten Nichts auszusetzen hatte, das Zuviel an: er wolle nicht, daß durch Ueberdruß der Geist der Gläubigen ausgelöscht werde. Die Sequenzen verwarf er mit Ausnahme einer sehr kurzen und uralten an Weihnachten, das der Geistliche nach eigenem Gutbefinden gebrauchen möge. Der Vortrag des Glaubensbekenntnisses mißfiel ihm nicht, doch ließ er auch für dessen Gebrauch dem Geistlichen Freiheit.

Die Auswahl der vorgeschriebenen Episteln und theilweis auch der Evangelien dünkte ihm sehr schlecht: er vermißte namentlich unter jenen solche Schriftstücke, welche den seligmachenden Glauben lehren würden; es schien ihm, der, welcher sie angeordnet habe, sei ein ungelehrter und abergläubischer Verehrer der Werke gewesen. So scharf und frei er jedoch hierüber urtheilte, hielt er für jetzt die Zeit noch nicht für geeignet zu Aenderungen, sondern behielt sich diese erst für eine Umgestaltung der ganzen bisherigen lateinischen Messe in eine deutsche vor. Er empfahl einstweilen, die Mängel durch den Inhalt der deutschen Predigt zu ersetzen. Auch meinte er nicht, daß der Prediger mit dem Text der Predigt an jene Perikopen gebunden sein solle; er sagt: der Geistliche möge Morgens das gewöhnliche Evangelium, Abends die Epistel predigen, doch stehe bei ihm, ob er auch ein biblisches Buch vor sich nehme oder zwei, wie ihm dünke das Nützeste zu sein. Jenes Urtheil über die Perikopen wiederholte Luther auch später; er kam jedoch nie dazu, an die Aenderung Hand anzulegen.

Ihre Stellung im Gottesdienste hatte bisher die Predigt, so weit sie nicht ganz vernachlässigt wurde, größtentheils schon vor der Messe erhalten: diese war mit ihrer Gliederung nicht darauf angelegt, jene aufzunehmen, sondern vielmehr nur, auf den großen priesterlichen Opferakt hinzuleiten. Auch Luther fand es jetzt noch gleichgiltig, ob jene schon vor dem Introitus oder nach dem Glaubensbekenntniß eintrete, ja der erstere Akt schien ihm insofern empfehlenswerth, als die Predigt erst zum Glauben rufe und dann in der Messe mit dem Abendmahl die Zueignung und der Genuß der Heilsbotschaft folge. Bald nachher aber wies er ihr vielmehr mit Bestimmtheit die zweite Stelle zu, brachte sie also in den Mittelpunkt des Gesammtgottesdienstes: ganz entsprechend seiner eigenen Lehre, daß das Wort die Hauptsache in diesem sei und daß auch schon in der Verkündigung des Wortes nicht blos der Glaube angeregt, sondern das Heil selbst dargeboten und ausgespendet werde. [1])

Der zweite Haupttheil der Messe, der das höchste kirchliche Mysterium in sich schließen sollte, begann gleich mit einem Gebet, worin der Priester

um gnädige Annahme des Opfers, welches er für Lebende und Todte darbringe, Gott anflehte, dem sogenannten Offertorium: ursprünglich sollten dadurch die natürlichen Gaben an Brod und Wein, welche von den Gemeindegliedern eingesammelt wurden, Gott als Dankopfer dargebracht und dankend gereicht werden (vgl. oben S. 361); dann aber verstand man unter dem Opfer bereits den Leib Christi, den der Priester zur Sühne für seine und der Anderen Sünden opfere, obgleich die Wandlung des Brodes in den Leib erst nachher sollte vollzogen werden. Nach diesem Gebet hob der Priester erst neu an die Gemeinde zu begrüßen in der sogenannten Präfation mit dem „Der Herr sei mit euch", sie zu ermahnen mit „Aufwärts die Herzen", und sie aufzurufen zum Danke gegen Gott mit der alten, erhabenen Gebetsform „Wahrhaft würdig und recht ists u. s. w.", worauf der Chor feierlich einstimmte mit den lateinischen Gesängen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Zebaoth u. s. w." (dem sogenannten Sanctus aus Jes. 6, 3) und „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn" (dem sogenannten Benedictus, Psalm 118, 26). Dann trat jener Meßkanon ein, in welchem der Priester mit ausführlichen Gebeten sein Opfer darbringt zum Besten der christlichen Kirche, der Lebenden und der Todten; dazwischen spricht er zur Consecration von Brod und Wein die Einsetzungsworte Christi und hebt Hostie und Kelch empor, vor welchen die Gemeinde anbetend niedersinkt (Elevation). Ein Stück der Hostie legt er in den Wein, ißt die Hostie und trinkt aus dem Kelch; erst hintennach folgt die Austheilung der Hostie an Gemeindeglieder, ohne den Kelch.

Jenes Offertorium also und diese Gebete des Kanon waren im evangelischen Gottesdienst abgethan. Statt dessen eröffnet bei Luther den weiteren Akt die Präfation bis zu dem Gebete: „Würdig und recht, billig und heilsam ist es, daß wir Dir, heiliger Herr, allmächtiger Vater allezeit Dank sagen u. s. w." Hieran reihen sich die Worte von der Einsetzung des Abendmahles nach 1. Korinth. 11, 23—25. Und zwar sollten diese nicht nach der katholischen Vorschrift leise gesprochen, sondern vernehmlich für die Abendmahlsgäste gesungen werden. Hinter die Weihung des Brodes und Weines durch diese Worte stellt Luther das Sanctus und Benediktus und ein Vaterunser; dann sollen die Geistlichen mit der Gemeinde das Abendmahl unter beiden Gestalten nehmen. Besser, meinte Luther, würde es allerdings der ursprünglichen Einsetzung des Mahles durch Jesus entsprechen, wenn gleich nach der Weihung des Brodes dasselbe ausgetheilt würde und ebenso der Kelch, wonach jene Zwischenstücke wegfallen müßten; doch war ihm das wieder des Neuen zu viel. Neben jenem Zwischengesang des Benediktus wies er auch noch der Elevation ihre Stelle an, die, wie wir eben hörten, der Schwachen wegen beibehalten werden sollte; im Witten-

berger Augustinerkloster unterblieb sie übrigens, während sie in der Stadtkirche fortbestand. [1]) Das Legen der Hostie in den Wein schaffte er ab. Auch die alte Sitte, den Wein mit Wasser zu mischen, schien ihm nicht gerechtfertigt und sie wurde hernach in den lutherischen Kirchen abgethan. In der tieferen Bedeutung, welche man diesem Brauch geben wollte, sah er menschliche Träumerei. Im Uebrigen meinte er, dem Herrn sei an einer solchen Frage nicht viel gelegen und sie sei des Streites nicht werth.

Wollte Luther schon von jenen Bestandtheilen des Gottesdienstes ein bindendes Gesetz des Thuns oder Lassens möglichst fern halten, so vollends mit Bezug auf äußere Zuthaten und Ausschmückungen desselben, wie Lichter, Meßgewänder u. dergl. Daß man Lichter oder daß man Weihrauch anzünde, wollte er weder verwehren, noch fordern. In Betreff der Kleidung bringt er nur darauf, daß man Pomp und Luxus meide, auch daß man die Gewänder nicht weihe, als ob sie eine sonderliche Heiligkeit vor andern Kleidern haben sollten. Gott, sagt er, habe kein größeres Wohlgefallen an einem Geistlichen, der in Gewändern, kein geringeres an einem, der ohne Gewänder das Sakrament verwalte. In der Wittenberger Pfarrkirche trug der Geistliche noch Alba und Kasel, d. h. das weiße hembartige Gewand und das ärmellose Obergewand des Meßpriesters; in der Klosterkirche nicht mehr. [2])

So wenig der neue Gottesdienst bis dahin von den überlieferten Formen aufgegeben hatte, so fanden ihn doch Anhänger des alten bereits ärmlich und gemein. Luther aber verwies die Wittenberger Stiftsherren hiegegen auf die armselige Erscheinung Christi neben der Herrlichkeit des jüdischen Kultus und auf die Fülle und Kraft, womit Christus in Glauben und Liebe durch jenen geringen Kultus sich bethätigen werde. [3])

Luthers Verhalten zu den Feiertagen der Heiligen ist schon oben angegeben worden. Auch so weit er die einzelnen Christen bei ihrer Verehrung der Heiligen noch beließ, sollte doch für die Gemeinde keinerlei Gottesdienst aufgerichtet werden, der nicht festen Grund in Gottes Wort hätte.

Für die Woche wünschte Luther, entsprechend den katholischen Metten (Frühgottesdiensten) und Vespern und zugleich an Stelle der Privatmessen, auf jeden Morgen und Abend eine Versammlung, wo ein Stück aus der Schrift verlesen und ausgelegt und Bitte und Danksagung mit Psalmen und andern Gesängen Gott dargebracht werde, und zwar sollten hier regelmäßig ganze Bücher des Alten und Neuen Testaments zum Vortrage kommen, bis die ganze Bibel ausgelesen sei. Er hoffte, es werde sich wenigstens ein kleinerer Haufe dazu finden und wollte wenigstens die Schüler und künftigen Geistlichen dazu anhalten. Wo einer Gemeinde die täglichen Lektionen zu viel wären, genügten ihm auch drei in der Woche, während an den andern Tagen wenigstens die Knaben mit Psalmen und Gesang geübt

werden möchten. [1]) In der Wittenberger Pfarrkirche fand seit 1523 wirklich täglicher Gottesdienst mit Predigt statt (oben S. 561). Wenn Jemand während der Woche des Sakraments bedürftig sei, sollte es ihm in diesen Gottesdiensten gereicht werden. Für die Anordnung der Lektionen und Gesänge warnt Luther vor zu großer Länge, vor ermüdender Gleichförmigkeit und nicht minder vor übermäßiger Abwechslung. Er fürchtet, daß durch das Eine und Andre die Seelen müd und überdrüssig würden: Die Rücksicht hierauf macht er neben der Rücksicht auf die Schwäche der am Alten hängenden Gemeindeglieder überhaupt am meisten geltend.

Bei allen seinen Rathschlägen aber wiederholt Luther immer wieder, daß sie nicht bindend sein sollten, daß Manigfaltigkeit zugelassen, ja erwünscht sei. Sein Freund Hausmann, der besonders viel wegen der Formen des neuen Kultus mit ihm verkehrte, kam auf den Gedanken, daß über die kirchlichen Ceremonien ein Concil unter den evangelisch Gesinnten veranstaltet werden möchte. Allein ihm schien dies gefährlich: denn die Concilien seien von Alters her immer auf Satzungen, Werkdienst und unnütze Fragen gerathen; aus ihren Beschlüssen seien Gesetze und Stricke für die Seelen geworden; möge eine Gemeinde dem Vorbild der andern frei folgen oder ihre eigene Weise lieber haben: es genüge die Einheit des Geistes im Glauben und Wort bei aller Verschiedenheit im Fleischlichen und Weltlichen. Andererseits mußte er freilich, wo in einer Gemeinschaft Händel über die Formen ausbrachen, nicht minder zur Einigung ermahnen: aber sie sollte erreicht werden durch liebevolles Nachgeben in den freien Dingen, nicht durch den Zwang des Gesetzes. [2])

Das nächste dringende Bedürfniß, welches nun weiter in der evangelischen Gestaltung des Gottesdienstes befriedigt werden mußte, betraf die Sprache desselben. Denn nach der katholischen Sitte und Satzung wurden jene Gesänge, Gebete und Schriftlektionen der Messe alle lateinisch vorgetragen. Nur hie und da ließ man an hohen Festen die Laien in der Kirche eines jener geistlichen deutschen Lieder anstimmen, welche schon in den vorigen Jahrhunderten, großentheils aus lateinischen Hymnen, entstanden und dem frommen Volke viel mehr als dem römischen Clerus werth geworden waren; wir haben ihrer und der Art, wie Luther ihrer gedachte, schon bei der Geschichte seiner Kindheit Erwähnung gethan; das waren aber nur vereinzelte Klänge neben der Alles beherrschenden fremden Kirchensprache. So wurde denn auch die evangelische Messe in Wittenberg unter Luther noch einige Zeit lateinisch gehalten: natürlich mit Ausnahme der Predigt, auf welche jetzt so großes Gewicht gelegt wurde. Uns fällt es wohl schwer, auch nur für kurze Zeit einen solchen Zustand bei einer evangelischen Gemeinde uns vorzustellen: wir müssen aber auch hier an die Macht eines alten allgemein christlichen ehrwürdig erscheinenden Herkommens

denken und an das Mildernde, was hierin auch für einen sonst unerträglichen Zustand lag.

Luther sprach in seiner „Form der Messe" wenigstens schon das ernstliche Verlangen aus, dem Bedürfniß gründlich abzuhelfen. Vor Allem verwarf er den Gebrauch des Latein beim Vortrag der biblischen Lesestücke. Er wünschte ferner möglichst viele deutsche Gesänge, und diese sollten dann nicht nur bloß vom Chor sondern vom Volke gesungen werden; es war ihm zweifellos, daß das Volk ursprünglich auch die bisher üblichen Meßhymnen gesungen und selber dem Geistlichen respondirt habe. Nach seiner Absicht konnten dieselben zunächst mit den lateinischen abwechseln, bis endlich die ganze Messe deutsch werde. Noch bedauerte er, keine Dichter und Musiker zu kennen, welche deutsche Lieder setzen möchten, die des kirchlichen Gebrauches würdig wären. Unter den bisher vorhandenen fand er wenige, welche den echten Geist hätten. Doch hob er drei von diesen aus, welche man einstweilen singen möge: das Abendmahlslied „Gott sei gelobet und gebenedeit, der uns selber hat gespeiset", das Pfingstlied „Nun bitten wir den heiligen Geist", das aus einer Strophe bestehend schon seit dem 13. Jahrhundert uns begegnet, und das Weihnachtslied „Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute". Mit seiner Schrift wollte er deutsche Poeten, wo immer solche wären, zu eigenen Versuchen anregen.

Eifrig verfolgte er selbst jetzt weiter diese schöne Aufgabe. Er sah sich um nach solchen Dichtern. Wiederholt trieb er namentlich Spalatin an, der ein gar reiches und elegantes Deutsch zu sprechen verstehe, daß er Psalmen für den deutschen Kirchengesang bearbeiten möge; dabei empfahl er ihm, alle neumodischen und höfischen Ausdrücke zu meiden, so einfach und volksthümlich als möglich zu reden, den Sinn durchsichtig auszudrücken und dem Sinn der Psalmen recht nahe zu bleiben. Schon sandte er ihm, zu Anfang des Jahres 1524, auch die Probe einer solchen Arbeit aus seiner eigenen Feder, bekannte jedoch, selber nicht so viel Gabe zu haben, daß er leisten könnte, was er möchte. Die gleiche Bitte richtete er an den fürstlichen Hofmarschall Johann Dobzig. Beiden Männern schlug er auch bestimmte Psalmen vor. Von keinen der beiden erreichte er jedoch Etwas. Dagegen dichtete ihm in Wittenberg Jonas, der bisher unter den lateinischen Poeten sich einen Namen gemacht hatte, einen Gesang auf Grund des 124. Psalms („Wo Gott der Herr nicht bei uns hält ꝛc."). Ferner hatte Luther eben damals, seit Ende des Jahres 1524, in der Person des schon erwähnten Paul Speratus, eines schwäbischen Theologen, der in Mähren bereits dem Märtyrertod fürs Evangelium nahe gewesen war, eine der tüchtigsten Kräfte für die Schöpfung eines deutschen Kirchenlieds an seiner Seite, — freilich nur bis zum folgenden Sommer, wo derselbe

nach Preußen abging.[1]) Dieser steuerte jetzt für das gemeinsame Werk drei Lieder bei, darunter sein berühmtestes „Es ist das Heil uns kommen her von Gnad und lauter Güten," das mit seinem Zeugniß von der Gnade und Glaubensgerechtigkeit alsbald eine mächtige Waffe für die Verbreitung des Evangeliums durchs deutsche Volk hin geworden ist, wenn es auch dem Charakter eines Gedichtes und Liedes mit seinem lehrhaften Inhalt und Tone nicht genug thut. Weitaus das Bedeutendste, Wirksamste und Fruchtbarste endlich waren Luthers eigene Beiträge, so gering sie noch an Zahl waren und so bescheiden er selbst über sie urtheilte. Durch ihn und die Gesänge, die er jetzt verfaßte und herausgab, ist das Jahr 1523 und 24 zum eigentlichen Geburtsjahr für unser Kirchenlied geworden.

Schon im Sommer des Jahrs 1523 hatte Luther einen frischen, vollen und überaus glücklichen Griff in seine Saiten gethan, indem er den Tod zweier niederländischer Märtyrer besang. Wir kommen auf dieses Lied unten (Kap. 7) zurück, wo wir von der Veranlassung desselben zu reden haben werden. Es erschien wohl schon damals einzeln gedruckt, obgleich wir keines der ursprünglichen Exemplare mehr besitzen. Luther erhebt sich hier mit einem Male als gewaltiger Volksdichter. Seine Begabung dazu hatte er freilich schon längst in dem kräftigen, lieblichen, echt volksthümlichen poetischen Geist und Ton kund gegeben, der so oft auch in seinen prosaischen Schriften durchklingt und sich entfaltet. Darauf verfaßte er sein erstes Lied. das für den gottesdienstlichen Gebrauch geeignet, doch wohl noch ohne bestimmtes Absehen auf diesen Zweck seinem dichterischen Gemüth entsprungen war, um Gottes „süße Wunderthat" zu preisen, — das Lied: „Nun freut euch, lieben Christen gmein, Und laßt uns fröhlich springen." Noch im gleichen Jahre machte er sich, wie er dies auch seinen Freunden rieth, an eine Umarbeitung von Psalmen für den deutschen Gesang.

Zu Anfang des Jahres 1524 erschien dann in Wittenberg die erste kleine Sammlung von „etlichen christlichen Liedern, Lobgesängen und Psalmen, dem reinen Worte Gottes gemäß, — in der Kirche zu singen," von welchen ein Theil bereits bei der Wittenberger Kirche in Uebung war. Es waren ihrer nur acht, darunter fünf von Luther, nämlich das Lied „Nun freut euch" und drei Psalmlieder, darunter das „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir" (nach Psalm 130), ferner jene drei von Speratus. Darauf folgte, in Erfurt gedruckt, ein „Enchiridon oder Handbüchlein", das neben jenen vieren noch vierzehn andere von Luther brachte,[2]) und noch in diesem Jahr zu Wittenberg ein „Geistliches Gesangbüchlein" mit sechs neuen Gesängen von ihm. Das letztere ist die erste Sammlung, die er als eine von ihm selbst veranstaltete bezeichnet. Es enthält auch die

elodien, und zwar vierstimmig. In der Vorrede erinnert Luther, wie gut und Gott angenehm sei, geistliche Lieder zu singen nach dem Beispiel r Propheten und Könige im Alten Testament, die mit Singen und Dichten ott gelobt und der gemeinen Christenheit von Anfang an. Demnach be er sammt etlichen Genossen zu einem guten Anfang und Ursach für dre, die es noch besser vermöchten, etliche Lieder zusammengebracht, um s heilige Evangelium, so jetzt von Gottes Gnaden wieder aufgegangen, treiben und in Schwang zu bringen. Dazu seien sie in vier Stimmen bracht aus keiner andern Ursach als weil er gerne wollte, daß die Jugend, e doch sonst in der Musik und rechten Künsten erzogen werden müsse, Etwas itte, damit sie statt der Buhllieder und fleischlichen Gesänge, Etwas Heil= mes lernte und das Gute ihr mit Lust einginge, auch weil er nicht der leinung sei, daß durchs Evangelium, wie etliche „Obergeistliche" vorgeben, le Künste zu Boden geschlagen werden, sondern er wolle alle Künste, nderlich die Musica, gern sehen im Dienste deß, der sie gegeben und schaffen habe. — Die specielle Bestimmung des Gesangbüchleins für die ugend und näher noch für Schüler städtischer Schulen zeigte sich auch i der Beigabe von fünf lateinischen Gesängen. Was die Mehrstimmigkeit r Melodie betrifft, so ist sie in Luthers spätere Gesangbücher, welche leich die Gemeinde insgesammt im Auge hatten, nicht übergegangen. — ben durch die in den Schulen dazu gebildete Jugend sollten auch die lemeinden den Kirchengesang lernen.

Die vierundzwanzig Lieder Luthers, welche demnach im Jahre 1524 eröffentlicht waren und unter welchen nun auch das von den Nieder= ändischen Märtyrern stand, geben bereits ein umfassendes Bild seines Dichtens und seiner ganzen Thätigkeit fürs Kirchenlied. Es sind später ur noch zwölf zu ihnen hinzugekommen, darunter freilich die Krone aller, ämlich „Eine feste Burg ist unser Gott", und so eigenthümliche und edeutsame Lieder wie „Vom Himmel hoch da komm ich her" und „Erhalt ns Herr, bei deinem Wort". Luthers Gabe und Art zeigt sich indessen ei jenem schon wie bei diesen.[1])

Nur sehr wenige seiner Lieder sind ganz frei gedichtet, d. h. ohne estimmten Anschluß an biblische oder kirchliche Texte. — Vor Allem wollte r, wie wir sahen, Psalmen für seinen Zweck benutzen. Unter seinen sechs ieher gehörigen Liedern, welche 1524 erschienen, können wir wohl als ie bedeutendsten das „Aus tiefer Noth" (in zwei Bearbeitungen) und Es wolle uns Gott gnädig sein" (nach Ps. 67) bezeichnen. Die ehen Gebote faßte er zweimal, das eine Mal länger, das andere Mal ürzer, in Verse und Melodie. Aus den Worten des auf der Schwelle es Neuen Bundes stehenden Simeon entsprang ihm sein Gesang „Mit ried und Freud fahr ich dahin". — Von den deutschen Gesängen

welche schon bisher im Munde des Volkes lebten, blieben ein paar mit ihrem bisherigen Texte bei den Evangelischen im gottesdien Gebrauch und wurden darin neu gepflegt, bedurften daher auch nic der Aufnahme in Luthers Gesangbüchlein: so jenes „Ein Kindel löbelich," das Luther so hoch schätzte, und der Ostergesang „Chr erstanden von der Marter alle ꝛc.". An einen andern alten be Vers aber, der vor Weihnachten in der Messe nach jener kurzen, au Luther gebilligten lateinischen Sequenz gesungen wurde, reihte er jetzt eine Anzahl weiterer Strophen: er gab hiermit unserer Kirc Lied „Gelobet seist du Jesu Christ". Auf Ostern dichtete längere Lied „Christ lag in Todes Banden"; es läßt die Gru jenes „Christ ist erstanden" noch reicher erklingen, führt den Ge einer lateinischen Osterfequenz aus von dem „wunderlichen Krieg, d und Leben rungen", und ermuntert nach Paulus Worten (1. Kor. zu des rechten Ostermahles froher und lauterer Feier. In kurzer thümlicher Form verfaßte er ein anderes Osterlied: „Jesus Chri unser Heiland, der den Tod überwand ꝛc." Für Pfingsten ver er jenen Gesang „Nun bitten wir den heilgen Geist" mi weiteren Versen. Ebenso entstand unser köstliches Pfingstlied: „K heiliger Geist, Herre Gott"; den ersten Vers, die Ueberfetzun alten lateinischen, fand Luther bereits vor. Als Danklied fürs Aben gestaltete er den alten Gesang „Gott sei gelobet und gebened um, die erste Strophe beibehaltend. Ferner eignete Luther dem evange Gottesdienst die Grundstücke zweier deutscher Gesänge an, welche bes bei sogenannten Bittgängen gebraucht worden waren: Daraus n die Lieder „Mitten wir im Leben sind Mit dem Tod umfan und „Gott der Vater wohn uns bei"; der erste Vers von war die Uebersetzung einer alten lateinischen sogenannten Antiphone. den Bittfahrten der Kreuzwoche (nach Sonntag Rogate) wurden au zehen Gebote in deutschen Versen schon früher gesungen und Luther auch bei seiner eigenen Bearbeitung derselben eine ältere vor Augen zu haben. — Unmittelbar aus dem lateinischen übertrug Luther dre Hymnen: seine Lieder „Komm Gott, Schöpfer, heiliger G „Nun komm, der Heiden Heiland" und „Christum wir s loben schon". Neben diesen Erbstücken der katholischen Kirche na ein Abendmahlslied des verketzerten Huß in freier Ueberarbeitung „Jesus Christus unser Heiland, Der von uns den Gottes wandt". — Er wollte endlich schon jetzt das Bekenntni christlichen Glaubens, das der Priester bei jeder Messe zu sprechen auch der Gemeinde selbst in den Mund legen: hiefür dichtete er sein glauben all an Einen Gott ꝛc."

Luthers eigene dichterische Thätigkeit trat am wenigsten in Kraft bei der Uebersetzung jener Hymnen; dagegen sehr wesentlich nicht bloß bei den Liedern, zu welchen er jene deutschen Erstlingsgesänge erweiterte, sondern besonders auch bei seinen Psalmliedern. Denn er meinte mit dem Anschluß an die biblischen Textgedanken, welche er dem Spalatin anempfahl, keineswegs eine bloße gereimte Uebersetzung. Dieser Gehalt ist vielmehr in seinem Geist und Gemüth wieder lebendig geworden, dazu in neutestamentlichem Sinn und christlicher Herzenserfahrung gleichsam neu geboren, auf die Erlebnisse, Kämpfe und Gefahren der gegenwärtigen Christenheit bezogen, sodann mit frischem Fluß in selbständige poetische Formen gegossen. Man vergleiche nur jenes „Aus tiefer Noth", dann von den späteren Liedern das „Ein feste Burg", welches er selbst als „sechs und vierzigsten Psalm" eingeführt hat.

Für die Würdigung der Lieder muß übrigens auch der verschiedene kirchliche Zweck, welchen sie haben, in Betracht gezogen werden. Es ist zu unterscheiden zwischen denjenigen, welche die inneren Bewegungen des christlichen Gemüthes mit seinem Fühlen und Verlangen, seinem Schmerz und Jubel, seinem Bitten, Danken und Preisen wiedergeben, und zwischen Gesängen, welche vielmehr nur Ausdruck des Bekenntnisses und der an die Gemeinde sich richtenden Lehre und Verwahrung sind, wie namentlich der Gesang der zehn Gebote, das „Wir glauben all'", auch das Hußische Abendmahlslied.

Je mehr das erstere der Fall ist und demnach die Gesänge den Charakter des eigentlichen Liedes tragen, desto mehr zeigt sich überall, wo Luther selbständig gedichtet hat, seine Begabung eben für diese Dichtung. In edeln, kräftigen, männlichen Klängen und daneben kindlich einfältig und zart ertönt die lautere und religiöse Empfindung, der Aufruf zum Gotte der Gnade und insbesondere die frohe Kunde von ihr, die freudige Zuversicht zu ihr, der feste trotzige Muth gegen die ihr feindlichen Mächte. Immer aber sieht man: es sind Lieder für den Gemeindegottesdienst, die Luther geben wollte. Sie sagen und singen nur, was für Herz, Geist und Mund der Gemeinde und jedes einfachen evangelischen Christen sich eignete. Er wollte in ihnen nicht etwa die ganze Eigenthümlichkeit seines persönlichen innern Lebens und religiösen Denkens zum Ausdrucke kommen lassen: er führt darin nicht bis in jene tiefsten, geheimnißvollen innern Anfechtungen und Kämpfe ein, unter welchen er selbst oft klagte, die aber nicht Alle ebenso zu bestehen hatten, noch gebraucht er jene tief mystischen Aussagen von der Einigung der Seele mit Gott und dem Heiland, die er sonst oft vorträgt, die aber doch nicht zur allgemeinen und gemeinverständlichen Sprache evangelischen Christenthums gehören und die so leicht von einer unreifen oder überstiegenen Frömmigkeit und Phantasie mißbraucht werden.

Seine Sprache und Form schloß sich an diejenige an, welch
den bereits unter dem Volk lebenden kirchlichen Gesängen und fer
frischen, gesunden Volksliede vorfand. Nicht immer ist, auch bei
eigentlich so zu nennenden Liedern, das Metall des Inhaltes gleic
in dichterischen Fluß gekommen; auch dann aber, bei mancher Här
Schwerfälligkeit, wirkt seine Sprache durch gediegene Kraft und E
heit. In seiner durchweg volksthümlichen Art meidet er die Künste
welche die deutsche Dichtkunst seiner Zeit hineingerathen war und
z. B. öfters auch im Versbau eines Speratus, ferner in Versen Zu
auf eine uns befremdende Weise hervortrit. Und zugleich zeigen seine
da, wo er in freier lyrischer Bewegung dichtet, eine gewisse natürliche
die auch den besten Volksliedern eigen blieb und dagegen der kunst
schulgemäßen Dichtung verloren gegangen war: namentlich auch g
theils einen, den Inhalt angemessen kleidenden und zur Melodie pa
Rhythmus, — einen glücklichen Wechsel von langen und kurzen E
während damals die deutsche poetische Technik die Verse nur nach de
der Sylben zu messen pflegte. Das Letztere hat auch er namentl
Uebersetzungen alter Hymnen gethan. Um so mehr wird, verglich
diesen, der einfache Rhythmus bei Liedern wie „Nun freut Euch" oder
tiefer Noth", und nicht minder der eigenthümlichere wie bei „Gelob
Du Jesu Christ" und ferner bei „Ein feste Burg" wirksam und
thuend in ein achtsames Ohr fallen.

Die Melodien nahm er bei denjenigen Gesängen, in welchen
schon vorhandene sich anschloß, von diesen mit auf, suchte sie nun
noch volksthümlicher zu gestalten. Jene vier ersten Lieder von ihm,
gesammelt erschienen, scheint er alle nach einer Melodie verfaßt zu
welche er dem weltlichen Volksgesang entlehnte. Später werden wir
daß Luther wenigstens Einzelnes für den Kirchengesang auch selbst
nirt hat. Unter seinen bisher erschienenen Liedern aber sind wir di
bei dem „Wir glauben all'" anzunehmen berechtigt. [1])

Luthers Vorgang und Aufmunterung regte bald auch Ande
seine Hoffnung, Dichter zu finden, welche Tüchtigeres als er leisten n
hat sich nicht erfüllt. Sein Gesangbüchlein vom Jahre 1524 brach
Lieder, welche von verschiedenen seiner Freunde verfaßt waren, ohn
jedoch einer derselben außer Speratus einen bedeutenden Namen als
dichter für die Nachwelt gewonnen hätte.

So wurden Mittel beschafft für einen deutschen Gottesdienst, an n
auch das Volk lebendig sich betheiligen könnte. Und die Bedeutun
neuen Lieder erstreckte sich sogleich noch viel weiter als auf ihren Ge
in den Kirchen. In einer Menge von Ausgaben, auch einzelnen flie
Blättern verbreitet und nicht minder von Mund zu Mund fortge

gingen die besten unter ihnen schnell ins Singen und Sinnen des Volkes überhaupt über und trugen den Samen des evangelischen Wortes, aus welchem sie selbst entsprungen waren, mit frischer Triebkraft weiter.

Mit Hausmann verhandelte Luther ferner auch über Verdeutschung dessen, was der Geistliche in der Messe vorzutragen hatte. So schickte er ihm 1525 den Entwurf zu einer Vermahnung an die Gemeinde vor dem Uebergang zum Abendmahl. Und zwar sieht man hier recht bei ihm das Uebergewicht des einfach praktischen Interesses über ein ästhetisches oder poetisches. Die schlichte prosaische Vermahnung sollte an die Stelle jener freilich schönen und erhabenen, aber dem gemeinen Bedürfniß doch nicht entsprechenden „Präfation" treten, von der wir noch in der „Formula Missae" hörten. An einzelnen Orten kam man Luthern und den Wittenbergern in diesen Stücken noch zuvor. So hatten evangelische Prediger Nürnbergs eine solche Abendmahlsvermahnung schon 1524 in eigener Weise trefflich gefaßt, wie sie dann auch sogleich nach Breslau und später in mehrere lutherische Kirchenordnungen überging. Ueberhaupt hielt man in Nürnberg schon seit diesem Jahr deutsche „Messen"; ebenso in Straßburg. Aus Sachsen wird von deutschen Messen in Altenburg, Leisnig, Borna und anderen Orten berichtet. Gerade in Wittenberg wollte man auch diese Aenderungen nur sehr allmählich vor sich gehen lassen; und gerade Luther war gegen sich und seine eigenen Versuche besonders streng; noch im November 1524 schrieb er an Hausmann, daß er die deutsche Messe, die jener von ihm haben wollte, mehr wünsche als verspreche, denn er sei dem Werk, das Tonkunst und Geist zugleich erfordere, nicht gewachsen. —[1])

Um dieselbe Zeit mit seinen ersten Schriften über die Ordnung des Gottesdienstes ließ Luther auch Anweisungen für den kirchlichen Akt der Taufe ausgehen.

Hier forderte er fürs erste keine Neuerung, als den Gebrauch der deutschen Sprache: er beklagte wie dies tröstliche Sakrament mit gar wenig Ernst, ja mit Leichtfertigkeit über den Kindlein gehandelt werde, und fand eine der Ursachen hiefür darin, daß die Dabeistehenden nicht verstehen was man rede und handle. Deshalb übersetzte er selbst die lateinischen Gebete und Formulare, fast ganz wie sie überliefert waren, in seinem „Taufbüchlein". Da wurde der Täufling zum Beginn des Aktes noch dreimal angeblasen, indem der Geistliche den Exorzismus sprach („Fahr aus, Du unreiner Geist" u. s. w.); nachher legte ihm dieser Salz in den Mund als „Salz der Weisheit", berührte ihm das Ohr mit Speichel, salbte ihn auf Brust und Rücken mit dem heiligen Oel u. s. w. Luther wollte diese menschlichen Zusätze der Schwachen wegen noch lassen, wofern nur Gottes Wort dabei mit rechtem Glauben und ernstem Gebet gehandelt werde (sie blieben ähnlich auch im Taufbüchlein des Leo Judä für Zürich 1523).

Indeſſen änderte er ſchon hier wenigſtens einzelne Worte, damit ſie nicht den Aberglauben fördern, und im ſelben Jahr 1523 erſchien von ihm noch eine kurze Belehrung „wie man recht und verſtändlich einen Menſchen zum Chriſtenglauben taufen ſolle", worin namentlich jener Salbung nicht mehr gedacht wird. [1])

Die Beichte kam, wie ſchon geſagt, ſeit d. J. 1523 wieder zu regelmäßiger Uebung in Wittenberg und wurde von Luther fort und fort allen evangeliſchen Gemeinden anempfohlen. Nur wiederholte er ebenſo beſtimmt, daß ſie nicht für nothwendig ausgegeben, nicht zu einem Geſetz gemacht werden dürfe. Während aber die beſondere Tröſtung und Berathung angefochtener Gewiſſen, welche ihm das eigentliche Weſen der Beichte ausmachte, in der Kirche fortbeſtehen und namentlich auch den Communicanten bei ihrer Vorbereitung aufs Abendmahl zu freiem Gebrauche dargeboten werden ſollte, fand er nun eine andere Uebung vor dem Abendmahl, die dann im Brauch der Kirche mit der Beichte zuſammenfloß, nicht bloß nützlich wie dieſe, ſondern unerläßlich. Er ſah nämlich eine Menge Leute zum Sakrament herantreten, die deſſen Weſen und Werth überhaupt noch nicht verſtänden, daher auch des Glaubens, in welchem Chriſti Sakrament genoſſen werden müßte, noch ermangelten, auch gar Viele, die wegen eines offenbaren Laſterlebens an Chriſti Gemeinſchaft keinen Theil haben und das Abendmahl ſich nur zum Gericht empfangen könnten; eine kirchliche Zucht dieſem gegenüber hatte er ja ſchon im Jahre 1522 für ein rechtes reformatoriſches Werk erklärt. So kündigte er denn an Oſtern 1523 ſeiner Wittenberger Gemeinde an: [2]) fernerhin ſolle Niemanden das Sakrament gegeben werden, man wiſſe denn, wie er glaube und daß er ein ſolches Gefäß ſei, das es faſſen könne; und zwar meint Luther hiemit nicht den bloßen allgemeinen Chriſtenglauben, daß im Sakrament Leib und Blut Chriſti ſei, ſondern Jeder ſoll wiſſen und glauben, daß Chriſtus für ihn geſtorben, ſein Leib und Blut ihm geſchenkt ſei, da nur dieſer Glaube gegen Sünde und Teufel helfe; hiezu ſollen die Communikanten vor dem Geiſtlichen ſich bekennen, hievon dann in ihrer Abendmahlsfeier ein öffentlich Bekenntniß ablegen. Weiter erklärte Luther: wenn nur Chriſten in dieſem rechten Herzensglauben, den Gott in ihnen ſchaffen müſſe, zum Sakrament gingen, ſo würden ihrer wohl nur wenige werden, man könnte es aber alſo anrichten und dahin bringen, daß man die, ſo da recht glaubten, könnte auf einen Ort ſondern und vor den Andern erkennen; ſo wolle er's auch gerne, ja würde es längſt gerne gethan haben; aber es habe ſich nicht wollen leiden, denn es ſei noch nicht genug geprediget und getrieben worden. Man ſollte, ſagte er, ſo, wie auch Chriſtus und die Apoſtel es gethan, die Predigt über den ganzen Haufen der Gläubigen und Ungläubigen ausgehen laſſen, das Sakrament aber nicht alſo unter die Leute in Haufen

werfen, wie es der Papst gethan habe; predige man das Evangelium, so wisse man nicht, wen es treffe; bei denen aber, welche man zum Sakrament lasse, sollte man dafür halten und nicht zweifeln können, daß das Evangelium sie getroffen nnd sie es gefaßt haben, gleichwie ja auch bei denen, welche man taufe. Luther ließ den Sermon, worin er dies aussprach, auch im Druck ausgehen. In seiner „Form der Messe" bestimmte er dann: die Communicanten sollen sich vorher beim Pfarrer melden; dieser solle sie fragen nach ihrem Glauben, ob sie wissen, was das Abendmahl sei und nütze; ferner solle er auf ihr Leben Acht haben und Ehebrecher, Hurer, Trunkenbolde, Spieler, Wucherer, Flucher und andere offenbare, infame Verbrecher ausschließen, bis sie offenbare Beweise der Besserung gegeben haben. Auch legt er Gewicht darauf, daß die Communicanten in der Kirche sich vor den anderen Anwesenden an einen besonderen Ort zusammenstellen; denn die Gemeinschaft im Mahle des Herrn sei ein Theil des christlichen Bekenntnisses vor Gott, Engeln und Menschen; auch sollen sie sich deshalb so darstellen, damit man nacher um so mehr auf ihr Leben sehen und es prüfen möge.

Doch zunächst galt es, den Gegenstand des christlichen Glaubens und Erkennens oder den Grundinhalt des göttlichen Wortes erst wieder recht in das Volk und vor Allem in das heranwachsende Christengeschlecht zu bringen. Für diesen Zweck wünschte Luther ganz besonders eine kurze Zusammenstellung und Erklärung der Hauptstücke des Christenthums, wonach die Jugend gelehrt, auch der gemeine Mann unterwiesen, ferner die Leute aus dem Volk, die sich zum Abendmahl meldeten, über ihren Glauben befragt werden möchten. Längst hatte Luther (vgl. oben Seite 309 f.) als solche Hauptstücke die zehen Gebote, das apostolische Glaubensbekenntniß und das Vaterunser bezeichnet und kurz ausgelegt. Ebendasselbe wiederholte er in einem „Betbüchlein", welches er 1522 herausgab und von welchem wir unten (Kap. 5) weiter reden werden.

Jetzt sollte eine kurze Ausführung der genannten Hauptstücke eigens für den Unterricht und die Prüfung der noch Unverständigen, speciell der Jugend, hergestellt werden, mit Einem Wort ein Katechismus. Auch über dieses Bedürfniß verhandelte Hausmann mit Luther. Zu Anfang Februars 1525 konnte ihm Luther berichten, daß jetzt Jonas und Agricola beauftragt seien, einen „Knabenkatechismus" zu entwerfen. Der Auftrag hatte jedoch bei ihnen keinen Erfolg: wir wissen nicht, ob sie ihn ganz unerlöst ließen oder nur Etwas Unbefriedigendes zu Stande brachten. Die Aufgabe verblieb Andern; sie fiel namentlich unserm Reformator selbst zu in einen spätern Abschnitt seiner Thätigkeit. [1])

In Betreff der Jugend beschränkte sich aber Luthers Streben und Fürsorge nicht blos auf diesen religiösen Unterricht. Ihre ganze Schul-

bildung lag ihm am Herzen, und diese sollte nach seinem Sinn wohl vor Allem wieder dem religiösen Leben und der Kirche, nicht minder aber auch den andern Aufgaben und Bedürfnissen des sittlichen Lebens dienen.

Er hatte schon in seiner Schrift an den Adel des armen jungen Haufens sich angenommen, der kläglich verwahrlost heranwachse. Seither brachte gar die beginnende Reformation selbst in ihrem Gefolge Wirkungen mit sich, welche die Pflege der Wissenschaften und die wissenschaftliche Bildung der Jugend aufs schwerste zu beschädigen drohten. Wir sahen bereits, wie dieselbe von einer Seite her, nämlich durch jene schwärmerischen Reformer, verachtet, ja für gefährlich erklärt, — wie durch sie die städtische Schule in Wittenberg zerstört wurde; außerhalb Wittenbergs griff dann, wie unten weiter zu erwähnen ist, die Schwärmerei, welche um ihres göttlichen Geistes und ihrer göttlichen Offenbarungen willen das menschliche Studium verwarf und verdammte, noch viel stärker um sich. Andererseits fielen mit den Klöstern und Stiftern die Stätten dahin, für welche immer noch eine, wenn auch nur sehr geringe wissenschaftliche Bildung gefordert und wo sie durch einen sichern, oft glänzenden Lebensunterhalt belohnt wurde; da klagt Luther: „weil der fleischliche Haufe siehet, daß sie ihre Kinder nicht mehr sollen oder können in Klöster und Stifte verstoßen und auf fremde Güter setzen, will Niemand mehr lassen Kinder lehren, noch studiren."

Die Schule in Wittenberg wurde jetzt durch Bugenhagen wieder aufgerichtet. Luther gab an verschiedene Orte specielle dringende Mahnungen, Schulen zu pflanzen und auf eine höhere Stufe zu bringen. Nichts, schrieb er nach Eisenach, sei so wichtig als die Erziehung der Jugend; Nichts drohe dem Evangelium mehr Ruin, als ihr Versäumniß.[1])

Einen lauten, beredten Aufruf ließ er ferner an alle „Bürgermeister und Rathsherrn der Städte in deutschen Landen" in einer Schrift des Jahres 1524 ergehen, welche von Melanchthon auch ins Latein übersetzt und mit einer Vorrede ausgestattet wurde.[2])

Er will zu ihnen reden, als einer der „es von Herzen treulich meine mit ihnen und ganzem deutschen Lande, dahin ihn Gott verordnet." Man verstehe, sagt er, ja überall wohl, was man zu thun habe vor Türken, Kriegen und Wasser, was man jährlich in einer Stadt an Büchsen, Wege, Dämme wenden müsse; man habe bisher so viel Geld an Ablässe, Messen, Wallfahrten u. s. w. verschwendet: wollte man doch einen Theil davon fürs Aufziehen der Kinder geben! gebe man einen Gulden zum Türkenkrieg, so seien hundert nicht zu viel, um einen Knaben zu einem rechten Christenmann zu bilden. Dazu habe der allmächtige Gott die Deutschen jetzt so gnädig heimgesucht, ihnen ein recht golden Jahr aufgerichtet, die feinsten, gelehrtesten, an Sprache und Kunst reichen Männer ihnen geschenkt,

von seinem Worte so viel wie nie zuvor hören lassen; und Gottes
ort und Gnade sei ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkomme, wo
einmal gewesen, den auch die Deutschen nicht ewig haben werden, weil
r Undank ihn nicht bleiben lasse; „liebe Deutsche", ruft er, „kauft, weil
r Markt vor der Thüre ist, greift zu und haltet, wer greifen und halten
nn, faule Hände müssen ein böses Jahr haben." Als höchste Mahnung
blich hält er Gottes Gobot vor, die Kinder zu lehren und zu erziehen;
ünde und Schande sei es, daß man dazu erst reizen müsse, da doch kein
vernünftig Thier sei, das seiner Kinder nicht warte; in seiner Jugend
abe er ein Sprichwort gehört, daß es nicht geringer sei, einen Schüler
erſäumen, denn eine Jungfrau schwächen: ja das Aergste sei es, die edeln
Seelen der Kleinen zu verlassen und zu schänden. Deshalb sollen die
Magistrate und Obrigkeiten dazu thun. Denn die Eltern seien oft nicht
omm und redlich genug, oft zu ungeschickt, oft verhindert durch Geschäfte
nd Haushalt; und jenen sei der Stadt ganzes Gedeihen anbefohlen, der
Stadt reichstes Gedeihen, Heil und Kraft aber seien nicht Schätze und
Mauern oder Häuser, sondern feine, gelehrte, vernünftige, ehrbare Bürger,
ie könnten darnach wohl Schätze sammeln, halten und recht gebrauchen.

Zu Gute kommen sollte auch die allgemeine wissenschaftliche Ausbil-
ung, welche auf den Schulen erzielt wurde, zunächst dem Evangelium und
er Kirche. Vor Allem hiefür empfiehlt Luther das Studium der alten
Sprachen: sie seien die Scheide, darin das Messer des Geistes, nämlich
as göttliche Wort, stecke, der Schrein, darin man dies Kleinod trage, daß
Gefäß, darin man diesen Trank fasse; weil die Sprachen jetzt wieder her-
für gekommen seien, besitze man das Evangelium wieder so lauter und rein
ast wie die Apostel; man habe wieder die Sonne selbst, gegen welche die
Auslegungen der alten Väter nur wie ein Schatten seien, und könne hell
nd frei eine jede Lehre prüfen; zwar könne ein Prediger ohne Kenntniß
er Sprachen so viel klare Texte der Schrift durchs Dolmetschen haben,
aß er Christum verkündigen möge, aber die Schrift auszulegen und gegen
alsche Ausleger zu streiten vermöge er nicht und mit seinem Predigen gehe
s doch faul und schwach; wo aber die Sprachen seien, da gehe es frisch
nd stark, die Schrift werde durchgetrieben und der Glaube finde sich immer
eu; es sei wohl auch eine besondere Absicht Gottes gewesen, als er den
Türken Griechenland gab, daß die verjagten, zerstreuten Griechen die grie-
ische Sprache weiter ausbrächten und ein Anlaß würden, auch andere
Sprachen neu zu lernen.

Gleich sehr aber bedarf nach Luther das weltliche Regiment der Schulen
nd Wissenschaften, damit nicht ein wild unvernünftig Wesen daraus werde,
nd Gott will nicht bloß tüchtige Leute fürs geistliche Amt, sondern es ist
m ebenso wohlgefällig, wo ein Fürst, Herr, Rathmann oder anderer Re-

gent gelehrt und geschickt ist, diesen Stand christlich zu führen. Auch das Regiment im Haus gehört nach Luther hieher, auch der Beruf der Frauen, daß sie wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Gesinde. Und überhaupt möchte er eine würdige Bildung und Zucht des Geistes, eine dankbare Pflege der von Gott verliehenen Geistesgaben unter sein Volk bringen. Sonderlich eben seine Deutschen fand er dessen bedürftig: „wir müssen", sagt er, „aller Welt die deutschen Bestien heißen; wir sind allzulange deutsche Bestien gewesen, laßt uns einmal auch der Vernunft brauchen, daß Gott merke die Dankbarkeit seiner Güter und andere Lande sehen, daß wir auch Menschen und Leute sind, die Etwas Nützliches entweder von ihnen lernen oder sie lehren könnten, damit auch durch uns die Welt gebessert werde."

Auch für diese ganze geistige Bildung sind ihm in erster Linie die Sprachen wichtig: es sollte, wenn sie auch keinen andern Nutzen hätten, doch schon das einen billig an ihnen erfreuen und für sie entzünden, daß sie eine so edle, feine Gabe Gottes seien; — wo man sie fahren lasse, werde man nicht bloß das Evangelium verlieren, sondern endlich dahin gerathen, daß man weder Lateinisch noch Deutsch recht reden, oder schreiben könne. Er nennt ferner Geschichte, Mathematik, Musik und andere schöne Künste. Man solle die Kinder hören lassen die Geschichte und Sprüche aller Welt, wie es dieser Stadt, diesem Reich, diesem Mann, diesem Weibe gegangen sei, so könnten sie in kurzer Zeit der ganzen Welt Wesen, Leben, Rath und Anschläge, Gelingen und Mißlingen vor sich fassen wie in einem Spiegel, daraus sie witzig und klug würden für dieses äußerliche Leben und in der Welt Lauf sich mit Gottesfurcht richten lernten; denn wollte man uns nur durch eigene Erfahrung weise machen, so wären wir hundertmal todt, ehe das geschähe. Die Griechen und Römer hält er als Beispiele vor, wie sie in solchen Dingen ihre Kinder erzogen und dadurch wundergeschickte Leute aus ihnen gemacht haben. Ueber sich selbst klagt er, daß er nicht mehr Poeten und Historien gelesen und Niemand ihn dieselben gelehrt habe. Der Gegenwart wünscht er Glück, daß durch jene feinen Männer der Unterricht weit besser, passender und für die Schüler leichter geworden sei, ja daß man jetzt in wenig Jahren einen Knaben weiter bringen könne als vordem in dem unendlich langen, leeren, lästigen und schädlichen Studium der hohen Schulen und Klöster. Nur wenigstens eine oder zwei Stunden täglich forderte er für den Schulbesuch der Knaben, eine für den der Mädchen, wenn man daneben die Kinder für die Hausgeschäfte oder das Handwerk haben wolle; welche aber der Ausbund darunter wären und hoffen ließen, daß sie zum Lehren oder Predigen geschickt würden, die solle man mehr und länger dabei lassen oder ganz dazu verordnen.

Auch die Errichtung von Bibliotheken regte er an, wie man solche vordem in Stiftern und Klöstern hergestellt habe, nur nicht mit dem Un-

ch, deſſen dieſe voll geweſen ſeien, ſondern mit wenigen guten Büchern, mlich mit der heil. Schrift und ihren beſten Auslegern in den verſchie- nen Sprachen, mit alten Dichtern und Rednern, mit Büchern über alle ünſte, auch über Rechtswiſſenſchaft und Medizin, endlich und vornehmlich it Chroniken und Hiſtorien aus allen Sprachen, daran es freilich grade r die deutſche Nation zu ihrer Schande und ihrem Schaden fehle.

Er bittet die „lieben Herrn", an die er mit ſeiner Schrift ſich gewendet t: „Wollet dieſe meine Treue und Fleiß bei euch laſſen Frucht ſchaffen; nd ob Etliche unter euch mich für zu gering hielten, als daß ſie meines athes ſollten leben, oder mich als den von den Tyrannen Verdammten erachteten, die wollten doch das anſehen, daß ich nicht das Meine, ſondern es ganzen deutſchen Landes Glück und Heil geſucht; und ob ich ſchon ein arr wäre und träfe doch was Gutes, ſollt es ja keinem Weiſen eine chande ſein, mir zu folgen; und ob ich ſchon ein Türke und Heide wäre, o man doch ſiehet, daß nicht mir daraus kann der Nutzen kommen, ſondern en Chriſten, ſollen ſie doch billig meinen Dienſt nicht verachten".

Wirklich erhob ſich mit dem evangeliſchen Kirchenthum in verſchiedenen auptſtädten deſſelben auch ſofort ein neues, blühendes und für weite reiſe einflußreiches Schulweſen. So organiſirten die Magdeburger chon 1524 das ihrige neu und beriefen an die Spitze deſſelben den jungen, üchtigen Gelehrten Cruciger aus Wittenberg (vgl. unten in Kap. 7). och wichtiger wurde das Gymnaſium, welches die Stadt Nürnberg mit Melanchthons Beirath errichtete und für deſſen Herſtellung auch Luther eſonders ſich intereſſirte. Als an ſeinem Geburtsort Eisleben ſein reund, Graf Albrecht von Mansfeld, im Frühjahr 1525 eine Schule neu gründete, reiſte er ſelbſt dorthin und trieb den ſachverſtändigen Melanch- hon, mit ihm zu gehen; ſein Freund Agricola wurde Vorſtand derſelben. [1]) — Wo immer nachher evangeliſche Kirchenordnungen aufgeſtellt worden ſind, ilden faſt überall die Schulordnungen einen weſentlichen Beſtandtheil erſelben. —

Mit den erſten Erfolgen der Reformation gegenüber dem bisherigen atholiſchen Kultus erhoben ſich dann auch ſchon ſchwierige Fragen über ie fernere äußere, ökonomiſche Erhaltung der Kirche, namentlich über en Fortbezug der vielen Mittel, welche ihr bisher eben vermöge jenes ultus zugefloſſen waren.

Daß das Einkommen der Pfarreien im Allgemeinen den evangeliſchen eiſtlichen verbleibe, galt für ſelbſtverſtändlich und mußte dafür gelten emäß der ganzen Art, wie das Verhältniß der evangeliſch gereinigten zu r bisherigen chriſtlichen Kirche von den evangeliſch Geſinnten und beſonders ch von Luther aufgefaßt wurde. Aber eine Menge von Stiftungen, aus elchen Kirchen und Geiſtliche ihren Unterhalt empfingen, bezogen ſich

ſpeciell auf Meßgottesdienſte, Privatmeſſen, Jahresfeiern und andere
liche Akte, welche jetzt erloſchen und mit welchen auch manche Prieſter
und manche Kapellen überflüſſig wurden und eingehen mußten.
kamen die Klöſter, welche durch die fortgeſetzten einzelnen und the
auch maſſenhaften Austritte der Mönche ſich zu leeren begannen.
ſollte aus ſolchen Einkünften und Gütern werden? Die Altgläubigen
teſtirten gegen eine ſtiftungswidrige Verwendung derſelben. Andere
war große Gefahr, daß ſie ſogleich für die kirchlichen und religiöſen Z
überhaupt verloren gehen möchten: Perſonen, welche bisher Etwas a
Kirchen zu entrichten hatten, nahmen Gelegenheit ſich der Verpflichtu
entziehen; gierige Hände von Hohen und Niederen waren bereit, vo
Gütern, deren Rechtsverhältniſſe unklar wurden, zu erhaſchen, wa
erhaſchen ließe; es beſtand keine geordnete Aufſicht und Fürſorge, r
der Verſchleuderung wehrte. Luther hegte, wie wir ſchon im voriger
ſchnitte bemerkten, durchaus kein rechtliches Bedenken dagegen, daß
Gelder und Güter, welche für einen unchriſtlichen Gebrauch im D
Gottes beſtimmt geweſen ſeien, jetzt dem rechten Dienſte verbleiben di
und müßten; nur wollte er verarmten Erben von Perſonen, welche
tungen in die Klöſter gemacht, einen Theil derſelben herauszahlen l
weil der Väter Abſicht nicht die geweſen ſei oder jedenfalls nach göttl
Willen nicht die habe ſein dürfen, daß ſie den eigenen Kindern das ni
Brod aus dem Munde nähmen und anderswohin wendeten. Demnac
er Gutachten ab und erließ öffentliche Mahnung und Warnung: ſcho
er „geizige Wänſte", welche die Güter an ſich reißen möchten und vo
den, er habe Urſach dazu gegeben. Zu jenem rechten Gebrauch aber
er vor Allem die Unterſtützung Armer; denn kein Gottesdienſt ſei g
als die chriſtliche Liebe, die den Dürftigen diene; man ſolle „geben
leihen Allen, die im Lande dürftig ſind, es ſeien Edle oder Bür
Ferner wollte er, daß man aus den Klöſtern der Städte gute Schule
Knaben und Mädchen mache. Die übrigen Kloſtergebäude wollte er
Städten überlaſſen. Dazu rieth er, die ſämmtlichen Güter, welche
ſo für jene Zwecke gewinne, in Einen „gemeinen Kaſten" zu ſammeln
ſo zu verwalten. Was alſo in dieſer Hinſicht ſchon die Carlſtadtſche Ki
ordnung für Wittenberg gefordert hatte, wollte auch er jetzt durchſi
Nur machte er bereits im Jahre 1523 ſich auf Erfolg geringe Hoff
Er ſagt: „ich weiß wohl, daß meinen Rath wenige annehmen werde
iſt mir genug, wenn Einer oder zwei mir folgeten, oder jedoch gern
wollten; es muß die Welt Welt bleiben und Satan der Welt Fürſ
hab gethan, was ich kann und ſchuldig bin."

Den erſten Verſuch, ſich nach Luthers Grundſätzen und nam
auch mit Bezug auf jene ökonomiſchen Verhältniſſe und Aufgaben

rmliche Organisation zu geben, machte nun i. J. 1523 die kursächsische tadt Leisnig an der Mulde sammt den ihr eingepfarrten Dörfern. esonders thätig war dafür neben dem Magistrat der Adelige Sebastian on Kötteritz.

Die ganze „eingepfarrte Versammlung" daselbst wandte sich vorher n Luther, indem sie ihm durch Kötteritz und einen andern Gesandten inen Entwurf vorlegten. Luther hieß ihn gut und hoffte, er solle vielen euten zu gutem Exempel erscheinen. Die neue Ordnung wurde aufgestellt urch die „ehrbaren Mannen (d. h. die Adeligen), den Rath, die Viertelmeister (aus der Zahl der Handwerker), die Aeltesten (d. h. bürgerliche elteste) und die gemeinen Einwohner der Stadt und Dörfer." Sie rklären: sie wollen ihrer christlichen Freiheit, so viel die Bestellung ihres emeinen Pfarramts betreffe, jederzeit nicht anders, denn nach Verordnung er heil. Schrift gebrauchen. Jeder Hauswirth soll für sich, seine Kinder nd sein Gesinde verpflichtet sein, auf treuliches Anhören und Einbilden es göttlichen Wortes zu geordneten Tagen und Stunden zu halten. Alle ollen und wollen ferner darauf halten, daß öffentliche Gotteslästerung, übermäßiges Zutrinken, Unzucht und andere, dem göttlichen Gebot stracks und ffentlich entgegenlaufende Sünden und Laster verwehrt werden; so darin Unfleiß vermerkt würde, soll eine ganze eingepfarrte Versammlung Fug und Macht haben, sich hierum anzunehmen und durch gebührliche Mittel, Hilfe nd Zuthun der Obrigkeit Solches zu würdiger Strafe und seliger Besserung zu bringen. Weiter folgt eine ausführliche Ordnung für den gemeinen asten, in welchen fortan alle kirchliche Einnahmen fließen sollen. Ueber hn werden zehn Vorsteher gesetzt, nämlich zwei aus den Adeligen, zwei aus dem Stadtrath, drei aus der Bürgerschaft, drei aus den Bauern. Dreimal jährlich soll die ganze „gemeine eingepfarrte Versammlung" auf dem Rathhaus zusammen kommen, sich vom Vorstand Rechenschaft abgeben lassen, über die vorliegenden Bedürfnisse berathschlagen und neue Vorsteher wählen. Aus dem Kasten werden bestritten die Ausgaben für die Prediger, Küster und Kirchengebäude, für Schulen und Schullehrer, für Hilfsbedürftige ller Art. Eine Schule soll auch gehalten werden für die Mägdlein bis u ihrem zwölften Jahr mit Unterricht im Lesen und Schreiben, und zwar nter einer Lehrerin, einer „betagten untadelichen Weibsperson". Schulgeld ollen nur die Kinder von auswärts zahlen. Endlich soll der gemeine asten auch Kornvorräthe für Zeiten der Noth aufnehmen. Für den Fall, ß die bisherigen Einnahmen nicht reichen, wird eine Steuer für alle inwohner angesetzt. So wollte dort die Gemeinde sich mit freiem Entschluß s Ein Ganzes verfassen: „zur Ehre Gottes und Liebe des Christenenschen und also gemeinen Nutzen zu gute." Immer jedoch geschieht dies in r Weise, daß dabei die kirchliche Gemeinde zugleich ungetheilt als bürger-

liche auftritt: sie stellt sich dar in ihrer bürgerlichen Gliederung na verschiedenen Ständen, wählt hiernach ihre Kastenvorsteher, dehn Gebrauch der kirchlichen Gelder auf ihre äußeren Nothstände aus, wil ihre kirchliche Zucht mit dem Einschreiten des weltlichen Armes verb

Luther reiste selbst nach Leisnig, wo die Einziehung der Güt bisher „den ungöttlichen Mißbräuchen gedient", noch Schwierigkeiten n und rief hiefür die Entscheidung des Kurfürsten an. Dann ließ Leisniger Ordnung durch den Druck ausgehen, — „ob Gott seinen gn Segen dazu geben wollte, daß sie ein gemein Exempel würde, dem viel andere Gemeinden nachfolgeten." Er fügte ihr ein längeres Vo bei: eben in diesem gibt er die Hauptausführung seiner eigenen, l vorhin von uns mitgetheilten Grundsätze und Rathschläge, deren Ve lichung in Leisnig er Anderen zum Vorbild machen wollte.

Allein gerade in Leisnig entsprach nun die Ausführung keine den guten Beschlüssen und Vorsätzen. Ehe zwei Jahren um waren, Luther, daß die Leisniger ihren evangelischen Pfarrer noch durch H forttreiben werden und statt des besten Beispiels, das sie als die erst geben hatten, jetzt das schlechteste geben. Es läßt sich denken daß a gemeindliche Zucht, die sie üben wollten, bei ihnen keinen besseren For hatte. [1])

Mit weiteren Plänen und Rathschlägen für eine neue, auf e lischem Prinzip ruhende Verfassung der Gemeinden beschäftigte sich L nicht. Es war ja für ihn überhaupt vielmehr erst noch eine Zeit, w ins Volk hinein das Evangelium predigen und dann erst zusehen sollt innerlich dadurch getroffen und so ein echtes, lebendiges und bekenn Glied der Gemeinde Christi werde. Der bedeutungsvollste weitere Ge welchen Luther damals aussprach, ist jener, den wir ihn schon oben vort hörten, von einer „Sonderung" dieser echten Glieder aus der der übrigen, noch unentschiedenen, gleichgiltigen oder geradezu unchris Genossen der äußern Kirche und Zuhörern der Predigt, — von der stellung einer besonderen Abendmahlsgemeinde inmitten dieser Masse. die Ausführung lag von dem Gedanken noch weit ab und Luther ha ihr nie eine klare Vorstellung gegeben. Wie sollte jene Sonderun vollziehen und behaupten, wenn doch zugleich jene ganze Masse in der festgehalten werden, zu kirchlichen Leistungen, nämlich mindestens z herkömmlichen kirchlichen Abgaben verpflichtet bleiben, auch von Staats der bisherige katholische Gottesdienst für sie nicht mehr geduldet n sollte? Ergaben sich hiermit nicht unerträgliche, ja auf die Dauer unmi Zustände? Und doch lag jener Gedanke tief in Luthers Prinzip begri als eine Gemeinschaft von Gläubigen, von Priestern, von Heiligen bezei er ja fortwährend die Kirche Christi; als eine solche Gemeinschaft so

ich aufbauen; aber während der priesterliche, geistliche Charakter aller Einzelnen aus ihrer Taufe stammen und in ihrer gläubigen inneren Einigung mit Christus ruhen sollte, war bei den thatsächlich vorhandenen Gemeinden eben keineswegs schon dieses geistliche Leben und Wesen in der Masse der Getauften wirklich erwacht und es war ungewiß, wie weit dies jetzt durch die Kraft des Wortes geschehen werde; ein dem Wesen der Kirche entsprechender Aufbau derselben war also freilich nicht bei einer gleichmäßigen Theilnahme dieser Masse möglich. Die tiefste Ursache aber, welche bei Luthers Reformation einer Ausführung jenes Gedankens sich entgegenstellte, erkennen wir eben in der Voraussetzung, daß dennoch fort und fort das ganze natürlich und bürgerlich verbundene, örtliche und staatliche Gemeinwesen mit der Kirche zusammenfallen und durch seine Gesetzgebung für alle seine Mitglieder den rechten Gottesdienst und das rechte Kirchenwesen aufrichten müsse. Es ist dieselbe Auffassung, über deren Conflikt mit Luthers Prinzip von der religiösen Freiheit wir oben geredet haben.

Vollends unterließ Luther noch alles Fragen und Rathen darüber, wie für die evangelischen Landeskirchen im Großen oder gar für eine deutsche Nationalkirche eine Verfassung nach evangelischen Grundsätzen sich gestalten sollte. Schwerlich wollte er auch nur bei sich selbst Ueberlegungen darüber anstellen, ehe von Seiten des Reichs und seiner weltlichen und geistlichen Stände eine feste Entscheidung über ihre Stellung zum Evangelium gefällt wäre. Nur aus den Weisungen, welche er, wie wir unten (im Kap. 8) sehen werden, den Böhmen gab, werden wir etwa schließen können, wie er die kirchliche Organisation einer von Rom sich lossagenden Nation mit möglichstem Anschluß an die bisher bestehende Ordnung sich gedacht hat.

Viertes Kapitel.

Priesterehe und Austritt aus den Klöstern.

Mit Bezug auf das kirchliche Leben und auf die sittlichen Lebensordnungen der damaligen Kirche hat Nichts in Luthers Thätigkeit binnen so kurzer Zeit eine so große Wirkung ausgeübt, eine so lebhafte Bewegung hervorgebracht, auch so viel böse Nachreden veranlaßt, als seine Angriffe auf die erzwungene Eheloſigkeit der Geistlichen und auf die Keuschheitsgelübde der Klöster.

Ihm selbst war es zunächst nur darum zu thun gewesen, daß die Gewissen von unchristlichen Banden frei würden, der von Gott eingesetzte Ehestand die ihm gebührende Achtung fände und diejenigen, welchen die Gabe zu einem wahrhaft sittlichen Leben im Cölibat versagt sei, in jenen

Stand wirklich mit freiem Gewissen treten möchten. Schwerlich dachte e sich, daß von der Freiheit, für welche er stritt, Viele so eilig als es dan geschah, den praktischen Gebrauch machen werden. Zweifelte er doch hin sichtlich seines Freundes Lange, ob dieser, der innerlich längst frei geworde war, nicht dennoch länger im Kloster hätte bleiben dürfen und sollen. Aber die Gegner bemühten sich nur um so mehr, die Heiligkeit und Herr lichkeit eines ehelosen Lebens, in welchem man ganz Gott sich weihe, wiede anzupreisen. Sie erklärten nicht bloß den Bruch des Gelübdes für eine Frevel am Heiligsten, sondern sie setzten dem Spotte, der jetzt so vielfa die Mönche und Pfaffen traf, auch ihrerseits Hohn entgegen, — Hoh über die gemeine Natürlichkeit des ehelichen Lebens, über die gemeine Triebe, durch welche man dazu sich verleiten lasse, über die gemeine Lebensverhältnisse, Geschäfte und Sorgen, in welche man die neuen Eheleu hineingerathen sehe.

Nur desto eifriger setzte so wiederum Luther seine Belehrungen, Ermahnungen und Strafreden in dieser Sache fort. Er handelte in jene Schrift „wider den falsch genannten geistlichen Stand u. s. w." 1522 (oben S. 555 f.) auch speziell wieder von den Gelübden. Im nämliche Jahre gab er eine Predigt vom ehelichen Leben heraus, worin e vor Allem zeigte, wie das eheliche Leben auf Gottes Gebot und eigenen Werk ruhe. Das Jahr darauf legte er in einer besonderen Druckschri das 7. Kapitel des 1. Korintherbriefs aus, weil dieses da Hauptstück sei, auf welches die Feinde des Ehestandes und Lobredner de Cölibats sich berufen; er wollte „des Teufels Keuschheit" aufdecken, durch deren Schein die Jugend verführt werde, und Fleiß anwenden, daß diese Kapitel „nicht länger ihr Schanddeckel bleibe". Als ein Provinzial de Dominikanerordens bei der Einkleidung einer Nonne nicht weit weg von Wittenberg wieder von der Würde des Mönchthums gepredigt, den Eintrit in dasselbe mit einer neuen Taufe verglichen, die Mönche und Nonnen für irdische Engel erklärt hatte, charakterisirte Luther sofort diese Predigt in einem lateinischen Schriftchen als ausgezeichnetes „Exempel der gottlosen, Gott und Christum lästernden papistischen Lehre."[1])

Luther will dem, was der Apostel dort zu Gunsten eines ehelosen Lebens gesagt hat, Nichts abbrechen. Er ist auch weit entfernt von einer Idealisirung des ehelichen Lebens, welche über die ihm anhaftenden Schwächen, schweren Aufgaben und Versuchungen sich täuschen würde. Er weiß: „ohne Ehe zu sein, erspart viel Unruhen, Ungemachs und Leides"; man kann „Gott desto besser pflegen, mit guter Ruhe am Wort Gottes hangen, täglich lesen, beten, handeln und predigen, denn ein ehelicher Mensch kann sich nicht ganz dazu ergeben"; und „wer wollte und sollte das nicht Jeder-

mann gönnen?" Ja es ist ihm „eine große, edle Freiheit", so zu leben; hohe, reiche Geister nennt er diejenigen, welche also sprechen können und thun: „ich könnte wohl ehelich werden, aber es gelüstet mich nicht, ich will lieber am Himmelreich, das ist am Evangelio, schaffen und geistliche Kinder mehren." Es ist „eine lustige, liebliche, feine Gabe, wem sie beigegeben ist." Dazu kamen für ihn die besonderen Drangsale und Stürme des gegenwärtigen Weltlaufs, ähnlich wie Paulus seiner Zeit meinte, „um der gegenwärtigen Noth willen sei es dem Menschen gut, also zu sein" (1. Kor. 7, 27); ein Eheloser, sagt er, komme freilich durch Fahr, Noth und Verfolgung leicht durch. Als Lange bald nach seiner Verheirathung seine Frau wieder verloren hatte, schrieb ihm Luther, daß er nicht wisse, ob er ihm sein Beileid aussprechen oder in Anbetracht der verworrenen, stürmischen Zeiten Glück wünschen solle, und er warnte ihn vor unbedachten Schritten zu einer neuen Ehe.

Aber jene hohen Geister sind nach Luther „seltsam', unter tausend Menschen kaum Einer." Sie sind „Gottes besondere Wunderwerke"; es muß einer dazu besonders von Gott berufen sein, Gottes Gnade besonders mächtig in sich befinden. Wenn der Apostel Paulus in jenem Kapitel sagt, es habe Jeder seine eigene Gabe von Gott und es sei besser freien als Brunst leiden, so war es für Luther Thatsache der Erfahrung, daß diejenige Gabe, vermöge deren ein Mensch ein wahrhaft reines Leben im eheloſen Stand führen könne und demnach des Freiens sich enthalten möge, nur bei Einzelnen wie eine Ausnahme von der Regel sich finde. Diejenigen Triebe und Erfahrungen, um deren willen Paulus das Freien gutheißt, scheinen ihm das Regelmäßige, das allgemein Natürliche beim männlichen wie auch beim weiblichen Geschlechte.

Hievon sprach er denn nun mit aller Offenheit, Geradheit und Derbheit Denen entgegen, welche sich anstellten, als ob sie selbst vermöge sonderlicher Durchheiligung über solche natürliche Dinge hinaus wären, und Anderen zumutheten, die von Gott anerschaffene Natur zu überwältigen und abzutödten. Er schildert unverblümt die natürlichen Zustände, welche Mann und Weib zu einander treiben und denen im ehelichen Zusammensein auf gottgefällige Weise genüge geschehen solle. Sie gehören nach ihm so gut zu der vom Schöpfer stammenden Menschennatur als die Nothdurft des Essens und Trinkens. Wer dennoch allein zu bleiben sich vermißt, nimmt einen unmöglichen Streit vor wider die Kreatur, wie sie von Gottes Willen und Wort geschaffen, erhalten und getrieben wird; er will die Natur nicht Natur sein lassen; es ist als ob er wehren wollte, daß Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze. Wo jene besondere Gabe, vermöge deren solche Regungen sich dämpfen lassen, einem nicht verliehen ist, hat man auch keine Befugniß, sie nach eigenem Gutdünken sich zu erbitten. Denn man kann wohl, wie

über Land und Leute kommen läßt. Das Allerbeſte endlich iſt in ih
Gott darin Frucht gibt und ſie aufziehen läßt in ſeinem Dienſte:
auf Erden das allerebelſte, theuerſte Werk; hier gibt Gott uns S
den Schooß, von unſerem eigenen Leib gezeuget, an welchem wir
alle chriſtliche Werke üben; denn gewiß, Vater und Mutter ſind der
Apoſtel, Biſchöfe und Pfarrherrn. Das iſt auch der älteſte Stand
eingeſetzt im Paradies, das der Stand der alten Erzväter, Prieſt
Propheten, viel tauſend Jahre älter als der Mönche und Nonnen
Denſelbigen Stand hat Chriſtus hoch geehret mit ſeinem erſten W
das er zu Kana auf der Hochzeit für die jungen Eheleute gethan: e
wollte bei ihnen ſein zur Hochzeit und im Eheſtande.

So redet Luther ohne Hehl und Ziererei von den natürlichen
welche von ſeinen Gegnern gemein gemacht wurden und deren Erw
bei ihm gar oft auch Anderen anſtößig erſchienen iſt; ſo führt er von
Naturgrund des ehelichen Lebens hinüber zur höchſten ſittlichen Wü
Beſtimmung deſſelben.

Er enthüllt nicht minder offen das Bild, welches ſich darſtell
man den blendenden Schein, mit welchem die Papiſten den Cölibat u
hinwegnehme und den hier vorliegenden Zuſtänden auf den Grun
Es folge, ſagt er, aus dem widernatürlichen Zwang und Kam
Heiligkeit und Vollkommenheit, ſondern Verſuchung, Anfechtung,
ja tiefſte ſittliche Zerrüttung und Verderbniß. Man berufe ſich daf
die geforderte Keuſchheit im Cölibat ſich dennoch erlangen laſſe,
Lehre des heil. Hieronymus: aber dieſer habe vielmehr ſelbſt bekan

evor bewahren sollte; ja sie zieht aus jenen Sünden noch niedrigen Ge-
inn. Luther hält seinen Gegnern als bekannten kirchlichen Brauch vor,
aß die Bischöfe den Priestern Zuhälterinnen gestatten gegen jährliche Ab-
abe von einem Gulden und daraus einen großen Theil ihres jährlichen
inkommens beziehen; er führt als Sprichwort an, daß keusche Pfaffen den
ischöfen nicht zuträglich und diese ihnen feind seien; er vergleicht diese
änner der Kirche mit Bordellwirthen, welche nicht gerne sehen, daß die
ungen Leute ehelich werden. Er hat ein solches Dulden der Sünde und
azu ein eigenes notorisches Leben in Unzuchtsünden speciell und offen dem
rsten deutschen Kirchenfürsten, dem Erzbischof und Cardinal Albrecht, vor-
eworfen, ohne daß dieser oder seine Freunde ihn Lügen zu strafen wagten.

Eine besondere Beförderung des Cölibats und Mönchthums sah Luther
n dem Brauch adeliger und fürstlicher Herrn, ihren nachgeborenen Söhnen
ine bequemes Unterkommen in geistlichen Stellen zu verschaffen und ebenso
hre Töchter, die sie nicht nach Wunsch verheirathen konnten, in Klöstern
nd Stiften zu versorgen. (Wir haben oben erwähnt, wie dieser üble
Brauch nebenher doch noch eine gute Wirkung übte mit Bezug auf die
Schulbildung der jungen Leute). Luther aber fragt die Eltern, welche so
handeln, ob einer ein größerer Feind und Mörder ihrer Kinder sein könne
als sie; ihre Güter, sagt er, wollen sie zusammenhalten und stoßen darum
ihr eigen Fleisch und Blut in der Hölle Abgrund; dazu feiere man diesen
Seelenmord mit Glockenläuten, Tedeum-singen, Fahnentragen u. s. w., wie
man einst in Israel dem Moloch Kinder verbrannt habe mit großem Schall
nd Getöne, um ihr Schreien und Jammern nicht zu hören. Statt dessen
 räth er, daß die Fürsten und Edeln ihren andern Söhnen außer ihren
rstgeborenen und Nachfolgern Etwas mitgeben und sie damit einfach
as Volk eintreten, den Uebrigen im Volke gleich werden lassen möchten;
benso werde es Nichts schaden, wenn eine adelige Tochter einen Bürger
ehme: Manche, die man ins Kloster gegeben habe, möchte jetzt in ihrer
oth einen Hirtenknaben zur Ehe nehmen, während ihr vorher vielleicht
n Graf zu gering gewesen sei. Vor Gott seien wir ja doch alle gleich,
dams Kinder, Gottes Kreatur und je ein Mensch des anderen werth.

Die Sorgen und Beschwerden des Ehestandes kennt Luther. Aber er
ill sie in Gottes Namen und im Vertrauen auf Gott getragen haben, wo
icht Gott selbst jene besondere Gabe verliehen hat. Man hört, wie er sagt,
won allenthalben in der Welt reden; ja die Welt spricht: ein Narr ists
er ein Weib nimmt. Die Welt denkt hiebei natürlich nicht an den Dienst
s Himmelreiches, um des willen jene Einzelnen nach Paulus Rath sich
won frei halten mögen. Sie meint, Weiber machen dem Mann Unlust,
enn er an sie sich binde, und möchte vor Allem der Sorge für den Unter-
alt von Weib und Kind los sein. Es haben, sagt Luther, auch viele der

Hochgelehrten beſchloſſen, ein weiſer Mann ſolle ein Weib gleich die Weisheit ſelbſt wäre; und ſie haben ſein genau denken, daß nach dieſem Leben kein ander Leben ſei und beſſer ohne ehelich Band ſeine Luſt befriedige. Das ſeien Geiſtlichen ſich erſehen und zu ſolcher ſeiner Heuchelei Stand, der bisher für geiſtlich ſich rühmen ließ, ist nothdurft aufs Sicherſte verſorgt; ſie ſuchen in Klöſtern ſtand, daß der Bauch und die Haut genug habe und nur Himmel ſchauen müſſe und auf Gott vertrauen, der im eben der eheliche Stand will und ſoll zum Glauben treibt, auf Gottes Hand und Gnade zu ſehen. Wohl Eheleute leibliche Trübſal haben werden; da iſt der Nahrung, mancherlei Fährlichkeit des Hausſtandes, die Mitmenſchen, mit denen man darin zu thun bekommt; Schmerzen und Arbeiten der Mutter; der Mann muß der Schwäche des Weibes. Aber es iſt Alles nur zeitlich billig heißt eben dieſer Stand der geiſtliche, darin der und täglich geübt wird, dem Herrn zu vertrauen, der aufthut und Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen ſpricht: ein weiſer Mann iſt, der ein Weib nimmt; ſie mann eines anderen Lebens gewartet, iſts weislich g weniger gute Tage habe, damit er in jenem Leben habe. Das hat auch Gott erſehen, da er Mann un zuſammengab.

Am meiſten lag Luther immer der Zuſtand der Herzen, deren Amt von Gott verordnet und für die G wichtig ſei, und welcher das Wort Gottes (1. Tim. 4 Recht zum Ehelichwerden gebe, der es daher nur durch entzogen werden könne. Da ſagt Luther jetzt einmal ähnlich in Betreff der Faſtengebote ſich ausgedrückt: „W hätte, ein Weib zu nehmen, ſollte nur zu Leid und Tr ſeiner Lehre eines nehmen.“

Beim Mönchthum kamen für ihn mehr nur d welche ſelbſt darin gefangen waren, als die Stellung derſe Kirche in Betracht. Aber es iſt ihm dringende Chriſten und dem ſittlichen Verderben, in welches ſie hineingerathe ohne eigene freie Wahl durch Eltern oder Verwandte h auch ihnen zu helfen, die Andern vor den Fallſtricken d und des mönchiſchen Wohllebens zu warnen und dem Ae das ja doch auch der ganzen Kirche dort gegeben wurde. er bereits viele Klöſter ſich entleeren und die Zeit g

nderweitigen Verwendung, worüber er seine schon oben erwähnten Rathschläge ab. Und indem er dies sah, blieb er auch bereits nicht mehr bei der Warnung vor neuem Eintreten in Klöster stehen, sondern wollte, daß jetzt auch die Obrigkeit keine neuen Aufnahmen mehr gestatte. Sein Rath im Ganzen war jetzt: die welche aus den Klöstern ausscheiden wollen, solle man gehen lassen; diejenigen, welche ihres Alters, oder der Gewohnheit, oder des Gewissens wegen zu bleiben begehren, solle man nicht ausstoßen, noch unfreundlich behandeln, sondern sie ihr Leben lang lassen genug haben, ja sie darin noch reichlicher versorgen als vielleicht bisher geschehen, damit man je verspüre, daß nicht der Geiz dem geistlichen Gut, sondern der christliche Glauben den Klöstern feind sei; mit ihnen aber solle man die Klöster aussterben lassen. Das will er gesagt haben „denjenigen, so das Evangelium verstehen und Solches zu thun mächtig seien in ihren Landen, den Städten und Obrigkeiten." Von den Gütern der Klöster soll man den Austretenden und zwar auch denen, welche Nichts mit hineingebracht haben, etwas Redliches mitgeben, damit sie Etwas anfangen und sich in einen neuen Lebensstand begeben können: das sei auch für die letzteren billig, denn sie seien durchs Klosterwesen betrogen worden und würden, wenn sie nicht darin gewesen wären, Etwas Anderes gelernt haben. Das Uebrige soll man, wie wir oben hörten, zum gemeinen Kasten schlagen, nachdem man den verarmten Erben der Väter und Vorfahren, die Etwas gestiftet, einen Theil zurückerstattet habe.

Vielfach erzeigte Luther Geistlichen, welche heiratheten, und Mönchen oder Nonnen, welche die Klöster verließen, auch seine spezielle persönliche Theilnahme.

Als Pfarrer Bugenhagen im Oktober 1522 Hochzeit hielt, wohnte er dieser bei und bat Spalatin, für die Feier eine Gabe an Wildpret zu Ehren des neuen Ehemanns und der Hochzeitgäste beim Kurfürsten auszuwirken; Spalatin schickte das Gewünschte als ein von ihm selber kommendes Geschenk, damit man den Fürsten nicht beschuldigen könne, er zeige sich öffentlich dem Heirathen der Priester hold. — Besonders freute sich Luther, als sein Freund Link in Altenburg, der bisherige Provinzial des Augustiner-Ordens, 1523 den gleichen Schritt that: es freue ihn, schrieb er an Spalatin, daß der Name eines solchen Mannes vor der Welt thöricht werde und die falsche Keuschheit dadurch zu Schanden gemacht; die Herrlichkeit des Evangeliums werde über das Aergerniß, welches man darin finde, obsiegen. Dem Link wünschte er Glück, daß er auf diese Weise des Provinzialates los werde, und kündigte sich ihm mit einer ganzen Gesellschaft Wittenberger Freunde zur Theilnahme bei der Hochzeitfeier an. Er selbst vollzog (in der Altenburger Kirche) die Trauung. — Einen andern Freund, den Wolfgang Reißenbusch, Präzeptor des Antoniusordens in Lichtenberg,

ermunterte er durch ein eigenes Sendschreiben vom 27. März 152
er gedruckt erscheinen ließ, zum Eintritt in den Ehestand. Diese
übrigens offenbar schon vorher dazu geneigt, wie er denn auch schr
Wochen nachher sich wirklich verlobte, und hatte sich nur noch gesche
den Spöttereien und Schmähungen, die er sich damit zuziehen werde.
schreibt ihm: „wer sich der Ehe schämet, der schäme sich auch, daß
Mensch sei, oder mache es besser, denn Gott es gemacht hat; — es
Welt Gott, der Teufel, der den Ehestand so schämlich gemacht h
werdet Ihr meiner treuen Vermahnung folgen auf Gottes Gnade u
versicht, so sollt Ihr sehen, wie darum, daß Ihr sein Werk und
damit ehret, er euch wieder ehren und schmücken wird; es ist um ein
Schandstündlein zu thun, darnach werden eitel Ehrenjahre folgen.“
einen großen Ruhm und eine christliche Tugend erklärt er es, wenn
durch seinen Vorgang auch Anderen ein „ehrlicher Schanddeckel“
wie ja Christus unser aller Schanddeckel geworden sei. Um diesell
fragte er den Spalatin, warum er zögere, in die Ehe zu treten.

Von ausgetretenen Mönchen wurde Luther vielfach um Rat
Beistand angegangen; er suchte ihnen für ihr Fortkommen behilflich z
unterstützte sie mit Geld, soweit seine geringen Mittel reichten, ver
sich für sie bei Anderen.

Besonders bewegte ihn das Loos von neun Nonnen, wel
Ostern 1523 aus dem Kloster Nimtzsch bei Grimma nach Witt
kamen. In der Nacht vor dem Osterfest (5. April) entwichen s
dort mit Hilfe dreier Torgauer Bürger, des Rathsherrn Leonhard
eines Bruderssohnes von diesem und des Wolf Tommitzsch. Sie sollen
ein Loch, das in eine Leimwand gebrochen wurde, aus dem Klost
kommen und von ihren Befreiern auf einem bedeckten Wagen davon
worden sein; die Sage schmückte dies später noch weiter aus. Es
lauter Töchter angesehener, größtentheils adeliger Familien, darunt
Schwester des Staupitz, ferner Katharina von Bora.

Luther ließ über diesen Vorfall ein offenes Sendschreiben an
und dessen Genossen ausgehen. Sie haben, schreibt er, ein Werk
davon Land und Leute singen und sagen und welches Viele für
großen Schaden ausschreien werden. Es werde heißen: der Narr Le
Koppe habe sich von dem verdammten ketzerischen Mönch fangen lasse
Nonnen entführt und ihnen geholfen, ihr Gelübde zu verleugnen.
er bekennt sich offen zu seinem Antheil an dem Werk. Er berichte
Jungfrauen haben zuvor ihre Eltern und Angehörigen demüthig mit
samen Ursachen gebeten ihnen aus dem Leben herauszuhelfen, das
Seelen Seligkeit halber nicht länger erdulden können, und sich d
erboten, zu thun und zu leiden, was fromme Kinder thun und leiden

sei ihnen aber alles abgeschlagen worden; sie seien gedrungen gewesen, anderswo Hilfe und Rath zu suchen, um ihr Gewissen zu retten, und die-enigen, welche hier zu helfen und zu rathen vermocht, seien schuldig gewesen, zu thun, aus christlicher Liebe Pflicht. Da habe er selbst gerathen und gebeten, was Koppe ausgeführt habe. Die Herren vom Adel und andere Biederleute, welche Kinder in Klöstern haben, sollen nun selber dazu thun und sie herausnehmen, damit nicht ärgeres folge; Viele, welche hiezu das rechte Verständniß haben, scheuen sich noch das Exempel zu geben: jetzt sei die Bahn gebrochen. Auf die Einrede, daß das ärgerlich sei wider den gemeinen Brauch und Lehre und daß man der schwachen Gewissen schonen müsse, entgegnet er: „Aergerniß hin, Aergerniß her! Noth bricht Eisen und ist kein Aergerniß; ich soll der schwachen Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner Seele geschehen mag; wo nicht, so soll ich meiner Seele rathen, es ärgere sich dann die ganze oder halbe Welt.“ Er schrieb darüber auch sogleich an Spalatin: er werde zuerst den Verwandten der Entflohenen Anzeige machen, damit diese sie aufnehmen; falls diese es ablehnen, wolle er dafür sorgen, daß sie anderswo untergebracht werden; von mehreren Seiten habe er hiefür bereits eine Zusage; etliche der Jungfrauen werde er auch verehelichen können; Spalatin möge bei seinen reichen Leuten am Hof Geld erbetteln, mit welchem sie einstweilen könnten ernährt werden; auch den Kurfürsten möge er um eine Gabe angehen; was von diesem komme, solle ja gewiß heimlich gehalten werden.

Aus dem nämlichen Kloster wurden am folgenden Pfingstmontag drei andere Nonnen, wie Luther es gewünscht hatte, von ihren adeligen Verwandten weggeholt. [1])

Mit dem Ausdruck frohen Staunens darüber, wie Gottes Werk weitergehe, konnte ferner Luther wenige Wochen nachher dem Spalatin melden, daß jetzt auch sechszehn Nonnen das Mansfeldische Kloster Widerstetten verlassen haben, von welchen fünf beim Grafen Albrecht von Mansfeld aufgenommen worden seien. [2])

Im folgenden Frühjahr veröffentlichte er die Geschichte einer Nonne, welche aus einem Kloster zu Eisleben entkommen war, mit einer Zuschrift an die Mansfelder Grafen. An ihr sollte „alle Welt sehen, was Klosterei sei, und des Teufels Tand an den Tag kommen“. Wir mögen in ihr ein Beispiel für viele ähnliche Fälle haben. Die Nonne Florentine war schon in ihrem sechsten Lebensjahre jenem Kloster übergeben und im Alter von elf Jahren eingesegnet worden. Vierzehn Jahre alt fühlte und klagte sie, daß sie für diesen Stand nicht geschickt sei, erhielt aber zur Antwort, sie sei nun einmal eingesegnet und habe Gott ewige Keuschheit geschworen. Das feierliche Gelübde oder den Profeß ließ man sie zwar erst später ablegen, erklärte ihr aber, daß sie nicht erst über die Ordens-

regel belehrt und über ihre Willigkeit zum Gehorsam gegen dieselbe befragt zu werden brauche, da sie schon bei ihrer Einsegnung sich genugsam verpflichtet habe. Als sie hernach von Luther und seiner evangelischen Lehre hörte, schrieb sie an ihn um Trost und Rath, was durch ihre Genossinnen der Oberin des Klosters verrathen wurde. Deshalb wurde sie vier Wochen lang bei großer Kälte eingekerkert, kam in den Bann und mußte zur Buße eine Woche lang bei den kirchlichen Horä sich auf die Erde legen und die Anderen über sich hinschreiten lassen. Darnach klagte sie einem Vetter, Herrn von Watzdorf, ihre Noth, wurde jedoch abermals verrathen, von der Oberin und vier anderen Personen durchgestäupt, wieder eingekerkert, auch einen Tag mit den Beinen in Eisen gelegt, endlich zu lebenslänglicher Haft in einer Zelle verurtheilt. Da ließ eines Tags die Verschließerin diese offen stehen und die Nonne entkam.[1])

Es fielen unter den heirathenden Geistlichen und austretenden Ordensgliedern auch böse Exempel und wirkliche Skandale vor. Luther verhehlte dieselben sich und Anderen ebenso wenig als die Geschichte der Reformation von ihnen schweigen darf. So urtheilte er sehr streng über den Weimarschen Hofprediger Stein, weil dieser eine sehr reiche alte Person des Geldes wegen zum Weib genommen habe. Hinsichtlich der Mönche klagte er schon im Frühjahr 1522, daß sie großentheils austreten aus demselben Grund, aus welchem sie ins Kloster eingetreten seien, nämlich des Fleisches und der fleischlichen Freiheit wegen. Es mißfiel ihm sehr, daß sie so schnell aufs Freien ausgehen, zumal da es Leute seien, die zu keinem Geschäft und Berufe taugen. Er bedauerte die viele Zeit, welche sie ihm stählen, während er dieselbe sonst zum allgemeinen Besten verwenden könnte, sprach auch von dem vielen Geld, das er „mit ausgelaufenen Mönchen und Nonnen vernarren müsse", während er selbst mit seinem Wittenberger Klosterprior des nöthigen Unterhalts entbehre. Dennoch ließ er sich von seinem Eifern gegen Cölibat und Mönchthum nicht abschrecken. Er meinte, es sei auch immer noch besser, wenn solche müssige und eigennützige Menschen ohne Kutte sündigen, als wenn sie es in der Kutte thun und doppeltem Verderben anheimfallen.[1])

Er selbst verblieb noch Jahre lang bei seiner gewohnten klösterlichen Lebensweise, welche er gleich nach seiner Rückkehr von der Wartburg wieder angenommen hatte. Viele seiner Anhänger waren darüber befremdet; Papisten deuteten es ihm so, als ob er auf seine eigenen Grundsätze für sich nicht zu bauen wagte; auch Erasmus machte seine Bemerkungen darüber, daß er die Freiheit nicht gebrauche, die er andern lehren wolle. Er fühlte einfach nicht dasjenige Bedürfniß in sich, um dessen willen er Andern auch zum äußeren Gebrauch dieser Freiheit rieth, und die Schranken, von denen er innerlich los geworden, waren für ihn keine mehr. Auch die

nlichen Fasten beobachtete er lange noch gewohnheitsmäßig; er erzählte äter, wie ihm da einmal sein Freund Jakob Probst am Palmtag eine ennne zum Mahl vorgesetzt habe, damit sie mit einander nach ihrer ehre thäten.

Seine Kutte trug er schon 1523 nach dem Berichte des Dantiscus oben S. 535) in seiner Wohnung nicht mehr. Dieser traf ihn damals n einem Kleid, in welchem er von einem Manne des Hofes nicht zu unter= heiden gewesen sei. Oeffentlich legte er jedoch die Mönchstracht erst seit em 9. Oktober 1524 ab: da predigte er ohne sie, am folgenden Sonntag Vormittags noch einmal in ihr, Nachmittags ohne sie. Er hatte, wie er später noch erzählte, seine Kutte ganz abgetragen und Freund Schurf hm, da es ihm an Geld fehlte, eine neue versprochen, vom Kurfürsten Friedrich aber hatte er ein Stück besten Tuches zum Geschenk bekommen, amit er entweder eine neue Kutte oder einen Rock sich daraus machen asse; das Tuch gerieth, wie er sagt, zu einem Rocke; er habe, sagt er, o gethan Gott zu Ehren, Vielen zur Freude, dem Satan zum Trotz und Schmach. [1])

In seinem Kloster befand sich damals schon seit einiger Zeit außer twaigen Gästen kein Ordensgenosse mehr als er und der ihm gleich gesinnte Probst Brisger. Die Einkünfte des Klosters waren so sehr zusammen= geschwunden und ließen so schwer mehr sich eintreiben, daß sie dennoch nicht mehr ausreichten, die Verpflichtungen zu decken, ja daß die letzten Inwohner fort und fort in großes Gedränge mit ihrem eigenen Unterhalt geriethen. Luther schickte schon seit dem Jahr 1522 Berichte und Gesuche deshalb durch Spalatin an den Hof: der Bettelsack, schrieb er 1523, habe ein großes Loch; schon damals kam es einmal so weit, daß er davon sprach, gar noch aus Noth Wittenberg verlassen zu müssen. Dazu kam, daß endlich auch Brisger dringend wünschte, aus dem Kloster auszutreten. So trug denn endlich im Dezember 1524 Luther mit ihm beim Kurfürsten darauf an, daß dieser das Kloster mit Allem, was dazu gehöre, von ihnen als „jüngster Erbe" übernehmen möge. Nur erbaten sie sich aus fürst= licher Gunst und mit Rücksicht darauf, daß dem Brisger sein väterliches Erbe des Evangeliums wegen vom Trierschen Erzbischof vorenthalten wurde, eine gewisse außerhalb des Klosters liegende, von diesem angekaufte Be= hausung. Luther versicherte den Spalatin, daß er gern irgendwo von einer eigenen Arbeit leben würde, wenn davon nicht Schande für das Evangelium und den Fürsten zu fürchten wäre. Kurfürst Friedrich starb indessen, ehe eine Abhilfe oder Entscheidung in dieser Sache getroffen war. [2])

Von einer weiteren Consequenz, daß er nun auch zur Ehe sich ent= schließen sollte, wollte Luther trotz dem Niederlegen der Kutte noch Nichts wissen. Noch zu Ende Novembers 1524 ließ er der Argula von Stausen, dieser

thätigen Freundin der Reformation, welche eine Mahnung deshalb durch Spalatin an ihn gerichtet hatte, hierauf Folgendes antworten: „ich danke dafür, wundere mich auch nicht, daß man Solches über mich schwatze, da man auch noch Vieles Andere schwatzt; — ich bin wohl in der Hand des Herrn als eine Kreatur, deren Herz er ändern, tödten und lebendig machen kann in jedem Augenblick; so aber, wie mein Herz bisher gestanden und jetzt steht, wird es nicht geschehen, daß ich ein Weib nehme: nicht als ob ich mein Fleisch und Geschlecht nicht spürete, da ich weder Holz noch Stein bin; aber mein Sinn ist fern vom Heirathen, da ich täglich den Tod und die wohlverdiente Strafe eines Ketzers erwarte; darum will ich weder Gott ein Ziel setzen in dem, was er mit mir thun will, noch in meinem Herzen mich fest machen; ich hoffe aber, er werde mich nicht lange mehr leben lassen." [1])

Fünftes Kapitel.

Arbeit am göttlichen Wort; Bibelübersetzung und Auslegung.

Die größte Gabe für sein deutsches Volk und das wichtigste Mittel für den Kampf gegen ein unchristliches Kirchenthum und für den Aufbau neuen, christlichen und kirchlichen Lebens brachte Luther in seiner Uebersetzung des Neuen Testaments von der Wartburg mit. Er äußerte später öfters, daß er die Hoffnung gehegt habe, wenn einmal die Bibel in aller Hände kommen werde, so werde das viele menschliche Bücherschreiben ein Ende nehmen; Gottes Wort werde genügen.

Seit seiner Rückkehr nahm er mit anhaltendem Fleiß in Gemeinschaft mit Melanchthon, nach dessen Hilfe er schon auf der Wartburg sich gesehnt, seine Arbeit aufs Neue durch und bereitete sich schon auch zur Uebertragung des Alten Testaments vor. Dem Melanchthon erschien das Unternehmen kühn, aber werth, daß Alle, so viel sie könnten, dazu beitrügen. Sobald ein Theil des neutestamentlichen Textes fertig war, wurde er auch schon in die Presse gegeben. Der Druck und die weitere Arbeit am Manuscript lief neben einander her. Inzwischen wandten sich Melanchthon und Luther auch noch an Freunde außerhalb Wittenbergs wegen verschiedener einzelner Punkte um Rath, und zwar ganz besonders an Spalatin. Sie hatten namentlich auch zu seinem Geschick und seiner Bildung in der deutschen Sprache sonderliches Vertrauen, wie ja Luther ihn bald nachher auch zum Dichten deutscher Gesänge ermuntern wollte. Nur ermahnte ihn Luther, ihnen lauter einfältige, volksthümliche deutsche Ausdrücke an die Hand zu geben, nicht Wörter des Schlosses und Hofes.

Man sieht aus einzelnen, noch vorhandenen Anfragen Melanchthons und Luthers, wie sie mit einer bis ins Kleinste gehenden Sorgfalt nach den treffendsten Ausdrücken suchten, auch wie sehr ihnen dies bei dem da-

igen Stand der deutschen Sprache und Uebersetzungskunst noch erschwert
:. Luther sagt später, sie haben oft mehrere Wochen lang nach einem
igen Wort gesucht und auch so noch oft vergeblich. Namentlich wo
äftige, emphatische" Wörter nöthig seien, wünschten sie Rath; so besann
Luther z. B. lang wegen der Uebersetzung von 1. Mos. 2, 20, wo wir
: bei ihm lesen, daß „für den Menschen keine Gehilfin gefunden ward,
um ihn wäre": es schien ihm weder „neben ihm", noch „für ihn",
h „um ihn" genügend. Ein deutsches Wort fehlte ihm z. B. für
erson"; auch darüber wurde Spalatin gefragt und das Fremdwort dann
h an mehreren Stellen aufgenommen. — Was das Sachliche betrifft,
erstreckte sich die Sorgfalt auf Kleines wie auf Großes. Auch für
nge, welche keine unmittelbare religiöse Bedeutung hatten, wünschte Luther
glichste Sicherheit und Klarheit. So bat er Spalatin, ihm die in der
enbarung Johannis Kapitel 21 aufgeführten Edelsteine zu benennen
d zu beschreiben, wo möglich auch Exemplare derselben ihm vom fürst-
en Hof her zu verschaffen. Derselbe Spalatin sollte behilflich sein, die
tschen Namen für die im mosaischen Gesetz erwähnten Thiere zu treffen.
elanchthon befleißigte sich sehr einer Untersuchung der Münzen, die im
uen Testament vorkommen, und schrieb deshalb an verschiedene ihm
reundete Humanisten.[1])

Der Druck des Werkes wurde dem Melchior Lotther in Wittenberg
ertraut. Schon am 10. Mai sandte Luther die ersten gedruckten Bogen
: Neuen Testaments an Spalatin. Die Evangelien und die Apostel-
chichte einestheils, die apostolischen Briefe anderntheils kamen neben ein-
er in die Presse. So waren bis zur ersten Hälfte Juli's das Matthäus-,
rkus- und Lukas-Evangelium und zugleich der Römer- und die Korinther-
efe fertig. Die einzelnen Bogen ließ Luther fort und fort lieferungsweise
n Spalatin und dem Herzog Johann zugehen; jener sollte sie auch dem
rfürsten mittheilen. Sonst wurden dieselben sorgsam geheim gehalten,
das Ganze hinaus gegeben werden könne: Haupturſache für diese Fürsorge
r ohne Zweifel die wohlbegründete Furcht vor Nachdruckern, welche
ernfalls sogleich auf das Buch sich geworfen, dem rechtmäßigen Verleger
jaben zugefügt und dem Gesammteindruck des Werkes durch stückweise
röffentlichung Eintrag gethan hätten. Gegen Ende Juli's arbeiteten,
: Luther berichtet, zu gleicher Zeit drei Pressen daran, indem jetzt wahr-
einlich auch die Offenbarung Johannis neben jenen beiden andern Reihen
n Schriften vorgenommen wurde, und es kamen täglich 10,000 Blätter unter
Presse. Noch glaubte Luther die Vollendung des Werkes nicht vor Michaelis
fen zu dürfen. Sie erfolgte indessen doch noch einige Tage früher: denn
m am 25. September konnte Luther eines der ersten fertigen Exemplare sei-
n treuen Wartburgwirthe, dem Schloßhauptmann von Berlepsch, zuschicken.[2])

Das Buch ging aus in Folio mit dem einfachen Titel: „das neue Testament, Deutzsch, Wittenberg", ohne Angabe des Uebersetzers, des Druckers und der Jahreszahl. Indem Luther sich ungenannt ließ, wollte er selbst ganz zurücktreten dem hohen Inhalte gegenüber, welchen er der deutschen Christenheit vorlegte, und wünschte, daß diese denselben ohne Rücksicht auf seinen, von den Einen hoch gefeierten, von den Andern verketzerten und verabscheuten Namen aufnähme.

Lotther setzte den Kaufpreis für die damaligen Geldverhältnisse hoch an: zu 1½ Gulden. Sogleich wurde auch ein Nachdruck in Basel angefertigt. Dennoch war die sehr starke Wittenberger Ausgabe schnell vergriffen. Schon im Dezember erschien hier eine zweite Auflage und Luther befleißigte sich, bereits verschiedene Verbesserungen seiner Uebersetzung bei ihr vorzunehmen.

Dem deutschen Texte waren Vorreden Luthers zu den einzelnen neutestamentlichen Briefen, der Offenbarung Johannis und dem Neuen Testament im Ganzen, ferner einzelne kurze, erklärende Randbemerkungen beigegeben. Luther und Melanchthon wünschten, dem Buch eine Beschreibung des heiligen Landes voranzuschicken zu können. Melanchthon suchte dazu eine römische Karte des Landes zu bekommen, die im Besitz eines Leipziger Antiquars sich befinden sollte; die Ausführung unterblieb jedoch aus Gründen, die wir nicht näher kennen: der Gedanke war wohl für die damalige Zeit noch zu kühn. Auch wurde das Buch mit Holzschnitten Cranachs zum Eingang der verschiedenen Schriften und einzelner Kapitel, ferner mit einigen größeren zur Offenbarung Johannis ausgeschmückt. [1])

Luthers Vorwort zum Neuen Testament beginnt: „Es wäre wohl recht und billig, daß dies Buch ohn' alle Vorrede und fremden Namen ausginge und nur sein selbst eigen Namen und Rede führte." Um der Verwirrung und Unwissenheit willen, welche durch die Deutungen und Vorreden Anderer verursacht worden sei, findet er es indessen nöthig, dem einfältigen Manne vorher anzuzeigen, was er in diesem Buch zu erwarten habe und ihn aus dem alten Wahn auf die rechte Bahn zu führen: So erklärt er hier, was das Evangelium und Neue Testament sei: nämlich „eine gute Mähre und Geschrei, in alle Welt erschollen durch die Apostel, von einem rechten David, der mit der Sünde, Tod und Teufel gestritten und überwunden und alle die Gefangenen ohn' ihr Verdienst erlöst habe", — schon zuvor verheißen durch die Propheten und seit Adam und Abraham im Alten Testament. Daraus solle man ja nicht ein Gesetzbuch, — aus Christus nicht einen Moses machen, wie bisher geschehen sei. Auch wisse man das Evangelium noch nicht, wenn man Christi Werke und Geschichte kenne; sondern dann wisse man es, wenn die Stimme komme, die dem

eser sage, daß Christus sein eigen sei mit Leben, Lehren, Werken, Sterben, uferstehen und Allem, was er sei und habe, thue und vermöge.

Insonderheit wollte Luther sodann die Leser in den Römerbrief inführen, welchem er selbst sein Licht darüber, wie wir in Christus selig erden sollen, am meisten verdankte. Diese Epistel, sagt er, ist das rechte Hauptstück des Neuen Testaments, würdig und werth, daß sie ein Christenmensch nicht allein von Wort zu Wort auswendig wisse, sondern täglich damit umgehe als mit täglichem Brod der Seelen. Er legt den Lesern kurz die Grundbegriffe seiner ganzen evangelischen Lehre dar, indem er ihnen im Vorwort zu der Epistel erklärt, was Paulus mit den Worten Gesetz, Sünde, Fleisch, Gnade, Glaube, Gerechtigkeit, Geist meine, und ihnen eine Uebersicht über den Brief gibt; ähnlich war damals in den Locis Melanchthons aus Erläuterungen zu diesem Brief die erste reformatorische Dogmatik hervorgegangen. Eine sorgsame Rücksicht auf diejenige Fassungsgabe, welche er noch bei der Menge der Leser vorauszusetzen hatte, zeigt er hiebei darin, daß er bei Kap. 9—11, wo von der Prädestination oder göttlichen „Versehung" zu reden war, mit der kurzen Bemerkung sich begnügt: man solle zuerst nach den vorangehenden Kapiteln die eigene Sünde und Christi Gnade erkennen und dann mit der Sünde streiten; darnach, wenn man mit dem 8. Kapitel unter das Kreuz und Leiden gekommen sei, werde man hiedurch recht lernen die Versehung, wie tröstlich sie sei; sonst könne man von ihr nicht ohne Schaden handeln; man dürfe nicht den starken Wein trinken, so lange man noch ein Säugling sei. Den Glauben, durch welchen man der Gottesgerechtigkeit theilhaftig werden soll, stellt er zugleich sehr nachdrücklich nach seiner sittlichen, praktischen Seite dar: indem derselbe eine lebendige Zuversicht auf Gottes Gnade ist und hiedurch das Herz „fröhlich und trotzig macht", soll er zugleich von selbst Gutes wirken gegen Jedermann und gar nicht für Glauben anerkannt werden, wo er nicht hierin sich bewährt. „Er ist", sagt Luther, „ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neu gebiert aus Gott, — machet uns ganz andere Menschen von Herzen, Muth und Kräften; — o es ist ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken; — solche Zuversicht göttlicher Gnade machet fröhlich, — daher man ohne Zwang willig und lustig wird, Jedermann Gutes zu thun, zu dienen und zu leiden, Gott zu Lieb und zu Lob, der einem solche Gnade erzeigt hat, also daß unmöglich ist, Werke vom Glauben scheiden, ja so unmöglich als Brennen und Leuchten vom Feuer mag geschieden werden; — wer nicht solche Werke thut, weiß weder was Glaube noch was gute Werke ind." Wir haben in dieser Vorrede zum Römerbrief überhaupt eine der nregendsten kurzen Ausführungen Luthers von den Grundwahrheiten des vangeliums.

Als Buch aller Bücher wollte so Luther die heil. Schrift und vor Allem das Neue Testament dem ganzen deutschen Volk zu eigen machen und zum Verständniß bringen. Aber während er sie so über Alles schätzt, eröffnet sich uns in seinen Vorreden noch eine andere Seite seiner Stellung zu ihr. Das Wesen jener Gnade, in der sein eigen Herz fest und froh geworden ist, der wahre Sinn und Wille der göttlichen Offenbarungen und Heilsthaten, das ganze Verfahren des heiligen und barmherzigen Gottes hatte sich ihm erschlossen zunächst von jener Verkündigung des Apostels Paulus aus, mit der seine eigene Erfahrung in Sündennoth und Genuß der Versöhnung so ganz zusammentraf. Unter Jesu Worten waren es vor Allem die im Johannesevangelium, in welchem sich ihm der Erlöser und Gottessohn mit seiner Fülle der Gnade und Wahrheit offenbarte. In Jesu Geschichte erfaßte sein Glaube als Hauptthatsachen die des Todes, in welchem unsere Sünde und unser Tod verschlungen, und der Auferstehung, in welcher das Leben ans Licht gebracht sei. In diesem Mittelpunkte stehend, will er von hier aus das gesammte Schriftwort betrachtet haben. Und von hier aus urtheilt er nun auch frei über den eigenthümlichen Gehalt, Charakter und Werth der verschiedenen einzelnen Schriften, welche im Buch des Neuen Testamentes vereinigt waren. Es ist derselbe Standpunkt, von welchem aus er schon im Streit mit Eck die Autorität des Jakobusbrief kühn zurückwies, als sie gegen die Glaubensgerechtigkeit geltend gemacht wurde. So fährt er jetzt in seiner Vorrede zum Neuen Testament nach jener Erklärung über das Wesen des Evangeliums fort: „Aus diesem Allem kannst du nun recht urtheilen unter allen Büchern und Unterscheid nehmen, welches die besten sind". Er bezeichnet als solche das Evangelium Johannis nebst dessen erstem Brief, die Briefe des Paulus, vor Allem den an die Römer, ferner die an die Galater und Epheser, endlich den ersten Brief Petri; sie seien der rechte Kern und das Mark unter allen Büchern; sie zeigen Christum und Alles, was zu wissen noth und selig sei. „Darum", sagt er, „ist Sankt Jakobs Epistel eine recht stroherne Epistel gegen sie, denn sie doch keine evangelische Art an ihr hat". Luthers specielle Vorrede zu diesem Brief redet gemäßigter von ihm, lobt, daß er keine Menschenlehre setze, sondern nur Gottes Gesetz treibe, erkennt auch seine gute Absicht an, dem falschen Vertrauen auf einen der Werke ermangelnden Glauben zu wehren, meint aber, Jakobus sei mit seinem Verständniß und seinen Worten für diese Sache zu schwach gewesen, so daß er mit Gesetztreiben ausrichten wolle, was die Apostel mit Reizen zur Liebe ausgerichtet haben, und dabei der Lehre des Paulus von der Glaubensgerechtigkeit stracks widerspreche. Auch vermißt Luther im Brief eine Lehre von Christus: das aber sei der rechte Prüfstein für alle Bücher, wenn man sehe, ob sie Christum treiben oder nicht; was Christum nicht

ehre, sei nicht apostolisch, wenns gleich Petrus oder Paulus lehreten, was Christum predige, apostolisch, wenns gleich Judas, Hannas oder Pilatus thäte. Er erinnert übrigens zugleich daran, daß dieser Brief in der alten Kirche noch nicht allgemeiner Anerkennung genossen habe. Eben dies bemerkt er dann auch in Betreff des Hebräerbriefs, Judasbriefs und der Offenbarung Johannis. Auch bei dieser aber sind diejenigen Bedenken, welche ihr Inhalt ihm erweckte, für ihn noch stärker. Den Hebräerbrief nennt er eine ausbündige, feine Epistel, das Werk eines trefflichen, gelehrten, im Glauben erfahrenen und in der Schrift geübten Mannes. Daß aber Paulus, welchem er denselben noch i. J. 1521 unbefangen beilegte, der Verfasser nicht sein könne, ist ihm jetzt schon aus Hebr. 2, 3 klar, wonach der Briefsteller seine Lehre erst von den Aposteln überkommen hatte; und indem er in dem Brief den Satz zu finden glaubt, daß für Sünder nach ihrer Taufe keine Buße mehr möglich sei, scheint ihm dies ein harter Knoten, der schwerlich im Einklang mit den Evangelien und mit Paulus sich lösen lasse. Bei der Epistel des Judas weist er namentlich darauf hin, daß sie fast Nichts sage, was nicht im 2. Petribrief stehe, und daß sie (Vers 9. 14 f.) Sprüche und Geschichten anführe, die nicht aus der heil. Schrift stammen. Bei der Offenb. Johannis stößt er sich an den dunkeln Visionen, während Jesus und der Apostel Weissagung in klaren Worten sich bewege, findet auch zu wenig Lehre und Erkenntniß von Christus in ihr; er wolle, sagt er, darin Jedermann seines Sinnes walten lassen, sein Geist aber könne sich in das Buch nicht schicken.

Offen, wie sie seinem Geiste damals sich aufgedrängt hatten, trägt Luther alle diese Wahrnehmungen der christlichen Gemeinde vor. Er hält es nicht für nöthig, einem Anstoß vorzubeugen, der hieraus für den Glauben an die Schrift überhaupt sich erheben könnte. Ja er hat hiernach auch diejenige Reihenfolge der neutestamentlichen Bücher, welche er in der kirchlichen Sammlung vorfand, für die Bibel, die das deutsche Volk von ihm empfangen hat und noch jetzt besitzt, selbstständig geändert. Dort stand der Hebräerbrief unmittelbar hinter den paulinischen und ihm folgte der Brief des Jakobus. Erst durch Luther sind beide hintangestellt worden, vor den Judasbrief und die Offenbarung Johannis. Indem er zu diesen übergeht, erklärt er: „bisher haben wir die rechten gewissen Hauptbücher des Neuen Testaments gehabt, diese vier nachfolgenden aber haben vor Zeiten ein ander Ansehen gehabt."

Gegenwärtig werden unbefangene Theologen, auch wenn sie im Uebrigen verschiedene Ansichten über Ursprung und Charakter der neutestamentlichen Schriften hegen, doch darin übereinstimmen, daß dort von Luther der eigenthümliche Werth, welchen die drei ersten Evangelien neben dem des Johannes für unsere Kenntniß des Erlösers haben, nicht gehörig gewürdigt

sei und daß auch dem Jakobusbrief im geschichtlichen Zusammenhang der apostolischen Lehrentwicklung und im innern Zusammenhang des Offenbarungswortes doch eine höhere Bedeutung zukomme. Auch hat Luther selbst nachher seine Aeußerungen theilweise modifizirt: er hat den Schluß seiner Vorrede zum Neuen Testament mit den Worten von der strohernen Epistel in späteren Ausgaben weggelassen; jenen „Knoten" im Hebräerbrief löste er durch eine andere Auslegung der betreffenden Sätze; an die Stelle jener Vorrede zur Offenbarung Johannis setzte er eine andere, welche zwar ihren apostolischen Ursprung dahingestellt sein läßt, jedoch am Charakter ihrer Visionen nicht mehr solchen Anstoß nimmt und selbst diese auszulegen versucht. Allein sonst kehren sehr scharfe Urtheile über Jakobus noch bis in den letzten Abschnitt seines Lebens wieder. Jene Freiheit der Prüfung und des Urtheils hat er prinzipiell sich immer gewahrt. Und in der That hing sie wesentlich zusammen mit dem Grundcharakter seines evangelischen Standpunktes, mit dem Weg, auf welchem er zu seinem festen, frohen Glauben an die christliche Heilswahrheit gelangt war, und mit der Art wie sich diese für ihn fort und fort innerlich bezeugte und rechtfertigte, ohne durch jene Kritik Schaden zu leiden. —

Den Wünschen und Hoffnungen, mit welchen Luther sein Werk hinaus gab, entsprach die freudige, begierige Aufnahme, welche es in der Gemeinde fand. Auch während der folgenden Jahre wurde eine neue Auflage um die andere nothwendig. Das göttliche Wort in seiner reinen Gestalt konnte jetzt wirklich, wie Luther wollte, zum täglichen Brod für alle hungernden Seelen werden. Schon begann sich zu erfüllen, was damals Eberlein, einer der hervorragendsten volksthümlichen Prediger der Reformation, als Wunsch aussprach: „Ein heilsam Ding wäre, daß jeglicher Christ eine Bibel im Haus hielte, wer lesen könnte, täglich eine Zeit lang oder kurz darin läse, sein Herz darin zu Gott richtete, seine Sitten gegen den Nächsten; Gott gebe, daß wir denselbigen Tag erleben." [1]) Ueber die Wirkungen haben wir aus dem Munde des erbitterten Gegners Cochläus ein interessantes Zeugniß. Er berichtet: wunderbar sei dieses Neue Testament vervielfältigt worden, also daß auch Schuster, Weiber und jedwede Laien es gelesen, mit sich herumgetragen und den Inhalt in ihr Gedächtniß aufgenommen haben; dadurch seien sie binnen weniger Monate so anmaßend geworden, daß sie sich erdreistet haben, nicht blos mit katholischen Laien, sondern mit Priestern und Mönchen, ja mit Magistern und Doktoren der Theologie über den Glauben zu disputiren; bisweilen seien auch wirklich Lutherische Laien im Stand gewesen, bei Gesprächen mehr Bibelstellen aus dem Stegreif anzuführen als die Mönche und Priester; und Luther habe dem Haufen seiner Anhänger längst die Ueberzeugung beigebracht gehabt, daß man keinem Satz glauben müsse, der nicht aus der heil. Schrift stamme.

So haben bei Jenen nun die gelehrtesten katholischen Theologen doch für Ignoranten in der Schrift gegolten und Laien haben hin und wieder sogar öffentlich vor dem Volk den Theologen widersprochen, weil diese Lügen und menschliche Erfindungen gepredigt hätten.

Katholischerseits erkannte man sogleich die große Gefahr einer deutschen Bibel und nahm natürlich ohnedies an Luthers Vorreden und Glossen schweren Anstoß. Herzog Georg von Sachsen verbot alsbald das Buch und befahl, alle in sein Land eingedrungenen Exemplare der Obrigkeit abzuliefern; die Ungehorsamen wurden mit strenger Strafe bedroht, die Gehorsamen sollten keinen Schaden haben: Georg ließ ihnen den Preis der Bücher wiedererstatten. Nicht minder ergingen Verbote in Baiern, Oestreich, der Mark Brandenburg und anderen Gebieten. Die Leipziger theologische Fakultät wurde vom Herzog zu einem Urtheil über Luthers Werk aufgefordert, bemerkte auch sogleich, daß seine Dolmetschung an vielen Orten nicht wahrhaftig sei, erbat sich jedoch für die Ausführung ihrer Kritik längere Zeit und ließ dann ihre Arbeit nie an den Tag kommen.[1]) Emser, vom Herzog und Merseburger Bischof angetrieben, leistete mehr. Er gab 1523 eine Schrift heraus, worin er Luthern nicht weniger als 1400 Fehler und ketzerische Irrthümer nachgewiesen haben wollte: es waren größtentheils Abweichungen von der lateinischen Uebersetzung der Kirche, bei welchen Luther richtig dem griechischen Grundtext folgte; die einzelnen Stellen, bei denen etwa Emser Recht hatten, waren sehr untergeordneter Art und ohne Belang für die Fragen des Glaubens. Später, i. J. 1527, veröffentlichte er selbst eine Uebersetzung des Neuen Testaments, um, wie er sagte, das Verkehrte wieder zurecht zu bringen, und zwar mit der beigefügten Erklärung, daß die Schrift allein den Geistlichen befohlen sei und die Laien vielmehr um ein gottselig Leben als um die Schrift sich bekümmern sollten; es erfand sich aber, daß er darin Luthers Uebersetzung seitenweise beinahe buchstäblich abgeschrieben und nur nach jener lateinischen corrigirt hatte. —

Während sein Neues Testament gedruckt wurde, begann Luther seine Arbeit auch am Alten mit den Büchern Mose. Für sie hatte er in seiner Einsamkeit auf der Wartburg sich noch zu schwach gefühlt. Jetzt half ihm neben Melanchthon namentlich Aurogallus, der neu angestellte Lehrer für's Hebräische in Wittenberg. Er selbst hatte zwar, wie wir gesehen haben, bei seinem Lieblingsstudium der Psalmen und bei seinen Vorlesungen über sie sich längst in der Sprache des Alten Testaments geübt, längst auch die Schriften Reuchlins sich dafür zu Nutzen gemacht. Allein er war, wie er noch später von sich bekannte, doch kein „grammatikalischer und regelrechter Hebräer." Aurogallus hatte unter den dreien ohne Zweifel am meisten ordentliche Schulbildung im Hebräischen, nächst ihm Melanchthon. Luther verdankte, wie er selbst sagt, seine Bekanntschaft mit der Sprache

des Alten Teſtaments vornehmlich ſeiner fortwährenden Lektüre derſelben bei welcher er die einzelnen Ausſprüche zu ihrer gegenſeitigen Beleuchtung und Erklärung zuſammenhielt. Und er hat hiedurch und vermöge des ihm eigenen feinen Sprachſinnes auch ſeinerſeits Großes erreicht. Zudem zog die Eigenthümlichkeit dieſer Sprache mit ihrer Orginalität, ihrer „eigenen Farbe", ihrem Reichthum an anſchaulichen, kräftigen, anmuthigen Bildern und zugleich mit der Einfachheit ihrer Wortbildung ihn ganz beſonders an. Er fand es bei vielen jener Ausdrücke ſehr ſchwer, ſie paſſend wiederzugeben. Hatte er aber einmal ihren Sinn ſich klar gemacht, ſo war gerade er mit ſeinem lebendigen Gefühl für eine volksthümliche deutſche Rede und mit ſeinem ſteten Horchen auf den Mund ſeines Volkes ganz vorzüglich geeignet, dieſelben in gleich wirkſame Formen der Mutterſprache umzugießen. Da ſuchte er dann in echt deutſchen Worten und Wendungen denſelben Sinn und dieſelbe Wirkung zu erzielen, während er vermöge dieſes Intereſſes eine ſtrenge Buchſtäblichkeit der Uebertragung hintanſetzte. Dieſe fand er beim Alten Teſtament weit weniger möglich und angemeſſen als beim Neuen. Er iſt ſo theilweiſe ſehr frei verfahren, hat uns aber dafür mit einer Reihe von Kernausſprüchen beſchenkt, welche in Geiſt, Gemüth und Mund des Volkes übergingen, wie es bei einer wörtlichen Ueberſetzung nicht möglich geweſen wäre. — Für den hebräiſchen Text gebrauchte er eine Ausgabe des Alten Teſtamentes, welche in Brescia 1494 erſchienen war (die Berliner Bibliothek beſitzt noch ſein Handexemplar). — Von älteren Hilfsmitteln benutzte er die kirchliche lateiniſche Ueberſetzung und die griechiſche der alten alexandriniſchen Juden (der ſogenannten Septuaginta). Unter den ältern Erklärern ſchätzte er jetzt weit mehr als früher den Nikolaus von Lyra, deſſen Stehenbleiben beim Buchſtaben der Schrift ihm einſt mißfallen hatte. Nach ſeinem Vorwort hat er, wie wir unten hören werden, auch mit jüdiſchen rabbiniſchen Auslegungen ſich bekannt gemacht. Wir können jedoch nicht ſagen, wie weit er die damals bereits gedruckten Schriften der mittelalterlichen Gelehrten Moſes und David Kimchi bereits direct benutzt oder jene Auslegungen vielmehr in Citaten Lyras kennen gelernt hat. Zudem hat er die nach einem Werke Davids bearbeitete Sprachlehre Reuchlins gebraucht. Er äußerte ſpäter, daß er, wenn er ſich jetzt das Hebräiſche ſtudiren wollte, hauptſächlich jene beiden Kimchi als Grammatiker zu Rathe ziehen würde, bekannte aber hiemit freilich auch, daß er es bis dahin nicht ſo gethan habe, wie er es gethan haben möchte. Die Schriften des chriſtlichen und evangeliſchen Orientaliſten Sebaſtian Münſter, den er ſpäter einigemale erwähnt, waren damals noch nicht erſchienen. Ueberhaupt waren die Ueberſetzer des Alten Teſtaments noch überall auf eigenes Suchen, Forſchen und auch Vermuthen angewieſen. [1])

Die Ausgabe des alten Teſtaments veranſtaltete Luther in ehreren Theilen, welche allmählich auf einander folgen ſollten; er rchtete, das Buch würde, wenn es auf einmal erſchiene, zu groß und ſtbar.[1]) Für die Reihenfolge der einzelnen Schriften nahm Luther die rkömmliche der kirchlichen Ueberſetzung an (nicht die davon weſentlich rſchiedene, nach andern Geſichtspunkten beſtimmte Ordnung des hebräiſchen Kanons).

Der erſte Theil ſollte die fünf Bücher Moſe bringen. Luther bauerte, in der Arbeit daran immer wieder durch andere Geſchäfte aufgehalten zu werden. In der erſten Novemberwoche ſtand er noch am dritten Buche; kurz zuvor hatte er die oben erzählte Reiſe nach Weimar und Erfurt gemacht; jetzt wollte er ſich zu Haus einſchließen, um endlich raſch voran zu kommen; und wirklich wurde er noch im Dezember mit dem ganzen Moſe fertig. Mit dem Anfang des Jahres 1523 war auch ſchon der Druck im Gange, während Luther und ſeine Freunde daneben noch fleißig ſeine Arbeit revidirten.[2]) Es erſchienen im Lauf des Jahres zwei Auflagen dieſes Theiles nach einander aus der Druckerei Lotthers, dazu eine dritte bei dem Wittenberger Drucker Hans Lufft, ferner drei Nachdruck-Ausgaben in Augsburg und eine in Baſel; weitere dann in den folgenden Jahren an verſchiedenen Orten.

Auch dem altteſtamentlichen Texte ſetzte Luther Gloſſen bei. In einer Vorrede ermahnte er zu fleißigem Leſen der altteſtamentlichen Schriften überhaupt, weil Chriſtus und die Apoſtel „das Neue Teſtament ſo mächtiglich gründen und bewähren durchs Alte", und bat einen jeglichen frommen Chriſten, ſich nicht zu ſtoßen an der einfältigen Rede und Geſchichte die ihm hier oft begegnen werde, ſondern nicht zu zweifeln, daß es eitel Worte, Werke und Gerichte der hohen, göttlichen Majeſtät, Macht und Weisheit ſeien. Er belehrt dann über die Bedeutung des Geſetzes und der Hauptarten von Geboten, worin der Hauptinhalt dieſes Buches beſtehe: es werde Gutes gefordert und Sünde angezeigt, bis daß Chriſtus, der Heiland komme, durch welchen die Sünde vergeben ſei, Moſes Strafamt ein Ende habe und die Herzen ſelbſt dem Geſetz hold zu ſein anfangen. Zugleich erinnert er an die Gnadenſprüche und Verheißungen welche ſchon dort neben dem Geſetze ſtehen, und durch welche die heiligen Väter und Propheten bereits im Glauben Chriſti erhalten worden ſeien (Luther nahm mit der ganzen Theologie ſeiner Zeit eine ſehr entwickelte Kenntniß vom kommenden Heil und Erlöſer ſchon bei jenen Vätern an). Namentlich weist er hin auf die Verheißungen und Exempel des Glaubens, welche das erſte Buch Moſe bringe.

Ueber ſeine eigene Arbeit ſagt er ſchließlich im Vorwort: „Ich bekenne frei, daß ich mich zu viel unterwunden habe, ſonderlich das alte Teſtament

zu verdeutschen; denn die hebräische Sprache liegt leider gar zu sehr nieder, daß auch die Juden selbst wenig genug davon wissen und Glossen und Deuten, das ich versucht habe, nicht zu trauen ist; — ich wiewohl ich mich nicht rühmen kann, daß ich Alles erlangt habe, da doch das sagen, daß diese deutsche Bibel lichter und gewisser ist an Orten, denn die lateinische, daß es wahr ist, die deutsche Sprache hab eine bessere Bibel, denn die lateinische Sprache. — Nun wird sich au Koth an das Rad hängen und wird Keiner so grob sein, der nicht Meister über mich sein und mich hie und da tadeln; wohlan, die la fahren; ich hab's von Anfang wohl bedacht, daß ich eher zehntausend f wollte, die meine Arbeit tadeln, ehe ich Einen fände, der mir das zigste Theil nachthäte; — ist Jemand so fast über mich gelehrt, der ihm die Bibel ganz vor zu verdeutschen und sage mir darnach wiede er kann. Macht er's besser, warum sollte man ihn nicht mir vorzi Ich meinete auch, ich wäre gelehrt, — aber nun sehe ich, daß ich nicht meine angeborene deutsche Sprache kann; ich hab auch bisher kein Buch noch Brief gelesen, da rechte Art deutscher Sprache innen es achtet auch Niemand, recht deutsch zu reden, sonderlich der Herren Can und die Lumpenprediger und Puppenschreiber, die sich lassen dünke haben Macht, deutsche Sprache zu ändern, — Summa, wenn wir Alle zusammen thäten, wir hätten doch alle genug an der Bibel zu sch daß wir sie ans Licht brächten, einer mit Verstand, der Andere mi Sprache; denn auch ich nicht allein hierinnen hab' gearbeitet, sondern gebraucht, wo ich nur Jemand hab mögen überkommen. Darum bitt Jedermann lasse sein Lästern, — sondern helfe mir wo er kann. — wolle sein Werk vollführen, das er angefangen hat. Amen."

Der zweite Theil, die Geschichtsbücher (von Josua Esther) umfassend, kam zu Anfang des Jahrs 1524 heraus.

Für den dritten Theil hatte Luther alle die übrigen alttestamentl Bücher (ohne die Apokryphen) bestimmt. Er wußte, daß dieser nicht der größte, sondern auch der schwerste sein werde.

Besondere Mühe kostete gleich das erste Stück, das Buch H mit seinem, wie Luther sagt, grandiosen Stile. Luther schrieb an Spal „Hiob scheint ebensowenig unser Dolmetschen ertragen zu wollen, als die Tröstungen seiner Freunde." Später äußert er einmal darüber: Hiob arbeiteten wir, Magister Philipps, Aurogallus und ich also, daß in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen; Lieber, nu verdeutscht ist, kanns ein Jeder lesen und meistern, lauft mit den A und stoßt nicht an, wird aber nicht gewahr, welche Klötze da gelegen — da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe wir solche aus Weg räumten." In der That, die Arbeit jener Männer ist der gr

hachtung werth, wenn ſie gleich grade im Hiob noch viele rauhe Steine ihre Nachfolger liegen laſſen mußten. [1])

Das Pſalmbuch ließ Luther noch vor der Geſammtausgabe des tten Theiles geſondert erſcheinen. Er wollte es ſpeziell zum täglichen brauch den Chriſten in die Hände geben. Ihm hat er auch jetzt und ter, wie ſchon früher, fortwährend beſondere Sorgfalt gewidmet.

Noch unmittelbar vor dieſer Ausgabe des ganzen Pſalters hatte er i deutſche Pſalmen, den 120. und 127., in Sendſchreiben an auswärtige kenner des Evangeliums aufgenommen (vgl. unten): jetzt, im Texte des ılters, ſind dieſelben ſchon bedeutend verbeſſert. Einzelne neue Aenderungen ten dann gleich in ſeiner Geſammtausgabe vom dritten Theil des alten ıaments und weiter in einer neuen Ausgabe ſeiner, aus dem Jahr 1527 nmenden Auslegung der Bußpſalmen, welche er im Jahre 1525 ver= ntlichte. Später hat er endlich ſeine ganze Pſalmenüberſetzung noch mal ſo durchgreifend, wie die keines anderen bibliſchen Buches, über= eitet, um ihr bei freierer Behandlung des Buchſtabens noch immer beſſeren ıhlklang und echt deutſche Farbe zu geben. Wer ſeine Ueberſetzungskunſt hren Fortſchritten verfolgen will, findet hiefür das reichſte und intereſſanteſte terial eben in dieſen Pſalmen. Wir erinnern auch noch an diejenigen, er bereits früher einzeln veröffentlicht hatte. Im Ganzen ſind von bis zum Jahr 1525 erſchienen: Die ſieben Bußpſalmen, nämlich Pſ. 32. 38. 51. 102. 130. 143 im Jahre 1517, Pſalm 110 im Jahre 18 (oben S. 120), Pſ. 68. 119 und 37 im Jahre 1521 (oben S. 476. 479 f.), Pſalmen 12. 67. 51. 103. 20. 79. 25. 10 in ſeinem Betbüchlein vom hre 1522 (unten S. 613), die beſondere Ausgabe des Pſalters 1524, die ısgabe deſſelben im dritten Theil des alten Teſtaments 1524, die neue ısgabe der Bußpſalmen 1525. Da liegt uns alſo z. B. der 51. Pſalm reits fünfmal mit mannigfachen Aenderungen vor, und weitere wurden ch ihm ſpäter noch zu theil. [2])

Hiob, Pſalter und die ſogenannten Salomoniſchen Schriften, mlich die Sprüche, der Prediger und das Hohe Lied, wurden nn von Luther zum dritten Theil ſeiner Bibel vereinigt, der dem zweiten ch im nämlichen Jahr 1524 folgte. Auf ſeine Abſicht aber, auch ſchon : Propheten in dieſen aufzunehmen, verzichtete er. Die Aufgabe war nach nfang und Inhalt doch zu groß.

Aus den Vorreden, mit welchen Luther dieſe Bücher im Einzelnen rſah, erwähnen wir eine weitere Aeußerung über die Sprache des Hiob= ches, die ihn ebenſo ſehr mit Bewunderung erfüllte, wie ſie ihm als berſetzer Noth machte: ſie ſei, ſagt er, „ſo reiſig und prächtig als keines uchs in der ganzen Schrift". Der Inhalt deſſelben war und blieb ihm ts ſehr werth als Darſtellung tiefſter Leiden und Anfechtungen, die Gott

über die Seinigen kommen und in denen er sie wohl auch straucheln lasse, also daß sie ihn für einen zornigen Tyrannen ansehen; dies bezeichnet er als das höchste Stück in dem Buch, das aber erst denen verständlich werde, die selber Aehnliches erfahren. Die Sprüche Salomos wünschte er besonders für die Jugend in Brauch und Uebung zu bringen, damit diese aus ihnen lerne, „vor Gott seliglich nach dem Geist und vor der Welt weislich mit Leib und Gut handeln." Während er übrigens von ihnen sagt, daß sie ihren Ursprung in Gottes Wort und Werk haben, stellt er gerade mit Bezug hierauf diesen biblischen Weisheitssprüchen auch diejenigen Sprüchwörter zur Seite, welche aus dem Munde des Volkes in allerlei Sprachen und Zungen hervorgehen und auf die er selbst gerne und mit feinem Sinn gehorcht, deren er auch sehr viele in seinen Büchern gebraucht hat. Denn auch sie, sagt er, seien auf Gottes Werk gegründet und kommen aus demselben, wenn schon Gottes Wort nicht da sei; er meint nämlich hiemit: sie seien mit dem, was sie über den Lauf der Dinge in der Welt aussagen, aus der Erfahrung vom Walten Gottes darin hervorgegangen; man müsse da zuletzt merken, daß ein Anderer als wir Menschen „das Rädlein treibe". Ganz eigenthümlich ist seine Auffassung vom Hohen Lied, wie er sie in jener Vorrede und auch später in einer Auslegung des Buches vorgetragen hat: Salomo wolle in diesen Reden vom Liebenden und der Geliebten zeigen, wie da, wo Gehorsam und gut Regiment sei, Gott wohne und seine liebe Braut mit seinem Wort küsse und herze, und wolle für den Gehorsam als eine Gottesgabe Gott lobsingen; dabei schien ihm das Buch ein gestücktes Werk zu sein, von Anderen aus Salomos Mund entnommen. Es ist keine Frage, daß dieser allegorische Versuch unhaltbar war; er verdient aber Erwähnung wegen der Selbständigkeit und Originalität, mit welcher Luther hier einen neuen Weg einschlug. [1])

Mit diesem dritten Theil erlitt die Herausgabe des alten Testaments einen Stillstand. Die schwere Arbeit an den Propheten wurde besonders durch die Streitigkeiten, welche Luther jetzt auf dem Boden der Reformation selbst zu führen hatte, zu sehr gestört und unterbrochen.

Der Hauptinhalt der im alten und neuen Testament geoffenbarten Wahrheit faßte sich, wie wir längst bemerkten, für Luther kurz zusammen in den zehn Geboten, den Sätzen des apostolischen Glaubensbekenntnisses und dem Vaterunser. Diese Stücke sollten jetzt, gemäß der heiligen Schrift ausgelegt, die Bibel selbst nicht etwa fürs Volk ersetzen, vielmehr in das Verständniß und die eigene Lektüre derselben erst recht hineinführen. So ließ Luther zur gleichen Zeit mit seinem neuen Testament auch eine neue Ausgabe seiner kurzen Auslegung der zehn Gebote u. s. w. erscheinen, welche er 1520 zuerst veröffentlicht hatte (oben S. 309 f.). Sein nächster Zweck hiebei war, damit diejenigen

Betbüchlein zu beseitigen, in welchen „so mancherlei Jammer von Beichten und Sünde erzählen, so unchristliche Narrheit in den Gebetlein zu Gott und seinen Heiligen, den Einfältigen eingetrieben werde", und welche dennoch mit Ablaßverheißung und rothem Titel sich hoch aufblasen und hohe künstliche Namen führen. Statt dessen wollte er hier „eine einfältige christliche Form und Spiegel vorhalten, die Sünden zu erkennen und zu beten. Er nannte sein Schriftchen jetzt „ein Betbüchlein" (vgl. oben S. 581). Zu jenen drei Stücken fügte er hier das Ave Maria und die vorhin (S. 611) aufgeführten acht deutschen Psalmen. Zwei dieser Betpsalmen, den 12. und 67., hat er (vgl. oben S. 575) bald nachher auch in kirchliche Gesänge umgedichtet. Merkwürdig erscheint in dem evangelischen Gebetbüchlein das Ave Maria, dessen bisheriger Gebrauch so innig mit einem von ihm für unchristlich erklärten Kultus der Gottesmutter zusammenhing. Beim Beten des Rosenkranzes pflegte man es zugleich mit dem Vaterunser und dem Glaubensbekenntniß herzusagen. Er schloß sich dennoch so an die herkömmliche Uebung des Volkes an, daß er es in der Verbindung mit diesen beiden Stücken beibehielt; auch später verblieb es in seinem Betbüchlein, so streng er gegen diejenigen sich aussprach, welche „das Ave Maria immer im Maul haben" und dabei „Christi Wort und Glauben aufs Höchste vermaledeien". Aber er führte den Inhalt des Ave Maria, in welchem diese als Fürsprecherin vor Gott angerufen worden war, jetzt zurück auf den einfachen biblischen Gruß des Engels an die Jungfrau Luk. 1, 28, und er lehrte, darin nur Gott selbst Lob und Ehre zu geben für die an ihr geoffenbarte Gnade. So legte er den Gruß in einer Predigt aus, welche 1523 gedruckt erschien, und nahm eben diese Auslegung auch in sein Betbüchlein auf. — Das Büchlein erhielt eine ungemeine Verbreitung in immer neuen Auflagen, in welchen dann jenen Originalstücken auch Vorreden Luthers zu biblischen Büchern, Sermone, ferner ein Kalender, ein Passional und Anderes beigefügt wurden. — Die Verarbeitung jener drei Stücke zu einem Katechismus ist bald nachher, wie oben gezeigt wurde, durch Luther angeregt, jedoch erst später von ihm selbst ausgeführt worden. [1])

Die Predigt des göttlichen Wortes von der Kanzel aus übernahm Luther wieder im größten Umfang seit seiner Rückkehr von der Wartburg bis zur Uebernahme des Stadtpfarramtes durch Bugenhagen (vgl. oben S. 559 f.): er pflegte damals an den Sonntagen und hohen Festen zuerst im Frühgottesdienst seines Klosters eine Ansprache an seine Brüder zu richten und mit ihnen das Abendmahl aus der Hand des Priors zu genießen, dann die Predigt in der Pfarrkirche zu halten, endlich Nachmittags hier noch einmal zu predigen. [1]) Auch nachher aber setzte er immer fleißig diese Thätigkeit fort: theils betrat er oft noch des Sonntags die Kanzel mit Predigten über die kirchlichen Perikopen, theils legte er in fortlaufenden Predigten ganze Bücher der heil. Schrift aus. Andere pflegten seine Pre-

digten nachzuschreiben. Man war weithin durch Deutschland nach ihnen begierig. Er selbst fand bis auf Weiteres keine Zeit, sie zum Druck fertig zu machen oder auch nur die Nachschriften zu revidiren und zu sammeln.

So mußte er auch mit der Herausgabe seiner Kirchenpostille innehalten, obgleich sie, wie wir wissen, erst bis Epiphaniä fortgeschritten war. Da unternahmen Buchdrucker es eigenmächtig, jenes Verlangen zu befriedigen. In Basel erschienen im Jahre 1523 fünfzehen „schöner christlicher Predigten Dr. Martin Luthers" über kirchliche Evangelienstücke aus dem Jahre 1522. Er verwahrte sich hiegegen im Vorwort zu einer Predigt über den reichen Mann und armen Lazarus, die er zu besonderem Zweck, nämlich wegen der Frage über den Zustand der Todten, über Seelenmessen u. s. w. veröffentlichte. Er beklagt sich hier, daß man auf diese Weise Gottes Wort gar unfleißig und ungeschickt ausgehen lasse. Dazu erklärt er: „Ich hatte gehofft, man sollte sich hinfort an die heil. Schrift selbst geben und meine Bücher fahren lassen, nachdem sie nun ausgedient und die Herzen in und zu der Schrift geführt haben, welches meine Ursach war zu schreiben meine Bücher; trink' doch so mehr aus dem Brunnen selbst, als aus den Flüßlein, die dich zum Brunnen geleitet haben; — wollt' Gott, ich hätt' meiner Bücher das Mehrtheil wieder heim." Aber gleich darauf ließ ein Straßburger Buchdrucker wieder 27 Predigten von ihm erscheinen. Derselbe hatte ihn zuvor vergeblich nach „vieler frommer Christen Begehr" um eine Predigtsammlung angegangen und bemerkte jetzt in einer Zuschrift an Luther: dieser habe wohl nur anderer, größerer Geschäfte halber nicht willfahrt, er aber habe jetzt die Predigten mit Rücksicht auf jene Beschwerde desselben unter Beihilfe geschickter Leute zusammengebracht, durchgesehen und corrigirt; das möge denn Luther im Besten aufnehmen, dieweil es unbillig wär, den Hungerigen göttlichen Wortes das Brod nicht darzubrechen und den Durstigen ihren Trank vorzuenthalten. In Wittenberg wurden zunächst nur vereinzelte Predigten Luthers gedruckt. Erst im Verlauf der beiden nächsten Jahre sehen wir ihn wieder mit der Fortsetzung seiner Postille beschäftigt und er kam mit ihr auch im Jahre 1525 nur bis zu Predigten für die Charwoche (wir greifen hiemit schon in unsern nächsten Hauptabschnitt seines Lebens hinüber). Da tastete ihm fremde Dieberei gar sein eigenes Manuscript an: als dieses erst bis auf den 6. Epiphaniensonntag gedruckt war, wurde die andere, größere Hälfte von einem Setzer der Wittenberger Druckerei entwendet und erschien dann gedruckt in Nürnberg, — der Text, wie Luther klagt, „falsch und schändlich zugerichtet", zumal da er selbst immer erst noch während des Druckes an seinen Arbeiten corrigirte. Er führte darüber bittere Beschwerde beim Nürnberger Magistrat: nicht wegen seines eigenen pekuniären Verlustes, indem er selbst für seine Bücher sich Nichts bezahlen ließ, wohl aber wegen

s Schadens, den sein Werk erleide, und insbesondere deshalb, weil seine Wittenberger Drucker bübisch betrogen und beraubt seien und unter solchen Gefahren den Verlag seiner anderen Schriften nicht mehr riskiren würden. Der Druck dieses ganzen Theiles der Postille wurde indessen doch in Wittenberg noch während des Jahres 1525 vollendet; wahrscheinlich mußte Luther dazu sich eines Nürnberger Exemplars bedienen, indem er den Text desselben verbesserte. Von den Besitzern des Nürnberger Abdrucks bat er sich dann aus, daß sie diesen wenigstens nach seinem eigenen corrigiren, von den fremden Druckern, daß sie künftig mindestens ein oder zwei Monate nach dem Erscheinen seiner Bücher mit ihrem Nachdrucken warten möchten. Auch suchten jetzt seine Wittenberger Verleger mit auswärtigen Druckern, namentlich am Rhein und in Coburg, ein Abkommen gegen Eingriffe zu treffen. Wir erhalten so nebenbei einen Blick in die damaligen Zustände der Presse und des literarischen Eigenthums; der völlige Mangel an Schutz und Recht, der hier statthatte, hatte jedoch bei der großen Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit Luthers, der, wie gesagt, kein Honorar nahm, für seine Verleger, außer in einem solchen Fall groben Raubes, nur wenig zu bedeuten und beförderte sehr die ungemein rasche Verbreitung seiner Schriften.

Die Postille fürs Winterhalbjahr kam so i. J. 1525 zum Abschluß. Hierauf aber trat wieder ein Stillstand ein und Luther gab dann, wie wir sehen werden, die weitere Redaktion derselben in fremde Hände. Schon jetzt hatte er ja die Herausgabe seiner Predigten gegen andere Arbeiten, namentlich gegen die an der deutschen Bibel, sehr hintangesetzt, und zwar, wie wir sehen, grundsätzlich.[1])

Ueber ganze biblische Bücher scheint Luther damals regelmäßig des Sonntags Nachmittags oder auch in Wochengottesdiensten gepredigt zu haben. So legte er den ersten Petribrief im Lauf des Jahres 1522 aus, ferner den zweiten Petribrief und den des Judas. Wohl auch neben diesen neutestamentlichen Schriften nahm er die Bücher Mose vor. Schüler und Freunde schrieben regelmäßig nach und gaben die Nachschrift mit seiner Zustimmung heraus. So erschien seine Auslegung von 1. Petri in der ersten Hälfte des Jahres 1523, die von 2. Petri und Judä in den ersten Monaten des folgenden Jahres. Zu Anfang Oktobers 1524 hatte er das erste Buch Mose zu Ende gepredigt und ging zum zweiten über; mit Predigten über dieses und weiterhin auch über die folgenden Bücher bis ins fünfte hinein fuhr er mit manchen Unterbrechungen auch Ende des Jahres 1529 fort. Seine Predigten über das erste Buch wurden jedoch erst 1527 gedruckt, die über die erste Hälfte des zweiten Buchs (bis Kap. 18), welche er 1524—1526 gehalten hat, erst nach seinem Tode. Neben den Predigten über das 1. und 2. B. Mose hat er, wie es scheint, auch mit Auslegung des N. Testaments, und zwar im Winter 1524

bis 25 mit Predigten über den 1. Timotheusbrief, fortgefahren: von ihnen haben wir jedoch nur noch eine paar einzelne Stücke. [1])

Besonders reich und lebendig ist seine Auslegung des 1. Petribriefs, wie ihm denn diese „der edelsten Bücher eins im Neuen Testament" ist. Beim zweiten Brief hält er Bedenken gegen dessen Echtheit nicht zurück; er stieß sich an dem Ausspruch Kap. 3, 9, daß Gott Niemand wolle verloren gehen lassen, weil er denselben mit Gottes Rathschluß und Allwirksamkeit auch den Verlorenen gegenüber nicht zu vereinigen wußte (wie weit seine Ansicht hierüber damals ging, werden wir unten sehen[2])); doch war ihm glaubhaft, daß die Epistel Nichts desto minder des Apostels sei, indem dieser zwar hier „ein wenig herunter gehe unter den apostolischen Geist", aber nur aus herablassender Liebe gegen schwache Brüder. Die apostolische Abfassung des Judasbriefes bezweifelte er in seinen Predigten ebenso wie in seinen Vorreden zum Neuen Testament.

Seine alttestamentlichen Predigten motivirte er in einleitenden Worten damit, daß Christen die ganze heilige Schrift geläufig werden und man ersehen solle, wie sie durch und durch zu Christus hinleite. Auch andere evangelische Männer versuchten bald sowohl alttestamentliche als neutestamentliche Bücher den Gemeinden vorzutragen; so gingen in der Wittenberger Kirche während des Jahrs 1525 Predigten Bugenhagens über Hiob neben denen Luthers über das 2. Buch Mose her. Für den geschichtlichen Inhalt dieser Bücher forderte Luther einfältigen Glauben: so in jener Einleitung zunächst für die Schöpfungsgeschichte Mose. Er will aber einen Glauben von echt religiösem, lebensvollem und praktischem Charakter: indem wir hier mit dem Geiste fassen, daß Gott alle Dinge im Himmel und auf Erden schaffe, müssen wir, wie er sagt, inne werden, daß auch unser Leben ganz in seiner Hand stehe, ja daß wir ohne sein Wirken keine Ader regen, keinen Gedanken haben können; das soll ein Glaube sein, der sich allein auf Gott verläßt, vor keiner Kreatur fürchtet, in Freude und Sicherheit steht, ja aller Dinge Herr ist. Im weiteren Verlauf dieser Predigten benutzte sie Luther besonders, um demjenigen Gebrauch gegenüber, welchen Münzer und Andere vom mosaischen Gesetze machen wollten, über die wahre Bedeutung desselben zu belehren (vgl. unten im Kap. 10).

Seinen Klosterbrüdern trug Luther — wohl schon vom Jahr 1523 an bis in die ersten Monate des Jahres 1525 — das 5. Buch Mose vor, und zwar in lateinischer Sprache und, wie er selbst bemerkt, in vertraulichem Gespräch. Es zog ihn überhaupt jetzt besonders zum Studium der mosaischen Bücher hin; denn er war überzeugt: wie die Weltweisen in Homer den Vater aller Dichter und die Quelle, ja einen Ocean aller Weisheit und Beredtsamkeit sehen, so sei Moses Quelle und Vater aller

Propheten und heiligen Schriften oder der himmlischen Weisheit und Beredtsamkeit; es war ihm, wie er sagt, eine Lust, die Spuren der Späteren zu diesem zurückzuverfolgen. Seine Anmerkungen bereitete er selbst auf die Bitte der Brüder schon seit dem Sommer 1524 zum Druck vor, sie erschienen jedoch erst im folgenden Jahr.[1])

Auch seine akademische Thätigkeit setzte er regelmäßig fort mit Auslegung der heil. Schrift. Wir erfahren indessen hierüber Nichts Näheres, als daß er seit 1524 vor einer zahlreichen Zuhörerschaft über Hosea, Joel und Amos las. Mit den Vorlesungen über diese und mehrere andere kleine Propheten beschäftigte er sich auch noch in den nächsten Jahren.[2])

Sein dringender Wunsch war, daß Melanchthon eine fortwährende Wirksamkeit auf demselben Gebiet bei der Universität übernehmen möchte. Er wandte sich deshalb 1524 auch direkt an den Kurfürsten mit der Bitte, ihn vom Lehrfach der griechischen Sprache, wofür ihm seine Besoldung angewiesen war, zu entbinden, da man für dieses genügende andere Lehrkräfte habe. Melanchthon wollte vielmehr nach Luthers Rückkehr sich von den theologischen Vorlesungen, in denen er nur Stellvertreter für diesen gewesen sei, ganz auf die philologischen oder humanistischen zurückziehen. Er versicherte den Spalatin, daß er für jene höchsten Aufgaben sich untüchtig fühle. Dagegen erklärte Luther dem Kurfürsten: „Philippus ist von Gottes besonderen Gnaden reichlich begabt, die Schrift zu lesen, auch besser denn ich selbst". Eine Nachschrift der Vorlesungen, welche während seiner Abwesenheit Melanchthon über den Römerbrief und die Korintherbriefe gehalten hatte, wußte er sich ins geheim zu verschaffen und gab sie mit einer Zuschrift an ihn selbst heraus. Zu Ende des Winterhalbjahrs 1522—23, in welchem derselbe das Johannesevangelium ausgelegt hatte, entriß er ihm sein eigenes Manuscript und beförderte es schleunig gleichfalls zum Druck; er bekannte, diesmal noch dreister als vorhin gewesen zu sein: er habe nicht mehr gestohlen, sondern mit Gewalt geraubt. Vergebens wünschte Melanchthon, mit dem Schluß eben dieser Vorlesung den von ihm beabsichtigten Rücktritt auszuführen. Luthers fortgesetzte Bemühungen führten endlich (1526) dahin, daß er förmlich auch für biblische Vorlesungen angestellt und besoldet wurde. Es war so wesentlich Luthers Werk und großes Verdienst, Melanchthon dem theologischen Beruf erhalten zu haben; er war es, der Melanchthons Bestimmung und wahrhafte, hohe Begabung für denselben erkannte, während Melanchthon vielmehr durch die großen Aufgaben und bittern Kämpfe desselben sich in Wahrheit schwer belastet, ja oft peinlich niedergedrückt fühlte.[3])

Einen weiteren werthvollen Genossen im Dienste des göttlichen Wortes, und zwar sowohl vom Katheder als von der Kanzel aus, besaß jetzt Luther

an Bugenhagen. Er ſuchte für ihn eine Beſoldung als Profeſſor nach. Während er ſelbſt zur Fortſetzung ſeines Pſalmencommentars ſeit der Wartburg keine Zeit mehr fand, wurde jetzt von jenem die Pſalmenauslegung bei der Univerſität vorgetragen und herausgegeben, und Luther führte dieſelbe mit eine Vorrede ein, worin er die Leſer aufforderte, auf ſeinen Pſalter nicht länger zu warten, ſondern hier einen überreichen Erſatz dafür dankbar in Empfang zu nehmen.[1])

Sechſtes Kapitel.

Luther und die weltliche Obrigkeit. Reichsregiment und Reichstag, Herzog Georg, Sickingen, Kurfürſt Friedrich.

Bei aller Thätigkeit, welche der Reformator ſo in der Stille und öffentlich, durch Wort und Schrift, mit der einfachen Predigt und in äußern kirchlichen Maßregeln zur Reinigung des Gottesdienſtes übte, lag auf ihm fort und fort die Acht des Reiches. Gemäß dem Ausſpruch der kirchlichen Autoritäten, von denen er ſich losgeſagt, hatten auch die höchſten weltlichen Gewalten, die über ihm ſtanden, ihr verdammendes Urtheil über ihn gethan. Im Bewußtſein, daß er ihrem Strafrecht und ihrer Macht verfallen ſei, war er aus dem Schutz der Verborgenheit nach der Wartburg zurückgekehrt: er legte ſeinem Landesherrn weder Pflicht noch Vollmacht bei, ihn gegen Kaiſer und Reich zu beſchirmen. Das Werk, welches er in der deutſchen Chriſtenheit ausrichtete und welches erfolgreich fortſchritt, unterlag demſelben Gericht und war durch dieſelben Gewalten mit dem Untergang bedroht. Wirklich ſchien das Reichsregiment, welches den abweſenden Kaiſer vertrat, in voller Uebereinſtimmung mit dieſem der Entſcheidung Nachdruck geben zu wollen, welche 1521 von Seiten des Reichs in Worms erfolgt war: es forderte in dem Edikt vom 20. Januar 1522 die Biſchöfe zu ſcharfem Einſchreiten gegen die Neuerungen auf und verſicherte ſie eben hiermit des Rückhalts und der Hilfe, die ſie von Seiten des weltlichen Arms haben ſollten. Längſt waren Luthers Bücher kraft obrigkeitlicher Verfügung da und dort verbrannt worden. Das Verbot ſeiner Schriften traf dann, wie wir ſahen, im Herzogthum Sachſen und anderen Ländern beſonders auch ſein Neues Teſtament. In den Niederlanden, die unmittelbar unter dem Kaiſer ſtanden, ging man, wie mit dem Verbrennen ſeiner Bücher, ſo auch mit perſönlichen Gewaltmaßregeln gegen ſeine Anhänger voran: ſchon wurden einzelne eingekerkert, mit dem Scheiterhaufen bedroht, zum Widerruf gezwungen; Luther vernahm davon ſeit dem Frühjahr 1522 (vgl. Kap. 7). Er hörte, daß die Fürſten über ſeinen Kopf rathſchlagen. — Was war gemäß dem neuen Lichte des Evangeliums von der Obrigkeit zu halten, wenn ſie ihr Amt und ihre Macht ſo gebrauchte?

Zugleich aber fand Luther von einer anderen Seite her sich aufgefordert, über den Beruf und das Gebiet der weltlichen Obrigkeit eingehend sich zu äußern. Mit dem Evangelium sollte, wie er selbst lehrte, das Reich des Geistes und der Freiheit für die gläubigen Gotteskinder angebrochen sein: welche Stelle blieb da noch der gesetzlichen Gewalt und dem Rechte des Schwertes? Darüber befragte ihn namentlich auch Melanchthon während seines Wartburgaufenthaltes. Wie sollten ferner damit die neutestamentlichen Aussprüche sich vertragen, daß man dem Bösen nicht widerstehen, vielmehr dem Widersacher willfährig sein und Gott die Rache anheimgeben solle (Matth. 5, 39. Röm. 12, 19)? In der katholischen Theologie wurde gelehrt, daß dies nicht Gebote, wohl aber Rathschläge für vollkommene Christen seien, und auf diese Weise Raum für die Uebung der weltlichen Gewalt behalten. Luther aber gab den Unterschied zwischen Räthen und Geboten überhaupt nicht mehr zu; die Sophisten, sagte er, stoßen Christum herunter, indem sie aus dem, was er gebiete, einen bloßen Rath machen. Endlich hatte das Papstthum auch hinsichtlich der weltlichen Dinge über Fürsten und Kaiser sich erhoben: ihr Recht sollte erst dadurch entstehen, daß sie es von Gott durch seinen irdischen Stellvertreter zum Lehen erhalten haben, und den höchsten Entscheidungen des Papstes unterworfen bleiben; die Sophisten, sagt Luther, haben den Stand der weltlichen Obrigkeit am Ende Niemandem auf Erden als dem allervollkommensten Stande des Papstes selbst zugeeignet.

Luther hatte hiegegen schon früher, namentlich in seiner Schrift an den Adel, für die Obrigkeiten ein Recht in Anspruch genommen, das Gott selbst ihnen verliehen habe und in welchem sie als Christen ebenso wie andere in anderen weltlichen Berufsarten Gott dienen sollten, und ihnen ein Gebiet zugewiesen, das von dem der geistlichen, kirchlichen Gewalt verschieden und ihr gegenüber selbständig sei. Dem Melanchthon erwiderte er, daß freilich das Evangelium als solches nicht von der Gewalt des Schwertes handle und daß man des Schwertes auch nicht bedürfte, wenn alle wahrhaft dem Evangelium gehorchen würden, daß man aber der Sünder wegen diese Gewalt im irdischen Leben nothwendig bedürfe, daß sie auch durch klare und hohe Gottesworte des Neuen Testaments wie Röm. 13, 1 ff. bestätigt werde, daß endlich diese Bestätigung für sie genüge und sie nicht etwa von Christus habe eingesetzt und geordnet werden müssen, indem sie leicht durch die Menschen selbst sich ordnen lasse. Ueber die weltliche Obrigkeit hielt er sodann im Herbst 1522 jene Predigt zu Weimar (oben S. 560). Herzog Johann und andere Freunde baten ihn, sie drucken zu lassen. Indem er aber an ihrem Inhalt noch weiter arbeitete, wurde aus dem Sermon eine kleine Schrift. Ferner wollte er hier jetzt besonders auch gegen diejenigen Obrigkeiten sich richten, welche ihre Gewalt gebrauchten, um ihren Unter-

die Bösen zu strafen und die Frommen zu schützen, et wiederholt: nothwendig der Bösen wegen — aber auch zum Besten der echten Ch welche immer unter jenen leben müssen. Deshalb sollen auch Christe Reich des Schwertes sich unterwerfen und christliche Regenten das S führen. Die Aussprüche Christi vom Dulden des Uebels und der fährigkeit gegen die Widersacher seien dem nicht entgegen. Ihre Me sei nur, daß Christen nicht um ihrer selbst willen, im selbstischen Int der Gewalt gebrauchen und sie für sich zu Hilfe rufen sollen. Woh mögen und sollen sie es thun zum Besten der Nächsten und des G wesens, damit der Bosheit gesteuert und Frömmigkeit geschützt werde. habe Christus am selben Ort Matth. 5, 35ff. auch das Schwören ver und dennoch dürfen und sollen sie, wie das Exempel des Paulus uni Christi eigenes lehre, da schwören, wo Noth, Nutz und Seligkeit oder E Ehre es fordere: sie sollen nur nicht schwören für sich selbst, aus ei Willen und Lust. Ja möglicherweise werde so ein Christ auch in e Sache des Schwertes gebrauchen können, sofern er nämlich auch hier das Seinige suche, sondern Bestrafung des Uebels, obgleich dies eine g liche Sache sei und man dazu des rechten Geistes bedürfe. Den der Obrigkeit stellt dann Luther wieder, wie schon in der Schrift a Adel, mit andern weltlichen Ständen und Berufsarten zusammen: habe das Schwert ebenso zu schätzen wie den ehelichen Stand ode Ackerwerk oder sonst ein Handwerk und solle darin ebenso Gott dien

Diese Obrigkeit aber soll nun, wie Luther im zweiten Theil aus ihren Arm nicht strecken in ein ihr fremd Gebiet hinein. Ihre Sache ist Bösen zu wehren und äußern Frieden zu schaffen, nicht aber die We

Werk um den Glauben, ja es ist ein göttlich Werk im Geist. Wahr sagt auch das Sprichwort: Gedanken sind zollfrei. Bringt mans doch auch mit dem Zwang nur dahin, daß die Schwachen lügen und anders sagen, als sie's im Herzen halten. Dawider darf man nicht das Wort des Apostels (Röm. 13) anführen, daß eine jede Seele der Gewalt und Obrigkeit unterthan sein solle; denn Paulus kann nur einen Gehorsam in denjenigen Dingen meinen, wo Gewalt statthaben kann, nämlich in den äußeren, irdischen. In dem, was zum Glauben und Himmelreich gehört, gilt vielmehr der Ausspruch, daß man Gott mehr gehorchen muß denn den Menschen. — Hiernach lehrt Luther, wie die Gläubigen auch gegen jene Gebote der Bücherauslieferung, namentlich der Auslieferung des Neuen Testaments sich zu verhalten haben: sie sollen den Tyrannen, welche Solches gebieten, kein Blättlein überantworten, denn sie würden hiemit Christum dem Herodes in die Hände geben; übrigens sollen sie leiden, wenn man ihnen die Bücher mit Gewalt nehme und dazu ihr Hab und Gut: sie seien selig, wenn sie um des göttlichen Wortes willen dulden, — die tyrannischen Narren werde Gott richten. Luther erwartet auch von den Fürsten insgemein nichts Besseres; er sagt: „ihr sollt wissen, daß von Anbeginn der Welt gar ein seltsam Vogel ist um einen klugen Fürsten, noch viel seltsamer um einen frommen Fürsten; sie sind gemeiniglich die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden; — geräth ein Fürst, daß er klug, fromm oder ein Christ ist, das ist der großen Wunder eines und das allertheuerste Zeichen göttlicher Gnade über dasselbe Land." Es ist nicht bloß der Zorn über die damaligen Verfolger des Evangeliums, der ihn zu solchen Aeußerungen fortreißt. Sie hängen vielmehr mit seiner allgemeinen Anschauung von der Art der Welt überhaupt zusammen: die Welt sei nun einmal Gottes Feind, darum müssen auch ihre Fürsten thun, was ihr recht sei, damit sie nicht um ihre Ehre kommen und rechte Fürsten bleiben; für gute Fürsten sei die Welt zu böse und ihrer nicht werth: Frösche müssen Störche haben. Die Achtung vor ihrer amtlichen Würde soll darunter nicht leiden, sofern sie nur ihr Handwerk nicht zu weit strecken; Gottes Wille sei, daß man sie, die er als seine Stockmeister und Henker zur Strafe für die Bösen und zur Erhaltung äußeren Friedens gebrauche, gnädige Herren heiße, zu Füßen falle und in aller Demuth unterthan sei. — Endlich kommt er auf das Vorgeben, daß ja die weltliche Gewalt nicht zum Glauben zwinge, sondern nur äußerlich der Verführung der Leute durch falsche Lehre wehre, — daß man ja sonst den Ketzern nicht wehren könnte. Hierauf antwortet er: „Das sollen die Bischöfe thun, denen ist solches Amt befohlen und nicht den Fürsten; denn Ketzerei kann man nimmermehr mit Gewalt wehren, es gehört ein anderer Griff dazu; Gottes Wort soll hie streiten; wenns das nicht ausrichtet, so wirds wohl unausgerichtet bleiben von weltlicher Gewalt,

ob sie gleich die Welt mit Blut füllete; Ketzerei ist ein geistlich Ding, kann man mit keinem Eisen hauen, mit keinem Feuer verbrennen, keinem Wasser ertränken." Sein Standpunkt ist hier derselbe, wie ande seits da, wo er vor der Meinung warnt, daß das Papstthum durch äuß Gewalt umzustoßen sei. Er bezieht aufs rechte Verstören der Ketzerei, w Jesaias (11, 4) von Christus sagt: „er wird die Erde schlagen mit Ruthe seines Mundes und die Gottlosen tödten mit dem Geist seiner Lippe Gottes Wort müsse die Ketzerei aus den Herzen reißen: wenn dieses Herzen erleuchte, falle sie von selbst. So lange man, anstatt den Te von den Herzen zu jagen, seine Gefäße mit Feuer und Schwert umbrin so sei's dem Teufel nur wie wenn man mit einem Strohhalm wider Blitz stritte.

Im dritten Theile kehrt Luther zurück zur Uebung der weltlic Gewalt in ihrem eigenen Gebiet. Er will um derjenigen willen, die b rechte christliche Herrn sein möchten, noch davon reden, wie sie dann „ drein schicken sollen". Was er hierüber ausführt, faßt er in vier St zusammen: ein Fürst soll sich zu Gott verhalten mit rechtem Vertrauen u herzlichem Gebet, zu seinen Unterthanen mit Liebe und christlichem Die gegen seine Räthe und Gewaltigen mit feiner Vernunft und einem Versta der sich ihnen nicht gefangen gibt, gegen die Uebelthäter mit „bescheidene (d. h. verständigem, das rechte Maß haltendem) Ernst und Strenge. A drücklich rechtfertigt er auch das Kriegführen der Regenten, sofern sie da nicht das Ihrige, sondern Schutz und Hilfe für ihre Unterthanen z Zweck haben und vorher den Feinden Recht und Frieden anbieten. F den weiteren Inhalt des weltlichen Regimentes, der Gesetzgebung, V waltung u. s. w. läßt er, der geistliche Rathgeber, sich nicht ein. brauchte ja, wie er gegen Melanchthon äußerte, auch Christus Nichts we über die Ordnungen der weltlichen Gewalt zu bestimmen. In jener Pred sagt er darüber: „Ich will nicht anzeigen, wie es da in allen Dingen halten sei, ich will das der Vernunft lassen und heimgeben; was darf dem Schneider sagen und ihn lehren, einen Rock zu machen? er w es vorher."

Luther sagt später einmal von sich, dessen Lehre man aufrührer schelte: „Ich möchte mich schier rühmen, daß seit der Apostel Zeit k weltliche Schwert und Obrigkeit nie so klärlich beschrieben und herr gepreiset ist, wie auch meine Feinde müssen bekennen, als durch mic In der That hat jenen katholischen Auffassungen gegenüber erst er volle und selbständige sittliche Berechtigung des weltlichen Regimentes Geltung gebracht. Zugleich war durch seine Ausführungen und Schr auslegungen, wie wir sie im ersten Theil jenes Büchleins vor uns hab auch schon diejenige Lehre späterer Wiedertäufer, wornach die Handhab

: äußern Gewalt und des Schwertes nur Sache der Weltkinder und nicht
: wahren Christen sein sollte, im Voraus abgewiesen. Nicht minder war
on durch Luthers damalige Sätze die Selbständigkeit der durch menschliche
rnunft zu gestaltenden staatlichen Verfassung und Gesetzgebung gegen die
ich nachher sich regende Meinung verwahrt, als ob ein Staat von
risten die in der heil. Schrift, nämlich im Alten Testament gegebenen
rgerlichen Gesetze zu den seinigen machen müßte.

In demjenigen ferner, was er über die Beschränkung des weltlichen
iches dem geistlichen gegenüber aussagt, finden wir die grundlegenden
inzipien einer bis dahin unbekannten Scheidung der beiden Gebiete und
: in der katholischen Christenheit unerhörtes, unendlich bedeutungsvolles
ugniß für die Freiheit der Gewissen. Hier freilich müssen wir auch
derer Aussagen Luthers uns erinnern, wie wir sie namentlich bei seinem
ich darauf folgenden Kampfe gegen den Meßgötzendienst der Wittenberger
iftskirche bereits vernommen haben. Er wollte zwar auch nachher und
ch bei diesem Anlaß keinen Zwang zum Glauben; so wiederholte er z. B.
seiner Auslegung des 5. Buches Mose: die tollen Päpste und Fürsten,
lche zum Glauben nöthigen möchten, maßen sich an, was kein Mensch
un könne und dürfe, und greifen ein in das Gericht, welches Gott sich
rbehalte. Aber wenn er der Ketzerei und der Verführung der Leute
rch sie nur durch das Wort gewehrt haben wollte, welches den Irrthum
s den Herzen reiße, so wollte doch dort nun auch er wenigstens gegen
e äußeren Kundgebungen religiöser Ueberzeugung ein strafendes Einschreiten
r obrigkeitlichen Gewalt. Wie er in jenem Gottesdienste Gotteslästerung
h, so die katholischen Obrigkeiten in dem evangelischen Bekenntniß, für
s er Freiheit forderte. Eben nur auf das rein innerliche Gebiet des
laubens als solchen konnte so seine Forderung sich dann noch erstrecken.

Dies die Stellung, welche Luther zu der Obrigkeit und ihren gegen
s Evangelium sich richtenden Geboten einnahm.

Indessen that die Reichsgewalt keineswegs schon die letzten entscheidenden
chritte, welche das Wormser Edikt und jenes Mandat des Reichsregimentes
warten ließ.

Die kühne Rückkehr des geächteten Luthers nach Wittenberg erregte
im Reichsregiment in Nürnberg wohl Aufsehen und unter seinen
legnern Entrüstung. Sein Kurfürst verwahrte sich zunächst nur gegen den
vorwurf, daß dies mit seiner Zustimmung geschehen sei, indem er eine
bschrift jenes Briefes, welchen er darüber sich von Luther hatte ausfertigen
ssen, seinem Gesandten Hans von der Planitz nach Nürnberg zugehen
ß. Bald aber machte die Ruhe, welche Luther in Wittenberg stiftete,
s Maß in seinen eigenen Reformen und die geistige Gewalt, mit welcher
weit gefährlichere Geister bändigte, dort großen Eindruck. Planitz suchte

zu zeigen, daß seine Neuerungen nicht bedeutend seien, und wies d
hin, welche schlimmeren Nachfolger, wenn man ihn entferne, sich an
Stelle erheben möchten. Seit Anfang Julis nahm Kurfürst Friedrich pe
lich am Regimente theil, mit dem Gewichte der hohen Achtung, welche
fortwährend auch von strengen Anhängern der alten Kirche gezollt w
Bei manchen Beisitzern des Regiments gaben sich sodann entschiedene S
pathien für Luther zu erkennen. Von besonderem Einfluß war dort
angesehene Jurist Johann von Schwarzenberg, Hofmeister,
höchster weltlicher Beamter des Bischofs von Bamberg. Dieser wandte
selbst mit einer Schrift an Luther, worin er ihn über die wichtigsten Fr
des Glaubens, ferner über den Heiligendienst, die kirchlichen Bilder, das
hältniß des Evangeliums zum weltlichen Schwert u. s. w. um Erklärungen
später, i. J. 1524, nahm derselbe eine seiner Töchter aus einem Bamberger Kl
dessen Priorin sie war, indem er zugleich den bischöflichen Dienst verli

Auf den Herbst 1522 war nach Nürnberg ein neuer Reichs
ausgeschrieben, in Abwesenheit des Kaisers, unter dem Vorsitze seines Br
Ferdinand. Hier mußte sich zeigen, was aus dem Wormser Reichs
edikte werden sollte, nachdem das Regiment nichts Weiteres mehr zur
ziehung desselben gethan hatte. Es erschien dazu ein päpstlicher Legat
den dringendsten Mahnungen an die Reichsstände.

In Rom war zu Anfang des Jahrs Papst Hadrian VI. auf Le
gefolgt. Er hat sich unter den Päpsten jener Zeit, obgleich er nur zwe
Monate lang regierte, einen hervorragenden, rühmlichen Namen erwo
durch seinen aufrichtigen, sittlichen Ernst gegen die Verderbnisse, Ska
und Mißbräuche im kirchlichen Leben und Regiment und zumeist am p
lichen Hofe. Für unsere gegenwärtige Zeit ist er besonders auch de
denkwürdig, weil er vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl
päpstliche Infallibilität aufs bestimmteste verneint hat. Aber in den Fr
des Glaubens, um welche es bei der deutschen Reformation sich han
und in dem Streit über die entscheidende Autorität der Kirche, ihrer Trad
und ihrer Concilien war er fester Katholik, Scholastiker und Thomist
war es, der dem Verdammungsurtheil der Löwener Fakultät über Lu
i. J. 1519 mit besonderem Eifer beistimmte und Luthers Ketzereien
einem halbwegs gebildeten Theologen unbegreiflich fand (oben S. 2
mit dem weit tieferen inneren Interesse, das er, verglichen mit einem
für jene Glaubensfragen hegte, mußte sich bei ihm ein noch stärkerer W
wille gegen die deutschen Ketzer verbinden. Gerade von ihm war so
ein reformatorisches Streben in Luthers Sinne nur Uebles zu erwa
Dabei schien jetzt der Bund zwischen Papst und Kaiser gesichert: Kar
war Hadrians dankbarer Schüler und dachte über das Bedürfniß und
rechte Art kirchlicher Reformen wie er.

Hadrian also richtete ein langes Breve an die Fürsten und Stände Deutschlands und ließ ihnen weitere Vorstellungen durch seinen Gesandten Chieregati in Nürnberg machen, wo im Januar 1523 die kirchliche Frage verhandelt wurde. Die Deutschen erhielten schöne Worte, als die bisher vor allen Nationen für christlich gegolten haben; dagegen drohe ihnen jetzt Schmach, innere Zwietracht, Aufruhr, Verlust der Güter, Todtschlag und Gottverlassenheit, wenn das „Enorme" geschehen, — wenn eine so fromme und große Nation sich verführen lassen würde durch ein einziges „Brüderlein", das vom Glauben abgefallen sei und Gott gelogen habe, — durch diesen Mann, der allein weise sein und den heiligen Geist empfangen haben wolle, wie einst Montanus (im zweiten Jahrhundert) es von den Ketzern gerühmt habe, — durch ihn der ähnlich wie Mahomed, ja noch gefährlicher und trügerischer als dieser das Volk durch fleischliche Freiheit ködere und ebenso, wie dieser Vielweiberei erlaubt habe, den lüsternen Mönchen, Nonnen und Priestern das Heirathen empfehle. Wenn eingewendet würde, daß Luther nicht gehörig geprüft und abgeurtheilt worden sei, sollte der Legat erwidern: seine Hauptsätze seien schon durch frühere Concilien von der gesammten Christenheit verworfen; was hier einmal festgesetzt worden sei, dürfe nicht wieder in Zweifel gezogen werden; nie würde Etwas feststehen, wenn jeder frevlerische und verkehrte Mensch von solchen Beschlüssen der Kirche wieder abweichen dürfte. Andererseits ließ der Papst den Legaten das Bekenntniß ablegen: „Wir wissen, daß an unserem heiligen Stuhl etliche Jahre lang viel Verabscheuenswerthes vorgekommen ist, — und es ist kein Wunder, daß die Krankheit vom Haupte zu den Gliedern herabstieg; wir alle, Prälaten und kirchliche Personen, sind abgewichen auf unsere eigenen Wege, — es ist lange Zeit keiner gewesen, der Gutes thue." Deshalb versprach er, allen Fleiß anzuwenden zur Besserung und zwar zu einer Reform von oben herunter, wie denn darnach alle Welt begehre; nur solle man sich nicht wundern, wenn die veraltete Krankheit erst allmählich sich heilen lasse; Schritt für Schritt müsse die Kur gehen. [1]) In der That eine große Erklärung für einen Papst! wie beruhigend hätte sie wirken mögen, wenn sie erschienen wäre, ehe das Papstthum sich in seinen Grundfesten erschüttert fühlte, ehe der Angriff eines Luther gegen die Grundlagen des ganzen damaligen Kirchenthums und Glaubenssystemes sich gerichtet hatte!

Sie kam zu spät auch bei den deutschen Reichsständen. Die Majorität des Reichstags nahm dieselbe mit voller Zustimmung auf, ohne durch sie zu einem nachdrücklichen Verfahren gegen Luthers Person oder auch nur gegen seine Bücher sich bestimmen zu lassen. Vielmehr erhielt der Legat zur Antwort: gerade durch Luthers Schriften seien alle Stände deutscher Nation jetzt über die drückenden Mißbräuche so viel unterrichtet, daß wenn man ernstlich nach dem päpstlichen Urtheil und den kaiserlichen Mandaten

handeln wollte, dies gewißlich für eine tyrannische Unterdrück
evangelischen Wahrheit und für ein Festhalten der Mißbräuche a
werden und zu einer großen Empörung führen würde. Nicht ei
einer Maßregel gegen mehrere evangelisch gesinnte Prediger Al
unter denen namentlich der junge Osiander offen auf der Kanzel de
Trotz bot, war der Reichstag bei dieser Stimmung der Majorität
wegen. Der Beschluß, welcher aus den Verhandlungen der Stä
aus dem Kampf der entgegengesetzten Richtungen unter ihnen he
und welcher sodann als kaiserliches Edikt (vom 6. März 1523) publicir
sprach in Betreff der kirchlichen Frage aus: der Papst sei geb
freies christliches Concil an bequemer Mahlstatt deutscher Nation
Jahresfrist zu veranstalten; mittlerweile möge Luthers Landesobrig
fügen, daß er Nichts Neues drucken lasse, und jede Obrigkeit im Re
besorgt sein, daß die Prediger Alles, was zu Ungehorsam und Un
im Reich führe, vermeiden, disputirlicher Sachen beim Predigen
halten und allein das heilige Evangelium nach Auslegung der
christlichen Kirche approbirten Schriften vortragen. [1])

Diese Entscheidung hat den Charakter einer Vereinbarung
über die wichtigsten Fragen in Wahrheit Nichts entschied. Es w
gesagt, worin die Freiheit des Concils oder seine Befugnisse bestehe
ein Antrag auf die Theilnahme stimmberechtigter weltlicher Mitg
demselben, welcher im Reichstage gestellt war, fand keine Aufnahm
Beschluß. Die Forderung jener Freiheit aber war dennoch ei
Bedeutsames und die Abhaltung des Concils in Deutschland mu
selben eine dem Papstthum jedenfalls sehr unliebsame Zusammensetz
Richtung geben. Jener Zusatz über die Auslegung des Evangeliums
die Forderung einer echt evangelischen Predigt wieder ganz
machen; allein es wurde absichtlich unbestimmt gelassen, welche
für die kirchlich approbirten gelten sollten: ein Antrag der geistliche
stände, die vier lateinischen Kirchenväter, nämlich Ambrosius,
Hieronymus und Gregor, ausdrücklich zu nennen, ging nicht durch.
über dem Wormser Beschluß bezeichnet der gegenwärtige eine große S
durch welche für die lutherische Reformation nicht bloß die auge
Gefahr beseitigt wurde, sondern sogar ihr allmähliches Durchdringen
im deutschen Reiche möglich erschien.

Das Edikt verfügte ferner noch hinsichtlich der Geistlichen
heirathen, und der Mönche, welche aus den Orden treten, sie so
dem kirchlichen Recht ihrer Rechte und Pfründen verlustig gehen
weltliche Obrigkeit dies nicht hindern; dagegen nahm es Nichts auf
weltlichen Strafen, welche die Kirche durch den Arm der Obrig
sie verhängt haben wollte,

Auch speziell den Kurfürsten Friedrich hatte Hadrian schon im Herbst 1522 ermahnt, den heiligen Glauben schützen zu helfen, und gnädig die volle Hoffnung, daß er dies thun werde, ausgesprochen. Nachher erschien ein zweites, langes päpstliches Breve an ihn im Druck, welches sich in den heftigsten Ausdrücken beschwerte, daß er der Hoffnung nicht entspreche, sondern Heerlinge statt der Trauben trage, — daß er die Schlange, die ihn betrogen, in seinem Schooße geschützt habe und einen fleischlichen Menschen, welcher „immerfort Wein und Rausch ausrülpse", mehr als der ganzen Welt glaube u. s. w.; dann wird er übrigens als „geliebter Sohn in Christo" angefleht, sich von Luther, dem Stein des Aergernisses, noch loszusagen. Dem Kurfürsten wurde dieses Breve Anfangs nicht eingehändigt. Er zweifelte an seiner Echtheit, die man auch kaum für möglich halten möchte. Er ließ indessen Luther wegen einer Erwiderung auf dasselbe durch Spalatin befragen. Luther meinte: der Stil und die Weisheit desselben würde für Hadrian passen; eine Entgegnung von Seiten des Fürsten müßte mit aller Kraft des Geistes und mit gewissenhaftem Fleiß abgefaßt werden; hätte er sie nur von sich aus zu machen, so wäre es ihm leicht, einem solchen Esel zu antworten. Als dann der Fürst das Breve doch wirklich noch durch den Legaten zugeschickt erhielt, erwiderte er kurz und ruhig: er zweifle nicht, daß der Papst Solches nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Anstiften Mißgünstiger geschrieben habe; sein Wille sei stets gewesen, ein gehorsamer Sohn der christlichen Kirche zu bleiben; auch hoffe er, Gott werde ihm Gnade verleihen, in seinem Alter und bis an sein Ende dasjenige treulich zu fördern, was zur Stärkung seines heiligen Wortes, des Gottesdienstes, des Friedens und Glaubens dienlich sei. Ueber seine Beziehung zu Luther, wegen deren er hier ärger als je sonst gelästert worden war, fügte er kein Wort bei: schon damit aber, daß er gerade diesem Breve gegenüber sie nicht zu verhüllen suchte und in seiner Weise weiter für Evangelium und Glauben wirken wollte, hat er so deutlich und würdig, als es von seinem Standpunkt aus möglich war, zu der vom Papst verdammten Sache sich bekannt.[1])

Luther nahm vom Reichsregiment und Reichstag in seinen Briefen und Schriften aus jener Zeit auffallend wenig Notiz; auch Spalatin, den Vertrauten des Kurfürsten, fragte er nicht darnach. Das blieb auch später eine Art, — die Verhandlungen der irdischen Regenten ruhig ihren Gang gehen zu lassen, mit wenig Vertrauen zu ihnen, aber mit unbedingtem Vertrauen zu Gott, der über Allem das Regiment führe. Es hing dies übrigens bei ihm nicht bloß mit seinem religiösen Standpunkt, sondern auch mit seiner ganzen Geistesart und Bildung, und zwar nicht bloß mit seiner Größe des Geistes, sondern auch mit den Schranken seiner Begabung zusammen: während er den hellsten, schärfsten Blick für die Fragen und

Gegensätze im Großen und den kühnsten Muth, sie offen durchzukämpfen, besaß, war er nicht dazu angelegt, in die Rücksichten, Vermittlungsversuche und Uebergänge sich einzulassen, welche die concreten Zustände und Bedürfnisse des Gemeinlebens, wo die Gegensätze eben noch nicht so fertig vorliegen, doch immer nothwendig mit sich bringen.

Zu dem aber, was von jenen Verhandlungen vor's große Publikum kam, gab auch er sein Wort ab. Als die päpstliche Instruktion, welche Chieregati dem Reichstag vortrug, bekannt wurde, gab er selbst sie deutsch mit Randbemerkungen heraus; zu der Erklärung des Papstes, daß die Kur der Krankheit Schritt für Schritt erfolgen müsse, bemerkte er: das werde man aber so verstehen müssen, daß zwischen den einzelnen Schritten jedesmal etliche Jahrhunderte liegen sollen. Ebenso verdeutschte und veröffentlichte er auch ein langes päpstliches Breve an den Magistrat der Stadt Bamberg, wo seine Lehre mächtig um sich gegriffen hatte. Er fand es dabei nicht nöthig, seinerseits viel Worte zu machen: Die Leser sollten selbst urtheilen, ob der Luther, wie das Breve ihm vorwarf, oder ob die Papisten „durch Geiz mit falschen Worten an den Christen hantiren und ein frei, unkeusch, unverschämt Leben führen und den Herrschaften nicht unterthan sein wollen, item ob der Luther oder der Papst Könige und Fürsten verachtet und verflucht habe". [1])

Die Nürnberger Beschlüsse nahm er anfangs mit großer Freude auf. Aber sofort wurde er auch der Doppelseitigkeit inne, welche ihnen eigen war. Und da ließ er nun hinsichtlich der Schranken, welche sie seiner eigenen Thätigkeit setzten, sich seinerseits keinerlei Zugeständniß gefallen. Als ihm der Kurfürst die auf ihn und seine Schriftstellerei bezüglichen Bestimmungen des Reichsediktes offiziell angezeigt hatte, erwiderte er: weil seine Gegner, vornehmlich Emser, in immer neuen Büchern nicht bloß ihn, sondern das Evangelium lästern, wolle es ihm zu schwer sein, dies zu dulden; auch meine er: da das Edikt wolle, daß das Evangelium gelehrt werde, könne es nicht so verstanden werden, als ob die evangelische Wahrheit verhindert und ihm verboten sein sollte, sie gegen Jedermann zu verantworten. Dann führte er seine Meinung über das Edikt öffentlich aus in einem Sendschreiben an den Kaiserlichen Statthalter und die Reichsstände, das er drucken ließ mit dem Titel: „Wider die Verkehrer und Fälscher kaiserlichen Mandats." Er bekennt hier, das Nürnberger Mandat mit hohem Dank unterthäniglich angenommen, auch, wie es befohlen war, dem Volk verkündigt zu haben, unterzieht dann aber vornehmlich jene Sätze über die Predigt des Evangeliums nach Auslegung der kirchlich approbirten Schriften seiner eigenen Erörterung. Seine Gegner, sagt er, deuten sie so, als ob das Evangelium wie bisher nach der Lehre der hohen Schulen, des Thomas, Scotus u. s. w., und nach dem, was die römische Kirche approbirt habe,

geprediget werden sollte; aber das Mandat rede nicht von jenen und nicht von der römischen, sondern von der christlichen Kirche; bei jenen Schriften werde es die ältesten Lehrer, wie Augustin und Cyprian, meinen; bekanntermaßen aber haben diese nicht allezeit gleich noch recht geschrieben und Augustin, dieses sonderliche Licht der Kirche, habe selbst ausdrücklich erklärt, daß er nur von den heiligen kanonischen Büchern glaube, keiner ihrer Schreiber habe geirrt, den Inhalt der andern Schriften aber bei all ihrer Kunst und Heiligkeit doch nur darum und insoweit für recht achte, als sie ihn aus der heiligen Schrift oder hellen Vernunft bewiesen; einen anderen Sinn könne er auch im Mandat nicht annehmen und leiden, es gehe darüber, wie Gott wolle. Auch wolle ja das Mandat erst noch die Entscheidung eines freien Concils: wozu dies, wenn es selbst schon ein viel weitergehendes Urtheil gefällt hätte, als vielleicht das Concil fällen werde? Deshalb habe er dem Volk das Mandat also gedeutet, daß nach demselben die Sache bis auf ein Concil ruhen und nicht weiter getrieben werden, den Widersachern aber geboten sein sollte, ihr Schulgezänk und ihre heidnische aus hohen Schulen gezogene Kunst daheim zu lassen und nur das lautere Evangelium zu verkündigen. Der Artikel über die heirathenden Geistlichen und die Mönche war nach Luther zu hart und im Widerstreit mit dem von der Predigt des Evangeliums; doch fand er ihn leidlich, wenn nur das Andere recht verstanden und gehalten würde: denn solche Strafe werde unschädlich sein den Unschuldigen, nicht unschädlich denen, die mit Unrecht strafen. Schließlich bemerkt er über seine eigene Person: er sollte nun billig aus Bann und Acht entlassen sein bis aufs künftige Concil, da er sonst nicht wüßte, was der Aufschub bedeuten solle, und da er ja in die Artikel des Mandats willige; doch sei an ihm nicht viel gelegen; er bitte nur für den armen Haufen, wenn der die andern Artikel halte und nur den zuletzt erwähnten nicht so ganz treffen könne, während man ja die Widersacher des Evangeliums, welche die andern nicht halten, ungestraft lasse. — Zur selben Zeit setzte Luther seine heftigen Ausfälle auf jene Meßpriester der Wittenberger Stiftskirche ununterbrochen fort. Gegen eine ernstliche Vermahnung des Kurfürsten, daß er ja dem kaiserlichen Edikt nachzuleben und allen Anlaß zu Aufruhr vermeiden zu wollen versprochen habe, berief er sich wieder auf den Sinn, in welchem er jenes verstehe. Er erklärte rundweg: so es anders verstanden würde, wollte er's nicht befolgen; weil die Messen wider das Evangelium seien, wolle er nicht aufhören, gegen sie zu predigen; von Aufruhr mahne er das Volk ab: er meine ja nicht, daß man Etwas mit der Hand dazu thun solle. [1])

Luthers Weigerung, zu schweigen, kann, auch wenn wir von seinem persönlichen Charakter und Wesen absehen, uns nicht befremden. Sollte nach dem Sinn des Reichsbeschlusses die Auffassung des Evangeliums den

bisherigen kirchlichen Lehrautoritäten unterworfen und die seinige verur
bleiben, so galt es für ihn wirklich, Gott mehr zu gehorchen als den
schen. Wollte der Beschluß die Entscheidung über die streitige Lehr
zum Concil dahin gestellt sein lassen, so hätte auch der Gegenpartei
Schweigen auferlegt werden müssen.

Dagegen wirkte seine persönliche Art unläugbar sehr ein bei
Handel zwischen ihm und Herzog Georg, der neben jenen Ver
lungen des Reichsregiments und Reichstags herlief. „Wie Georg for
fort am heftigsten unter den Reichsfürsten die Unterdrückung der K
und Neuerung betrieb, so war es bei Luther dahin gekommen, daß
Jenem nur noch den verhärteten Feind des Evangeliums sah und
gegenüber alle Rücksichten der äußeren Achtung fahren ließ, die nach
eigenen Aussagen über die Obrigkeiten auch ein unchristlicher Reich
doch wohl noch für sich in Anspruch nehmen durfte. Zu jenem Strei
das Sendschreiben Anlaß, welches Luther im März 1522 an Hartmut
Kronberg richtete (oben S. 555). Indem er nämlich hier von der „stroh
und papierenen Tyrannei" sprach, vor der man sich nicht fürchten
fuhr er — nach dem Wittenberger Abdruck — fort: „der einer ist
nehmlich die Wasserblase N., trotzt dem Himmel mit ihrem hohen
und hat dem Evangelium entsagt, hat auch im Sinn, er wolle Chr
fressen, wie der Wolf eine Mücke; — ich hab zwar mit ganzem E
für ihn gebeten, — aber ich sorge, es drück' ihn sein Urtheil, vor
verdient; — ich bitt', Ihr wollt ihn auch im Gebet dem Herrn befehle
ob er dermaleins möchte für einen Saulus einen Paulus geben, dem
solcher elender Leute Verderben uns nicht geholfen ist; ich wollt Euch
ermahnen, daß Ihr eine dergleichen Schrift [wie Kronberg damals ei
den Kaiser und eine an die Bettelorden erlassen] auch an ihn thätet,
aber auch nicht gern das Heiligthum vor die Hunde und die Perle
die Säue werfen lassen." Unstreitig war hiemit Georg gemeint. In
andern Ausgabe stand auch sein Name. Diese kam dem Herzog gegen
Decembers in die Hände. Er forderte Luther sogleich brieflich zur Erkl
auf, ob er geständig sei, die Schrift herausgegeben zu haben. Luther er
umgehends: weil Seiner Fürstlich Ungnaden zu wissen begehren, w
geständig sein wolle, so sei seine Antwort kürzlich die, daß ihm glei
ob es für gestanden, gelegen, gesessen oder gelaufen angenommen n
er erbiete sich mit dem, was er heimlich oder öffentlich wider Seine
gnaden handle, zu Recht und wolle es wohl auch für Recht erhalten
habe billig über den Herzog Injurien halber sich zu beklagen, wolle
davon schweigen; vor einer Wasserblase werde er sich nicht zu Tod für
Georg beschwerte sich dann bei Kurfürst Friedrich in wirklich beweg
Worten über jene Ausdrücke: sein Bauch sei nicht so groß, um von

den gen Wittenberg, geschweige denn gegen den Himmel Trotz zu bieten, und Luther kein Herzenskündiger, um über seine Gesinnung gegen Christus zu urtheilen; er bat um Schutz gegen diese aus der kurfürstlichen Stadt Wittenberg kommenden Schmähungen. Es entspann sich hierüber ein Schriftwechsel zwischen den fürstlichen Vettern, der im Mai 1523 damit endete, daß Luther, der sich zu Recht erboten habe, auf eine Mahlstatt nach Naumburg vorgeladen werden sollte; es kam jedoch nicht dazu, ohne daß uns Weiteres über den Verlauf der Sache bekannt wäre. Auch ans Reichsregiment wandte sich Georg, und Planitz, der kurfürstliche Gesandte in Nürnberg, schrieb deshalb an Luther. Dieser antwortete: dem Kurfürsten Immer ja Georgs Klage Nichts schaden, da Jener reichlich bewähren könne, daß er ihm so harte Schreiben oft mit großem Mißfallen verwehrt habe; er selbst aber wisse, daß man alle seine Schriften zuerst angesehen habe, als ob sie vom Teufel wären, daß es jedoch hernach bald anders geworden sei; er wolle sich damit nicht entschuldigen, als ob Nichts Menschliches an ihm wäre, aber er habe, ob er auch zu hart sei, dennoch die Wahrheit gesagt und wolle lieber die Wahrheit unvernünftig herausstoßen, als sie bei sich behalten und heucheln. Vergeblich war auch ein persönliches Bemühen des Grafen Albrecht von Mansfeld, ihn zu einer Aeußerung zu bewegen, die den Herzog beschwichtigen konnte: er bekannte sich zu dem Schreiben an Kronberg und erklärte nur, die Drucke nicht veranstaltet und darüber, ob sie alle oder theilweis Georgs Namen enthalten, Nichts gewußt zu haben; einen Angriff auf die Ehre und den Stand des Herzogs wollte er nicht beabsichtigt, zu seinem Schreiben aber gute Gründe gehabt haben. — Das Reichsregiment zeigte auch in dieser Sache, die denn doch starken Anlaß zu persönlichem Einschreiten gegen ihn bot, seine Abneigung vor entscheidenden Maßregeln gegen ihn. Es bezeugte dem Herzog seine Theilnahme, verwies ihn jedoch an Luthers Landesherrn Friedrich. Auch dadurch ließ es sich nicht gegen Luther in Bewegung setzen, daß Georg ihm vorhielt, wie dieser in seiner Schrift von der weltlichen Obrigkeit die Fürsten insgemein Buben gescholten habe.[1])

Zu ebenderselben Zeit endlich, in welcher zu Nürnberg über die wichtigsten Fragen der Kirche und des Reichs Beschluß gefaßt werden sollte, entlud sich in Deutschland mit raschen Schlägen das Gewitter, das in der Spannung zwischen einer hochstrebenden, beengten Reichsritterschaft und zwischen der fortschreitenden Uebermacht der großen weltlichen und geistlichen Fürsten längst vorbereitet lag. Wir wissen, wie jene seit d. J. 1520 auch an der kirchlichen Bewegung sich betheiligte, wie Hutten Luthern die Hand reichte und zum Krieg gegen Papst und Pfaffen aufrief, wie Sickingen, der begabteste und mächtigste Kriegsmann unter ihnen, dem Reformator seinen Schutz anbot und dem Drängen eines Hutten gegenüber nur noch auf den

rechten Augenblick zu warten schien, wo er mit Erfolg losschlagen könnte, um eine neue Ordnung der weltlichen und kirchlichen Dinge im Reich durchzusetzen. Im August 1522 nun begann Sickingen mit einem Kriegszug gegen den Kurfürsten Erzbischof von Trier. Den Anlaß gaben ihm untergeordnete Privathändel, — Rechtsansprüche von noch dazu zweifelhafter Art. Im Hintergrund lagen ohne Zweifel weitreichende Absichten. Der oberrheinische Adel hatte kurz zuvor einen Bund geschlossen und ihn zum Hauptmann gemacht; er hoffte die Interessen des Adels überhaupt jetzt durchfechten zu können. An der religiösen Frage hatte er noch unter den Zurüstungen zum Feldzug durch ein offenes Sendschreiben sich betheiligt, in welchem er einen seiner Schwäger ermahnte, ohne Furcht von den Menschensatzungen, der Messe, dem Heiligendienst u. s. w. sich loszureißen. Den Unterthanen des Erzbischofs verhieß er in einem Manifest, sie von dem schweren antichristlichen Gesetze der Pfaffen zu erlösen und zur evangelischen Freiheit zu bringen. Sein Freund Hartmuth von Kronberg meldete an Spalatin, daß Sickingen ausziehe, um dem Evangelium eine Oeffnung zu machen, und schickte während des Kriegs von der Ebernburg aus ein Schreiben an die Fürsten und Stände nach Nürnberg mit drohenden Ermahnungen, daß sie dem Evangelium sich anschließen möchten.[1]) Allein von einer wirklichen Scheidung nach den religiösen und kirchlichen Standpunkten konnte diesem Kampfe gegenüber keine Rede sein. Die Fürsten erkannten die Gefahr, die ihnen als solchen drohte, zumeist die Nachbarn Triers, der Kurfürst von der Pfalz und der längst mit Sickingen verfeindete, für Rom niemals begeisterte junge und thatkräftige Landgraf von Hessen: sie rüsteten sich sogleich, dem Angegriffenen beizustehen. Andererseits wurde Erzbischof Albrecht von Mainz nicht ohne Grund eines zweideutigen Verhaltens in der gemeinsamen Sache beschuldigt: natürlich war seine Absicht dabei nur die, für alle Fälle sicher zu gehen. Und nun zeigte sich, daß Sickingen auch im Vertrauen auf die eigene Kraft und auf die Theilnahme seiner Standesgenossen sich übel verrechnet hatte. Er selbst suchte vergebens durch einen raschen Angriff die Stadt Trier zu nehmen, mußte vielmehr die Belagerung aufgeben und sich auf seine Feste Landstuhl in der Nähe von Zweibrücken zurückziehen. Die Freunde, auf die er dort wartete, wurden durch die Uebermacht der Fürsten und des schwäbischen Bundes in Schranken gehalten. Die Wenigen, welche mit ihm die Waffen ergriffen hatten, unterlagen schnell den Truppen von Trier, Hessen und Pfalz: unter ihnen war jener Hartmuth, dem deshalb sein Schloß Kronberg genommen wurde. Gegen Ende April 1523 erschienen die drei gegen Sickingen verbündeten Fürsten auch vor dem Landstuhl; schon am 7. Mai zogen sie in seine, durchs schwere Geschütz gebrochene Burg ein, während er selbst, durch einen Schuß verwundet, am Sterben lag. — Wenige Monate nach Sickingen endete Ulrich von Hutten, der ritterliche Held

des Wortes, der seine besten Hoffnungen auf dieses Freundes Schwert gesetzt hatte, sein unstetes Leben verlassen und krank auf einer Insel des Züricher Sees.

Luther, der dem Sickingen noch von der Wartburg aus eine Schrift widmet und dem Kronberg in seinem oben erwähnten Sendschreiben noch besondere Grüße an ihn und Hutten aufgetragen hatte, war dem kriegerischen Unternehmen und Plane völlig fremd geblieben. Aus seinen früheren Aeußerungen mußte Sickingen wissen, wie sehr er eine solche Gewaltthat mißbilligen würde. Auf die erste Nachricht von Sickingens Tod wünschte er, sie möchte falsch sein; dann erklärte er: „Gott ist ein gerechter, aber wunderbarer Richter.“ Melanchthon hatte, ohne Zweifel im Einverständniß mit ihm, das Unternehmen schon in einem Brief vom 1. Januar für einen schnöden Raubzug erklärt.[1]) Jetzt lag auch ganz klar das Unheil am Tag, welches eine engere Verbindung mit dem deutschen Adel als diejenige, in welche Luther einst sich einließ, der Reformation hätte bereiten müssen. Nicht bloß war von Anfang an sehr zweifelhaft, wie weit die Kraft und Begeisterung, auf welche hier ein Hutten pochte, in Wirklichkeit reichen würde; auch war nicht blos die Reinheit der religiösen Motive und Schritte durch den Bund mit der Politik schwer bedroht; sondern die Männer dieses Standes vermochten schon darum nicht Vorkämpfer und Führer der Nation zu werden, weil auch die edelsten unter ihnen mit den höchsten Interessen immer ihre Sonderinteressen verbanden; und der heldenmüthige patriotische Sickingen erscheint in der Art, wie er jenen entscheidenden Kampf eröffnete, vielmehr wie ein Held des alten Faustrechts, als wie ein Mann, der für Reich, Staat und Kirche eine neue Zeit heraufzuführen befähigt war.

Die Gegner der Reformation sahen auch so noch in Sickingens Friedensbruch und Niederlage einen schweren Schlag für dieselbe, auf den sie große Hoffnungen setzten. Melanchthon klagte in jenem Briefe bitter über die Gehässigkeit, womit man gegen Luthers Sache jenes Unternehmen ausbeute, mit dem sie trotz Sickingens Vorgeben gar Nichts zu thun habe. Nach Sickingens Untergang hörte man sagen: der Gegenkaiser sei gefallen, der Gegenpapst Luther müsse folgen. Namentlich wurde von der römischen Partei in diesem Sinne während und nach dem Feldzug unter den Reichsständen in Nürnberg gearbeitet, von wo Kurfürst Friedrich zu wiederholten Malen bedrohliche Berichte erhielt. Ohne Zweifel steht hiemit eine Andeutung in einem Brief Luthers an Spalatin vom 12. Januar im Zusammenhang, wornach im Rathe Friedrichs davon die Rede war, ihn wieder irgendwo zu verstecken. Ferner ließ der Kurfürst damals bereits den Wittenberger Theologen die Frage vorlegen, *ob es recht wäre, wenn er um des Evangeliums willen Krieg führen würde*. Luther wies jenen Gedanken, daß er sich wieder in einen Winkel zurückziehen sollte,

ſchlechtweg ab: das werde er nicht thun, ſo unſinnig auch der böſe Feind wüthen möge. Dagegen hatte er, was den Inhalt jener Frage betrifft, in ſeiner ſo eben erſcheinenden Schrift von der weltlichen Obrigkeit bereits ganz allgemein erklärt: „daß kein Fürſt wider ſeinen Oberherrn, als den König und Kaiſer oder ſonſt ſeinen Lehensherrn, kriegen ſoll, ſondern laſſen nehmen, wer da nimmt;“ denn kein Unterthan ſolle mit Gewalt widerſtehen, ſondern nur mit der Erkenntniß der Wahrheit, und wenn der Oberherr an dieſe ſich nicht kehre, um Gottes willen Unrecht leiden; er ſprach dieſe Sätze gerade damals aus, als jene höchſte Obrigkeit ihm ſelbſt mit Verderben drohte. In Betreff Friedrichs kam ihm dann hiezu noch, daß dieſer ja bisher immer auf ein eigenes Urtheil in den Glaubensſachen der Oeffentlichkeit gegenüber verzichtet habe. So antwortete er jetzt: derſelbe dürfe keinen Krieg für dieſe Sache unternehmen, ſondern ſolle der kaiſerlichen Gewalt weichen und ſie in ſeinem Land gefangen nehmen und verfolgen laſſen, wen ſie wolle. Daneben hatte er den übrigens eigenthümlichen, offenbar unklaren Gedanken: wenn derſelbe dennoch jetzt aus jener Neutralität hervortreten und die Sache des Evangeliums mit den Waffen beſchützen wollte, ſo müßte er dieß nicht ſo thun, wie wenn er für ſeine eigenen Unterthanen als ſolche die Waffen ergriffe, ſondern wie wenn er „als Fremder Fremden aus einem fremden Land zu Hilfe käme“; und zwar dürfte er es nur thun, wenn er durch einen „ſonderlichen Geiſt und Glauben“ ſich dazu berufen fühlen würde. Es war das erſte Mal, daß Luther in dieſer Frage, die nachher weit dringender widerkehrte, ſich zu äußern hatte; wir werden ſehen, daß er das Recht der Fürſten zum Widerſtand gegen ihren Kaiſer nachher nur noch entſchiedener verneinte und erſt dann ſein Urtheil modifizirte, als ihm entgegengehalten wurde, daß nach dem Rechte des Reiches und Kaiſers ſelbſt das Verhältniß der Reichsfürſten zum Kaiſer eben nicht das Verhältniß einfacher Unterthanen zur Obrigkeit ſei.[1])

Allein die faktiſchen Verhältniſſe lagen hinſichtlich des Sickingenſchen Unternehmens doch zu klar vor, als daß ſie wirklich in jenem Sinn ſich hätten ausnützen laſſen. Gegen Luther wußte man keine neue Beſchuldigung vorzubringen, als daß unter Sickingens Briefen ſolche von Luther gefunden worden ſeien, in welchen er den Kaiſer ſchmähe. Heſſen und Pfalz, welchen die römiſch Geſinnten den Fall ihres gefürchtetſten kriegeriſchen Feindes zu verdanken hatten, theilten nicht auch jenen Eifer gegen Wittenberg und Kurſachſen. Das Reichsregiment hielt ſeinen Standpunkt in der kirchlichen Frage feſt; überdieß wurde es jetzt den Beſiegern Sickingens gegenüber für ſeine eigene Autorität beſorgt, weil dieſe ſelbſt jetzt eigenmächtig und eigennützig verfuhren und nach ihm ſo wenig als vorher Sickingen fragten.

So kam zur Zeit, als Sickingen ſchon im Unterliegen begriffen war, doch jener Nürnberger Reichsbeſchluß über die kirchliche Angelegenheit zu Stande.

Im Sommer 1523 schritt dann das Reichsregiment auf Grund dieses Beschlusses nachdrücklich zu Gunsten der zwei Domherren und bischöflich bambergischen Räthe Johann Apel und Friedrich Fischer ein, welche ihr Bischof ins Gefängniß gesetzt hatte und weiter bestrafen wollte. Sie waren nämlich als Anhänger der neuen Lehre in den Ehestand getreten, während ihr Kanonikat (obgleich sie nicht die Priesterweihe empfangen hatten) sie zum Cölibat verpflichtete. Apel hatte sogar eine Nonne geheirathet. Er war seinem eigentlichen Berufe nach Jurist, hatte früher kurze Zeit als solcher in Wittenberg docirt und war auch persönlich mit Luther befreundet. Zu seiner Vertheidigung verfaßte er eine Schrift, welche Crotus an Luther schickte und dieser mit einem Antwortsschreiben an Crotus drucken ließ. Der Bischof behauptete, die beiden Gefangenen weiter auch wegen ihrer Anhänglichkeit an die „verdammte lutherische Lehre" in Kraft des Wormser Edictes aburtheilen zu müssen, und protestirte gegen jeden Eingriff in die kirchliche Jurisdiktion. Allein das Reichsregiment, von Apels Verwandten angerufen, bestand darauf, daß sie nur laut des Nürnberger Beschlusses mit dem Verlust ihrer geistlichen Pfründen und Privilegien bestraft werden dürften. Der Bischof mußte sie frei geben. Apel ging nach Wittenberg, verband sich dort vollends innig mit den Männern der Reformation und wurde von Luther dem Kurfürsten dringend für eine eben erledigte juristische Professur empfohlen, die er dann auch wirklich erhielt. [1])

Während Kurfürst Friedrich und sein Hof doch immer in Sorgen schwebten, schrieb Luther im Herbst an Spalatin: „Gar wohl erinnere ich mich, was ich dem Fürsten aus Borna (oben S. 532) geschrieben; daß doch auch ihr daran glaubtet und euch mahnen ließet durch die offenbarliche Hand Gottes, durch welche ich seither fast zwei Jahre lang wider alle Erwartung lebe und der Fürst nicht allein sicher geblieben ist, sondern auch weit weniger, als noch vor einem Jahr das Wüthen der andern Fürsten zu fühlen bekommt. Christo ist es nicht schwer, ihn zu beschützen in meiner Sache, in welche er allein durch Gottes Fügung hineingerathen ist. Wüßte ich Mittel, ihn herauszuziehen ohne eine Schmach fürs Evangelium, so würde ich mein Leben darum nicht schonen. Ich hatte gehofft, daß man mich binnen eines Jahrs zum Tod fortreißen und dies Jenen losmachen werde, wenn anders mein Tod hiezu genügte. Nun, da wir des Herrn Rath nicht zu fassen vermögen, werden wir ganz sicher gehen, wenn wir sprechen: Dein Wille geschehe. Unser Fürst wird ohne Zweifel unangefochten bleiben, so lang er nicht öffentlich sich zu der Sache bekennt. Warum er unsere Schmach mittragen muß, weiß Gott; gewiß aber ist, daß es ihm nicht zu Schaden und Gefahr, vielmehr zu großem Heile dienen wird." [2])

Ein neuer Reichstag wurde zu Nürnberg im Januar 1524 eröffnet. Papst Hadrian war inzwischen gestorben, gedrückt von bitterem Haß

und Widerstreit, den er mit seinem edleren Streben in Rom gefunden hatte. Sein Nachfolger Clemens VII., ein Vetter und Geistesgenosse Leo's X., schlug sogleich wieder ganz die herkömmliche päpstliche Politik ein. Cardinal Campeggi erschien jetzt als päpstlicher Legat in Nürnberg. Er kannte die Stimmung, die in Deutschland und namentlich am Sitze des Reichstags herrschte. So zog er hier ein ohne Cardinalshut, ohne nach der Sitte segnend das Kreuz zu schlagen, ohne den ihm in der Sebalduskirche bereiteten feierlichen Empfang anzunehmen. Den Reichsständen erklärte er, daß er nicht gekommen sei, um etwas von ihnen zu fordern, sondern nur um mit ihnen die richtige Arznei für den der Nation so gefährlichen kirchlichen Schaden zu suchen; er äußerte sich verwundert darüber, in welcher Weise man in Deutschland dem Wormser Edikt nachkomme, vermied es jedoch in seiner Rede, Luther zu nennen. Bald nach seiner Ankunft vernahm er mit Thränen von einer Predigt, welche eben jetzt Osiander über den in Rom regirenden Antichrist hielt und von welcher auch der kursächsische Gesandte meinte, Osiander habe sich damit „fast unnütz gemacht". Mehrere katholische Ceremonien der Charwoche wurden während seiner Anwesenheit in Nürnberg abgeschafft. An dem Abendmahl unter beiden Gestalten nahmen mehrere Tausend auf Ein Mal theil. Ja sogar die Schwester des Kaisers und seines Statthalters Ferdinand, die aus Anlaß des Reichstags anwesende Gattin des vertriebenen Königs Christian von Dänemark, ließ sich öffentlich den Laienkelch reichen, und zwar aus Osianders Hand, und unter den Theilnehmern an jener großen Communion zählte man 30 bis 40 Männer aus Ferdinands Hofgesinde. Auf ein Mandat gegen Luthers Bücher, welches Ferdinand für seine Lande erlassen hatte, antworteten ihm eben jetzt die niederösterreichischen Stände mit der Bitte, sie hiemit nicht zu beladen, indem sie sich als fromme Christen halten wollen. Ueber die Mitglieder des Reichsregiments wurde dem Kaiser von seinem Gesandten berichtet, daß sie der Mehrzahl nach „große Lutheraner" seien. Der Kaiser wollte das Wormser Edikt, nur etwa verbessert, wieder ausgehen lassen, und Ferdinand bestand hierauf. Aber die Majorität des Reichstags war dagegen, wenn auch großentheils, wie der kursächsische Gesandte meldete, „nicht aus gutem Willen, sondern weil sie ihrer Haut fürchteten"; sogar der Cardinal rieth davon ab. Endlich einigte sich der Reichstag über folgende Beschlüsse, welche in den Reichstagsabschied vom 18. April aufgenommen wurden. Die Fürsten und Stände versprachen, dem Wormser Edikt nachzuleben, — aber mit dem Beisatz: „so viel ihnen möglich sei". Die Forderung eines freien, in Deutschland zu haltenden Concils wurde wiederholt und dazu nun weiter verordnet: es solle schleunig auf Martini eine gemeine Versammlung der deutschen Nation in Speier veranstaltet werden, auf der alle Fürsten und Stände persönlich erscheinen möchten, um zu berathen, wie es bei Anstellung dieses

oncils zu halten sei; für diesen Zweck sollen sie bis dahin durch Gelehrte, erständige Räthe aus den neueren Büchern die disputirlichen Punkte aus-ehen und in Speier vorlegen lassen. In Betreff der Predigt wurde die estimmung des vorigen Jahres erneuert, daß inzwischen das heilige Evan-elium nach Auslegung der von der Kirche approbirten Lehrer solle ver-ndigt werden. Der Inhalt dieses Reichstagsabschnittes wurde in Form nes kaiserlichen Mandates publicirt; der Satz über die Predigt des Evan-eliums wurde hier durch die mit der Redaction beauftragte Reichskanzlei eggelassen und davon, daß das Wormser Edikt bisher schlecht befolgt worden i und jetzt von Allen gehorsam, so viel wie möglich, beobachtet werden lle, weitläufig geredet; ausdrücklich wurde jedoch auch hier erklärt: das ute solle neben dem Bösen nicht unterdrückt und Luthers Lehre solle erst ch von Neuem „mit höchstem Fleiß examinirt und disputirt und das ute vom Bösen abgeschieden werden". [1])

Für Luther bestimmte sich der ganze Werth dieses neuen Mandats rnach, daß es das Wormser Edikt neu aufrichte, während es doch die ntscheidung über das Gute und Böse in seiner Lehre erst noch der künf-gen Reichsversammlung in Speier vorbehalte. Seine Entrüstung über esen Widerspruch überwog bei ihm Alles Andere. Er ließ das Wormser andat und das neue zusammen drucken mit einer Einleitung zu beiden nd mit Randglossen zu dem Wormser, indem er seine Schrift betitelte: wei kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebote den uther betreffend. „Schändlich" nennt er es in der Einleitung, daß aiser und Fürsten solche einander widerwärtige Gebote zugleich ausgehen ssen, wornach die Deutschen ihn als einen Verdammten verfolgen und ch noch warten sollten, wie er verdammt werden solle: in der That waren dort seine Schriften schon schlechthin für ketzerisch und er selbst für einen ohn der Bosheit erklärt, mit dem Niemand mehr menschliche Gemeinschaft aben dürfe. „Wohlan", sagt er, „wir Deutschen müssen Deutsche und s Papsts Esel und Märtyrer bleiben, ob man uns gleich im Mörser zer-ieße, als Salomo spricht (Sprüchw. 27, 22)". Den Fürsten ruft er mit ezug auf das durch jenes Edikt über ihn verhängte Urtheil zu: „Meine eben Herren, ihr eilet fast mit mir armen einigem Menschen zum Tod, nd wenn das geschehen ist, so werdet ihr gewonnen haben; wenn ihr aber hren hättet, die da höreten, ich wollt euch Etwas Seltsames sagen; wie, enn des Luthers Leben so viel vor Gott gälte, daß, wo er nicht lebete, ier keiner seines Lebens oder Herrschaft sicher wäre und daß sein Tod ier aller Unglück sein würde? es ist nicht zu scherzen mit Gott; fahret ur frisch fort, würget und brennet; ich will nicht weichen, ob Gott will; e bin ich! und bitt euch gar freundlich, wenn ihr mich getödtet habt, daß r mich ja nicht wieder aufwecket und noch einmal tödtet". Er räth jedoch

Allen, welche noch an einen Gott glauben, sich der Vollziehung des Edikts an ihm zu enthalten; denn, sagt er, „sie sollen es doch nicht eher thun, mein Stündlein sei denn da und Gott rufe mir, und sollten sie noch so sehr toben und wüthen; der mich nun bis ins dritte Jahr wider ihren Willen und über alle meine Hoffnung hat lebendig behalten, kann mich auch wohl länger fristen, wiewohl ichs nicht hoch begehre." Mit Bezug auf das Nürnberger Mandat, welches den Kaiser von sich als „Schirmer und Schützer des heiligen christlichen Glaubens" reden ließ und welches zugleich zum Kriege gegen die Türken aufrief, fügte Luther seiner Schrift nicht minder heftige Schlußbemerkungen bei. Er warnt, jenem Aufruf zu folgen; denn: „der Türk ist zehnmal klüger und frommer als unsere Fürsten; was sollte solchen Narren wider den Türken gelingen?" Jenen Titel erklärt er für ein „unverschämtes Rühmen" des Kaisers, dieses „armen Madensacks", der seines Lebens nicht einen Augenblick sicher sei; der Glaube, der nach der Schrift eine göttliche Kraft sei, stärker denn Tod und Teufel, brauche keinen Schutz von einem Kinde des Todes. [1])

Andererseits zürnte auch der Kaiser über das in seinem Namen von Nürnberg ausgegangene Mandat. Er selbst erließ jetzt (im Juli) aus Spanien ein Edikt an die Reichsstände, worin er ihnen vorwarf, mit ihren Beschlüssen über den nächsten Reichstag und das Concil in seine und des Papstes Rechte eingegriffen zu haben, den Luther für einen Unchristen und Unmenschen und für einen Verführer wie Mahomet erklärte und strenge Befolgung seiner kaiserlichen Befehle und namentlich des Wormser Mandats forderte. Ferner schlossen jetzt der Erzherzog Ferdinand, die Herzoge von Baiern, der Erzbischof von Salzburg und eine große Anzahl süddeutscher Bischöfe auf einem Convent, den sie mit dem päpstlichen Legaten in Regensburg abhielten, eine Vereinigung unter einander ab, um anders, als es die Majorität des Reichstags gemeint hatte, mit der Vollziehung des Wormser Ediktes ernst zu machen, die Ketzer und Verführer zu strafen, die alten Ordnungen aufrecht zu erhalten. Ungünstig war für die evangelische Sache auch die Entlassung der bisherigen Mitglieder des Reichsregiments durch den Nürnberger Reichstag, wiewohl dieselbe nicht bloß durch den Unwillen der katholischen Partei, sondern zugleich durch verschiedenartige politische Ursachen herbeigeführt wurde.[2]) — Doch so entschieden der Wille des Kaisers und die Tendenzen jener Verbündeten waren, so sehr fehlte es ihnen doch noch an Macht und deßhalb auch an Muth dazu, bei den andern Reichsständen Etwas zu erzwingen. — Für eine richtige Beurtheilung der lutherischen Reformation und ihrer Folgen verdient es übrigens alle Beachtung, daß, wie unsere bisherige Darstellung gezeigt hat, ein in der Fremde heimischer Kaiser in die friedliche Entwicklung eingriff, welche von den Vertretern der deutschen Nation noch versucht wurde, und daß in der kirchlichen Frage das erste

Sonderbündniß innerhalb des deutschen Reiches nicht von Anhängern Luthers, sondern von der andern Partei unter der Leitung eines römischen Cardinals geschlossen worden ist.

Dem Kurfürsten Friedrich blieb der für ihn so schwere Bruch mit der katholischen Kirche und mit dem einen Theil des Reichs bis an sein Ende erspart. Auf den letzten kaiserlichen Erlaß erwiderte er ähnlich wie einst auf das Hadrianische Breve: er versprach, sich so zu verhalten, daß die Ehre Gottes und des christlichen Glaubens, die Nächstenliebe, Eintracht und Frieden dadurch gefördert werde. — Blicken wir zurück auf sein Verhalten seit dem Beginne des kirchlichen Streites, so beseelte ihn stets, wie es auch Feinde nicht bestritten, eine aufrichtige Liebe zum göttlichen Wort und der sehnliche Wunsch, daß der lautere Inhalt desselben an den Tag treten und siegen möge; es kam ihm von Herzen, daß er im Jahr 1522 eine Münze mit der Inschrift „Verbum dei manet in aeternum“ (Gottes Wort bleibet in Ewigkeit) prägen, auch die Anfangsbuchstaben dieser fünf Wörter seiner Dienerschaft auf den rechten Aermel ihrer Kleidung sticken ließ. Er behielt ferner ein gutes Vertrauen zu derjenigen Wahrheit, welche Luther aus diesem Gotteswort zog, stützte sich mit seiner persönlichen Religiosität auf sie und wollte sie und Luther beschirmen, so weit er es irgend als Reichsfürst vermöchte. Aber bis zu seinem Ende hin erfüllte und band ihn auch die Scheu vor dem Gedanken, daß er mit dem, was göttliche Wahrheit sei, in Widerspruch gegen die Gesammtkirche gerathen und einen Riß ins deutsche Reich bringen sollte. So kam er immer wieder zurück auf die Erklärung, daß ihm als Laien eine Entscheidung im Streit überhaupt nicht zustehe, und einestheils auf die Ausflucht, daß er der Sache Luthers, die er gewähren ließ, sich doch nicht annehme, anderntheils auf jene ernsten, ja zum Theil zornigen Verwarnungen und Verbote, mit welchen er wenigstens das äußere Vorgehen des Reformators vergebens einzuschränken versuchte und welche er ja auch noch in jenem Jahre 1524 wegen des Meßgottesdienstes in seiner Wittenberger Schloßkirche an ihn ergehen ließ (oben S. 564). Er selbst gab nachher, an Ostern 1525, zur großen Freude Spalatins, zu, daß vor ihm an seiner Residenz Locha deutscher Meßgottesdienst eingerichtet wurde; der Meßkanon war ohne Zweifel hiebei abgeschafft. Den Laienkelch aber, dessen Forderung für eine böhmische Hauptketzerei (besonders auch bei seinem Vetter Georg) verschrieen war, wagte er noch nicht anzunehmen. Wir dürften hierauf wohl ein Schreiben Luthers vom 4. April 1524 beziehen, worin dieser auf eine durch Spalatin an ihn ergangene Anfrage antwortete: Anderen rathe er immer, daß sie, wenn ihr Gewissen ihnen den Empfang des Abendmahls unter Einer Gestalt nicht mehr erlaube und ihr Glaube noch aus Menschenfurcht noch zu schwach sei, um den Kelch zu nehmen,

Brüder Leimbach fort, bei welcher er ein Unrecht von Seiten des
befürchtete, wie es überhaupt das Loos der Fürsten sei, beinahe mit
wendigkeit durch Beeinträchtigung Würdiger und Gunst gegen Unw
sich zu verfehlen.[2]) — Luther war oft sichtlich aufgebracht über die
lichkeit und Menschenfurcht des Kurfürsten. Seine Stimmung geg
war wohl nicht mehr so warm und herzlich wie in früheren Jahren
sein Vertrauen und seine Liebe zeigt sich ja doch gerade auch in der
Offenheit, womit er z. B. bei seinem Abgang von der Wartburg
muthigte und zurechtwies. Und immer stimmte doch auch er wieder
derselbe ja nicht solle in seinen Handel und seinen Gefahren hinein
werden.

Spalatin, der Vertraute Luthers und Friedrichs, der dem Be
des letzteren, Luther zu mäßigen, stets hilfreich war, meinte doch
Stellung beim Hofe i. J. 1524 nicht mehr behalten zu können. Er
sehr, daß er mit seiner Wirksamkeit hier zu wenig Erfolg habe, mit
Predigt des Evangeliums Vielen mißfalle, sich auch wirklich für sei
nicht tüchtig genug fühle. Er correspondirte darüber von Ende Aug
in den Dezember mit Luther. Die schwierigen Verhältnisse, wel
Haltung des Kurfürsten mit sich brachte, trugen ohne Zweifel mi
bei. Ferner hegte er den Wunsch, in den Ehestand zu treten, was
auf seinem Posten nicht möglich fand. Luther aber machte ihm da
harren auf diesem aus Liebe zum Kurfürsten dringend zur Pflicht: er
diesen, der wohl dem Grab nahe stehe, nicht verlassen und seine letzte
dadurch betrüben, daß er einen neuen Diener annehmen müsse.[3])

und Geist wirkte und was er selbst noch in weit engeren Gränzen zu halten gewünscht hatte.

Siebentes Kapitel.

Fortschritte der Reformation und Verfolgungen.

Ueber alle deutsche Länder hin sproßte während jener Jahre bereits die Saat des neu verkündeten Evangeliums empor. Sie war auch schon im Stand, Stürme auszuhalten und sich darunter zu bewähren.

Aus der Zahl der bisherigen Geistlichen erhoben sich treue und tüchtige Bekenner der neuen Lehre, und besonders auch aus den Klöstern gingen neben den vielen unbrauchbaren Personen, über welche Luther klagte, gewissenhafte, begabte und besonders auch zur volksthümlichen Predigt geschickte Vertreter derselben hervor. Wir sehen, wie mächtig Luthers Theologie vor Allem in seinem eigenen Orden, dem der Augustiner, wirkte; von ihnen gingen an vielen Orten die Reformen aus: wie in Wittenberg, so z. B. auch in Erfurt und Nürnberg. Ließ es doch bei jenem Convent, der während Luthers Wartburgaufenthalt in Wittenberg tagte, sich an, als ob ein großer Theil des Ordens als solcher seinem Werke sich anschließen wollte: von ihm ließen sie sich berathen, sein Freund Link stand an der Spitze. Andererseits stellten die Gegner Anfangs die Sache Luthers so dar, als ob es bei ihr um selbstsüchtige Interessen eines Augustiners im Gegensatz gegen die andern Orden sich handelte. Bald aber zündete sein Wort auch inmitten der anderen; so waren z. B. Eberlein und Kettenbach, zwei der kräftigsten Volksredner, Franziskanermönche. — Zu diesen Uebertretenden kam ein zahlreicher junger Nachwuchs, der schon ganz in der neuen Theologie herangebildet war. Wittenberg hatte fortwährend einen gewaltigen Zufluß von Studenten, auch aus Ländern, wo der Besuch dieser Universität von der Obrigkeit verboten war. — Im Volk übte neben den Schriften Luthers und den Schriften und Predigten seiner Anhänger bereits die verdeutschte heilige Urkunde selbst ihre Wirkung.

An irgend eine äußere Organisation für die Verbreitung seiner Lehre, — an eine organisirte Propaganda wie wir es nennen, — hat Luther nie gedacht. Auch in dieser Beziehung galt für ihn sein Satz: das einfache Wort müsse es ausrichten. Sein Wort aber und seine Verkündigung des göttlichen Wortes ließ er unermüdlich ausgehen sowohl für das Volk im Großen, als für kleinere, besondere Kreise die ihm sich öffneten. In seinem Sendschreiben an Kronberg spricht er von dem innern Trieb hiezu also: „das edle Gotteswort bringt natürlich mit ihm den heißen Hunger und unsättigen Durst, daß wir nicht könnten satt werden, obgleich viel tausend Menschen dran glaubten, sondern wollten gern, daß kein Mensch sein mangeln

müßte; solcher Durst ringet und ruhet nicht und treibt uns zu reden" er wollte sich auch dadurch nicht abschrecken lassen, daß man bei solcher Durst oft mit Galle und Essig getränkt werde. Namentlich war er m freudiger, ermunternder, tröstender Zusprache immer bereit, wo an einem Orte der evangelische Glaube neu geboren war und durch Leiden un Kämpfe sich durcharbeiten mußte. — Mündlich wirkte er weithin durch die vielen Besuche von Theologen und auch Laien, welche in Wittenberg sich einfanden.

Einen besonders günstigen Boden fand Luther gleich Anfangs unter seinen Ordensgenossen in den Niederlanden. Ja in diesem Lande, das nur noch lose mit dem deutschen Reich zusammenhing, entstand bereits eine so lebhafte Bewegung, wie kaum irgendwo in Deutschland mit Ausnahme von Wittenberg und Erfurt. Hier, wo andererseits die Gebote des Kaisers unmittelbar eingriffen, kam es auch zu einer ersten gewaltsamen Katastrophe, zu einer ersten Blutsaat für das Evangelium.

Wir bemerken überhaupt einen lebhaften Verkehr zwischen den dortigen Augustinerklöstern und dem Wittenbergischen, wozu Staupitz Reise nach den Niederlanden i. J. 1516 beitragen mochte. Den reformatorischen Bewegungen hatten in diesem Lande die besonders hier verbreiteten Brüder des gemeinsamen Lebens, die theilweis bereits mit der Kirche zerfallenen frommen mittelalterlichen Vereine der Beguinen und Begharden, und in der jüngsten Zeit die humanistische Schule des Erasmus vorgearbeitet.

Schon seit dem Jahre 1519 schlossen sich die Prioren niederländischer Augustinerklöster Jakob Spreng, gewöhnlich Probst genannt, in Antwerpen und der noch jugendliche Heinrich Moller aus Zütphen, gewöhnlich Heinrich von Zütphen genannt, an Luther an, wirkten für seine Sache, verkehrten brieflich mit Wittenberg, suchten Brüder dorthin zu schicken und wünschten selbst dorthin reisen zu können. Sie stellten sich wirklich dort ein — wohl gegen das Ende des folgenden Jahrs. Heinrich wurde daselbst im Januar 1521 Baccalaureus, im Oktober Sententiarius, Jakob im Juli Lizentiat der Theologie. Beide gehörten zum nächsten Freundeskreis Luthers und Melanchthons. Seiner Stelle als Prior war Heinrich damals bereits seiner lutherischen Richtung wegen verlustig gegangen. Zur gleichen Zeit hielt sich eine Anzahl anderer niederländischer Brüder im Wittenberger Augustinerkloster auf: sie haben sich nachher, wie wir oben bemerkten, bei jenen ersten Neuerungen im Kloster besonders hervorgethan.[1])

Inzwischen begann in den Niederlanden die strenge Vollziehung des Wormser Edikts durch die Statthalterin Margaretha, die Tante des Kaisers; gegen die immer weiter um sich greifende Ketzerei wurden zwei fanatische Inquisitoren bestellt, der Rathsherr van der Hulst und der Mönch Nikolaus von Egmont, welchen Erasmus einen unsinnigen, mit dem Schwert bewaffneten Menschen, Luther den Narren von Egmont nannte.

Probst, nach Antwerpen zurückgekehrt, wurde noch im Jahr 1521
s geistliche Gericht gestellt. Geschwächt durch Mißhandlungen erkaufte
ein Leben durch einen feierlichen Widerruf, und viele andere folgten
em Vorgang — zum Jubel für die Gegner, zu tiefem Schmerz für
her. Als er aber freigelassen war, predigte er mit neuem Eifer nach
er bisherigen Ueberzeugung, sah dann aufs Neue verhaftet dem Feuer-
entgegen, entkam jedoch jetzt aus dem Gefängniß und eilte im Sommer
2 wieder nach Wittenberg.

Von seinen Ordensbrüdern in Antwerpen, an deren Spitze jetzt Hein-
von Zütphen trat, wurde den Verboten und Gefahren zum Trotz
fort und fort vor großen Volksmassen das Evangelium verkündigt,
gegen Ende Septembers 1522 die Obrigkeit mit bewaffneter Macht
chritt. Heinrich wurde von der Kanzel weggerissen in den Kerker; von
aber entriß ihn das Volk, wobei besonders Weiber sich hervorthaten,
er verließ das Land, um gleichfalls wieder nach Wittenberg zu gehen:
erwegs hielten ihn die Bremer fest, damit er ihr Prediger würde.

Das Kloster wurde samt der Klosterkirche, als Brutstätte der Ketzerei
Erdboden gleich gemacht, die ketzerischen Mönche vors peinliche Gericht
ellt. In der Todesfurcht zeigte sich auch jetzt wieder der größte Theil
Verhafteten schwach und widerrief. Drei aber beharrten trotz Drohungen
freundlichem Zureden bei ihrem Bekenntniß: Heinrich Voes, an
ren noch ein Jüngling, Johann Esch (bei Luther Nesse genannt; nach
hers Angabe auch noch nicht dreißig Jahre alt), und Lambert Thorn,
bsts Nachfolger im Predigtamt. Sie bestanden im Verhör vor geistlichen
weltlichen Richtern und im Disput mit den beigezogenen gelehrten
ologen insbesondere darauf, daß auch die Concilien und die alten Väter
humsfähig seien und man ihnen nur zu glauben habe, soweit sie mit
Schrift übereinstimmen. In der Hauptstadt Brüssel wurde ihnen der
zeß gemacht und das Todesurtheil über sie gesprochen. Am 1. Juli
3 sollte es auf dem Platz vor dem Rathhaus vollzogen werden. Sie
rden zuerst feierlich aus dem geistlichen Stand ausgestoßen, das geistliche
id ihnen abgenommen. Lambert wurde aus Gründen oder Rücksichten,
wir nicht kennen, jetzt noch mit dem Tode verschont und wieder in ein
ängniß gebracht, wohin Luther noch im folgenden Januar ein Schreiben
ihn richtete mit Glückwünschen und Ermunterungen für sein Leiden um
isti willen; nachher hören wir von ihm Nichts mehr. Voes und Esch
iegen froh den Scheiterhaufen und verendeten in den Flammen mit
tem Lobgesang und Anrufen des Herrn Jesu.[1])

So bekam der evangelische Glaube seine ersten Märtyrer. Luther
te dafür Gotte Dank. An „alle die lieben Christen in Holland,
abant und Flandern", unter welchen die Verfolgung fortwährte

und bereits noch viele Andere gefangen saßen, erließ er ein Sendschrei
in diesem Sinne. „Lob", sagt er, „sei dem Vater aller Barmherzi
der uns wiederum sehen läßt sein wunderbares Licht; — die Zeit ist w
gekommen, daß wir der Turteltauben Stimmen hören und die Bl
aufgehen in unserem Lande (Hohelied 2, 11 ff.): welcher Freude, n
Liebsten, ihr nicht allein theilhaftig, sondern die Ersten geworden seid,
welchen wir solche Wonne erlebt haben; denn euch ist's vor aller
gegeben, das Evangelium nicht allein zu hören und Christum zu erken
sondern auch die Ersten zu sein, die um Christus willen Schand und Sch
Angst und Noth, Gefängniß und Fährlichkeit leiden und nun so v
Frucht und Stärke worden, daß ihrs auch mit eigenem Blut begossen
bekräftigt habt. — O wie verächtlich sind die zwei Seelen hingerichtet,
wie herrlich und in Freuden werden sie mit Christo wiederkommen
recht richten diejenigen, von denen sie jetzt mit Unrecht gerichtet sind
Gott sei in Ewigkeit gebenedeit, daß wir erlebt haben, rechte Heilige
wahrhaftige Märtyrer zu sehen und zu hören, die wir bisher so viel fal
Heiligen erhebt und angebetet haben. — Nun ists Zeit, daß das
Gottes nicht in Worten, sondern in der Kraft stehe. Hie lehret sichs
da gesagt sei: „seid fröhlich in Trübsal" (Röm. 12, 12); „es ist eine k
Zeit, daß ich dich verlasse, aber mit ewiger Barmherzigkeit will ich
aufnehmen" (Jes. 54, 7); „ich bin mit ihm in Trübsal, ich will ihn err
und will ihn zu Ehren setzen"; (Psalm 91, 14 ff.). Weil wir dem
gegenwärtige Trübsal sehen, tröstliche Verheißungen haben, so laßt
unser Herz erneuern, gutes Muthes sein und mit Freuden dem Herrn
schlachten lassen." [1])

Laut ließ er die Kunde von den Märtyrern in einem Liede erscha
Sie waren es, die zum ersten Mal, so weit wir wissen, seine Dichter
wach gerufen haben. Er singt im echten Volkston:

„Ein neues Lied wir heben an,
Das wallt Gott, unser Herre,
Zu singen was Gott hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre:

Zu Brüssel in dem Niederland
Wohl durch zween junge Knaben
Hat er sein Wunder macht' bekannt,
Die er mit seinen Gaben
So reichlich hat gezieret."

So erzählt er ihre Geschichte: wie der böse Feind sie fangen
wie man sie mit Drohen und List von Gottes Wort abtreiben wollte,
die Löwener Sophisten hiebei mit ihrer Kunst zu Schanden wurden:

„Sie ſungen ſüß, ſie ſungen ſaur
Verſuchten manche Liſten,
Die Knaben ſtunden wie ein Maur
Verachtten die Sophiſten.

Den alten Feind das ſehr verdroß
Daß er war überwunden
Von ſolchen Jungen, er ſo groß;
Er war voll Zorn von Stunden,
Gedacht ſie zu verbrennen."

Als man ihnen Weihe und Ordenskleid nahm, — „ſie dankten ihrem Gott, daß ſie los ſollten werden des Teufels Larven, Spiel und " Gott aber ſchickte es alſo, „daß ſie recht Prieſter worden, ſich ihm mußten opfern da und gehen im Prieſterorden."

„Zwei große Feur ſie zündten an,
Die Knaben ſie her brachten,
Es nahm groß Wunder Jedermann,
Daß ſie ſolch Pein verachtten.

Mit Freuden ſie ſich gaben drein
Mit Gottes Lob und Singen.
Der Muth ward den Sophiſten klein
Vor dieſen neuen Dingen,
Daß ſich Gott ließ ſo merken."

Jetzt möchten Jene ihre That beſchönigen und faſt verbergen; „die d' im Herzen beißt ſie;" aber „Abels Blut muß den Kain mel- Ja —

„Die Aſchen will nicht laſſen ab,
Sie ſtäubt in allen Landen,
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.

Die er im Leben durch den Mord
Zu ſchweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich laſſen ſingen."

Jene läſtern und lügen über die Heiligen Gottes noch nach dem Aber —

„Die laß man lügen immerhin,
Sie habens kleinen Frommen,
Wir ſollen danken Gott darin,
Sein Wort iſt wiederkommen.

Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden. Amen." [1])

Durch Glieder des Augustinerordens und zugleich durch Brüder des gemeinsamen Lebens wurde auch das den Niederlanden benachbarte Herford schon frühe ein Heerd evangelischen Geistes. Der Augustiner Kropp aus Herford erwarb sich im Lauf der Jahre 1521 bis 23 bei der Wittenberger Fakultät die theologischen Würden und predigte alsdann dort als Prior die neue Lehre. Zu derselben Zeit erscheint dann auch schon der dem Brüderhaus angehörige Jakob Montanus in freundschaftlicher Correspondenz mit Luther.[2])

Zum Vortritt im reformatorischen Kampf schien für Deutschland im Großen anfangs, wie wir gesehen haben, die Reichsritterschaft bestimmt zu sein. Sickingen richtete sich einen evangelischen Gottesdienst ein. Nach dem Wormser Reichstag wurde besonders jener Hartmuth von Kronberg für die evangelische Sache thätig. Er gab eine einträgliche Stelle im kaiserlichen Dienst auf, trat in brieflichen Verkehr mit Luther, erließ eine ganze Reihe öffentlicher Sendschreiben, an die Bettelmönche, den Kaiser, Papst Hadrian, die Einwohner von Kronberg und Andere, warnte in Verbindung mit anderen Adeligen besonders auch die Bürger von Frankfurt am Main und einen dort eifernden katholischen Pfarrer vor Unterdrückung der evangelischen Lehre, welche daselbst ein Prediger Ibach verkündigte. Er war kein solcher Redner wie Hutten, aber ein Mann voll warmer, lauterer, christlicher Ueberzeugung und wurde als solcher freudig von Luther begrüßt. Den Verlust seiner Güter in Folge seiner Theilnahme für Sickingen ertrug er fest im Glauben.

Unter den Grafen des Reiches bat z. B. Graf Georg von Werthheim, ein Mitglied jener Commission des Wormser Reichstags (oben S. 457), schon 1522 Luther, ihm einen Evangelisten zu schicken. Graf Johann Heinrich von Schwarzburg befragte ihn wegen der Uebertragung des Pfarramts von einem Mönch auf einen evangelisch gesinnten Mann. Unter den Grafen seines Heimathlandes Mansfeld blieb ihm Albrecht fortwährend zugethan; hier wirkte an seinem Geburtsort Eisleben einer seiner ältesten und rüstigsten Anhänger, der bisherige Augustinermönch Kaspar Güttel; im Jahr 1525 ließ dann Albrecht, wie wir bereits erzählten, eine evangelische Schule in Eisleben einrichten, indem er dorthin den Agricola berief.

Innerhalb Oestreichs blieben längere Zeit Adelige Hauptvertreter der evangelischen Richtung. Unter ihnen finden wir einen Herrn Christoph

Jörger von Tolleth zu Kreusbach in Oberöstreich, einen späteren hohen Beamten Kaiser Maximilians II., seit dem Jahre 1525 in brieflichem Verkehr mit Luther, der ihm damals auf seine Bitte den Prediger Michael Stiefel zuschickte und dann ihm und namentlich auch seiner frommen und mildthätigen Mutter Dorothea zeitlebens freundschaftlich verbunden blieb. — An einen Anderen, Herrn Bartimäus von Staremberg, wohl einen Angehörigen des gleichnamigen angesehenen östreichischen Geschlechts, schrieb Luther auf die Bitte eines gemeinsamen Freundes schon im Jahre 1523, um ihn über den Tod seiner Gemahlin zu trösten und ihn davon abzumahnen, daß er für die Verschiedene durch Messen und Vigilien sorgen wolle. Wir erwähnen übrigens den Brief nicht wegen einer reformatorischen Bedeutung desselben, sondern wegen der Stelle, die ihm mit Recht unter Luthers edelsten und eigenthümlichsten Trostschreiben zugetheilt wird. Luther lehrt den Trauernden, mit Hiob (Hiob 1, 21) dem lieben Gotte zu singen, der gegeben und genommen habe: „sein", sagt er, „war solche treue Gemahlin, ehe er sie gab, sein war sie noch, da er sie gegeben hatte, sie ist auch noch sein, nachdem er sie genommen hat, wie wir alle sein sind; ob es wohl weh thut, daß er das Seine von uns nimmt, soll doch das Herz sich höher trösten seines allerbesten Willens, mehr denn aller seiner Gaben; denn wie gar unermeßlich Gott besser ist als alle seine Gaben, so ist auch hier sein Wille besser zu halten als das allerbeste und edelste Weib: wiewohl man das kann nicht so fühlen wie dies; der Glaube fühlt es aber; darum geb Ew. Gnaden Gott, deß fröhlich zu sein und anzunehmen diesen reichen Wechsel, daß Sie nun haben für ein zartes, liebes Weib einen zarten lieben Gotteswillen und dazu Gott selber u. s. w." [1])

Aber mit dem Scheitern der politischen Bestrebungen jener Ritterschaft verlor sie auch die hohe Bedeutung für die Entwicklung der Reformation. Die Bürger großer Städte waren es, welche jetzt vorangingen, den evangelischen Predigern zufielen, neue beriefen, durch sie den Gottesdienst nach Luthers Weisungen ordnen ließen. Und zwar wurde nun hier die Annahme der Reformen durch die Obrigkeiten, d. h. die städtischen Magistrate verfügt, seis daß sie von der Bürgerschaft hiezu angetrieben wurden, seis daß sie selbst schon mit den Bürgern von der Bewegung ergriffen waren. — Die größte Zahl treuer Anhänger gewann Luther schon während der ersten Jahre der Reformation in der Reichsstadt Nürnberg. Hier hatte sein vertrauter Freund Link als Prediger des Augustinerklosters von Anfang an in Uebereinstimmung mit ihm das Wort Gottes vorgetragen, sein Freund Spengler saß als einflußreicher Mann im Rathe der Stadt, der Schlesier Schleupner, der bei ihm in Wittenberg sich theologisch weiter gebildet hatte, wurde Prediger an der Sebalduskirche. In gleichem Geist mit ihnen arbeiteten der Prior jenes Klosters, die Pröbste der beiden Haupt-

kirchen, ferner der oben erwähnte Prediger Oſiander, der theo
bedeutendſte unter ihnen. Hier hing ferner der ehrliche, aus dem ker
Bürgerthum hervorgegangene Dichter Hans Sachs treu dem
evangeliſchen Licht an; ſo ſang und lehrte er 1523 in einem lang
dicht von der „Wittenbergiſchen Nachtigall, die man jetzt höret üb
und gab auch Beiträge zum Kirchenlied. Albrecht Dürer gehört
zu den erſten Genoſſen des Kreiſes, der um Link ſich ſammelte un
Liebe und Verehrung auf Luther ſchaute. Wir hörten, wie dann au
Reichsregiment und Reichsſtänden dort gepredigt und reformirt wurde.
perſönlich beſtand zwiſchen den Nürnberger und Wittenberger Kirchenm
fortwährend enge Verbindung.

In Magdeburg hatte Erzbiſchof Albrecht ſchon im Jahre
den von Luther hochgeſchätzten Prediger Kaugsdorf wegen ſeiner ketz
Richtung abgeſetzt. Seit Ende des Jahres 1522 trat einer der au
Niederlanden geflohenen Auguſtiner, Melchior Miriſch, der früher die
eines Priors in Dresden bekleidet und in Wittenberg promovirt hat
Prediger des Evangeliums dort ein und bewährte ſich als ſolcher, o
Luther wegen der Art, wie er ſich bei jener Verfolgung durch ſchla
klärungen dem Bekenntniß und Märtyrerthum entzogen habe, Anfan
ungünſtig von ihm dachte. Noch kurz vorher ſchrieb der dortige L
meiſter Sturm an Luther, den er während ſeines Magdeburger Sch
kennen gelernt zu haben ſich erinnerte, um ihn von dem
Schreiben gegen die hohen Häupter der Kirche abzumahnen. Abe
mehrere der bisherigen Prediger und ein großer Theil der Bürger
ſich bereits eifrig für die Reformen. Aufs Andringen der Bürg
ſchickte der Magiſtrat im Jahre 1524 den Sturm an den Kurfürſt
der Bitte, ihnen Amsdorf als Pfarrer abzutreten, erſuchte auch
ſelbſt um einen Beſuch. Dieſer predigte dort am 3. Juli. Amsdor
nahm das Pfarramt der Ulrichskirche und führte die erforderlichen kir
Neuerungen aus. Ihm folgte dorthin Cruciger als Rektor der ſtäd
Hauptſchule (ſ. oben S. 585). Als die Magdeburger Domherren das
regiment zum Einſchreiten gemäß den kaiſerlichen Edikten aufriefen
die Stadt bereits Zurüſtungen zu einem bewaffneten Widerſtand. [1])

Im Oſten Deutſchlands wurde Breslau eine Hauptſtadt f
Reformation. Dorthin hatte Luther an Biſchof Thurzo unmittelb
deſſen Tod mit guten Hoffnungen geſchrieben. Schon ſeit dem Jahr
wurde in einem der Klöſter daſelbſt „lutheriſch“ gepredigt und der M
war dem günſtig, ſchon 1522 fürchtete der Klerus eine Erhebung des
gegen ſich. Im folgenden Jahr berief der Magiſtrat den Nürnberg
hann Heß, früher Sekretär bei Thurzo, in ein Pfarramt, ließ ihn
eine Disputation zur Rechtfertigung der evangeliſchen Grundſätze

gebot auf Grund derselben den städtischen Predigern künftig nur noch Lehre der heil. Schrift ohne Rücksicht auf Tradition und Kirchenväter ıutragen. Heß hatte gegen Ende des Jahrs 1519 einen Besuch in tenberg gemacht und gehörte seither zeitlebens zu den nahen persönlichen unden Luthers und besonders Melanchthons. Schlesien überhaupt ınete sich durch Theilnahme für Luther aus. Der in Oels residirende rzog Karl von Münsterberg, ein Nachkomme des Böhmenkönigs rg Podiebrad und Gönner des Heß, der vom bischöflichen Dienst in den igen übergegangen war, ermunterte Luther 1522 zum ferneren Kampf den Laienkelch und gegen die Tyrannei der Päpste, die seines Ahnen ichlecht verflucht hatten. Der Herzog von Liegnitz beschützte offen evangelische Lehre. Besonders eifrig zeigte sich unter den ersten Ver= ern der reformatorischen Bewegung Kaspar Schwenkfeld von sig. Auch vor Ueberstürzung und mangelnder Rücksicht auf die Schwachen ßte Luther und Melanchthon in Briefen an Heß warnen: auch Carlstadt) Genossen hatten dort bereits ihre Geistesverwandten. [1])

Am entgegengesetzten Ende Deutschlands ragte Straßburg hervor. t Ende des Jahrs 1523 hatte hier die Reformation den Sieg in der rgerschaft errungen. Ihrem ersten Vorkämpfer, dem Pfarrer Zell, ten eben damals Butzer und Capito zur Seite: Männer von selbst= bigerer Entwicklung als viele andere Mitarbeiter der deutschen Refor= tion, aber beide auch persönlich durch Luther angeregt. Butzer hatte die en, tiefen Eindrücke von ihm bei der Heidelberger Disputation 1518 fangen. Capito war wegen seines Verhältnisses zu Erzbischof Albrecht, dessen Dienst er jetzt in den der Straßburger Gemeinde übertrat, von scharf zurecht gewiesen worden, ließ sich aber in dem neuhergestellten em Vernehmen mit ihm auch dadurch nicht stören, daß indiscrete Men= n inzwischen jenen scharfen Brief durch den Druck veröffentlichen. Ge= ıte von einer angeblichen Entzweiung zwischen den beiden und Luther, welche n an jenen Brief sich knüpfen mochten, wies Luther in einem Schreiben Capito (vom 25. Mai 1524) unbedingt zurück: „Damals", schrieb er, „warst ein Knecht des Hofes, jetzt bist Du Christi Freigelassener und bist ganz n und ich ganz Dein". Unter den angesehenen Laien der Stadt hatte der ristt Gerbel schon 1521 Freundschaft mit Luther gemacht (oben S. 491). [2])

Die Ulmer Bürgerschaft, bei welcher vorübergehend schon Andere, nders Kettenbach und Eberlein, kräftig gewirkt hatten, berief im Jahre 24 den Konrad Sam als ersten ordentlichen Prediger des reinen ngeliums. Er war schon 1520 als Geistlicher des Städtchens Bracken= n durch einen Brief Luthers wegen seiner Liebe zur reinen Lehre Christi rüßt und ermuntert worden und bekannte, durch ihn zur Erkenntniß Wahrheit gelangt zu sein. [3])

In der Reichsstadt Schwäbischhall wurde schon im Jahre 1523 ein evangelischer Gottesdienst eingerichtet durch den erst vierundzwanzigjährigen Johann Brenz, der gleichfalls, als ganz junger Magister, Luther in Heidelberg kennen gelernt und seither ganz an seinen Schriften sich weiter gebildet hatte. [1])

Um dieselbe Zeit predigte im gleichen Sinn in der kleinen Reichsstadt Wimpffen Erhard Schnepf, den wir ebenfalls bei der Heidelberger Disputation erwähnt haben, nachher ein Hauptwerkzeug der Reformation in Schwaben.

In Eßlingen, dessen Gesandter vom Wormser Reichstag als Verehrer Luthers zurückkehrte, wurde die Bewegung durch den Einfluß des schwäbischen Bundes und der damals in Würtemberg eingesetzten östreichischen Regierung in Schranken gehalten und der besonders für sie thätige Michael Stiefel, ein Augustinermönch, der selbst in Wittenberg gewesen war, mußte fliehen. Aber sie währte fort und Luther betheiligte sich direkt an ihr, indem er, durch Stiefel veranlaßt, im Jahre 1523 den Eßlingern eine Belehrung über eine Reihe von Artikeln zuschickte, welche die altgläubigen Geistlichen daselbst aufgestellt hatten. [2])

In Augsburg, einer der vornehmsten Städte des Reiches hielt der Carmeliterprior Frosch, der Wirth Luthers im Jahre 1518 und Wittenberger Doktor der Theologie, fortwährend treu zu der verketzerten Lehre, während der Domherr Bernhard Adelmann der Bannbulle vom Jahre 1520 sich beugte, in welche er als Anhänger Luthers mit aufgenommen war. Es entstand dort, während eine Reihe kurz anwesender und seßhafter Prediger für die Reformation eintraten, ein langer, bewegungsvoller Kampf. Im Jahr 1523 trat daselbst zum ersten Mal ein Priester in den Ehestand, feierlich vor einer Gesellschaft von Bürgern sein Verlöbniß feiernd. Als deshalb der Rath diese um Geld strafte, erließ Luther ein Sendschreiben an „alle Glieder Christi in Augsburg“; er erinnerte sie, daß, wer mit herrschen wolle mit Christus, auch mit leiden müsse, — daß das ein fauler Knecht wäre, der auf sammtenem Polster sitzen wollte, während sein Herr hungerte, arbeitete und stritte, — daß Gott den süßen, lieblichen Schatz des Evangeliums ein wenig würze und mit Myrrhen und Essig scharfschmeckig mache, daß man sein nicht überdrüssig werde. Mit Urbanus Regius, der im Jahre 1524 als der tüchtigste Prediger des Evangeliums hier zu wirken begann und zuerst mit Frosch das Abendmahl unter beiden Gestalten austheilte, sehen wir Luther in diesem oder schon im vorigen Jahre verkehren: er schickte ihm einen Sermon Carlstadts gegen den Heiligendienst, damit auch Regius ganz von den verstorbenen Heiligen weg zu Christus sich wenden lerne. Nachher freute er sich, daß gegen die Irrthümer Carlstadts auch Regius die Feder ergriff. [3])

Auch aus Worms vernahm Luther von einer Anzahl evangelisch Gesinnter und bedachte sie, welche „wie Ezechiel unter den Skorpionen wohnen", mit einer kräftigen Zuschrift. [1])

Unter den norddeutschen Städten nahm Bremen im November 1522 den Heinrich von Zütphen auf; die Ansgari-Gemeinde stellte ihn an; der Rath beschützte den überaus erfolgreichen Prediger gegen den hohen Klerus, welcher forderte, daß er als Gefangener des Kaisers ausgeliefert werde. Im Jahr 1524 wurde auch sein Landsmann Probst aus Wittenberg auf eine Bremer Pfarrstelle berufen. [2])

Zur gleichen Zeit, als Heinrich in Bremen sich niederließ, hörte Luther, daß die Hamburger „das Wort Gottes suchen" und daß sie einen bischöflichen Offizial, der es ihnen wehren wollte, vertrieben haben; richtig war wenigstens, daß damals die Bürgerschaft in dieser Gesinnung gegen den bischöflichen Bann und gegen die Eingriffe bei Besetzung ihrer Pfarrstellen sich feierlich verwahrte. Die städtischen Prediger fingen an, sich zum Evangelium zu bekennen. Der Rath wagte indessen noch zwei Jahre nachher nicht, den Wunsch der Gemeinde, welche Bugenhagen zum Pfarrer begehrte, zu willfahren. [3])

So weit an diesen Orten die neue Lehre durchdrang, begann man überall die äußeren, gottesdienstlichen Neuerungen nach dem Maße, welches hiefür Luther empfohlen hatte. Mit der bisherigen Kirche wollte man darum noch nicht brechen: noch hoffte man auf jene friedliche Fortbildung derselben in Deutschland, zu welcher die Beschlüsse der Reichsstände Aussicht gaben. — Wir haben zugleich bemerkt, wie weit mit der Verbreitung von Luthers Lehre auch seine persönlichen Verbindungen nach allen Seiten hin sich ausdehnten.

Dagegen konnte unter den Fürsten des Reiches keiner, auch wenn er der neuen Lehre innerlich sich zuneigte, sich schon zu einem offenen, entschiedenen Schritt entschließen; Luther suchte auch keinen dazu anzutreiben.

Zuerst hören wir von den zwei Mecklenburger Herzogen Heinrich und Albrecht im Frühjahr 1524, daß sie durch Zwischenpersonen Luther um „Evangelisten" ersuchten. Luther schickte durch den Augustinerprior von Sternberg zwei Männer seines Ordens dorthin, wollte jedoch dem Fürsten, der darum gebeten hatte, nicht selbst schreiben, damit kein Verdacht entstünde. Unter den Mecklenburger Herzogen war und blieb besonders Heinrich der Sache gewogen, enthielt sich aber noch lange Zeit eines offenen Hervortretens. [4])

Auch vom Herzog Heinrich von Braunschweig wurde damals Luthern berichtet, daß er das Evangelium anzunehmen beginne, während sich bald das Gegentheil herausstellte. [5])

Die wichtigste Wendung aber bereitete sich jetzt bei dem Fürsten von Hessen vor, der so kräftig gegen Sickingen das Schwert geführt hatte

und bisher die evangelische Predigt streng aus seinem Land verbannte. Landgraf Philipp traf im Frühjahr 1524 zufällig mit Melanchthon zusammen, der auf der Rückkehr von einer Reise in die Heimath begriffen war. Nachdem er ein freundliches Gespräch mit ihm geführt, erbat er sich von ihm einen schriftlichen Bericht über die religiösen Streitfragen, den Melanchthon in treffender Kürze abfaßte. Noch im Sommer verfügte er, daß das Evangelium in seinem Gebiet rein gepredigt werden solle. Mit frohen Hoffnungen vernahm Luther im folgenden März, daß eine Zusammenkunft zwischen ihm und zwischen Herzog Johann und Johann Friedrich von Sachsen verabredet sei. Sie fand am 20. März statt und ihr Ergebniß übertraf die Erwartungen: Philipp erklärte, eher Leib und Leben, Land und Leute lassen zu wollen, als daß er vom Wort Gottes wiche, und versprach, in diesem Sinn auch nach Kräften auf Herzog Georg einzuwirken, dessen Tochter seine Gattin war; er hatte auch vorher schon eifrig mit seinem Schwiegervater über die religiösen Fragen correspondirt.[1])

Unter den feindlichen Fürsten des Reiches stand für Luther eben jener Herzog Georg von Sachsen immer in erster Reihe wegen „Tobens und Wüthens wider Gott und seinen Christ". Derselbe hielt mit den Bischöfen, besonders dem Merseburger, treulich zusammen in der Fürsorge, sein Land von ketzerischen Predigern und Büchern zu reinigen, was natürlich gerade hier wegen der Nähe Wittenbergs besonders schwer hielt. Den Ungehorsam gegen seine Verbote strafte er mit Verbannung, Gefängniß und Geldbußen. Hiezu kam die persönliche Gereiztheit zwischen ihm und Luther. Es muß indessen anerkannt werden, daß er in seinen Ueberzeugungen redlich und ernst war, und daß er sich enthielt, in Sachen des Glaubens Blut zu vergießen. Er ließ zwar Jemand wegen Entführung einer Nonne hinrichten, jedoch Niemanden wegen einfacher Ketzerei, noch auch wegen Verbreitung ketzerischer Lehren und Schriften. Als der Wittenberger Prediger Fröschel im Herbst 1522 sich erkühnte, in Leipzig Gastpredigten zu halten, ließ er ihn bloß verhaften und ausweisen. Auch Luther hatte ihm keine Blutthaten vorzuwerfen. — Georgs Bruder Heinrich war wohl schon damals anders gesinnt, aber in seinem Verhalten durch jenen gebunden. So mußten im Jahr 1523 drei adelige Fräulein wegen luther'scher Bücher seinen Hof in Freiberg verlassen, an welche Luther dann einen kurzen Trostbrief schrieb.[1])

Schwereres mußten die evangelisch Gesinnten in den Ländern der Fürsten und Bischöfe leiden, welche zur Ausrottung der Ketzerei auf dem Regensburger Convent sich vereinigten. Diese scheuten sich dann auch nicht, zum Aeußersten zu schreiten.

Den stärksten Halt hatte das römische Kirchenthum bei den bairischen Herzogen. Der Papst hatte sie auch durch Einräumung wichtiger Rechte

und Vortheile sich verbunden. Hier wirkte Eck fort und fort als der eifrigste und betriebsamste unter Luthers theologischen Gegnern in Deutschland. Seine Richtung beherrschte die Universität Ingolstadt. Als bei dieser der junge Magister Arsacius Seehofer im Jahr 1523 lutherische Lehren vorzubringen wagte, wurde ihm ein Widerruf abgenöthigt und er in einem Kloster gefangen gesetzt, aus welchem er jedoch nach Wittenberg entkam. Da erhob sich Argula von Grumbach, die Frau eines herzoglich Bairischen Beamten, weil zu lange kein Mann gegen diesen Frevel zeuge, mit einem strafenden Sendschreiben wider die Universität. Luther, dem sie schon im Jahre zuvor über die Erfolge des Evangeliums in Baiern berichtet hatte und mit welchem sie fernerhin correspondirte, erkannte in ihr, die aus einer sündhaften Tochter Adams eine Tochter Gottes geworden sei, ein sonderliches Werkzeug Christi an, der durch dieses schwache Gefäß die Mächtigen und Weisen zu Schanden mache. Schon im Mai 1524 erwähnt er, daß die Herzoge auch durch Hinrichtungen das Evangelium verfolgen.[1])

Aus den Verfolgungen in Oestreich ging der Wiener Bürger Caspar Tauber als ein Märtyrer hervor, den Luther mit jenen beiden in Brüssel Verbrannten zusammenstellte: er hatte, als er einen feierlichen öffentlichen Widerruf leisten sollte, vielmehr ein neues, festes Bekenntniß abgelegt und wurde deßhalb enthauptet, sein Leichnam verbrannt.[2])

In solchem Verfahren gegen die Evangelischen schloß sich an Kaiser Karl und Erzherzog Ferdinand von Oestreich der König Ludwig von Ungarn und Böhmen, der Mann ihrer Schwester Maria, an, welcher Anfangs milder gesinnt gewesen sein soll. Luther nennt nächst Tauber als Opfer der Verfolgungen einen Buchhändler Johann oder Georg in Pesth, der hier im Jahr 1524 mit seinen Büchern verbrannt wurde. Ludwig machte auch dem Kurfürsten Friedrich Vorwürfe wegen des Schutzes, den er Luther gewähre. Er wandte sich ferner an Herzog Georg von Sachsen wegen der kirchlichen Reformen, welche die Herren von Minkwitz in ihrer unter sächsischer Lehenshoheit stehenden, aber mit der (böhmischen) Lausitz zusammenhängenden Herrschaft Sonnenwalde vornahmen; Luther gab ihnen dafür ein Gutachten; Ludwig forderte Unterdrückung und Georg wollte einschreiten; Jene beharrten jedoch in ihrem Vornehmen, gestützt auf die Gunst Friedrichs, dessen Rath Hans von Minkwitz war. Auch in Schlesien, welches zu seinem eigenen Reich Böhmen gehörte, vermochte Ludwig seinen Willen nicht durchzusetzen; Luther triumphirte, daß Heß in Breslau trotz aller königlichen Gesandten gesiegt habe. Von den Vorgängen in Böhmen selbst werden wir nachher reden.[3])

Was die übrigen deutschen Länder anbelangt, so machte eine Heimsuchung, welche über die kurmainzische Stadt Miltenberg erging, beson-

deres Aufsehen. Johann Draconites (eigentlich Drach), der einst Luther in Erfurt auf der Durchreise nach Worms mit begrüßt hatte und dann Anlaß zu Tumulten daselbst geworden war (S. 495), wurde hier von der Bürgerschaft auf eine Predigerstelle berufen, von der katholischen Geistlichkeit aber als Ketzer öffentlich excommunicirt. Da die Einwohner den Priester, der den Bannbrief verlas, bedrohten und auch sonst gewaltthätiger Handlungen beschuldigt wurden, schritt der kurmainzische Statthalter mit dem weltlichen Arm ein; während Draconites floh, wurden viele Bürger gefangen gesetzt und mißhandelt. Luther verfaßte für sie zu Anfang des Jahrs 1524 ein Trostschreiben mit einer praktischen Auslegung des 120. Psalms. Er ermahnte sie, ihren Feinden kein Arges zu wünschen, vielmehr herzliches Erbarmen für sie zu hegen, weil sie ein böses Gewissen haben und sich selbst schweren Schaden thun; wir, sagt er, sollen schweigen und leiden wie Kinder, damit der Spruch (Psalm 8, 3) erfüllt werde: „Du hast einen starken Grund gelegt durch den Mund der Unmündigen und Säuglinge, auf daß Du des Feindes ein Ende macheſt"; wo Gott so sein Wort rede durch der Schwachen Mund, da werden auch noch etliche der Feinde bekehrt werden, die des Teufels Schuppen gewesen, und dieser werde blaß und matt; solche fröhliche Ueberwindung ohne Schwert und Faust thue dem Teufel wehe. Wegen der Schmähungen gegen die sogenannte „lutherische" Lehre äußerte er: „Wiewohl ichs nicht gerne habe, daß man die Lehre und Leute lutherisch nennt, und muß von ihnen leiden, daß sie Gottes Wort mit meinem Namen also schänden, so sollen sie doch den Luther, die lutherischen Lehren und Leuten lassen bleiben und zu Ehren kommen." Luther zeigte dem Erzbischof selbst an, daß er dieses Schreiben ausgehen lasse; er erklärte ihm, daß allgemein bekannt sei, wie die Miltenberger in Wahrheit nicht Aufruhrs halber, sondern des Evangeliums wegen so geplagt seien, daß er aber noch hoffe, der Erzbischof werde nicht selbst so gesinnt sein wie etliche Wölfe an seinem Hof und werde vielleicht nicht Alles so wissen. In der That wollte dieser auch jetzt noch nicht den unbedingten Feinden der neuen Lehre beigesellt sein, sondern noch immer für mögliche Wendungen sich die Hand frei halten; zwischen Luther und ihm war ein brieflicher Verkehr überhaupt noch nicht abgebrochen.[1])

Auf die gräulichste Weise endlich wurde im äußersten Norden Deutschlands das edelste Opfer, jener Heinrich von Zütphen, durch wüthende Bauern abgeschlachtet, welche der Klerus aufhetzte. Sein Eifer, weiter zu missioniren, zog ihn zu Ende Novembers 1524 von Bremen weg nach Meldorf in Dithmarschen, wohin der Pfarrer des Orts mit gleichgesinnten Pfarrkindern ihn rief, damit er ihnen das Wort Gottes verkündigte und sie aus des Antichrists Rachen brächte. Die Meldorfer Mönche wirkten schleunig bei den sogenannten Achtundvierzig, dem aus den Gemeinden der Land-

jaft gewählten Obergerichte, einen Befehl aus, den Ketzer zu verbannen;
e Meldorfer beriefen sich aber auf ihr Recht, sich ihre Prediger selbst zu
wählen, und unter den Achtundvierzig drang nun die Meinung durch,
ß man in der Aussicht auf ein nahes Concil die Sache bis auf Weiteres
ane ruhen lassen. Auf neues Andringen der Mönche erklärten sie sich
reit, noch einmal ihren Befehl an den Pfarrer und Heinrich zu wieder-
len. Die Mönche aber trieben, diesem augenblicklich ein Ende zu
achen, da seine ersten Predigten bereits mächtig wirkten. So machten
ḫ mehrere der bäuerlichen Häupter mit etwa fünfhundert Genossen auf,
achen in der Nacht vom 10. auf den 11. December ins Meldorfer
arrhaus ein und rissen Heinrich hinweg nach dem eine Meile entfernten
orf Heide, wo sie ihn unter vielen Martern umbrachten; der Schein
htlichen Verfahrens wurde dadurch nothdürftig gewahrt, daß ein vom
emer Erzbischof eingesetzter Vogt anwesend war und von wegen seines
ädigen Herrn den „Bösewicht, der gegen die Mutter Gottes und den
ristenglauben geprediget habe", zum Tod verurtheilte. Luther erkundigte
ḫ genau nach der „Geschichte und Marter dieses seligen Bruders Hein-
ḫ", zeichnete sie auf und veröffentlichte sie mit einem Sendschreiben an
e Bremer und mit einer kurzen Auslegung des 9. Psalms. Ergreifend
hrt er in ganz einfachem geschichtlichem Bericht den Lesern jenen ganzen
ergang vor Augen: wie Jene den Gefangenen unangekleidet in der kalten
interнacht unter Hohn und Mißhandlungen fortschleppten, ihn in Heide
ft in einen Keller steckten und seine Wächter Muthwillen mit ihm treiben
ßen, während sie den Rest der Nacht mit Saufen verbrachten, wie sie
nn am Morgen ihn verbrennen wollten, aber kein ordentliches Feuer zu
tand brachten, ihn inzwischen stundenlang mit ihren Waffen schlugen und
ießen und zuletzt einen ungeschickten Versuch machten, ihn an eine Leiter
bunden aufs Feuer zu legen, wie endlich Einer ihn mit einem Faust-
mmer auf die Brust schlug, bis er sich nicht mehr regte; und wie Heinrich
nem Vogt ruhig erwiderte, daß er das ihm Vorgeworfene nicht gethan,
ie er von jenem weg zum Himmel aufblickte mit der Bitte, daß des Herrn
ille geschehen und der Herr ihnen verzeihen möge, die nicht wissen was
e thun, — wie er einen Mönch, dem er beichten sollte, mit der Frage
schämte, ob er ihm denn je Etwas zu leid gethan habe, das dieser zu
rgeben hätte, — wie er noch an der Leiter seinen Glauben zu sprechen
fing, aber von Einem aufs Maul geschlagen und von einem Andern auf
e Brust getreten wurde. Jener Psalm hebt an mit den Worten: „Ich
nke dem Herrn von ganzem Herzen und erzähle alle deine Wunder;"
iese Wunder", sagt Luther, „sind daß Gott die Welt zwingt und bekehrt
cht mit Gewalt, sondern durchs Blut und Sterben seiner Heiligen und
erwindet die Lebendigen durch die Sterbenden und Todten: das ist ein

wunderlicher Sieg." Den Bremern schrieb er: „unter diesen Heiligen, Blut köstlich ist vor Gottes Augen leuchtet euer Henricus am Allerhell Auch dieser Mordthat gegenüber wollte er nicht, daß man den Thätern nachrede: sie treffe durch die Schuld, welche sie auf sich geladen, scho zugroße Vergeltung; die Bremer sollen viel mehr über sie, als über seligen Heinrich weinen und Gott bitten, daß er nicht allein sie, sc das ganze Dithmarscher Land zur Erkenntniß der Wahrheit kommen es sei tröstlich zu hoffen, daß solche Frucht folgen werde aus diesem Heinrichs. Seine Hoffnung ist wenige Jahre nachher an dem ganzen Dithmarschen erfüllt worden. [1])

So rang in Deutschland das neue Leben mit den alten Mächten Luther vertraute der unsichtbaren Gotteskraft, die es durch Leiden zum führen werde.

Ihre größte Eroberung aber machte inzwischen die evangelische P außerhalb des damaligen deutschen Reichsgebietes, in Preußen, dem der Deutsch-Ordens-Ritter. Der Staat dieser Ritter, welche zugleic dem ritterlichen Schwert und mit den mönchischen Gelübden der Keus der Armuth und des Gehorsams Gott dienen sollten, war längst in trau Zerfall begriffen. Sie waren dem auf sie eindringenden Polen in Reihe von Kämpfen unterlegen, hatten Westpreußen abtreten und f noch übriges Gebiet die polnische Oberhoheit anerkennen müssen. Im war das Gemeinwesen durch Parteiungen und offene Kämpfe zerrüttet w Zum geistlichen Charakter des Ordens stand das sittliche Leben schon sei 14. Jahrhundert großentheils in grellem Gegensatz. Jetzt stand Albr Markgraf von Brandenburg, als Hochmeister an der Spitze des O Noch hoffte er, nach einem neuen unglücklichen polnischen Krieg, mit des deutschen Mutterlandes die Selbständigkeit wieder gewinnen zu k Deßhalb hielt er sich seit dem Jahr 1522 in Deutschland und nam in Nürnberg bei den Versammlungen des Reiches auf. Die ersehnte U stützung fand er nirgends. Aber in Nürnberg lernte er die evang Predigt kennen, fühlte sich besonders von Osiander angezogen, trat mi Spengler und anderen in engen Verkehr. Schon im Dezember jenes J durfte Luther über eine Aeußerung sich freuen, welche Albrecht dort den päpstlichen Legaten that: daß man nämlich der Kirche schlecht an wenn man die offenbare Wahrheit verdamme und Bücher verbrenne. tiefe Verderbtheit des Ordens erkannte damals auch Papst Hadrian gebot deshalb, ihn von oben bis unten zu reformiren. Der Hochm aber ging jetzt (1523) geradezu Luther um Rathschläge für eine R desselben an. Und zu gleicher Zeit erschien bereits von diesem öffentliches Sendschreiben (datirt vom 28. März) an die Herre Ordens, das er aus eigenen Antrieb an sie erließ, um seine Mahn

in Betreff der Mönchsgelübde und speziell der Eheloſigkeit auch ihnen nahe zu legen. Worauf es zielte, ſprach ſchon ſein Titel aus: „An die Herren deutſches Ordens, daß ſie falſche Keuſchheit meiden und zur rechten ehelichen Keuſchheit greifen, Ermahnung“. Die bibliſchen Gründe Luthers ſind hier dieſelben wie die, mit welchen er das eigentliche Mönchthum beſtritt. Und dazu kommen ihm nun bei dem Ritterorden noch beſondere „menſchliche Urſachen, die vor der Welt gelten“: es ſei ein ſeltſam Ding, das weltliche Schwert führen und weltlich ſein und zugleich geiſtlich und ſich wie ein Mönch halten; wie ſich das zuſammmenreime, lehre täglich die Erfahrung und Vernunft allzuwohl; — der Orden habe vor den Mönchsorden, wenn er dieſen Stand aufgeben wolle, den großen Vortheil voraus, daß er reiche zeitliche Güter beſitze, mittelſt deren man die Mitglieder unterhalten und Landſaßen, Amtleute oder ſonſt nützliche Perſonen aus ihnen machen könne, daß die Herrn für ihren kriegeriſchen Beruf ſo gut und noch beſſer als bisher taugen würden und daß ſo aus ihrem Ordensſtaat mit der Zeit eine rechte ordentliche Herrſchaft werden möchte, die ohne Gleißen und falſchen Namen vor Gott und der Welt angenehm wäre; ferner werden die Ordensherrn ihren Unterthanen leidlicher und lieber werden, während ſie jetzt für unnütz gelten, ja viel Argwohn gegen ſie herrſche — beſonders auch, weil man allenthalben wiſſe, wie ſelten wahre Keuſchheit und wie gefährlich dann fürs ſittliche Leben die gezwungene Eheloſigkeit ſei; Angriffe würden ſie wegen des ihnen angerathenen Schrittes ſchwerlich zu fürchten haben, ſonderlich wenn ſie ihn in chriſtlichem Sinn und mit dem Beifall ihrer Unterthanen vornähmen, und ohne Zweifel würden ihn viele große Herrn, die ehrbares Leben lieben, nicht ungerne ſehen. Luther hoffte, der Deutſchorden würde dadurch auch für andere Orden ein trefflich, ſtark Exempel werden. Zugleich ſprach er die Hoffnung aus, daß Chriſtus ſich etliche Biſchöfe behalten habe, welche ihr gegenwärtiges Amt laſſen oder wieder zu einem rechten biſchöflichen Amt machen möchten, und daß auch mancher Biſchof und Abt zur Ehe greifen werde, wenn nur einmal die Bahn gebrochen wäre und das Freien nicht mehr für eine Schande und Gefahr gelte. Luthers Antwort auf jene Anfrage Albrechts iſt uns nicht bekannt. Dieſer erbat ſich jetzt weiter von ihm tüchtige Prediger und machte ſelbſt im September 1523 auf der Durchreiſe nach Berlin einen Beſuch bei ihm und Melanchthon. Hier erhielt er von ihnen vollends mit Beſtimmtheit den Rath, die thörichte Ordensregel wegzuwerfen, zu heirathen und aus Preußen einen weltlichen Staat, ein Fürſtenthum oder ein Herzogthum zu machen. Lächelnd ſchwieg er dazu.

Bereits entſchied ſich auch einer der preußiſchen Biſchöfe, Georg von Polenz, Biſchof von Samland, für die evangeliſche Lehre. Mit ſeiner Zuſtimmung predigte dieſelbe 1523 ein Domherr Schmidt in

Königsberg. Im September erschien dann, von Luther empfohlen und durch Albrecht berufen, der tüchtig vorgebildete Prediger Briesmann, — ebenso bald nachher ein Prediger Amandus, der sich jedoch als zu unbesonnener und unruhiger Geist auswies und deshalb nach kurzer Zeit wieder abgehen mußte, — im Sommer 1524 der schon trefflich bewährte Paul Speratus, — das Jahr darauf Johann Poliander. Diese drei, Briesmann, Speratus und Poliander wurden, um mit Luther zu reden, die Evangelisten Preußens. Mit voller Ueberzeugung arbeitete jener Bischof mit ihnen zusammen. Schon im Jahre 1524 schloß sich auch der Bischof von Pomesanien, Erhard von Queiß, ihren Bestrebungen offen an. Polenz erließ im Januar 1524 ein Mandat, worin er, über die herrschende religiöse Unwissenheit klagend, seinen Geistlichen gebot, bei der Taufe deutsch zu reden und das Volk in den göttlichen Verheißungen zu unterweisen, und für ihre eigene Ausbildung ihnen die Lektüre der Bibelübersetzung Luthers, seiner „Freiheit eines Christenmenschen" und anderer Schriften von ihm empfahl; er hoffte, bald auch die preußischen und litthauischen Eingeborenen mit christlicher Predigt in ihrer eigenen Muttersprache versorgen zu können. Luther ließ dieses Mandat zusammen mit einem Erlaß des Ermelander Bischofs drucken, welcher gegen die Lutheraner eiferte: er wollte darin den Lesern „zwei sonderliche Früchte, die eine von der neu auflebenden Frömmigkeit, die andere von der alteingewurzelten Schlechtigkeit", darstellen, — wollte ein Exempel geben für Paulus' Wort: „wir sind ein guter Geruch Christi, den Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, den Andern ein Geruch des Todes zum Tode." Zu jener Empfehlung seiner eigenen Schriften aber bemerkte er: „Der Bischof hat wohl Melanchthons Loci noch nicht gesehen, von welchen man mit Recht sagt, daß sie für einen künftigen Theologen unter allen Büchern am förderlichsten seien." Seine Absicht und sein Rath war, durch die evangelische Predigt im Volke selbst das Verlangen darnach zu erwecken, daß die Häupter des Ordens das bisherige „hermaphroditische" Fürstenthum zu einem rechten und ordentlichen machen und statt des unzüchtigen Lebens den Ehestand erwählen möchten. Im Frühjahr 1525 widmete er dem Bischof Polenz seine Auslegung des 5. Buchs Mose mit dem Ausdruck seiner Freude über das Wunder, daß das Evangelium in Preußen, wo man es nicht gesucht, jetzt so vollen, freien Lauf habe, während man in Deutschland es so unsinnig lästere und zurückweise. Fortwährend blieb auch sein Blick noch weiter darauf hin gerichtet, daß das Beispiel jener Bischöfe auch andere anfeuern möge.

Der Hochmeister besuchte auf der Rückreise von Berlin nach Nürnberg Luther nochmals, ließ sich auch eine Reihe von Fragen über das Recht des Papstthums und die Geltung der kirchlichen Satzungen schriftlich von

m beantworten. Auf das Gerücht, das über seine Absichten sich verbrei-te, erhoben sich bereits Anfragen, Vorwürfe und Drohungen gegen ihn, ie ihn jedenfalls zu einer Entscheidung treiben mußten. Andererseits han-elten die preußischen Landstände jetzt gemäß jenem Wunsche Luthers, indem e ihrerseits um Prediger des reinen Wortes und um Abstellung Alles essen, was ihm zuwider sei, baten. Die Ordensherrn waren fast alle schon ür die Reform gewonnen. Zugleich wurde von Seiten Polens gefordert, aß Albrecht mit seinem Huldigungseid nicht mehr zögere, und andernfalls nit völliger Vertreibung des Ordens gedroht. Hilfe hiegegen war von einer Seite her zu erwarten. Es handelte sich nicht mehr darum, ob der Orden seine Selbständigkeit gegen Polen behaupten, oder vielmehr wieder-gewinnen könne, sondern nur darum, ob mit der definitiven Anerkennung der polnischen Hoheit die von Luther angerathene Reform verbunden und auf Grund derselben ein zwar von außen abhängiger, aber doch in sich geordneter und fester deutscher Staat aufgerichtet werden sollte. Hiefür entschied sich Albrecht, und König Sigismund von Polen verstand sich da-zu, ihn gegen Leistung des Eides als erblichen Herzog von Preußen an-zuerkennen. Am 10. April 1525 wurde er feierlich belehnt. Das Volk empfing ihn jubelnd in Königsberg, wo Speratus als Hofprediger ihn be-grüßte. Von den preußischen Ordensherrn versuchte nur Einer ernsten Widerspruch gegen ihn. Luther wünschte ihm Glück zu dem Stande, zu welchem der allmächtige Gott ihm gnädiglich verholfen, daß derselbe Gott das gute Werk zu einem seligen End und zu des ganzen Landes Nutzen und Frommen vollführen möge. [1])

So hat Luther zur Gründung des preußischen Fürstenthums mitge-wirkt, durch welches jenes Land dem Deutschthum erhalten worden ist und unter dessen Namen hernach die größte protestantische Macht des europäischen Continents sich erheben sollte.

Und so geschah es hier zum ersten Mal, daß der Regent eines Landes selber bei seinem Volk die evangelische Predigt einführte, die aber auch hier zunächst nur durch ihre eigene Kraft wirkte.

Zum ersten Mal erfolgte ferner hier der von Luther so sehr gewünschte Uebertritt von Bischöfen. Jene beiden legten jetzt ihre weltliche Gewalt in die Hände des Herzogs nieder, ihre geistliche behielten sie. Die weitere kirchliche Entwicklung wandte sich jedoch zu demselben Gange, welchen wir die Gestaltung des Kirchenwesens in den protestantischen Ländern Deutsch-lands werden nehmen sehen: der Landesfürst trat auch an die Spitze der Kirche; die Stellung der Bischöfe wurde wesentlich nur die von Superin-tendenten, und die bischöfliche Gerichtsbarkeit ging an Consistorien über.

Noch früher als in Preußen schlug die evangelische Lehre in dem gleichfalls unter den Deutschrittern stehenden Liefland Wurzel, und zwar

hier zunächst bei der deutschen Bürgerschaft der Städte, — schon seit
Jahr 1521 in Riga durch den aus Pommern kommenden Theologen
dreas Knöpken, dann in Reval, ferner in Dorpat. Der Ordensm
Walter von Plettenberg war damit einverstanden. Vom Rigaer S
sekretär Lomoller (Lohmüller) und zugleich von Seiten Walters er
Luther im Jahre 1522 das Ansuchen, Etwas für die Ihrigen über
rechte Christenthum zu schreiben. Er äußerte sich ähnlich wie mit B
auf Preußen: Christus gehe von den Juden zu den Heiden über und
Steinen werden Kinder Abrahams. Jenem Gesuch entsprach er im J
1523 nur mit einer kurzen Zuschrift an die „auserwählten lie
Freunde Gottes, alle Christen zu Righe, Revell und Ta
the (Dorpat)": er ermahnte sie, die Gnade Gottes nicht vergeblich zu empf
bezeugte ihnen mit Paulus' Worten, daß der Mensch durch den
ben gerecht werde und hinfort Nichts schuldig sei, denn seinen Nächst
lieben, und bereitete sie auf das Kreuz vor, welches beim Evangelium
ausbleiben könne; dies, sagte er, seien die Hauptstücke; in Betre
andern Dinge, der Ceremonien u. s. w. verwies er sie an die evangel
Prediger, welche sie bereits hatten. Erst im folgenden Jahr faßte er,
dem er neue Botschaften aus Riga erhalten hatte, ein längeres Se
schreiben an sie ab mit einer Auslegung des 127. Psalms.
entschuldigte sich, daß er der Vermahnung, ihnen „Etwas Christliches
schreiben", nicht schon früher nachgekommen sei, fand sich aber jetzt
anlaßt, speziell dazu anzutreiben, daß für gute Schulen und anständ
Unterhalt der Geistlichen das Nothige geleistet werde, während hiefür
wegen des Geizes und der schlechten Nahrungssorgen erbärmlich wenig
deutschen Landen geschehe. Den Anlaß scheinen ihm die Erfahrungen,
er überhaupt damals machte, gegeben zu haben; sein — für den D
bestimmtes Sendschreiben schließt sich an jenen Aufruf an, welchen er
mals an alle deutsche Bürgermeister und Rathsherrn der Schulen w
richtete; es droht allen den Christen, welche vorher Hunderte von
lichen Mönchen, Pfaffen und anderen Schindern prachtig erhalten
und jetzt nicht ein paar fromme, eheliche Prediger ernähren wollen,
grausamer geistlicher Thorn... und einem noch viel argeren und ver
ärgeren Papstthum [illegible] der jüngste Tag drein schlage. Eben
Bauchsorge, welche jetzt das Evangelium hindere Frucht zu bringen, w
er mit dem 127. Psalme zeigen, wornach man umsonst am Haus
beitet, wenn nicht der Herr es baut, und man vergeblich früh aufsteht
lange sitzt und mit Sorgen sein Brod ißt, während der Herr es
Freunden schlafend gibt. — Bald nachher entstanden auch in den livländ
evangelischen Stadtgemeinden Hände- und Unruhe wegen der Reform
im Gottesdienst. Der Rigaer Melchior Hoffmann aus Schwäbisch

welchem Luther später einen Hauptschwärmer, Wiedertäufer und falschen Propheten zu bekämpfen hatte, war dort als eifriger Laienprediger aufgetreten. Als der Klerus in Dorpat gegen ihn einschritt, erhoben seine Anhänger an Weihnachten 1524 einen Sturm gegen die Klöster und die Bilder in den Kirchen. Luther ermahnte hierauf im Juni 1525 „alle lieben Christen in Livland" durch ein neues Schreiben zur Einigkeit in der Liebe. Im Jahr 1528 stellte dann Briesmann aus Königsberg auf Bitten des Magistrats im Einverständniß mit Luther die neue Kirchenordnung dort fest. — Die livländischen Ordensritter behielten, obgleich der Reformation sonst zugethan, doch ihren Stand noch bei. [1])

In demjenigen Theil von Preußen, der schon früher an Polen gefallen war, erbat sich die Stadt Danzig im Frühjahr 1525 den Bugenhagen vom sächsischen Kurfürsten als Prediger: ein Pfarrweser Namens Rabe hatte hier schon im Jahre 1518 die neue Lehre verkündigt, ja bereits gewagt sich zu verehelichen. Bugenhagen blieb auf Bitten seiner Gemeinde in Wittenberg, Luther schickte den Danzigern einen andern Geistlichen zu. [2]) Der polnische König unterdrückte jedoch noch für die nächsten Jahre die Bewegung, welche hier sehr stürmisch aufgetreten war.

Schon drang die Reformation von Wittenberg auch nach nichtdeutschen Gebieten vor.

In Schweden, wo Gustav Wasa — wesentlich unter dem Einfluß politischer Motive — seit seiner Thronbesteigung im Jahre 1523 auf sie hinwirkte, hatten ihr bereits seit dem Jahre 1519 die beiden Brüder Petersen, persönliche Schüler Luthers, mit geistlicher Thätigkeit vorgearbeitet.

König Christian II. von Dänemark ließ schon im Jahre 1520 sich einen Theologen, Namens Martin Reinhard, aus Wittenberg zuschicken, berief ferner den Carlstadt nach Kopenhagen, der jedoch nur wenige Wochen im Mai und Juni 1521 dort verweilte, ja soll während des Wormser Reichstages beim sächsischen Kurfürsten, den Bruder seiner Mutter, um Luther selbst geworben haben. Mit Recht aber äußerte sich damals Melanchthon mißtrauisch gegen den leidenschaftlichen Fürsten, der die neue Lehre in Dänemark beförderte, weil er hier die Macht der Geistlichkeit brechen wollte, und zu gleicher Zeit in Schweden, welches damals noch mit Dänemark vereinigt war, auf den papistischen Klerus gegen die anderen Stände sich stützte. Wegen der blutigen Tyrannei, die er in Schweden übte, und der Gewaltthaten, die er auch in Dänemark sich erlaubte, wurde er aus beiden Reichen vertrieben und verfolgte dann in Deutschland den Plan, sich eine Streitmacht und Bundesgenossen zur Wiedereroberung Dänemarks zu verschaffen. Nun gewinnt er in Luthers Leben Interesse für uns durch seinen persönlichen Umgang mit diesem. Als er im Herbst 1523 einen Besuch zu Lochau, der Residenz des Kurfürsten Fried-

rich, machte, beschied er ihn und Melanchthon in das benachbarte
nitz, war durch eine Predigt, die er dort von ihm hörte, ganz hi
so daß er erklärte, an sie ewig denken und im Gedanken an den
kündigten Christus all sein eigen Leiden geduldig ertragen zu wol
sich dann (noch 1523) auch selbst einige Zeit in Wittenberg auf
bei Lukas Cranach wohnte, ließ seine fromme Gemahlin, die Schw
Kaisers, offen zu ihrer evangelischen Ueberzeugung sich bekennen (
S. 636), sorgte ferner für die Herausgabe einer dänischen Bibelüb
ging übrigens daneben fortwährend jenen Plänen nach, mit w
seinem Leiden ein anderes Ende zu machen wünschte, und verleugn
hin (1530) auch einmal wieder seinen evangelischen Glauben, als e
den Kaiser für seine Pläne zu gewinnen hoffte. Luther bezeigte i
liche Theilnahme, faßte auch selbst ein Schreiben für Christian a
dieser seinen Oheim Friedrich bat, sich bei Erzherzog Ferdinand
Schwager, um eine Pension für ihn und seine arme Frau und
verwenden. Er bewahrte ihm diese Theilnahme auch fernerhin,
jedoch eine rein persönliche, ohne daß Luther bei jenen politischen
ins Vertrauen gezogen worden wäre oder gar auf sie zu Gunsten
formation spekulirt hätte; er zeigte vielmehr seinen gutmüthigen
an Menschenkenntniß ihm gegenüber, indem er einmal dem Spalat
der unglückliche König, von dem mans am wenigsten hätte erwart
lebe nur noch Christo, und Gott wolle so vielleicht ein selten
einen König und eine Königin, in Himmel bringen. — In
wandte sich indessen die Sache so, daß, während hier zu Christia
besonders die katholische Geistlichkeit mitgewirkt hatte, gerade sein
Friedrich aufrichtig der Reformation zugethan war; auch hier wa
kräftige Prediger für sie, der Jütländer Tausen (seit 1524), ei
Wittenbergs. [1])

Der erste kräftige Kampfgenosse aus Frankreich, der Lu
meinschaft suchte, war der Franziskanermönch Franz Lamb
Avignon. Er hatte mehrere Jahre lang als eifriger Prediger i
seines Ordens gewirkt und entschied sich auf einer Missionsreise,
ausgesandt war, für die Sache der Reformation. Im Winter
23 kam er nach Sachsen. Luther war anfangs vorsichtig, ja m
gegen den Fremdling, der, schon ehe er bei ihm eintraf, in Ei
lehren anfing, befreundete sich aber bald mit ihm, nachdem er
Anderen Kunde über ihn und sein früheres Leben einzuziehen G
hatte. Lambert suchte zunächst durch Vorlesungen an der Unive
Unterhalt zu verdienen und wünschte dann in der Nähe seines V
zu wirken; er ging nach Metz, wohin Gesinnungsgenossen ihn einluden,
er aber bald wieder weichen mußte. Wir werden ihm später bei

formation der hessischen Kirche wieder begegnen, wohin Landgraf Philipp ihn 1526 berief. Noch in Wittenberg gab er eine Streitschrift gegen die Regeln seines bisherigen Ordens heraus, zu welcher Luther ein kurzes Vorwort schrieb. [1])

Auch andere Franzosen suchten Luther in Wittenberg auf, theils nur seines berühmten Namens wegen, theils schon durch seine Lehre angezogen. Gleichzeitig mit Lambert verweilte dort ein Ritter Coctus von Castellare, der schon großen Eifer fürs Evangelium zeigte. Dieser rühmte so sehr die Liebe, welche Herzog Karl von Savoyen für eine lautere Gottseligkeit hege, daß Luther in froher Hoffnung sich mit einem Sendschreiben an denselben wandte, ja den Wunsch aussprach, daß vom Hause Savoyen ein heiliges Feuer Christi ausgehen und über ganz Frankreich hin wie über Stoppeln brennen möge. Sein Schreiben trug kurz und frisch die Hauptstücke evangelischer Lehre vor. Wir wissen aber Nichts von Wirkungen, die es gehabt hätte, noch überhaupt von der Aufnahme, die es fand. [2])

Kehren wir von dem weiten Umkreis, über welchen der reformatorische Kampf und der Blick und die Wirksamkeit Luthers sich ausdehnte, nach Kursachsen zurück, so war den wider ihn arbeitenden römischen Bischöfen auch hier ihr Amt noch nicht verwehrt. Der Bischof von Merseburg versuchte 1524 mittelst einer neuen Visitation gegen die Geistlichen einzuschreiten, welche in Pfarreien seiner Diözese die Neuerungen annahmen. Der Kurfürst gewährte ihm dafür Schutz und verbot den Unterthanen bei schwerer Strafe „Aufruhr und leichtfertiges Beginnen" gegen ihn. Aber er wurde in üble Dispute verwickelt: so machte der Prediger von Borna offene Einwendungen gegen eine Predigt, die er durch einen seiner Begleiter halten ließ, stritt mit ihm selber, fragte ihn unter anderem, ob für einen Pfarrer heirathen nicht besser sei als „außerhalb der Ehe Eine bei sich haben", und focht, als der Bischof keines für gut, das zweite aber doch für besser als das erste erklärte, dies natürlich scharf an. Seine Censuren fanden keinen Respekt mehr. Als er dem Kurfürsten klagte, daß der Bann nicht mehr geachtet werde und die Hilfe des weltlichen Schwertes anrief, ihm Nachdruck zu geben, erhielt er die Antwort, daß dieses nur für die Erhaltung des äußeren Friedens und zur Strafe für Diebe, Mörder u. s. w. bestimmt sei, ins geistliche Regiment aber sich nicht erstrecke und zum Glauben nicht zwingen könne. Vergebens brachte er auch eine neue päpstliche Bulle vor. Luther selbst rieth dem Spalatin, der Kurfürst möge getrost ihre Publikation gestatten: denn warum sollte man jene hindern, wenn sie mit ihren Bullen verlacht werden wollen. [3])

Oefters hieß es, daß Luther von den Papisten, weil sie ihm anders nicht beikommen können, mit Meuchelmord bedroht werde. Mit Sicherheit ist nie Etwas über derartige Anschläge festgestellt worden. Nur Ein

Mal, und zwar aus dem Januar 1525 haben wir über einen solchen Fall einen gleichzeitigen schriftlichen Bericht, und zwar in Briefen Luthers. Er erzählt am 18. Januar dem Amsdorf: es sei ein polnischer Jude, ein Doktor der Medizin, ein überaus schlauer und gewandter Mensch da, welchen man um 2000 fl. gedungen habe, ihn zu vergiften; derselbe sei ihm vorher durch Freunde in Briefen kenntlich gemacht worden; so eben habe er ihn verhaften lassen. Weiter berichtete er am 11. Februar dem Spalatin: die gefangenen Juden, die ihn haben vergiften wollen (der Verdacht dehnte sich jetzt also auf mehrere aus), würden vielleicht ihren Absender verrathen haben; er habe jedoch, da sie es freiwillig nicht thaten, sie nicht wollen foltern lassen, sondern bewirkt, daß sie frei entlassen würden; obgleich er nach allen Anzeichen von der Identität jenes Menschen mit Demjenigen, den ihm seine Freunde angezeigt haben, überzeugt sei. Es ist das Allem nach der nämliche Fall, über welchen Mathesius nach späteren Tischreden Luthers mitgetheilt hat: der Mordplan sei von einigen außerdeutschen Bischöfen entworfen, von einem Posener Juden Michel übernommen, von einer namhaften Stadt Luthern angezeigt worden. Bei jenem Juden nun, der in Wittenberg festgenommen wurde, seien zwar die übrigen, in jener Anzeige enthaltenen Indizien zugetroffen; er habe aber nicht gelbe Haare gehabt, wie der Attentäter haben sollte, sondern schwarze, und sie seien schwarz geblieben, obgleich man sie durch einen Barbier mit sehr scharfer Lauge habe waschen lassen. So habe man ihn frei gegeben. Sieben oder acht Jahre später sei dann derjenige Jude gekommen, welcher wohl der wirklich schuldige gewesen sei, und habe Luther aufgesucht, habe jedoch, da er Verdacht bemerkt, sich nach einigen Tagen wieder davon gemacht. [1])

Luther selbst kommt auf die ähnlichen Anschläge, die sonst noch gegen ihn unternommen worden sein sollen, nie in seinen Schriften oder Briefen zu reden. Er machte sich Nichts aus dergleichen Gefahren.

Bei einem solchen Tod aber, wie ihn Heinrich von Zütphen und die Brüsseler Märtyrer bestanden, blickte er mit Schmerz auf sich selbst. Er sah in jenem eine Würde, deren er noch nicht werth sei. Ja er ruft aus: „ich Unseliger, den man rühmt, daß er zuerst diese Lehre ans Licht gebracht habe, und der doch zuletzt und vielleicht nie jener Bande und jenes Feuers würdig wird". [2])

Achtes Kapitel.

Luthers Beziehungen zu den Böhmen.

Wir haben Luthers Predigt des Evangeliums mächtig auf Gebieten vordringen sehen, wo bisher das römische Kirchenthum unerschüttert geherrscht hatte.

Zu derselben Zeit, als ihr großer Sieg in Preußen sich vorbereitete, durch die geistliche Ritterherrschaft so besonders eng an jenes ge- schien, eröffnete sich nun auch eine Aussicht auf jenes Böhmen, längst gegen den päpstlichen Stuhl für seine kirchliche Eigenthümlichkeit Freiheit kämpfte.

Wir wissen, wie freudig Luther seit Jahren in dem verketzerten und ften Böhmen Huß, mit dessen Namen man ihn in Deutschland schmähte, treuen Zeugen der Wahrheit anerkannte. Die große Mehrzahl jener nen, nämlich die Utraquisten, hatten in Betreff derjenigen Punkte, welche Luther um Befreiung aus dem „babylonischen Gefängniß" stritt, hst nur das Interesse für den Laienkelch mit ihm gemein und schlugen äußerliche Stück viel höher als er selbst an; im Meßopfer, in der ubstantiationslehre, in den sieben Sakramenten, in den Fastengeboten w., hielten sie es mit der katholischen Kirche; für ihre Geistlichen ten sie der katholisch bischöflichen Weihe nicht entbehren zu können, el Verlegenheit dies ihnen bereitete; fort und fort wurden auch neue che zu Compromissen mit Rom bei ihnen gemacht. Aber wir sahen wie seit dem Jahre 1519 einflußreiche Männer aus ihrer Mitte Luthern äherten. Die Wittenberger Lehre drang ein. Man schätzte in Luther mehr bloß den kräftigsten Genossen im Kampf gegen die römische nei, sondern begann das ganze Gebiet, auf welches er den Kampf hnte, zu würdigen.

Der junge König Ludwig versammelte, nachdem er mündig geworden, ersten Mal seine Stände im Juni 1522. Luther hörte, daß abermals gearbeitet werde, sie zur Rückkehr unter „die römische Tyrannei, den l des Verderbens," zu bewegen. Zur selben Zeit hatte König Hein- VIII. von England in einer Schrift gegen Luther (vgl. unten) wieder Gerücht aufgefrischt, daß dieser zu den Böhmen fliehen wolle. Jetzt h Luther geradezu die Prager Ständeversammlung in einem bschreiben an, unter dem 15. Juni 1522. Am nämlichen Tage rte er eine Gegenschrift gegen Heinrich dem an der Gränze Böhmens erten Grafen Schlick, um in derselben Sache gegen ihn sich zu en. Er drang in die Stände, fest zu bleiben und nicht mit ihren Be- ssen das unschuldige Blut ihres Huß und Hieronymus zu verdammen. ipfend an das alte Gerede, daß er dorthin zu flüchten gedenke, ja selbst Geburt ein Böhme sei, erklärte er: er hätte wohl längst gerne zu den nen kommen mögen, nämlich aus herzlicher Begier, sie und ihren Glau- kennen zu lernen. Er möchte, so schrieb er an den Grafen, jenes he der Papisten durch ein solches Kommen zu ihrem Verdrusse wahr en, möchte für sie mit Bezug auf Böhmen das Gotteswort (Mos. 32, Röm. 10, 19) erfüllen „Ich will sie reizen an dem, das nicht ein Volk

ist, über einem unverständigen Volk will ich sie erzürnen", möchte die Böhmen zu Ehren bringen und den Papistennamen zu einem Abscheu vor der ganzen Welt machen; den Eingang nach Böhmen möchte er sich bahnen durch Schlicks Herrschaft. Eine voreilige Einigung zwischen den Deutschen und Böhmen wollte er nicht; er hoffte aber, Gott werde es bald dahin bringen, und wünschte, daß man mit dem, was auf der einen oder anderen Seite fehle, sich gegenseitig dulde. Wegen der mancherlei Sekten, die in Böhmen neben den Utraquisten verbreitet waren und deren Beseitigung man von einer Rückkehr des Landes unter den päpstlichen Stuhl hoffte, beruhigte er die Stände: das beste Mittel gegen sie sei lautere evangelische Predigt; das Evangelium werde ein einig Volk machen. [1])

Bald nachher kam der betriebsame, ehrgeizige böhmische Geistliche Gallus Cahera nach Wittenberg. Er schilderte die Lage der Dinge noch weit günstiger, als sie Luther nach jenem Schreiben sich gedacht, und wußte zugleich sich selbst diesem als treffliches Werkzeug für das Evangelium zu empfehlen. Auf seine Mittheilungen hin verfaßte Luther 1523 eine Schrift über die Einsetzung der Geistlichen für den Rath und die Gemeinde von Prag (lateinisch, nachher verdeutscht durch Speratus). Er geht hier aus von der großen Beschwerniß und Gefahr, welche jene Meinung der Böhmen mit sich bringe, als ob sie der Ordination durch die papistischen Bischöfe für ihre Geistlichen noch bedürften; darum kommen so viele Wölfe unter sie; besser wäre es, wenn sie statt solcher Geistlicher gar keine hätten und nur jeder Hausvater das Evangelium mit den Seinigen triebe und seine Kinder taufte. Aber man bedürfe jener Weihen nicht mehr, solle mit dem papistischen Larvenspiel sich nicht mehr beflecken. Er will vielmehr zeigen, wie sie selber sich mit rechten Dienern des Wortes versorgen können und sollen. So legt er ihnen seine Lehre vom wahren Priesterthum dar, zu welchem alle Christen aus dem Wasser der Taufe und aus dem Geiste geboren werden, so seine Lehre vom Dienste des Wortes, in welchem die „Presbyter" das allen diesen Christen an sich zustehende Recht für die Gemeinde und kraft ihres Auftrages ausüben sollen. Hiernach räth er Denen, an welche er schreibt, also zunächst dem Rathe der Stadt, zu verfahren: sie sollen auf Grund der Verheißung des Herrn, der, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt seien, inmitten unter ihnen sein wolle, zuerst in dieser wichtigen Sache mit ernstlichem Gebet vor Gott treten, dann frei die Gleichgesinnten zusammenrufen, würdige und tüchtige Leute für jenes Amt erwählen, ihnen durch die Höhergestellten (potiores) in ihrer Mitte zur Bestätigung die Hände auflegen lassen und sie der gesammten Gemeinde empfehlen; das sollen hiemit ihre Bischöfe, Diener oder Hirten sein. Weiter dachte er dann auch schon an einen Fortschritt der Reformation über ganz Böhmen, und die Gedanken, die er hierüber

trägt, lassen uns zugleich vermuthen, wie er damals auch den Weg zu
r kirchlichen Neugestaltung Deutschlands sich gedacht haben mag. Er
rt nämlich fort: er meine nun nicht, daß jenes Verfahren sofort für
ıg Böhmen zum Gesetz gemacht werden sollte; die einzelnen Gemeinden
gen für sich beginnen, die eine dem Beispiel der andern folgen; die
ndesversammlung möge darüber verhandeln, ob das ganze Land die neue
rm annehmen wolle, den Widerstrebenden aber solle man Freiheit lassen
) Niemand zum Glauben zwingen; nur sollen die Gleichgesinnten auch
g des Widerspruchs muthig vorangehen und durch ihr Beispiel allmählich
: nachzuziehen suchen. Habe dann eine größere Zahl von Gemeinden
solche Bischöfe oder Pastoren erwählt, so mögen diese, wenn sie wollen,
ch Wahl aus ihrer Mitte Vorsteher über sich setzen, welche die Kirchen
tiren, bis endlich Böhmen wieder zu einem ordentlichen, evangelischen
erbischofthum gelange, das nicht an Geldern und Gütern, wohl aber an
ätigkeiten im Dienste der Kirche reich sei. Für den Fall übrigens, daß
Böhmen noch zu schwach wären, um ihr Kirchenamt frei auf die an-
ebene Weise zu besetzen, will er ihnen das Zugeständniß machen und
Rath geben: sie sollen Geistliche, welche von päpstlichen Bischöfen ge-
ht seien, nämlich Männer wie ihren Cahera, annehmen und diese nun
tatt der päpstlichen Bischöfe die Berufung, Wahl und Bestätigung tüch-
r Pastoren gemäß den apostolischen Vorschriften vornehmen lassen; denn
wahrer Bischof sei ja nach Paulus jeder öffentliche Diener des Wortes,
ihr Cahera, auch ohne die Bischofsmütze und den übrigen Glanz und
mp; so mögen sie es halten, bis sie weiter in der Erkenntniß gereift
n. [1])

Mit diesen Aufmunterungen Luthers an die Böhmen und mit dieser
pfehlung seiner eigenen Person durch ihn kehrte Cahera nach Prag zu-
: und hier schien jetzt ein rascher Erfolg diese Bestrebungen zu krönen.
: Prager Gemeinde machte Cahera zu ihrem Pfarrer. Mit den auf
er Seite stehenden Prager Utraquisten einigten sich die dortigen Genossen
böhmischen Brüder: so schien das Evangelium bereits auch über jene
altung in Sekten zu siegen. Eine Versammlung der utraquistischen
inde Böhmens ernannte Cahera zu ihrem Administrator, sagte jedem
ester, der das reine Evangelium vortrage, ihren Schutz zu, empfahl den
en das Bibellesen, verordnete auch, daß die Schriften des Huß (der na-
ıtlich noch der römischen Transsubstantiationslehre treu geblieben war)
insofern angenommen werden sollten, als sie mit der heil. Schrift
reinstimmen.

Allein ein schneller Umschlag und eine bittere Enttäuschung für Luther
te: vor Allem mit Bezug auf Cahera selbst. Es zeigte sich, daß der
ntliche Gegenstand des Strebens für diesen seine eigene Größe und

Machtstellung war. Um sich zu befestigen und noch weiter zu steigen, knüpfte er selber jetzt Unterhandlungen mit den Katholiken zur Wiedervereinigung Böhmens unter dem päpstlichen Stuhl an. Derjenige Theil der Utraquisten, welcher auf dem alten Standpunkt bleiben wollte, sammelte seine Kräfte und protestirte gegen die fremdländischen, deutschen Einflüsse. Bei einer Neuwahl des Prager Raths im Jahre 1524 siegte diese Partei und nicht minder auf einem neuen Landtag 1525. Die fremdländischen Lehren, welche den Kirchenvätern widersprächen, wurden verworfen, alle Thätigkeiten von Priestern, die nicht ordentlich geweiht seien, verboten. Die lutherisch gesinnten Prediger mußten fliehen. Recht im Gegensatz gegen das Lutherthum sprachen die Böhmen dem päpstlichen Legaten eine bisher unerhörte Willigkeit zum Gehorsam gegen Rom aus, wenn ihnen nur ihr Laienkelch und der Verzicht des Klerus auf weltliche Herrschaft zugestanden würde: während natürlich Rom darauf so wenig als früher einging. Vergebens machte Luther dem Cahera Vorstellungen wegen seines Abfalls. Er äußerte über ihn: er kenne jetzt den ungeheuerlichen Menschen, Gott möge seine Umtriebe zermalmen. [1])

In dem mit Böhmen verbundenen Mähren hatte die Stadt Iglau schon zu Anfang des Jahrs 1522 den Paul Speratus zum Prediger angenommen, der, als Anhänger Luthers aus Wien flüchtig, durch Mähren und Böhmen nordwärts reisen wollte; von seinem ferneren Lebensweg, seinen ersten geistlichen Liedern und seiner Sendung nach Preußen hatten wir schon früher zu reden. Die Iglauer Gemeinde gewann große Liebe zu ihm; mit Luther stand er schon hier in enger, freundschaftlicher Verbindung. Hier aber schritt schleunig der König mit scharfen Mandaten ein: Speratus mußte Iglau verlassen, wurde, da er noch in Mähren herumzog, in Olmütz gefangen gesetzt und zum Tode verurtheilt, dem er nur durch die Fürsprache mehrerer hoher Herren beim Könige entging; so zog er dann nach Wittenberg hinweg. Der Rath von Iglau blieb ihm übrigens auch fernerhin treu verbunden. [2])

Einen weit tieferen religiösen Ernst und Eifer als jene Utraquisten zeigte unter den Nachfolgern des Huß jene Gemeinschaft der böhmischen Brüder, die man mit dem Ketzernamen der Pikarden zu belegen und unter diesem mit mancherlei ausschweifenden anderen kleinen Sekten zusammenzuwerfen pflegte. Wir bemerkten bei Luthers Schrift an den Adel, wie er fürchtete, daß sie im Widerspruch gegen die katholische Abendmahlslehre zu weit, nämlich bis zur Verwerfung der Gegenwart des Leibes Christi, gegangen sein möchten, sich jedoch freute, zu hören, daß sie nur die Menschenlehre von der Verwandlung des Brodes verwürfen. Jetzt kam er auch mit ihnen in unmittelbare Beziehung. Zuerst wurde sie vermittelt durch Speratus, der eben bei seinem Aufenthalt in Mähren mit ihnen zu thun bekam.

Die Brüder hatten in ihrer vereinsammten und vielbedrängten Lage, verfolgt von Päpsten und Königen, preisgegeben und angefeindet durch die utraquistischen Hussiten, immer eine schöne Sehnsucht darnach kund gegeben, bei der auswärtigen Christenheit irgendwo noch Genossen eines reineren Christenthums und Anfänge eines neuen Lichtes zu finden; sie hatten deshalb wiederholt Sendboten ausgehen lassen. Aber sie hingen auch mit aller Festigkeit einer durch Leiden bewährten Ueberzeugung an der eigenthümlichen Form, in welcher sie dieses Christenthum auffaßten. Sie hatten sich brüderlich verbunden zu einem Leben im Glauben an Christus, in der Liebe zu einander, im Gehorsam gegen Gott, ganz nur gemäß den Lehren und Weisungen der heil. Schrift. Ihr Streben aber war hiebei ein ganz überwiegend praktisches, mit sorgfältiger, strenger gemeindlicher Zucht und Erziehung, und zwar gehörte für sie zum Gehorsam gegen Gott eine ängstliche Zurückhaltung vom Treiben der Welt, von weltlichen Gütern und Ehren, auch von weltlicher Wissenschaft, und eine möglichst buchstäbliche Befolgung der Gebote der Bergpredigt Jesu; in solcher Gesinnung behielten sie auch für ihre Geistlichen den Cölibat bei. Diejenige Rechtfertigung durch den Glauben, welche durch Luther gelehrt wurde und auf deren Grund die Gläubigen zur wahren Freiheit auch der Welt gegenüber gelangen sollten, kannten sie bisher nicht und hatten auch keine schärferen Untersuchungen über die hierauf bezüglichen Lehrfragen angestellt. Die Gottesgerechtigkeit der Christen, von der *sie* sprachen, war ähnlich wie auch beim Kirchenvater Augustin, dem anfänglichen Lehrer Luthers, eine innere, durch Glauben und Liebe bedingte Rechtbeschaffenheit, welche der Christ durch Gottes Gnadenbeistand erlange und in guten Werken bethätigen müsse. Hinsichtlich ihrer *Abendmahlslehre* war Luthers Zweifel daran, ob sie die auch von ihm gelehrte Gegenwart des Leibes Christi anerkennen, begründet. *Er* hielt, wie wir sehen, immer fest, daß der wirkliche Leib des Erlösers im Brod und von allen Empfängern des Brodes genossen werde, obgleich er die scholastische und kirchliche Lehre von der Verwandlung der natürlichen Elemente verwarf und obgleich nach ihm die Sündenvergebung und Seligkeit, die den gläubigen Abendmahlsgästen durch Christi Leib und Blut zugesichert sei, auch ohne Sakrament durch Gottes Wort den Gläubigen zu theil wird. *Jene* wollten, indem sie von einer wahren Gegenwart des Leibes Christi sprachen, darunter doch nur eine geistliche verstehen, während Christus mit der Substanz seines Leibes im Himmel bleibe und erst am Ende der Tage wiederkommen wolle; dort, sagten sie, sei er „geistlich", „wirksam", „in Kraft"; er, der überhaupt bis ans Ende der Welt geistlich bei den Seinigen bleibe, sei im Sakrament noch auf besondere Weise mit dem Leibe, den er in den Tod habe geben wollen, da, — und doch nicht mit jener leiblichen, im Himmel befindlichen Substanz; mit dieser leiblichen Existenzweise Christi

im Himmel und bei seiner Wiederkunft war ihnen sein sichtbares Dasein eins, sein unsichtbares mit jener geistlichen Gegenwart. Man möchte fragen, ob denn ein solcher Unterschied der Auffassung religiöse Bedeutung habe und wir nicht mit ihm in Untersuchungen und Distinktionen hineingerathen, welche über das Interesse der gläubigen Gemeinde, ja auch über das Gebiet des menschlich Begreifbaren hinausführen. Aber es ist wichtig, zu sehen, wie Luther eben zu ihm sich stellte, — wie weit er hier doch eine strenge Lehrfassung, und zwar eben seine eigene, haben wollte. Wichtig ist für uns die Stellung, welche er eben zu dieser Lehre der Brüder jetzt und später einnahm, insbesondere auch neben seinem Verhalten zu andern Abendmahlstheorien, über welche bald nachher der große, verhängnißvolle confessionelle Kampf innerhalb des Protestantismus ausbrach. Die eigenen Erklärungen der Brüder litten übrigens immer an Dunkelheit. Sie schlossen sich mit ihrer Auffassung an die Sätze Wiklefs an, dessen Schriften schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts nach Böhmen gekommen waren; ihnen selbst fiel es überhaupt schwer, sich theologisch und wissenschaftlich auseinander zu setzen und auszudrücken. Vermöge jener Auffassung verwarfen sie dann namentlich die Anbetung Christi im Sakrament. Dagegen nahmen sie mit der römischen Kirche noch sieben Sakramente an. Ganz eigenthümlich war ihnen hinsichtlich der Taufe eine Wiederholung derselben nicht bloß bei neu eintretenden Gliedern ihrer Gemeinschaft, sondern auch bei solchen, welche in ihrer Mitte mündig wurden: die Kindertaufe verwarfen sie nicht, die Kinder sollten aber nun erst mit eigenem Glauben und Bekennen in den Taufbund eingehen und eine Bestätigung der Taufgnade empfangen, während ihnen dort der Glaube noch gefehlt habe.

Indem also Speratus in Mähren mit solchen Brüdern zusammentraf, fand er in ihnen Männer, welche schon vor ihm fürs lautere Gotteswort wirken wollten, nahm aber besonders an ihren Aussagen über das Abendmahl Anstoß. Er trug sein Bedenken im Frühjahr 1522 Luther vor. Sodann berichtete er ihm auch über weitere Streitfragen, welche mit Bezug auf diese Lehre dort angeregt waren: ob nach Jesu Einsetzungsworten im Brod nur sein Leib, im Wein nur sein Blut gegenwärtig zu denken sei, oder in jedem der beiden Elemente der ganze Leib sammt dem Blute und weiter mit dem Leibe Christi auch seine Gottheit und mit dem Gottessohn auch Gott der Vater und der heilige Geist (man nannte dies in der kirchlichen Lehrweise die „Concomitanz"). In der Brüdergemeinde selbst war der Wunsch, sich mit Luther zu verständigen; Boten von ihr brachten Speratus Schreiben nach Wittenberg. Luther antwortete am 16. Mai und 13. Juni, nachdem er diese auch persönlich noch wegen ihrer Lehre ausgeforscht hatte. Er fand jetzt, daß sie das Brod nicht bloß für eine Bedeutung oder ein Symbol des Leibes Christi, sondern wahrhaft für seinen

b halten, obgleich nach ihnen dieser Leib hier in einer andern Gestalt
sei als im Himmel. Darüber urtheilte er: „also hält ihre Meinung
Wahrheit nicht fast unähnlich, wiewohl ich gern sehe, daß man sich in
sen Dingen nicht fast bekümmerte, sondern einfältiglich glaubte, es sei
im Sakrament wahrhaftiglich gegenwärtig der Leichnam und das Blut
risti, und wir nicht weiter frageten, wie oder in waser Gestalt die vor-
nden wären, dieweil uns Christus nicht sonderlich davon gesagt hat."
ne anderen Fragen erklärte er vollends für unnütz und warnte vor ihnen.
n der Anbetung Christi im Sakrament sagte er, man könne sie üben
r nicht: keins von Beiden sei Sünde; nur darauf komme es an, daß
m, was man thue, im Glauben und Liebe thue; bete einer im Glauben
t an, so sei ja doch der Gegenstand, auf den er sich im Glauben richte,
r der Herr selbst. — Er bat übrigens die Brüder, ihm ihre Lehre über
en Artikel noch durch ein besonderes Büchlein klar zu machen. Es wurde
n auch ein Katechismus und eine ältere Apologie derselben mitgetheilt;
s er aber in jenem las, machte ihn vielmehr wieder bedenklich.

Der würdige Brüdersenior Lukas, einer der bedeutendsten Männer
der Brüdergeschichte, schickte ihm demnach ein neues Büchlein zu. Es
rde überbracht durch die Brüder Horn (eigentlich Roh), späteren Senior,
d Michael Weiß, den bekanntesten geistlichen Dichter der Brüderge-
inde, dessen Lieder theilweis auch in lutherischen Kirchen Eingang gefunden
ben. Sein Titel lautete: „von der siegreichen Wahrheit." Allein es
riedigte Luther nicht.

Zur Entgegnung schrieb er 1523 seine Schrift „Vom Anbeten
s Sakraments des heiligen Leichnams Christi." Sie gewinnt
durch um so mehr Bedeutung, daß ihm damals bereits auch von anderen
iten her, wie wir unten sehen werden, Einwendungen gegen seine Auf-
sung der Gegenwart des Leibes Christi und Versuche einer anderen,
mlich bildlichen Deutung bekannt geworden waren, woran dann weiterhin
e ganze große Abendmahlsstreit sich anknüpfte. Luther weist auch schon
dieser Schrift selbst hin auf „Etliche, die dafür gehalten haben, es sei
lecht Brod und Wein im Sakrament, und sagen, das Sakrament sei nicht
: Leib Christi, sondern bedeute ihn wie ein Zeichen." Er richtet sich
ch bereits eingehend gegen die dafür vorgebrachten Gründe, ja die
sführungen seines, für die ganze deutsche Leserwelt mit berechneten
ichleins sind wesentlich durch den Blick nach dieser Seite hin bestimmt,
hrend er die Differenz zwischen ihm und den Brüdern auch laut gleichzeitigen
iefen an Freunde fortwährend nicht für so wichtig ansah. Auf seiner
enen bisherigen Ansicht besteht er fest; sein Ton ist aber weit ruhiger
bei jenen nachfolgenden Kämpfen. Er wiederholt auch jetzt: Hauptsache
nicht das Aeußere des Sekramentes, sondern Christi Wort und der Glaube

daran; dies seien Worte des Lebens und wer an sie glaube, habe Vergebung der Sünden und Seligkeit. Aber er warnt davor, daß man, wie jene angedeuteten Personen thun, den Worten in ihrer Beziehung auf Brod und Wein einen anderen, als den natürlichen, eigentlichen Sinn gebe. Man dürfe dies überhaupt bei keinem göttlichen Worte thun, wenn nicht ein ausdrückliches, klares Schriftzeugniß ein Recht dazu gebe oder wenn nicht der sonstige Inhalt des schriftgemäßen Glaubens dazu zwinge: denn sonst wäre kein Wort mehr sicher, — man wüßte da z. B. nicht mehr, ob Christus Gott und Mensch sei und es nicht bloß bedeute. Ein solches Recht aber habe man hier nicht. Wenn Jene dafür den Spruch 1 Kor. 10, 4 anführen, wonach Christus der geistliche Fels gewesen sei, so spreche dies Beispiel nicht für sie: denn Paulus rede dort nicht vom natürlichen Felsen, sondern eben von dem geistlichen, und dieser rechte, geistliche Fels sei nach ihm Christus in Wirklichkeit. Ein anderer Irrthum, sagt Luther, gehe damit um, daß das Sakrament Nichts Anderes als eine Einverleibung der Gläubigen in den geistlichen Leib Christi sei, weil Paulus 1 Kor. 10, 16 spreche: „Ist nicht das Brod, das wir brechen, die Gemeinschaft des Leibes Christi? wir sind allesamt Ein Brod und Ein Leib, denn wir sind alle theilhaftig Eines Brodes". Er dagegen erklärt: wenn wir nach Paulus das Brod des Sakraments essen, so genießen wir alle des wirklichen Leibes Christi und des Gutes, das er in seinem Leib erworben hat, und indem wir alle dieses seines Leibes gleich theilhaftig werden, werden wir auch untereinander eins, Ein geistlicher Leib, Ein Brod. Direkt auf die Sätze der Brüder kommt Luther erst nachher wieder mit der Frage wegen jener Anbetung. Er erklärt sie wieder für frei. Gefahr findet er keine bei ihr, wenn nur der Glaube dabei richtig sich verhalte; wie er das meint, zeigt eine Vergleichung, die er macht: Christus, sagt er, könne ja auch angebetet werden, sofern er in gläubigen Herzen auf Erden wohne, ja wir alle sollen uns unter einander Ehrerbietung erweisen um Christi willen, der in uns wohne. Doch er selbst nähert sich hier vielmehr den Brüdern; jenes Anbeten behält bei ihm doch keinen Raum mehr. Er gibt nämlich zu, daß Christus allerdings nicht darum im Sakrament sei um hier angebetet zu werden, sondern um uns zu helfen; wer auf jenes Wort Christi achte, werde der eigenen Werke vergessen und nur auf die seinigen warten; „darum," sagte er, „welche des Sakraments also im Wort wahrnehmen, die vergessen des Anbetens;" eben diese Christen, welche beim Abendmahl „vielleicht selten so tief herunter kommen, daß sie sich ums Anbeten bekümmern," nennt er die sichersten und besten. — Unter den anderen Stücken, über welche Luther sich gegen die Böhmen zu äußern hatte und in welchen er Mängel bei ihnen fand, war ihm das Wichtigste die Geltung, welche sie den Werken neben dem Glauben beilegten; der Grund lag ihm darin, daß sie das Wesen des rechten Glaubens wohl noch nicht

genug verstehen. — Dagegen freut er sich ihrer feinen Zucht, ihrer „sittigen und christlichen" Ordnung der Abendmahlsfeier, ihrer „Uebung der Lehre und Liebe und sittigen Lebens", ihrer Fürsorge für die Armen u. s. w.; er bekennt: „wir können es so noch nicht in den Schwang bringen bei uns; es ist noch grüne bei uns und geht langsam von statten; bittet aber für uns". — Von ihrer Wiedertaufe erwähnt er merkwürdigerweise Nichts, obwohl ihm wenigstens bekannt geworden war, daß sie dieselbe bei denen, welche zu ihnen übertraten, vornahmen. Nur das tadelt er, daß sie die Kindlein auf einen erst noch zukünftigen Glauben taufen, während ihm selbst die Kindertaufe nur gerechtfertigt schien, wenn man bei den Kindern einen verborgenen Glauben annehme, in welchem sie das Sakrament empfangen. Möglich, daß er neuerdings wegen jenes Verfahrens beruhigende Zusagen erhalten hatte; auch dann noch hätten wir in seinem Schweigen über einen Punkt, der ihm jedenfalls höchst anstößig war, eine milde Rücksicht auf die bisherige Schwäche der Brüder anzunehmen. — Offen sprach er sich darüber aus, daß sie die nicht schriftgemäßen Sakramente nicht auf die Dauer beibehalten dürfen, wenn gleich in Solchem die Schwachen zu dulden seien, und daß sie ihren Predigern die Ehe freigeben sollten. — Bittweise gab er ihnen endlich die in der That für sie sehr wichtige Ermahnung, die Sprachen nicht so zu verachten, sondern ihre Prediger und geschickte Knaben gut Latein, Griechisch und Hebräisch lernen zu lassen. — In Hinsicht auf Erkenntniß und Lehre zeigt Luther's Schrift, wie sich nicht anders erwarten ließ, überall das Gefühl der Ueberlegenheit über die Brüder. Wir, sagt er, die wir mitten in Sodom und Babylon wohnend, nicht einen so feinen, züchtigen Wandel, wie ihr, auszurichten vermögen, haben doch je die rechte, lautere Lehre des Evangelii als einen hellen Lichtstern mitten unter diesem unschlachtigen Geschlecht der Finsterniß, den wir Jedermann mittheilen. So wollte er Jenen aus christlicher Pflicht anzeigen, was nach seinem Dafürhalten an ihrem „innerlichen Wandel des Glaubens und der Lehre" noch mangle. Allein er will darum nicht den Meister spielen, noch weniger die anders denkenden Brüder verdammen. Er fordert Jene auf, wiederum ihrerseits mitzutheilen, was zur Besserung diene, und hofft mit ihnen auch in den Lehrfragen dadurch weiter zu kommen, daß sie gegenseitig mit der heiligen Schrift sich unterrichten; „denn", sagte er, „wir wollen uns nicht unter einander mit Feuer verbrennen, wie die Papisten thun, wenn sie nicht mehr antworten können, — wir wollen die Schrift hören gegen einander". — Für eine weitere Kenntnißnahme dessen, was sein und der Seinigen Glaube sei, verwies er sie nicht auf Bücher von sich, sondern auf Melanchthons Loci; hier sei dieser Glaube zusammengefaßt und aus der Schrift begründet, wie der ihrige in ihrer Apologie. Er ist gewärtig, daß daran sie auch noch Ausstellungen zu machen haben werden, wie die Wittenberger an ihrer Bekenntnißschrift.

Hiegegen aber verwahrte jetzt Lukas strenge und herb den bisherigen Standpunkt. Er verfaßte eine Gegenschrift. Sie und es scheint, mit andern Schreiben 1524 Luther überbracht, und zwar durch Horn. Nicht blos bestanden die Brüder auf den strikten Sinn Abendmahlslehre, sondern Lukas erklärte auch in Betreff der Rechtfe daß man sie gemäß der heil. Schrift nimmermehr dem Glauben zuschreiben dürfe. Geradezu anstößig war ihm ferner das sittlich bei den deutschen Evangelischen: essen, trinken, thun was beliebe, h weltlich Leben, sei eine schlechte Grundlage beim Auszug aus Horn war auch beauftragt, besonders die sittlichen Ordnungen und in Wittenberg sich anzusehen. Zu demjenigen Gebrauch evan Freiheit, welchen unsere Reformatoren grundsätzlich behaupteten, demjenigen allgemeinen Mangel an Disziplin, welchen sie selbst Gemeinden bedauerten, kamen in dieser Universitätsstadt noch die man Excesse einer zahlreichen und sehr gemischten Studentenschaft. Di fühlten sich abgestoßen. Sie zogen sich zurück und versuchten, so la lebte, keine weitere Verbindung mit Luther mehr. Luther aber ent ganz, den Streit mit ihnen weiter zu führen, der durch Lukas letzte rung erst recht sich auszudehnen und zu verschärfen schien. Es ihm, daß aus den Schriften über das Abendmahl, die er nunmeh jene anderen Gegner ausgehen ließ, auch sie noch weiter seine darüber sehen werden. Indem er ihnen gegenüber bis auf Weiteres verhütete er, daß die zwischen beiden Theilen noch bestehende Klu Verbitterung sich befestigte. Die Zukunft zeigte dann, daß die inn wandtschaft beider doch mächtiger werden mußte.[1])

Neuntes Kapitel.

Polemik mit Katholiken und Verhältniß zu den Humanisten; Heinri Erasmus.

Der Streit, der zwischen Luther und den Altgläubigen in weiter geführt wurde, hat fernerhin nur noch eine verhältnißmäßi geordnete Bedeutung. Luthers Lehre im Gegensatz zu der katholis unter den bisherigen Kämpfen nach allen wesentlichen Punkten faltung gekommen. Gründe und Gegengründe waren ausgetausc allem hatte der Gegensatz in Betreff der Grundfragen, auf die m Streit über die einzelnen Punkte immer wieder zurückkommen m scharf sich herausgestellt und so sehr sich befestigt, daß kein Erfolg vom Hin- und Herreden zu hoffen war: auf der einen Seite stand der auf das freie Urtheil, das jeden Christen auf Grund der heil.

ıfstehe, auf der anderen Seite die kirchlichen Autoritäten, welchen die Einzelnen mit ihrer Auslegung der Schrift sich unterwerfen sollten. Zu iner recht eingehenden Erörterung der letzten Gründe für die eine und ndere Ueberzeugung kam man auf keiner der beiden Seiten. Seinen Gegnern brauchte Luther die Autorität der Schrift insofern nicht erst zu egründen, als sie ja auch von ihnen anerkannt wurde; und nun wies er ene menschlichen Autoritäten damit ab, daß eben die Schrift Nichts von ihnen wisse, vielmehr nur dem Worte Christi und seiner Apostel sowie der ıltestamentlichen Offenbarungsorgane göttliche Geltung beilege und jeden inzelnen Christen den menschlichen Lehren gegenüber zu selbständiger Prüfung verpflichte. Katholischerseits konnten die Versuche, jene Autoritäten ıuf Schriftaussagen zu stützen, nur sehr schwach ausfallen; um so stärker rschien das Argument, daß ja die heil. Schrift selbst von den Christen ıuf das Zeugniß und die Autorität der Kirche hin für göttlich angenommen verde und man demnach auch erst bei dieser Kirche den wahren Sinn der Schrift erfahren könne. Hiegegen hörten wir Luther schon zur Zeit der Leipziger Disputation erklären, daß, während für den äußern Ursprung der Schrift freilich die historischen Zeugnisse der alten Kirche eintreten, doch der rechte Glaube an sie und die in ihr niedergelegte Wahrheit in jedem Einzelnen selbständig durch den göttlichen Geist gewirkt werde; in demselben Sinn fuhr er fort eine selbständige, auf innerer Erfahrung ruhende Ueberzeugung der Einzelnen zu behaupten; „es muß", sagt er, „ein Jeglicher allein darum dem Evangelium glauben, daß es Gottes Wort ist und daß er inwendig befinde, daß es Wahrheit sei".[1]) Vom Beweis war hiemit auf Etwas zurückgegangen, was Gegenstand unmittelbarer Gewißheit sein mußte. Während aber die Gegner dieses nicht gelten ließen, machte Luther keinen Versuch, den inneren Vorgang etwa weiter auseinander zu legen und zum allgemeinen Inhalt des menschlichen Bewußtseins und den Gründen des menschlichen Glaubens und Wissens überhaupt in Beziehung zu setzen. Für die Gegner war das Letzte, bei welchem sie tehen blieben, die Nothwendigkeit, eben der Kirche zu glauben. Für diese Nothwendigkeit finden wir bei ihnen weder eine weitere Deduktion mit Gründen noch eine Erklärung darüber, daß und wiefern sie etwa unmittelbar gewiß werden sollte. Thatsächlich lag die Stärke ihres Standpunkts in iem Bedürfniß, überhaupt eine sichere religiöse Wahrheit zu besitzen, und n der Furcht, dieser Sicherheit verlustig zu gehen, wenn sie nicht in der ion Gott eingesetzten, unfehlbaren, durch ihre Größe und Allgemeinheit mponirenden kirchlichen Anstalt gewährleistet sei, — großentheils auch einfach n der Macht der Gewohnheit und in der Furcht, durch Lossagung von ihr ıllen festen Boden zu verlieren. Dieser Gegensatz der Standpunkte bestand ann fort zwischen der evangelischen und katholischen Kirche.

Wir haben von Luthers ferneren Streitschriften bereits mehre angeführt, welche besonders zur weiteren Begründung und Rechtfertigu seiner jetzt beginnenden praktischen reformatorischen Thätigkeit dienen sollte so seine Schriften über „den falsch genannten geistlichen Stan über den rechten Brauch des Abendmahls, über Meiden d Menschenlehre, über die falsche Keuschheit, über die Bestellu des geistlichen Amtes. Auf Schriften der Gegner einzugehen, fa er großentheils nicht mehr der Mühe werth, da sie Nichts Neues vor bringen wüßten und statt giltiger Gründe nur die Meinungen der Vä und Schultheologen und die Satzungen der Kirche wiederholten. Er th es nur auf besondere Anlässe.

Eine wuchtige Gegenschrift rief bei ihm wegen des Verfassers und d Aufsehens, welchen es machte, ein Werk König Heinrichs VIII. v England hervor. Dieser tyrannische Regent, der später selbst die englis Kirche vom päpstlichen Stuhl losriß, um sich zu ihrem Alleinherrscher machen, eiferte damals noch für die Einheit der katholischen Kirche u den Gehorsam gegen sie. Er ließ kurz vor Schluß des Wormser Reichsta ein Schreiben an Kaiser Karl abgehen, worin er ihn dringend ermahn die giftige lutherische Ketzerei mit Feuer und Schwert auszurotten. Dab beschäftigte er sich auch selbst mit der Theologie, sowie überhaupt mit d Wissenschaften, und zwar hielt er es, während er mit Bezug auf weltlic Bildung als Patron der Humanisten zu glänzen suchte, in der Theolog mit den Scholastikern und namentlich mit Thomas von Aquin. Es fehl ihm neben der unmäßigen Sinnlichkeit, der er sich ergab, in der Th nicht an geistiger Begabung, wissenschaftlichem Sinn und positiven Kenntniss noch weit größer aber war die Meinung, die er selbst deshalb von s hegte, und die Sucht, damit sich zu verherrlichen. So trat er jetzt au als Schriftsteller gegen Luther auf den Kampfplatz. Er schrieb gegen ih eine Rechtfertigung der kirchlichen Sakramentenlehre, sowie auch des Ablass und der päpstlichen Hoheit, indem er damit speziell Luthers Buch von d babylonischen Gefangenschaft widerlegen wollte. Sie erschien noch i Jahre 1521. Wie weit ihm fremde Hände das scholastische Material, d er darin aufhäuft, sammeln und gestalten halfen, muß dahin gestellt bleibe Der Geist und die Richtung der Schrift war jedenfalls sein eigen. S geht durchweg darauf aus, Luther als den bösartigsten Ketzer zu kem zeichnen, dessen Lehre den Gründen der Kirche und kirchlichen Theolog gegenüber für überaus leichtfertig und verkehrt erkannt werden müsse un in Wahrheit nur die Ausgeburt gottloser Gesinnung sei. Luther ist ih ein maßlos arroganter Mensch, ein Glied Satans, ein höllischer Wolf, h ein Herz voll Eiter, von welchem sein Mund übergehe, handelt mit ein Bosheit, die kein Mund aussagen und keine Feder beschreiben könne, brin

ſen nur leeren Wind aus ſich heraus, welcher kein Rohr bewegen könne.
erdächtigt ihn, wohl bald auch noch die Gegenwart des Leibes und
s Chriſti im Abendmahl läugnen und auch die Sakramente des Altars
er Taufe ganz umſtoßen zu wollen. Eine Beſſerung Luthers will er,
er ſagt, mit ſeiner Widerlegung nicht verſuchen: denn eher würde ein
r ſeine Haut wandeln; Luther, dieſes verlorene Schaf, ſtecke ſchon ganz
s Teufels Schlund oder Bauch und ſtoße von da aus noch das häß-
e Bellen aus wider den frommen Hirten, der ſein Verderben beſeufze,
Entſetzen der ganzen Heerde. Er will nur das Seinige thun, um
er Verführung zu warnen. -- Dieſes Werk verehrte er dem Papſt
erntete von ihm die Anerkennung, die er gewünſcht hatte. Leo X.
lte ihm dafür den Titel „Beſchützer des Glaubens", den dann die
ſtantiſchen Könige Englands fortführten, kündigte dies in einer Bulle
Chriſtenheit an und ertheilte Allen, welche die königliche Schrift leſen
n, einen zehenjährigen Ablaß.

Von Luther haben wir eine erſte Aeußerung über das Buch vom 26.
1522. Dem Spalatin, welcher ihm über ſeine damals erſcheinende
ft „wider den geiſtlichen Stand u. ſ. w." wieder Vorſtellungen wegen
ſcharfen Tones gemacht hatte, erklärte er: er müſſe dem König
rten und werde gegen dieſen um Nichts mehr ſchön thun; denn es
t vergeblich, wenn er ſich demüthige und Frieden verſuche; darum
er gegen die Wüthenden, welche ihre Hörner täglich mehr in die
ſtrecken, auch die Seinigen gebrauchen und den Satan reizen, bis
e ſeine Kräfte erſchöpfe und zuſammenbreche. Seine Gegenſchrift
n bereits im Auguſt: ſchon gegen Ende dieſes Monats waren ihm
le von Freunden über ſie zugekommen; er dedizirte ſie, wie wir oben
kten, dem Grafen Schlick mit einer Zuſchrift vom 15. Juli. Zuerſt
r ſie lateiniſch, dann auch in deutſcher Bearbeitung heraus, nachdem
chs Buch gleichfalls (und zwar auf Veranſtaltung des Herzogs Georg)
ſchickt worden war.

Sein Zorn hinderte ihn nicht, in klarer und ſcharfer ſachlicher Aus-
ng dem König zu entgegnen. Er beginnt mit einer wohlbegründeten
darüber, daß ſeine Widerſacher und ſo nun auch Heinrich immer
enſchliche Satzungen, Erklärungen der Kirchenväter, alte Gebräuche
w. vorbringen, ohne deren Autorität zu begründen. Sodann weiſt
n Vorwurf ab, daß er ſelbſt ſich oft widerſprochen habe. Er macht
wiſchen den Lehren, um welche es hier ſich handle, eine Unterſcheidung,
r auch vom einfach geſchichtlichen Standpunkt aus wohl zu beachten
t und im Weſentlichen richtig finden müſſen: das Eine ſeien Lehren,
e in der Schrift ſtehen, wie vom Glauben, Liebe, guten Werken, Buße,
Chriſtus u. ſ. w.; in ſolchen Stücken ſei er vom Anfang ſeines

Schreibens an immer Eines Sinnes gewesen, nur an Klarheit und Reichthum der Ausführung fortgeschritten; — das Andere seien die Stücke, von denen die Schrift Nichts wisse, sondern welche erst der Teufel wie Unkraut auf den christlichen Acker gesät habe, — vom Papstthum, den Concilbeschlüssen dem Ablaß, dem Fegfeuer, der Messe, den Mönchsgelübden u. s. w.; mit diesen sei er allerdings Anfangs noch sanft gefahren, habe erst allmählich erkannt, wie sie nicht bloß ohne Schriftgrund sondern wider die Schrift seien, sei erst durch die Feinde immer tiefer in die Erkenntniß ihrer Gräuel hineingetrieben worden. Hierauf wendet er sich zur Sache und zwar zuerst zu jener allgemeinen Grundfrage, wie Glaubensartikel festzustellen seien. Er bleibt einfach bei seinem Gotteswort ohne Menschenzusätze, da die Gegenpartei selbst bekennen müsse, daß auch die heiligen Väter oft geirrt haben. Dagegen laufe des Königs ganze Kunst darauf hinaus, zu sagen: man habe es so lange für wahr gehalten, die Väter haben es gesagt, so viele Leute können nicht irren u. s. w. Aber das wisse er selbst auch; er frage nicht, wie lange, sondern mit welchem Recht es so gehalten worden sei; der Türken Glaube sei auch schon an tausend Jahre alt, und die Heiden haben einen viel älteren Glauben und zehen mal mehr Volks als die Christen: wie wolle man diese mit jenem Beweis widerlegen? dann nimmt er die verschiedenen Streitpunkte in Betreff des Altarssakramentes wieder eingehend durch, redet auch noch kurz vom angeblichen Sakrament der Priesterweihe und der Ehe, endlich (in der deutschen Ausgabe) vom wahren Wesen des Glaubens, welcher die Sünden nicht neben sich bestehen lasse, sondern vertilge, und durch welchen man erst fromm sein müsse, ehe man gute Werke thun könne.

Durch diese ganze Ausführung aber ziehen sich die heftigsten Ausbrüche des Unwillens über die Art, wie er angegriffen und verlästert worden sei. Er vermuthet, der Theologe Eduard Lee, der auch gegen Erasmus geschrieben hatte, stecke unter dem Fell des Königs. „Mich dünkt," sagte er, „König Heinrich habe da eine Elle grobes Tuches oder zwei gegeben und der giftige Bube Leus oder seines Gleichen habe die Kappe geschnitten und mit Futter unterzogen; aber ich will sie ihnen ausstreichen und Schellen daran schürzen." Direkt wirft er sich dann auf den König selbst. Er nennt ihn einen frechen Lügner, der seine Lehren grob entstellt und ihm namentlich gegen das eigene besser Wissen vorgeworfen habe, als ob er den Glauben also lehre, daß gute Werke Nichts seien; der König schelte ihn giftiger in diesem Einen Buch, als er selbst in allen seinen Büchern gescholten habe; wie eine zornige öffentliche Dirne schimpfe jener, so daß man wohl sehe, wie keine königliche Ader an ihm sei. Demnach meint er: „darf ein König von England seine Lügen unverschämt ausspeien, so darf ich sie ihm fröhlich wieder in seinen Hals stoßen; denn damit lästert er alle meine christliche Lehre und schmiert seinen Dreck an die Krone meines Königs der Ehren,

nämlich Christi, deß Lehre ich habe." Im übrigen redet er, während Heinrich die Mienen christlichen Abscheus vor dem verlorenen, entsetzlichen Ketzer und Verführer angenommen hatte, mehr nur mit wegwerfender Verachtung von „König Heinrich und seinem Sophisten Kunz", von seiner Hirnlosigkeit und seinem Königlichen Dünkel u. s. w. Heinrich, sagte er, helfe das Sprichwort bestätigen, daß keine größere Narren seien, denn Könige und Fürsten.

Für die Mitwelt und Nachwelt hatte diese Art der Erwiederung Luthers jedenfalls die Folge, daß der kräftige Lehrgehalt seines Buches ganz gegen den Eindruck solchen Streittones zurücktrat und Viele über dem argen Ton des Reformators den argen Ton des Königs vergaßen.

Heinrich schrieb hierauf durch einen besonderen Herold an Kurfürst Friedrich, dessen Bruder Johann und Herzog Georg, über die Injurien sich beschwerend, womit der Schuft von Mönch ihn beschmutzt habe. Der Kurfürst drückte ihm sein Bedauern aus, wenn Etwas Beschwerliches gegen ihn geschrieben oder sonst Unchristliches vorgenommen worden sei, lehnte jedoch ein Eingehen auf den Inhalt des Streites hier, wie immer, ab, indem er auf die Entscheidung eines zu hoffenden Concils verwies; auch erinnerte er den König an eine Aeußerung seines eigenen Schreibens, wonach derselbe „es nicht für sehr anständig halte, mit einem solchen Menschen zu disputiren, und nimmermehr mit einem Unsinnigen toben oder so unsinnig sein wolle, daß er sichs verdrießen ließe, von einem Unsinnigen unsinnig gescholten zu werden". Hiebei mußte Heinrich sich beruhigen; zu einem Proceß wegen Verbalinjurien gegen einen fremden Monarchen hatte man damals keine ordentlichen Mittel.

Auch Freunden aber gab Luther durch seine Schrift Anstoß. Er berief sich wieder darauf, daß Milde von seiner Seite nur noch ärgeres Toben und Lästern auf der andern Seite zur Folge habe, und daß auch Christus und die Apostel nicht immer sanft gewesen seien. Dem Spalatin erklärte er: er habe vorausgesehen, daß er bei Vielen mit Allem, was er gegen den König schreiben möge, Anstoß geben werde; aber so habe er es gut befunden und es sei aus vielen Gründen nothwendig gewesen; was er thue, wisse man jetzt nicht, werde es aber später wissen. Eine solche Rechtfertigung seines Verfahrens durch eine spätere Wendung der Dinge werden wir freilich nicht finden können. [1])

Mit den Angriffen Anderer machte sich Luther, wie gesagt, nicht mehr viel zu schaffen.

Cochläus, der ihm in Worms einen theologischen Zweikampf angeboten hatte, rühmte sich dessen in einer Schrift über die Kraft der Sakramente, in welcher er die Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben widerlegen wollte; er behauptete, in Worms so mit Luther gesprochen zu haben, daß dieser habe weinen müssen. Luther antwortete ihm 1523 nur

kurz in einer lateinischen Schrift mit dem Titel: „wieder den gewappneten Mann Cochläus.“ Ueber ihn und seine Angaben aus Worms machte er sich lustig; Cochläus, sagt er, sei dort vielmehr nur Gegenstand des Lachens gewesen, und fragt, wie denn die arme Schnecke mit ihren furchtsamen Schneckenhörnern disputiren sollte (so mit Bezug auf das Wort Cochlea, die Schnecke, woraus der Name Cochläus gebildet ist; eigentlich hieß Jener Johann Dobeneck und war gebürtig aus Wendelstein bei Nürnberg, was durch Cochlea im Sinn von Schneckentreppe, Wendeltreppe, latinisirt wurde). Hinsichtlich jener dogmatischen Frage setzte er dann ruhig auseinander, wie zur Rechtfertigung freilich die Sakramente dienen, indem sie sammt dem Worte den Glauben anregen und üben, wie aber auf Seiten des Subjekts doch nur der Glaube das Rechtfertigende sei. Cochläus überbot ihn hierauf mit plumpem Witz, indem er „wider den Wittenberger Minotaurus in der Kutte“ schrieb. Denn er wollte ihn darstellen als einen Minotaurus, halb Mensch, halb Stier, der von der böhmischen Pasiphae geboren sei und der, von Furien getrieben, mit wüstem Gebrülle wüthe. Dabei bezog er auf ihn die Erscheinung eines monströs aussehenden Kalbes, das eben jetzt in Freiberg geboren war und vielfach als ein schreckliches Wunderzeichen gedeutet wurde: es soll ausgesehen haben, als ob es eine Mönchskutte trüge, eine Platte auf dem Kopf hätte, mit seinem Maul einem Menschen gleiche, die Gebärden eines Predigers machte u. s. w. Luther aber hält darauf keine Entgegnung mehr für nöthig.[1])

Als ein Franziskanermönch Schatzgeier eine Gegenschrift gegen sein Buch von den Gelübden herausgab, überließ er eine Erwiederung auf dieselbe dem oben erwähnten Briesmann (1523), indem er nur in einem Brief, den dieser dann mit der eigenen Schrift abdrucken ließ, sein Urtheil über sie aussprach.[2])

Aehnlich forderte er den Jonas auf, ein neues Buch zu widerlegen, in welchem Johann Faber, Vikar des Constanzer Bischofs, fortan ein Hauptkämpfer der römischen Kirche, den Cölibat rechtfertigen wollte, in welchem aber Luther wieder Nichts als ein Gefabel von Vätern und Concilien fand; Jonas, sagte er, möge sich daran machen als junger Ehemann seinem Weiblein zu Gefallen.[3])

Auf neue Angriffe Emsers wollte er gar keine Entgegnung; denn dieser sei, wie Paulus (Tit. 3, 10) sage, verkehrt und sündige als der sich selbst verurtheilt habe, ja er sündige die Sünde zum Tode, für welche man auch nicht mehr beten dürfe (1 Joh. 5, 16).[4])

Auch Eck, welcher jetzt für König Heinrich das Wort nahm, schien ihm, als weintrunkener Sophist, keiner Antwort mehr werth.[5])

Gegen die Ingolstädter Universität aber, welche auf Grund von siebzehen Artikel jenen Arsacius Seehofer verurtheilt hatte (oben S. 653),

b er 1524 eine Beleuchtung dieſer Artikel heraus: die ſachliche Entgegnung eber mit derben Ausfällen verbindend.[1])

Im nämlichen Jahre veranlaßte ihn die Heiligſprechung des n Jahre 1106 oder 1107 verſtorbenen) Biſchofs Benno von Meißen ch Papſt Hadrian zu einer Schrift „Wider den neuen Abgott nd alten Teufel, der zu Meißen ſoll erhoben werden". erzog Georg hatte die Heiligſprechung längſt eifrig betrieben, Emſer ſchon i Jahre 1516 zu dieſem Zweck die Legende Bennos herausgegeben; eben t ſollte der in Sachſen eingedrungenen, dem Heiligendienſt feindlichen erei durch die Erhebung eines neues Landesheiligen recht Trotz geboten rden; dieſe fand am 16. Juni 1524 feierlich zu Meißen ſtatt. Luther lärte: alſo müſſe jetzt Meiſter Hadrian thun; die rechten Heiligen habe in Brüſſel verbrannt, nun erhebe er dagegen Benno, ja den Teufel ſelbſt. s Urtheil über den todten Benno wollte er Gott überlaſſen und nicht itter davon reden, daß Benno nach den Hiſtorien ſich einſt zu Papſt egor VII. geſchlagen habe, als dieſer boshafter Weiſe wegen zeitlicher walt und Ehre den Kaiſer Heinrich IV. um Land und Leute, Leben und eligkeit habe bringen wollen, daß man alſo, wenn dies wahr ſei, jetzt in eißen einen Blutvergießer, Mörder und Geſellen des Antichriſts erhoben be. Sei aber Benno ein wahrhafter Heiliger, ſo geſchehe ihm keine Liebe an, daß man ihn erhebe. Die Schrift rede nur von Heiligen, die auf den ſeien, nämlich ſie nenne alle echten Chriſten ſo; und dieſe ehre man dem man, wie Paulus lehre, der Heiligen Nothdurft ſich annehme und dem Jeder den Anderen höher achte, denn ſich ſelbſt. Von den verſtorbenen Heiligen habe Gott Nichts geboten; ſondern Menſchen haben ſolche bgötterei erfunden, weil ſie Geld trage. Das Urtheil über ſie habe Gott ch vorbehalten fürs jüngſte Gericht, nach 1 Kor. 4, 5. Inzwiſchen möge an ſie wohl guter Meinung für heilig halten, wie jeder Chriſt den andern für halten ſolle, aber man dürfe nicht darauf bauen als auf einen Glaubensartikel; ſo glaube er ſelber freundlich, daß St. Eliſabeth zu Marburg heilig i, desgleichen Auguſtin, Hieronymus, Ambroſius, Bernhard, Franziskus, er er wolle ſich nicht darauf verlaſſen, nicht darauf ſterben. Wolle man recht ehren und loben, ſo ſolle man Gott in ihnen loben für das ute, das er ihnen gethan, um uns zu erwecken, damit auch wir ſolche nade bei ihm allein mit aller Zuverſicht ſuchen durch den einigen treuen ittler Jeſus Chriſtus, den Heiligen aller Heiligen.[2])

Einen eigenthümlichen Beitrag für ſeine Auslaſſungen gegen das niſche Unweſen lieferte endlich Luthern auch jenes oben erwähnte Mönchskalb". Wie von Cochläus, ſo wurde es auch noch von Anderen en ihn benutzt. Er ſelbſt achtete mit ſeinen Zeitgenoſſen auf ſolche Zunderzeichen" (monstra und portenta) in der Natur. Am liebſten ſah

er darin unter den mächtigen Erschütterungen der Gegenwart Vorzeichen noch größerer Katastrophen, die vollends zu dem von ihm ersehnten jüngsten Tag hinführen sollten. So erklärte er auch jetzt: „Mein Wunsch und Hoffen ist, daß der jüngste Tag sei, denn der Zeichen bisher viel auf einander fallen und gleich alle Welt in einer großen Woge stehet, die ohne großen Wandel nicht kann abgehen.“ Eine prophetische Deutung jenes Kalbes nun mit Bezug auf solche zukünftige Dinge wollte er nicht wagen, weil er kein Prophet sei. Er meinte aber, es deute daneben auch auf den gegenwärtigen Mönchsstand hin und vielleicht auf einen Unfall, der um der Geistlichen Missethat willen über die Welt komme. Das Kalb erinnert ihn an den Kälberdienst Israels; es ist ihm der Abgott in den lügenhaften Herzen der Papisten, — die Kutte ihr ganzes angeblich geistliches Wesen mit allem ihrem Gottesdienst, womit sie ihren Abgott zieren. Aehnlich deutet er die anderen einzelnen wunderlichen Stücke und Züge, welche man an dem Kalb wahrzunehmen glaubte. Er wollte übrigens das Urtheil über seine Deutung einem jeden anheimstellen: jedenfalls habe der Mönchsstand wirklich denjenigen Charakter, welchen er hier abgebildet finde. — Zugleich versuchte sich Melanchthon in gleichartiger Deutung eines Monstrums, das schon im Jahre 1496 todt zu Rom in der Tiber soll gefunden worden sein, des sogenannten Papstesels, wozu Luther ein Nachwort schrieb. — Beide gaben ihre Ausführungen zusammen, mit Abbildungen, im Jahre 1523 heraus. Es war bezeichnend für die Zeit, daß dieselben jetzt und fernerhin eine Menge von Auflagen erlebten. — [1])

An diese fortgesetzten Kundgebungen Luthers gegen die römische Kirche reihen wir noch ein paar Schriften vorreformatorischer Männer, die er für die Gegenwart neu einzuführen bedacht war. Luther hatte keine Zeit, selbst solchen Zeugnissen nachzugehen, nahm sie aber dankbar auf, wo sie ihm begegneten. Einige Freunde der Reformation in den Niederlanden, unter denen besonders der Jurist Honius oder Hoen zu nennen ist, übersandten ihm im Sommer 1522 eine Sammlung kleiner Schriften jenes frommen und gelehrten Theologen Johann Wessel († 1489, vgl. oben S. 14). Sie wurde in den Druck gegeben und Luther schrieb eine Vorrede zu ihr. Da erklärte er: wie einst der Prophet Elias allein von den Knechten Gottes übrig zu sein gemeint habe und darum seines Lebens überdrüssig geworden sei, und wie doch Gott damals einen starken Rest von Getreuen sich im Verborgenen erhalten habe, so habe auch er anfangs im Kampf mit dem papistischen Baalspriester sich allein gefühlt und aus ihrer Mitte hinweggesehnt, und nun höre er, wie der Herr auch in so böser Zeit im Verborgenen noch seine Propheten gehabt. Hier erscheine Wessel, ein Mann hohen Geistes und wunderbarer Begabung, ein wahrhaft von Gott gelehrter. Hätte er diesen früher gekannt, so könnten seine Feinde meinen,

r habe alles das Seinige aus ihm geſchöpft; ſo ſehr ſtimme ihr beider Geiſt überein. Ihm wachſe dadurch Freude und Muth: er könne Angeſichts dieſer Uebereinſtimmung an der Richtigkeit ſeiner eigenen Lehre nicht mehr zweifeln. Fromme Leſer mögen denn auch dieſen Weſſel leſen: Leſer, welchen er ſelbſt zu herb ſei, werden bei dieſem ſich darüber nicht beklagen können. Luther hat ſo in der Freude über die geiſtige Verwandtſchaft, die wirklich zwiſchen ihnen ſtattfand und in welcher ſie namentlich gemeinſam bei Gottes freier Liebe und Gnade das Seelenheil ſuchten, die weſentlichen Differenzen überſehen, welche doch bei der Geſtaltung ihrer Lehre von der Aneignung des Heiles noch eintreten. So wenig aber war es ihm auch darum zu thun, als erſter Entdecker des verloren gegangenen Evangeliums zu glänzen. — Ferner gab Luther im Jahre 1524 Betrachtungen zum 51. und 31. Pſalm heraus, welche Savonarola zu Florenz kurz vor ſeiner Hinrichtung (1498) im Kerker verfaßt hatte. Von dieſem wußte er wohl, daß ihm, wie er im Vorwort ſich ausdrückt, noch Koth menſchlicher Theologie an den Füßen hänge, mit welcher derſelbe viel Zeit verdorben zu haben ſcheine (Savonarola war Thomiſt). Aber in jenen Betrachtungen ſprach doch ein Chriſt, der allein durch Gottes Erbarmen beſtehen wollte. „Niemand,“ heißt es dort, „kann ſich in ſich ſelber rühmen; ſo viel Gerechte, ſo viel göttliche Erbarmungen; wir wollen alle Gerechte auf Erden und im Himmel vor Gott fragen, ob ſie durch eigene Tugend ſelig geworden ſeien, gewiß werden alle antworten: nicht uns, Herr, nicht uns, ſondern deinem Namen gib die Ehre um deiner Barmherzigkeit und Wahrheit willen; denn nicht durch ihre Werke, nicht durch ihre Verdienſte ſind ſie gerettet, ſondern weil es Gott ſo gefallen hat.“ Alſo, ſagt Luther, wandle Jener nicht in den Mönchsgelübden und Ordenswerken, ſondern angethan mit dem rechten Panzer der Gerechtigkeit und dem Helm des Glaubens, — nicht als Mann des Dominikanerordens, dem er zugehörte, ſondern als Mitglied des gemeinen Ordens der Chriſtenheit. Der Antichriſt habe ſein Gedächtniß auslöſchen wollen; jetzt kanoniſire ihm Chriſtus zum Trotz den Papiſten. —[1])

Von den Gegnern wurde über Luther unter anderen böſen Gerüchten auch das ausgeſprengt, daß er lehre, Chriſtus ſei Abrahams Same, nämlich ein natürlich gezeugter Nachkomme Abrahams. Deſſen beſchuldigte ihn Erzherzog Ferdinand öffentlich vor den Reichsſtänden in Nürnberg, und ein Fürſt von Anhalt ließ ihn deshalb im Januar 1523 ermahnen, daß er von dieſem Vorwurf ſich reinigen möge. Diesmal aber ließ er ſich nicht zu einer heftigen Streitſchrift fortreißen; es war ihm, wie er ſagt, eine gar zu ärmliche und erbärmliche Lüge, mit der den Leſern keine Zeit geraubt werden ſollte. Er wollte vielmehr, weil er um Anderer willen doch antworten müſſe, dabei „auch Etwas Nützliches ſchreiben“: er wollte nämlich die Gründe ſeines chriſtlichen Glaubens, daß Chriſtus, eben als Jude, von einer

Jungfrau geboren sei, also aus der heil. Schrift darlegen, daß dadurch vielleicht auch etliche Juden zum Christenglauben gereizt werden möchten; denn von den Päpsten, Bischöfen, Mönchen u. s. w. sei bisher mit den Juden so verfahren worden, daß darüber ein guter Christ wohl hätte ein Jude werden mögen; man habe sie behandelt, als wären sie Hunde und nicht Menschen; gegen übertretende Juden herrsche bisher auch allgemeiner Argwohn in Betreff ihrer Aufrichtigkeit und fromm getaufte Juden haben auch selber ihm bekannt, daß sie ohne die neue evangelische Predigt wohl immer Juden unter ihrem Christenmantel geblieben wären. Jetzt lebte in ihm die Hoffnung auf, daß das neue, goldene Licht des Evangeliums viele Juden, wenn man sie säuberlich aus der Schrift unterweise, zu einem aufrichtigen Christenglauben führen werde, zu einem Glauben, der ja auch bereits der Glaube ihrer Väter, der Propheten und Patriarchen gewesen sei. Schon früher, in einer Predigt seiner Kirchenpostille, hatte er auf Grund von Schriftworten wie Matth. 23, 39 Röm. 11, 25 f. für gewiß ausgesprochen, daß die Juden wirklich noch einmal Christum werden anerkennen und ganz Israel selig werden: „Gott gebe," sagte er, „daß die Zeit nahe bei sei, als wir hoffen." Jetzt also gab ihm jene Verläumdung Anlaß, selbst für diesen Zweck zu schreiben: so in seiner kleinen Schrift „daß Jesus Christus ein geborener Jude sei". Nachdem er in ihr jene Gründe vorgeführt, sucht er den Juden weiter noch zu zeigen, daß mit Jesus wirklich diejenige Zeit abgelaufen sei, welche nach der Prophetie dem Kommen des Messias vorangehen sollte, daß sie also fernerhin auf keinen Messias mehr harren dürfen. —[1])

Zwischen Luther und den Vertretern des Katholizismus ließ jener Stand des Streites über Glauben und Kirchenthum keinen Raum mehr für eine Versöhnung oder Vermittlung. Es läßt sich auch bei allen den Wünschen und Hoffnungen, welche inmitten des Reichs noch hinsichtlich eines Concils oder einer Verhandlung unter den Reichsständen gehegt wurden, doch nicht absehen, wie dadurch innere Einigung hätte hergestellt werden können. Zum scharfen Gegensatz der Prinzipien kam das Urtheil der Personen über einander. Die Gegner sahen in Luther den anmaßenden bösartigen Zerstörer der kirchlichen und christlichen Fundamente, er in ihnen mehr und mehr nur noch blinde, verstockte Feinde der göttlichen, seligmachenden Wahrheit. Gegen ihn wurden überdies die schmählichsten Verläumdungen mit Bezug auf sein persönliches Leben verbreitet. So hörte er, daß er bei Erzherzog Ferdinand als ein Mensch verschrien sei, der den Kneipen, dem Würfelspiel, den schlechten Weibsbildern sich ergebe; er bemerkte hierzu: er sei schon genug an die Lügen gewöhnt.[2])

Der Riß und die Kluft ging auch durch eine Menge von Männern und Christen hindurch, welche anfänglich gemeinsam nach einer Besserung

der kirchlichen Zustände gerufen und gestrebt, ja gemeinsam auch den Weg zum Heil der Seelen gesucht hatten. Bei denen, welche dies aufrichtig gethan hatten und nun dennoch nicht mehr mit Luther gehen wollten und eben hiemit wider ihn sich stellen mußten, wirkte hiezu am Meisten die Scheu vor einem Fall aus uralter, allgemeiner und unerläßlicher kirchlicher Einheit in unabsehbare Spaltung, die Furcht vor einer weitergehenden Auflösung, gegen welche die Reformation keinen Damm mehr habe, und der Hinblick auf sittliche Blößen, welche man auch unter so vielen Anhängern der Neuerung wahrnehme und über welche ja auch Luther zu klagen nicht umhin konnte.

Am schmerzlichsten war für Luther wohl das gänzliche Zurückweichen seines alten Freundes Staupitz. Dieser blieb beim Salzburger Cardinal-Erzbischof, wurde im Jahre 1522 Abt des dortigen Benediktinerklosters und auch erzbischöflicher Vikar, während er kurz vorher noch wehmüthig seinem und Luthers Freunde Link seine verlassene Lage geklagt hatte. Sein inneres Glaubensleben verschloß er fortan in sich. Gegen Luther brachte er vor, daß dessen Sache jetzt so viele unsittliche Menschen rühmen und aus seinen neueren Schriften so viel Aergerniß hervorgegangen sei. Bald aber bekannte er auch, daß er den Uebergang zu seinem Amt als eine Thorheit beweine. Luther schrieb noch wiederholt an ihn und nie mit einem Ausdruck von Bitterkeit. Er verwahrte sich gegen jenen Vorwurf: das Gotteswort müsse er verkündigen, ob auch die Bösen mit den Guten in ihrer Weise Gebrauch davon machen; Christus wolle ja erst dereinst durch seine Engel alle Aergernisse aus seinem Reich hinweg sammeln lassen (Matth. 13, 30). Im September 1523, als Staupitz lange Nichts von sich hatte hören lassen, versicherte er ihm: „wenn wir auch dir nicht mehr angenehm sind, so dürfen doch wir dein nicht vergessen, noch dir undankbar werden, durch welchen zuerst das Licht des Evangeliums in unseren Herzen zu leuchten begonnen hat; uns wäre wohl lieber gewesen, wenn du nicht Abt geworden wärest; nun du es aber geworden, wollen wir beiderseits das Beste denken und Jeden seiner eigenen Meinung gewiß sein lassen (Röm. 14, 5); mich und deine besten Freunde schmerzt minder, daß du uns fremd, als daß du jenem Monstrum, deinem Cardinal, zu eigen geworden bist, dessen willkürlich Wüthen die Welt kaum erträgt, du aber nun schweigend ertragen mußt: es ist ein Wunder, wenn du nicht in Gefahr kommst, Christum zu verläugnen; — du lässest uns mit deinem langen Schweigen im Ungewissen, wie du gesinnt seiest, und doch ist dir ganz gewiß, wie wir gesinnt sind, und mir ist gewiß daß du uns nicht vom Herzen verachtest, auch falls wir dir in allen Dingen mißfallen; ich aber werde nicht aufhören zu wünschen und zu beten, daß du deinem Cardinal und dem Papstthum so fremd werden mögest, wie ich es bin, ja wie auch du es gewesen bist; der Herr aber erhöre mich und

nehme dich mit uns an." Nachher erhielt Luther noch einen Brief von ihm; wir wissen aber Nichts vom Inhalt und von Luthers Antwort. Am 28. Dezember 1524 starb Staupitz. Luther äußerte später in einer Tischrede: Staupitz habe die Ehre der Abtswürde, zu der er sich hergegeben, nur zwei Jahre genossen, denn „Gott habe ihn erwürgt"; er setzte indessen auch da bei, daß er dennoch Gutes von ihm hoffe und daß derselbe immer ein edelgesinnter Mann gewesen sei; mit welch inniger Anerkennung er sonst und bis an sein Lebensende sich über ihn aussprach, haben wir schon früher erwähnt (oben S. 80).[1])

Besonders wichtig für die Reformation erschien der Bund der neuen Lehre mit den classischen Studien, dem Humanismus, der neuen weltlichen Bildung. Jetzt begann besonders auch unter den Vertretern und Anhängern des Humanismus, so weit sie ursprünglich in den Kampf gegen die kirchliche Verderbniß eingestimmt hatten, eine Wendung und Scheidung. Bei den besten unter denen, welche jetzt zurückwichen, waren die vorhin bezeichneten Motive entscheidend. Auch wenn sie nicht, wie viele ihrer Genossen, bei einem oberflächlichen Polemisiren gegen die äußeren sittlichen Schäden der Kirche stehen geblieben, sondern jenen höchsten Fragen über die Versöhnung mit Gott und die Seligkeit nachgegangen waren, war doch ihr Interesse und ihr Verständniß für die evangelische Lehre nicht so groß, um über jene Bedenken obzusiegen. Dazu war dann auch gerade das wissenschaftliche Leben im damaligen Humanismus ihnen nicht förderlich: es brachte nicht praktische Energie und Entschlossenheit für jene immer ernster werdenden Kämpfe, sondern vielmehr eine Liebe zur Ruhe der Studirstube oder gar zu bequemem, ästhetischem Genuß mit sich, in der man alles Mögliche sich wieder gefallen ließ und zurecht zu legen wußte. Ferner erhob sich die Befürchtung und der Vorwurf, daß gerade die Reformation jetzt diese edelen Studien gefährde: Anfangs insofern, als sie dieselben bei den kirchlichen Mächten vollends in Mißcredit und Argwohn bringe, dann gar direkt dadurch, daß der theologische Streit das Interesse für dieselben aufs bedauerlichste zurückdränge und eine Menge Anhänger der neuen Lehre diese Bildung des Geistes nicht mehr schätzen, sondern wieder in Barbarei versinken. Für diejenigen, welche in die Blüthen jener Studien und den Ruhm der neuen „Poeten" die höchsten Lebensinteressen setzten, war allerdings plötzlich ein überaus trauriger Umschwung in der Zeitrichtung eingetreten: noch vor weniger als zehn Jahre schien der Geist der Zeit wirklich nichts höher als ihr Streben zu würdigen, während die theologischen Fragen ein Gegenstand der Gleichgiltigkeit oder des Spottes wurden, und jetzt war Alles von diesen erfüllt und beherrscht; ein Mutian starb bald nachher (1526) einsam, ja in bitterem Mangel. Auch war die Klage, daß der Sinn für allgemeine wissenschaftliche Bildung sinke, wirklich begründet; wir haben Zeugnisse dafür bereits auch

aus Luthers Mund in seinen Aeußerungen über den Stand der Schulen vernommen, und Melanchthon bekannte schon im Jahre 1522, daß die Jugend die „Poesie" viel zu sehr vernachlässige und daß er einen Ruin der Wissenschaft ahne. Doch eben die Reformatoren erkannten dies ja nicht bloß an, sondern wirkten für ein Schulwesen, das weit mehr noch als die bisherigen Schöpfungen des Humanismus den Geist der ganzen Nation heben sollte.

Unter den bedeutenderen, dem Humanismus befreundeten öffentlichen Persönlichkeiten haben wir zwei interessante Beispiele in den sehr ehrenwerthen Juristen Ulrich Zasius, Professor in Freiburg, und Christoph Scheurl in Nürnberg. Zasius hatte im Herbst 1520 mit einem liebreichen Brief an Luther sich gewandt, ihm dankbare Zustimmung zu seiner Lehre vom Ablaß und Buße ausgesprochen, ihm erklärt, daß er lieber im äußersten Elend leben, als seine Werke entbehren möchte und nur ein Bedenken darüber beigefügt, ob es nicht gefährlich sei, die fürs Papstthum eintretende Autorität so vieler Jahrhunderte und so vieler heiliger Männer zu erschüttern. Dagegen machte er schon im Dezember 1521 einem lutherisch gesinnten, aus Wittenberg kommenden jüngern Freunde Vorstellungen darüber, daß derselbe die Kirche verlasse, um Schattenbildern oder gar Etwas noch Schlimmerem nachzulaufen, bestand fest auf dem göttlichen Rechte des Papsts und schalt es einen unerträglichen unerhörten Hochmuth, wenn ein Einzelner die eigene Schriftauslegung über die der ganzen Christenheit stellen wolle. Bei ihm wie bei anderen Fachgenossen griff die juristische Anschauung und Gewohnheit in die Beurtheilung des Religiösen ein; so bemerkte er in jenem Brief an Luther: „wir halten es nach unserm Recht für Unrecht, einen Zustand, der seit unvordenklichen Zeiten für recht gegolten hat, umstürzen zu wollen." Sogar der entschieden evangelisch gesinnte Wittenberger Jurist Schurf mußte über derartige Bedenken oft noch in sich kämpfen: für Luther bestanden sie nicht mehr vermöge des Grundunterschiedes zwischen den äußeren, weltlichen Dingen und dem Gebiete des Himmelreichs, des geistlichen Lebens, des Gewissens. Zugleich zeigt uns jener zweite Brief des Zasius, mit welchem Gerede man damals in katholischen Kreisen die Wittenberger angriff; er schreibt jenem Freund (mit Bezug auf die damaligen Vorgänge in Wittenberg während Luthers Abwesenheit): „Ihr unglücklichen Jünglinge seid verführt durch unvorsichtige Doktoren; deine Wittenberger halten fast täglich Communion und betrinken sich dann dergestalt im Bier, daß sie oft sich selbst nicht mehr kennen; denn also sagt man". — Scheurl hatte aufs wärmste Luthern die Hand geboten, schien ein Herz und eine Seele mit den Nürnberger „Augustinianern" und Lutheranern zu sein; nur suchte gerade er anfangs auch noch einen Eck und Luther zu verbinden (oben S. 141 f.). Er wurde nun unglücklich darüber, daß die Wittenberger

seine fortgesetzte Freundschaft mit Eck ihm verübeln, — dann darüber, daß der Mißbrauch der Freiheit der Sache des Evangeliums schade und der unersättlichen Herrschgier des Papsts Vorschub leiste (so im Jahre 1525). Weiterhin zog er sich ganz vom Verkehr mit Jenen zurück und kam endlich dahin, daß er in vertrauten Aeußerungen gegen gut katholische Freunde auch seinerseits Wittenberg für einen Pfuhl von Irrthümern und eine abscheuliche Höhle aller Ketzereien erklärte.[1])

Unter den eigentlichen Vertretern der humanistischen Wissenschaft war sogar Eoban Heß, der einst so lebensfrische und für Luther begeisterte „König" der Erfurter Poeten, eine Zeit lang über den Verlauf der reformatorischen Bewegung sehr niedergedrückt. Er sah Erfurt, die Hauptstätte der edeln Wissenschaften, verfallen unter den heftigen Streitpredigten, Händeln und Tumulten, welche dort ausbrachen, und fürchtete einen allgemeinen Zerfall der Kirche und Wissenschaft zugleich. So ließ er im Jahre 1523 einen an Luther gerichteten „Brief der niedergebeugten Kirche" erscheinen, mit bittern Klagen über die Gefahren, welche ihr durch mönchisch ungebildete Feinde der Wissenschaft und Maulhelden des Glaubens drohen. Lange in Erfurt meinte Verdacht gegen den bisherigen Freund hegen zu müssen. Luther aber beruhigte aufs Freundlichste ihn, den „in Christo gläubigen Poeten, seinen theuersten Bruder": es bleibe auch seine Ueberzeugung, daß eine lautere Theologie ohne jene wissenschaftliche Bildung nimmermehr bestehen könne; ja Gott habe einem jeden neuen Offenbarwerden seines Wortes durch ein Aufblühen der Sprachen und Wissenschaften wie durch einen Vorläufer Johannes den Weg gebahnt; zu Nichts möchte er weniger Anlaß geben, als daß die Jugend die Poesie und Rhetorik bei Seite setzte; in solchen Studien sehe er ein unersetzliches Mittel, um die jungen Leute auch für die Auffassung und geschickte Behandlung des Heiligen tüchtig zu machen; Heß möge auch in seinem Namen kräftig dazu mahnen und treiben; er sei über sich selbst oft unwillig, daß er keine Zeit mehr finde, mit den Dichtern und Rednern sich zu beschäftigen. In gleichem Sinn antwortete Melanchthon. Heß gab diese Antworten nebst denen anderer lutherischer Freunde gesammelt heraus als Zeugnisse, daß man die humanistischen Studien nicht verachten dürfe. In seiner Gemeinschaft mit den Reformatoren war er doch nicht erschüttert und wich auch fernerhin nicht von ihr. Er wurde nachher an dem evangelischen Gymnasium Nürnbergs, später an der evangelischen Universität zu Marburg angestellt.[2])

Luthers Universitätsfreund Crotus, der später ganz wieder zu den Altkirchlichen überging, schalt schon wenige Monate, nachdem er Jenen auf der Durchreise nach Worms 1521 verherrlicht hatte, Vertrauten gegenüber auf die Frevel, welche man sich gegen die Kirche und ihre Gesetze erlaube. So schnell hatte ihn ohne Zweifel besonders der Schrecken über jene Er-

furter Tumulte (oben S. 495) umgestimmt. Er war jedoch jetzt so wenig als bei seinen früheren Ausfällen auf die Kirche ein Mann offenen, muthigen Auftretens, stellte sich vielmehr noch ganz freundschaftlich zu den Wittenberger Theologen: unter diesen wurde 1523 daran gedacht, ihn als Dekan an die Stiftskirche zu berufen. Ja er ließ sich vom Herzog Albrecht von Preußen, in dessen Dienst er trat, noch im Jahre 1526 dazu gebrauchen, eine Schutzschrift für diesen und seine Reformation gegen den Deutschorden auszuarbeiten, obgleich das Werk für ihn, wie er sich ausdrückte, bitterer Absynth war. Sein Meister blieb Erasmus. [1])

Das wichtigste Ereigniß aber war, daß jetzt endlich Erasmus selbst gegen Luthers Lehre die Feder ergriff. Er gab gegen ihn eine Schrift heraus über den freien Willen. Die Hauptpunkte der Differenz, welche zwischen Beiden längst bestand, bezeichnet eine Aeußerung Luthers von der Wartburg aus: Erasmus sei von der Erkenntniß der göttlichen Gnade weit entfernt und suche immer nur Frieden, das Kreuz meidend. In diesem Streben und in Ermangelung jener Auffassung der Gnade und des Gnadenwegs, für welche Luther kämpfte, hielt er fest an der Kirche und ärgerte und ängstigte sich fortwährend über Luthers Rücksichtslosigkeit und Heftigkeit. Hinsichtlich jener Lehre äußerte Luther auch gegen den Professor Börner zu Leipzig, im Jahre 1522: Erasmus wolle vom göttlichen Gnadenrathschluß wohl noch weniger wissen als bisher die Schulsophisten; er fürchte sich aber deswegen nicht vor ihm, denn die Wahrheit sei mächtiger als die Beredtsamkeit, der Geist von oben stärker als menschliches Genie, der Glaube größer als die Gelehrsamkeit; ja es scheine ihm nicht rathsam für Erasmus, daß derselbe gegen ihn seine Kräfte versuche, da er, obgleich nur ein Stammler, dem hochberedten Erasmus mit Zuversicht und ohne alle Rücksicht auf seinen Ruf und sein Ansehen entgegentreten würde. Er nahm auch in einer Briefsammlung, welche Erasmus damals herausgab, viel feindselige Gesinnung gegen sich wahr, obwohl unter freundlichen Redensarten versteckt. Zugleich aber erklärte er dem Börner: herausfordern werde er den Erasmus nicht und werde von ihm erst wiederholt sich herausfordern lassen, ehe er zuschlage. Im Juni 1523 schrieb er dem Oekolampad: „Ich merke wohl die Stiche, die mir Erasmus da und dort gibt; aber weil er thut, als wäre er kein offener Feind, thue auch ich, als ob ich seine schlauen Griffe nicht verstünde, obgleich ich ihn tiefer durchschaue, als er glaubt; Erasmus hat gethan, wozu er bestimmt war: er hat die Sprachen eingeführt und uns von den gottlosen Studien weggerufen; vielleicht wird er mit Mose im Lande Moab sterben: denn zu den besseren Studien (wo sichs um die Gottseligkeit handelt) führt er nicht weiter; -- er hat genug gethan, indem er das Böse anzeigte; das Gute zu zeigen und ins Land der Verheißung zu führen vermag er nicht.“ Auch sprach Luther sein Bedauern über einen heftigen An-

griff aus, welchen Erasmus von dem schnöde durch ihn verleugneten Hutten erlitt, tadelte aber freilich noch viel mehr die Rache, welche Erasmus an diesem nahm. — Inzwischen verlautete, daß Erasmus wirklich den Kampf mit Luther eröffnen wolle. Er wußte wohl, wie dieser von ihm denke. Jener Brief Luthers an Börner wurde von unbefugten Händen veröffentlicht und auch der an Oekolampad wurde dem Erasmus bekannt. Es konnte ferner nicht unbemerkt bleiben, daß Luther jetzt in einer neuen Auflage seines Galaterbriefs die Stellen ausmerzte, wo er früher des Erasmus Exegese lobend erwähnt hatte. Luther schrieb dann an diesen selbst noch im Frühjahr 1524, um wo möglich den drohenden Ausbruch abzuwehren. Er sprach hier freilich mit einer Offenheit, an die Erasmus nicht gewöhnt war und die auch gegen die ihm früher von Luther bezeugte Ehrerbietung (oben S. 284 f.) sehr abstach: „Gott", sagt er, „hat Dir nicht die Tapferkeit verliehen, den Ungeheuern, mit denen wir zu thun haben, frei mit uns zu begegnen, und wir wollen Dir Nichts zumuthen, was über das Dir beschiedene Maß geht; — ich habe nie gewünscht, daß Du, Deine Schranken überschreitend, in unser Lager eintretest: könntest Du hier gleich durch Dein Genie viel nützen, so ists doch, da Du nicht also gesinnt bist, sicherer, Du dienest innerhalb Deiner eigenen Begabung; nur das fürchtete ich, daß Du Dich durch die Widersacher verleiten lassest, in Schriften gegen unsere Lehre auszufallen, und daß wir dann genöthigt wären, Dir ins Angesicht zu widerstehen; — — hiemit möchte ich Dir, bester Erasmus, meine aufrichtige Gesinnung gegen Dich bezeugen, in der ich wünsche, daß der Herr Dir einen Deines Namens würdigen Geist schenken möge; will das der Herr noch nicht, so bitte ich Dich einstweilen, bleibe wenigstens ein bloßer Zuschauer unserer Tragödie, verbünde Dich nicht mit den Widersachern, namentlich gieb keine Bücher gegen mich heraus, wie auch ich Nichts gegen Dich herausgeben werde; — es ist schon genug des Beißens; wir müssen uns hüten gegenseitig uns aufzureiben; das wäre ein um so kläglicheres Schauspiel, da ja gewißlich kein Theil es mit der Gottseligkeit übel meint; — halte mir mein kindisch Reden zu gute und lebe wohl in dem Herrn." Erasmus erwiderte ihm (am 8. Mai), daß ihre Auffassung vom Wirken fürs Evangelium freilich verschieden sei und daß er in Luthers Verhalten Manches anstößig und für Wissenschaft und Religion gefährlich finde; mit Bezug auf jene Bitte Luthers deutete er nur so viel an: wenn Luther Allen über seinen Glauben Rechenschaft zu geben bereit sei, könne er einem, der des Lernens wegens mit ihm disputiren wolle, dies wohl nicht verübeln; vielleicht werde dem Evangelium besser gedient durch einen Erasmus, der gegen ihn schreibe, als durchs Schreiben gewisser thörichter Anhänger für ihn, um deren Willen es nicht zulässig sei, bloßer Zuschauer dieser Tragödie zu bleiben. Er hatte aber seine Streitschrift damals längst in Arbeit, ja,

schon im Jahre 1523 eine Probe derselben dem König von England vorgelegt. Die Päpste Leo und Hadrian hatten ihn vergebens zu einem solchen Werk aufgefordert, er konnte sich sogar rühmen, daß ihm dafür ein Bisthum angetragen worden sei. Erst das anhaltende Begehren jenes Königs, von dem er viel Gunst und Ehre und auch eine jährliche Pension genoß, vermochte ihn dazu; Heinrich VIII. hoffte, durch den Schlag, welchen ein Erasmus gegen Luther führen werde, für die Schmach, welche dieser ihm angethan, gerächt zu werden. Mit schwerem Herzen vollbrachte er seine Aufgabe: er meinte, wie er an Heinrich schrieb, wegen der in Deutschland herrschenden Zustände hier bei Herausgabe seiner Schrift nicht mehr existiren zu können und sich auf eine Steinigung gefaßt machen zu müssen (auf Mißverstand jedoch beruht es, wenn man ihm gar ein Bekenntniß beilegt, daß er, über den freien Willen schreibend, seinen freien Willen verloren habe [1]).

Den Gegenstand hatte er von seinem Standpunkt aus gut gewählt: vor Allem insofern, als er ja Luthers Lehre vom Willen wirklich mißbilligte und Nichts gegen seine Ueberzeugung zu behaupten brauchte, wie wenn er etwa gegen Luthers Angriffe auf Papstthum, Messe u. s. w. das Wort genommen hätte. Ohne Zweifel hat er vielmehr in dieser Schrift bei allem, was er sagte, nur seinen eigenen wirklichen Standpunkt mit der ihm auch sonst eigenen Vorsicht wiedergegeben und nicht minder nach seiner Art hiebei die Erörterung allzu tiefer und gefährlicher Fragpunkte umgangen. — Es war ferner bekannt, wie viel Luther an dem Punkt, welchen er angriff, gelegen, wie hoch also sein Angriff in dem gegenwärtigen großen Kampf zu schätzen war. Und zugleich durfte er dabei auf die Theilnahme und Zustimmung Vieler rechnen, die sonst vielmehr mit Luther als mit der bisherigen Theologie harmonirten: so wußte Luther selbst, daß z. B. der Humanist Mosellanus es in diesem Stück mit Erasmus hielt, und das Gleiche galt von vielen andern Humanisten; ja auch für Capito gehörte noch im Jahre 1521 Luthers Bestreitung des freien Willens zu demjenigen, woran er bei Luther Anstoß nahm. [2]) Auch konnte ja das Interesse der Heilsgewißheit, die auf den reformatorischen Hauptsatz von der Glaubensrechtfertigung sich stützte, durch Einreden gegen jene Lehre noch nicht nothwendig bedroht scheinen: es fragte sich, ob die heilsbegierigen Seelen nicht ebenso dieser Gerechtigkeit aus dem Glauben gewiß werden dürften, wenn der Glaube nicht rein nur eine Frucht göttlicher Gnadenwirkung, sondern auch die freie Selbstentscheidung des Menschen bei ihm betheiligt sei; ja es konnte sich fragen, ob jene Gewißheit nicht gerade dann gefährdet sei, wenn es rein an Gottes Willen liege, daß der Eine zum Glauben komme, der Andere nicht.

Man hätte erwarten mögen, ein Mann von der geistigen Bildung des Erasmus werde dann auch über die inneren psychologischen Vorgänge

im sittlich religiösen Subjekt selbstständige scharfe Untersuchungen anstellen über das Verhältniß der eigentlichen Willensbestimmung zu den unwillkürlichen niedrigeren und höheren Erregungen, Trieben und Affekten, welche ihr in der Seele vorangehen, — seis daß man in ihnen bloße Produkte des eigenen Innern und einfach menschlicher Einflüsse, seis daß man in ihnen theils Wirkungen des göttlichen Gnadengeistes, theils auch Wirkungen der Fürsten der Finsterniß sehen wollte. Melanchthon hatte darüber schon in der ersten Ausgabe seiner Loci, wo er ganz Luthers Standpunkt einnahm, eine recht interessante Ausführung gegeben: nach ihr sollten die sogenannten Willensbestimmungen des unerlösten Menschen, wie die Erfahrung zeige, ganz nur das Ergebniß solcher Affekte, und zwar wesentlich fleischlicher, selbstischer Affekte, und ebenso eine wahre Bekehrung ganz nur Ergebniß der neuen höheren Anregungen, nämlich der göttlichen Geisteswirkungen sein.

Allein die Schrift des Erasmus rechtfertigte vollständig Luthers Urtheil über die Gränzen, welche der Befähigung dieses berühmten Mannes gesteckt seien. Er wagte gar nicht, seinen Gegenstand fest und scharf anzufassen.

Er hielt sich an jene stärksten Sätze in Luthers Vertheidigung seiner durch die Bulle verdammten Artikel: daß Alles nothwendig, nämlich Alles schlechthin durch Gottes Willen und Macht bestimmt sei. Hiegegen wollte er Einwendungen erheben. Aber von seiner eigenen Ueberzeugung bekannte er, nach Allem, was von alten Zeiten her über den freien Willen geschrieben sei, nur so viel sagen zu können: er halte dafür, daß der freie Wille „Einiges vermöge". Was er darüber sagt, zeigt uns wesentlich diejenige unbestimmte Auffassung der Sache, bei welcher in der Regel ein mäßig angeregtes religiöses Gemüth und ein billiges, die Tiefen wie die Härten meidendes Denken sich beruhigen wird. Er verwahrte sich auch von vorn herein dagegen, daß man allzu tiefe, unergründliche Probleme zu erforschen suche und vor dem Publikum verhandle, während das Interesse der Frömmigkeit dies keineswegs fordere. Allein er selbst führte doch Fragen und Sätze ein, bei denen gerade auch das religiöse Interesse an seinen unbestimmten Ausdrücken und seinen unsicher sich hin und her wendenden Ausführungen sich nicht konnte genügen lassen.

Er gab eine Definition jenes freien Willens, für welchen er streiten wollte: es sei das Vermögen, sich demjenigen, was zur ewigen Seligkeit führe, zuzuwenden oder davon abzukehren. Aber was sollte dieses sein, das zur Seligkeit führe? und was sollte demnach unter dem „Sichzuwenden" gedacht werden: wieweit ein Akt eigener Kraft, der vielleicht schon ohne Einflüsse der Erlösung dem natürlichen Willen den göttlichen Geboten gegenüber möglich ist, oder etwa nur eine Hingabe auf Grund inneren Ergriffenseins und Ueberwältigtseins durch die Macht der erlösenden Gottesliebe?

Erasmus machte für seine weitere Ausführung gar keinen Versuch, i innern Vorgang auf die oben angedeutete Weise zu durchforschen. Er llte nur aus der heil. Schrift argumentiren, indem er vereinzelte Schrift-len, die für jene Willensfreiheit sprächen, vorbrachte und diejenigen, welche gegenzustehen schienen, mit jenen auszugleichen suchte. Und zwar erörterte dieselben nun in einer Weise, daß in der That eine Willensfreiheit heraus-n, mit welcher sogar der alte, von der Kirche verworfene Ketzer Pelagius rieben sein konnte und bei welcher eine Erlösung wenigstens nicht noth-ndig erschien. Allein das wollte er doch auch wieder nicht sagen. Er lärte vielmehr schließlich: diejenigen Vortheile, welche Luther für seine re gelten mache, dürften gewahrt werden durch eine Auffassung, nach cher die ersten Anregungen für die Seele von der göttlichen Gnade komme d die Seele sich diesen nur nicht entziehe und wonach nun die göttliche ade und der menschliche Wille concurrire. Aber hiemit verglich er dann s Brennen eines Feuers, wobei dieses aus der eigenen natürlichen Kraft nne und doch Gott die erste Ursache des Brennens sei: so scheint doch Willenskraft, die jeder von Natur hat, zu genügen; andere Beispiele, er vorbrachte, führten freilich noch weiter auf eine Beihilfe Gottes auch en dieser. Bei dem Allem erklärte er es ferner für fromm, wenn man n Ruhm nur Christo beilege, nur ein lebendiges Werkzeug des göttlichen ftes sein wolle u. s. w., — während doch in Wahrheit seine eigenen ren dem Eigenruhm vollen Raum ließen. Nur in der Abwehr jener weitesten gehenden Sätze Luthers äußerte er sich mit Bestimmtheit. Im rigen begnügte er sich, die eine oder andere Ansicht als probabel und ufibel zu bezeichnen. Er bekannte ausdrücklich, daß er überhaupt kein nund fester Behauptungen sei, sondern viel lieber es mit den Skeptikern te, soweit die Autorität der heil. Schrift sammt den Beschlüssen der Kirche s zulasse.

Am stärksten vermochte er gegen jene lutherschen Sätze das Argu-nt geltend zu machen, daß durch sie das Böse mit dem Guten auf Gott ückgeführt und das sittliche Streben des Menschen im Kampf mit dem sen gelähmt werde. Aber nicht einmal von diesem Gesichtspunkt aus ff er sie mit voller Energie an, wollte vielmehr eben in Betreff der hier erhebenden Fragen, daß man sie lieber gar nicht öffentlich bespräche: zieme sich, sagt er, hier klug zu sein; denn Manches sei schon darum idlich, weil es nicht angemessen sei, wie Wein für einen Fieberkranken.

Seinen kirchlichen Standpunkt wahrte er sorgfältig: er erklärte gleich Eingang seiner Schrift, daß er sich überall jenen Beschlüssen der Kirche erwerfe, ob er das von ihr Vorgeschriebene selber zu „erreichen" ver-ge oder nicht. Gegen die Berufung der einzelnen Christen auf die heil. rift brachte er ganz die gewöhnlichen Einwendungen vor, daß hiemit

Alles unsicher würde. An einer Klarheit, die der Schrift selbst eigen sei, verzweifelte er: sie bedürfe eines Auslegers; zur Zeit der Apostel sei der göttliche Geist, der eben ihnen inwohnte, der Ausleger gewesen, und sie haben diesen Geist bewährt durch ihre Wundergaben, dergleichen ja die neuen evangelischen Ausleger nicht für sich aufweisen können. Auf wen sei jetzt der Geist der Ausleger übergegangen? Sage man: auf die amtlichen Ausleger der Apostel, so höre man zwar den Einwand, daß darunter viele den apostolischen Geist nicht haben. Aber es sei doch glaublicher („probabler"), daß Gott denjenigen, welchen er die Amtsweihe gebe, seinen Geist einflöße, so wie es wahrscheinlicher sei, daß Gott einem Getauften Gnade gebe als einem Nichtgetauften; daneben möge freilich auch einem Laien und Einfältigen von Gott geoffenbart werden, was vielen Gelehrten verborgen bleibe: aber es lasse sich nicht constatiren, bei welchem dies wahrhaftig der Fall sei. Schließlich berief auch er sich darauf: wie man glauben könne, daß Gott seine Kirche länger als 1300 Jahre im Irrthum gelassen habe. Eine feste persönliche Ueberzeugung aber, daß jenes Glaubliche wahr und dieses schwer Glaubliche unmöglich sei, gab er doch nirgends zu erkennen. Wie viele Männer wissenschaftlicher Bildung mögen in dem Kampf jener Zeit diesen seinen Standpunkt getheilt haben, wie viele katholisch Gesinnte ihn noch heute theilen!

Im September 1524 wurde Erasmus Schrift den Wittenbergern bekannt. Sie blieb hinter den Erwartungen, welche Luther von seiner Kampftüchtigkeit hatte, noch weit zurück: wenn Luther in dem Brief an Börner angedeutet hatte, daß Erasmus gegen ihn wohl große Beredsamkeit, menschlichen Geistreichthum und Gelehrsamkeit werde aufzubieten haben, so fand er nun auch hievon sehr wenig. Die Schrift widerte ihn an mit ihren glatten Windungen, ihrem vorsichtigen Laviren, ihren Behauptungen, die doch Nichts bestimmt behaupten wollten. In ihren Argumenten, so schön sie dieselben auch vortrüge, erkannte er Nichts Neues, Nichts Gewichtiges an. Es war ihm lästig, auf eine so ungelehrte Schrift eines so gelehrten Mannes antworten zu müssen. Jenes Urtheil über die Schrift sprach er dann in seiner Erwiderung auch offen gegen Erasmus aus.

Er wollte nur um derjenigen Leser willen antworten, auf welche das große Ansehen, welches Erasmus sonst genieße, auch bei dieser Frage Eindruck machen könnte. Dabei war gerade der Gegenstand, welchen dieser zum Angriff gewählt hatte, ihm willkommen. Er belobte diesen selbst darüber am Schlusse seiner Erwiderung: „du allein vor allen meinen Gegnern hast die Hauptsache angefaßt, hast mich nicht mit Papstthum, Fegfeuer, Ablaß und andern solchen Possen belästigt, mit welchen mich bisher fast alle vergebens gejagt haben, hast allein dem Angelpunkt des Streites ersehen und dem Gegner nach der Kehle gegriffen; dafür danke ich dir von

Herzen; denn in dieser Sache bewege ich mich gerne, so weit ich Zeit und Muße habe."

Jener Widerwille gegen die ganze Art des Erasmus verzögerte Anfangs die Ausführung seiner Arbeit. Als sie aber einmal im Zuge war, vertiefte er sich in den Gegenstand mit ganz besonderem Ernst und Eifer, verwandte einem Erasmus gegenüber auch auf den lateinischen Stil und Ausdruck ungewöhnliche Sorgfalt. In seiner ganzen Haltung hatte Erasmus, wie von ihm nicht anders zu erwarten war, sich möglichster Feinheit und Mäßigung befleißigt, ohne es auch hier an seinen Stichen fehlen zu lassen, und sah nun mit Spannung dem Ton entgegen, welchen Luther gegen ihn anschlagen werde. Hierin aber hielt diesmal auch dieser ein edles Maß: an die Stelle solcher Stiche traten bei ihm kräftige, aber würdige, offene Ausdrücke des Tadels, Vorwurfs und Befremdens.

Seine Gegenschrift erschien erst im Dezember 1525. Ausdrücklich verwahrte er sich dabei gegen Erasmus, daß ihr Spätkommen nicht etwa in einer Furcht vor ihm, auch nicht in der Abhaltung durch andere Geschäfte, sondern in jenem Unwillen und Ekel seinen Grund habe. Er hatte sie dann mit sichtlicher innerer Anspannung, jedoch, wie er gegen einen Freund bemerkt, doch nur in Eile abgefaßt: beides muß bei der Würdigung ihres Inhalts beachtet werden. Wir nehmen des sachlichen Zusammenhanges wegen diesen schon hier vor, obgleich wir hiemit der Zeit nach in den folgenden Hauptabschnitt seines Lebens hinübergreifen.

Er gab seinem Buch den Titel: „vom geknechteten Willen" (de servo arbitrio); Jonas, der es verdeutschte, setzte dafür nach Luthers Sinn ganz richtig: „daß der freie Wille Nichts sei".

Gleich im Vorwort, das er an Erasmus richtet, thut er jene offenen Aeußerungen über den ärmlichen und widrigen Eindruck, welchen dessen Schrift ihm gemacht habe, so sehr er seine Ueberlegenheit an menschlichen Geistes- und Redegaben anerkenne. Widerlegt, sagt er, seien die Argumente desselben im Voraus namentlich schon durch die Loci Melanchthons, ein unüberwindliches Werk, das er nicht bloß der Unsterblichkeit, sondern sogar der Aufnahme in den kirchlichen Kanon für werth achte: absichtlich wies er darauf wohl gerade den Erasmus hin, da dieser dem Melanchthon fortwährend Hochschätzung bezeugte und ihn gerne von Luther gesondert hätte.

Der Schrift des Erasmus folgend wandte er sich zuerst gegen die allgemeinen Bemerkungen über den schwierigen Gegenstand des Streites, die Vorsicht vor festen Behauptungen und gefährlichen Aussagen und die nothwendige Unterwerfung unter die kirchlichen Festsetzungen, womit jene begonnen hatte.

Gewißheit, sagt er, muß der Christ haben. Der heilige Geist ist kein Skeptiker. Es gibt kein Christenthum ohne sichere Wahrheit, feste

Ueberzeugung, entschiedenes Bekenntniß. — Die Wahrheit wird auch klar in der heiligen Schrift geoffenbart, wenn sie gleich innerlich dem Menschen fremd bleibt, der ihr das Herz nicht öffnet, d. h. Jedem, der nicht den heil. Geist, sondern nur den eigenen fleischlichen Sinn hat. Ja was die Schrift sagt und meint, ist an sich so klar, daß mit diesem hellen Gotteswort allen Widersachern der Mund gestopft werden kann und Jeder die Nichtigkeit ihrer Einreden erkennen muß, wenn gleich sie der Wahrheit dennoch sich verschließen und zu widersprechen fortfahren, wie es ja auch die Sadducäer und Pharisäer den klaren Schriftbeweisen Jesu gegenüber gethan haben. — Die Kirche ferner, d. h., die wahre Gemeinde Christi war auch bisher hinsichtlich der auf Gnade und Freiheit bezüglichen Wahrheit dem Irrthum nicht preisgegeben. Gott hat sich immer ein Volk wahrhaft Gläubiger erhalten; seine wahren Heiligen haben, wenn sie auch mit Worten ohne rechte Besinnung von einem freien Willen des Menschen redeten, doch beim Beten ihren freien Willen vergessen und mit ihrem Leben und namentlich in ihrem Sterben nicht auf ihn, sondern allein auf Gottes Gnade gebaut. Man darf nur nicht meinen, daß Alle Gottes Volk seien, welche so heißen, oder daß dasselbe da sein müsse, wo die große Menge sei. — Die Frage, um die es sich handelt, gehört endlich keineswegs, wie Erasmus vorgibt, zu demjenigen, was man nicht zu wissen braucht, als ob es für die christliche Frömmigkeit genügte, sich selbst möglichst anzustrengen und für den Erfolg eine Beihülfe der göttlichen Barmherzigkeit anzunehmen. Der Landmann muß den Boden kennen, von welchem er Früchte gewinnen, der Krieger oder Staatsmann die Kräfte und Hilfsmittel, mit welchen er Etwas ausführen will. So müssen wir wissen, was und wie weit wir vermögen in unserm Verhältniß zu Gott; sonst bleibt mir auch Gottes Wirken und eben hiemit Gott selbst unbekannt, und ich kann so Gott nicht verehren, ihm nicht danken noch dienen. — Wissen aber können und sollen wir, daß Gott Alles in Allem wirkt, daß vor ihm Nichts zufällig ist, sondern Alles durch seinen unwandelbaren Willen und die zu seiner Natur gehörige Macht mit Nothwendigkeit geschieht. Erkannten das doch auch schon die Heiden, wie z. B. Virgil so oft des Fatums gedenkt: nur freilich das Fatum, wie es die Stoiker lehrten, wird mit Recht verworfen.

Die Beweiskraft der Bibelstellen, welche Erasmus für den freien Willen anführte, sucht Luther eingehend zu widerlegen, indem er sie anders deutet, — nicht minder diejenige Deutung, welche Jener den gegen die Willensfreiheit zeugenden Aussprüchen zu geben versuchte. Dann unternimmt er eine neue eigene Beweisführung aus den paulinischen Briefen und dem Johannisevangelium. Nach dem Römerbrief seien alle Menschen schlechthin unter Gottes Zorn, soweit nicht die Gottesgerechtigkeit geoffenbart werde durchs Evangelium, welches eine Gotteskraft sei, selig zu machen die

laubenden. Ein Mittleres zwischen jenem Stande des Zornes und dieser on Gott kommenden Gerechtigkeit und Seligkeit kenne Paulus nicht. Alle ien nach ihm unter der Sünde und Keiner suche Gott: so könnte Paulus icht sagen, wenn ihr Wille noch ein Streben nach dem Guten hätte. lle seien so in Sünde und Tod befangen, weil schon vermöge ihrer Geburt ie Sünde Adams auch die ihrige sei. Gnade um Gnade empfangen wir ach Johannes (1, 16) aus der Fülle Christi. Ein Beispiel dafür, was er freie Wille vermöge, sei Nikodemus bei Johannes (3, 1 ff.), der wohl n eigenem Streben zu Christus komme, aber vom wahren Lebensweg, von er Wiedergeburt, Nichts verstehe. Die Welt glaube nicht an Christus, eshalb müsse der heilige Geist sie strafen (Joh. 16, 9). Christus sage Joh. 6, 44): „Niemand kann zu mir kommen, es ziehe ihn denn der ater“: was bleibe da für den freien Willen?

Dasjenige, woran es Luther bei seiner Entgegnung zumeist und zunächst gelegen war, erhellt aus diesem letzten Abschnitte, nämlich aus dem Gegenstand der positiven neuen Beweise, die er vorträgt. Es ist dasselbe, worauf ortwährend auch seine Predigten und populären Schriften zielten: die nerkenntniß der völligen Unfähigkeit des Menschen, von sich aus die eligkeit zu erringen, weil er mit seinem Willen erfahrungsmäßig und nach em Zeugniß der Schrift vollkommen im Bann der Sünde liegt, und die nerkenntniß Christi als des Erlösers, in welchem allein ganz und sicher nser Heil ruhe: „glauben wir“, sagt er am Schluß, „daß Christus uns urch sein Blut erlöst hat, so müssen wir bekennen, daß der ganze Mensch erloren war, sonst lassen wir Christum überflüssig oder bloß zum Erlöser es geringsten Theiles an uns werden, was gotteslästerlich ist“. Darunter oll der Mensch sich beugen, und eben hiemit und nur hiemit soll dann r die Gläubigen auch die freudige Gewißheit des Heiles erstehen. Denn ären sie irgend auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, so wäre auch ihr eil durch ihre eigenen Leistungen bedingt, mit diesen aber könnten sie nie ott genugthun. Nun ists Gottes unwandelbarer Gnadenwille und unüberindliche Kraft, durch welche sie zu bestehen gewiß sind. Ja Luther bekennt: Wäre mirs auch möglich, freien Willen zu bekommen, so möchte ich doch icht, daß er mir geschenkt oder irgend Etwas in meiner Hand belassen ürde, womit ich wagen könnte, meine Seligkeit zu erlangen: nicht bloß eil ich hiemit unter so vielen Widerwärtigkeiten und Gefahren und im ampf mit so vielen Teufeln nicht zu bestehen vermöchte, sondern weil ich ich, wo diese nicht wären, doch immer ins Ungewisse hinein arbeiten üßte, in meinem Gewissen nie sicher würde, wie viel ich thun müßte, n Gotte genug zu thun“.

Aber mit der größten Bestimmtheit spricht er wieder und wieder bei inen Ausführungen auch ein allgemeines Bewußtsein unbedingter Abhängig-

keit der menschlichen Willensbestimmungen und aller kreatürlichen Dinge und Vorgänge von Gott aus. Er geht aus von der Idee Gottes, der, wie wir hörten, Alles in Allem wirke, bei dem ferner namentlich auch sein Vorherwissen mit seinem Willen eins und durch dessen Wissen und Willen Alles schlechthin bestimmt sei. So ist auch hiemit schon der sogenannte freie Wille des Menschen ausgeschlossen.

Während es rein Gottes Gnadenwille ist, der die Erlösung bringt und die, welche erlöst werden sollen, durch inneres Einwirken zum Erlöser hinzieht, sind dann die andern Menschen schlechthin unfähig, zum Heil zu gelangen oder überhaupt Etwas zu ihrer Seligkeit zu thun. Denn ihr Wille, der von Geburt an die verkehrte Richtung hat, kann sich selbst nicht ändern. Sie sind damit geknechtet unter Satan, den Gott dieser Welt. Seine Knechte sind wir alle, bis der Stärkere, nämlich Christus, über ihn kommt, ihm uns raubt (Matth. 12, 29) und uns durch seinen Geist zu seinen eigenen Knechten macht, die nun willig thun, was er selbst will, und in solcher Knechtschaft königliche Freiheit haben. Der Psalmist spricht (Ps. 73, 22): „ich muß wie ein Thier sein vor dir": so ist der menschliche Wille wie ein Thier, auf welchem entweder der Teufel oder Gott sitzt und das jedesmal dahin geht, wohin der eine und andere will. Jene also, über welche der Stärkere nicht kommt, bleiben in Sünde und Verderben. Und daß ihnen die Kräfte der Erlösung nicht zu Theil werden, ist Gottes eigener Wille und Rathschluß. Er wirkt dann auch in ihnen und auch im Satan; auch der böse Wille nämlich könnte sich nicht bewegen ohne ihn; durch ihn wird die verderbte Natur weiter gestaltet, durch ihn der böse Wille weiter verhärtet. Gott aber setzt darum nicht selbst das Böse, sondern Gott wirkt so in der bereits bösgewordenen Natur des Menschen, wie wenn ein Schmied mit einer schartig gewordenen Säge schlecht sägt: die Schuld liegt nicht am Wirkenden, sondern am Werkzeug.

Insoweit führt Luther die Herrschaft des Bösen auf eine Verderbniß zurück, welche nicht selbst von Gott gewirkt, sondern von Adam her vererbt und durch seinen Fall in die Menschheit gekommen sei. Doch an mehreren Stellen seines Buches erscheint auch als letzter Grund für sie ein Wollen und Verhalten des Schöpfers dem Geschöpf gegenüber. Adam, sagt er, habe, noch im Besitze des göttlichen Geistes, dennoch den weiteren Gehorsam, den Gott durch das neue Gebot (1 Mos. 2, 3) von ihm gefordert, nicht durch einen neuen Willensakt leisten können, weil diesen Gehorsam der Geist Gottes ihm nicht weiter verliehen habe; er habe von sich aus die hiezu erforderliche weitere Geistesgabe nicht erlangen können; er habe, von Gott sich selbst überlassen, den Sündenfall begangen und hierdurch dann auch die bisher besessenen Geistesgaben verloren; so habe Gott schon hier zeigen wollen, wie gar Nichts der Mensch ohne den Beistand der Gnade

ermöge: wie viel weniger könne seither von einem solchen Vermögen der Menschen die Rede sein, da sie den Geist gar nicht mehr haben.

Die harten Sätze, welche Luther so aufstellt, vermehren sich noch, indem er die entgegenstehenden Einwendungen abweist. Die Bedeutung der Gebote Gottes an den Menschen, aus welchen nach Erasmus mit dem Sollen auch ein Können auf Seiten des Menschen zu folgern war, bestimmt er vielmehr dahin: Gott wolle vielmehr eben durch sie dem Menschen zeigen, daß er nicht könne, und wolle ja dann in den Erlösten durch seine Kraft die Erfüllung bewirken; es sei, wie wenn ein Arzt einen übermüthigen Kranken Etwas thun heiße, was diesem unmöglich sei, um ihn zur Erkenntniß seines Leidens zu bringen und dann ihm zu helfen. Aber Gott sagt ja weiter in der Schrift und schon im Alten Testament (Ezech. 18) so geradezu und nachdrücklich: „Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe." Wie soll er dennoch wollen, daß so Viele in der Sünde bleiben und verloren gehen, ja selber sie darin verhärten? Hier antwortet Luther: man muß unterscheiden zwischen dem offenbaren Willen Gottes, welchen er in seinem Wort verkündigen läßt, und zwischen seinem verborgenen, heimlichen Willen; Gott läßt Gnade in seinem Wort verkündigen, aber er hat sich nicht ganz in dieses Wort gefaßt; er verordnet zugleich in seinem heimlichen Willen, welche unter den Menschen wirklich der Gnade theilhaftig werden sollen und welche nicht; mit diesem unerforschlichen Willen will er allerdings den Tod des Sünders; er wirkt Leben und Tod und Alles in Allem. Wir aber dürfen nach Luther diesem Willen, den Gott nicht verkündigt, eben auch nicht nachforschen, sollen vielmehr nur durch sein Wort uns leiten lassen und dabei stehen bleiben, daß Gott mit dem Wort seines Heils zu Allen komme und daß die Verderbtheit unseres eigenen Willens schuldig sei, der ihn nicht zulasse. Wie verträgt sich endlich ein solches Wollen und Thun mit dem Wesen des guten Gottes? Warum hebt Gott jene Verderbtheit nicht bei den einen Menschen wie bei den andern auf? warum ändert er nicht in Allen den bösen Willen? und wie kann er diesen den Menschen zurechnen, denen es doch nicht möglich ist, von ihm los zu werden? Alle solche Fragen schlägt Luther vollends mit dem Worte des Apostels (Röm. 9, 20) nieder: „wer bist du Mensch, daß du mit Gott rechten willst?" Statt zu fragen, sollen wir Gottes Geheimnisse anbeten. Für ihn, sagt er, gibt es nicht Regel und Maß; nicht weil Gott Etwas wollen soll, ist das recht, was er will, sondern weil er so will, muß recht sein, was geschieht. Nur unsere natürliche Vernunft nimmt daran Anstoß; der Glaube und der Geist glauben, daß Gott gut sei, auch wenn er alle Menschen verderben würde. — Getrost aber hofft Luther eine Lösung dieser schwierigsten Fragen von der künftigen Vollendung, wo das Licht des bloßen Glaubens und Wortes aufhören und die Sache selbst und die

Majestät Gottes, wie sie an sich sei, werde offenbar werden. Habe doch jenes Licht schon für eine andere Frage, an welcher die Menschheit mit ihrem blos natürlichen Lichte vergeblich sich abgemüht, eine klare und leichte Lösung gebracht, nämlich für die Frage, wie Gottes Gerechtigkeit mit dem Wohlergehen so vieler Gottlosen und Uebelergehen so vieler Frommer im irdischen Leben sich verhalte: es habe sie einfach gelöst durch die Gewißheit eines anderen Lebens und einer jenseitigen Vergeltung. Das künftige Licht, das Licht der Herrlichkeit, werde nicht minder den Anstoß daran heben, daß Gott einen verdamme, der nicht anders könne, und einen vielleicht noch ärgeren Sünder errette; es werde zeigen, wie auch dies Sache der höchsten Gerechtigkeit sei; einstweilen aber habe man hieran zu glauben.

Luther erklärte dem Erasmus nachdrücklich, daß es ihm mit seinen Sätzen Ernst sei und daß er sie mit Ueberlegung und nicht bloß in der Hitze des Streites ausspreche. Wir dürfen ihnen so auch Nichts durch Verhüllung oder Umdeutung ihres Inhaltes abbrechen, wie dies Anhänger Luthers bald und bis auf die Gegenwart herab versucht haben.

Er ist in diesem Bewußtsein menschlicher Sünde und Unfähigkeit, im Widerspruch gegen jene Willensfreiheit, in der Anerkennung der absoluten Abhängigkeit von Gott und in der Entschlossenheit, womit er die härtesten Consequenzen der Prädestinationslehre annimmt, wesentlich eins mit den größten andern Männern der Reformationsgeschichte, mit Zwingli und Calvin uud namentlich, wie gesagt, mit Melanchthon in dessen erster evangelischer Dogmatik. Sie alle verbanden mit dieser Anschauung, von der man denken möchte, daß sie furchtbar niederdrücken müßte, das erhebendste mächtigste Bewußtsein davon, nun auf die Gnade des Alles in Allem wirkenden Gottes sich mit ihrem persönlichen Leben wie mit ihrem Wirken und Kämpfen stellen zu dürfen, und die unerschütterliche Kraft, welche ihnen hieraus floß. Namentlich eben Luther hatte mit diesen Fragen die tiefsten eigenen Erfahrungen durchgemacht. Sie hatten ihm bei seinem Ringen nach dem Heil so unendliche Qual bereitet. Er sagt jetzt: „der Anstoß daran, daß Gott so grausam scheine, hat mich mehr als einmal an den Abgrund der Verzweiflung gebracht, so daß ich nie geschaffen zu sein wünschte, bis ich wußte, wie heilsam solche Verzweiflung sei und wie nahe schon der Theilnahme an der Gnade Gottes". Eben im vollkommenen, demüthigen Verzicht auf alle eigenen Ansprüche diesem Gott gegenüber und auf alles Einreden in dessen Willen und Geheimnisse hatte er die Wirkungen der göttlichen Gnade erfahren dürfen, welche ihn zu Christus zogen und im Glauben an diesen selig machten.

Es wäre indessen offenbar sehr unrichtig, wenn man hier einfach eine strenge Consequenz in seinen Anschauungen und Lehren sehen wollte. Es war solche Consequenz nur, wenn man bloß von Einer Seite bei diesen

ausgeht. Auf der anderen Seite lehrte doch gerade er am eindringlichsten und innigsten unter den Reformatoren, daß die Liebe so gut wie die absolute Macht und souveräne Majestät zu Gottes Wesen gehöre, ja noch mehr, daß Gott selbst die Liebe und sein Wesen lauter Liebe sei; er nannte öfters die Liebe Gottes geradezu seine Natur. Wie sollte damit bestehen, was er in unserer Schrift und auch an anderen Stellen über jenem heimlichen Willen äußert? Wenn man ferner sagen wollte, daß er mit voller Konsequenz aus Schriftaussprüchen folgere und ihnen die menschliche Vernunft unterwerfe, so hatte er ja doch keine Schriftstelle, die wirklich selbst einen solchen verborgenen Willen lehrte, und dagegen jene anderen von Gottes Liebeswillen gegen die ganze sündige Menschheit, die nun von ihm erst umgedeutet werden mußten; und war es da nicht in Wahrheit gerade bei ihm die eigene Vernunft, deren Folgerungen ihn auf eine solche Deutung führten? Es ist auch sehr bedeutsam, daß er späterhin weder in populären noch in streng theologischen Schriften jene Folgerungen wiederholte. Er nahm sie zwar nie zurück; er nannte sein Buch gegen Erasmus noch lange nachher unter den wenigen Schriften seiner Hand, die er nicht untergehen lassen möchte; er gab den freien Willen nie mehr zu, wollte auch auf die Frage, warum so viele Hörer des Wortes nicht gläubig werden, die Ursache nicht einem freien Willen derselben beimessen; ja er erklärte, auch den Satz, daß Alles mit Nothwendigkeit geschehe, nicht zurück nehmen zu können. Er enthielt sich jedoch, wieder einen Satz wie den auszusprechen, daß Gott den Tod irgend eines Sünders wolle; er antwortete auf jene Frage einfach, man solle ihr gar nicht nachgrübeln. Er verhielt sich jetzt zu jenen „Geheimnissen" überhaupt so, daß er ganz vor der Beschäftigung mit ihnen warnte, damit man nicht in Abgründe stürze, und hingegen den Blick ganz nur auf die geoffenbarte Gnade Gottes gerichtet haben wollte, wie sie im Wort und in den Sakramenten sich darbiete; Alle, welche hier Christum aufnehmen, versicherte er, daß sie ja eben hiemit gewiß sein dürfen, bei Gott in Gnaden und von Gott prädestinirt zu sein; wer aber jenes Wort aufnehme, — in wem es Gott wirksam werden lassen wolle, — das wollte er ohne weiteres Fragen und Folgern Gott anheimgestellt haben.

Zum geschichtlichen Bilde Luthers aber gehört wesentlich eben auch jene Schrift „vom geknechteten Willen". Er ist in ihr zum Aeußersten fortgeschritten in seinem Kampf für die Gnadenlehre, an der ihm alles Heil hing, gegen eine in der Kirche und Schultheologie eingerissene Lehrweise, durch welche er die Heilsgewißheit der Gläubigen und die Anerkennung Gottes und des Erlösers Christus gleich sehr bedroht fand. Indem er zwischen dem eigenen Standpunkt und dem seiner Gegner kein Drittes sah, glaubte er auch an jenem Nichts modifiziren noch vermitteln zu dürfen,

sondern verfolgte denselben bis zu jenen äußersten Spitzen mit einer Entschlossenheit, bei der wir fragen möchten, ob sie mehr eine unendlich demüthige oder eine furchtbar kühne zu nennen sei.[1])

Zehntes Kapitel.

Die „himmlischen Propheten"; Carlstadt, Münzer u. s. w. Anfang des Abendmahlsstreites.

Luthers Streit mit den Papisten brachte, wie gesagt, keine neuen Ergebnisse mehr. Mit ihnen hatte Luther nach allen wesentlichen Beziehungen hin schon zur Zeit, da er seine Thätigkeit in Wittenberg neu begann, sich auseinander gesetzt. Dagegen trat jetzt in fortschreitendem Umfang derjenige Gegensatz hervor, der seit seinem Aufenthalt auf der Wartburg auf dem jungen Felde der Reformation selbst sich erhoben hatte. Bei den Männern, welche im Unterschied von ihm und Widerspruch gegen ihn erst recht das Evangelium ans Licht zu bringen und praktisch zu machen behaupteten, sah Luther jetzt die große innere Gefahr für die neue Pflanzung. Hierauf bezogen sich von jetzt an seine wichtigsten theologischen Kämpfe, seine bedeutendsten streithaften Lehrschriften.

In der Wittenberger Gemeinde waren die Einflüsse Carlstadts und jener Zwickauer Propheten schon im Jahre 1522 überwunden; aber sie standen damals erst in den Anfängen ihrer Entwicklung und ihres Wirkens.

Carlstadt ging weiter auf seiner besonderen Bahn mit seinen eigenthümlichen Tendenzen. Seine Person hatte Luther, wie wir sahen, bei aller Schärfe, mit der er gegen sein Treiben in Wittenberg predigte, doch rücksichtsvoll aus dem Spiel gelassen. Auch seiner verderblichen Ansichten über die gelehrten Studien hatte er in jenen Predigten nicht gedacht: er zog in denselben nur das vor die Gemeinde, was unmittelbar sie selbst, ihren Gottesdienst und ihr religiöses Verhalten anging. Carlstadts akademische Vorlesungen stellte er noch im Januar 1523 sehr anerkennend mit denen Melanchthons zusammen; nur mußte er an ihnen aussetzen, daß jener sie sehr unregelmäßig hielt. Zu derselben Zeit aber fürchtete Melanchthon, daß Carlstadt für die persönliche Schmach, die er erlitten zu haben meine, auf Rache sinne und neuen Skandal machen werde. In der That wurde die Demüthigung, welche dieser damals in Wittenberg erfahren hatte, und die Bitterkeit, die er nach seiner ganzen Art darüber hegen mußte, von Luther zu gering angeschlagen. Zugleich hing er jetzt erst recht seinen eigenen theologischen und kirchlichen Ideen nach.[2])

Bei einer theologischen Doktorpromotion äußerte er im Jahre 1523, daß es dem Wort Christi zuwider sei, einen Menschen, Vater oder Meister,

ter oder Magister zu nennen. Er kaufte sich ein Bauerngut im Dorfe
ɜren nicht weit von Wittenberg, um dort als ein echter, schlichter Christ
leben, indem er mit den andern Bauern wie einer ihresgleichen verkehrte,
Nachbar Endres nennen ließ, einen grauen Bauernrock trug u. s. w.
s akademische Amt und Einkommen führte er fort, so sehr jenes darunter
ıen mußte.[1])

Hinsichtlich des Verhältnisses zu den Zwickauer Propheten that Luther
Lauf des Jahres 1522 noch die sehr milde Aeußerung über Carlstadt,
ɜ dieser, vielleicht in guter Gesinnung, ihnen nicht tapfer genug wider-
ıe. Unterdessen war Münzer von seiner Fahrt nach Böhmen, wo er
in Prag sehr großsprecherisch als Mann des lebendigen Wortes und
istes angekündigt hatte, nach Thüringen zurückgekehrt und Prediger in
städt geworden. Carlstadt trat in einen geheimen Briefwechsel mit ihm
ɔ lud ihn im Dezember 1522 auch zu einer heimlichen Zusammenkunft
, um mit ihm zu besprechen, was Briefen sich nicht anvertrauen lasse.
gegen meinte Luther, gegen welchen Münzer sich in einem Schreiben
n 9. Juli 1523 zu rechtfertigen suchte, dieser rede wie ein Verrückter
r Betrunkener, und warnte den Allstädter Amtmann vor diesem Pro-
tengeiste.[2])

Zugleich haben wir die Keime neuer Theorien vom Abend-
ıhl zu erwähnen, welche schon jetzt Luthers Aufmerksamkeit und Wider-
uch auf sich zogen und bei welchen eben auch wieder Carlstadt, wenn
ich nicht in erster Linie, betheiligt war. Als im Sommer 1522 die
n (S. 682) erwähnte Sammlung Wesselscher Schriften aus Holland
h Wittenberg gebracht wurde, kam mit ihr ein Brief jenes Honius,
rin dieser eine neue Deutung des Sakramentes vortrug. Nach ihm
te in Jesu Einsetzungsworten („das ist mein Leib") das „ist" nur ein
kerer Ausdruck für „bedeutet" sein; Jesus wolle hiemit sagen, daß sei-
: Jüngern sein Leib, den er jetzt für sie in den Tod gebe, sammt Allem,
ɜ er gethan, zu gute kommen solle, und wolle eben hiefür, daß er sich
sie hingebe und ihnen gehöre, ihnen das äußere Mahl zum Pfande
ɛn; während sie das Brod mit dem Mund hinnehmen, sollen sie ihn im
ıuben empfangen. Hier also haben wir jene Erklärung der Einsetzungs-
ɛte, gegen welche Luther dann in seiner Schrift für die böhmischen Brü-
„Vom Anbeten des Sakraments" (oben S. 671) sich gerichtet hat.
her redet später von Zweien, die über das Sakrament geschickter, als
hher Carlstadt, an ihn geschrieben haben, ihn aber dennoch nicht haben
rzeugen können: er meinte hiemit ohne Zweifel Honius und neben ihm
ıl den Theologen Rodius, welcher ihm den Brief brachte. Doch schon
ıals machte auch Carlstadt wenigstens seine ersten Versuche mit Deu-
g der Abendmahlsworte. Auf ihn werden wir jenen „anderen Irr-

thum" beziehen müſſen, von welchem dort Luther zu den böhmiſchen
dern redete, — jene Folgerung aus 1. Cor. 10, 16, daß im Abend
nicht eine Mittheilung des wirklichen Leibes Chriſti, ſondern nur eine
verleibung der Gläubigen in ſeinen geiſtlichen Leib erfolgen ſolle.
ſolche Anwendung der Corintherſtelle finden wir dann eben in Carl
ſpäter erſchienenen Schriften über das Sakrament, und Luther äußerte
dieſe im Jahre 1525, Carlſtadt habe an ihnen drei Jahre lang ge
und gedichtet; derſelbe habe längſt dieſen Brei in ſeinem Herzen g
und ihn nicht anrichten können. Schon damals alſo ließ Carlſtadt
Ideen wenigſtens unter den Wittenberger Theologen kund werden,
ſich indeſſen noch nicht mit ihnen an die Oeffentlichkeit. Von drei
ſchiedenen Seiten her (wenn wir die böhmiſchen Brüder einſchließen)
ſo an Luther bereits im Jahre 1522 die Frage heran, ob die Lehre
Sakrament nicht noch weiter umgeſtaltet, — ob nicht mit jener angeb
Verwandlung der Subſtanz von Brod und Wein, welche die römiſche
behauptete, auch die von Luther angenommene reale Gegenwart des
Chriſti in dieſen Elementen aufgegeben und die Worte Chriſti nur
einen geiſtigen Genuß bezogen werden dürfen und ſollen. Des H
Auseinanderſetzung hierüber zeigte, wie auch Gegner ſeines Standp
nicht leugnen werden, eine verſtändige, wiſſenſchaftliche Umſicht und
Jene Lehre Carlſtadts erinnert uns ganz an die Bedeutung, welche L
ſelbſt namentlich in ſeinem Sermon „Vom hochwürdigen Sakram
im Jahre 1519 (oben S. 300 f.) der Communion gegeben hatte: nur
Luther daneben doch immer feſt hielt, daß im Brod und Wein, bei
Genuß wir in den geiſtlichen Leib Chriſti verwandelt werden, das F
und Blut Chriſti wahrhaftig inne ſei. Luther ſelbſt bekannte nachher
es habe in jenen Jahren des Kampfes mit dem Papſtthum, 1519 un
auch ihn ſtark gelüſtet, noch weiter zu gehen: „hätte mich", ſo ſchrei
im Dezember 1524, „vor fünf Jahren Jemand mögen berichten, da
Sakrament Nichts denn Brod und Wein wäre, der hätte mir einen g
Dienſt gethan; ich habe wohl ſo ſtarke Anfechtung da erlitten und
gerungen und gewunden, daß ich gern heraus geweſen wäre, weil ich
ſah, daß ich damit dem Papſtthum hätte den größten Puff können ge
Allein er wagte, wie wir ſahen, ſchon während jener Jahre darüb
die Worte „dies iſt mein Leib" wörtlich zu verſtehen ſeien, in ſeinen S
ten nie auch nur einem Zweifel Ausdruck zu geben. Das Ergebniß
Ringens war bei ihm, daß laut dieſen Worten der Herr im wirklichen
ſeinen wirklichen Leib den Abendmahlsgäſten geben wolle. Dieſe
hörten wir ihn namentlich gerade in jener Schrift vom „Babylon
Gefängniß" vortragen, die mit ihrem Angriff auf Meſſe und Transſu
tiation dem Papſtthum den ſtärkſten Puff geben ſollte. Jetzt, im

1522, vermochten ihn hierin keine Gegengründe mehr zu erschüttern. Er wies sie um so entschiedener ab, nachdem seine eigene Ueberzeugung als Frucht so heftiger innerer Kämpfe sich ihm festgestellt hatte. Und wie eben jetzt die Zeit für ihn angebrochen war, wo er das Evangelium gegen einen falsch evangelischen Geist verwahren müsse, so sah er jetzt auch in ihnen ein Erzeugniß eben dieses Geistes. In dieser Hinsicht also haben wir hier seine an die Böhmen gerichtete Schrift wieder beizuziehen; schon in ihr nimmt er zu den neu angeregten Fragen über das Abendmahl die Stellung ein, welche er dann im ganzen großen nachfolgenden Kampfe festgehalten hat. Zunächst jedoch erscheint im Jahre 1522 und 23 die Anregung dieser Fragen nur erst wie ein bedeutungsvoller Zwischenfall. Die Männer, deren Ansichten Luther schon hier zu widerlegen bedacht war, traten selbst noch gar nicht öffentlich mit ihnen auf.[1])

Carlstadt aber führte jetzt nach anderen Seiten hin seine Theologie weiter aus. Seit März 1523 wurde er mit Einem Mal merkwürdig fruchtbar in erbaulich lehrhaften Schriften. Er, der Anfangs den Thomas von Aquin verehrt und dann mit Luther zur Gnadenlehre des Augustin und des Apostels Paulus sich bekannt hatte, war jetzt ganz Mystiker geworden. Es war den Grundzügen nach wesentlich dieselbe Mystik, wie bei Münzer und Genossen, jedoch ohne so starke Zuthaten von Träumen, Visionen und anderen neuen Offenbarungen. Auch er führte jetzt — mit reichen Variationen des Ausdrucks, aber großer Monotonie der Gedanken — seinen Lesern den Weg zur Vergottung oder Gottfrömmigkeit aus, der durch Entäußerung der Seele von allem Endlichen, durch Loswerden von allen Kreaturen, durch Entgrobung, Gelassenheit u. s. w. gehe. Solche Gelassenheit soll „kommen in ihr ungeschaffen Nicht, da sie ungeschaffen und nicht gewest ist", d. h. der Mensch soll ganz so alles Eigene lassen, wie er ursprünglich gar nicht für sich, sondern nur in Gottes Gedanken und Willen existirte: so soll er jetzt wieder ganz in sich erstorben und in Gottes Willen versunken sein. Und auch dieser seiner Gelassenheit darf er sich nicht annehmen, darf nicht eigene Lust an ihr haben, sondern soll auch Gelassenheit haben in der Gelassenheit. Ausdrücke inniger Sehnsucht nach Gottesgemeinschaft und Aussagen, welche das sittlich religiöse Streben in die leerste Abstraktion oder in ein dumpfes, inhaltsloses Hinbrüten verkehren, laufen da bei Carlstadt neben einander und durch einander. Auch die „Langeweile" spielt dabei ihre Rolle: die Seelen, welche von Gott erfüllt sein möchten, sollen „in Gelassenheit nnd Langweiligkeit stehen" und in „langweiliger Sehnlichkeit" verbrannten Bäumen ähnlich werden, von welchen die Rinden sich abschälen. — Christus wird für Carlstadt aus dem Versöhner, auf welchen der Glaube vertraut und durch welchen der Gläubige sich als Gotteskind weiß, zu dem Vorgänger, der solch gelassen Leben am besten und höchsten geführt hat,

und welchem wir jetzt nachfolgen sollen. Sein Opfer komm
und macht uns gerecht, indem sein Opfer unser Opfer wird
Einem Fleisch mit seinem Fleisch, zu Einem Willen mit sein
Einem Geist mit seinem Geist macht. — Luther erklärte, daß
vornehmlich seine Abendmahlslehre nur aus schlechter mensch
hervorgehe, die dem Wort Gottes sich nicht unterwerfen w
selbst wollte jedoch gerade Nichts auf menschliche Vernunft, s
wunderbare Eingebungen des göttlichen Geistes halten. Gera
stellten Sätze über die Inspiration vor, aus welcher das
bei den Werkzeugen der göttlichen Offenbarung in der heil.
der menschliche Mund verhalte sich bei ihnen zu Gottes Wo
Wasserrohr. Und ebenso sollte der Geist in den wahren G
damit der echte Sinn der Schrift ihnen offenbar und auch d
Wort verkündigt werde: der gelassene Mensch soll aus sich s
mit seiner Vernunft still halten und nur hören was Gott i
so solle er dann auch „nicht um den Buchstaben der Schrift
eingehen in die Macht des Herrn;" dann werden ihm geschw
Gedanken einfallen, und diese solle er dann mit dem Zeugn
Schrift bewähren. Das war die Art, wie Carlstadt auch
schriebene Wort sich erhob. Von der Vernunft sagt er, sie
Kunst zu einer Närrin werden, und der Grund unserer S
Grauen vor ihr fassen und sie fliehen. Zum Treiben d
gehörte ihm auch die theologische Wissenschaft. Er nannte
Titel seiner Bücher nicht mehr Doktor, sondern „ein neuer
haben schon oben bei den neuen Propheten bemerkt, wie i
christlichen Heilsweg an die Anschauungen ebenderselben „
logie" sich anschloß, welche Luther mit seiner Empfehlung
hatte. Carlstadt verwies jetzt auch ausdrücklich seine Leser
Quelle der echt christlichen Erkenntniß. Er blieb eben bei d
jener Mystik stehen, über welche hinaus Luther unter den durch
Anregungen zu seiner eigenen Heilslehre vorgedrungen war.
er übrigens weit über das Maß, welches jene einhielt, hina
rend jene in stiller Innerlichkeit verharrte und alle die For
katholischen Kirchenthums gewähren ließ, bewegte ihn nun so
Trieb, gemäß seinem Geistesprinzip auch äußerlich noch viel g
Luther gethan, zu reformiren.

Die Pfarrei Orlamünde gehörte zu jenen Pfarrei
Allerheiligenstift zu Wittenberg einverleibt waren, und zwa
Archidiakonat incorporirt, das Carlstadt bekleidete. Ausdrü
bestimmt, daß dieselben durch feste Vicare versehen werden
der akademische Senat nominire und dem Kurfürsten präsen

n September 1523 der Orlamünder Vikar wegen Händeln mit der Ge-
einde diese verließ, ging Carlstadt ohne Wissen und Wollen des Senats
orthin, predigte, gewann die Gemeinde für sich und ließ sich von ihr zu
hrem ordentlichen Geistlichen machen. Er und die Gemeinde, nach dem
estehenden Recht hiezu nicht befugt, beriefen sich auf ein höheres, göttliches
echt. Die Einkünfte, welche ihm vermöge seines Wittenberger Amtes zu-
amen, bezog er fort, obgleich er dieses jetzt ganz bei Seite setzte, ja es
eigte sich nachher, daß er schon Einkünfte, welche noch nicht fällig waren,
ich angeeignet hatte.[1]) Hier aber und von hier aus wollte er nun wieder
eine eigene Reformatorenwirksamkeit entfalten. Er begann wieder mit Bil-
erstürmen, Abthun der Altäre und anderen Neuerungen im Cultus. Aus-
rücklich erklärte er in einer neuen Schrift: man dürfe nicht fragen nach
Schwachen oder Kranken im Christenthum; jede Gemeinde solle für sich
ehen und recht thun, ohne auf Jemand zu warten. Und wie er schon
isher das mosaische Gesetz gegen die Bilder in den Kirchen geltend machte,
o behauptete er jetzt auf Grund der Gebote Gottes an Israel auch, daß
ie wahren Christen, wo sie einmal zur Herrschaft gelangt seien, mit Gewalt
lle Abgötterei umstürzen und sie so gut als andere Verbrechen mit dem
Schwerte strafen müssen: dort habe Gott ja sogar befohlen, ganze Städte um-
ubringen, welche Abgötterei trieben; es sei wunderlich, daß die gegenwär-
igen Schriftweisen und Regenten den fleischlichen Ehebruch strafen und den
eistlichen ungestraft lassen, daß sie den geistlichen nur mit ihren Odem
Luther meinte mit dem Odem des Gotteswortes) niederwerfen und dem
eiblichen mit Eisen, Feuer und Rad wehren wollen; das Machen oder
Dulden von Bildern sei nicht minder verboten, als Diebstahl und andere
Verbrechen. Er eiferte gegen die „neuen Papisten", die „Götzenpatrone"
u. s. w., und warnte, daß man nicht warte, bis die „Schlemmer zu Wit-
tenberg" nachfolgen. Ein Beispiel dafür, wie weit man im Eifer gegen
Bilder ging, ist die Zerstörung eines schönen, Christum in Gethsemane dar-
stellenden Steinbildes, das außen an der Kirche stand.

Der höhere Geist, dessen Carlstadt sich rühmte, verband sich über-
haupt in eigenthümlicher Weise mit einer Rückkehr unter alttestamentliche
Gesetzlichkeit. Er gelangte bei aller seiner vergeblichen Tiefe und Inner-
lichkeit nicht zu der Freiheit und Selbständigkeit, womit nach Luther der
Geist der erlösten Gläubigen den Willen ihres Gottes erfassen und zwischen
dem ewigen Gotteswillen und den beschränkten, geschichtlich bedingten For-
men seiner alttestamentlichen Offenbarung unterscheiden durfte. Die stür-
mische Art, in welcher jener Geist sich nach außen richtete, und das Dringen
auf äußerliche Dinge, in denen er sich darstellen wollte, hatte auch eine
wesentliche innere Verwandtschaft mit jenem jüdischen Standpunkte. — Carl-
stadt schrieb weiter über den Sabbath, indem er im christlichen Sonntag

einfach eine Fortsetzung des durch Mose verordneten Ruhetages sah, und setzte das Wesen seiner Feier eben in das Ruhen. Hier knüpfte er an das alttestamentliche Gebot der Ruhe seine eigene Theorie von der Gelassenheit, Langweile u. s. w. Er sagte: „der Mensch soll müßig stehen, Nichts thun und die lange Zeit leiden, denn der Sabbath ist derhalben eingesetzt, daß der Geist in Langweiligkeit komme, und Etwas in seiner langen Zeit lerne; — Müßigkeit treibt die groben Häute und Verstopfung von dem Herzen, wenns der Mensch versteht.“ Er nahm auch z. B. für Köchinnen, Köche und Ofenheizer die Freiheit in Anspruch, daß sie am Sabbath nicht verpflichtet seien, Feuer anzumachen, obgleich er dann doch den Dienstboten empfahl, wegen der Noth ihrer Herrschaften von solcher Freiheit Etwas nachzulassen. — Im Januar 1524 wollte gar ein Ehemann in Orlamünde auf Carlstadts Rath eine zweite Frau zu seiner ersten nehmen, weil ihm, wie es scheint, diese für den ehelichen Umgang nicht genügte. Natürlich geschah auch dies mit Berufung aufs alte Testament. Luther äußerte, die Orlamünder werden sich wohl auch noch beschneiden lassen und ganz mosaisch werden. [1])

Im Jahre 1524 trat endlich Carlstadt auch mit seiner Abendmahlslehre und seiner Polemik gegen die lutherische ans Licht. Zunächst jedoch führte er sie nur in versteckter Weise ein: in einer neuen Schrift nämlich erklärte er zeigen zu wollen, was, wie er sich ausdrückt, „unsere Feinde antworten möchten, so wir erweisen wollten, daß Christus mit Leib und Blut im Sakramente sei;“ was er aber diesen Feinden in den Mund legte, war seine eigene Ansicht. Diese, wie er sie dann in weiteren Schriften offen entwickelte, bestand nun hinsichtlich der Bedeutung des Abendmahles wesentlich darin, daß man nicht den wirklichen Leib des Herrn empfangen, sondern nur seines Opfertodes inbrünstig beim Genuß des Brodes und Weines gedenken und Alle in diesem Gedächtniß als Glieder Eines Leibes nach 1 Kor. 10, 16 f. mit einander Gemeinschaft haben sollten. Ganz absonderlich aber legte er hiebei die Einsetzungsworte aus: mit den Worten „das ist mein Leib“ deute Christus gar nicht auf das Brod, sondern auf seinen Leib selbst, um zu sagen, daß er diesen jetzt in den Tod geben wolle. Und zur Begründung führte er an: das griechische Wort für „Brod“ sei männlichen Geschlechts, „das“ aber sei Neutrum; auch stehe vor den Worten „das ist u. s. w.“ ein Punkt und sie fangen mit einem großen Buchstaben an (bekanntlich hatte die ursprüngliche Schrift des Neuen Testamentes weder Interpunktionen, noch den Unterschied zwischen großen und kleinen Buchstaben.) Es war bei ihm ein merkwürdiges Gemisch von theologischen Ideen und von Verdrehtheit! Dabei sollte die eigentliche Quelle fürs rechte Verständniß der Worte Christi wieder höhere Eingebung sein. Carlstadt führte in einer seiner Schriften einen Bauern ein, welcher erklärt, er habe

jenen Sinn der Worte schon vorher durch eine unmittelbare Stimme vom Himmel vernommen und freue sich jetzt, daneben auch auf die grammatikalischen Gründe sich berufen zu können. — Weiter wurde kund, daß Carlstadt auch gegen die Kindertaufe sich ausspreche. Er that dies dann auch an einzelnen Stellen seiner Schriften, hörte wirklich auf, Kinder zu taufen und ließ einen ihm selbst geborenen Sohn ungetauft, scheint jedoch noch nicht gewagt zu haben, offen auf allgemeine Abschaffung der Kindertaufe zu bringen. — Luther schrieb im Juli an Briesmann: Carlstadt und seine Genossen treiben unglaubliche Prahlerei mit ihrem Geiste, welchen sie unmittelbar von Gott zu haben behaupten und es scheine, als wollten sie aus Christus ein bloßes Vorbild machen und alle Sakramente sammt Christo aufheben. [1])

Für seine Schriften errichtete Carlstadt in Jena eine eigene Druckerei: die in Wittenberg zu druckenden standen unter der Censur der Universität. — Mit ihm hielt der Prediger Reinhard in Jena zusammen, der einst mit ihm in Dänemark reformiren sollte, ebenso der Prediger und die Einwohnerschaft des Städtchens Kahla, welche gleichfalls die Bilder zerstörten. An sie schloß sich in Jena auch jener Westerburg an, der einst mit Storch bei Luther war. [2])

Inzwischen bereitete Münzer von Allstädt aus weit größere Dinge vor. Er lehrte fortwährend mit ganz ähnlichen Ausdrücken wie Carlstadt, daß die Seelen von den Außendingen los und zu einem lautern Nichts werden, das Vernunftlicht untergehen lassen und auf Gottes Willen und Wirken warten müssen. Aber die Zustände, welche hiezu gehören sollen, sind bei ihm noch trübseliger, und der angebliche Gottesgeist, der dann bei solchen „traurigen, entgröbten, langweiligen" Christen „zum Durchbruch kommen" soll, hat bei ihm noch eine ganz andere Heftigkeit und Gluth als bei Carlstadt und sollte noch viel weitere Aufgaben erfüllen. Er selbst meinte ganz von demselben gedrungen und getrieben zu sein. Bei ihm und seinen Anhängern wurden auch fort und fort, wie bei jenen Zwickauern, die Träume kultivirt, — Träumereien im Schlaf und im halbwachen Zustand, — Träume von theils aufregendem, theils auch ganz plattem und albernem Inhalt. In einer Predigt, die Münzer vor den sächsischen Herzogen, d. h. wohl vor Johann und Johann Friedrich, im Juli 1524 hielt und dann herausgab, forderte er von den Fürsten, daß sie alle Gottlose vertilgen sollen; er drohte ihnen, daß Gott sie selber mit einer eisernen Stange unter die alten Töpfe schmeißen werde, und erklärte im Namen Christi, daß auch die gottlosen Regenten und sonderlich die Pfaffen und Mönche sollen getödtet werden. In einer andern Schrift schmähte er die „neutralen" Leute, welche nicht jetzt schon eine Sonderung der Gottlosen und Auserwählten durch die Boten Gottes nach Matth. 13, 39 ff.

zugeben wollten und vielmehr meinten, Jesus rede dort von Engeln mit langen Spießen, die auf den jüngsten Tag die Sonderung machen sollten. Sprach Luther von dem Herrn, der die Gewaltigen vom Stuhle stoße und die Niedrigen erhebe, so betrachtete Münzer sich selbst als göttliches Werkzeug hierfür. Die Bewohner der Umgegend strömten zu seinen Predigten; der fürstliche Schösser berichtete, daß das Volk fest an ihm hänge. Oeffentlich ließ er über das Einzelne seiner Pläne noch Nichts kund werden. Insgeheim arbeitete er an einem Netz geheimer Verbindungen über das Land hin. Schon in der Mitte Juli's tröstete er die Brüder zu Sangerhausen über die Tyrannei Herzog Georgs mit der göttlichen Güte, die jetzt solchen reichlichen Vorrath habe, daß mehr denn dreißig Anschläge und Verbündnisse der Auserwählten gemacht seien. Mit ihm zusammen wirkte besonders Heinrich Pfeifer, ein früherer Mönch, in der Stadt Mühlhausen. Laut seines späteren gerichtlichen Bekenntnisses stand in den Artikeln des Allstädter Bundes, daß alle Güter gemeinsam sein und Jedem nach seiner Nothdurft ausgetheilt werden, daß ferner die Fürsten und Herren, welche dies trotz vorangegangener Ermahnung nicht thun wollen, geköpft oder gehängt werden sollten. Zunächst aber hütete man sich noch vor öffentlichen Gewaltthaten. Nur wurde eine Kapelle bei Allstädt mit einem wunderthätigen Marienbild vom Volke gestürmt und verbrannt. Als Zweck des Bundes wurde nur erst die Unterstützung und Vertheidigung der bedrängten Brüder angegeben, welchen der Herzog Georg und andere benachbarte Tyrannen das Hören des Evangeliums verbieten; doch erklärte Münzer schon offen, daß man die Tyrannen, welche den Christenglauben ausrotten wollen, wie die wüthenden Hunde würgen müsse.[1])

Auch die Orlamünder forderte Münzer auf, sich zum Kampfe gegen die Gottlosen mit ihm zu verbünden. Sie erwiderten ihm aber, daß Christen nicht mit Messern, sondern mit dem Harnisch des Glaubens gegen die Feinde sich wappnen sollten. Ebenso schrieb ihm Carlstadt selbst, daß es gefährlich sei, auf Menschen anstatt auf den lebendigen Gott sich zu verlassen, führte übrigens weiter auch das als Motiv an, daß die Furcht vor den Folgen solcher Bündnisse abschreckend auf die Schwachen wirken würde, und kündigte ihm an, daß er und die Seinigen öffentlich die ihnen angesonnene Verbindung zurückweisen werden: wirklich ließ er die Antwort der Orlamünder in Wittenberg drucken. Münzer äußerte darüber, ihr Brief gebe der Menschenfurcht also einen äußerlichen Deckel, daß es ein Wunder sei, und erklärte ein solches Verhalten für eine Verläugnung des göttlichen, alt- und neutestamentlichen Bundes. Ohne Zweifel war Carlstadts Scheu und Abwehr aufrichtig. Aber man durfte allerdings fragen, ob sie consequent sei. Wie stimmte sie zu jener Berufung auf das Gebot Gottes an Israel, die Städte der abgöttischen Kanaiter umzubringen? Auch eine Aus-

nung der gewaltſamen Reform aufs bürgerliche Gebiet hätte man leicht
s ſeinen altteſtamentlichen Grundſätzen deduziren können.

Andere beſchäftigten ſich damals eigens mit den bürgerlichen Beſtim-
ngen des moſaiſchen Geſetzes und meinten ſie auf die chriſtlichen Völker
d Staaten anwenden zu müſſen. Eine weitläufige Schrift darüber, von
em Augsburger Bürger verfaßt wurde im Auguſt 1523 Luthern durch
alatin vorgelegt. Insbeſondere warf ſich Jakob Strauß in Eiſenach,
kräftiger Prediger, auf dieſe Frage. Zunächſt griff er den Zinskauf
den auch die katholiſche Kirche nicht dulden wollte und gegen den auch
her längſt ſeine Bedenken und Warnungen ausgeſprochen hatte, den
r Strauß vom Standpunkte des altteſtamentlichen Geſetzes aus ſo be-
pfte, daß er es ſogar für Sünde erklärte, wenn ein Schuldner einem
cheriſchen Gläubiger den Zins bezahle; Luther hatte hierüber im Okto-
1523 dem Kanzler Brück ein Gutachten zu ſtellen. Dann disputirte
auß dafür, daß man überhaupt die Gebote der heiligen Schrift auch zu
gerlichen Geſetzen machen müſſe. Vergebens verhandelte Melanchthon
ſönlich mit ihm auf der Durchreiſe durch Eiſenach im Frühjahr 1524.
h der Weimariſche Hofprediger Stein wollte die menſchlichen Rechte nicht
r gelten laſſen und zog ſogar den Herzog Johann in dieſe Anſchauungen
ein. Der Kurfürſt ließ ſich von Luther über dieſe Fragen berichten. Der
ge Herzog Johann Friedrich klagte bei ihm über Stein und über die
wieglung des Volkes durch Strauß und andere Prediger, hoffte jedoch,
in werde ſich bei Luther „die Hörner des moſaiſchen Gerichts halber
blich ablaufen.“ Strauß brachte unter den moſaiſchen Satzungen, welche
die Chriſten fortgelten müßten, beſonders auch die vom Jubeljahr auf,
nach ja im fünfzigſten Jahr die verkauften Erbgüter an die urſprüng-
en Eigenthümer zurückfallen ſollten; es müſſe, ſagte er, alle Einrede
egen ſtillhalten und dies für ein unzweifelhaft Gebot angenommen werden.
ſelbe Anſicht, daß nach dem Geſetz Moſe regiert werden ſollte, erhob
z. B. auch in der reformatoriſchen Bewegung zu Danzig, zugleich mit
i Drang, die Bilder umzuſtürzen. Luther hatte darüber im Frühjahr
25 gegen den dortigen Rath ſich zu äußern. — Von den Münzerſchen Fol-
ungen, daß man die götzendieneriſchen Fürſten ſtürzen, die falſchen Pro-
ten erwürgen müſſe u. ſ. w., wollte indeſſen auch Strauß Nichts wiſſen.
äußerte ſich geradezu feindlich gegen Münzer.[1])

So breitete ſich jetzt eine Bewegung aus, welche zu einem Umſturz
r bisherigen ſtaatlichen wie kirchlichen Ordnungen und Grundlagen führen
zte. Sie ſtand nach allen Seiten hin, welche ſie in ſich ſchloß, auch in
klichem Zuſammenhang mit der lutheriſchen Lehre und Reformation:
i ſie erſt behauptete recht Ernſt zu machen mit jener Geiſtesbegabung
r wahren Chriſten in ihrer unmittelbaren Gemeinſchaft mit Gott und

dem Erlöser, und mit jener Erhebung des göttlichen Wortes und Willens über alle menschlichen Satzungen. Auch die Frage nach Grund und Recht der bestehenden socialen und bürgerlichen Ordnungen überhaupt konnte einer Zeit nicht fremd bleiben, wo eine freie Kritik sogar an das, was bisher Allen fürs Heiligste galt, sich gewagt hatte; so hatte z. B. auch dem Melanchthon, wie wir aus der ersten Bearbeitung seiner Loci sehen, die Frage nach dem sittlichen Rechte des Privateigenthums sehr zu schaffen gemacht. Die verschiedenen Seiten der Bewegung, von welchen Männer wie Carlstadt oder Strauß nur die eine oder andere vertreten wollten, hingen ferner unverkennbar unter sich zusammen. Dem Umfang und Extrem, zu welchem sie von einem Münzer getrieben wurde, wußte Keiner von jenen klare und innerlich begründete Schranken entgegenzusetzen.

Luther nun suchte vor Allem seine Wittenberger Gemeinde vor den Schwarmgeistern und Rottengeistern, wie er sie nannte, und vor den falschen Verehrern des mosaischen Gesetzes zu verwahren. So benützte er zur Belehrung über dieses seine damaligen Predigten über die Bücher Moses.

Seinen Landesherrn beruhigte er über die Geltung der kaiserlichen, nicht der mosaischen Rechte im deutschen Reich.[1])

Das Schlimmste erwartete er, noch ehe ihm Näheres über Münzers Pläne bekannt war, von dem „Satan zu Allstädt". Er wünschte sehr, daß dieser, der so tapfer aus seinem Winkel heraus gegen ihn losziehe, einmal sich vor ihn nach Wittenberg wagte, während Münzer eine Vorladung dorthin sich in einem Brief an Herzog Johann verbat und, wenn er sich verantworten müßte, vielmehr die Römer, Türken und Heiden dabei haben wollte. Gegen Ende Julis 1524 ermahnte Luther in einem längern Sendschreiben, das er im Druck erscheinen ließ, den Kurfürsten und seinen Bruder Johann dringend, auf diesen Geist Acht zu haben und ihm zu steuern. Er schreibt: „Ich habe vernommen und aus ihrer Schrift verstanden, als wollte derselbige Geist die Sache nicht im Wort lassen bleiben, sondern gedenke, sich mit der Faust drein zu begeben und wolle stracks daher einen leiblichen Aufruhr anrichten; — was wollte der Geist wohl anfangen, wenn er des Pöbels Anhang gewönne?" Dem Vorgeben von Münzer und Genossen, daß Gottes Geist sie zum Dreinschlagen treibe, erwidert er: das sei ein schlechter Geist, der seine Frucht nicht anders beweisen könne als mit Kirchen- und Klösterzerbrechen und Heiligenverbrennen. Der Geist müsse sich prüfen lassen, ob er von Gott sei; jener Geist aber fürchte sich vor Zweien oder Dreien Antwort zu geben: er sei ein- oder zweimal in Wittenberg (von Luther) auf die Nase geschlagen, darum graue ihm vor der Suppe und wolle nur dastehen wo die Seinigen seien, die zu seinen Reden Ja sagen. Luther stellt diesem ihrem Verhalten sein eigenes gegenüber: „Wenn ich, der so gar ohne Geist ist und keine himmlische Stimme

bret, mich hätte solcher Worte lassen hören gegen meine Papisten, wie wollten sie gewonnen schreien! ich bin ein armer, elender Mensch und hab meine Sache nicht so trefflich angefangen, sondern mit großem Zittern und Furcht; dennoch habe ich in solchem armen Geist das gethan, das dieser Weltfressergeist noch nicht versucht, sondern bisher gar ritterlich gescheut hat; denn ich bin zu Leipzig gestanden zu Disputiren, — — zu Augsburg, — zu Worms vor Kaiser und Reich; — ich habe müssen in Winkeln einem, zweien, dreien stehen, wer, wo und wie man hat gewollt; mein blöder und armer Geist hat müssen frei stehen als eine Feldblume und keine Zeit, Person, Stätte, Weise oder Maß bestimmen." Von sittlichen Früchten des Geistes, lebendigem Glaube, Liebe, Sanftmuth u. s. w. getraut er sich in Wittenberg, so vieles auch hier noch fehle, doch mindestens so viel aufweisen zu können, daß es sich allen Früchten des Allstädtischen Geistes entgegensetzen lasse. Indessen will er nicht, daß der Kurfürst Jenen wehre, so weit sie nur mit dem Worte wirken wollten. Hier spricht er vielmehr die denkwürdigen Worte: „Man lasse sie nur getrost und frisch predigen, was sie könnten und wider wen sie wollten; denn es müssen Sekten sein (1 Kor. 11, 19) und das Wort Gottes muß zu Feld liegen und kämpfen; — man lasse die Geister auf einander platzen und treffen; werden Etliche indeß verführet, wohlan, so gehts nach rechtem Kriegslauf; wo ein Streit und Schlacht ist, da müssen Etliche fallen und wund werden; wer aber redlich ficht, wird gekrönet werden." „Aber", fährt er fort, „wo sie wollen mehr thun, denn mit dem Wort fechten, wollen auch brechen und schlagen mit der Faust, da wollen E. Fürstl. Gnaden zugreifen, es seien wir oder sie, und stracks das Land verboten und gesagt: wir wollen gern leiden und zusehen, daß ihr mit dem Wort fechtet, daß die rechte Lehre bewährt werde, aber die Faust haltet stille, denn das ist unser Amt, oder hebt euch zum Land hinaus." Indem dann Luther noch darauf zu reden kommt, daß Jene ihr gewaltsames Stürmen gegen die Bilder und abgöttischen Altäre mit den mosaischen Geboten rechtfertigen wollen, bemerkt er: „Ja wenn das recht wäre, so wollt auch hernach folgen, daß wir müßten leiblich tödten alle Unchristen, gleichwie den Juden geboten war, die Kananiter und Amoniter zu tödten; niemit würde der Allstädtische Geist Nichts mehr zu thun gewinnen, denn Blut vergießen, und welche nicht seine himmlische Stimme höreten, müßten alle von ihm erwürgt werden, daß die Aergernisse nicht blieben im Volke Gottes, welche viel größer sind an den lebendigen Unchristen, denn an den hölzernen und steinernen Bildern." In der That zog Münzer selbst schon diese Consequenz mit dem, was wir ihn über die Sonderung der Auserwählten und der Gottlosen sagen hörten.

Münzer, über welchen längst durch den fürstlichen Schösser in Allstädt gerichtet worden war, wurde jetzt nach Weimar citirt und hier am 1. Au-

guſt verhört. Ehe Weiteres gegen ihn verfügt war, machte er ſich bei Nacht davon aus Allſtädt, wo er ſich auch unter den eigenen Anhängern nicht mehr ſicher fühlte. Vorher zog er noch in einem Brief an den Kurfürſten über den „verlogenen“ Luther und die anderen gottloſen Gelehrten los, welche den heiligen Geiſt in Gottes Auserwählten einen Teufel ſchelten, und verwahrte ſich dagegen, daß er, wie Jener ihm angeſonnen, in einem Winkel, d. h. in Wittenberg, ſeine Lehre verantworten ſollte: man müßte, wenn er verhört werden ſollte, dazu zuſammen entbieten die Menſchen aller Nationen, die „im Glauben unüberwindliche Anfechtung erduldet hätten, ihre Verzweiflung des Herzens erfunden und durch dieſelbe allenthalben erinnert wären;“ ſolche Leute wolle er zu Richtern erdulden; den Schweinen wolle er die Perlen nicht vorwerfen.

Er zog dann zu Pfeifer in die Reichsſtadt Mühlhauſen. Luther, welcher, durch Weimar reiſend, von ſeinem Vorhaben, dort zu wirken hörte, warnte in einem Brief vom 14. Auguſt den Rath und die Bürgerſchaft vor ihm. Bald mußte er wegen der Unruhen, die er erregte, auch von hier abziehen und wanderte über Nürnberg, wo dann auch Pfeifer erſchien, nach dem Südweſten von Deutſchland und in die benachbarten Theile der Schweiz, überall bemüht, Genoſſen zu ſuchen und unter dem Volke zu wirken. In Nürnberg gab er eine „Schutzrede“ heraus „wider das geiſtloſe ſanftlebende Fleiſch zu Wittenberg, welches durch den Diebſtahl der heil. Schrift die erbärmliche Chriſtenheit alſo ganz jämmerlich beſudelt hat.“ Sie ſtrotzte von Schimpfwörtern auf Luther, — den „Erzheiden, Erzbuben, Wittenberger Papſt, Drachen, Baſilisken u. ſ. w.“ Beſonders warf ſie ihm vor, daß er den Fürſten ſchmeichle und heuchle und ihnen Klöſter und Kirchen ſchenke, während er freilich den Bauern zu lieb ſage, die Fürſten ſollen durchs Wort Gottes zu Scheitern gehen und vom Stuhle geſtoßen werden.[1])

Mit Carlſtadt wollte Luther noch im Frühjahr 1523 nicht brechen. Er erwähnte damals gegen Link neben den Freunden, die er zu deſſen Hochzeit mitbringen wolle, auch Carlſtadt, der jedoch nicht zu Hauſe ſei. Auch nachdem derſelbe nach Orlamünde gegangen war, ſchickte er noch ein kurz zuvor von ihm verfaßtes Schriftchen gegen den Marienkultus an Urbanus Regius, um es dieſem zur Lektüre zu empfehlen. Gegen den Druck der Bücher aber, welchen Carlſtadt in Jena veranſtaltete, berichtete er im Januar 1524 an Kanzler Brück. Der Reichstag hatte verfügt, daß die Obrigkeiten keine Herausgabe von Schriften dulden dürfen, die ſie nicht vorher haben prüfen laſſen, und auch der Kurfürſt und die Univerſität hielten ſtreng darauf: Luther erinnerte, daß man Jenem keine Ausnahme hievon geſtatten dürfe. Auf die Schriften hin, welche Carlſtadt weiter erſcheinen ließ, ſchrieb er im März an Spalatin: er fürchte, Carlſtadt laſſe ſich

nicht mehr aufhalten, sondern laufe ins Verderben mit seiner brennenden, unbezähmbaren Begier nach einem großen Namen; derselbe werde jetzt im Namen der Universität von Orlamünde, wo er keinen Beruf habe, zu seinem Wittenberger Amt zurückgerufen werden. Nach einer Aeußerung von ihm trieb damals auch der Zwickauer Claus Storch insgeheim bei Carlstadt und seinen Genossen sich um. Carlstadt erschien zwar in Wittenberg, wohin er citirt wurde, am 2. April und versprach, von der Pfarrei abzutreten und in seinem Amt sich wieder einzustellen, richtete aber, nach Orlamünde zurückgekehrt, mit dem dortigen Magistrat eine Eingabe an den Kurfürsten, worin sie fortwährend die Rechtmäßigkeit seiner Erwählung behaupteten, und verblieb bei den Orlamündern als ihr geistliches Haupt, obgleich der Kurfürst ihm die Pfarrei abnahm.

Im August reiste endlich Luther selbst, nach dem Willen seiner Fürsten, in die aufgeregten thüringischen Distrikte; am 14. August war er, wie wir oben bemerkten, in Weimar; der dortige Hofprediger Stein machte fernerhin keine Schwierigkeiten mehr: er begleitete Luther auf der Weiterreise im Auftrag des Fürsten.

Am 21. August traf Luther in Jena ein und hielt hier am Tag darauf eine lange Predigt gegen den Geist, dessen Frucht das Bilderzerstören sei und welcher die Sakramente zu nichte mache. Er nannte ihn den Allstädter Geist und bezeichnete als weitere Frucht desselben Aufruhr und Mord, wie schon in Zwickau sich gezeigt habe. Carlstadt, der die Predigt mit angehört hatte, erbat sich deßhalb eine Unterredung mit Luther, die ihm sofort gewährt wurde. Er kam mit Westerburg in die Herberge zum schwarzen Bären, wo Luther unter einer zahlreichen Umgebung zu Mittag gegessen hatte. Dieser ließ ihn unter den Tischgenossen Platz nehmen. Carlstadt erklärte, dagegen protestiren zu müssen, daß Luther ihn mit den aufrührerischen und mörderischen Geistern zusammenwerfe: denn Luther habe auf ihn gezielt, indem er eine nur von ihm vorgetragene Lehre vom Sakrament angegriffen habe; er aber habe Nichts mit dem Aufruhrgeist von Allstädt, und der Allstädtische Geist habe mit seiner Sakramentslehre Nichts gemein. Zu dieser seiner Lehre vom Sakrament bekenne er sich übrigens frei und volle beweisen, daß Luther das Evangelium unrichtig gepredigt, auch sich selbst widersprochen habe. Luther erkannte an, daß Carlstadt in jenem Brief an Münzer die Theilnahme am Aufruhr ablehne, erwiderte aber, er habe auf der Kanzel Niemand genannt, und bestand darauf, daß Carlstadt dennoch bei den neuen Propheten stehe. Auch erinnerte er ihn, daß sein Geist in Wittenberg sich keineswegs als göttlich bewährt habe, da er ja mit dem Bilderstürmen dort nicht habe durchdringen können. Hierauf entgegnete Carlstadt: dort haben die Andern, welche dieß mit ihm beschlossen, ihn im Stich gelassen, und dann habe man ihm Hände und Füße gebunden und so ihn

geſchlagen; hätte man ihn frei ſchreiben und predigen laſſen, ſo hät wohl ſehen ſollen, was ſein Geiſt ausrichte. Luther forderte endlic ihn auf, er ſolle friſch heraus gegen ihn ſchreiben, — öffentlich m heimlich. Carlſtadt antwortete: wenn er wüßte, daß ihm darnach Rot ſo dürfte ihm das zu Theil werden. „Thut's," ſagte Luther, „ich wi einen Gulden dazu ſchenken", griff, als jener zuſtimmte, in die Taſ gab ihm einen Goldgulden, welchen Jener den Beiſitzenden zeigte als daß er Macht habe, wider Doktor Luther zu ſchreiben. Luther tra noch einen Trunk zu, verſprach ihm auch auf ſeinen Wunſch ausd ihn am Druck der Schrift nicht zu hindern, die ihm um ſo lieb werde, je tapferer ſie angreife. Nachdem ſie ſich hierauf die Hand g ging Carlſtadt weg.

Vom Rath und der Gemeinde zu Orlamünde erhielt Luther i einen Brief, den ſie ſchon am 16. des Monats an ihn aufgeſetzt Darin beſchwerten ſie ſich, daß er ſie in Wittenberg auf der Kan Schwarmgeiſter ausſchreie, wie er ja auch in ſeinem Sendſchreiben Kurfürſten Alle, welche nach göttlichem Befehl die ſtummen Götzen umi verachte und doch gegen ſie nur eine kraftloſe, weltweiſe Bewährun ſeinem eigenen Hirn aufmutze; er zeige hiemit, daß er kein wahrer Chriſti ſei; jetzt möge er zu ihnen kommen und ſie, wo ſie irren u gütlich und nicht mit Scheltworten unterweiſen. Luther ſagte eine mündliche Antwort zu.

Vorher ging er nach Kahla, um auch hier zu predigen. Als die Kanzel trat, fand er die Stücke eines zerbrochenen Crucifixes herumgeſtreut: er war zuerſt bewegt, ſchob ſie aber ruhig auf die Se hielt ſeine Predigt.

Am 24. kam er nach Orlamünde. Der Rath und eine große von Gemeindegliedern, welche großentheils ſchnell von den Felde der Erntearbeit hereingerufen worden waren, verſammelte ſich um ſeinem Quartier. Er wollte mit ihnen über ihren Brief reden. Die nahme Carlſtadts, der dazu kam, verbat er ſich, da dieſer ja jetzt ſein ſei und einen Gulden darauf bekommen habe. Jenen erklärte er, ihren Brief ihnen zu gut halten und für ein Werk Carlſtadts anſehen Sie aber beſtanden auf ihrem Schreiben und wiederholten ihre Be darüber, daß er ſie mit den Schwarmgeiſtern zuſammenſtelle. Er antw wenn er es ſonſt nicht wüßte, daß ſie Schwärmer ſeien, ſo wiſſe er e da ſie ja alle vor ihm brennen wie ein Feuer, als ob ſie ihn freſſen w Dann ſuchte er ihnen zu zeigen, daß die Schrift nicht alle, ſonder die abgöttiſchen Bilder verbiete und daß der Mißbrauch den rechten i nicht aufhebe. Ein Schuſter, der jetzt beſonders eifrig das Wort aus Mitte führte, verſicherte und wettete, daß allerdings die Schrift, und

ıt blos das Geſetz, ſondern auch das Evangelium alle Bilder verbiete.
ſ die Frage, wo denn dieß ſtehe, antwortete er, es heiße da — er wiſſe
: die Stelle nicht, aber ſeine Brüder wiſſen ſie —: „Gott ſpricht: ich
[meine Braut nackt haben und will ihr das Hemde nicht anlaſſen.“
i“, ſagte Luther, „höre zu, das heißt Bilder abthun?“ Ein Anderer kam
ıem zu Hilfe mit der Erklärung: es ſei ja wahr, daß Gott die Seele
lle nackt haben aller Kreatur, und die Seele werde bedeckt und verwickelt,
m ſie ſich mit Bildern belaſte. Nach einigen weiteren Reden ſtand Luther
und eilte zu ſeinem Wagen. Einen der ſtädtiſchen Kämmerer, der noch
r die Sakramente mit ihm verhandeln wollte, verwies er auf ſeine
ıriften. So fuhr er mit ſeinen Begleitern hinweg, verfolgt von Ver-
nſchungen und Schmähungen. Er erzählte darüber bald nachher: „Carl-
ıt hätte mich zu Jena aus Urſach einer Schrift [jenes Briefs an Münzer]
er überredet, daß ich ſeinen Geiſt nicht mit dem Allſtädtiſchen, auf-
rereriſchen, mörderiſchen Geiſt vermenget hätte; aber da ich gen Orlamünde
er ſeine Chriſten kam aus fürſtlichem Befehl, fand ich wohl, was er für
men da geſäet hatte, daß ich froh ward, daß ich nicht mit Steinen und
ck ausgeworfen ward, da mir etliche derſelben einen ſolchen Segen gaben:
ır hin in tauſend Teufel Namen, daß du den Hals brächſt, eh du zur
ıdt hinauskommſt.“ — Ueber ſeine Erfolge berichtete er an Herzog
ıann Friedrich.[1])

Herzog Johann hatte, unter dem Einfluß von Strauß, bis dahin
ner noch auf eine friedliche Einigung der verſchiedenen Richtungen und
:önlichkeiten gehofft. Noch an jenem 24. Auguſt ſchlug er auf Strauß
:h dem Kurfürſten vor, in Weimar zwiſchen Luther, Melanchthon, Carl-
t, Strauß und Anderen eine Zuſammenkunft und Beſprechung zu ver-
talten, ja auch Münzer dazu zu laden, falls dieſer nicht ſchon nach
ihlhauſen gegangen ſei, und Friedrich antwortete am 27. zuſtimmend.
h den Auftritten in Jena und Orlamünde war es hierfür zu ſpät,
ınzer hatte ohnedies ſchon vorher das kurſächſiſche Gebiet verlaſſen.
:lſtadt wandte ſich zwar jetzt, während er ſogleich eifrig ans Schreiben
en Luther ging, noch an die fürſtliche Gnade und erbot ſich zu einem
:hör und einer Disputation. Luther aber rieth, ſein Erbieten abzuweiſen,
man ihm ja vorher das Disputiren nicht gewehrt, ihn vielmehr ver-
ens dazu aufgefordert, er aber trotz aller Mahnungen ſein Wittenberger
ramt im Stich gelaſſen habe; er ſolle jetzt mit ſolchen Spiegelfechtereien
Fürſten verſchonen. Carlſtadt wurde durch kurfürſtlichen Befehl vom
September entlaſſen und des Landes verwieſen. Von den Jenenſer
) Orlamünder Verhandlungen erſchien im September eine ausführliche
rſtellung, verfaßt, wie Luther berichtet, durch den Jenenſer Prediger
ıhard, und zwar, wie Jener ſich beſchwerte, zu ſeiner Schmach und zu

Carlſtadts Verherrlichung; ſie iſt ſpäter in die Sammelausgaben von thers Werken aufgenommen und oben für unſere Erzählung benützt wor Allem nach hat ſie den Verlauf des Streites im Ganzen richtig refe jedoch den Carlſtadt möglichſt ſich mäßigen und ſeine Sache in gutes ſtellen laſſen. Auch Reinhard mußte das Land räumen. Der Pfarrer Kahla, über welchen Gleiches verhängt war, bat reuig um Gnade Luther ſelbſt verwandte ſich für ihn.[1])

Carlſtadt zog jetzt unſtät umher, während er ein Schriftchen andere, beſonders über die Abendmahlslehre, mit heftigen Angriffen g Luther herausgab. Er ging ins Fränkiſche, beſonders nach Rothenburg der Tauber, dann nach Straßburg und Baſel. In Straßburg fi er, ohne die evangeliſchen Prediger zu beſuchen, beim Volk Eingang, ri daß noch zu wenig vom Götzendienſt abgethan ſei, da man hier zwar meiſten Bilder entfernt, aber Crucifixe, Wandgemälde, Meßgewänder Anderes noch belaſſen hatte, und verſetzte einen großen Theil der Geme in Aufregung, bis der Magiſtrat ihn auswies. Die Prediger wandten deshalb an Luther: ſie ſandten einen ihrer Diakonen zu ihm mit ei Bericht und mit den Büchern, die Carlſtadt neuerdings in Baſel d drucken laſſen, erklärten, daß ſie darin viel Irrthümer und Grillen fin verhehlten aber nicht, daß viele ſchriftgelehrte Männer in Baſel, Zü und Straßburg Jenem ziemlich geneigt ſeien und daß auch auf ſie Man in ſeinen Ausführungen über das Abendmahl Eindruck mache; Ein ſagten ſie, geben auch vor, daß Carlſtadt ſeine Anſicht von Luther ſ in ſeinem früheren Verkehr mit ihm geſchöpft habe; ſo baten ſie d Luther möge auf Alles, was Carlſtadt lehre, antworten. Die Frau Predigers Zell, Katharine, geborene Schütz, welche als treue, begeiſt Mitarbeiterin am Evangelium ſich einen bleibenden Namen in der St burger Reformationsgeſchichte gemacht hat, gab dem Boten ihrerſeits ei Ausdruck ihres Dankes und ihrer Verehrung für Luther mit, auf wel dieſer dann in einem kurzen Brief an ſie freundlich erwiderte. Zug berichtete Gerbel an Luther und bat um ein Sendſchreiben für die Straßbur

Schon vorher, in der erſten Hälfte Novembers, hatte Luther erfah daß in der Frage über das Abendmahl Zwingli und Leo Judä Zürich dem Carlſtadt zuſtimmen, daß überhaupt Carlſtadts Gift im weiter ſich verbreite. Bald vernahm er Gleiches über Oekolampad deſſen Collegen Pellikan in Baſel; ja aus Baſel drohte ihm, wenn nicht in dieſer Frage nachgebe, bereits jener Ritter Coctus, der ihn fr zu dem Brief an den Herzog von Savoyen veranlaßt hatte, mit e Streitſchrift. Zwingli und Oekolampad waren übrigens nicht erſt d Carlſtadt im Glauben an die ſubſtantielle Gegenwart des Leibes Ch beim Abendmahl erſchüttert worden. Zwingli war ſchon ſeit einigen Ja

in seiner eigenen theologischen Entwicklung dahin gelangt, daß er im Sakrament nur ein Gedächtniß des versöhnenden Todes Christi, im Essen seines Leibes einen bloßen Akt des Glaubens sah, — hatte nur vorsichtig eine ausdrückliche Kundgebung seiner Ansicht zurückgehalten. Als im Winter 1522 auf 23 auch er durch Rodius jenen Honiusschen Brief bekam, nahm er aus demselben jene Auslegung der Einsetzungsworte an, daß das „ist" im Sinne von „bedeutet" zu verstehen sei. Von Carlstadt wich er so in der Begründung seiner Lehre vom sakramentlichen Genuß ab. Diese selbst aber, in der Carlstadt wesentlich mit ihm zusammentraf, trug er jetzt dem Reutlinger Prediger Alber gegenüber, der gegen Carlstadt stritt, sehr entschieden in einem Schreiben vom 16. November 1524 vor und dieses wurde sogleich in zahlreichen Abschriften verbreitet. Auch Oekolampad hatte schon ehe er Carlstadts Schriften las, in vertraulichem Verkehr mit Freunden sich für einen bloß geistigen Genuß ausgesprochen. An Zwingli endlich schlossen sich schon jetzt, während sie Luther jenen Brief zusandten, die Straßburger Theologen Capito und Butzer in vertraulichen Erklärungen an. Butzer wurde, wie er selbst berichtet, durch Rodius, der im Herbst 1524 auch bei ihm sich aufhielt, von der lutherschen Auffassung abgebracht. Wir werden hiermit von Luthers Streit mit Carlstadt bereits zu der großen Wendung weitergeführt, welche der Kampf über das Abendmahl in unserm nächsten Zeitabschnitte genommen hat.

Bei Luther nun traf jener Straßburger Diakonus am 14. Dezember 1524 mit seiner Botschaft ein.

Luther verfaßte gleich am folgenden Tag ein Sendschreiben an die „allerliebsten Freunde Gottes, alle Christen in Straßburg". Er schrieb ihnen: er sei nicht ihr Prediger und Niemand sei schuldig ihm zu glauben; doch hoffe er, sie werden ihn bisher in seinen Schriften also erkannt haben, daß er das Evangelium, die Gnade Christi, Gesetz, Glaube, Liebe u. s. w. lauter und gewiß gehandelt und als ein unwürdig Werkzeug Gottes vielen Seelen geholfen habe. Keines dieser Stücke wolle und könne Carlstadt laut der von ihm vorliegenden Schriften recht vornehmen; er falle ungestüm auf die äußerlichen Dinge, Bilderstürmen u. s. w., als ob darin die ganze Macht eines rechten christlichen Wesens läge. Auf jene Hauptstücke solle vielmehr Jeder sehen, an ihnen werde jeder genug zu lernen haben. Und nicht auf Luther oder auf Carlstadt sollen sich die Straßburger von ihren Evangelisten weisen lassen, sondern allein auf Christus, und zwar auf Christus nicht so, daß man wie Carlstadt aus ihm ein bloßes Vorbild mache, sondern auf Christus, wie er ein Geschenk Gottes für uns sei, uns gegeben zur Weisheit, Gerechtigkeit, Erlösung und Heiligung; das haben die neuen Propheten nie gefühlt noch gelernt, sondern gaukeln daher mit ihrer lebendigen Stimme vom Himmel,

mit ihrer Entgröbung, Tödtung und andern schwülstigen Worten, d
selbst nicht verstehen und die nur irrige, unruhige Gewissen machen.
Bildern, sagt Luther, habe er selbst mit seinen Schriften mehr Ab
gethan, als Carlstadt mit seinem Stürmen und Schwärmen. — So
Luther hier vor Allem vor Carlstadts allgemeiner Richtung mit Bezu
die Grundlagen und Grundlehren des evangelischen Christenthums wa
Nur kurz bezieht er sich auf das Abendmahl. Hier legt er jenes
oben von uns angeführte Bekenntniß ab, daß man ihm vor fünf J
einen großen Dienst gethan hätte, wenn man ihn hätte berichten kö
daß im Sakrament bloß Brod und Wein sei. Ja er fügt bei, er sei
dem alten Adam nach noch jetzt nur allzugeneigt zu einer solchen Ann
Aber in seinem Festhalten an den Worten des Texts wurde er, w
sagt, gerade durch Carlstadts Beweisführung noch mehr bestärkt: durc
losen, lahmen Possen, welche dieser aus Vernunft und eigenem Di
setze, durch sein Einmengen lächerlicher Stücklein, sein „dahergaukeln
griechischer und hebräischer Sprache". [1])

Was Luther neben diesem Sendbrief noch den Predigern zu S
burg schrieb oder sagen ließ, wissen wir nicht.

Seine eingehende und umfassende Widerlegung Carlstadts woll
in einer größeren Schrift geben, an welcher er eben damals arbe
Es ist sein Buch „Wider die himmlischen Propheten von
Bildern und Sakrament", mit dem Motto: „Ihre Thorheit
Jedermann offenbar werden. 2 Timoth. 3."

Carlstadt ists, den Luther im ganzen Verlauf dieses Buches bekä
So beginnt er dasselbe: „Da gehet ein neu Wetter her, — Doktor Ani
Carlstadt ist von uns abgefallen, dazu unser ärgster Feind wor
Durchweg bezieht er sich auf die neueren Schriften Carlstadts. Er w
aber in Carlstadt die ganze Richtung zeichnen und treffen zu der Carl
gehöre. Und das ist ihm eben die Richtung jener sogenannten Proph
So spricht er in dem Buche von „Carlstadt und seinen Geistern",
sagt: „Carlstadt schleppt sich mit den himmlischen Propheten, aus we
kommen ist der Allstädtische Geist, von denen lernt er, zu denen hä
sich, die schleichen heimlich im Land irre und kriechen zusammen an
Saale, dahin sie dachten zu nisten".

Der Stoff wuchs ihm so an, daß er seine Schrift in zwei Th
erscheinen ließ. Der erste wurde noch zu Ende des Jahrs 1524 im D
fertig, der zweite gegen Ende Januars 1525. Für den zweiten behie
sich eigens die Ausführung über die Gegenwart des Leibes Christi
Abendmahl vor, während er die andern Fragen, die Frage nach dem re
Heilsweg und die Frage nach den äußerlichen Stücken, auf welche Carl
drang, im ersten Theil erledigte. [2])

Der reiche Stoff, den Luther für seinen ersten Theil gegenwärtig te, fließt ihm leicht, frei und klar dahin. Man fühlt ihm hier überall längst gewonnene innere Sicherheit und die Ueberlegenheit über Carl- dt an; mit scharfen Zügen beleuchtet er die ebenso trübe wie stürmische d wilde Mystik Carlstadts und der neuen Propheten und setzt dagegen s einander, was ihm das Gesetz und Evangelium ist; gewandt und tref- d läßt er seinem Spott gegen jene den Lauf.

Er beginnt hier wieder damit, daß er die Hauptstücke, nach denen as Gewissen im Geist vor Gott zu regieren ist", und die äußerlichen nge und Werke aus einander hält. Den neuen Propheten wirft er nicht nder als den Papisten eine Hintansetzung und Unkenntniß der „Lehre s Glaubens und Gewissens" und ein Voranstellen der eigenen und äußer- jen Werke vor; dahin rechnet er nicht bloß ihr „Bilderstürmen und Kir- nbrechen", sondern auch ihre neue Weise der Mortifikation, d. h. selbst- wählter Tödtung des Fleisches.

Zuerst also will er ihnen gegenüber jene Hauptstücke kurz ausführen. ıs erste, sagt er, muß durch Gesetz die Sünde offenbar gemacht, fürs eite den gedemüthigten und erschreckten Gewissen das tröstliche Wort des angeliums und der Sündenvergebung gepredigt werden. Dann erst kann s dritte die rechte Tödtung des alten Menschen in Zucht des eigenen eisches und im Tragen der von Gott verhängten Leiden anheben und enso sollen dann alle die Werke der Liebe gegen den Nächsten angehen. ie Propheten meinen, die Nachfolge Christi im Abtödten des alten Men- en könne das Erste sein; aber erst muß man Christum als einen von ott uns geschenkten Schatz im Herzen haben, ehe man seinem Exempel lgen kann, und so bekommt man ihn nicht durch Werke ins Herz, sondern rch Hören auf sein Evangelium. Die Propheten nehmen ferner bei ihrem ötödten nicht das auf sich, was Gott ihnen auflegt, sondern was sie selbst wählen, tragen graue Röcke, wollen Bauern gleich sein, und des Narren- rks viel.

Das sind die rechten Hauptstücke für die Gewissen. Nicht aber sollen n äußerliche Dinge den Gewissen zum Gesetz gemacht werden, als wären zum Frommwerden nöthig.

Hiermit kommt Luther auf das angebliche Gebot der Bilder für die hristen. Er entwickelt wesentlich dieselben Grundsätze und Gründe, welche ir aus seinen früheren Aeußerungen kennen, noch eingehender und ysteatischer, als er bisher in Schriften gethan. — Wollten Jene, daß die eele aus allen Bildern und allem Sinnlichen sich loswirke, so bemerkt dagegen weiter, daß ja die Seele immer schon unwillkürlich und noth- endig sich Bilder entwerfe, daß z. B., wenn wir von Christi Leiden ren, in unserm Innern von selbst ein am Kreuze hängender Mann sich

darstelle. Er erinnert sie, welche alle Bilder wegen des jüdischen G abthun wollten, daß ja doch auch die Juden Bilder von Menschen, n Kaisers Bild auf der Zinsmünze, gebraucht haben: ähnlich, nämli Ansehen und Zeugniß, möge man Crucifixe und Heiligenbilder gebr Ferner frägt er, wie denn sie es mit den Münzen halten, auf w Bilder stehen, z. B. mit den Joachimsthaler, Groschen mit dem B St. Joachims: ob sie noch nicht so weit entgröbt seien, daß sie dieselb sich werfen könnten? Carlstadt war von jeher dafür bekannt, daß er G und Thaler sehr zu schätzen wisse. — Vollends, sagt Luther, zeige da gewiß kein rechter guter Geist, daß sie ohne Rücksicht auf die Obrigk unordentlicher Gewalt drein fahren und den Pöbel aufhetzen; ihr sei: „Ja, haue, reiße, schmeiße, stich, brich, schlag den Götzen ins siehst du ein Crucifix, so speie ihm ins Gesicht u. s. w." Er folge dann auch gegen Mörder, Diebe und andere Verbrecher ein Jeder üben müsse, der zuerst dazu komme, und erinnert auch wieder an andere Gebot bei Mose, die Götzendiener selber umzubringen.

Die Frage über das mosaische Verbot der Bilder führt ihn z auf die Geltung des alttestamentlichen Gesetzes überh unter den Christen. Was er darüber hier erklärt, sprach er auch Antworten aus, welche er auf die Anfragen über das Treiben des C und Anderer gab. Nicht alles das Aeußerliche, was Gott dort den geboten, sei gleichermaßen Gottes Wille an den Menschen oder allge Sittengesetz. Nur sofern Moses Gesetz eins sei mit dem natürlich setz, das Jedermann ins Herz geschrieben, behalte jenes Bestand. Moses darüber habe, sei jetzt frei und abgethan. So sei das, da einen Gott habe, nicht allein mosaisches, sondern natürliches Gesetz Röm. 1, 20. In jenen anderen Dingen aber, wie in den äuße Ordnungen und bürgerlichen Rechten habe Moses Gesetz nur den gegolten, und es verhalte sich damit ebenso, wie wenn jetzt ein Kaise König neben den allgemeinen natürlichen Gesetzen, als Eltern-ehren, ehebrechen u. s. w., in seinem Land sonderliche Gesetze mache, als den Sachsenspiegel in Sachsen. „Darum", sagt er, „laß man Mos Juden Sachsenspiegel sein und uns Heiden unverworren damit, gl Frankreich den Sachsenspiegel nicht achtet und doch in dem natü Gesetz wohl mit ihm stimmet." Und zwar dehnt dies Luther au den Dekalog aus. Man pflegte von Alters her im mosaischen Ge zu unterscheiden, daß im übrigen Gesetze zeremonielle Bestimmunge bürgerliche Rechtsordnungen, denen allerdings keine bleibende Geltu komme, mit den eigentlich sittlichen Geboten vermischt seien, der T aber Nichts Zeremonielles, sondern lauter rein sittliche Gebote en eine Auffassung, die ja auch gegenwärtig noch weit verbreitet ist.

der erklärt jetzt Luther mit richtigem selbständigem Blick für Unverstand: ie zehen Gebote seien vielmehr ein kurzer Inbegriff des ganzen Gesetzes, uch des zeremonialen; in ihnen selbst sei Zeremoniales enthalten, nämlich ie zwei Aussagen über die Bilder und über den Sabbath, und daraus ließe der übrige zeremonielle Inhalt des mosaischen Gesetzes; auch dieses beides gelte für Christen nicht mehr so, wie es Moses aufgestellt habe. So verwirft Luther auch Carlstadts Theorie von der Sabbathfeier. Auch er Sabbath sei für diese Christen aufgehoben, wie Paulus frei, ausdrücklich und klar lehre Col. 2, 16. 17 Gal. 4, 10 f., während man sonst überdies nicht etwa den Sonntag, sondern noch mit den Juden den Sonnabend feiern müßte. Nicht der mosaische Buchstabe ist ihm der Grund, weshalb wir noch besondere Tage feiern, sondern das natürliche Bedürfniß der Ruhe und das Bedürfniß, für die Predigt und das Hören des göttlichen Wortes besondere freie und geordnete Zeiten zu haben; nicht um des Gebotes Moses willen, sondern um der Nächstenliebe und Nothdurft willen solle man diese Zeiten einhalten: so hat Luther immer auch vor dem Volke gelehrt; dabei will er Nichts wissen von derjenigen Ruhe, in welche Carlstadt die Sonntags- oder Sabbathfeier setzte. Den Dekalog wollte Luther dennoch fort und fort beim Volksunterricht zu Grunde legen: aber nur darum, weil hier die natürlichen Gesetze besonders fein und ordentlich verfaßt seien, und nur in der Weise, daß das Sabbathgebot nicht mehr in dem Sinn, in welchem es den Juden gegeben war, sondern in jenem Sinn der christlichen Freiheit gefaßt werde. — Daneben war er nun ganz geneigt, daß man auch in weltlichen Ordnungen noch Manches von Mose aufnehmen möge. Das Jubeljahr, welches Strauß wieder einführen wollte, schien auch ihm an sich ganz schön und angemessen, damit die Güter bei den Familien blieben. Aber solche Dinge sollten nicht mehr wie ein göttlich Gebot verkündigt werden, weil sie bei Mose stünden; sondern der Kaiser möge sie ebenso nach dem Exempel Moses einführen, wie ein Volk von einem andern nach freiem Gutdünken Gesetze entlehne. So gefiel ihm z. B. auch diejenige Strafe für Diebstahl am besten, welche Gott bei den Juden 2 Mos. 22, 1 f. eingeführt habe.

Nachdem Luther in seiner Schrift Carlstadts Bilderstürmen und Berufung auf Moses abgewiesen hat, rechtfertigt er das Verfahren des Fürsten gegen Jenen, der deshalb nun sich wie einen heiligen Märtyrer hinstelle. Man müsse allerdings den Predigern, welche den Pöbel aufwiegeln und hinter dem Rücken der Obrigkeit drein schlagen lassen, das Land verbieten. Ihre Consequenz sei, wie wir schon hörten, daß sie überall des Gerichts sich anmaßen, ja alle Gottlosen todtschlagen müßten. Carlstadt habe freilich hiegegen sich verwahrt; „aber", sagt Luther, „wenn Dr. Carlstadt einen großen Pöbel an sich gewonnen, wie er an der Saale sich zu rüsten ge-

dachte, und Herr Omnes [der große Haufen] begonnte ihm selbst die
bot vom Morden der Gottlosen vor die Augen zu halten: wo woll
hin? wie wollt' er wehren? sie würden ja so hart schreien und r
»Gottes Wort, Gottes Wort, Gottes Wort stehet da, wir müssen d
also hart er jetzt wider die Bilder schreiet: »Gottes Wort, Gottes W
Lieber, es ist nicht zu scherzen mit Herr Omnes." Alle Ermahnungen
Carlstadt grob in den Wind geschlagen; mit den himmlischen Prop
schleppe er sich noch immer, während er ihnen dürre hätte absagen s
Es sei an der Zeit gewesen, daß der Fürst zu ihm spreche: „Troll
aus meinem Lande, ehe ich muß mit dir anders reden lassen." Berg
stütze sich Carlstadt darauf, von der Orlamünder Gemeinde berufen zu
Er habe hinter des Fürsten Rücken seine Pflicht bei der Wittenberger
versität verlassen, den Sold dafür fortbeziehend. Hätte es den Orlamün
an einem Geistlichen gefehlt, so hätte er deshalb die Obrigkeit an
müssen. Berufen sei er von ihnen worden, nachdem er selbst sie erst
angestiftet, und sie haben kein Recht gehabt, einen Pfarrer sich zu w
auf eines Andern Sold gegen ihres Fürsten Recht und Ordnung.
Fürst und die Universität seien ja nicht Unchristen, die ihnen einen
losen Pfarrer aufgeladen hätten; sie hätten wenigstens zuerst bei jene
einen christlichen Pfarrer nachsuchen sollen: wenns ihnen da versagt wo
wäre, dann hätten sie selber mögen auf ihr Bestes denken. Doch
„guten Leutlein zu Orlamünde" wollte Luther entschuldigt haben: sie
dem tollen Geiste Carlstadts zu schwach gewesen.

Luther handelt dann noch von einzelnen äußeren Dingen mit B
auf die Messe. Carlstadt schalt, daß man diesen Namen noch beibeh
denn derselbe bedeute (wie er seltsam aus dem Hebräischen ableitete)
Opfer. Luther erwiderte: das sei nicht wahr; er aber wolle nun übe
gerade dem Rottengeist zum Trotz das Sakrament wieder ein Opfer he
obgleich es nicht ein Opfer sei, sondern man nur Etwas darin empf
was einst ein Opfer gewesen sei. — Jener sagte, es sei antichristlich,
man das Sakrament noch emporhebe; Luther: er wolle nun diese Eleva
die in seiner Klosterkirche schon unterbleibe, in der Pfarrkirche gerade
nicht abthun, um von der christlichen Freiheit, die man darin habe,
Haar breit zu weichen. Wollte jener bei der Abendmahlsfeier schle
nur diejenigen Formen haben, deren Christus bei seiner Einsetzung
Abendmahls gebrauchte, so folgert Luther, daß man es dann wohl
nur zu Jerusalem im gepflasterten Saal halten dürfe. — Auch den
brauch lateinischer Sprache bei der Messe nahm Luther, der gerade da
an der Verdeutschung der lateinischen Bestandtheile arbeitete, dennoch
dem Zwang, welchen Carlstadt gegen sie üben wollte, in Schutz. Er m
auf die fremde Sprache beziehen zu können, was Paulus vom „Red

jungen" sagt (1. Kor. 14). Es komme nur darauf an, daß, was in ihr vorgetragen sei, hernach auch der Gemeinde ausgelegt werde (nach 1 Kor. 14, 29). Hiemit wolle er dem nicht wehren, daß man das Latein weglasse, wohl aber dem, daß der Rottengeist aus Dingen, die keine Sünde seien, eine Sünde mache.

So viel enthält der erste Theil seiner Schrift. [1])

Den zweiten Theil, welcher von des Abendmahls Wesen und Bedeutung handeln sollte, beginnt er mit dem Gedanken an die Freude, welche die Papisten über diese Zwietracht unter den Evangelischen empfinden, und wohl mit dem Gefühl, daß es hier einen besonders schweren Kampf gilte. Er will aber deß getrost sein, daß der Gott, der ihm in manchem starken Puffe nicht gefehlt, ihm auch in diesem Puff nicht fehlen werde. Auch steigt hier die Heftigkeit seiner Sprache. Er vermuthet ferner, daß bei seinen Gegnern der rechte Teufel erst noch nicht heraus sei und möchte, daß er noch ganz hervorkäme.

Voran schickt er eine Erklärung darüber, wie Gott mit uns auf zweierlei Weise handle, nämlich zugleich äußerlich durch das mündliche Wort seines Evangeliums und die Sakramente, und innerlich durch seinen Geist und den Glauben, welche er doch nicht ohne jene äußern Mittel gebe. Dieses Aeußere schlagen jene in den Wind, wollen nur vom Geist wissen und heißen einen auf die Frage, wie man denn zu solchem hohen Geist gelange, statt aufs Evangelium ins Schlaraffenland, sagen, daß man in der Langenweile stehen solle, bis man die himmlische Stimme vernehme, wissen aber von der Langenweile ebenso wenig als Carlstadt von der griechischen und hebräischen Sprache. Umgekehrt lodern sie mit dem, was Gott nicht äußerlich verordne, heraus als wären sie unsinnig, mit dem Abthun der Bilder und kirchlichen Gewänder, mit äußerlichen demüthigen Gebärden, grauen Röcken u. s. w.

Mit dem Satze „Wohlan, zur Sache, walts Gott!" geht er dann zum Abendmahl und zur biblischen Begründung seiner Lehre von der Gegenwart des Leibes Christi.

Diese ruht ihm trotz Carlstadt auf den Einsetzungsworten Christi, auf jenen Worten 1 Kor. 10, 16, daß das Brod, welches wir brechen, die Gemeinschaft des Leibes Christi sei, und auf dem Ausspruch 1. Kor. 11, 27 ff., daß, wer unwürdig von diesem Brod esse, schuldig sei am Leibe des Herrn u. s. w. Bei jenen Einsetzungsworten zerschlägt er jene seltsame Exegese Carlstadts, der kaum das ABC der griechischen Sprache verstehe. Auf das spöttische Fragen darnach aber, wie man Christum möge ins Brod bringen, antwortet er: das wisse er nicht, aber er sehe die dürren, hellen Worte, welche ihn zwingen, die Gegenwart des Leibes Christi zu bekennen, und wisse, daß Gottes Wort nicht lügen könne. Der Spruch 1 Kor. 10, von welchem er schon gegen die böhmischen Brüder

gehandelt und welchen gerade Carlſtadt für ſich gebrauchen wollte, e
er vielmehr für eine Donnerart auf Carlſtadts Wort. Aus 1 Kor. 11 folg
daß das, was der unwürdig Eſſende eſſe, eben der Leib ſein müſſ
welchem er ſchuldig ſei.

So will er ſelbſt den Grund mit der Schrift gelegt haben. A
will er zeigen, wie fein Carlſtadt von der Sache rede, indem derſell
Vernunft zu Rathe ziehe. Er nennt dieſe „Frau Hulda, die kluge
nunft", ſagt auch, die natürliche Vernunft ſei des Teufels Braut und
nur läſtern und ſchänden, was Gott rede und thue. Doch ihre vorgeb
Gründe will er auch in ſich ſelbſt auflöſen. Er verhöhnt die Carlſtal
Folgerung, daß, wenn die Einſetzungsworte („das iſt") u. ſ. w. aufs
ſich bezögen, das Brod für uns gekreuzigt würde. Er will auch die
der Gegner nicht ohne Antwort laſſen, wie Chriſtus vom Brod ſagen
daß es ſein Leib ſei, und wie doch das Brod zugleich Brod ſein
Aehnlich hatten die Scholaſtiker ihre Transſubſtantiationslehre begr
indem auch nach ihnen wirkliches Brod nicht zugleich der Leib heißen
So wiederholt Luther jetzt gegen jene die Vergleichung, welche er
gegen dieſe vorgetragen hatte: man könne ja auch von einem fe
Eiſen ſagen, das ſei Feuer (vgl. oben S. 369). Jetzt verweiſt er
auf die allgemeine Redeform der ſogenannten Synekdoche, wo man n
ein Ganzes nenne und doch nur einen Theil meine: ſo ſpreche Jeſu
mit den Worten „das iſt (mein Leib u. ſ. w.)" von dem Ganzen,
ches im Abendmahl gegenwärtig ſei, nämlich von Brod und Leib
men, wolle aber doch nur den Leib zur Hauptſache machen und ſag
halb kurzweg „das iſt mein Leib"; ähnlich könne eine Mutter a
Wiege, in der ihr Kind liege, deuten und dazu ſagen: das iſt mein
Dieſe ſprachliche Erklärung iſt fortan ein Beſtandtheil der luthe
Abendmahlslehre geblieben. — Einen anderen Grund, welchen Ca
ſelbſt aus der Schrift ziehen wollte, weiſt Luther doch auch der
Hulda" zu. Jener berief ſich auf Jeſu Wort „das Fleiſch iſt kein
(Joh. 6, 63): demnach könne Chriſti Fleiſch nicht im Sakrament
Daſſelbe Wort gebrauchte dann Zwingli als Hauptwaffe gegen
Dieſer dagegen wollte es gar nicht auf Chriſti Fleiſch beziehen, noch
haupt auf eine Fleiſchesſubſtanz, ſondern auf das fleiſchliche Denk
Juden, auf den fleiſchlichen Sinn, in welchem ſie Jeſu Reden au
haben, während dieſe Reden nach Jeſu weiteren Worten Geiſt und
ſeien: eine Deutung, die doch auch von vielen Anhängern der luth
Lehre aufgegeben worden iſt. Er will indeſſen Carlſtadt auch bei
eigener Deutung ſchlagen: denn, ſagt er, mit dem gleichen Rechte
man dann auch folgern, daß Brod und Wein nicht nütze und deshalb im Sak
nicht da ſei; erwidere aber jener, daß Brod und Wein dennoch nütze ſe

man sie mit brünstiger Erkenntniß Christi esse, so werde ja wohl der Leib Christi nicht minder mächtig sein, wenn man ihn im rechten Glauben genieße. Zu sehr wichtigen, weitgreifenden Erklärungen über die Existenzweise Christi überhaupt, dessen Leib überall im Abendmahl gegenwärtig sein sollte, wurde Luther durch den Einwand der „Frau Hulda" veranlaßt, ob denn Christus da herunterkommen und seine Stelle im Himmel ledig lassen sollte. Er antwortete: Christus fahre nicht auf oder nieder, sondern sei an allen Orten und erfülle Alles nach Ephes. 1, 23. Im Uebrigen sei uns nicht befohlen, wie es zugehe, daß unser Brod Christi Leib werde. Gottes Wort sage es, bei dem müsse man bleiben.

Den Zweck des Sakramentes endlich setzt Luther fortwährend darein, daß in ihm dem beschwerten Gewissen der Trost der Sündenvergebung gespendet werde. Erworben nämlich sei diese von Christus ein für allemal in seinem Kreuzestod; den Menschen ausgetheilt aber werde sie erst durch das Wort, welches sie verkündige und darbiete; eben dieses Wort sei es, an welchem wir auch beim Sakramente den Trost holen sollen; auch wenn im Sakrament nur Brod und Wein ohne den wirklichen Leib Christi da wäre, aber dazu das Wort von der Dahingabe Christi für unsere Sünden, so hätten wir darin schon dieses Wortes halber die Vergebung; und nun biete uns hier das Wort auch den für uns dahingegebenen Leib selbst dar, damit wir recht der Vergebung uns getrösten können.

Dagegen sieht Luther in Carlstadts Abendmahlslehre nicht bloß eine Verdrehung und Entleerung der Einsetzungsworte, sondern auch wieder jene Verkehrung des Heilsweges überhaupt. Er mußte ihm vorhalten, daß erst durchs Wort die Bedeutung des Kreuzestodes Christi uns nahe gebracht und seine Frucht uns zugetheilt werde: Carlstadt wollte statt des äußeren Wortes vielmehr die inneren unmittelbaren Stimmen vom Himmel haben. Und er wirft ihm nun insbesondere vor, daß seine Lehre vom brünstigen Gedächtniß Christi im Abendmahl jene Frucht zu nichten mache und dem Gewissen den evangelischen Trost raube. Denn statt auf Christi Dahingabe für uns und auf die göttliche Vergebung, die man nur gläubig aufzunehmen habe und deren gläubige Erkenntniß fröhliche freie Gewissen mache, verweise er die Christen gerade auch im Abendmahl auf ein menschlich Werk, nämlich darauf, daß wir nach Christi Vorbild uns auch tödten sollen mit „brünstiger Hitze" und „ausgestreckter Lust", wie seine tölpischen Worte lauten; damit mache er einen Nebel und Wolken, daß man nicht mehr sehe die hellen Worte Christi von der Vergießung seines Blutes zur Vergebung der Sünden, die mit keinem Werk, sondern nur mit dem Glauben gefaßt und behalten werden können.

Mit solchem Vorwurf schließt Luther auch seine Schrift. Er will a schließlich Jedermann vor Carlstadt und seinen Propheten, sonderlich

um zweier Ursachen willen warnen: darum, daß sie ohne Beruf und ohne einen Erweis ihres vorgeblichen hohen Geistes und himmlischer Berufung umherlaufen und lehren, zumeist aber darum, daß sie das Hauptstück christlicher Lehre meiden und fliehen, daß sie nämlich an keinem Orte lehren, wie man doch solle der Sünden los werden und ein friedsam fröhlich Herz zu Gott gewinnen, daran alle Macht liege; das sei das rechte Wahrzeichen, daß ihr Geist der Teufel sei, der mit neuen seltsamen Worten die Gewissen schrecke und irre mache und, statt sie zum Frieden zu bringen, etliche sonderliche Werke lehre, damit sie sich üben und bläuen sollten.

Luther hat mit dieser Schrift ebenso abschließend als umfassend gegen jene ganze Richtung sich auseinander gesetzt.

So hat er jetzt diejenige Grundwahrheit, auf welcher ihm sein Leben und die Kraft seines reformatorischen Wirkens ruhte, nämlich die Wahrheit, daß man vor Allem mit einfachem Glauben und Vertrauen an Christi Versöhnungswerk sich halten, die vergebende Gottesgnade ergreifen und so in Gott frei und froh werden müsse, gegen die Heilstheorie einer Mystik verwahrt, die darin wesentlich noch mit jener vorreformatorischen eins war, und es ist hiemit nun auch der Unterschied seines Standpunkts von dem eines Tauler und der deutschen Theologie vollends recht scharf ans Licht getreten.

So hat er ferner die Schranken festgestellt, über welche er sich nimmermehr, weder durch solche Mystik, noch durch seine eigenen Prinzipien wollte hinaustreiben lassen: die Anerkennung jener objektiven Mittel der Gnade, des Wortes und der Sakramente, welche unerläßlich seien, um die wahren Wirkungen des göttlichen Geistes zu erfahren; die Anerkennung der Gegenwart des Leibes Christi im Sakramente des Abendmahls nach dem Wortlaut der Einsetzungsworte; die Wahrung auch der äußerlichen kirchlichen Ordnungen gegen zuchtlose Willkür wie gegen fälschlich angebrachte Gottesgebote. Alle Gegner, welche fernerhin in diesen Beziehungen sich wieder ihn erhoben, hat er dann als Genossen eben jener Richtung bekämpft. Auch sein Widerwille gegen die menschliche Vernunft im Gebiete des Religiösen und Göttlichen wurde, seit er hier sie auftreten sah, noch stärker und heftiger als früher. Früher stellte er hin und wider noch unbefangen die Berufung auf Schriftbeweise und auf helle, evidente, vernünftige Gründe neben einander, indem er durch die einen oder anderen widerlegt zu werden begehrte: so ja auch noch beim Wormser Reichstag; solchen Ausdrücken werden wir fortan nicht leicht mehr begegnen. Wir erinnern übrigens, daß er doch schon von Anfang an jedes Einreden der Vernunft in das, was die Schriftoffenbarung lehre, ja jedes Dreinreden derselben in geistliche Dinge unbedingt und recht derb abgewiesen hat, — nicht minder als jede Annahme natürlicher Kräfte des Menschen zu einem wahrhaft guten Wollen und Wirken. [1])

So aber ist zugleich eben er wieder für die Sonderung eingetreten, che man zwischen dem Gebiet jener göttlichen Offenbarungen und zwischen n des weltlichen, bürgerlichen, staatlichen Lebens zu machen, d für die Selbständigkeit, womit auf diesem die Vernunft oder das natür- e sittliche und Rechts-Bewußtsein und die natürliche Einsicht in die welt- en Dinge und Aufgaben zu walten habe. Er weist hier die neuen rehrer Moses nicht minder zurück als schon vorher die römischen Hierar- n, welche dieses Gebiet der angeblich göttlichen Autorität ihrer eigenen chlichen Satzungen und Aussprüche unterwerfen wollten.

Er beschäftigte sich auch selber neben seiner kirchlichen Thätigkeit twährend mit den sozialen und bürgerlichen Fragen und Klagen, welche mals Deutschland bewegten, und wir bemerkten bereits, wie er in seinen een darüber auch mit Männern des mosaischen Gesetzes sich begegnen nte. Aber was etwa aus diesem Gesetz für ein christliches, deutsches lk sich empfehle, sollte frei mit der Vernunft geprüft, was etwa neu zu tuiren wäre, sollte auf dem gewöhnlichen Wege der Gesetzgebung und s positiven Rechtes eingeführt werden. Und ganz in derselben Weise ßerte er sich dann auch über löbliche Gedanken und Gesetze, die man alten heidnischen Völkern, Königen und Weisen finde. Gott, sagt er seinen Predigten über das 2. Buch Mose, hat das Weltreich in die Ver- nft gefaßt und hat da Witz genug gegeben, leibliche Sachen zu regieren; rnunft und Erfahrung lehren, wie man Weib und Kind regieren — d wie man Kühe aus und eintreiben solle und was sonst die leibliche hrung betrifft; man bedarf darum nicht die heil. Schrift um Rath zu gen, sondern Gott hat auch unter allen Heiden solche Gaben ausgeworfen. s sind seine feststehenden Grundsätze für die menschliche Rechts- und aatsordnung im Gegensatz gegen jede alte oder neue Theokratie.[1])

Am meisten beschäftigten ihn unter jenen Fragen immer wieder die gen des Zinswesens und Wuchers, der unmäßigen Preissteigerung, der ermächtigen Handelscompagnien und Monopole, des Geldabflusses aus utschland u. s. w., worüber damals unaufhörlich Beschwerde geführt rde. Er gab auch im Jahre 1524 ein neues Schriftchen heraus „Von ufshandlung und Wucher", zusammen mit einer neuen Auflage nes großen Sermons vom Wucher aus dem Jahre 1519. Namentlich g er die Idee vor, daß die Schuldner statt der damals eingerissenen hen Zinse einen bestimmten Theil von den Einkünften ihrer Güter ent- hten möchten, so daß dieser mit dem jährlichen Ertrag derselben steige d falle und der Gläubiger an den über sein Capital kommenden Gefah- t mit Theil nehme; ein Zinsfuß von vier bis fünf Procent dünkte ihm och nicht zu hoch. Hinsichtlich der Kaufpreise kam er auf den Gedanken, ß die Obrigkeit Leute einsetzen sollte, welche den Preis der Waaren mit

Rücksicht auf die Arbeit und den Aufwand der Verkäufer bestim
Ueber die damaligen Handelsgesellschaften urtheilte er, daß sie abg
werden müßten, wenn nicht Recht und Redlichkeit untergehe. So
aber die gegenwärtigen Rechtsordnungen bestünden, forderte er Unte
fung von den dadurch Verpflichteten und machte es nur zu einer Gewi
sache für echte Christen, nicht selbst mit jenen Mitteln auf unbilligen
liebloſen Gewinn auszugehen. [1])

Mit jenem allgemeinen Grundsatze, daß man hinsichtlich der sitt
Ordnungen des natürlichen weltlichen Lebens auf das natürliche Lic
rückzugehen habe, war nun freilich eine große und schwere Aufgabe geg
Wohl stand ihm fest, daß hier die Einzelnen den Gesetzen, welche
die von Gott eingesetzte Obrigkeit aufgestellt seien, sich unterwerfen m
und daß dieselben nur auf ordentlichem Weg durch die Obrigkeit geä
werden dürfen. Aber wie weit war das, was so als positives Gese
stand, auch durch das in die Herzen geschriebene Gesetz und die Ver
schlechthin gefordert? oder wie weit durfte und sollte — eben auf
ordentlichen Weg — eine Aenderung erstrebt werden? Ein merkwür
Beispiel von Unsicherheit müssen wir da bei Luther selbst in jener
über die Polygamie anerkennen, welche zuerst durch Carlstadt ang
wurde und dann wieder und wieder auftauchte. Carlstadt berief sich
alttestamentliche Gesetz, nach welchem man jene zulassen müsse. Ein
drückliches neutestamentliches Schriftwort darüber lag nicht vor. Von L
möchte man nun erwarten, daß er sie schlechthin verwerfe, weil sie
tieferen sittlichen Bewußtsein vom Wesen der Ehe und hiemit vollends
christlich sittlichen Geist zuwider sei. Statt dessen gab er damals zu,
sie der Schrift nicht widerstreite, und warnte nur vor dem Aergerniß,
ein solcher Gebrauch der Freiheit geben würde, da doch gewiß kein
so von Gott verlassen sei, um nicht mit der Einen Ehefrau auch
gewissen von Gott über sie verhängten Leiden sich begnügen zu kö
Wir müssen indessen noch ein sehr wichtiges Moment beiziehen, w
hier in Luthers Urtheil eingriff: er sah mit seinen Zeitgenossen in
Erzvätern des Alten Bundes und besonders in Abraham schon M
eines völlig christlichen Geistes, — und eben Abraham nahm ja ein zu
Weib. So nennt ihn Luther in seinen damaligen Predigten über
1. Buch Mose und zwar gerade wo er von seiner Doppelehe redet,
„rechten, ja vollkommenen Christen", der „aufs allerevangelisch
Gottes gelebt habe". Da ließ sich also nicht behaupten, daß Bigamie
eine tiefere sittliche Auffassung ausgeschlossen werde und für Jenen
wegen eines niedrigen Standpunkts der Erkenntniß und des Lebens
zulässig gewesen sei. Luther half sich hier dann weiter damit, daß
bei solchen Männern des Alten Bundes doch nur um besonderer

ıb Nothstände willen und durch sein besonderes Wort jene Ehen zugelassen ıbe, und er forderte von Christen, welche dem Exempel folgen wollten, ıß sie Gleiches auch für sich vorbringen könnten. Im Uebrigen verwies : aufs Verbot des deutschen Landrechtes. — Man merkt Luthern sehr die ichwierigkeit an, welche diese neu aufgetauchte Frage von Anfang an ihm ıachte; in seiner Schrift gegen Carlstadt läßt er sie ganz bei Seite. Später erden wir auf sie durch einen besonders bedenklichen Fall (den bekannten ıandel des Landgrafen Philipp) wieder hingeführt werden; um so weniger ırften wir auch schon in unserem gegenwärtigen Zusammenhange sie bergehen. [1])

Für eine Wiederaussöhnung zwischen Carlstadt und Luther ließen e Schriften, welche jetzt von beiden gegen einander öffentlich vorlagen, ine Hoffnung mehr; Luther sprach von Jenem wie von einem unrettbar rlorenen.

Und dennoch hatte Luther selbst, noch während er den ersten Theil ines Buchs von den himmlischen Propheten herausgab, wieder Hoffnung ıschöpft, daß Carlstadt sich bekehren und Frieden machen wolle. Dieser ieb sich nämlich damals, aus dem Südwesten zurückgekehrt, wieder im ränkischen um und man hörte in Wittenberg durch Bekannte von ihm, ıß er sich in sehr gedrückter Stimmung befinde: so berichtete über ihn amerarius, der damals in Bamberg lebende Freund Melanchthons, bei nem Besuch, welchen er diesem im Dezember machte. Da lud ihn Luther ırch einen Brief vom 23. Dezember zu einer Zusammenkunft in Witten= rg oder irgendwo auswärts ein, bei welcher er ohne Persönlichkeiten ganz ur von der Sache mit ihm handeln wolle. Der Brief, den Camerarius itnahm, gelangte aber erst am 18. Februar an Carlstadt, der bei seinem ıfteten Leben wohl schwer zu erreichen war, und Carlstadts Antwort erst m 2. März an Luther. Carlstadt erwiederte, daß auch er die Freund= haft „nach Weisung der Wahrheit" wieder aufzurichten begehre, sprach doch fortwährend das Bewußtsein aus, selbst die Wahrheit zu vertreten, ir die er auch noch länger Gefahr zu leiden bereit sei; so forderte er uther auf, ihm ein freies Geleit nach Wittenberg beim Kurfürsten zuwege ı bringen. Inzwischen hatte Luther den zweiten Theil seines Buches rausgegeben und Carlstadt bereits eine Gegenschrift begonnen. Ferner ıtte Luther durch den Rektor Glatz, der auf die Orlamünder Pfarrei ıschickt worden war, sehr schlimme neue Mittheilungen über das voran= gangene trügerische Treiben Carlstadts daselbst bekommen. Dennoch rich= te er gleich am 4. März die Bitte um frei Geleit für ihn an den Fürsten ıb bat auch Spalatin, sich dafür zu verwenden, daß entweder Jener das eleite oder er selbst die Erlaubniß zur Reise an einen andern Ort der ısammenkunft erhalte: denn man müsse, so wenig noch von Jenem zu

hoffen sei, doch Alles Mögliche in dieser Sache thun. Das Gesuch wurde jedoch vom Kurfürsten durch Spalatin am 20. März abgeschlagen und Luther, dem Glatz noch immer Aergeres berichtete, war jetzt auch hiemit einverstanden. Von Carlstadt waren schon bis Mitte März zwei Schriftchen gegen Luthers Buch erschienen und weitere folgten. Er selbst erklärt jetzt von seinen Büchern: „ob sie nicht zierlich und geschmückt als Dr. Luthers Bücher, sind sie doch wahrhaftig und göttlich als der Apostel und Propheten Bücher". — In Orlamünde blieb sein Anhang. Die dortigen Bauern gebrauchten Luthers Buch, wie dieser selbst erzählt, zu Zwecken, die sich nicht nennen lassen.[1])

Von neuen Früchten des Allstädtischen Geistes erfuhr Luther im Januar dieses Jahres aus Nürnberg. Hier hatten Münzer und Pfeiffer nach ihrem Abzug aus Thüringen, wenn auch nur kurze Zeit, sich aufgehalten, Schriften drucken lassen, nach Genossen gesucht. Auch Reinhard aus Jena fand sich hier ein. Dem Einfluß Münzers unterlag namentlich Johann Denk, der Rektor der Sebalduskschule. Und zwar verwarf dieser jetzt nicht nur die lutherische Sakramentenlehre und die Kindertaufe, sondern griff auch die Lehre von der Gottheit Christi und von der Dreieinigkeit an. Schon leugneten mit ihm einige Nürnberger Bürger, wie Luther auf einen Bericht Spenglers hin sagt, daß Christus Etwas sei, daß das Wort Gottes und die Sakramente Etwas seien; auch wollten sie die bürgerliche Obrigkeit nicht anerkennen. Man setzte sie deshalb ins Gefängniß und Denk wurde ausgewiesen. Luther aber rieth, man solle sie wegen ihrer Irrlehren noch nicht für Gotteslästerer ansehen, über welche das bürgerliche Gesetz leibliche Strafen verhängte, sondern sie wie Türken oder verleitete Christen behandeln, welche vom weltlichen Arm nicht zu bestrafen seien. Erst wenn sie der Obrigkeit den Gehorsam versagen würden, solle Alles verwirkt sein, was sie seien und haben; denn dann sei gewiß Aufruhr und Mord in ihren Herzen.[2])

Elftes Kapitel.

Der Bauernkrieg.

Mit wehmüthigem Hinblick auf die deutsche Nation, welche die köstlichsten Gaben des Evangeliums von Gott angeboten erhalte und großentheils schnöd abweise, und mit Warnung und Drohung für die großen geistlichen und weltlichen Herrn, welche dieselben dem darnach hungernden Volke verwehren, hatte Luther längst ein großes Gericht und Blutvergießen angekündigt. Er wollte unschuldig daran sein: aufs dringendste mahnte er ja fort und fort, daß das Evangelium selbst nicht durch Faust und Schwert, sondern allein durch seine eigene innere Gotteskraft siegen wolle.

aber er ahnte, daß die große Menge, welche jetzt überall durch ernste und auch durch leichtfertige schwärmerische, wilde Prediger und Schriftsteller über die kirchliche Tyrannei und Betrügerei aufgeklärt werde, ohne darum schon das reine Licht des evangelischen Wortes in sich aufzunehmen, sich durch keine christliche Mahnung mehr werde halten, durch keine Gewalt mehr werde dämmen lassen. Er sah auch, daß die neue Zeit bei der Menge des Volkes, das bisher gewohnheitsmäßig unter seine Gebieter sich gebeugt und seine Lasten getragen habe, einen andern Geist habe lebendig werden lassen. So warnte er 1523 in seiner Schrift von weltlicher Obrigkeit (oben S. 620) die Fürsten und Herren, daß sie sich hüten sollten vor dem Sprüchlein Psalm 107, 40: „Verachtung war auf die Fürsten geschüttet". Er sagt: „der Fürsten Plage, die Gott Verachtung nennt, gehet gewaltig daher unter dem Pöbel und gemeinen Mann, und ich sorge, ihm werde nicht zu wehren sein, die Fürsten stellen sich denn fürstlich und fangen wieder an mit Vernunft und säuberlich zu regieren". Er ruft ihnen zu: „Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht eure Tyrannei und Muthwillen die Länge leiden, — Gott wills nicht länger haben; es ist jetzt nicht mehr eine Welt wie vor Zeiten, da ihr die Leute wie das Wild jagtet und triebet". Was er so herannahen sieht, ist ihm ein Gottesgericht, worin Gott die Sünden des einen Theils durch Sünden des anderen strafen werde: denn frevelhaft bleibt ihm jede aufrührerische Gesinnung gegen die obrigkeitlichen Gewalten, auch wenn sie durch diese selbst hervorgerufen ist und wie mit der Nothwendigkeit einer unaufhaltsamen Naturmacht losbricht.

Ein Vorgefühl solcher Stürme ging auch durch ganz Deutschland. Es liefen Prophezeihungen um, welche besonders aus den Gestirnen unerhörte Umwälzungen vorhersagten; man griff sie begierig und ängstlich auf, weil man das, was sie aussagten, ohnedies schon fürchtete oder auch hoffte; Luther übrigens wagte gerade jetzt nie eine bestimmtere Deutung irdischer oder himmlischer Wunderzeichen und sprach spöttisch von den Astrologen: er dachte am liebsten immer gleich an den jüngsten Tag.[1])

Wir mußten neben und schon vor der kirchlichen Bewegung, welche durch Luther ausbrach, immer auf die politischen und sozialen Verhältnisse, Wirren und Entwicklungskämpfe im damaligen deutschen Volk und Reich den Blick richten. Die verschiedenen Elemente verbanden sich dann fort und fort in der großen allgemeinen Gährung.

Der Sturm, welcher aus der Mitte des deutschen Adels sich so mächtig für Staat und Kirche zu erheben schien, war schnell gebrochen. Die Ansprüche dieses Standes ruhten mehr auf einer großen Vergangenheit, als daß sie noch für die Gegenwart und Zukunft Kraft gehabt hätten.

Eine ganz andere Macht lag in der deutschen Bauernschaft, unter welcher jetzt die evangelische Predigt und die Bibel sich verbreitete und

welche schon zuvor von dem allgemeinen Streben und Ringen nach Neugestaltung der öffentlichen Zustände und nach einer Befriedigung verschiedenen Standesinteressen heftig mit angeregt worden war.

Bauernaufstände waren, wie wir längst erwähnten, dem Beginn Reformation an mehreren Orten schon vorangegangen.

Die Lasten, welche auf den Bauern lagen, waren in der letzten von den geistlichen und weltlichen Herrschaften, deren Leibeigene oder pflichtige sie waren, durch allerlei Künste oder durch offene, gewalt Willkür großentheils noch sehr gesteigert, Freie zur Leibeigenschaft h gedrückt, die Abgaben und Frohndienste vermehrt, die Rechte, welch dafür ansprechen durften, ihnen entzogen oder geschmälert worden. dererseits hören wir klagen über die Ueppigkeit und Aufgeblasenheit, n jetzt an die Stelle der alten Einfalt dieses Standes getreten sei. So derte schon am Ende des vorigen Jahrhunderts der berühmte Sat Sebastian Brandt, wie die Bauern jetzt aufs Weintrinken verfallen statt des Zwilchs kostbare Kleider tragen, trotz ihrer hohen Kornpreis in Schulden stecken, Wucher und Betrug treiben, ja sogar die Städte Betrug lehren. Luther warf ihnen vor, daß sie im ruhigen Genuß Güter und der öffentlichen Sicherheit den Werth hievon und die Woh einer schützenden Obrigkeit nicht achten, daß sie nach den großen H auf schönen Hengsten und mit goldenen Ketten gaffen und an deren E sitzen möchten, daß Niemand im Volk mehr Etwas geben und Jeder prassen, saufen, sich kleiden und müssig gehen wolle, als wären sie allz Herren.[1]) Ohne Zweifel haben auch diese Schilderungen ihre Wah Jene Vermehrung der Lasten fiel in eine Zeit, in welcher zugleich be Bauern ein bisher nicht gekanntes Selbstgefühl, ein Bewußtsein ihrer 9 und ein Streben, vielmehr auch das alte Joch abzuwerfen, erwachte. 1 die Lust an Luxus und schnellem Erwerb wird damals überall meh zu anderen Zeiten geklagt: jene nahmen jetzt mit daran Theil. Aud äußere Wohlstand mußte bei Vielen trotz der Lasten unter der fort renden, außerordentlichen Steigerung der Fruchtpreise zunehmen, und hiemit bei ihnen ein gefährlicher Uebermuth, bei Anderen, die keinen s Besitz hatten, der Unmuth und Drang nach Neuerung.

Dazu kam jetzt also die neue Predigt vom Evangelium. Die T nei der Herren erschien vollends gottwidrig und unerträglich, wenn si Höchste und Heiligste eingriff und den bedrückten Unterthanen gar das Brod des Lebens verbot. Ferner wurde nun auch den aufs Wel und Leibliche bezüglichen Beschwerden und Forderungen eine höhere 9 gegeben. Schon bei früheren Aufständen hatten die Bauern sich für Ansprüche auf ein göttliches Recht und die göttliche Gerechtigkeit ber sie waren darin theilweis schon von Geistlichen der alten Kirche b

worden. Jetzt wurde die christliche Freiheit, von welcher das Neue Testament redet und welche Luther verkündigte, auch unmittelbar aufs weltliche Gebiet übertragen. Man stritt mit jenen Aussprüchen des Paulus, daß in Christo kein Knecht noch Freier sei und daß die durch Christum theuer Erkauften nicht der Menschen Knechte werden sollten, auch gegen jene äußeren Dienste, Abhängigkeitsverhältnisse und Standesunterschiede, während freilich Paulus meinte, daß ein Erlöster Christi gerade auch unter dem äußeren Knechtsverhältniß ein Gefreiter Christi sein könne und solle und in dem äußeren Stand, in welchem er zu Christus berufen worden sei, verbleiben möge (1. Kor. 7, 22 ff.). In eigenthümlicher Weise wurde auch wieder das Alte Testament beigezogen: daraus, daß Gott den Stammeltern der Menschheit die Herrschaft über die Vögel unter dem Himmel, die Fische im Wasser und die Thiere des Landes zugetheilt habe, schloß man, daß mindestens Fischfang und Jagd dem gemeinen Gebrauch frei sein müsse. Vor Allem erhob sich Widerspruch gegen die Verpflichtungen an Klöster und Klerus: sollte ja doch das Mönchthum selbst und ebenso die weltliche Gewalt der Geistlichkeit kein Recht des Fortbestands mehr haben.

Solche Ideen erzeugten sich überall leicht unter der gährenden Menge, als die neue Predigt durch Wort und Schrift unter sie drang. Es ist jedoch sehr zu beachten, daß der Hauptheerd für sie und für ihre praktischen Consequenzen nur Gegenden wurden, wo eine ordentliche evangelische Unterweisung des Volkes durch die katholischen Herren verhindert war und wo neben den in Luthers Sinn wirkenden Predigern oder in Ermangelung von solchen vielmehr Männer der schwärmerischen, wiedertäuferischen Richtung die ihnen eigene Wirksamkeit übten. Im Südwesten von Deutschland soll der Wiedertäufer Hubmeier, der die unter Oesterreich stehende Stadt Waldshut zu seinem Sitz machte, auch zur Aufregung der Bauern beigetragen haben. In denselben Landschaften zog jetzt auch Münzer eine Weile umher, von der Erlösung Israels predigend. Doch scheint er für seine weitergehenden Ideen von einer Aussonderung und Vernichtung der Gottlosen und einer allgemeinen Gütergemeinschaft hier wenig Boden gefunden zu haben. Die Bauernschaft im Großen und namentlich die von Südwestdeutschland, bei welcher der Geist der bürgerlichen Freiheit am stärksten sich regte, beschränkte sich überhaupt darauf, Genugthuung für ihre vorhin bezeichneten besonderen Beschwerden und Ansprüche unter Berufung aufs göttliche Recht zu verlangen und zugleich die Zulassung und Bestellung evangelischer Predigt zu fordern.

Nachdem schon seit dem Spätsommer 1524 in jenen Gegenden zwischen dem obern Rhein und den Donauquellen Erhebungen und Zusammenrottungen unter den Bauern stattgefunden hatten, loderte seit Anfang des Jahres 1525 ein Brand auf, der sich mit Sturmesgewalt erst über Schwaben,

dann einestheils durch Franken und den Odenwald, anderntheils Oesterreich hin verbreitete. Auch kleinere Städte schlossen sich an: sie mochten den anstürmenden Bauernhaufen nicht zu widerstehen; ein g Theil ihrer Einwohner, welche mit der bestehenden aristokratischen Versa der Herrschaft weniger Geschlechter und den gegenwärtigen Magistrate zufrieden waren, machten mit jenen gemeinsame Sache; auch hoffte m Stadt im Bund mit den Bauern ihre eigenen Rechte gegen Fürsten Ritterschaft zu erweitern, an der Beute von Klöstern und geistlichen G sich zu betheiligen. Als geistige Führer und Rathgeber traten neben S predigern aus dem geistlichen Stand auch Männer von einer gewisse ristischen Bildung und Uebung bei ihnen ein: so vornehmlich der gen Wendel Hipler, früherer Beamter der hohenlohischen Kanzlei. Herr und Klöster sanken massenweise unter den Händen der Bauern.

Ihre Forderungen wurden in verschiedenen Manifesten zusamm faßt. Allgemeine Geltung erhielten bei ihnen die zwölf Artikel, seit dem Monat März verbreitet waren, ohne daß der Verfasser be geworden wäre. [1]) Der Inhalt derselben ist entschieden maßvoll, nur sie es nicht für nöthig, die von ihnen vorgetragenen Rechtsansprüch den bestehenden öffentlichen und Privatrechten auszugleichen. Sie trage ruhig, ja in der Form demüthiger Bitte vor und verwahren sich aus lich gegen die der Bauerschaft vorgeworfene Absicht, die geistlichen weltlichen Obrigkeiten zu reformiren, auszurotten, ja gar zu ersch lassen jedoch die Frage bei Seite, ob das göttliche Recht, auf das s stützen, auch mit Gewalt gegen die Obrigkeiten durchgesetzt sein wolle, göttliche Einsetzung sie ausdrücklich anerkennen. Vor Allem erbitten s jede Gemeinde das Recht, sich selbst ihren Pfarrer zu erwählen, der ih Evangelium lauter predigen solle. Den Zehnten vom Korn wollen sie ferner bewilligen, doch nur zum Unterhalte des Pfarrers, und nicht den Zehnten vom Vieh, weil Gott dieses frei für den Menschen gesc habe. Ebenso finden sie einen Widerspruch gegen Gottes Wort darin kein armer Mann Gewalt habe, Wildbret, Gevögel oder Fische zu fa Die Leibeigenschaft wollen sie natürlich schlechthin abgethan haben: Christus habe Alle, die Niedrigsten so gut wie die Höchsten, mit seinen lichen Blutvergießen erlöst. Weiter handeln sie von der Nutznießung der W die überall, wo nicht ein anderer Besitz durch Kauf sich nachweisen lass Gemeinden gehören sollen, und von den mancherlei Auflagen an Zinse Frohndiensten, die man noch täglich den Bauern vermehre. Von Allem etwa in diesen Forderungen dem Wort Gottes nicht gemäß wäre, er sie sich abzustehen, wenn man dagegen klaren Grund aus der Schrift vorb

Daneben entwarfen Hipler und einige andere Häupter bereits neue Ordnungen für das deutsche Reich überhaupt, und zwar mit Ri

auf wirkliche, längst gefühlte Bedürfnisse und mit manchen Gedanken und Wünschen, die schon damals sehr berechtigt waren, wenn sie gleich erst nach drei Jahrhunderten sich realisiren konnten: so sollten höchste Gerichte von Reichs wegen eingesetzt, die weltlichen Aemter streng von den geistlichen getrennt, die Zölle so weit als möglich abgeschafft, gleiche Münze, Maß und Gewicht eingeführt werden u. s. w. In manchen Punkten trafen sie mit den von Luther ausgesprochenen Wünschen zusammen: so wollten sie eine Ordnung für den Kaufpreis der Waaren und Aufhebung der großen Handelsgesellschaften. Ihre Klagen über das damalige Rechtswesen, die Verschleppung der Prozesse durch die vielen Doktoren des Rechts u. s. w. erinnern an Luthers Aeußerungen in seiner Schrift An den Adel über die weitläufigen, fern hergeholten Rechte und über die „eigenen kurzen Rechte", nach denen jedes Land regiert werden sollte, wogegen freilich jene vielmehr alle weltlichen Rechte abthun und das „göttliche und natürliche Recht" einführen wollten.

Allein während jene Artikel insoweit Maß hielten und solche Reichsverfassungsentwürfe aller Erwägung werth erscheinen mußten und nur sehr bedenklich, wie dieser letzte Punkt zeigt, ins Weite und Blaue hinein sich verliefen, wurden sogleich noch andere Stimmen unter den Bauern und ihren Rathgebern mündlich und in Schriften laut: man dürfe keine Häuser im Land mehr dulden als Bauernhäuser, keine ummauerten Städte mehr, sondern nur noch Dörfer, keine der bisherigen Obrigkeiten mehr, sondern nur noch frei gewählte Vorsteher; die Bedrücker des Volkes, diese Tyrannen, Wütheriche, Neronen, Moabsfürsten u. s. w. müsse man, wenn sie noch Widerstand leisten, in Block setzen, köpfen, viertheilen u. s. w. Ohne Maß waren die Bauern überall, wo sie die Schlösser der Zwingherrn und die Nester der Mönche einnahmen, im Trinken des Weines und im Plündern. Mit jenen wilden Drohungen machten sie furchtbaren Ernst: die Grausamkeit womit sie nach der Einnahme Weinsbergs (am 16. April) den Grafen von Helfenstein vor seiner flehenden Gattin und seinem zweijährigen Knäblein durch ihre Spieße jagten, war nur ein Beispiel unter vielen. Während ferner jene Führer großartige Pläne für ein einheitliches deutsches Reich machten, fing bereits Unordnung, Zietracht und Meuterei die Erfolge ihrer Schaaren zu hemmen an und man mußte fragen, was daraus erst werden sollte, wenn sie dennoch die Oberhand gewännen.

Nach Thüringen war Münzer noch im Jahr 1524 zurückgekehrt. Er trat mit Pfeiffer wieder in Mühlhausen auf, wo er auch während seiner Abwesenheit die Verbindung mit seinen Anhängern unterhalten hatte. Mit ihnen und mit Hilfe der umwohnenden Bauern machte er sich hier zum Herrn: der Rath wurde genöthigt einzuwilligen, daß die Einwohner dem längst von ihm angelegten großen Bunde beitreten, und dann einem neu-

gewählten Rathe den Platz räumen. Von da aus wurden weite
nehmungen vorbereitet. Zunächst wurde mit nächtlichem „Pfaffe
im anliegenden Gebiete des Herzogs Georg begonnen. Mit größere
wartete Münzer, bis die aufständischen Bauern von Franken hervorb

Luther aber war der Mann des Evangeliums, auf we
große Menge jener Bauern in der südlichen Hälfte Deutschlands
Erhebung noch vorzugsweis ihre Blicke richtete. So beantragten si
ihrer öffentlichen Schriften, daß man ihn, Melanchthon und Andere zu
richtern über ihre Ansprüche machen solle. [2]) An ihn vor Allen e
Forderung ihrer zwölf Artikel, auf Grund des göttlichen Worte
entweder beizustimmen oder sie zu widerlegen.

Er aber verhielt sich zum wirklichen Ausbruch der Bewegu
demgemäß, wie er vorher die Verantwortung für die drohenden A
von sich abgewiesen und die wahren evangelischen Christen vor jed
nahme an Gewalt und Aufruhr gewarnt hatte.

Schon um Mitte Januars wünschte er, daß durch Ansdorf
deburg der Erzbischof Albrecht erinnert werde, seine Unterth
Aufruhr und Tumult zurückzuhalten. Auf Nachrichten hin, die
Thüringen, ohne Zweifel besonders über Münzers Treiben, erhalt
äußerte er zu Anfang April: die Welt sei bisher von Geistern an
Fleisch voll gewesen, jetzt sei sie voll von fleischgewordenen Geis
wüthe der Teufel gegen Christus, der doch stärker sei. [3])

Jetzt kamen ihm auch die zwölf Artikel der Bauerschaft zu
gleich jene andere Schrift derselben, in welcher sie auf ihn sich
Er rüstete sich zu einer öffentlichen Erklärung darüber, während er
griff stand, nach dem Wunsch des Grafen Albrecht von Mansfe
Besuch in Eisleben zur Einrichtung der dortigen Schule unter A
Rektorate zu machen (oben S. 585). Am 16. reiste er dorthin a
hier schrieb er nun — wohl nach seiner Gewohnheit rasch in Einem
seine „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artik
Bauerschaft in Schwaben" nieder: er fing an ihr zu schre
im Garten des Mansfeldischen Kanzlers Johann Thür. [4])

Luther stellt dieser seiner Schrift die Psalmverse voran: „E
glück wird auf seinen Kopf kommen und sein Frevel auf seinen
fallen" (Psalm 7, 17).

Das Erbieten der Bauern Belehrung anzunehmen, hat ihm,
in einleitenden Worten sagt, gefallen: er will es für Ernst nehmen
seine christliche Meinung über ihre Artikel an den Tag legen.
aber sogleich bei: Etliche unter ihnen haben ohne Zweifel nur „zu
und Schein" sich also erboten; denn es sei nicht möglich, daß ein so
Haufe allesammt rechte Christen seien und gute Meinung haben,

n großer Theil werde die gute Meinung der Andern zum Muthwillen
ißbrauchen und nur das Eigene darunter suchen. Und zwar sei die Sache
m die sichs handle, groß und gefährlich, als die da beides, Gottes Reich
nd der Welt Reich betreffe, denn würde der Aufruhr überhand nehmen, so
ürde weder weltlich Regiment, noch göttlich Wort bleiben, sondern eine ewige
erstörung des ganzen deutschen Landes folgen. Deßhalb sei es nöthig, frei
nd offen ohne Ansehen irgend einer Person davon zu reden und zu rathen.

So redet er zuerst zu den Fürsten und Herren, sonderlich den geistlichen Herrschaften:

„Erstlich mögen wir Niemand auf Erden danken solches Unraths und Aufruhrs, denn euch, die ihr noch heutigen Tages verstockt nicht aufhört zu toben wider das heilige Evangelium, — dazu im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn daß ihr schindet und schätzet, bis der arme und gemeine Mann nicht kann noch mag länger ertragen. Das Schwert ist euch auf dem Hals; noch meinet ihr, ihr sitzet so fest im Sattel, — solche verstockte Vermessenheit wird euch den Hals brechen. — Ihr müßt anders werden und Gottes Wort weichen. Thut ihrs nicht durch freundliche, willige Weise, so müßt ihrs thun durch gewaltige und verderbliche Unweise. Thuns diese Bauern nicht, so müssens Andere thun. Gott will euch schlagen und wird euch schlagen. — Auf daß ihr euch aber noch weiter verkündigt und ja ohn alle Barmherzigkeit zu Scheitern geht, so sahen Etliche an und geben dem Evangelium die Schuld und sprechen, das sei die Schuld seiner Lehre. Nu, nu, lästert flugs, ihr wollt nicht wissen, was ich gelehrt habe, es ist aber vor der Thür, der es auch lehren wird gar bald. Ihr und Jedermann muß mir Zeugniß geben, daß ich mit aller Stille gelehrt habe, heftig wider Aufruhr gestritten und zu Gehorsam auch eurer tyrannischen Obrigkeit die Unterthanen vermahnt mit höchstem Fleiß, daß dieser Aufruhr nicht kann aus mir kommen; sondern die Mordpropheten, welche mir ja so feind sind als euch, sind unter diesen Pöbel kommen; so nun Gott euch zu strafen gedenkt und läßt den Teufel durch seine falschen Propheten den tollen Pöbel wider euch erregen und will vielleicht daß ich nicht wehren sollte noch könnte; was kann ich oder mein Evangelium dazu? — Wenn ich Lust hätte, mich an euch zu rächen, so möcht ich jetzt in die Faust lachen und den Bauern zusehen, oder mich auch zu ihnen schlagen und die Sachen helfen ärger machen, aber da soll mich mein Gott vor behüten wie bisher. — — Ist euch nun noch zu rathen, meine Herren, so weichet ein wenig um Gottes Willen dem Zorn Gottes, der euch strafen will. Einem trunkenen Mann soll ein Fuder Heu weichen; wie viel mehr sollt ihr die störrige Tyrannei lassen und mit Vernunft an den Bauern handeln, als an den Trunkenen oder Irrigen. Fahet nicht Streit mit ihnen an, — suchts zuvor gütlich, weil ihr nicht wißt, was Gott thun will,

auf daß nicht ein Funken angehe und ganz Deutschland anzünde, daß Niemand löschen könnte. — Sie haben zwölf Artikel gestellt, unter welchen etliche so billig und recht sind, daß sie euch vor Gott und der Welt den Glimpf nehmen und den Psalm wahr machen daß sie Verachtungen schütten über die Fürsten (Ps. 107, 40). Doch sind sie fast alle auf ihren Nutzen gestellt und nicht aufs Beste ausgestrichen. Ich hätte wohl andere Artikel wider euch zu stellen, die gemein Deutschland und Regiment betreffen, wie ich gethan hab im Buch an den Adel: aber weil ihr die habt in Wind geschlagen, müßt ihr nun solche eigennützige Artikel wehren und leiden, und geschieht euch eben recht."

Mit längerer, eingehender Mahnung und Belehrung wendet sich dann Luther an die Bauern. Zu den Herren sprach er als zu Verstockten, bei denen noch ein letztes Wort versucht werden soll, zu den Bauern als zu „lieben Freunden", die in großer gefährlicher Verirrung klar, warm und scharf zurechtgewiesen werden müssen. Er erkennt auch ihnen gegenüber an, wie sehr jene Herren verdient haben, durch Gottes Hand vom Stuhl gestürzt zu werden: Nichts destoweniger aber sollen sie ihrerseits sich wohl vorsehen, ihre Sachen mit gutem Gewissen und Recht vorzunehmen, damit Gott ihnen beistehen könne, und sie nicht auch trotz zeitlichem Sieg und Gewinn an Leib und Seele verloren werden. Er weiß auch, daß wohl etliche unter ihnen, von den Mordgeistern vergiftet, ihn hassen und einen Heuchler nennen werden; aber es ist ihm, wie er sagt, genug, wenn er etliche Gutherzige und Rechtschaffene von der Gefahr göttlichen Zorns errette; nach jenen will er nicht fragen, sich nicht vor ihnen fürchten, auf seinen Gott trotzend ihren Trotz aushalten.

Er warnt sie vor Allem, sich eine christliche Rotte oder Vereinigung zu nennen, denn Gott werde den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen unnütz führe (2. Mos. 20, 7 f.), und ihm, der die ganze Welt mit der Sündfluth ersäuft habe, sei es ein schlecht Ding auch sie zu würgen, so groß ihre Menge und ihr Schrecken sei. Daß sie aber Gottes Namen entweihen, beweise Gottes Wort, wornach, wer das Schwert nehme, durchs Schwert umkommen und jede Seele der Obrigkeit unterthan sein solle (Math. 26, 52. Röm. 13, 1). Denn Unrechtthun der Obrigkeit entschuldige den Aufruhr nicht.

Sei doch schon nach dem gemein göttlichen uud natürlichen Recht, das auch Türken und Heiden halten müssen, klar, daß Niemand sein eigener Richter sein, noch sich selbst rächen dürfe, wenn anders Friede und Ordnung in der Welt bleiben solle. Dulde man von einem Haufen, daß er selber zufahre, richte und strafe, so könne mans auch den einzelnen Personen nicht wehren. Ob sie's denn leiden würden, wenn in ihrer eigenen Mitte sich jeder wider den Andern setzte und selbst an seinem Beleidiger rächte?

Das Evangelium aber, deß sie sich rühmen, lehre: „Ihr sollt dem Uebel ht widerstehen“ (Matth. 5, 39 ff.); unser Herzog Christus spreche, wir len Gutes wünschen denen die uns beleidigen. Christen gebühre sich nicht rechten und zu fechten, sondern Unrecht zu leiden. Die Obrigkeit wolle nicht rechtfertigen in ihrem unerträglichen gräulichen Unrecht: aber s meine er, daß, wenn sie sich nicht weisen lassen und auf einander treffen, ner der beiden Theile Christen heißen dürfe; sondern dann werde Gott en Buben mit dem andern strafen.

Er selbst wolle die Sache Gott anheimstellen, seinen Hals mit Gottes aben dran wagen, auf ihn sich gegen sie wie bisher gegen Papst und ser verlassen, für sie bitten, daß Gott sie erleuchte und wider ihr Vor= mmen stehe; sei er gleich ein armer sündiger Mensch, so sei er doch ß, daß er in diesem Fall eine rechte Sache habe und seine Gebete Gott erhört werden; von ihnen aber wisse er, daß ihrer Keiner Gott solcher Sache angerufen habe, noch anrufen könne, sondern sie trotzen r mit ihrer Faust. Wären sie Christen, so würden sie Faust und Schwert sen, und sich zum Vater=Unser halten. Das sei die rechte christliche Weise, n Unglück und Uebel los zu werden, nämlich dulden und Gott anrufen.

Von den zwölf Artikeln erörtert Luther die drei ersten: über die tsetzung der Pfarrer, den Zehnten und die Leibeigenschaft.

Er erklärt den Herren, daß sie den Bauern ihr Verlangen, das angelium zu hören, und das Recht einen Pfarrer zu erwählen, nicht ab= agen können. Ja er stellt den allgemeinen Satz auf: „Obrigkeit soll t wehren, was Jedermann lehren und glauben will, es sei Evangelium r Lüge; ist genug, daß sie Aufruhr und Unfriede zu lehren wehret“. e Bauern aber belehrt er: sie haben zuerst den Pfarrer sich von der rigkeit zu erbitten; wolle diese nicht, so sollen sie sich einen eigenen hlen, dürfen jedoch dann diejenigen Pfarrgüter, welche nicht von der meinde, sondern von der Obrigkeit herkommen, für ihn nicht in Anspruch mmen, sondern haben ihn auf ihre eigenen Kosten zu ernähren: eine Ent= idung, mit welcher Luther ganz seinen bisher vorgetragenen Grund= en getreu blieb. Gewaltsamen Widerstand gestattet er auch für den Fall t, daß die Obrigkeit einen solchen Pfarrer nicht dulden würde: man e ihn dann an einen andern Ort fliehen lassen und mit ihm hinweg= hen, wie Jesus lehre. (Matth. 10, 23).

Bei diesem Artikel hat er so das geistliche Recht der Christen zu hren gesucht, ohne irdische Rechtstitel zu verletzen. Die beiden andern tikel, bei denen sichs nur um weltliche Güter und eigenen Nutzen handle, warf er einfach als Eingriff in fremde Rechte. Der Artikel vom Zehen= sei eitel Raub; die Bauerschaft wolle mit demselben machen was sie lle, während er der Obrigkeit gehöre (die Zehenten hatten in Deutsch=

habe darüber nicht zu urtheilen, und die Bauern sollten dabei den
namen weglassen und davon nur handeln als solche, die gern n
und natürlich Recht haben wollten.

Die Frage, ob nicht die Achtung vor der Würde der nac
Bild geschaffenen und durch Christus erlösten Menschen auch gera
Lehrer des Evangeliums bestimmen könne und müsse, auf Anerken
wisser äußerer Rechte für Alle zu dringen, erhebt sich für Luth
Es war dies ebensowenig bei andern Männern der Reformation d
so fertigt z. B. auch Bullinger, der Bürger der freien Stadt Zü
Freund Zwinglis, jenen Artikel von der Leibeigenschaft kurzweg d
daß die Bauern dies aus dem Evangelium und den Aposteln nich
haben, vielmehr Leibeigenschaft zur Apostelzeit gar im Schwang
sei und Paulus die Knechte den Herrn ihre Schuldigkeit thun
Wohl aber ermahnt Luther in Betreff jener leiblichen Besteuerun
Herren, daß die Obrigkeit nicht eingesetzt sei, um ihren Nutzen un
willen bei den Unterthanen zu suchen, sondern um das Beste bei
schaffen; ihr Schinden sei nicht auf die Länge zu ertragen; sie so
Pracht und Verschwendung Einhalt thun, das Gut nicht verschleu
Kleidern, Fressen, Saufen, Bauen und dergleichen.

Zuletzt kommt er darauf zurück, daß beiden Theilen nicht
christliche Sache, sondern nur um heidnisch oder weltlich Recht
sei und beide vor Gott Unrecht haben. Beiden, den Tyrannen
ten, sei Gott feind; darum hetze dieser sie Beide an einander,
beides Theils schändlich umkommen. Das erbarmt ihn so, daß er

rafen und Herren und etliche Rathsherren aus den Städten zu wählen; heologen wollte er offenbar absichtlich nicht bei dem Schiedsgericht haben s in einer Sache weltlichen Rechts; Leute aus der Zahl der Bauern bst hielt er wohl nicht für befähigt dazu. Noch einmal ermahnt er die erren, daß sie ein wenig von ihren Unterdrückungen weichen, um dem men Mann Luft und Raum zum Leben zu vergönnen, und die Bauern, ß sie etliche ihrer Artikel fahren lassen, die zu viel und zu hoch greifen. - „Wohlan", sagt er, „ich habe, als mir mein Gewissen Zeugniß gibt, ch allen christlich und brüderlich treu genug gerathen. Gott gebe, daß helfe. Amen."

So schrieb Luther und gab seine Schrift in den Druck noch ehe er n dem großen Ausbruch des Kampfes über Schwaben hin oder gar von enen wie jener in Weinsberg und vom Vorrücken der Bauern nach ittelbeutschland Kunde hatte; die Nachrichten liefen ja in jenen Zeiten r langsam.[1]) Er wußte nur von Zusammenrottungen in Schwaben, rnte noch vor dem Losschlagen und hielt sich an das Erbieten der Bauern, ch Belehrung anzunehmen. „Aber", so sagt er in seiner nächsten, gleich rauf folgenden Schrift, — „ehe denn ich mich umsehe, fahren sie fort d greifen mit der Faust drein, mit Vergessen ihres Erbietens, rauben d toben und thun wie die rasenden Hunde." — Zeit zum Warten auf elehrung hatten die Bauern freilich nicht gehabt, wenn sie überhaupt mal zum Schwert greifen wollten; die Fürsten und Herren in Schwaben ten, im Bewußtsein ungeheurer Gefahr, so rasch als möglich ihr Kriegs- k gegen sie auf; der Landgraf von Hessen schickte schon am 12. April Kursachsen eine Aufforderung, gemeinsam gleichfalls gegen sie vorzu- hen und ihnen zuvorzukommen, ehe sie weiter um sich griffen.

Auf die Kunde von den Thaten und Fortschritten der Bauern in hwaben und Franken folgte rasch auch schon ihr Vordringen gegen die hsischen Lande, wo man, anstatt ihnen zuvorzukommen, noch nicht ein- l gegen sie gerüstet war. Am 24. April berichtete der Schloßhaupt- nn der Wartburg an Herzog Johann nach Weimar, daß die Stadt lzungen den anrückenden Haufen sich ergeben habe, alles Landvolk ihnen aufe, Eisenach schwer bedroht sei. An demselben Tag zog eine Schaar, lche bei Waltershausen sich zusammenrottete, nach dem Kloster Reinhards- nn und verwüstete es. Schnell waren durch ganz Thüringen hin die uern in Bewegung. Auch viel Volk aus den Städten lief ihnen zu. ne große Zahl von Adeligen, Amtleuten und Grafen gelobte im Drang : Noth, die zwölf Artikel anzunehmen, ja auch in ihren Bund zu treten. e Stadt Erfurt eröffnete ihnen in Folge einer Bewegung unter den enen Einwohnern ihre Thore; hier stellte nun auch die unzufriedene rgerschaft ihre Artikel auf: Abthun der unerträglichen Zinse, Verpflich-

tung des Raths zur Ablegung jährlicher Rechenschaft vor den Handwe
Freiheit der Kaufmannschaft für alle Bürger, Freiheit des Handwerk
Aufhebung des Zunftzwangs, Fürsorge des Raths für billigen Verkau
Brod und Fleisch u. s. w., — zugleich die Einsetzung der Geistlichen
einzelne städtische Gemeinden, — ferner Abthun des öffentlichen Bor
und zwar wollten die Bürger, daß Luther und Melanchthon diese A
vorgelegt, ja daß sie selbst zu einer Besprechung in die Stadt einge
würden; der Rath stimmte Allem bei und schickte am 10. Mai die
ladung nach Wittenberg. Dem Herzog Johann schickte eine Bauer
sammlung am 28. April ihre Forderungen zu: sie hielten sich wese
in den Schranken der zwölf schwäbischen Artikel; zum Ersatz für die Be
die er erleiden sollte, verwiesen sie ihn auf die Güter von Reinhardsb
und anderen Klöstern, welche dem Fürstenthum vorher vom Antichrist
zwungen worden seien und nunmehr sichtlich von Gott wiedergeschenkt wer

Auch die Mühlhäuser Schaaren ließen sich jetzt nicht länger h
Pfeiffer trieb sie an, auf einen Traum sich berufend, in welchem er
Menge Mäuse todtgeschlagen habe, während Münzer lieber noch Ve
kungen abgewartet hätte. Sie zogen stürmend und plündernd nach
Eichsfeld. Andere Haufen breiteten sich über den Harz, die goldene
und das Mansfeldische aus. Binnen vierzehn Tagen sollen damal
Harz und in Thüringen über vierzig Klöster zerstört worden sein,
eine Menge Rittersitze. Münzer sandte nach allen Seiten hin anfeu
Briefe. Allen Vermittlungsversuchen wirkte er geflissentlich entgegen.
Probe seines Geistes und seiner Sprache gibt vornehmlich ein A
welchen er von Mühlhausen aus an die „lieben Brüder" ausgehen
damit sie, in Gott gelassen stehend, den Streit des Herrn streiten. „D
ruft er, „dran, dran! laßt euch nicht erbarmen, ob auch der Esau
Worte vorschlägt, 1. Mos. 33. Seht nicht an den Jammer der Gottl
sie werden euch also freundlich bitten, greinen, flehen wie die K
Lasset euch nicht erbarmen, wie Gott durch Mosen befohlen hat 5. M
und uns hat er auch offenbart dasselbe. Reget an in Dörfern und St
und sonderlich die Bergleute . . dran, dran, dieweil das Feuer hei
Schmiedet Pinkepank auf den Ambossen Nimrods. Werfet ihnen den T
zu Boden. Es ist nicht möglich, weil sie leben, daß ihr der mensch
Furcht solltet leer werden. Die Geschichten stehen beschrieben Matth
Ezech. 34, Daniel 7, Esther 16 [Stücke in Esther 6] Offenb. Joh. 6
kündigungen der Gerichte Gottes und der Rettung des Gottesvolkes], i
Schrift alle Röm. 13 [über die Obrigkeit] erklärt. Darum laßt euch
abschrecken, Gott ist mit euch". Für Münzer und Pfeiffer war je
Zeit der allgemeinen Gleichheit und der Ausrottung aller Gottlose
gebrochen. Sie gedachten ein Reich Christi aufzurichten wie das

welches nachher die Wiedertäufer in Münster herstellten. Münzer war natürlich besonders gegen Luther erbittert. Melanchthon schrieb aus Wittenberg an Camerarius: „wir schweben hier in großer Gefahr; denn falls es Münzern glückt, so ist es, wenn Gott uns nicht rettet, um uns geschehen; jener trägt eine mehr als scythische Grausamkeit zur Schau, und es läßt sich nicht ausdrücken, wie schrecklich er Alle bedroht, die den Aufstand mißbilligen.“[1]) Doch hatte sein spezieller Einfluß auch in diesen Gegenden nicht etwa schon alle Bauern durchdrungen. In ihren öffentlichen Kundgebungen blieben diese auch hier großentheils bei Forderungen im Sinne der zwölf Artikel stehen. Oder sie wollten, statt Alles gleich zu machen, wenigstens damit sich begnügen, daß die hohen Herren erst bescheiden sich dem geringsten Bruder gleichstellten und sich von ihnen das Regiment auf Wohlverhalten wieder übertragen ließen; da sollte dann ein Fürst höchstens noch acht, ein Graf vier, ein Edelmann zwei Pferde halten. In solcherlei Gedanken erging sich die siegesgewisse Menge.

Luthers Landesherren waren beim Ausbruch der Unruhen schwach in Rüstungen und zu Entschlüssen. Kurfürst Friedrich, der krank auf Schloß Lochau darniederlag und seinem Ende entgegen ging, war den Bauern gegenüber sehr weich gestimmt. Er schrieb am 14. April seinem Bruder Johann: „die Armen werden in viel Wege von uns weltlichen und geistlichen Obrigkeiten beschwert; will es Gott also haben, so wird es also hinausgehen, daß der gemeine Mann regieren soll; ist es aber sein göttlicher Wille nicht und daß es zu seinem Lob nicht vorgenommen, wird es bald anders; lasset uns Gott bitten um Vergebung unserer Sünden und ihms heimsetzen“. Er meinte sogar in dieser Sache, es sei für ihn und Johann das beste, noch „so viel möglich müssig zu stehen“, hoffte indessen, der schwäbische Bund werde die Bauern zum Gehorsam bringen. Die Nachricht vom Aufstand seiner eigenen Unterthanen war ihm „erschrecklich zu hören“. Noch bis zu seinem, am 5. Mai erfolgten Tod war er „der Hoffnung zu Gott“, daß die Leute nicht sollten Ursach haben, gegen ihn und seinen Bruder in ihrem muthwilligen Vornehmen zu verharren und daß man den Handel mit ihnen noch in Güte werde beilegen können. Herzog Johann machte dem Kurfürsten zu Ende Aprils oder Anfang Mais eine traurige Schilderung von dem „wüsten Wesen“, das in ihrem Fürstenthum los sei; er halte dafür, daß über 35,000 Bauern zusammen seien (Spalatin[2]) hat die Zahl derer, die von der Gothaer Gegend an bis zum Vogtland hin zusammen gerottet waren, auf mehr als 32,000 angeschlagen, in sechs Haufen von 2000 bis 8000 Mann); seine Mannen seien nirgends gerüstet und die, an welche er geschrieben, bleiben größerntheils aus; die von den Städten (d. h. die städtischen Obrigkeiten) seien recht gesinnt und willig, die Gemeinden aber seien Buben; er habe den Bauern gnädig ge-

ſchrieben; von Zehenten habe er ſchon ſo viel nachgelaſſen, daß ſein und Friedrichs Einkommen gar ſchmal werde und er nicht wiſſe, wie ſeinen Credit aufrecht erhalten; ſo bekennt er denn: „Freundlicher, lieber Herr Bruder, ich habe Sorge, Ew. Liebden und ich ſind nun verderbte Fürſten". Er klagt auch, wie ungeſchickt unter dem allgemeinen Schrecken in Weimar von weiſen klugen Leuten gehandelt werde und wie man ihn, wenn er nicht mit Gott Stand gehalten hätte, in ein Spiel geführt haben möchte, daß es zum Erbarmen wäre: Gott habe dies jetzt gnädig abgewandt. Vom Landgrafen Philipp hatte er damals nur unbeſtimmte Kunde, daß er mit einem reiſigen Zeug zu Hersfeld liege und Herzog Heinrich von Braunſchweig auch zu ihm kommen ſolle. Herzog Georg von Sachſen bat für ſich ſelbſt den Kurfürſten dringend um Hilfe. [1])

Im Mansfeldiſchen verſprachen die Berggeſellen, auf welche Münzer es beſonders abgeſehen hatte, nebſt Bauern und Bürgern dem Grafen Albrecht, mit Leib und Leben für ihn einzuſtehen, wenn er die Beſchwerungen abthue, und erhielten dies von ihm zugeſagt, fingen aber gleichfalls an, die Klöſter zu ſtürmen. Mit der Gemeinde der Stadt Mansfeld hatte Albrecht am 4. Mai eine Verhandlung. [2])

So drang die große Fluth heran, eben als Luther in Eisleben verweilte. Und er ſah ſich berufen, ſelbſt in ihre Wogen hineinzutreten. Er reiſte in der aufgeregten Landſchaft umher, gegen die Empörung predigend. Spätere Angaben nennen als Orte, an denen er thätig war, Stolberg, wo er am 21. predigte, Nordhauſen, Wallhauſen (mit einer Predigt am 1. Mai), Weimar wo er am 3. Mai ſich befand, und ferner Erfurt (wo er noch vor der Ankunft der Bauern geweſen ſein müßte), Orlamünde, Kahla und Jena: die Angabe über die drei letzten Orte wird jedoch auf einer Verwechslung mit ſeiner Reiſe des vorigen Jahres beruhen, und auch die über Erfurt muß bezweifelt werden, da die Erfurter in ihrem bald drauf folgenden Brief an Luther eines vorangegangenes Beſuches nicht gedenken. In Weimar war er ſicher am 3.: da ſchickte er von hier einen grüßenden Brief an den Pfarrer Mykonius in Gotha, welcher dort nach ſeinem Sinn das Evangelium verkündigte und jetzt auch kräftig und glücklich unter den Bürgern und Bauern gegen den Aufſtand wirkte; der Brief beginnt mit den Worten: „Gnade und Friede in Chriſto, welcher geſagt hat: in der Welt habt ihr Angſt, in mir aber Frieden, doch ſeid getroſt, ich habe die Welt überwunden." In Weimar beſprach er ſich ohne Zweifel mit Herzog Johann. Ueber ſeine Thätigkeit und ſeine Erlebniſſe unter den Bauern ſagt er ſelbſt: „Mitten unter ihnen bin ich geweſen und durch ſie gezogen mit Gefahr Leibes und Lebens; die Thüringiſchen Bauern habe ich ſelbſt erfahren daß, je mehr man ſie vermahnet und lehret, je ſtörriger, ſtolzer und toller ſie wurden, und haben ſich allenthalben alſo muthwillig

und trotzig gestellt, als wollten sie ohne alle Gnade und Barmherzigkeit erwürgt sein". In Nordhausen wurde er (laut den Tischreden) während der Predigt, als er mahnend auf ein Bild des gekreuzigten Christus verwies, von Etlichen verhöhnt, welche dazu mit Glocken klingelten, und wenig schien zu fehlen, daß „es los gegangen wäre". [1])

Am 4. Mai war er wieder in dem Mansfeldischen Dorf und Schloß Seeburg und schrieb von hier aus an des Grafen Albrecht Rath Dr. Johann Rühel. Es war derselbe Tag, an welchem Albrecht jene Verhandlung in der Stadt Mansfeld versuchte. Aus Luthers Brief ist zu ersehen, wie er auch zu den Bauern wird gesprochen und wie er in Weimar den Herzog wird berathen haben. Er bittet den Rühel, daß er den Grafen „nicht helfe weich machen in dieser Sache". Denn dieser trage das Schwert nach Röm. 13, 4 nicht umsonst, sein Grafenstand sei von Gott verordnet und befohlen, darum solle er es gebrauchen zur Strafe der Bösen, so lange sich ihm eine Ader im Leibe rege, ob auch der Teufel noch so wüthend drüber werde; die Bauern, so viel ihrer seien, seien doch nur Räuber und Mörder, brechen ihren Herrn den Eid, führen mit Schanden und Sünden den Namen des Evangeliums; ihr Vorgeben, daß sie Niemand beschädigen wollen, sei des Teufels Spott, da sie ja die Herren verjagen und todtschlagen; wenn die Mannsfeldischen Aufrührer sagen, sie seien nicht Münzerisch, so möge ihnen das ihr eigener Gott glauben, sonst Niemand. Luther will dem Grafen hiemit keineswegs einen äußerlich glücklichen Erfolg sicher zusagen. Er hofft zwar fest, das Vornehmen der Empörer werde keinen Fortgang oder wenigstens keinen Bestand haben. Aber er hält für möglich, daß Gott noch weiter durch sie die Welt plagen und seinen Zorn über Deutschland ausgießen, ja sie, seine Feinde und Lästerer, für jetzt zu Herren wolle werden lassen. Dennoch, sagt er, dürfe man in ihr Streben so wenig willigen als Christus (Matth. 4) in die Verführung des Satans, des Fürsten dieser Welt, sondern müsse ihnen widerstehen mit Mund und Händen, so lange man immer könne, und drüber sterben im Namen Gottes. Werde dem Grafen sein Schwert mit Gewalt aus der Hand geschlagen, so sei es Gott heimzugeben, der dasselbe verliehen habe und wieder nehmen möge; so lang der Graf könne, müsse er es führen nach Gottes Befehl. Hier sei das Gewissen sicher, ob man gleich drüber zu Boden gehen müßte; den Bauern dagegen werde, ob sie jetzt gleich die Fürsten straften und vertilgten und darin Gott dienten, doch von Gott das höllische Feuer zum Lohn gegeben; der rechte Richter komme, ihr Thun und Sieg könne nicht lange bestehen. Dazu sagt er von sich selbst: er merke wohl, daß der Teufel es sonderlich auch auf ihn abgesehen habe und ihn schlechterdings todt haben wolle. Dem gegenüber erklärt er: „Wohlan, komme ich heim, so will ich mich mit Gottes Hilfe zum Tode schicken und meiner neuen Herren, der Mörder und Räuber, warten,

die mir sagen, sie wollen Niemand Nichts thun; — aber ehe ich wollte billigen und rechtsprechen, was sie thun, wollt ich eher hundert Hälse verlieren, daß mir Gott helfe mit Gnaden." Und er fährt fort mit den merkwürdigen Worten: „Und kann ichs schicken, dem Teufel zum Trotz, will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe, wo ich höre, daß sie fortführen; ich hoffe, sie sollen mir doch nicht meinen Muth und Freude nehmen". Diese Worte waren eine seiner ersten Aeußerungen über seine Absicht zu heirathen. [1])

Die Päpstlichen haben von Cochläus an bis auf unsere Tage Luthern nachgesagt, er sei ursprünglich im Einverständniß mit den Bauern gewesen und erst dann, als er sie habe unterliegen sehen, klugerweise recht laut gegen sie aufgetreten. In Wahrheit steht er mit seinem Wort wider sie gerade hier als Mann von Eisen da, wo unmittelbar vor ihm die Gefahr aufs Höchste gestiegen war und man fürchten mußte, den weltlichen Machthabern werde das Schwert in Ueberraschung und Schwäche entsinken.

Graf Albrecht warf sich wirklich schon am Tag darauf, den 5. Mai, mit Reitern und Fußknechten im Dorf Osterhausen auf eine Rotte Aufständischer und jagte sie auseinander: es war ein an sich kleiner Erfolg, aber wichtig als der erste Schlag, der im Gebiete des Harzes und Thüringens gegen den Aufstand geführt wurde. [2])

Luther reiste dann, nachdem er am 5. noch einmal persönlich mit Rühel zusammengekommen war, wieder Wittenberg zu, wo er bereits am 6. eintraf: man hatte von Lochau aus nach ihm geschickt, damit er noch zum Kurfürsten käme, der jedoch inzwischen verschied und nun in Wittenberg bestattet werden sollte. [3])

Wie Luther über die Gefahr dachte, in der er nun hinsichtlich seines Ansehens und seiner ganzen Stellung vor dem Volk zu stehen sich bewußt war, zeigt uns eine Predigt, die er kurz nachher in Wittenberg hielt. Da sagt er im Anschluß an die Worte Psalm 26, 2: „wenn ich verzagt werde und mich verdreußt, daß die Leute von mir abfallen, das ist dann böse; wenn man Gunst, Ehre und Anhang kann fahren lassen, dann ist es gut; aber es steckt tief in uns, daß wir gern sehen, daß uns die Leute günstig sind; dieses zeiget wahrlich an, daß das Herz unrein sei; als sollte David [zu Gott] sagen: ‚fege mirs nur wohl'." [4])

Seiner „Ermahnung zum Frieden" ließ er jetzt eine zweite, kürzere öffentliche Schrift folgen: „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern", mit dem Motto: „Seine Tücke wird ihn selbst treffen und sein Muthwille wird über ihn ausgehen" (Psalm 7, 17). Er schrieb sie, wie ihr Inhalt zeigt, sogleich nach seiner Rückkehr, wenn nicht ebenfalls noch auf seiner Reise: denn er ruft erst zu einem Kampfe gegen sie auf, dessen Entscheidung noch ganz bei Gott stehe. [5])

Die Bauern, sagt er, haben, ehe er sich umgesehen, bereits zur Faust
griffen. Da kennt er keine Vermahnung zum Frieden mehr. Nur noch
e offenbar vorliegende Schuld der Bauern kommt ihm in Betracht, der
nsturz, welcher den von Gott eingesetzten Obrigkeiten als solchen und hie-
it aller Ordnung und allem Frieden und Wohl des Landes drohe. Jenen
ill er ihre schreckliche Sünde vor Augen stellen, die sie gotteslästerlich mit
em Evangelium noch immer decken wollen, ob doch etliche dieselbe noch
kennen möchten: er belehrt sie noch einmal über die rechte christliche Frei-
eit und den Frevel meineidiger Empörung, straft sie namentlich auch wegen
er Gewalt, mit welcher sie manche fromme Leute in ihren Bund zwingen,
ittet alle, denen es möglich sei, von ihnen wegzufliehen wie vom Teufel
bst. Die Obrigkeit will er in ihrem Gewissen unterrichten, wie sie jetzt
n dieser Sache sich halten solle. Sie solle fürs erste die Sachen Gott
eingeben und bekennen, daß sie Solches wohl verdient habe; darnach Gott
ber den Teufel um Hilfe bitten; ferner mit einem Herzen, welches dem
öttlichen Willen anheimstelle, ob er ihr die Herrschaft lassen wolle oder
icht, sich gegen die tollen Bauern zum Ueberfluß, ob sies gleich nicht werth
ien, zu Recht und Billigkeit erbieten; dann, wo dies nicht helfen wolle,
ings zum Schwert greifen und mit gutem Gewissen drein schlagen. Sie
nne ja mit aller Sicherheit des Herzens zu Gott sprechen: „Siehe, mein
ott, du hast mich zum Fürsten und Herrn gesetzt und hast mir das Schwert
efohlen über die Uebelthäter; es ist dein Wort und kann nicht lügen; —
illst du mich nun durch sie lassen tödten und mir die Obrigkeit wieder
ehmen, wohlan, so geschehe dein Wille, so sterbe ich doch in deinem gött-
chen Befehl und Wort; drum will ich strafen und schlagen, so lange ich
ne Ader regen kann, du wirsts wohl richten und machen.“ Ja Luther
gt, ein offenkundiger Aufrührer sei also in Gottes und kaiserlicher Acht,
aß, wer ihn am ersten erwürgen könne, recht und wohl daran thue; ein
glicher Mensch sei über denselben Oberrichter und Scharfrichter; es sei
ie bei einer Feuersbrunst, wo der beste sei, wer am ersten löschen könne;
enn Aufruhr sei mehr als Mord, er sei wie ein Feuer, das ein ganzes
and anzünde, er bringe mit sich ein Land voll Mordes und Blutvergießens;
arum solle hier zerschmeißen, würgen und stechen, wer da könne. Den
brigkeiten macht er endlich besonders auch zur Pflicht, jene Erbarmungs-
ürdigen zu erretten, welche von den Bauern mit Zwang in ihrer Mitte
ehalten werden: „darum, liebe Herren, rettet hier, helft den armen
euten, steche, schlage, würge hier, wer da kann; bleibst du drüber todt,
ohl dir, seligl icheren Tod kannst du nimmermehr überkommen; denn du
irbst im Gehorsam göttlichen Wortes Röm. 13, 1 ff. und im Dienste
er Liebe, deinen Nächsten zu retten aus der Hölle Banden.„ Die
chrift schließt mit den Worten: „Dünkt das Jemand zu hart, der denk',

daß unerträglich ist Aufruhr und alle Stunde der Welt Verstörung zu erwarten sei."

In die nächsten Tage nach Luthers Rückkehr haben wir auch die Herausgabe einer Vertragsurkunde durch ihn zu setzen, welche ihm aus dem schwäbischen Aufstand zukam. Georg Truchseß von Waldburg, Heerführer des schwäbischen Bundes gegen die Bauern, hatte zwei starke Haufen vom Allgäu und Bodensee zu einem friedlichen Abkommen gebracht, das am 22. April unterzeichnet wurde. Luther versah die Urkunde mit einem ermahnenden Vorwort und Nachwort: er habe den Vertrag mit großer Freude empfangen, als eine besondere Gnade Gottes in dieser wüsten, gräulichen Zeit und lasse ihn nachdrucken zum Exempel für die Bauern in den umliegenden Landen, ob vielleicht Gott auch hier Gnade geben möchte, daß sie von ihrem verdammten Vornehmen abstehen und sich zum Frieden und freundlichem Vertrag begeben, ehe Gott selbst komme und ihr Toben mit unbarmherzigem Ernst heimsuche.[1])

Unterdessen zog hier Landgraf Philipp, der in Hessen den Aufstand gedämpft hatte, heran und vereinigte seine Truppen mit denen, welche Herzog Heinrich von Braunschweig, Georg von Sachsen und die Grafen von Mansfeld, aufgebracht hatten. Die großen Haufen der Bauern waren bei ihrem bisherigen Umherziehen zu keiner kräftigen Verbindung unter einander gelangt. Der gefährlichste derselben nahm bei Frankenhausen Stellung, wo 8000 Mann zusammen kamen. Gegen ihn wandte sich die Macht der Fürsten, die ihm an Zahl der Streiter kaum, an kriegerischer Ausrüstung und Tüchtigkeit aber weitaus überlegen war. Noch wurde hier friedliche Vermittlung versucht: so durch den Schösser von Allstädt im Auftrag Johanns, des neuen Kurfürsten von Sachsen, und insbesondere durch Albrecht von Mansfeld, den Freund Luthers. Die Bauern erklärten sich noch am 11. Mai willig, mit Albrecht persönlich zu verhandeln. Er erbot sich, am 14. mit ihnen zusammen zu kommen. Münzer aber, der jetzt mit den Mühlhäusern zu ihnen stieß, hintertrieb es: er selbst schrieb am 12. an Albrecht und an den streng katholischen Grafen Ernst von Mansfeld; jenen schalt er, daß er mit seinem „lutherischen Grütz" und „Martinischen Bauerndreck" die göttlichen Weissagungen nicht verstehe und Pauli Epistel (Röm. 13) zu Gunsten der „böswichtischen" Obrigkeit erbärmlich mißbrauche; diesem kündigte er an, daß die Bauern „gestrackten Befehl" von Gott haben, ihn vom Stuhl zu stoßen; er unterzeichnete sich „Münzer mit dem Schwert Gideons". Von den Bauern erhielt Albrecht auf sein Anerbieten keine Antwort mehr. So ging denn Landgraf Philipp mit den Herzogen Heinrich und Georg am 15. bei Frankenhausen zum Angriff gegen sie vor; sie standen hinter einer Wagenburg; ihre Bewaffnung war schlecht: Münzer hatte zwar keineswegs blos auf übernatürliche Hilfe sich verlassen, sondern große Feld-

Geschütze gießen und Zeichnungen davon prahlerisch verbreiten lassen, es war aber nicht einmal das nöthige Pulver dazu da. Noch einmal begeisterte er mit einer schwärmerischen Ansprache seine Schaaren insoweit, daß sie stürmisch riefen, sie wollen lebendig oder todt aushalten und auf die Bluthunde losschlagen. Als aber die Kugeln in ihre Wagenburg einschlugen, sollen sie wie gelähmt gewesen sein; sie stimmten wohl an „Komm, heiliger Geist", versuchten aber gar keinen Angriff ihrerseits. Die feindlichen Reiter brachen durch die vom Geschütz geöffnete Gasse ein, das Heer der Bauern löste sich in wilder Flucht auf, über die Hälfte derselben wurde niedergemetzelt, Münzer, der auf der Flucht sich in einem Bett versteckt hatte, gefangen genommen. Kurfürst Johann brachte unterdessen die Bauern seiner eigenen, südlich von diesem Schauplatz liegenden Lande durch gütliche Worte und Drohungen zur Ruhe und brach am 20. Mai auch zur Vereinigung mit Philipp auf. Am 25. mußte Mühlhausen sich den Fürsten ergeben. Hier wurden Münzer und Pfeiffer nebst andern Anführern enthauptet; jener zeigte sich völlig gebrochen: er legte schon am 17. ein förmliches Bekenntniß ab, irrthümlich und frevlerisch gegen die Obrigkeit, das Sakrament des heiligen Leichnams Christi und die Ordnungen der gemeinen christlichen Kirche gepredigt zu haben, ja er erklärte, es jetzt in Allem mit dieser Kirche halten und als mit ihr versöhntes Glied sterben zu wollen, ließ auch, wie Dr. Rühel Luthern berichtete, sich das Abendmahl unter einer Gestalt reichen. Vor seiner Hinrichtung soll er aus Angst nicht mehr im Stand gewesen sein, das apostolische Glaubensbekenntniß, wie er wollte, betend herzusagen. Kurfürst Johann rückte hierauf über Eisenach gegen Meiningen vor, wo ein anderer Heerhaufe der Bauern stand, schlug diesen und nöthigte am 5. Juni die Stadt zur Uebergabe; dann zog er nach Coburg, wo er bis zum 13. blieb, indem er überall in diesen Gegenden die aufständischen Ortschaften ihren Herren wieder unterwarf. — In Schwaben hatten die Bauern schon vorher, am 12. Mai, durch Georg Truchseß bei Böblingen eine entscheidende Niederlage erlitten. Dieser wandte sich dann nach Franken, wo zugleich der Kurfürst von der Pfalz und der Erzbischof von Trier gemeinsam vordrangen, während Johann vom Norden her sich näherte. Die Stadt Würzburg, wo die Bürger mit den Bauern gemeinsame Sache gemacht hatten, mußte sich am 7. Juni ergeben. In Oberschwaben währte der Widerstand der Bauern noch länger fort, bis hier Georg Frundsberg, der berühmte Führer der Landsknechte, dem Truchseß zu Hilfe kam. In Salzburg hielten sie sogar bis zum August noch die Burg belagert. — Den Siegen über sie folgten massenhafte Hinrichtungen. Im Brennen und Würgen und auch in allerhand raffinirten Gräueln wetteiferten jetzt mit ihnen die Kriegsknechte und großentheils auch die Herren. Landgraf Philipp und Kurfürst Johann zeichneten sich aus durch Mäßigung, der Bischof von Würzburg

und andere katholische Herren durch besondere Akte der Grausamkeit. Spalatin schrieb am 12. Juli: „Das Kopfabschlagen hat noch kein Aufhören; — es werden aus der Maßen viel armer Leut Witwen und Waisen gemacht." Die Gesammtzahl der Bauern, welche durch den Krieg und die Hinrichtungen umkamen, wird von Zeitgenossen auf etwa 100000 angeschlagen. [1])

Luther gab, als er Münzers Niederlage vernommen hatte, jenen Aufruf desselben und jene beiden Briefe an die Mansfelder Grafen mit einer Vermahnung heraus, daß Jeder, der nicht muthwillig verdammt sein wolle, aus dem öffentlichen Urtheil Gottes erkennen möge, wie „diese Rottengeister wider Gott gewest und eitel Lügen geführt haben". „Ich schreibe," sagt er, „Solches Alles, nicht daß ich mich freue seines und der Seinen Unglück; denn was ist mir damit geholfen, der ich nicht weiß, was Gott über mich noch auch beschlossen hat? sondern daß ich gern wollte warnen alle Aufrührer, daß sie nicht auch in gleichen Zorn Gottes fallen". Ferner: „die Herren und Obrigkeiten bitt' ich um zwei Stücke; fürs erste, wo sie gewinnen, daß sie sich deß ja nicht überheben, sondern Gott fürchten, vor welchem sie auch fast [d. h. sehr] sträflich sind; — das Andere, daß sie den Gefangenen, und die sich ergeben, wollten gnädig sein, wie Gott Jedermann gnädig ist, der sich ergiebt und vor ihm demüthigt." [2])

Die Schärfe aber, mit welcher er in seinem Büchlein „wider die mörderischen Rotten der Bauern" zum dreinschlagen und würgen aufgefordert hatte, wurde ihm jetzt auch in der eigenen Umgebung vielfach sehr verdacht, während die katholischen Herrn auf jene Schriften hin gegen ihn nicht weniger feind und erbittert blieben als vorher. Den offenen und geheimen Anhängern des Aufstands war er zu einem Heuchler und Fürstenknecht geworden. Auch Andere aber stießen sich sehr an jenen blutigen Worten, die nun so manchen Gräuelthaten zum Vorschutz dienen konnten. Er wollte Anfangs ruhig die Leute schelten lassen: denn es sei längst genug Gerede über ihn gewesen, das mit der Zeit von selbst zu Schanden geworden sei, und er „müßte viel Leder haben, wenn er einem Jeglichen das Maul zuknäufeln sollte". Dann wurde ihm des Klagens und Fragens doch zu viel. Man habe, so schreibt er an seine Freunde in Mansfeld, über jenem Büchlein jetzt Alles vergessen, was Gott der Welt durch ihn gethan; Herren, Pfaffen und Bauern seien jetzt zugleich wider ihn und drohen ihm den Tod. So verfaßte er — wohl in der zweiten Hälfte des Juni — eine Entgegnung, bestehend in einem öffentlichen Sendbrief an den Mansfeldischen Kanzler Müller, welcher ihm besonders über jene bösen Nachreden geschrieben hatte.

Aber er hat hier, wie auch sonst so oft, wo er seinen Standpunkt gegen Vorwürfe und Lästerungen zu wahren hatte, die Saiten geflissentlich

eher noch angespannt als nachgelassen. Zornig wendet er sich gegen diejenigen, die da rufen, daß man jetzt seinen Geist sehe, wie er ohne alle Barmherzigkeit Blutvergießen lehre, ja daß aus ihm der Teufel reden müsse; diese Männer der Barmherzigkeit sind ihm Mitschuldige der Empörer; die Antwort, welche er seinem Freund Müller für sie gibt, dünkt ihm ein verlorener Dienst: denn wer könne einem das Maul stopfen, dessen Herz voll Narrheit stecke? sie sollte die Obrigkeit mit am Kopfe nehmen; ein Aufrührer sei nicht werth, daß man ihm mit Vernunft antworte; wo Gott Zorn wolle, dürfe man nicht mit Barmherzigkeit umgehen: Gott habe es dem Saul zur Sünde angerechnet, daß er seinen Zorn an Amalek nicht ausgerichtet (1. Sam. 23), und Paulus lehre, daß über den, der Gottes Ordnung widerstrebe, ein Gericht kommen müsse. Denen, welche durch Jene verführt worden oder fürs Verständniß seines Büchleins zu schwach seien, will er noch weitere Belehrung geben: man müsse von Gottes Reich unterscheiden das weltliche Reich und Recht, welches Diener des göttlichen Zornes sei über die Gottlosen und nicht Barmherzigkeit sondern Strenge in seinem Amt zu üben habe. Christen sollen zwar als Glieder des Gottesreichs sich Aller erbarmen und für sie beten, jenes Recht und Werk des weltlichen Reiches aber nicht hindern, sondern fördern helfen; ja Jeder solle, wie er geschrieben habe, auch selbst unter die Aufrührer loshauen: nämlich so lang das Haupt, die Obrigkeit, bleibe, solle zwar der Einzelne auf den Befehl des Hauptes warten, wo aber das Haupt angegriffen, geschlagen und gefangen sei, solle demselben Jeder auch ohne Befehl als getreues Glied mit Stechen und Hauen zu Hilfe kommen. Und in Wahrheit sei ja gerade auch jener Zorn des weltlichen Reichs nicht das geringste Stück göttlicher Barmherzigkeit: denn wenn Einen ein Dieb und Mörder überfalle und erwürge, einem Leib und Gut nehme, Weib und Kind schände, so habe der Ueberfallene und nicht der Dieb und Mörder nöthig, daß man sein sich erbarme; wo aber der Bauern Vornehmen vor sich gegangen wäre, so wäre kein redlicher Mann vor ihnen sicher geblieben; es gebe nichts Ungezogeneres, als den tollen Pöbel und Bauern, wenn er satt und voll sei und Gewalt kriege: ob man solche Leute toben und die Unschuldigen ohne Barmherzigkeit durch sie umkommen lassen solle? Weiter äußert Luther über die Bauern: Gott habe sie jetzt wollen lernen lassen, wie ihnen bisher zu wohl gewesen sei und wie sie fernerhin ihm danken sollten, wenn sie eine Kuh geben müßten und dafür der anderen im Frieden genießen dürften; und die Herren haben erfahren sollen, was hinter dem Pöbel stecke, damit sie besser als bisher Regiment und Ordnung halten: der Esel wolle Schläge haben und der Pöbel mit Gewalt regiert sein, darum habe Gott der Obrigkeit nicht einen Fuchsschwanz, sondern ein Schwert in die Hand gegeben. — Jene Nachredner, sagt Luther, wenden ihm wohl ein: sie reden von Barmherzig-

keit nicht gegen die halsstarrigen Bauern, sondern gegen Diejenigen, welche überwunden seien oder sich ergeben haben, daß man mit ihnen nicht so gräulich umgehen möge. Er antwortet: so rede er ja auch in seinem Büchlein klärlich nicht von solchen überwundenen, ergebenen Bauern, sondern von denen, die man vergebens freundlich ersucht habe; und von diesen schreibe er noch immer, daß man sie würgen solle wie tolle Hunde. Man wende ihm ferner ein, daß Viele nur aus Zwang und deshalb unschuldig unter die Aufrührer gekommen seien. Aber zwingen, sagt er, könne kein Mensch des anderen Willen; Jene seien ja nicht etwa gebunden mitgeführt worden, während sie mit dem Mund sich gewehrt und die Anderen gestraft hätten, sondern sie seien mitgelaufen, als willigten sie ein; wer der Sünde weiche und folge, statt drüber zu leiden bis in den Tod, der müsse mit Schanden zur Strafe sterben. So scheint Luther hier zu vergessen, wie er vorher doch selbst mitleidig von den Unglücklichen geredet hatte, die man erst aus dem Zwang der Anderen befreien müsse. Man möchte ferner fragen, wozu er jetzt noch vom Todtschlagen der Halsstarrigen rede und von Erbarmen nur gegen die Gefangenen und Ergebenen, da jetzt doch der Aufstand bezwungen gewesen sei und es sich um ein Tödten nur eben noch bei Gefangenen gehandelt habe: doch er meinte hier wirklich wie in seiner vorangegangenen Schrift nur ein Todtschlagen im Kampf, indem er eben seine frühere Aeußerung rechtfertigen wollte und dabei den Kampf vor Augen hatte, der im Süden wirklich noch fortwährte. Er meinte ferner namentlich auch bei dem Tod, welchen jene gezwungenen Theilnehmer des Aufstands mit sterben müssen, nur ein Niedermachen in der Schlacht, nicht eine Hinrichtung der Besiegten, wie denn diese wirklich vom Landgraf Philipp und Kurfürst Johann vielmehr schaarenweis nach Haus entlassen wurden. Denn so fährt er dann doch mit sehr klaren Worten fort: „ich sag noch einmal und zum drittenmal, daß ich allein den Obrigkeiten, die da christlich fahren wollen, geschrieben hab', — daß sie flugs in den Haufen der Aufrüherischen schlagen sollen, — und ob sie Unschuldige gleich treffen, daß sie sich kein Gewissen davon sollen machen; hernach aber, wenn sie gewonnen haben, daß sie dann Gnade erzeigen, nicht allein den Unschuldigen (wie sie es halten [d. h. wie sie es wirklich schon thun]), sondern auch den Schuldigen." — So weist er denn jede Verantwortung für den Mißbrauch von sich, den jetzt eine Menge der Herren von ihrem Schwert mache, — für das Treiben der „wüthenden, rasenden, unsinnigen Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht mögen Blutes satt werden." Für sie, sagt er, sei auch sein Büchlein gar nicht geschrieben gewesen. Eine Belehrung dieser Bluthunde, die überhaupt nicht nach Gott fragen und darauf los würgen, obs Gott oder dem Teufel gefalle, habe er sich nicht vorgenommen; er lasse ihren Meister, den Teufel, sie führen, wie der sie führe. Er erwähnt,

ei eine schändliche Rede, die einer der „großen Hansen" bei Mühlhausen en Münzers Weib gethan, und erklärt: das seien Bestien, Wölfe, Säue, ren und Leuen; er wolle sie nicht zu Menschen machen. Wohl sei er n zuvor besorgt gewesen, daß, wenn die Bauern Herren würden, der ıfel Abt, wenn aber solche Tyrannen Herren würden, des Teufels Mutter ɔtissin werde. — Aber allerdings, das Hauptgewicht seiner neuen Schrift t, indem er die Strenge der vorigen rechtfertigen will, auf die andere ite, auf die Schuld und Strafwürdigkeit der Bauern. Und ein Fürwort sie mit Bezug auf diejenigen Lasten, um deren willen der Bauernstand erhoben und welche auch seine eigene Schrift über die zwölf Artikel noch rkannt hatte, findet er jetzt nicht mehr angemessen.[1])

Luther verwendete sich so auch durch ein eigenes Schreiben beim rfürst-Erzbischof Albrecht für einen Eislebener Bürgersohn, der im Kampf ngen genommen war: „Ew. Kurfürstl. Gnaden wolle ansehen, daß er Kampf nicht durch menschliche Hand oder Rath, sondern aus Gottes aden gestillet, der sich unser aller und zuvor der Obrigkeit erbarmet hat, derum auch gnädiglich handeln mit den armen Leuten; — denn sonst er Allzuviele sind, die so grausamlich mit den Leuten umgehen und so ankbarlich gegen Gott handeln, als wollten sie muthwillig wiederum tt und der Leute Zorn und Unlust erwecken und auf sich laden; — es nicht gut, Herr sein mit Unlust, wider Willen und Freundschaft der terthanen, es hat auch keinen Bestand; es ist gut, daß Ernst und Zorn reiset ist, da die Leute aufrührisch, störrig und verstockt funden worden; ı sie aber gestoßen sind, sind es andere Leute und neben der Strafe Gnaden werth; zu viel zerrisse den Sack auf beiden Seiten, Maß r ist zu allen Dingen gut, und die Barmherzigkeit pranget wider das richt" (Jakob. 2, 13). — Er klagte auf der Kanzel, daß die Oberherrn t nicht mehr wissen, wie sie ihren Muthwillen genugsam kühlen sollen. gedenkt in einer Schrift des nächsten Jahres mit den stärksten Aus- cken der Verachtung und des Unwillens der Jünkerlein und sonderlich Reichen unter ihnen, welche unter dem Vorwand, daß Einer mit unter ı Haufen gewesen sei, fremdes Gut geraubt und erschunden und un- ıldig Blut vergossen haben: die wollen sich noch rühmen, daß sie vom el seien; ja, was aus ihrem Leib ausgehe, sei auch vom Adel![2]) — er gegen die Bauern blieb in ihm stets der Argwohn, daß sie es leicht gut haben, undankbar und störrig seien und nur das Ihre suchen. Es ıen dann dazu bei ihm Erfahrungen von Undank und Geiz, womit sie ade evangelischen Pfarrern begegneten.

Zu Luthers Fürsprache flüchtete sich in Folge des Bauernkriegs auch ı Feind Carlstadt, der noch im März seine schriftstellerische Polemik ıen ihn fortgesetzt hatte. Die Einwohner von Rotenburg, dem Haupt-

schauplatz seines Wirkens seit seinem Abzug aus Orlamünde, waren beim Aufstand besonders betheiligt und wurden von der Rache der Sieger besonders schwer getroffen. Er selbst, der dort noch an Ostern Bilderstürmerei gepredigt und noch am 6. Juni einen Landtag der Bauern in Schweinfurt mitgemacht, indessen wohl einer vermittelnden Haltung sich befleißigt hatte, wurde mit als Anstifter verfolgt und mußte fliehen und sich verborgen halten. Durch eine Schrift wollte er sich gegen die Anklage der Mitschuld am Aufstand rechtfertigen und rief hiezu Luthers Hilfe an. Dieser meinte jetzt doch nicht mehr an ihm verzweifeln zu dürfen und versah auf seine Bitte seine Entschuldigungsschrift (vom 24. Juni) mit einem Beiwort, worin er erklärte, daß man ihm ordentliches Recht gewähren müsse. Wohl wünschte er, daß Carlstadt auch seine Abendmahlslehre widerrufe, begnügte sich jedoch mit einer neuen Schrift, in welcher dieser sie nur als einen Gegenstand des Forschens und Disputirens hinstellte und zu welcher er selbst dann die Mahnung beifügte, daß Niemand an solches menschliches Dünken sich halten, sondern auch im Zweifeln darauf harren solle, der Wahrheit gewiß zu werden. Dann bat er im September den Kurfürsten für ihn, daß man ihm ein Verhör wegen jener Anklage in Wittenberg gewähren, und ihn, wenn er sich rechtfertige, an einem benachbarten Ort bleiben lassen möge, wo er ohne ferneres Predigen und Schriftstellern von seiner Hände Arbeit leben wolle. Der Kurfürst gestattete ihm wieder im Dorf Segren (nachher in Berkwitz bei Kemberg, dann in Kemberg selbst) sich niederzulassen, wo er, der vormalige Verächter der Kindertaufe, im Februar 1526 zu der Taufe eines ihm geborenen Söhnleins Luther als Gast und Melanchthon, Jonas und Luthers Frau als Gevattersleute bei sich hatte. So hielt er es bei gezwungenem Stillschweigen und kümmerlicher Existenz drei Jahre lang aus, um dann aufs Neue eine freie Thätigkeit auswärts zu suchen: er kam erst im Jahre 1532 zur Ruhe auf einer Predigerstelle in Zürich und endlich auf einer Professur in Basel, wo er 1541 starb; seine Rolle in der Reformationsgeschichte aber war schon mit dem Jahr 1525 ausgespielt.

Auch jener Theologe Michael Cellarius, einer der mit Storch und Stübner verbundenen „Propheten", fühlte sich wegen wirklicher oder vorgeblicher Mitschuld an den Unruhen nirgends mehr sicher. Er kam wieder nach Wittenberg und Luther selbst hielt ihn eine Zeit lang mitleidig verborgen, obgleich in ihm sein alter Geist und seine schwärmerischen Ideen vom kommenden Jerusalem ungebrochen fortlebten. Von da zog er nach Ostpreußen, fand aber auch hier keine Ruhe.[1])

Die katholischen Herren aber unter den Siegern und vor allen Herzog Georg gedachten jetzt den Sieg bis aufs Aeußerste gegen die neue Lehre selbst, der sie die Grundschuld des Aufstandes beimaßen, und

gegen alle ihre Anhänger auszunutzen. In ihren eigenen Gebieten ließen sie Leute mit hinrichten, denen Nichts als Besitz lutherischer Bücher oder evangelisches Bekenntniß vorzuwerfen war, und insbesondere eine große Zahl übergetretener Priester und anderer Prediger. Einzelne Prediger auch auf kursächsischem Gebiet waren wenigstens insoweit compromittirt, daß sie fliehen mußten: so jener Jakob Strauß, ferner Georg Wizel, der später wieder zum Katholizismus überging und einer der heftigsten Gegner Luthers wurde. Herzog Georg arbeitete so sehr er konnte an seinen dermaligen Verbündeten Philipp und Johann, daß sie sich von dem unheilvollen Luther lossagen sollten. In demselben Sinne traf er mit dem Erzbischof Albrecht, dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Herzog von Braunschweig auf einem Convent zu Dessau am 26. Juni Verabredungen. In Wittenberg hieß es, er fordere Luthers Auslieferung. Dieser selbst schrieb: Georg glaube nach Friedrich des Weisen Tod Alles zu vermögen, aber Christus lache seiner. Seine Bemühungen waren wirklich bei jenen beiden ganz vergeblich. Auch die großen evangelischen Reichsstädte blieben jetzt nicht minder fest gegen das Zureden und Drohen von dieser Seite her, als sie die aufrührerische Bewegung der Bauern und kleineren Bürgerschaften von sich ferne gehalten hatten. — Luther hatte sogar die Kühnheit, noch am 2. Juni den Kurfürst-Erzbischof Albrecht durch ein Sendschreiben aufzufordern, daß er sich in den ehelichen Stand begeben und ein Bisthum zu einem weltlichen Fürstenthum machen möge. Rühel, der auch dem Erzbischof als Rechtsanwalt diente, hatte ihn dazu angeregt. Albrecht hielt sich fortwährend noch eine Thüre nach der Seite der Reformation offen; so meinte Luther auch im Januar, da er ihn durch Amsdorf wegen des Aufstandes warnen lassen wollte, daß er dem Evangelium doch nicht ungünstig sei; während des Krieges muß Rühel Aeußerungen von ihm vernommen haben, nach welchen ein Erfolg für Luthers Rath bei ihm wohl möglich schien: die Stände des Magdeburger Territoriums hatten ihm bereits den nämlichen Gedanken an die Hand gegeben. Ferner erfuhr man eben jetzt, daß Albrechts Vetter, der Hochmeister des Deutschordens, die Umwandlung des Ordensstaates Preußen in ein Herzogthum wirklich vollzogen habe. So schrieb denn Luther an Albrecht: vor Allem werde das, was er ihm rathe, ein Mittel sein, der göttlichen Strafe zuvorzukommen und dem Satan die Ursache der gegenwärtigen Empörung zu nehmen, da der falsche geistliche Stand offenbar gegen Gott und seine Ehre sei; der Hochmeister habe ihm ein schönes Exempel gegeben; überdies sollte es für ihn schon genug sein, zu wissen, daß es für einen Mann, dem Gott nicht die besondere Gnade der Keuschheit gegeben, gefährlich sei, ohne Weib zu bleiben, und daß Gott selbst dem Mann eine Gehilfin habe geben wollen. Für den Fall, daß der Erzbischof fragen sollte, warum nicht Luther selbst

beſchluß durch die Gewalt des Kaiſers und der Majorität der Reichsſtände eben ſo gut gebrochen werden könne, als zuerſt Sickingen mit ſeinen adeligen Genoſſen und nun auch die ſo furchtbar drohenden Bauernſchaaren erlegen ſeien.

Auf denjenigen Gebieten ferner, wo die Reformation fortlebte und fortſchritt, war doch ihr jugendlicher erſter Aufſchwung oder ihre ſchöne Frühlingszeit ſichtlich dahin. Namentlich in Luther ſelbſt ließen die bittern Erfahrungen, welche er von den erſten Wittenberger Unruhen und den Zwickauer Propheten an bis zu dem blutigen Treiben Münzers und der Bauern gemacht, einen ſchweren, unauslöſchlichen Eindruck zurück. So vertrauensvoll er einſt an ſein Volk ſich gewandt und ihm die chriſtliche Freiheit und das allgemeine Prieſterthum gepredigt hatte, ſo ſtreng und ſcharf verbindet ſich jetzt mit ſeiner Lehre, deren Inhalt derſelbe bleibt, die Vorſicht und der Argwohn gegen den „Herr Omnes" und gegen jede Störung der äußeren Ordnung und Disziplin. Er hatte freilich auch nachher noch genug weiteren Anlaß hiezu. Dankbar ergriff er dann hiegegen auch für die kirchlichen Angelegenheiten die Hand der evangeliſchen Obrigkeiten.

Für eine umfaſſende Neugeſtaltung des deutſchen Reiches in Einheit mit einer religiöſen Neubelebung der Nation, wofür auch Luther ein ſo warmes Herz gezeigt hatte, blieb jetzt ohnedies keine Hoffnung mehr. Luther äußerte, nachdem die Bauern zu Ruhe gebracht waren: „das Ausſehen Deutſchlands iſt nie kläglicher geweſen als jetzt".[1])

Zwölftes Kapitel.

Friedrichs des Weiſen Tod. Luthers Heirath.

Wir haben bereits beiläufig erwähnt, daß Kurfürſt Friedrich ſtarb eben als das Blutvergießen auch an den Grenzen ſeiner Lande begann und es dringend Noth that, daß auch er die Schärfe des Schwertes gebrauche: an demſelben fünften Mai, an welchem Graf Albrecht jenen erſten Schlag gegen die Bauern führte.

Das für die Reformation ſo wichtige Leben und Verhalten dieſes Fürſten zieht auch in ſeinem Abſchluß noch beſonders unſern Blick auf ſich.

Nachdem er ſchon ſeit mehreren Jahren ſehr gealtert und leidend geweſen war und ſo auch vielfach ein Nachlaß in ſeiner Energie als Regent ſich bemerklich gemacht hatte, lag er ſeit Anfang des Jahres 1525 fortwährend krank, von Steinbeſchwerden gepeinigt, in ſeinem Schloſſe zu Lochau. Am 4. Mai rief in Erwartung ſeines Todes ſein Leibarzt den Spalatin zu ihm. Dieſer gab ihm als Anlaß ſeines Beſuches Briefe an, welche er ſo eben von ſeinem Lehrer Mutian erhalten hatte. Friedrich ſprach als der alte Gönner der Wiſſenſchaften noch einmal gnädig von

Mutian und weiter vom Bauernkriege. Dann vertiefte er sich ganz in eine lange seelsorgerliche Unterredung über die höchsten Dinge. Er wünschte das heil. Abendmahl zu genießen. Man holte hiezu seinen regelmäßigen Beichtvater, einen Pfarrer der Nachbarschaft. Da empfing er, der als Christ so gewissenhaft an Glauben und Ordnung einer allgemeinen christlichen Kirche festgehalten, als Reichsfürst so sehr vor einer religiösen Spaltung des Reiches sich gescheut hatte, auf dem Todtenbett in der Frühe des 5. Mai ohne weitere Menschenrücksicht das Sakrament unter beiden Gestalten gemäß der Einsetzung Christi, auf welche Luther drang. Darauf sagte er zu seinen Dienern: „Liebe Kindlein, ich bitte euch um Gottes Willen, wo ich euer einen irgend erzürnt hätte, es sei mit Worten oder mit Werken, ihr wollet mirs um Gottes Willen vergeben und wollet mir andere Leute auch um Gottes Willen bitten, sie wollten mirs auch um Gottes Willen vergeben; denn wir Fürsten thun den armen Leuten allerlei Beschwerung und das nicht taugt." Noch las er selbst in einem tröstlichen Zuspruch aus Gottes Wort, welchen Spalatin in der vorigen Nacht für ihn niedergeschrieben hatte, und ließ sich weiter daraus von Anderen vorlesen. Wenige Stunden vor seinem Ende gedachte er Luthers aufs beste, nach welchem auch bereits geschickt worden war, der aber seinen freundlichen und klugen Beschützer nicht mehr am Leben treffen sollte und so überhaupt nie persönlich mit ihm zusammen gekommen ist. Um die fünfte Stunde des Abends verschied er ganz sanft als ob er einschliefe; wie sein Arzt sagte: er war ein Kind des Friedens, darum ist er im Frieden hingegangen. Die letzte Oelung hat er sich nicht geben lassen. Er war der erste deutsche Fürst, der so im Tode zur evangelischen Lehre sich bekannt und ihr gemäß in Gottes Wort seinen letzten Trost gefunden hat.

Am 10. Mai wurde sein Leichnam feierlich nach Wittenberg gebracht und hier am folgenden Tag in der Stiftskirche bestattet. Luther war sogleich wegen der Zeremonien, die man dabei einhalten sollte, befragt worden. Nach seiner Weisung unterblieben alle unevangelischen Uebungen, Vigilien und Messen, wie auch einige sonst herkömmliche Bräuche, die Luther für ein lächerlich Schauspiel erklärte, das Führen von Hengsten um den Altar und das Zerbrechen von Schild und Speer. Wohl aber fanden Gesänge der Schüler und Stiftspersonen statt und an jedem der beiden Tage eine Predigt, welche Luther über die Worte 1. Thessal. 4, 13—18 hielt, ferner eine Spende an die Armen in der Pfarrkirche; am ersten Tag hielt Melanchthon auch eine lateinische Rede.

Am 15. Mai richtete Luther Trostschreiben an Friedrichs Bruder und Nachfolger Johann und dessen Sohn Johann Friedrich.

In seinen Predigten und in diesen Briefen bezeichnete er den Verschiedenen mit besonderer Innigkeit als das theure, friedsame, stille Haupt,

beſchluß durch die Gewalt des Kaiſers und der Majorität der Reichsſtände eben ſo gut gebrochen werden könne, als zuerſt Sickingen mit ſeinen adeligen Genoſſen und nun auch die ſo furchtbar drohenden Bauernſchaaren erlegen ſeien.

Auf denjenigen Gebieten ferner, wo die Reformation fortlebte und fortſchritt, war doch ihr jugendlicher erſter Aufſchwung oder ihre ſchöne Frühlingszeit ſichtlich dahin. Namentlich in Luther ſelbſt ließen die bittern Erfahrungen, welche er von den erſten Wittenberger Unruhen und den Zwickauer Propheten an bis zu dem blutigen Treiben Münzers und der Bauern gemacht, einen ſchweren, unauslöſchlichen Eindruck zurück. So vertrauensvoll er einſt an ſein Volk ſich gewandt und ihm die chriſtliche Freiheit und das allgemeine Prieſterthum gepredigt hatte, ſo ſtreng und ſcharf verbindet ſich jetzt mit ſeiner Lehre, deren Inhalt derſelbe bleibt, die Vorſicht und der Argwohn gegen den „Herr Omnes“ und gegen jede Störung der äußeren Ordnung und Disziplin. Er hatte freilich auch nachher noch genug weiteren Anlaß hiezu. Dankbar ergriff er dann hiegegen auch für die kirchlichen Angelegenheiten die Hand der evangeliſchen Obrigkeiten.

Für eine umfaſſende Neugeſtaltung des deutſchen Reiches in Einheit mit einer religiöſen Neubelebung der Nation, wofür auch Luther ein ſo warmes Herz gezeigt hatte, blieb jetzt ohnedies keine Hoffnung mehr. Luther äußerte, nachdem die Bauern zu Ruhe gebracht waren: „das Ausſehen Deutſchlands iſt nie kläglicher geweſen als jetzt“.[1])

Zwölftes Kapitel.

Friedrichs des Weiſen Tod. Luthers Heirath.

Wir haben bereits beiläufig erwähnt, daß Kurfürſt Friedrich ſtarb eben als das Blutvergießen auch an den Grenzen ſeiner Lande begann und es dringend Noth that, daß auch er die Schärfe des Schwertes gebrauche: an demſelben fünften Mai, an welchem Graf Albrecht jenen erſten Schlag gegen die Bauern führte.

Das für die Reformation ſo wichtige Leben und Verhalten dieſes Fürſten zieht auch in ſeinem Abſchluß noch beſonders unſern Blick auf ſich.

Nachdem er ſchon ſeit mehreren Jahren ſehr gealtert und leidend geweſen war und ſo auch vielfach ein Nachlaß in ſeiner Energie als Regent ſich bemerklich gemacht hatte, lag er ſeit Anfang des Jahres 1525 fortwährend krank, von Steinbeſchwerden gepeinigt, in ſeinem Schloſſe zu Lochau. Am 4. Mai rief in Erwartung ſeines Todes ſein Leibarzt den Spalatin zu ihm. Dieſer gab ihm als Anlaß ſeines Beſuches Briefe an, welche er ſo eben von ſeinem Lehrer Mutian erhalten hatte. Friedrich ſprach als der alte Gönner der Wiſſenſchaften noch einmal gnädig von

Rutian und weiter vom Bauernkriege. Dann vertiefte er sich ganz in ine lange seelsorgerliche Unterredung über die höchsten Dinge. Er wünschte as heil. Abendmahl zu genießen. Man holte hiezu seinen regelmäßigen Beichtvater, einen Pfarrer der Nachbarschaft. Da empfing er, der als Christ so gewissenhaft an Glauben und Ordnung einer allgemeinen christlichen Kirche festgehalten, als Reichsfürst so sehr vor einer religiösen Spaltung des Reiches sich gescheut hatte, auf dem Todtenbett in der Frühe des 5. Mai ohne weitere Menschenrücksicht das Sakrament unter beiden Gestalten gemäß der Einsetzung Christi, auf welche Luther drang. Darauf agte er zu seinen Dienern: „Liebe Kindlein, ich bitte euch um Gottes Willen, wo ich euer einen irgend erzürnt hätte, es sei mit Worten oder mit Werken, ihr wollet mirs um Gottes Willen vergeben und wollet mir ndere Leute auch um Gottes Willen bitten, sie wollten mirs auch um Gottes Willen vergeben; denn wir Fürsten thun den armen Leuten allerlei Beschwerung und das nicht taugt." Noch las er selbst in einem tröstlichen Zuspruch aus Gottes Wort, welchen Spalatin in der vorigen Nacht für hn niedergeschrieben hatte, und ließ sich weiter daraus von Anderen vorlesen. Wenige Stunden vor seinem Ende gedachte er Luthers aufs beste, ach welchem auch bereits geschickt worden war, der aber seinen freundlichen nd klugen Beschützer nicht mehr am Leben treffen sollte und so überhaupt ie persönlich mit ihm zusammen gekommen ist. Um die fünfte Stunde es Abends verschied er ganz sanft als ob er einschliefe; wie sein Arzt agte: er war ein Kind des Friedens, darum ist er im Frieden hingegangen. Die letzte Oelung hat er sich nicht geben lassen. Er war der erste deutsche Fürst, der so im Tode zur evangelischen Lehre sich bekannt und ihr gemäß n Gottes Wort seinen letzten Trost gefunden hat.

Am 10. Mai wurde sein Leichnam feierlich nach Wittenberg gebracht nd hier am folgenden Tag in der Stiftskirche bestattet. Luther war soleich wegen der Zeremonien, die man dabei einhalten sollte, befragt worden. ach seiner Weisung unterblieben alle unevangelischen Uebungen, Vigilien nd Messen, wie auch einige sonst herkömmliche Bräuche, die Luther für in lächerlich Schauspiel erklärte, das Führen von Hengsten um den Altar nd das Zerbrechen von Schild und Speer. Wohl aber fanden Gesänge er Schüler und Stiftspersonen statt und an jedem der beiden Tage eine redigt, welche Luther über die Worte 1. Thessal. 4, 13—18 hielt, ferner ne Spende an die Armen in der Pfarrkirche; am ersten Tag hielt Melchthon auch eine lateinische Rede.

Am 15. Mai richtete Luther Trostschreiben an Friedrichs Bruder nd Nachfolger Johann und dessen Sohn Johann Friedrich.

In seinen Predigten und in diesen Briefen bezeichnete er den Verhiedenen mit besonderer Innigkeit als das theure, friedsame, stille Haupt,

dessen Einfluß die Glieder noch gar wohl bedürften, durch welches Gott bisher ihnen Frieden geschenkt habe und das nun eben in diesen schweren, wunderlichen Zeiten dahinfalle. Er wollte in den Predigten diejenigen trösten, welche sich wirklich von Herzensgrund für Glieder desselben erkenneten: „an seinem Tode", sagt er, „sollen wir uns stoßen, als der uns gilt, daß wir uns demüthigen, bessern, erschrecken und das liebe Evangelium mit größerem Ernst und Dankbarkeit annehmen, denn das Schwert ist gezückt und die Axt an den Baum gelegt; — aber doch die Christen bleiben in solchem Leide nicht; — seine Tugenden sind eingezogen in Gott und mit Gott, der sie ihm gegeben hat, feiern sie bis an den jüngsten Tag; da werden wir sie heller und klarer sehen, denn vorhin, was für eine Vernunft, Verstand, Weisheit und Stärke in ihm gewesen ist, durch welche Gott uns zuvor gedienet hat; davon werden wir auch vielmehr Freude haben, denn vorhin in seinem Leben; — wir werden unsern Fürsten wiederum sehen, was er gewesen ist und was wir gewesen sind, und das nicht im Menschen, sondern aus Gott, und wie diese Güter alle aus Gott in das Haupt und aus dem Haupte in uns geflossen sind." Dem neuen Fürsten wünschte er, daß anstatt dieses Hauptes jetzt Gott selbst ihm desto näher komme und ihn lehre allein an seiner Güte und Kraft stark und getrost werden.

Auch durch sein ganzes ferneres Leben rühmte er gar gerne wieder in Schriften und Gesprächen die besonderen Regententugenden Friedrichs, — neben seiner Weisheit und Vorsicht namentlich seine Milde gegen die Unterthanen, seine Liebe der Gerechtigkeit, seinen Haß gegen alle Lüge.

Sogleich aber wandte er sich auch an die frische Thätigkeit des neuen Landesherrn, und zwar vor Allem im Interesse der Universität, welche während der letzten Zeit namentlich in ökonomischer Beziehung zurückgegangen und an welcher mehrere nöthige Lektionen nicht mehr vertreten waren. Schon am 20. Mai übersandte er ihm einen Entwurf zu Reformen, die dann im Herbste des Jahres wirklich vorgenommen wurden. — [1])

Bereits haben wir ferner auf den wichtigen persönlichen Entschluß hingewiesen, welchen Luther unter den Wehen und Schrecken des Bauernkrieges gefaßt und vollführt hat: auf seinen Eintritt in den Ehestand.

Drei volle Jahre waren verflossen, seit er eingehend und mit aller Umsicht begründet hatte, daß und warum Keiner, der das mönchische Keuschheitsgelübde auf sich genommen und hernach die evangelische Erkenntniß erlangt habe, durch jenes Gelübde mehr gebunden sei. Die Verpflichtung zum Cölibat, welche die Priesterweihe auferlegen sollte, hatte er schon vorher für ungiltig, ja widerchristlich erklärt. Längst wußte er so auch sich selbst frei. Mit Freude sah er seine Freunde von dieser Freiheit Gebrauch machen und ermunterte sie dazu. Dennoch machte er für sich Jahre lang

keinen solchen Gebrauch. Er blieb, wie wir sahen, in seinem Kloster, auch nachdem er die Kutte abgelegt. Vereinsamt wohnte er darin noch mit dem ehemaligen Prior Eberhard Brisger. Es fehlte jetzt dort bei der Verödung des Klosters und dem Versiegen seiner Einkünfte an den nöthigsten Dingen. So machte Luthern laut seinen Tischreden vor seiner Verehelichung während eines ganzen Jahres Niemand mehr sein Bett zurecht: er sei, sagt er, allemal müd von der Arbeit des Tages nur so in dasselbe gefallen.[1])

Daneben war er ein Freund der Geselligkeit und scheute sich auch vor den Nachreden nicht, welche deshalb seine Feinde gegen ihn in Umlauf setzten. Man beobachtete ihn, wie er mit anderen Doctoren Bier trinke, fröhlich sei, auch die Laute wohl schlagen könne. — Auch Vorwürfe über Luxus hören wir, dessen er sich schuldig mache: daß er nämlich einen kostbaren Ring und „Hember mit Bändelein" anhabe. — Auf solche Beobachtungen verlegten sich gegen ihn nicht bloß die Papisten, sondern vorzüglich auch die Männer jener mystischen Gottgelassenheit und Selbstabtödtung, die Anhänger Münzers und Carlstadts. In diesem Sinn schrieb Münzer gegen das „sanftlebende Fleisch in Wittenberg" und ähnlich ein Schulmeister Ickelsamer aus dem Carlstadtischen Anhang in Rotenburg. Der letztere behauptete auch, daß man in Wittenberg manchen Mitgliedern der Universität mit Bezug auf unzüchtigen Wandel durch die Finger sehe. Allein hinsichtlich des geschlechtlichen Lebens fand man gegen Luther bis ins Jahr 1525 auch nicht einmal einen Vorwand zur Lästerung. Der zuletzt erwähnte Gegner mußte auch selbst von ihm anerkennen, daß er der Unzucht doch männlich zu wehren wage.[2])

Zu gleicher Zeit kehrten indessen bei ihm auch Stunden des Trübsinns und schwere Anfechtungen wieder. In jenen Jahren mag mit ihm auch der durch Ratzeberger überlieferte Vorfall sich zugetragen haben, daß der gelehrte und zugleich musikkundige Lukas Edemberger und der Wittenberger Buchdrucker, frühere Leipziger Cantor Georg Rhau ihn einstmals in seiner Stube, in die er sich eingeschlossen hatte, ohnmächtig daliegen fanden und ihn dann unter Klängen der Musik wieder zurecht brachten, worauf er sie bat, ihn oft wieder zu besuchen, namentlich wenn sie Lust zum Musiciren hätten. Oft warnte Luther Andere, welche über Anfechtungen klagten, besonders vor der Einsamkeit und suchte selbst bei solchen Zuständen einen vertraulichen, erheiternden Umgang.[3])

Antriebe zum Heirathen lagen so ohne Zweifel für Luther schon genug vor. Zu dem hielten ihm ja manche der Gegner auch gerade das jetzt vor, daß er selbst, was er Anderen rathe, doch nicht zu thun wage.

Dennoch wollte er noch am 30. November 1524 nach jener Antwort, die er dem Spalatin für Argula von Staufen gab (oben S. 600), von einer eigenen Absicht dazu Nichts wissen; er wies nur die Möglichkeit, daß

es doch dazu komme, nicht von sich. Auch verträgt sich hiemit wohl, daß er schon um diese Zeit die eine oder andere Jungfrau seiner Umgebung sich darauf ansah. So äußerte er später einmal in seinen Tischreden: wenn er schon damals hätte freien wollen, würde er wohl Ave von Schönfeld genommen haben, eine der neun Nonnen, welche an Ostern 1523 aus dem Niemtscher Kloster entflohen waren. Er wollte aber nicht, und diese vermählte sich jetzt mit dem jungen Arzte Basilius Axt, der in Wittenberg studirt und Luthers Zutrauen gewonnen hatte.

Eine andere jener Nonnen, Katharina von Bora, hielt sich damals noch zu Wittenberg auf. Sie stammte aus einem alten, jedoch in keinen glänzenden äußeren Umständen befindlichen Geschlechte der Landschaft Meißen. Sie war geboren den 29. Januar 1499. Schon im Jahre 1509 war sie in das genannte Kloster gebracht, wo sie im Jahre 1515 eingesegnet wurde. Dort befand sich bereits eine Tante von ihr, Magdalene von Bora, welche 1502—1508 Siechenmeisterin des Klosters war, bald nach ihrer Nichte aber dasselbe gleichfalls verließ und ihre letzten Lebensjahre (bis 1537) in Luthers Haus als Glied der Familie zubrachte. Katharina fand zu Wittenberg im Hause des Stadtschreibers Reichenbach ein Unterkommen, wo sie ein unbescholtenes Leben führte. Der vertriebene König Christian von Dänemark verehrte ihr, als er im October 1523 Wittenberg besuchte, und bei Lukas Cranach wohnte, einen goldenen Ring.

Zwischen ihr und dem gelehrten jungen Nürnberger Patrizier Hieronymus Baumgärtner, welcher in Wittenberg studirt hatte und, als Freund der Reformatoren, im Jahre 1523 wieder einige Zeit dort verweilte, entstand eine lebhafte gegenseitige Neigung. Als er heimgekehrt war, hieß es, Katharina sei aus Sehnsucht nach ihm krank geworden. Er stand jedoch von einer Verbindung mit ihr ab und verlobte sich dann im Jahre 1525 mit einem reichen Mädchen. Luther setzte noch im Jahre 1541 einem Brief an ihn Grüße von Katharina als seinem „ehemaligen Feuer" bei, und gab einmal im Jahre 1543 der Katharina, als er einen Brief von Baumgärtner las und sie ihn nach dem Verfasser fragte, scherzend zur Antwort: „Es ist dein Feuer, Amyntas [Virgil, Eclop. 3, 66], Dein alter Buhl".

Während nun Luther 1524 noch über die Absichten Baumgärtners ungewiß war, meldete er demselben am 12. October in einem Briefe: „wenn Ihr Eure Käthe von Bora behalten wollt, beeilt Euch, ehe sie einem Andern gegeben wird, der bei der Hand ist; sie hat die Liebe zu Euch noch nicht überwunden; ich gewißlich würde für Euch beide mich freuen wenn Ihr zusammen kämet". Der Andere war, wie wir aus einer von Amsdorf hinterlassenen Notiz schließen, der neue Orlamünder Geistliche Dr. Glatz. Hiernach kam nämlich Katharina eines Tages zu Amsdorf und

klagte ihm: Luther wolle sie gegen ihre Neigung dem Glatz vermählen; sie bitte Amsdorf, der ja sein vertrautester Freund sei, ihn hievon abzubringen; wolle Luther oder wolle Amsdorf sie haben, so sei sie bereit, mit dem einen oder andern eine ehrsame Ehe einzugehen, mit Glatz aber nimmermehr. Diese Erklärung muß sie dem Amsdorf bei einem Besuche gemacht haben, zu welchem dieser bald nach der Mitte des März von Magdeburg aus nach Wittenberg kam: Luther hatte ihn nämlich am 12. März in einem länger anhaltenden Anfall schweren Gemüthsleidens dringend zu sich eingeladen; die Werbung des Glatz um sie kann ja aber recht wohl so lange sich hinzogen haben, zumal vor allen Schritten bei ihr zu seinen Gunsten ja erst noch eine Nachricht über Baumgärtners Absichten von Luther abgewartet werden mußte (wir bemerken übrigens hinsichtlich des Glatz, daß dieser nachher sich schlecht bewährte: er mußte bei einer Kirchenvisitation seines Amts entsetzt werden.)

Amsdorf theilte Katharinas Worte Luther mit. Beide besprachen wohl damals auch sonst den Gedanken an eine Verehlichung Luthers mit einander: Luther bezeichnete drei Vierteljahre später in einem Brief an Amsdorf eine gewisse Ave Alemann scherzhaft als seine frühere Verlobte, ohne Zweifel eine Magdeburgerin aus einer durch evangelische Gesinnung ausgezeichneten Familie, und mochte sich hiemit wohl auf einen Gedanken beziehen, welchen damals Amsdorf, der Magdeburger Pfarrer, ihm nahe gelegt hatte. Zu Katharina nun hatte er, während er sie zu versorgen bedacht war, doch selbst anfangs keine Neigung verspürt; er sagt in der oben angeführten Tischrede: er habe sie nicht geliebt, denn er habe sie im Verdacht gehabt, daß sie hochmüthig sei. Ihre Aeußerung gegen Amsdorf bestätigte ihm wohl, daß sie hochstrebenden Sinnes sei, mag aber durch die Offenheit, mit der sie in ihrer Noth sich aussprach, ihn gerührt haben. Bald nachher beginnen Andeutungen in seinen Briefen, daß er endlich den großen Schritt thun wolle, und gerade Katharina ist es, auf die er hiebei den Blick gerichtet hat. In jener Tischrede sagt er weiter: „aber Gott hat es also gewollt, daß ich der Verlassenen mich erbarme."

Die erste jener Andeutungen finden wir in seinen Worten an Spalatin vom 10. April 1525: „Warum gehst du nicht voran, Dich zu verehelichen, da ich doch mit so vielen Gründen Andere dazu antreibe, daß ich selber beinahe dazu bewegt werde, dieweil die Feinde nicht aufhören, das eheliche Leben zu verdammen, und unsere eigenen kleinen weisen Leute, dasselbe täglich zu verlachen?" Am 16. April, als er nach Eisleben abzureisen im Begriff war, scherzte er gegen denselben Freund: es sei wohl zu verwundern, daß er, der so viel über die Ehe schreibe und mit Weibern verkehre, nicht gar selbst schon Weib geworden sei, geschweige denn eines genommen habe; drei Frauen habe er auch schon gehabt und sie so wacker

geliebt, daß er zwei derſelben verloren habe, welche andere Männer bekommen werden (es iſt nicht klar, wen er hiemit meint: ob die Alemann, die jedoch damals noch nicht heirathete, und die Schönfeld, die bereits geheirathet hatte?); die dritte halte er kaum am linken Arm und ſie werde ihm vielleicht auch bald weggenommen. Doch fährt er dann ernſter fort: es möchte dennoch geſchehen, daß er, deſſen Sinn dem Freien ganz fremd geweſen, dem längſt damit umgehenden Spalatin zuvorkomme. Auf ſeiner Reiſe ſchrieb er dann, am 4. Mai, wie wir oben (Seite 748) hörten, an Dr. Rühel: daß er, wenn ers ſchicken könne, dem Teufel zum Trotz ſeine Käthe zur Ehe nehmen wolle, ehe er ſterbe. Und am 3. Juni, dem Vorabend vor Pfingſten, ſchrieb er eben demſelben zur Mittheilung an den geiſtlichen Kurfürſten Albrecht die gleichfalls ſchon oben (S. 758) erwähnten Worte: „Wo meine Ehe Sr. Kurfürſtl. Gnaden eine Stärkung ſein möchte, wollt ich gar bald bereit ſein, Sr. Gnaden zum Exempel vorher zu traben, nachdem ich doch ſonſt im Sinne bin, ehe ich aus dieſem Leben ſcheide, mich in den Eheſtande finden zu laſſen, welchen ich von Gott gefordert achte, und ſollts auch Nichts weiter denn eine verlobte Joſephsehe ſein."

Wir ſehen ſchon aus den bisherigen und weiter noch aus gleich drauf folgenden Briefen Luthers, was für ihn bei ſeiner Ueberlegung und ſeinem Entſchluß in Betracht kam.

Daß er dem anderen Geſchlecht gegenüber nicht Holz oder Stein ſei, hatte er ſelbſt ſchon bei jener früheren, für Argula beſtimmten Aeußerung bekannt. Wir ſehen aber, daß er gerade auch ſeiner Käthe gegenüber Nichts weniger als in ſchnelle Flamme gerathen war. Erasmus deutete an, daß ihn ihre Schönheit gefangen habe, indem er ſie als ein „wunderhübſches", wiewohl vermögensloſes, ſechs und zwanzigjähriges Mädchen bezeichnete: das Letztere war richtig, die Ausſage über ihre Schönheit aber nach dem Zeugniß aller ihrer Bildniſſe höchſt übertrieben, ſo oft auch dieſelbe von Feinden Luthers wiederholt worden iſt; ihre Bilder zeigen ein einfach anſprechendes, dabei verſtändiges deutſches Frauengeſicht mit etwas ſtumpfer Naſe und ſtarken Backenknochen und eine geſunde, kräftige Geſtalt. — Luthers Wille, indem er ein Weib nahm, war vor Allem, ſeinem Zeugniß für den von den Anderen ſo verachteten und verworfenen Eheſtand noch das Siegel aufzudrücken, und zwar recht dieſen zum Trotz. Am 2. Epiphanienſonntag 1525 hatte er über dieſen auch wieder gepredigt: eine ſeiner gediegenſten Ausführungen die wir von ihm darüber beſitzen; „o Blindheit über Blindheit", rief er denen zu, welche dieſe von Gott geſtiftete und vom Herrn Chriſtus (nach Joh. 2, 1 ff.) ſo hoch geehrte Ordnung gering achten, und lehrte, wie man in der Gewißheit des Herzens zu Gottes Wort ein Weib finden, und ſich keine Laſt des Eheſtandes verdrießen laſſen ſolle. In ſeiner eigenen Umgebung kannte er ſolche „weiſe" Verächter. Unter ſeine eigenen

Freunde kam ein Schrecken, als sie von seiner Absicht hörten; der Jurist Schurf, der schon mit seinem ersten Angriff aufs Cölibat nicht einverstanden war, äußerte jetzt: „Wenn dieser Mönch ein Weib nimmt, wird alle Welt und der Teufel selbst lachen, und Jener wird sein ganzes bisheriges Werk zu nichte machen.“ Für ihn aber gehörte eben dieß noch zu seinem Werke; so achtete er des Gelächters und der Lästerung nicht. Auch die Pflicht des Sohnes machte sich bei ihm geltend: so wollte er dem Wunsch und Willen seines Vaters noch nachkommen, gegen welchen er mit seinem Eintritt ins Kloster sich vergangen hatte. Die Trübsal und Schrecken jenes Zeitpunktes, der fürs Freien und für Hochzeitfreuden so wenig geeignet schien, hat gerade er persönlich besonders tief empfunden; wars ihm doch, als ob der Teufel da speziell auf ihn zielte: zugleich mit den papistischen Herren bedrohte ihn ein wild empörtes, von ihm so hart angelassenes Volk. Er selbst zeigte damals auch sonst Nichts weniger als weite, frohe Lebensaussichten, sprach vielmehr ruhig, ja hoffend, von dem Tode, den er wohl bald erwarten dürfe. Aber nur um so mehr wollte er eilen, noch mit der That zu bestätigen, was er gelehrt habe. Er wollte, wie er dem Erzbischof Albrecht sagen ließ, eine Ehe noch eingehen auch wenn sie nicht mehr zu wirklichem Vollzuge käme. So erzählte er später in seinen Tischreden: „das hatte ich bei mir, ehe ich ein Weib nahm, ganz und gar beschlossen, dem Ehestand zu Ehren: wenn ich gar unversehens hätte sollen sterben oder jetzt auf dem Todtenbett wäre gelegen, so wollte ich mir haben lassen ein frommes Mägdlein ehelich vertrauen, und derselbigen wollt ich darauf zween silberne Becher zum Mahlschatz und Morgengabe gegeben haben.“ — Luther sagte ferner in jener Predigt: wie man den Ehestand anfahen solle im Glauben an Gott und auf sein Wort hin, so müsse man diesen Gott auch mit Ernst um ein fromm Ehegemahl bitten und anrufen und dürfe sich keineswegs solchen Gebetes schämen, wie viele thun, wenn sie davon hören. Er selbst handelte auch hiernach. So konnte er später einem Anderen, welcher ehelich werden wollte, rathen: „Lieber Gesell, thu wie ich; da ich meine Käthe wollt' nehmen, da bat ich unseren Herr Gott mit Ernst; das thue du auch.“

Ueberraschend schnell brachte er dann seinen Entschluß vollends zur Ausführung. Nach der Offenheit, mit der er z. B. in den Briefen an Rühel sich äußerte und diesen im Brief vom 3. Juni zu einer Aeußerung gegen den Erzbischof ermächtigte, konnte es nicht fehlen, daß man auf seine Absicht und sein Verhältniß zu Katharina aufmerksam und gespannt wurde. Seinen wirklichen Eintritt in die Ehe wollte er ja ohnedieß nicht etwa geheim halten, sondern im Gegentheil zu einem öffentlichen, reformatorischen Akte machen. So regte sich denn darüber und dawider auch schon mancherlei Gerede. Unter seinen Freunden hätten Einige ihn am liebsten ganz zurückgehalten; seine besten Freunde schrieen, wie er später erzählt: „Nicht diese,

ſondern eine andere.“ Feindlich Geſinnte nahmen ſchon Anlaß zu böſe Nachreden. Er aber, nachdem er ſeines Entſchluſſes gewiß geworden, wollt kurzweg die Einreden abſchneiden, den Läſtermäulern den Mund ſtopfe und jeder weiteren Störung und Hinderung zuvorkommen. In denſelbe Tagen, nämlich am 10. Juni, ſchrieb er auch an Spalatin aus Anlaß eine beabſichtigten Vermählung des Kurprinzen Johann Friedrich: man müſſ bei einem ſolchen Vorhaben jeden unnöthigen Verzug meiden, — Got danken, wenn er einen grüße, — nach Gottes Wohlthaten zugreifen, eh ſie an einem vorbeigehen, — bedenken wie mächtig der Teufel, dieſer Feind des Ehebandes ſei und wie man auch ſein eigen Herz nicht in der Gewalt habe. Demnach verfuhr ſofort er ſelbſt. Plötzlich und ohne einen Freund zu fragen machte er am 13. Juni, dem Dienſtag nach dem Trinitatisfeſt, mit Katharina Heirath.

So ſehr Luther darauf bedacht war, ſeinen förmlichen Eintritt in die Ehe auch vor der Welt zu conſtatiren, ſo iſt doch ſeine That nicht blos, wie ſich erwarten ließ, von den katholiſchen Widerſachern immer für einen gottesläſterlichen Frevel erklärt, ſondern es iſt ſpäter von Jeſuiten ſogar behauptet worden, er habe, auch abgeſehen vom Bruch ſeines Mönchsgelüb des, gar nicht ordentlich eine Ehe eingegangen. Ueber das Einzelne des Herganges iſt ferner auch bei den evangeliſchen Schriftſtellern eine Menge unſicherer und unrichtiger Angaben aufgekommen; denn einen vollſtändigen gleichzeitigen Bericht beſitzen wir darüber nicht. Neuerdings iſt auch von proteſtantiſcher Forſchung die Frage angeregt worden, ob Luther kirchlich getraut worden ſei. Wir werden jedoch in Betreff aller wichtigeren Punkte das Weſentliche noch feſtſtellen können. Dazu dient beſonders ein Brief des Jonas an Spalatin vom 14. Juni, und ein Brief Melanchthons an Camerarius, in griechiſcher Sprache, vom 24. Juli.

Luther hat jedenfalls am Abend jenes 13. Juni ſeine Ehe ſchon förmlich, und zwar in Formen, welche damals auch ſonſt üblich waren, geſchloſſen und ſein eheliches Leben wirklich begonnen. Nach einer Darſtellung, welche die Wittenberger Theologen hundert Jahre nachher gegeben haben und welcher die Neueren größtentheils folgen, hätte er da erſt um Katharina geworben, indem er unverſehens bei ihr im Reichenbachſchen Haus erſchienen ſei, und ſich mit ihr erſt am 27. wirklich verbunden. Allein dieß iſt, wie jene Briefe beweiſen, unrichtig: die Verbindung ſelbſt fand, wie wir ſogleich näher ſehen werden, ſchon an jenem Abende ſtatt und zwar in ſeiner eigenen Wohnung. Der Zuſtimmung Katharinas muß er vorher ſchon gewiß geworden ſein.

Der Formen für eine Eheſchließung gab es nun damals mehrere, die in der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinſchaft Geltung hatten. Grundſatz war, daß der eheliche Bund hergeſtellt werde durch die gegenſeitige Zu-

timmung und thatſächliche Vereinigung von Braut und Bräutigam. Nach Wunſch und Verordnung der Kirche ſollte hiezu ein kirchlicher Akt kommen, und dieß geſchah damals auch wirklich ſchon in den meiſten Fällen; der gültige Beſtand der Ehe war jedoch hiedurch nach der damaligen Volksanſchauung und Geſetzgebung nicht bedingt. Die beiden konnten einander ihr Wort auch vor bloß weltlichen Hochzeitszeugen geben: da fragte nach altem deutſchem Brauch ein Freund, der ſogenannte Fürſprecher, den Bräutigam, ob er die Braut, die Braut, ob ſie den Bräutigam nehmen wolle, und gab ſie auf ihr Jawort hin einander zu Mann und Weib. Hieran ſchloß ſich nach alter Sitte eine Mahlzeit und ſodann ein Beilager der beiden, das ſich bekanntlich bei fürſtlichen Perſonen noch länger forterhielt: der Eheſchluß wurde vor den Zeugen bekräftigt, indem jene ſich vor denſelben auf dem Brautbette darſtellten; daß dieſe Sitte namentlich auch in Wittenberg damals beſtand, ſehen wir aus einer Erzählung in Luthers Tiſchreden, nach welcher dieſer ſelbſt einſt die Braut eines bürgerlichen Freundes zu Bett führte und dem Bräutigam einen Schuh auszog und aufs Himmelbett legte, zum Zeichen der dem Mann zukommenden Herrſchaft. Auf dieſe Formen beſchränkte ſich z. B. die Trauung jenes Prieſters in Augsburg, von der wir früher erzählten (oben Seite 650). Ja giltig war auch eine heimliche, weder vor ſolchen Zeugen, noch vor einem Geiſtlichen geſchloſſene Ehe, wenn nur der Beweis für die beiderſeitige Zuſtimmung geführt werden konnte; ſo verehelichte ſich jener Dr. Apel, früherer Domherr und ſeither Lehrer der Rechte in Wittenberg (oben S. 635), ſo auch der Reformator Zwingli. Indem dann der kirchliche Akt dazu kam, konnte dieß auf verſchiedenartige Weiſe geſchehen. Wir haben hiebei noch auseinander zu halten die eigentliche Trauung, mit welcher die Ehe geſchloſſen wurde, nämlich den Akt, in welchem die beiden ſich das Jawort gaben und hierauf, wie der Ausdruck lautete, zuſammengegeben wurden, und eine Einſegnung des hiemit bereits geſchloſſenen Bundes in der Kirche bei einem Gottesdienſt. So hat auch Luther in dem Traubüchlein, das er ſpäter herausgab und in welchem er beide Akte kirchlich feiern lehrte, ſie doch noch auseinander gehalten, indem nach ſeiner Anweiſung der Pfarrer zuerſt beim Eingang in die Kirche die Brautleute befragen und im Namen des dreieinigen Gottes „ehelich zuſammenſprechen", dann erſt vor dem Altar über ihnen Gottes Wort leſen und beten ſollte. Zu der Zeit nun, als Luther ſelbſt heirathete, gehörte zur vollen Betheiligung der Kirche bei einer Eheſchließung ſowohl jenes Zuſammengeben der Brautleute durch den Prieſter, als die nachfolgende feierliche Darſtellung und Segnung in der Kirche. Beide Akte wurden bald unmittelbar nach einander vorgenommen, bald fand zunächſt nur der erſte Akt an heiliger Stätte oder auch im Hochzeitshauſe vor Zeugen ſtatt und es folgte auf dieſen ſogleich das Beilager und erſt am andern Morgen oder auch erſt

an einem späteren Tag ein feierlicher Kirchgang der neuen Eheleute mit ihrer öffentlichen Einsegnung. Auch das jedoch kam vor, daß sie von der Kirche nur diesen Segen und die feierliche Bestätigung des geschlossenen Bundes sich geben ließen, nachdem sie diesen selbst in der zuerst bezeichneten Weise ohne Priester geschlossen hatten. Von der katholischen Kirche wurde nachher, auf dem Trienter Concil, eine Betheiligung der Kirche nur insoweit zur Bedingung für die Giltigkeit einer Ehe gemacht, als die Brautleute ihre beiderseitige Zustimmung wenigstens vor einem Pfarrer erklären sollten. Jener alte, zu Luthers Zeit herrschende Grundsatz aber, wornach eine Ehe auch ohne jeden kirchlichen Akt giltig ist, besteht in Schottland noch bis auf den heutigen Tag zu Recht.

Wir sehen: nothwendig wäre hiernach eine kirchliche Trauung für Luther nicht gewesen. Hören wir aber, wie er selbst verfuhr.

Auf den Abend des 13. lud er zu sich zu Tisch den Maler Lukas Cranach mit Frau, den vorhin erwähnten Dr. Apel, den Stadtpfarrer Bugenhagen und Jonas, den Probst des Allerheiligenstiftes. Vor diesen Zeugen vermählte er sich mit Katharina von Bora. Dieselben waren hiezu mit Bedacht aus der Zahl seiner Freunde ausgewählt: Bugenhagen und Jonas, die ersten Geistlichen Wittenbergs, Cranach, einer der angesehensten Männer der Bürgerschaft, Rathsherr und Kämmerer der Stadt, Apel, ein zum Evangelium übergetretener Lehrer des Rechts und speciell des Kirchenrechts, der selbst eine Nonne zum Weib genommen hatte. Das Cranachsche Ehepaar mag auch zu Katharina in besonders enger Beziehung gestanden, wohl für ihre Verlobung Hilfe geleistet und sie an diesem Abend zur Trauung hingeführt haben. Luthers anderer juristischer Freund, Schurf, hätte sich nach dem, was wir oben von ihm hörten, natürlich schlecht zum Zeugen geeignet. Auch den ihm sonst so vertrauten Melanchthon zog er nicht bei: er hätte fürchten müssen, ihn in Bestürzung und Angst zu versetzen. Für die vorhin angeregte Frage, ob Luther seiner Eheschließung kirchliche Form gegeben, ist schon die Anwesenheit des Pfarrers der Stadt entscheidend. Ferner berichtet Melanchthon, daß er die „üblichen Bräuche" dabei vollzogen habe und bedient sich hierfür eines griechischen Wortes, mit welchem die Alten speciell die der Hochzeit vorangehenden Opfer, also Bräuche heiliger Weihe, bezeichneten. Ohne Zweifel hat eben Bugenhagen in der üblichen Weise Luther und Katharina ihr Jawort sprechen lassen und darauf sie „zusammengegeben". Die Form der Fragen war schon von Alters her jene einfache, welche in Luthers Traubüchlein also lautet: „Hans, willst du Gretchen zum ehelichen Gemahl haben?" Daß es an Gebet hiezu nicht fehlte, versteht sich bei Luther von selbst. Ueber die Ringe, welche gewechselt wurden, haben wir keine sichere Angaben mehr: die kunstvoll gearbeiteten lutherschen Eheringe, von denen einer (ein goldener

Doppelreif mit einem Diamant und Rubin) noch im Braunschweiger Museum gezeigt wird, sind jedenfalls erst ein späteres Geschenk von Freunden. Dann folgte jenes Beilager. Jonas berichtete darüber gleich in der Frühe des nächsten Morgens durch einen besonderen Boten dem Spalatin: „Luther hat Katharina von Bora zur Frau genommen; gestern war ich dabei und sah den Verlobten auf dem Brautlager; ich konnte bei diesem Schauspiel die Thränen nicht halten: es hat mir — ich weiß nicht was für ein Affekt die Seele mächtig bewegt; nachdem es nun also geschehen ist und Gott es gewollt hat, erflehe ich dem trefflichen, lauteren Mann und theuern Vater in dem Herrn alles Glück; Gott ist wunderbar in seinen Rathschlägen und Werken."

Am anderen Morgen bereitete Luther jenen Freunden ein kleines Frühmahl.

Und noch sollte eine förmliche, öffentliche Hochzeitfeier nachfolgen, zu welcher im Augenblick, wo er rasch seine Ehe zur Thatsache machen wollte, keine Zeit war. Er setzte sie auf den 27. Juni an, um auch Freunde von auswärts dazu versammeln zu können. So lud er Spalatin ein, der noch am kurfürstlichen Hof sich befand, Link aus Altenburg, Amsdorf aus Magdeburg, die gräflich mansfeldischen Räthe Rühel, Thür und Müller, wenn er ihnen bei so gefährlichen Zeitläufen die Reise zumuthen dürfe, ferner Leonhard Koppe aus Torgau, den Entführer der Niemtscher Nonnen. Vornehmlich wünschte er die Theilnahme seiner Eltern und konnte dann auch dem Amsdorf berichten, daß sie erscheinen werden. Jenen Mansfeldern schrieb er, daß er gern auch die Grafen Albrecht und Gebhard bitten möchte, es jedoch kaum wage, weil sie wohl wichtigeres zu thun haben. Auch den kurfürstlichen Marschall von Dolzig lud er ein und ersuchte ihn zugleich um Wildbret zum Hochzeitsschmaus. Dieser sollte in einem Frühmahle bestehen, das man schon um zehn Uhr Vormittags zu halten pflegte.

Seine Briefe an diese Freunde zeigen, welch ein Aufsehen und welch einen Lärm seine That alsbald erregt hatte. Gefühle verschiedener Art hatten ja offenbar auch den Jonas dabei ergriffen. Auch von den „weisen Männern" seiner eigenen Umgebung redet Luther wieder: sie seien, sagt er, heftig dadurch aufgereizt. Von sich selbst schreibt er: „es ist auch mir fast seltsam und ich glaube selbst kaum, daß ich sollt' ein Ehemann geworden sein;" „der Herr hat mich plötzlich und während ich an ganz Anderes dachte, in den Ehestand geworfen;" — von seinen Gefühlen für seine neue Ehefrau: er liebe sie, doch ohne Verliebtheit und Liebesgluth; — vom Urtheil der Welt: „ich habe mich durch meine Heirath so gering und verächtlich gemacht, daß ich hoffe, die Engel lachen und alle Teufel weinen; der Herr lebt und er, der in uns ist, ist größer denn der, welcher in der

Welt ist" (1 Joh. 4, 4). Zu diesem Gott bittet er seine Freunde für ihn zu beten, damit derselbe ihm seinen neuen Lebensstand segne und heilige. — Zugleich redet er in jenen Briefen von dem Sturm, den er eben jetzt durch sein scharfes Büchlein über die Bauern gegen sich erregt hatte, von den Drohungen und Hoffnungen der Papisten und von den Absichten Herzog Georgs gegen seine Person. Auch in seinen Hochzeitsbriefen wiederholt sich ferner die Ahnung eines nahen Todes. Aber allen den Widersachern und Lästerern gegenüber bezeichnet er als Absicht seiner Heirath: „wohlan, ich will sie noch toller und thörichter machen, und das Alles zur Letze und Ade; denn es mir selbst ahnt, Gott werde mir einmal zu seiner Gnade helfen". Und neben den ernsten Gedanken und festen Erklärungen der übrigen Briefe fehlt in dem an Koppe auch der Scherz nicht; er schreibt hier: „Ihr wisset, was geschehen ist, daß ich meiner Metzen in die Zöpfe geflochten bin; Gott hat Lust zu Wundern, mich und die Welt zu närren und zu äffen; schicket Euch, wenn ich das Prandium [Gastmahl] gebe, daß Ihr meiner Braut helft gut Zeugniß geben, wie ich ein Mann sei".

Ueber den Zweck der noch vorzunehmenden Feier äußert er: er wolle ein Mahl halten zum öffentlichen Zeugniß für seine Ehe; die Gäste sollen ihm helfen, das Siegel darauf zu drücken. Ferner bittet er dieselben, daß sie „helfen den Segen darüber sprechen". Hierin sehen wir eine Hindeutung auf eine öffentliche Einsegnung seiner Ehe; sein ganzes sichtliches Bestreben, seine Ehe vor Kirche und Welt recht fest zu machen, läßt ja schon im voraus erwarten, daß er auch in dieser Beziehung die üblichen Formen einer solennen Hochzeit werde eingehalten haben; und sein späterer Freund und Tischgenosse Mathesius berichtet ausdrücklich: Luther habe, nachdem er im Beisein etlicher guter Leute mit Katharina getraut worden, bald hernach „einen öffentlichen Kirchgang und ehrliche Hochzeit mit ihr gehalten".

Ueber den wirklichen Vollzug dieser öffentlichen Schlußfeier haben wir sonst keinen Bericht mehr. — Die Wittenberger Universität bekannte sich hierbei trotz derjenigen Mitglieder, welche den Kopf schüttelten, doch offen zu ihrem größten Manne: sie gab ihm zum Brautgeschenk einen stattlichen silbernen und vergoldeten Becher. Der städtische Magistrat hatte ihm schon am Tag nach seiner Verheirathung, wohl auf Anregen Cranachs als Zeugen derselben, eine kleine Quantität edlen Weines verehrt. Zum Hochzeitsschmaus und Beginn seiner Wirthschaft schenkte er ihm ein Faß Eimbecker Bier und zwanzig Gulden in Silbermünze. — Die Gäste brachten nach der Sitte Hochzeitsspenden mit. — Beim Mahle machte Johann Pfister, ein früherer Mönch, der damals in Wittenberg studirte und später Prediger in Fürth wurde, den Mundschenken.

Das neue Ehepaar behielt Wohnung in dem früheren, jetzt leer stehenden Klostergebäude; dasselbe wurde angesehen als dem Landesherrn ver-

allen, und Brisger, der allein noch mit Luther dort geblieben war, ging venige Monate nachher auch weg, um eine Pfarrſtelle in Altenburg inzutreten.

Unter den Gegnern brach der Sturm und das Läſterreden gegen Luthers Ehe, dieſen Bund von Mönch und Nonne, jetzt erſt vollends recht los. Hieß es doch beim katholiſchen Volke, daß aus einer ſolchen Verbindung der Widerchriſt ſollte geboren werden. — Im Läſtern machte ſogar Erasmus mit: ja er verbreitete mit hämiſcher Freude ein Gerücht von einem unerlaubten Umgang Luthers und Katharinas vor der Ehe, von welchem Luthers ärgſte Feinde und Laurer in der Umgebung Wittenbergs Nichts wußten und das er nachher doch ſelbſt widerrief. — Um ſo merkwürdiger war dagegen wieder das Verhalten Erzbiſchofs Albrechts gegen Luther: er ſchickte noch im Jahr 1525 ſeiner Frau durch Rühel ein Geſchenk von zwanzig Goldgulden; Luther verbat ſich das Geld, Rühel ließ es aber doch der Katharina.

Es konnte jetzt wohl wirklich ſcheinen, als ob jene Worte Schurfs über die Folgen einer Heirath Luthers wahr werden könnten. Das peinlichſte Gefühl dafür zeigt der oben erwähnte Brief Melanchthons vom 21. Juli. Vorher hatte er den Link noch muthig aufgefordert, gewiß zu Luthers Hochzeit ſich einzuſtellen, und über Schurf geſcherzt, der dadurch weiteren Stoff zum Disputiren bekommen ſolle. Jetzt, unter dem Eindruck der wirklichen und vermeintlichen Folgen, ſchüttete er ſeinem vertrauten Freund Camerarius insgeheim, in griechiſcher Sprache, ſein bekümmertes Herz aus: er wollte Luther nicht verdammen, da ja das eheliche Leben heilig und vielleicht in Luthers That auch ein geheimes, göttliches Walten iſt; aber er fand dieſelbe unbedacht und höchſt gefährlich, indem dadurch ein Anſehen gerade jetzt ſo ſehr leide, wo Deutſchland ſeiner am meiſten bedürfte; ja er meinte, Luthers hoher, männlicher Geiſt ſei zu weich geworden.

Melanchthon ſagt hier ferner von Luther, daß er jetzt bei dieſem ſelbſt eine gewiſſe trübe und unruhige Stimmung wegen der Aenderung ſeiner Lebensweiſe wahrnehme und ſeinerſeits ſich alle Mühe gebe, ihn aufzurichten. Eine Aeußerung ſolcher Stimmung haben wir aus Luthers Kunde nicht. In einem Brief an Link aus denſelben Tagen, vom 22. Juli, nennt er ſeine Käthe von Bora wohlgemuth ſeine Bahre, bei der er der Welt abgeſtorben, und ſeine Kette, an die er gebunden ſei. In ſeinen Tiſchreden ſpricht er einmal von ſeltſamen Gedanken, die einem das Neue und Ungewohnte des Eheſtandes mache, — wenn man bei Tiſch ſelbander ſei, nachdem man vorher allein geweſen, — wenn man beim Erwachen zwei Zöpfe neben ſich ſehe u. ſ. w. So muß denn bei ihm der Wechſel, der hier beſonders groß und ſo raſch, ja mit einer gewiſſen Gewaltſamkeit

vollzogen war, doch auch so schwere Stunden und Tage, wie Melanchthon andeutet, für sein ohnedem so affizirbares Gemüth mit sich gebracht haben. Auch hatte er das Aergerniß, das er mit seiner Verehelichung anrichten, und die Bekümmernisse, welche dies auch gut denkenden Freunden bereiten würde, sich vorher doch wohl nicht so groß und so stark gedacht, als es jetzt sich anließ. Aber das Alles machte seine Ueberzeugung nicht wankend, daß er nach Gottes Willen in einen von Gott gestifteten, heiligen Stand eingetreten sei. Er erklärt einem besorgten Freund sehr ruhig: „ist meine Ehe Gottes Werk, so darf man sich nicht wundern, wenn das Fleisch sich daran stößt; — würde sich die Welt nicht an uns stoßen, so würde ich mich stoßen an der Welt, denn ich würde fürchten, was wir vornehmen, sei nicht von Gott; nun jene sich ärgert und mich nicht leiden mag, erbaue und tröste ich mich in ihm; thue du auch also".

Als ein reines Paradies hat er die Ehe niemals weder sich noch Anderen dargestellt, sondern vielmehr immer als einen Stand, in welchem die Gatten gar Vieles gemeinsam mit einander und gegenseitig von einander zu tragen haben und welcher eben deshalb von so vielen Weltmenschen, Klüglingen und stolzen Heiligen gemieden werde. Auch die Gebrechen seiner Käthe hat er sich und ihr nie verhehlt, — ebenso wenig seine eigenen, besonders seine zu große Heftigkeit. Immer aber dankte er Gott für den Schatz, den er an ihr habe; so schreibt er nach der Erfahrung des ersten Jahres einem Freunde: sie passe besser für ihn, als er zu hoffen gewagt habe, so daß er seine Armuth nicht mit den Reichthümern eines Cröſus vertauschen möchte; und nach zwölfjährigen Erfahrungen sagt er: „es ist mir, Gottlob, wohl gerathen, denn ich habe ein fromm getreu Weib, auf welche sich des Mannes Herz verlassen darf, wie Salomo sagt (Sprichw. 31, 11); ach, lieber Herr Gott, die Ehe ist nicht eine natürliche, sondern eine Gottesgabe, das allersüßeste, ja keuscheste Leben, über allem Cölibat, wenn's wohl geräth; wo's aber übel geräth, ists die Hölle".

Mit dem alten Eifer und Fleiß und mit frischem Muth machte er sich sofort unter seinem neuen Landesherrn auch an neue kirchliche Arbeiten. Die erste Schrift, die er als neuer Ehemann verfaßte, kennen wir bereits: sein Buch vom geknechteten Willen gegen Erasmus; sie wird an Energie und Schärfe des Geistes von keiner andern übertroffen.[1])

Anmerkungen.

Abkürzungen (die Zahlen bedeuten Bände und Seiten).

Zu Luthers Werken. E. A. = Erlanger Ausgabe (Bd. 1—15 in d. 2. Aufl.). — ı. ex. = Opera exegetica; Gal. = comment. in epist. ad Galatas; Op. v. a. oder fach Op. = Opera varii argumenti, — in der Erlangen-Frankfurter Ausgabe. — . = Briefe, herausg. v. de Wette und Seidemann. — Seid. Br. = Lutherbriefe, herausg. Seidemann 1859. — Bk. = Luthers Briefwechsel herausg. von Burkhardt. — T. = Tischreden, herausg. von Förstemann und Bindseil. — C. = Colloquia etc. ed. ndseil. — Laut. = Lauterbachs Tagebuch herausg. v. Seidemann 1872. — Jen. = ıera ed. Jen. 1556—1558. — W. W. = Werke herausg. v. Walch.

C. R. = Corpus Reformatorum.

Mel. = Melanchthons Vita Lutheri, Praefatio in Tom. secund. oper. Luth. ed. iteberg., in C. R. 6, 155 sqq.

Mel. Suppl. = Ph. Melanchthonis epistolae etc., quae in Corp. Ref. desideran-r, disp. Bindseil 1874.

Mth. = J. Matheſius, Hiſtorie von D. M. Luthers Anfang u. ſ. w. (I, II ſ. w. = 1te, 2te Predigt)

Rz. = die handſchriftl. Geſchichte Ratzebergers, v. Neubecker.

Myk. = Myconii historia reformationis, herausg. v. Cyprian.

Spal. Ann. = Spalatins Annales herausg. v. Cyprian. — Spal. Menck. = ıalatins latein. Annalen in Mencken scriptor. rer. German. Tom. 2. — Spal. Nachl. Spalatins hiſtor. Nachlaß, herausgeg. v. Neubecker und Preller B. 1.

Cochl. = Cochlaeus, Acta et scripta Luth. (Paris 1565)

Val. Bav. = Rhapsodiae et dicta quaedam ex ore D. M. Luth. etc., quae Valent. v. — — comparavit (vgl. theol. Stud. u. Krit. 1871 S. 13).

Eric. = Ericeus, Sylvula.

Alb. = Album Academ. Viteberg. ed. Förstemann.

L. Dec. = Lib. Decanorum facultatis theolog. Acad. Viteb. ed. Förstem.

Hutt. = Epist. U. Hutten. ed. Böcking.

Seck. = Seckendorf, Historia Lutheranismi, Lips. 1694.

Tzl. = Tentzel, hiſtor. Bericht v. Anfang u. ſ. w. d. Reform., herausg. mit Ur-ıden von Cyprian.

Löſcher = Löſcher Reformationsakta.

Riederer = Riederer, Nachrichten zur Kirchen- und Gelehrtengeſchichte. — Riederer, ıh. = Riederer, nützliche und angen. Abhandlungen.

Strobel = Strobel, neue Beiträge zur Literatur. — Strobel Miſc. = Strobel, iſcellan. literar. Inhalts.

Seid. Erl. = Seidemann, Erläuterungen z. Reform.-Geſchichte. — Seid. Beitr. Beiträge zur Reform.-Geſchichte.

Unsch. Nchr. = Unschuldige Nachrichten v. alten u. neuen theol. Sachen u. s. w. — Ftgs. Samml. = Fortgesetzte Sammlung von alten u. n. theol. Sachen.

N. M. = (Förstemann) Neue Mittheilungen des thüringisch-sächsischen Geschichtsvereins.

Ztf. f. h. Th. = Zeitschrift für historische Theologie.

Ranke = Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter d. Reform., 4te (beziehungsw. 5te, gleich paginirte) Aufl.

Kahnis = Kahnis, die deutsche Reformation B. 1.

Lke = Lingke, Reisegeschichte Luthers.

Jürgens = Jürgens, Luth. Leben bis z. Ablaßstreit.

Meurer = Meurer, Luth. Leben, 3. Aufl.

L. Th. = Köstlin, Luthers Theologie.

Herz. Enc. = Herzog, Realencyklopädie für protest. Theologie.

Seite

9 [1]) C. A. 24, 25.

20 [1]) T. R. 4, 578 C. 2, 153. — Möhra: C. 3, 177 Br. 3, 183. Ortmann, Möhra, der Stammort D. M. Luthers u. s. w. 1844. Ueber die damalige Einwohnerschaft u. die Luther vgl. besonders Brückner, Archiv für sächs. Geschichte Bd. 2 S. 27 ff.

21 [1]) Br. 2, 7. 3, 183 Brückner a. a. O.

[2]) »Lüder« im Alb. acad. Viteberg. ed. Förstem. p. 28, Luder im L. Dec. p. 4, cfr. Knaake, Zeitschr. f. luth. Theol. 1872 S. 465. — C. 2, 254 Opp. ex, 10, 89*) (dazu die Erklärung von Lotharius = Lutherius seu Lutherus in dem Büchlein »Aliquot nomina propria Germanorum etc.«, von welchem unten, im 12. Kap. unseres 8. Buches, zu reden sein wird).

23 [1]) Ueber Luthers Vorfahren: Theol. Stud. u. Krit. 1871 S. 15 ff. (namentlich gegen: K. Luther, Geschichtl. Notizen über M. L.s Vorfahren). Zu Luthers Wappen auch: Knaake a. a. O. 480 f. Ueber Fabian L., ohne alle Belege: Ftgs. Samml. 1731 S. 534 f.; Keil, histor. Nachricht v. d. Geschlecht — Luthers S. 30, und: Leben Hans Luthers S. 10; Seidemann, sächs. Kirchen- u. Schulbl. 1873 S. 78 f. (dieser Aufsatz Seid.s, eine Recension von „Köhler, Luthers Reisen", ist eine ungemein reichhaltige Sammlung von Notizen und Nachweisen für die Geschichte L.s u. der Reformation); ich bin immer mehr geneigt, den ganzen Zusammenhang jenes Fabian mit Luthers Geschlecht sammt der Thatsache, daß jenes Wappen ihm verliehen worden sei, zu bezweifeln, vgl. auch Seidemann a. a. O. — Ueber „Heinz" u. „Hans den Kleinen", angebliche Brüder von L.s Vater Hans, u. über L.s angeblichen Großvater Heine, angeblichen Sohn Fabians, ist nicht das Mindeste historisch beglaubigt.

[2]) Tentzel 1, 139. N. M. Bd. 8 H. 1 S. 157. Mth. I.

24 [1]) L.s Großmutter: C. 3, 190. — Veit L.: Seid. Br. 74 Bk. 447. — Heinz L.: Br. 3, 183. 5, 300. — Patrui L.s: Lauterb. 182. — Erbrecht: Op. ex. 11, 167. Stud. u. Krit. a. a. O. 29 f.

25 [1]) Stud. u. Krit. a. a. O. Witzel, Epistolarum — libri quatuor 1537 (Seid. Br 11 Anm.). Pro evangelistarum — peste reprim. admonitio, Bonifacio

*) Unter „Caesar" ist hier ebenso wie in dem oben genannten Büchlein „Aliquot nomina etc." nicht Scaliger (Jürgens 1, 12 Theol. Stud. u. Krit. 1871 S. 16), sondern Julius Cäsar zu verstehen (Knaake a. a. O.).

Seite

Britanno, Germano, authore (hinter der Historia Cochlaei de actis — Lutheri bei Chesneau in Paris) p. 10 J. M. Michaelis: in einem, 1702 verfaßten Aufsatz über das Kupfersuhler Bergwerk, §. 38, — abgedruckt, aus den Akten des Eisenacher Cammerarchivs, in „Schloß Wartburg" (v. Thon) 4 Aufl. S. 148 f. (dies die „alte Urkunde", von welcher Lang, Martin Luther S. 7 redet?)

26 [1]) Alte Angaben u. neue Untersuchungen über Luthers Geburtsjahr: Stud. u. Krit. a. a. O.; ebendas. 1873 S. 135 ff.; 1874 S. 309 ff. 315 ff.

27 [1]) L. nach Mansfeld: Cölius, W. W. 21, 305.* — Krumhaar, L.s Vaterhaus zu Mansfeld, 2. Aufl. 1859. — Armuth der Eltern: C. 3, 160.
[2]) Mth. I. Seid., zu L.s Familiengeschichte, sächs. K.- u. Schulbl. 1857 S. 73 ff. Unten Buch 8 Kap. 14.
[3]) J. Keßler, Sabbata, S. 128. — Krumhaar a. a. O. 71. E. A. 27, 76. Rz. 41.

28 [1]) Br. 5, 709.
[2]) Br. 3, 550. 4, 32 f. C. 3, 168. T. R. 4, 276. 76. — Spal. Menck. 2, 611 f. E. A. 63, 332. T. R. 4, 129.

29 [1]) T. R. a. a. O.

30 [1]) E. A. 28, 156. 27, 75. 44, 285. Br. 6, 26. Rz. 42.
[2]) R. M. 8, 1, 158 f.
[3]) Opp. ex. 7, 334. E. A. 27, 76. 22, 278.

31 [1]) Krumhaar, d. Grafschaft Mansfeld im Ref. Zeitalter S. 38 f. 43. Seid., Stud. u. Krit. 1874 S. 309 Krumhaar, L.s Vaterhaus 74. Op. ex. 9, 260.
[2]) E. A. 5, 23. 4, 101 ff. 6, 241. 24, 347. 31, 339. Op. ex. 18, 230. Mth. I. VI.

33 [1]) T. R. 3, 96 f. 30 C. 3, 9. 69 Gal. 3, 45.
[2]) T. R. 4, 130. 542. E. A. 22, 191. 195 ff.

34 [1]) Br. 1, 390. Mel. Mth. I. Krumhaar, Grafsch. Mansf. 79. Stud. u. Krit. 1871 S. 31 ff.
[2]) E. A. 20, 38.
[3]) Br. 2, 212.
[4]) Br. 1, 162. Caselmann, Links Leben, in: Meurer, Leben der Altväter der luth. Kirche B. 3 S. 333 ff. (leider ohne die erforderliche Genauigkeit und Begründung; so ist gar nicht bemerkt, daß Link, und zwar schon als Augustinermönch, 1503 die Universität Wittenberg bezog — nach Alb. Viteb. p. 10.)

35 [1]) Rz. 41 f.
[2]) E. A. 24, 24 f. 65, 80. C. 3, 134. 153 T. R. 4, 324. 389 f.
[3]) E. A. 31, 239 f.

36 [1]) Rz. 42 f.
[2]) Op. ex. 10, 259. E. A. 4, 325.

40 [1]) Zum Eisenacher Aufenthalt — Notizen von Luther selbst: Br. 1, 3 f. 29 (dazu 3, 110). 590. 4, 237 (weiter über Verwandte dort: Br. 4, 685. 5, 306 Bk. 415). 6, 290. E. A. 20, 38. T. R. 4, 75 (dazu E. A. 64, 113. Eric. 182. C. R. 27, 627 sq. not. (statt Schalden ist, wie Hr. Dr. Fr. Schnorr v. Carolsfeld u. Hr. Lic. Seidemann nach Einsicht der dresdener Handschrift bezeugen, beidemale Schalben zu lesen; über Hilten ferner: Br. 3, 514 Bk. 36 T. R. 3 252). — Rz. 43 f. — Mth. I. — Eisenacher Angaben: bei Chr. Franc. Paullini Dissertationes historicae, Gissae 1694 (ob etwa doch hier ein Irrthum

Seite

obwaltet? ob etwa Johann u. Friedrich nicht Brüder, sondern Söhne von Kunz Cotta u. v. Ursula waren u. Bonaventura und Heinrich Söhne eines verstorbenen Sohnes von Kunz? Ein Justus Cotta steht Alb. 153, 4. Mai 1533). — Zu Caspar Schalb: Br. 6, 693. Bk. 521 Seidem., Beitr. S. 19. Kampschulte, Universität Erfurt 1, 60. 181. 233. 242. 2, 232; ferner (nach Vermerk von Seidem.): Euric. Cordi Opp. poet. 1564 p. 99. 147 b. 172; H. E. Hessi et amic. ips. Epp. famil. Libri XII 21. 28; ein Joh. Schalbe v. Eisenach: Alb. 194, Apr. 1542. — Zur Eisen. Schule: Funkhänel, Eisen. Gymnas. progr. 1844 u. 1845 (Jürgens 1, 273); nach Paullin., Annal. Isenacens. p. 126 wäre damals auch Wolfg. Ostermeyer Lehrer in Eis. gewesen: aber dieser erscheint als Augustinermönch aus München Alb. 2, vgl. weiter L. Dec. 4.

41 [1]) Kampschulte, Univ. Erfurt 2, 1 (dieselbe Schrift vgl. zu unserem ganzen Abschnitt, ebenso Jürgens 1, 302 ff.). E. A. 20, 38. Rz. 46. T. R. 4, 543 f. 666 f. 686. C. 2, 14. 3, 100 f. Br. 3, 228 f. Erfurts Verfassungszustände: Kirchhoff im N. M. 12 H. 1.

[2]) T. R. 4, 543 C. 2, 14.

44 [1]) Br. 1, 107. 127. Op. v. a. 5, 520. T. R. 4, 560 f. C. 2, 143 f.

47 [1]) Br. 2, 314. Unsch. N. 1720 S. 14. C. 2, 146.

48 [1]) Crotus: Hutt. Epp. 1, 307 sqq. Kampschulte, de. I. Croto Rub. commentat., Bonn. 1862. — Lange: Kampsch., Univ. Erf. 2, 11. 39. Hekelius, Manipul. prim. epistolar. p. 104. — Spalatin: Seck. 1, 22. Engelhardt, Spal. Leben, Meurer a. a. O. B. 3 S. 1 ff. Kampsch., in Univ. Erf. — Eob. Hesse: Br. 2, 313. 3, 307. 4, 138. Schwertzell, Hel. Eob. Hessus, Halle 1874. — Petrejus: Br. 1, 465 C. R. 1, 207. Kampsch. a. a. O.

51 [1]) E. A. 25, 325.

52 [1]) Br. 1, 109. — T. R. 1, 29. — E. A. 24, 25.

[2]) Eric. 142.

53 [1]) Br. 2, 5 Hutt. a. a. O. 340 Kampsch. 2, 12 f. 19. E. A. 24, 24.

[2]) Br. 3, 228 f. Tzl. 1, 28 f. Kampsch. 2, 18.

54 [1]) Op. ex. 10, 386.3, 199.

55 [1]) Mth. I. C. 3, 271 T. R. 3, 229.

[2]) L. Baccalaureus nicht 1503 (Motschmann, Erf. liter. S. 698), sondern 1502: laut Matrikel, vgl. Stud. u. Kr. 1874 S. 319 f. — Meining. Student: Val. Bav. 1, 265 (Stud. u. Kr. 1871, S. 41).

[3]) Val. Bav. 1, 239 f. Eric. 235. C. 3, 170. — Zum folgenden Absatz: Val. Bav. 1, 239. C. 3, 185. Op. ex. 11, 169.

56 [1]) Zum Folgenden bis S. 60: St. u. Krit. a. a. O. S. 41 ff. Br. 6, 26. C. 3, 187 f. Val. Bav. 1, 45 f. 134. 239, 2, 752 (bei Tzl. 1, 146). Hutten. 1, 309. Mth. I. Mel. Rz. 45 f. Seid. Br. 11 f. E. A. 16, 90 Br. 3, 254. T. R. 4, 129. 591 C. 3, 101.

60 [1]) E. A. 25, 338 f. — Val. Bav. 1, 239.

61 [1]) Selneccer, histor. narrat. de D. M. Luth., ed. Mayer p. 18.

[2]) C. 3, 188.

62 [1]) Mth. I. Eric. 174 E. A. 65, 257.

63 [1]) Gelübde: Seidem. Beitr. S. 24 Anm. — Name: Op. ex. 9, 9 Br. 1, 4. 14. 19.

[2]) Mth. I Rz. 46.

64 [1]) T. R. 3, 336 C. 1, 122 Op. ex. 4, 112. 164.

Seite

²) Op. ex. 9, 242 f. Kampſch., Erfurt 1, 80.
³) Br. 4, 427 Op. ex. 19, 100 Laut. 84. 197 (wie verhält ſichs mit Gerhard Hecker als Erfurter Lehrer Luthers — nachher in Osnabrück? vgl. Herzog theol. Encykl. 5, 527, nach Hamelmann, Hist. ren. evang.)

65 ¹) E. A. 48, 317. 306. Gal. 1, 107 C. 3, 183.
²) E. A. 31, 273 Seid. Br. 11 ff.
³) Val. Bav. 1, 239 Eric. 174b sqq. Rz. 18 C. 3, 271. 2, 240.

67 ¹) Occam: Op. v. a. 4, 188. C. 3, 138. — Biel: Laut. 18 C 3, 270 T. R. 4, 387 f. (Ubiquitätslehre: Herz. Enc. 16, 573 Anm.). — Bonavent.: C. 3, 135 T. R. 4, 393.

69 ¹) Gal. 1, 183 ff. 189 (dazu Dieckhoff in fr. u. Kliefoths theol. Zeitſchr. Jahrg. 1 S. 657 ff.)

70 ¹) E. A. 31, 278 f. Op. ex. 11, 241.
²) E. A. 49, 168. 314. 44, 127. 48, 190. Op. ex. 19, 102.

72 ¹) E. A. 48, 317. Op. v. a. 6, 364. V. Bav. 2, 937 Eric. 93b. C. 2, 352 Gal. 3, 20 E. A. 48, 201 f. 263.
²) E. A. 46, 73. 47, 362 ff. C. 3, 270. T. R. 2, 164. 1, 409. C. 2, 292.

73 ¹) C. 3, 169 Gal. 1, 225. 2, 302. Op. ex. 19, 100.

74 ¹) Br. 5, 513 f. C. 3, 270. T. R. 1, 9. Op. ex. 16, 277 f. E. A. 46, 73.
²) Op. ex. 19, 103.
³) Op. ex. 23, 401.

75 ¹) Br. 4, 187. Op. v. a. 2, 178. sqq. E. A. 45, 86 Seid. Br. 12. Cochl. p. 1b. — Fälſchlich verſetzen manche Neuere in Luthers Erfurter Kloſterleben, was Ratzeberger (S. 58) von der Ohnmacht erzählt, in der ihn einſt ſeine Freunde Edemberger und Georg Rhau gefunden und aus der ſie durch Muſik ihn erweckt haben: es fällt erſt in die Anfänge der Reformation, vgl. Anm. zu S. 763.

76 ¹) Br. 2, 19.
²) Mel.; — Op. ex. 19, 100 Br. 4, 427 Laut. 24. 197; oben S. 64 Anm. 3.

80 ¹) L. über Staupitz: T. R. 4, 604 C. 1, 271. 3, 109 f. 129. 188 Math. XII. Br. 2, 624. — Sein Zuſpruch an L.: T. R. 3, 135. 2, 23. 48. 1, 409. 3, 160. 135. C. 1, 290. 2, 292. 1, 80. Br. 5, 680. 1, 116. 4, 187 Op. ex. 6, 296. — L. ferner über ihn: Br. 5, 513. 4, 114. 6, 101. 3, 470. Bk. 195. 465 f. E. A. 39, 361 f. — J. von Staupitzens ſämmtl. Werke herausg. v. Knaake. B. I. 1867.

81 ¹) Mel. — E. A. 46, 243. 47, 38 f. C. 3, 134. 152.
²) Op. ex. 4, 291. 22, 372. 18, 305 C. 2, 297 f. T. R. 4, 393 f.

82 ¹) E. A. 30, 107 Br. 1, 40. Op. v. a. 1, 23. L. Theol. 1, 49 ff.
²) Eric. 175 Val. Bav. 1, 239 Laut. 36.
³) Br. 1, 3 f.

84 ¹) Val. Bav. 2, 752 ff. (Tzl. 1, 147 f.). E. A. 24, 350. 31, 313. 331. 28, 65. Op. ex. 6, 158 T. R. 3, 336 f. Eric. 177.
²) E. A. 40, 165. 28, 78. 19, 39 Op. ex. 10, 232. 7, 73. T. R. 2, 303 f. C. 3, 184.

85 ¹) Op. ex. 10, 232. Val. Bav. 2, 937 Eric. 93b.
²) Cod. chart. Goth. 262 (Rz. 47 Anm.). C. 3, 109.
³) Seid. Br. 12.

86 ¹) Op. ex. 2, 301 Val. Bav. 1, 239 Eric. 175 Br. 2, 203 C. 1, 262. — Reuchlin de rudimentis Hebr. 1506 (1. u. 2. Bd. Lexicon, 3. Grammatik), vgl. L. Geiger, Joh. Reuchlin 1871, S. 110 f.

Seite

88 [1]) E. A. 65, 81. — Op. v. a. 6, 312 f. 1, 16. 5, 400. Gal. 1, 107. E. A. 9, 351. Laut. 36 annot.

[2]) Oldekop, Annalen, bei Lüntzel, Annahme des ev. Glaubensbekenntn. v. Seiten d. Stadt Hildesheim 1842 S. 154. Gal. 3, 20.

[3]) Maimburg, Seck. 1, 18.

89 [1]) Grohmann, Annalen d. Universität Wittenberg. Muther, d. Wittenberger Universf. u. Fakultätsstatuten v. J. 1508, Halle 1867 (dazu Prolegomena); derselbe: erste Statuten d. Wittenb. Artistenfakultät v. J. 1504, in N. Mitth. B. 13 H. 2 S. 177 ff. Sennert, Athenae itemque inscript. Wittenberg Jürgens 2, 151 ff.

91 [1]) Myk. 27. Mth. XVI E. A. 28, 140 T. R. 1, 141. 4, 672. 675 f. C. 3, 101 sq.

92 [1]) Löscher 1, 86 ff. Unsch. Nachr. 1716 S. 378 ff. C. 3, 101.

93 [1]) Carlstadt: C. 2, 214. 240. — Lektionskatalog vom Sommer 1507: Strobel, N. Beiträge 3, 2, 57 Grohmann 2, 79 ff. (Amsdorf las natürlich nicht in via Secti, wie auch Jürgens 2, 215 und Pressel, Amsdorf S. 4, wiedergeben, sondern in v. Scoti).

[2]) Scheurl, Briefbuch, v. Knaake, B. 1, 44 ff.

94 [1]) vgl. Anm. 4 zu S. 34; Alb. p. 10 Herbst 1503: Wenc. Linck de Koldicz ord. divi August.; Lib. Dec. 4: Mag. Wenceslaus wird biblicus 9. Febr. 1509.

[2]) Alb. p. 28. Br. 1, 5 f. (daß da schon einige Zeit seit Luthers Eintritt in Wittenb. verflossen war, sieht man auch aus der Aussage Luthers S. 6, daß er „ab initio" die Philosophie gern mit Theologie vertauscht hätte: das initium lag also schon einige Zeit rückwärts). Plitt, in Zeitschr. f. Prot. und Kirche B. 67 S. 173 setzt Luthers Uebersiedelung in die letzten Wochen des Jahres 1508.

95 [1]) Lib. Dec. 4.

[2]) C. P. 240 T. R. 2, 69 f. vgl. C. 2, 16 T. R. 4, 547.

96 [1]) vgl. oben S. 85 (Anm. 2); C. 3, 109. 154. Myk. 24.

[2]) G. Mylius, in epist. D. Pauli ad Romanos - - explicatio, Jena 1595 (praefatio): mit Berufung auf das, was ihm Luthers Sohn Paul erzählt hat. Op. v. a. 5, 400.

[3]) Mel. Mth. I. C. 3, 154.

98 [1]) Lib. Dec. 4 sqq. 144 sq. 147 Br. 1, 11. 6, 3 ff. (nicht v. J. 1515, sondern v. J. 1514). Stud. u. Krit. 1874 S. 319 ff. Plitt in Zeitschr. f. Prot. u. Kirche B. 67 S. 171 ff. Br. 1, 7 ff. ist nicht 1510, sondern einige Jahre später geschrieben (Knaake, Zeitschr. f. luth. Theol. u. K. 1868 S. 346).

99 [1]) C. 3, 169.

100 [1]) Stud. u. Krit. 1874 S. 323 f.; 1871 Seite 48 ff.

[2]) Seid. Br. 64. Fortg. Samml. 1732 S. 359 f. — Lingke 18.

101 [1]) Laut. 87. 165 f. C. 1, 372 f. T. R. 1, 181 f. 141. 4, 679. 677.

[2]) Laut. 105. T. R. 2, 213 C. 2, 283 f. — C. 1, 134. 3, 249. 1, 376. T. R. 3, 299. Dresser, M. Luth. historia (Lpz. 1598) Bog. N.

[3]) C. 1, 195. 373 T. R. 4, 676. 678.

[4]) C. 1, 165. T. R. 4, 687.

[5]) C. 1, 163. T. R. 4, 688.

102 [1]) C. 1, 162 f. 3, 107. T. R. a. a. O. 3, 211. 183. Br. 4, 183. E. A. 40, 284. Mylius a. a. O. auf Grund der Erzählung P. Luthers. Von Paul Luther selbst existirt ein Autograph vom Jahre 1582 auf der Rudolstadter Bibliothek, worin er sagt: sein Vater habe 1544 vor seinen Tischgenossen und Familie von seiner

Seite

1510 nach Rom gemachten Reise erzählt, — wie ihm da, als er seine preces graduales in scala Lateranensi verrichten wollte, alsbald jener Spruch Habakuks eingefallen sei, worauf er sein Gebet habe bleiben lassen. Zu der Treppe: Valladier, das heutige Rom 1869 (Blätter für liter. Unterhaltung 1869 N. 45). — Jene Aeußerung Luthers über das Messelesen in St. Johannis haben Manche so mißverstanden, als ob Luther am Tag St. Johannis (d. Täufers) in Rom gewesen wäre.

103 [1]) Mylius a. a. O. Paul Luther a. a. O. C. 3, 169. 249. E. A. 31, 327 f. T. R. 3, 211. — Op. ex. 4, 264 E. A. 31, 72, C. 3, 249. T. R. 3, 211 f.

[2]) E. A. 27, 90. 23, 10. 26, 131. Laut. 64.

104 [1]) C. 3, 230. 232. T. R. 3, 183 (Döllinger, Papstfabeln S. 27. 33). — C. 1, 165 T. R. 3, 185. 179 f.

[2]) Laut. 9 Anm.; C. 1, 162 T. R. 4, 631.

[3]) E. A. 32, 424. T. R. 2, 302 f. (auf dem „Reinzug" = Hereinreise, Rückweg; oder ist „Romzug" zu lesen? dann könnte Luther jene Wahrnehmung in Mailand auch schon auf der Hinreise gemacht haben). 3, 385. C. 3, 35. 1, 121. — Daß Luther auf der Hinreise oder Rückreise auch in Siena war, sieht man aus E. A. 39, 277.

[4]) T. R. 4, 435 f.

106 [1]) Zum ganzen Abschnitt: Lib. Dec. 12 sqq. 145 sq. Laut. 103. 160. C. 3, 154. 109. 1, 409 E. A. 39, 256. Br. 1, 59. 9 f. 6, 3 Bk. 1. Mel. Mth. I. Cochl. — Stud. u. Krit. 1871 S. 52 ff. Schneider, Luthers Promotion zum Doctor 1860. Ueber den Ring: Daheim, Jahrg. 1870 S. 95 f.

107 [1]) Engelhardt, Spalat. Leben. — Alb. 38.

[2]) Lib. Dec. 18. Nach Kampschulte, Univ. Erfurt 2, 9 kam Lange schon 1513 nach Wittenberg. Dazu vgl. den Brief des aus Wittenberg nach Schlesien gezogenen Joh. Heß an Lange v. 23. Juni 1514 (bei Knaake, Zeitschr. für luther. Theol. u. Kirche 1868 S. 346): Lange war Lehrer der Brüder Hertzheimer geworden, welche seit 1512 in Wittenberg studirten (Alb. 41), auf der Erfurter Matrikel aber sich nicht finden, lebte also damals offenbar in Wittenberg. Nach Langes Brief an Mutian v. 2. Mai (wohl 1515) bei Hekel, Manipul. prim. epistol. p. 104 sq. war er damals in Wittenberg sehr mit Halten von Vorlesungen beschäftigt (er war damals Magister).

108 [1]) Op. v. a. 1, 22 C. 3, 175. Laut. 120 E. A. 25, 350.

[2]) Oldekop: s. Anm. 2 zu S. 88; Alb. 54.

[3]) Br. 1, 559.

110 [1]) Psalmenanmerkungen: verdeutscht W. W. 9, 1474 ff. Die zu den Bußpsalmen im Grundtext bei E. Riehm, Initium Theologiae Lutheri (Halle 1874); dazu: Riehm, Luthers älteste Psalmenerklärung, Stud. u. Kritiken 1875 H. 1. — Luther dachte an Herausgabe derselben Br. 1, 47 (v. 26. Dezemb. — nicht 1516, sondern 1515).

111 [1]) Op. v. a. 1, 22 sq. Op. ex. 7, 74 C. 2, 275 T. R. 2, 143 Br. 1, 42. 47.

112 [1]) Seck. 1, 19.

[2]) Br. 2, 203.

113 [1]) Br. 1, 22. 94.

114 [1]) August. de poenitentia, vgl. Br. 1, 34 E. A. 27, 344.

115 [1]) Br. 1, 34. 46. 259 (v. Frühjahr 1517, vgl. Br. 1, 54 f.) Op. v. a. 1, 213 2, 180 Op. ex. 14, 243. E. A. 63, 238 f. Theologia deutsch ꝛc. v. Fr. Pfeiffer

Seite

2. Aufl. 1855 Seite XI. Plitt in d. Zeitschr. f. d. gesammte luther. Theol. u. Kirche 1865 S. 49 ff. — Histori, so zwein Augustinerordens gemartert sein zu Brugel u. s. w. (Ranke B. 1 S. 199 f. Anm.).

119 [1]) E. A. 28, 214. Tzl. 1, 232 f. L. Dec. 19.

120 [1]) Op. v. a. 1, 27. Zur Zeitbestimmung Löscher, 1, 745. Fraglich ist, ob die Predigt Op. 1, 75 sqq. nicht noch vor jener auf den Martinstag fällt (vgl. S. 122). Die Predigt auf Johannis (Op. 1, 66) geht nicht auf den Tag des Täufers, sondern auf den des Apostels, wie der Text aus Ecclesiasticus (nicht Ecclesiastes) C. 15 zeigt.

[2]) Op. ex. 12, 1—218 (Data verschiedener Tage bei Löscher S. 577 ff.). Br. 1, 60 f. Laut. 66. — Ein Beispiel dreier Predigten an Einem Tag haben wir von X Trinit.: Op. v. a. 1, 101 sqq. (wo die Stücke pag. 100 und 101—105 zu Einer Predigt gehören) op. ex. 12, 46 sqq. (Löscher 612) Op. v. a. 1, 165 sqq.; über Luthers häufiges Predigen vgl. ferner: unten S. 129.

[3]) E. A. 37, 340 ff. Br. 1, 52. 54 f. 259 (v. J. 1517, vgl. auch Br. 1, 54 f.)

121 [1]) E. A. 21, 156 ff. W. W. 7, 1024 ff.; vgl. Th. Schneider, Luthers K. Katechismus S. XVIII, Kordes, Agricola S. 46 ff.; zum Namen Agricola: C. 2, 254 Spal. Annal. 311.

122 [1]) Op. v. a. 1, 41 sqq.

[2]) ib. 75 sqq., vgl. oben Anm. 1 zu S. 120.

127 [1]) Brief Lange's vom 2. Mai (vgl. oben Anm. 2 zu S. 107): ich trage nach, daß Luther jene Predigt »in fratrum sanctulorum mores« laut Inhalt des Briefs wohl am Wohnort Mutians, also in Gotha, gehalten hat, wo er am 2. Mai 1515 mit Lange einem Augustinerconvent angewohnt haben wird — ebenso wie in denselben Tagen des nächsten Jahrs einem Convent in Dresden (Br. 1, 21). C. 3, 178 Op. ex. 21, 84. Op. v. a. 1, 57 Oldekop a. a. O. (unsere Anm. 2 zu S. 88).

[2]) Br. 1, 25. 30. 37. 43. 45. 57. 59.

128 [1]) Lingke 27; Luthers Br. v. 1. Mai an; Seck. 1, 23 Br. 1, 85. Luther in Dresden: s. u. S. 138.

129 [1]) Br. 1, 22 f. 28. 56. 64. 37. 31.

[2]) Br. 1, 33.

[3]) C. 3, 178 Laut. 66 Op. ex. 12, 84. 21, 204.

130 [1]) Br. 1, 41.

[2]) Br. 1, 30. 33. 36. 42.

[3]) Br. 1, 41. 19.

131 [1]) Br. 1, 17. 19. 27.

[2]) Br. 1, 63.

132 [1]) C. 3, 137. 151. T. R. 4, 386. Op. v. a. 1. 126. — Br. 1, 84 f. Op. ex. 12, 125 sq.

133 [1]) Br. 15. 40. 84. Op. ex. 12, 196 sq.

134 [1]) Op. v. a. 1, 232 sqq. Br. 1, 34 f. L. Dec. 19.

[2]) Br. 1, 59.

135 [1]) Op. v. a. 1, 312 sqq. Br. 1, 60. 63. L. Dec. 20.

136 [1]) Br. 1, 7 f. 13 f.

137 [1]) Br. 1, 37.

[2]) Br. 1, 40.

138 [1]) Br. 39 f. 52.

139 [1]) Br. 1, 49 f. 34 Laut. 190 C. 2, 81 T. R. 3, 345. — Br. 1, 83 f.; oben S. 128. — Lüntzel a. a. O.

Seite

[3]) C. 2, 31. 214. Jäger, Carlſtadt S. 7. Br. 1, 55.
[3]) Kampſchulte, Erfurt 2, 10 f.

140 [1]) Br. 1, 50.
[2]) Br. 1, 44, 24 f. 53.
[3]) Br. 1, 57.

141 [1]) Br. 1, 11 ff. 6, 3 ff. — 1, 15 f. 19. 34. 60 f.

142 [1]) Br. 1, 49 f. 54. 61 ff. Bk. 3 ff. Scheurls Briefbuch, herausg. v. Knaake B. 1. 2 (an Eck B. 2, 2 f.). Soden, Beitr. z. Geſchichte d. Reform. u. ſ. w. S. 48 ff.

143 [1]) Br. 34.
[2]) Op. ex. 12, 82 sq. E. A. 37, 399. 419. Op. v. a. 1, 140 sq.

144 [1]) Br. 1, 25.

145 [1]) Op. v. a. 1, 29 sqq. Plitt, in d. Zeitſchr. f. Prot. u. Kirche B. 49 S. 378. R. M. 8, 1, 151.

146 [1]) Op. ex. 12, 26 sqq. 197 sq. Br. 1, 48. Op. v. a. 1, 119 sqq. 253.

147 [1]) Op. ex. 12, 210 sqq.

148 [1]) Op. v. a. 1, 165 sqq. 177. — E. A. 26, 51. Eric. 174 (Jürg. 2, 644) cf. C. 3, 190.

149 [1]) C. 1, 67. 198. 3, 279. T. R. 2, 236.
[2]) Br. 1, 45. 58. 64. C. 3, 188.

156 [1]) Ranke 1, 106. E. A. 26, 221. Zur Charakteriſtik Albrechts: Hertzberg in R. M. 9, 3, 70 f. Albrechts Biographie von J. May (der Kurfürſt Card. u. Erzbiſch. Albrecht II. 1865 B. 1) genügt nicht den Anforderungen hiſtoriſcher Forſchung.
[2]) Ranke 1, 207 Gieſeler, Kirchengeſch. 3, 1, 21.

157 [1]) F. G. Hofmann, Lebensbeſchreibung des Ablaßpredigers D. J. Tezel 1844. Mykon. 15.
[2]) Löſcher B. 1; Op. v. a. 1, 255 sqq.

158 [1]) Seid. Erl. S. 1 ff; Op. v. a. 1, 304 sq. (Theſe 101, — von Neudecker in Herz. Enc. 15, 578 nicht richtig verſtanden).
[2]) Mykon. a. a. O. E. A. 26, 50 ff. Br. 1, 112 f. C. 3, 158.

159 [1]) Val. Bav. 1, 217. 2, 939.

160 [1]) Br. 1, 67 ff. (vgl. 2, 112. 1, 398). 85. 120. 186. E. A. 26, 52. Op. v. a. 1, 16. C. 3, 184. Mykon. 22. Ueber Luthers Schreiben an Albrecht: Jürgens 3, 466 Meurer 74 f. Anm. Kahnis 1, 198 Anm. (wo die Hauptbeweisſtelle für dieſe Frage, Br. 2, 112, gar nicht beachtet iſt; übrigens weiß Luther auch E. A. 26, 52 nur von Einem Brief, den er allerdings erſt ſpäter, als man nach dieſer Stelle ſchließen möchte, hat abgehen laſſen).

161 [1]) C. R. 25, 777. Die Theſen: Op. v. a. 1, 285 sqq., nach einem Originaldruck bei Ranke 6, 170 ff. Die gewöhnliche, von Jonas herſtammende Ueberſetzung derſelben iſt ſehr ungenau.

169 [1]) Op. v. a. 1, 239.
[2]) Br. 1, 121. 113.

170 [1]) Op. v. a. 1, 177 sqq.

172 [1]) Br. 1, 113. 95. 71. Op. v. a. 1, 452.
[2]) E. A. 26, 52. Mykon. 23.
[3]) Kampſchulte Erfurt 2, 12.

173 [1]) Br. 1, 96. 108. 121.

Seite

174 [1]) Mth. II. Flacius, catalog. test. p. 1008. Tzl. 1, 269. Löscher 2, 2 f.
[2]) Laut. 18. T. R. 2, 421. 4, 388 C. 3, 175. — E. A. 41, 37. — Br. 1, 72. — Chytr. Chron. Saxon. L. VII p. 196. Tzl. u. Löscher a. a. O.

175 [1]) Br. 1, 93. 114. — T. R. 2, 418. — Br. 108.
[2]) Br. 118; vgl. unten S. 258.

176 [1]) E. A. 26 a. a. O.; W. W. 14, 470.
[2]) T. R. 4, 241. Br. 1, 73. E. A. 41, 137. Op. ex. 20, 91. 3, 281.

177 [1]) Br. 1, 74. 76. 77 (diese beiden Briefe gehören vor den vom 11. November S. 74, nach welchem Luther das nach S. 77 versprochene Tuch bereits hatte). — Es wird ein wunderbarer Traum überliefert, welchen Kurfürst Friedrich in der Nacht vor dem Anschlag der Thesen gehabt haben soll. Spalatin soll ihn dem Anton Musa so erzählt haben, wie ihn Friedrich seinem Bruder Johann und seinem Kanzler mitgetheilt, und Musa soll diese Erzählung aufgezeichnet haben. Friedrich gab hiernach an: er habe im Traum einen Mönch, einen Sohn des Apostels Paulus, dem alle Heiligen Zeugniß gegeben haben, an die Wittenberger Schloßkirche Etwas anschreiben sehen mit so grober Schrift, daß sie am kurfürstlichen Sitz zu Schweinitz lesbar gewesen sei, und mit einer so langen Feder, daß sie bis Rom gereicht, einem dort sitzenden Löwen Kopf und Ohren durchbohrt und darüber hinaus des Papstes Krone zum Wanken gebracht habe u. s. w. (Kahnis 1, 179). Den neuesten Abdruck dieses Berichtes gibt Vulpius im Reform. Almanach v. J. 1817 S. 203 ff., angeblich nach einer in Weimar befindlichen Originalhandschrift (worauf Kahnis 1, 180 sich stützt). Allein in Weimar ist nach dem Zeugniß des Archivars Dr. Burkhardt nur eine Abschrift aus dem 18. Jahrhundert vorhanden. Die älteste Angabe über die Existenz einer Aufzeichnung des Traums durch Musa reicht nur bis ins Jahr 1591, während Musa schon 1547 gestorben war: da soll sie Pastor Barthol. Schönbach zu Joachimsthal in Händen gehabt haben, und seither ist dann die Erzählung durch den Druck verbreitet worden (vgl. zu den alten Drucken und der Literatur über den Traum: Heumanni Lutherus apocalypticus pag. 73 sqq. und Unsch. Nachr. 1718 S. 808). Die Ponikausche Bibliothek in Halle besitzt eine aus dem 18. Jahrhundert stammende Abschrift, deren Schreiber bemerkt: er habe den Text einem Bogen entnommen, welchen er in einem Band der Werke Luthers auf der Freiberger Schulbibliothek hinten eingeheftet gefunden, und die Handschrift dort sei „den Handschriften vor dem Jahr 1520 vollkommen ähnlich"; allein wir haben dafür, daß jenes Referenten kühne Zeitbestimmung zuverlässiger als die Angabe des Vulpius sei, keine Gewähr. Wer überhaupt verbürgt uns nun, daß die Handschrift, welche Schönbach besaß oder aus welcher sonst Spätere schöpften, wirklich die des seit einem halben Jahrhundert verstorbenen Musa war? Und wie sollte Spalatin den Traum, wenn er ihn dem Musa erzählte, nicht auch in seinen echten reichen und zusammenhängenden Aufzeichnungen aus der Reformationsgeschichte erwähnt, wie nicht mindestens dem Luther und Melanchthon davon gesagt oder, falls er dies gethan hätte, sowohl Luther als der für Träume so sehr sich interessirende Melanchthon (C. R. 20, 676 sqq.) in ihren Schriften und Briefen ganz davon geschwiegen haben? Ich wage aus diesen Gründen nicht, die Geschichtlichkeit des Traumes anzunehmen; er könnte ursprünglich die poetische Erfindung eines Mannes sein, der nicht einmal die Absicht hatte, ihn für Geschichte auszugeben. Noch bemerke ich übrigens, daß

Seite

Andere den Traum für geschichtlich gelten lassen, ihn aber erst in die Nacht nach dem Thesenanschlag verlegen, wo der Kurfürst dann von diesem ohne Zweifel schon Kunde gehabt hatte (so Tzl 1, 241 ff., nach ihm Ranke 1, 211). Wie leicht hier Irrungen in der Zeitangabe entstehen konnten, zeigt Caspar Rothe's Gloria Lutheri S. 1, wo es heißt, der Kurfürst habe so geträumt »in vigilia omnium sanctorum [d. h. vom 31. Oct. auf 1. Nov.] und also eben die Nacht zuvor, da Luther folgenden Tages seine positiones angeschlagen [d. h. die Nacht v. 30. auf 31. Oct.]. Für die Nacht vor dem 1. November könnte auch der Umstand sprechen, daß der Kurfürst in jener Nacht darüber nachgedacht habe, wie er mit Fasten und Feiern die Heiligen ehren wolle, — was am besten zur Nacht unmittelbar vor dem Fest paßt. Wäre das Datum so zu ändern, so würde natürlich das Merkwürdigste am Traum, nämlich das wunderbare Vorausſehen, hinfällig, und deshalb wäre dann auch das sonstige Schweigen Spalatins und das Luthers und Melanchthons über ihn nicht mehr allzu befremdlich.

178 [1]) Op. v. a. 1, 17 Br. 1, 71 (hiernach scheint mir sicher, daß die Herausgabe bereits begonnen hatte, — gegen Plitt, Einleitung in d. Augustana B. 1 S. 98 u. Andere). E. A. 26, 52. T. R. 2, 367. 3, 315.

179 [1]) Op. 1, 294 sqq. Löscher 2, 8 f. Tzl 1, 273. Seck. 3, 139 sq.

[2]) Op. 1, 16. T. R. 3, 197. Löscher a. a. O. Tzl 1, 283. Gieseler a. a. O. 38. Janus, der Papst u. d. Concil S. 381.

180 [1]) Op. 2, 70.

181 [1]) Silvestri — dialogus: Op. 1, 344 sqq.

[2]) T. R. 3, 269. 4, 81. C. 3, 176.

182 [1]) T. R. 3 a. a. O. Br. 1, 83. 86 f.

183 [1]) Br. 1, 92. 86. — Serm. v. Ablaß E. A. 27, 1 ff. Sermo de poenit. Op. 1, 324 sqq. 331 sqq.

[2]) Br. 1, 92. 98. 109. E. A. 18, 210 f.

184 [1]) Serm. de passione Christi Op. 1, 214 sqq. S. de digna praeparatione cordis etc. ib. 2, 313 sqq. Predigt am Gründonnerstag v. d. würdigen Bereitung z. hochw. Sakr. E. A. 17, 54 ff; vgl. auch Predigt am Mittwoch nach Lätare E. A. 18, 196 und am Freitag (19. März) ebend. 205 ff.

[2]) E. A. 40, 1 ff.

[3]) Br. 1, 98.

[4]) Br. 1, 111.

[5]) Br. 1, 92 f. vgl. 126 f. E. A. 27, 23 f. Br. 1, 98.

185 [1]) Br. 1, 100 f. Op. 1, 406 sqq. Albert, Ztschr. f. h. Th. 1873 S. 399 ff.

[2]) Zu diesem ganzen Abschnitt: Br. 1, 98. 104 ff. 127 (vom 1. August). 130 Bk. 9 f. — Tzl 1, 286. 322 ff. 330 f. — Baum, Capito u. Butzer S. 96 ff. (fälschlich Meurer 97 u. Andere: Butzer sei damals schon Kaplan des Pfalzgrafen Friedrich gewesen). — Paulus, Auch zu Heidelberg war D. M. Luther, Hdlbg. 1817.

188 [1]) Doch ist die Angabe über Schnepfs Anwesenheit, obgleich ihr Schnepfs Biograph J. Hartmann (Ehrhard Schnepff 1870) beitritt, nicht gesichert, vgl. Waltz in Sybel h. Z. B. 25 S. 387.

190 [1]) Resolut. disputationum etc. Op. 2, 122 sqq. 137 sqq. Dazu Br. 1, 109 112 ff. (Ergänzungen durch Seidemann, Ztschr. f. h. Th. 1874 S. 116). 119 ff. 129 (Luther will am 10. Juli die 18 ersten conclus. verschicken). 133.

Seite

195 [1]) Disput. circularis. Pro veritate inquirenda etc. v. J. 1518 Op. 1, 378 sqq.
[2]) Serm. v. Sakr. d. Buße E. A. 20, 179 ff. Löſcher 2, 512 bezeugt, daß er einen i. J. 1518 ausgefertigten Abdruck dieſes Sermons beſaß, obgleich ſich ſonſt nur Abdrücke v. 1519 nachweiſen laſſen; Br. 1 386, Anm.

199 [1]) Op. 2, 136.
[2]) Löſcher 2, 80.

203 [1]) zu Carlſtadt: Jäger, Carlſtadt S. 11 Löſcher 2, 62 ff. — Eds Brief: Op. 1, 409 f. — Asterisci Op. 1, 410 sqq. Br. 1, 125 f.

204 [1]) Tetzels „Vorlegung" u. ſ. w. Löſcher 1, 484 ff. — Freiheit des Sermons u. ſ. w. E. A. 27, 8 ff. Br. 1, 129.
[2]) Op. 2, 294 sqq.
[3]) Op. 2, 355. 359. 401. 441. Br. 1, 131.

205 [1]) Löſcher 2, 312 f. 308 ff. Jäger, Ztſchr. f. h. Th. 1858 S. 432 ff. Janus 398.

206 [1]) Op. 2, 349. E. A. 64, 361. Seck. 1, 42 f. Herz. Enc. 18, 177.
[2]) Op. 2, 351.
[3]) Br. 1, 131.

208 [1]) Ad dialog. Silv. Prier. — responsio Op. 2, 1 sqq. Br. 131 ff. 141. — Ueber Nikol. de Tudesco u. Andere dieſer Richtung: Langen, das Vatikaniſche Dogma, Thl. 3.

210 [1]) E. A. 18, 203. Br. 86. — S. de virt. excommunic. Op. 2, 298 sqq. Br. 1, 130. 134. 138 Bk. 12.

211 [1]) Br. 1, 137.
[2]) Br. 1, 108. 138. 140. 193 Seck. 1, 90.

212 [1]) Br. 1, 134 f. 140 f. 138.
[2]) Zum Folgenden: Br. 1, 133 Bk. 11. Löſcher 2, 445. Op. 2, 352 sqq. Seidemann, K. v. Miltitz S. 3 f. Löſcher 2, 553. Br. 141.

214 [1]) Seck. 1, 176. Scultet. Annal. Evang. Dec. 1 p. 32. Baum, Cap. u. Butzer S. 36. Jen. 1, 384b. Löſcher 2, 445. Op. 2, 361 sqq. Br. 1, 176. 184. 129. Val. Bav. 1, 353. C. 2, 175.

215 [1]) Sermo die S. Michael. Op. 1, 226 sqq. Br. 1, 200. — Mykon. 31 (Rz. 50 verlegt den Vorfall auf die Reiſe nach Worms 1521).
[2]) Br. 1, 169 (vgl. 144. 52). Scheurl, Briefbuch 2, 53 f. 58. — C. 2, 175. Eric. 178. — Seid. Br. 1. — Op. 2, 368. Br. 143.
[3]) Br. 167. L. Dec. 17 sq.

216 [1]) Br. 145 f. 175. Op. 1, 17. — Peutinger Br. 143 (Kaiſerlicher senator Op. 2, 370). — Langemantel: Kanonikus Br. 6, 7 (Löſcher 2, 452 Meurer 121 ohne Begründung: Rathsherr). — Johann Auer Br. 6, 7 f.; die Angabe E. A. 64, 362, daß Heinrich Auerbach aus Leipzig (Seidemann, Leipziger Disputation S. 22) Luthern in Augsburg zur Seite geſtanden, beruht wohl auf Mißverſtand der Ueberlieferer der T. R.
[2]) Jäger a. a. O. 442 ff. Br. 1, 143.

217 [1]) Löſcher 2, 453. Tzl 2, 165. Br. 1, 143 f. Op. 1, 18. E. A. 64, 363.
[2]) Br. 1, 144 ff. Literatur über Böſchenſtein: Prantl, Geſchichte der Ludwig Maximil. Univerſität 2, 486.
[3]) Br. 1, 170.
[4]) Op. 2, 406.
[5]) Zu den Verhandlungen mit Cajetan: Br. 2, 145 ff. Luthers Acta Augustana Op. 2, 349 sqq. E. A. 64, 361 ff. Eric. 177b sqq. Laut. 71 sq. Spalatin

Seite

in W. W. 15, 675 f. 679 ff. Mykon. 30. Löſcher B. 2 Kap. 11. — Briefe von Staupitz bei Grimm, Ztſchr. f. h. Th. 1837 S. 119 f. 122 f. — Luther ſetzt Br. 1, 182 ſeine letzte Vernehmung durch Cajetan irrthümlich auf Freitag anſtatt auf Donnerstag (Br. 1, 149; Bericht Rühels Op. 2, 365; — unrichtig de Wette Br. 1, 146 Anm.). — Ueber Staupitz Weiteres bei Grimm a. a. O.

224 1) Eric. a. a. O.

225 1) Br. 1, 541. Val. Bav. 1, 265. Eric. 174.

226 1) Scheurl, Geſchichtsb. der Chriſtenheit (Knaake, Jahrbücher des deutſchen Reichs) 1, 125.

227 1) C. 2, 174 f. T. R. 4, 346.

228 1) Monheim: natürlich nicht Mannheim (Kahnis 1, 228).

229 1) Vgl. beſonders Op. 2, 357 mit 403: Cajetan droht, wie Luther ſagt, dieſem mit Berufung auf ein Breve, er werde »quoscunque ad quos me (Luther) declinare contigerit« mit dem interdictum ecclesiasticum belegen; und in dem Breve heißt es: »loca, ad quae praedictum Martinum declinare contigerit, ecclesiastico subjicimus interdicto«. Daß Luther an die Echtheit des Breve nicht glauben will, beweiſt Nichts gegen ſie (er erklärt E. A. 24, 27 nicht minder die Echtheit der gegen ihn ergangenen Bannbulle für unglaublich); dabei bezweifelt auch er nicht, daß das Breve, wenn gleich in Deutſchland fabrizirt, jetzt aus Italien hergeſchickt worden ſei. Als Grund zu Zweifeln kann man nur das geltend machen, daß das Verfahren des Papſts gar zu unerhört geweſen wäre (ſo Ranke 6, 62); aber jedenfalls noch weniger glaublich wäre, daß Cajetan ſich erdreiſtet haben ſollte, ſelbſt das Breve zu verfertigen (Ranke S. 63). Daß Cajetan das Breve Luthern nicht zeigen wollte (was Plitt, Einl. i. d. Augsb. Conf. 1, 124 gegen die Echtheit anführt), iſt bei dem maßloſen Tone desſelben natürlich. Für die Echtheit iſt auch Seidemann, Br. 6, 599 Anm. 6.

230 1) Br. 1, 167 ff. 172 Bk. 14.

231 1) Op. 2, 405 sqq. Br. 1, 175 ff. Seck. 1, 53. Löſcher 2, 550.

232 1) Acta August. Op. 2, 340 sqq., dazu Br. 1, 191. 193. 344 ff. 392.
2) Br. 188.

233 1) Op. 2, 435 sqq. Br. 191; vgl. die Pariſer Appellat. Löſcher 1, 554 ff. (beſonders S. 562 mit Löſcher S. 444), Gieſeler Kirchengeſch. 2, 4, 204.

234 1) Br. 192 f.
2) Br. 188 f. 194 f.

235 1) E. A. 21, 156 ff. Br. 1, 193. 253. 256.
2) Zum folgenden Abſchnitt: Br. 6, 9. 1, 207 ff. 211. 216. 231. 238 ff. 261. 270. 274. 275. „Unterricht" u. ſ. w. E. A. 24, 1 ff. Urkunden bei Tzl, B. 1 u. 2; Op. 2, 435 (die Data der Briefe p. 447—450 ſind nach Tzl zu corrigiren); Löſcher 3, 6 ff. 92 ff. 820 ff. Seidemann, K. v. Miltitz 1844. Löbe, Luther in Altenburg, Mittheilungen d. Geſch. forſchenden Geſellſch. des Oſterlands B. 7 (1869) S. 152 ff.

238 1) Op. 1, 21 Br. 6, 18.

240 1) Br. 1, 201.

242 1) Die Briefe ſind nicht v. 14. Sept. (Löſcher 3, 826), ſondern v. 3. Mai (Seidemann a. a. O.).

243 1) Lte. 337 f. (Vgl. Seidemann, Leipz. Disput. 30 Anm.); noch unvollſtändig und mit unrichtig vermuthetem Datum in Fortg. Smml. 1742 S. 134, wornach Bk. 28.

Seite

244 [1]) Op. 1, 21 Br. 1, 237. 211.
[2]) Zu Vorbereitung und äußerem Verlauf der Disputation: Seidemann, d. Leipziger Disputation; Albert, Ztsch. f. h. Th. 1873 S. 382 ff. Schriftstücke u. s. w.: in Löscher 3. Op. 3.

245 [1]) Br. 1, 170. 216. 371. Op. 3, 6. Jäger, Carlstadt 19.

246 [1]) Br. 1, 216 ff. 262. 254. Jäger 22.

247 [1]) Br. 1, 249 ff.; Datum: Seidem. a. a. O. 28 Jäger 20. Löscher 3, 283 f.
[2]) Op. 3, 4 sqq. 11 sqq.
[3]) Löscher 3, 27 ff. Br. 1, 205 f. 218 ff. (Datum unsicher; zum Datum v. Br. 1, 280 f. vgl. Seid. Br. 7. Plitt a. a. O. 139 Anm.

249 [1]) Br. 6, 13. 1, 217 f. 222. 230. 289. 248.

250 [1]) Br. 1, 254. 260 f. Unrichtig vermuthet Ranke 1, 278, Luther habe mit jenen letzten vier Jahrhunderten die Zeit Gregors VII. gemeint.
[2]) Br. 1, 282. Op. 3, 293 sqq.

251 [1]) Br. 1, 236. 276.

252 [1]) Seidem. a. a. O. — Br. 6, 10. 15 f. vgl. 1, 255. 282.
[2]) Br. 1, 282.

253 [1]) Fröschel „vom Königreich Jesu u. s. w." Wittenb. 1566, vgl. Seidem. 40 Ztsch. f. h. Th. 1872 S. 514. Seidem. im sächs. Kirchen- und Schulblatt 1873 S. 54 f. Löscher 3, 277. Akten der Disput.: Op. 3 Löscher 3. — Br. 1, 284 ff. 290 ff. 307 ff.
[2]) C. 2, 32. 3, 174.

256 [1]) E. A. 27, 207.

257 [1]) E. A. 15, 435 ff. (vgl. S. 439 zum Ton der Predigt).

266 [1]) Br. 284. 290. — Löscher 3, 251 ff. 785 ff. — Hutt. 1, 307 sqq. — Br. 1 301. Seck. 1, 91 sq. Löscher 3, 349.

267 [1]) Br. 1, 327 f. 351. 372. 380.
[2]) Br. 1, 287. 302. 318.
[3]) C. R. 1, 96. Seck. 1, 91.

268 [1]) Br. 1, 287.
[2]) Löscher 3, 604 ff. 609 ff. 626 ff. Br. 1, 307 ff.
[3]) Brief von Crotus: Hutt. 1, 308.

269 [1]) Br. 1, 246 ff. Op. 2, 463 sqq. Im Brief v. 15. Mai kennt Luther offenbar erst 8 Sätze, welche die Franziskaner ihm vorwarfen; die 14, welche dann Eck commentirte, kommen erst später zur Sprache. Vgl. auch Albert, Ztsch. f. h. Th. 1873 S. 422 f.

271 [1]) Resolut. super propositionibus suis etc. Op. 3, 225 sqq. Br. 1, 287. 302 f. 328.

272 [1]) Br. 1, 303. 323. 328. 337 f. Defensio c. malign. Eccii judic. etc. Op. 2, 472 sqq.

276 [1]) Op. 4, 3 sqq. 13 sqq. Br. 1, 336. Löscher 3, 694 ff. — C. 1, 152: Emserus secum habuit Bohemicum scortum.

277 [1]) Seid. Br. 2 ff. 7 ff.
[2]) Br. 1, 353 ff. 365. Op. 4, 45 sqq. Br. 1, 404. 421. 426.

279 [1]) Quellen: vgl. Anm. 2 zu S. 235.

281 [1]) Erfurter: Br. 1, 327. 351. 372. 380. 405. C. R. 1, 160. Trutwetter: Br. 1, 373. Cölner: Op. 4, 172 sqq.

282 [1]) Schneider, Luthers Promotion zum Doctor und Melanchthons zum Baccal. S. 27 ff. C. R. 1, 138. Br. 222. 238. 248. 341. 380. 454. 459. 471. 485. 524. 528. 6, 14.

Seite

[2]) Op. 4, 19. 82 sq. Pallavic. hist. conc. Trid. L. I. C. 24. — Br. 1, 395. — Canonic. indoctorum — — responsio Op. 4, 58 sqq. Br. 1, 389. 404. 422. 6, 602 Anm. 6. — Ecc. dedolatus: vgl. Kampſch. Erfurt 2, 37 f.; Br. 1, 426: wo wahrſcheinlich von dieſem Dialog (nicht, Bk. 27, von einem gegen Hoogſtraten) die Rede iſt, obgleich der Erfurter Druck desſelben Luthern erſt ſpäter zukam. Br. 1, 465, vgl. Nachträge zu Br. 3 und Br. 6, 603. Für die Frage nach dem Verf. des Ecc. dedol. vgl. beſonders Riederer 2, 189.

283 [1]) Br. 1, 426. — Crotus: Hutt. 1, 311 (vgl. Br. 1, 188: von den hier erwähnten zwei Briefen kann nur einer an Luther gerichtet geweſen ſein) 309 sqq. 307 sqq. (der Brief p. 309 v. 16. Nov. 1519 iſt vor dem datumloſen p. 309 verfaßt, wie der Inhalt zeigt, vgl. Bk. 23).

284 [1]) Br. 1, 196.

286 [1]) Br. 1, 40. 52. 76. 87 f. — Br. 1, 227 f. — Erasm. epist. ed. Basil. p. 244 (W. W. 18, 1947 ff.). Op. 2, 454. C. R. 1, 78. Erasm. epist. p. 400 (Baum, Capito und Butz. 46 ff.). — Br. 1, 396. — Plitt über Erasmus' Stellung zur Reform.: Ztſchr. f. luth. Theol. und Kirche 1866 S. 479 ff.

287 [1]) Op. 4, 78 sqq. Br. 1, 341. 350. — Bei Gindely, Geſch. der böhm. Brüder 1, 162 hat Poduſchka den Vornamen Martin.

[2]) Br. 1, 367.

288 [1]) Gal. 1 p. III sqq. 3, 121 sqq. — Br. 1, 239. 256. 280. 328 ff. 340. C. R. 1, 159.

290 [1]) Op. ex. 14. Br. 1, 240 ff. 279. 340. 555. 565.

[2]) Br. 1, 278 f. Alb. Sennert, Athenae et inscript. Viteberg.

[3]) Br. 1, 222. 6, 14.

[4]) Br. 1, 210. 214. 254. 256. 278. 364, die Stellen über Adrian Br. 6, 641. C. R. 1, 161. Brief v. Moſellan Löſcher 3, 249.

[5]) Br. 6, 15. 1, 257.

[6]) Br. 1, 242.

291 [1]) Br. 1, 305.

[2]) Br. 1, 239. 378. 405.

[3]) Serm. v. ehel. Stand E. A. 16, 150 ff. 158 ff. Br. 1, 256.

292 [1]) Op. 2, 322 sqq. 329 sqq. Br. 1, 256.

[2]) E. A. 11, 151 ff. Op. 3, 410 sqq. Br. 1, 239.

[3]) E. A. 20, 290 ff. vgl. E. A. 7 p. XXV. Op. 3, 391 sq. 442 sqq.

293 [1]) Op. ex. 12, 219 sqq. E. A. 36, 145 ff. — Br. 1, 214. 395. Ratio confit. Op. 4, 152 sqq. Br. 1, 430. — E. A. 21, 244 ff. (das Gebet Manaſſe S. 252 f. iſt jedoch ſeiner Sprache nach nicht von Luther ſelbſt überſetzt).

[2]) E. A. 20, 89 ff. Br. 1, 380.

294 [1]) Br. 1, 491. 565. 568.

297 [1]) Op. 4, 84 sqq. Br. 1, 336. 378. Die Zuſchrift an den Kurfürſten Op. 4, 132 Br. 1, 409 ff. war bei der erſten Herausgabe durch ein Verſehen weggeblieben (Br. 1, 407), hat ſich aber durch Kurifaber erhalten und zwar im lateiniſchen Text. Dieſer und nicht (wie de Wette Br. 1, 407 meint) der deutſche iſt der Grundtext; vgl. beſonders den Satz Op. 4, 134: »spero eam in praesenti tuae D. fortuna maxime fore utilem«, wo im deutſchen Text dieſe Beziehung auf den ſpeziellen Anlaß der Schrift weggelaſſen iſt. — Erasm. epist. 816.

[2]) E. A. 21, 253 ff. Br. 1, 385. 342.

298 [1]) E. A. 20, 179 ff.

[2]) Br. 1, 386 f.

Seite

299 [1]) E. A. 21, 227 ff.

303 [1]) Serm. v. hochwürd. Sakrament u. s. w. E. A. 27, 25 ff. Br. 1, 369. — Serm. v. Bann E. A. 27, 50 ff. — Br. 1, 378.

304 [1]) Br. 1, 376. 366. 378. 405. 453. 563 ff. Der Brief S. 376 gehört wohl zwischen 1. Nov. (S. 352 f.) und 7. Nov. (S. 364 ff.): S. 376 ist Luthern erst der Wunsch des Kurfürsten kund geworden, S. 366 ist er schon an der Arbeit; vgl. ferner die Aeußerungen über seine Antwort an Eck Br. 1, 377. 353. 365.

305 [1]) E. A. 20, 193 ff. Br. 1, 421. 431. 434. 448. C. R. 1, 160 (der Sermon, von Luther noch nicht vollendet, ist am 17. Apr. schon unter der Presse).

309 [1]) E. A. 45, 203 ff. 208 ff. — Zwingl. Opp. 7, 81.

310 [1]) E. A. 22, 1 ff; zu S. 7 ff. vgl. Op. ex. 12, 221 sqq.

312 [1]) Löscher 3, 920 ff. Br. 1, 383. 388 ff. 424 f. Op. 4, 139 ff.

313 [1]) E. A. 27, 70 ff. Br. 1, 395 f.

[2]) E. A. 24, 9 ff. Bk. 24 ff. Op. 5, 2 sqq. Br. 1, 392 f. Das andere ähnliche „Erbieten" bei Tzl 1, 493 E. A. 24, 12 ff. war wohl nur ein erster Entwurf Luthers, welchem Spalatin von ihm erhielt; Spalatin hat zwar auf das von Luther geschriebene Manuscript bemerkt: „D. M. Luth. öffentl. Erbieten 1520", hat aber selbst in Annal. 7 ff. nicht diesen, sondern den zuvor von uns angeführten Textabgedruckt.

314 [1]) Br. 1, 397 ff. 406. 419. Die beiden Briefe an den Bischof und Erzbischof gingen ab zwischen Luthers Brief v. 18. Febr. 413 und dem v. 23. (nicht 24.) Febr. S. 419.

316 [1]) E. A. 27, 77 ff. Op. 4, 136 sqq. Br. 1, 405 f. 408 (Luther schickt hier, was de W. mit Unrecht bestreitet, dem Spal. schon seine „Antwort auf d. Zettel" — nämlich im Manuscr.). 412. 414. 416 ff.

[2]) Tzl 1, 420.

[3]) W. W. 15, 1644. 1652. Br. 1, 423.

317 [1]) Op. 4, 172 sqq. Br. 1, 427. 429. 431 ff. 437. Schon die oben angeführten Sätze der Schrift gegen die Löwener genügen zum Beweis, wie grundlos die Bemerkung von Kampsch. Erfurt 2, 77 ist: jene Streitschrift sei noch „durchaus ernst und ruhig gehalten", im Unterschied von der späteren gegen Latomus, in deren Ton sich Crotus' Einfluß zeige. — Dorp: Br. 1, 432 Op. 4, 187. 308. 310 Hutt. 1, 339. 344.

321 [1]) Tzl. 2, 157 ff. Seck. 1, 106 Br. 1, 445. 447 f. 451. 453. 459.

322 [1]) Br. 1, 452 (das Buch des Prier. war betitelt: brevissimum epitoma). 454. 459: Luthers Schrift gegen Prier. war hiernach schon am 13. Jun. im Druck und sollte d. 26. Jun. fertig sein, ist also nicht gleichzeitig mit der an den Adel (Kampsch. 2, 77) herausgegeben.

324 [1]) Crotus, Heß: Hutt. 1, 307 sqq. Br. 1, 373. 441 (meine Biographie des Heß: Zeitschr. d. hist. Vereins für Schlesien B. 6 S. 98 ff. B. 12 H. 2. Herz. Enc. 19, 639 ff). — Teutleben: Op. 5, 7 sqq. (gegen Meurer 181 Anm.: der Brief ist nicht vom 9., sondern v. 1. Apr.; Luthers spätere Briefe an Spal. haben nicht auf diesen Brief des Kurfürsten eingewirkt; sie bezogen sich erst auf ein späteres Schreiben Teutlebens). — Br. 1, 465 C. 3, 155 Hutt. 1, 309. 337. — Br. 1, 417 Hutt. 1, 340. 465. W. W. 15, 1943.

325 [1]) Br. 1, 420. Ueber die erste Huttensche Ausgabe der Schrift des Valla (1518?): Hutt. 1, Ind. bibl. p. 18. Plitt, Einl. i. d. Aug. 1, 181. — Falsch Kampsch.

Seite

Erfurt 2, 75: die Vorstellung vom Papst als Antichrist sei bei Luther durch die Lektüre jener Schrift hervorgerufen worden; vgl. oben S. 234.

²) Gal. 3, 133 sq. Br. 1, 333.

327 ¹) Hutt. 1, 337 sqq.

²) Gal. 3, 135. Br. 1, 335. 445. Op. 4, 190. — C. R. 1, 205. Hutt. 1, 362. — Kampsch. Erf. 2, 31 f. — Hutt. 1, 341.

328 ¹) Erzb. Albrecht: May a. a. O. 291 ff. Beilagen S. 82 ff. 115 ff. Turzo: Br. 1, 472. 524 C. R. 1, 209; m. Biogr. d. Heß a. a. O.

330 ¹) Hutten: Strauß, U. v. Hutten. Sickingen: Ulmann, Fr. v. Sickingen 1872. — Vorreiter, Luther im Ringen mit den antichristl. Principien der Revolution.

332 ¹) Hutt. 1, 167. 216. 313.

²) Hutt. 1, 320. 324. 337 sqq. C. R. 1, 131. 147. — Br. 1, 448 vom 13. Mai. Hiernach hat Luther 2 Tage zuvor »nuntium« von Schaumburg erhalten. Am 10. Jul. (Br. 1, 465) übersendet er den Spalatin einen jetzt erst an ihn gelangten Brief Schaumburgs, welches ohne Zweifel der v. 11. Juni W. W. 15, 1942 f. Bk. 29 ist; in diesem aber redet Schaumburg, wie wenn er jetzt zum ersten Mal mit jenem Anerbieten sich an ihn wendete. Hiernach kann jene Botschaft im Mai nur eine mündliche gewesen sein (Schaumburg empfahl damals seinen Sohn dem Melanchthon).

333 ¹) Br. 1, 445. 451.

²) Cochl. p. 86ᵇ (Waltz, Sybel hist. Zeitschr. B. 31 S. 189 redet von dem Brief als einen uns erhaltenen, ohne anzugeben wo er erhalten ist; denn Cochl. hat nur jenen Einen Satz).

334 ¹) Hutt. 1, 355 sq. Huttens Brief v. 4. Juni kam wohl erst im Juli nach Wittenberg und wurde dann von Melanchthon C. R. 1, 263 dem Spalatin zugeschickt: daß dieses Schreiben an Spal. in den Juli fällt, sieht man aus dem, was Mel. über seine Gehaltserhöhung sagt und aus seiner noch sehr zarten Hindeutung auf seinen möglichen Eintritt in den Ehestand, vgl. Br. 1, 459. 471.

²) C. R. 1, 211.

335 ¹) Br. 1, 454 C. R. 1, 201.

336 ¹) E. A. 21, 274 ff. Br. 1, 453. 470. 475. 478 f.

²) Cortisanus Dr. Viccius Br. 1, 465, — identisch mit dem Bringer neuer Nachrichten aus Rom Br. 469? Mit dem Arzt Br. 441 (de Wette zu 465) hat er Nichts zu schaffen. — Doctor Wick: Laut. 19 f. C. 2, 160 T. R. 1, 259. Ueber v. d. Wick: Epist. obscur. viror. ed. Böcking 2, 502 sq. 1, 263; über seine spätere Thätigkeit und Ende: Cornelius, Münster. Aufruhr 1, 192 ff. 207 f. 2, 146 ff. 150. Uhlhorn, Urb. Regius 297 f.

338 ¹) Br. 1, 460 ff. 465 f. 480. C. R. 1, 205.

339 ¹) Br. 1, 466 ff. 471. 484 f. N. M. 8, 2, 51 ff.

341 ¹) Zu den päpstl. Ansprüchen: Schulte, d. Macht d. röm. Päpste üb. Fürsten ꝛc. 1871.

348 ¹) Laut. 12 C. 2, 363 T. R. 4, 544.

350 ¹) Schulte a. a. O. 51.

354 ¹) K. Köhler, Luther und die Juristen 1873.

357 ¹) Schmoller, zur Geschichte der nationalökon. Ansichten in Deutschland während der Reformperiode 1861 (aus: Zeitschr. für d. ges. Staatswissensch. B. 16) S. 36. 39. 102 ff. 228 f.

358 ¹) C. R. 1, 211 sq. (der vicarius p. 212 ist [Br. 1, 479] Staupitz, nicht Link Br. 1, 477 ff. (die Worte S. 478: „in cujus [Antichristi] deceptionem et

Seite

requitiam — omnia licere arbitramur« hat Kampſch. Erf. 2, 79 grob mißverſtanden.

359 [1]) Br. 1, 480.

360 [1]) Br. 1, 475. E. A. 27, 139 ff. (nach S. 140 a. A. Aug. ſchon in Augsb. nachgedruckt).

365 [1]) Br. 1, 482. 471. 475. 478. 484 f. (»Classicum« kann hier nicht wie de W. meint, auf die Schrift an den Adel gehn).

366 [1]) Br. 1, 447. Tzl 1, 434 ff. 2, 177. Br. 1, 483. 486 Tzl 1, 439.
[2]) Br. 1, 486. 492. Hutt. 1, 363 sqq. 392.
[3]) Br. 1, 488. Tzl 1, 439.

367 [1]) Br. 1, 484. 491.
[2]) Op. 5, 13 sqq.

375 [1]) Op. 5, 100 (in den alten Sammlungen der Werke Luthers weggelaſſen).

381 [1]) Op. 4, 259 sqq.

382 [1]) Op. 4, 305 B. 1, 489 ff. 494 f.

383 [1]) Br. 1, 491. 495 ff. Tzl 1, 444. 450 f. J. G. Droyſen, Zeitſchr. d. Vereins für Thüring. Geſchichte B. 1 S. 170 ff. C. R. 1, 286 vom 4. Nov.: Luther hat vor wenigen Tagen an den Papſt geſchrieben: Seid., Miltitz 81 f.: Miltitz ſchickt ein Exemplar der (deutſchen) „Freiheit eines Chriſtenmenſchen" 16. Nov. an Pirkheimer.

387 [1]) Op. 4, 219 sqq. E. A. 27, 173 ff. Riederer 1, 170. — In der obigen Ueberſicht über den Inhalt der Schrift habe ich den Worten der deutſchen Ausgabe Einzelnes, was nur die lateiniſche enthält, eingefügt.

395 [1]) C. R. 1, 268.

397 [1]) Op. 4, 305. — Tzl 1. 429 ff. 464 ff. 477 f. 2, 178. 182 f. Br. 1, 524. 520 (das „apoſtoliſche" Schreiben iſt nicht wie de W. vermuthet, eine Schrift des Eck, vgl. Tzl 1, 477). 518 Bk. 35. Seck. 1, 116 sq. 114. Muther, aus d. Univerſitäts- u. Gelehrtenleben im Zeitalter der Reform. 429 f.

399 [1]) Sätze des Erasm. und Bericht über die Verhandlungen: Op. 5, 238 sqq. Dieſer Bericht iſt nach Op. 5, 248 (vgl. Br. 1, 527 C. R. 1, 271) der Wittenberger Univerſität offiziell überſandt worden, und auch jene Sätze wurden, wohl durch Spalatin, den Wittenbergern zugeſchickt. Beide Schriftſtücke wurden dann in Leipzig gedruckt, ohne daß Luther und ſeine Freunde wußten, durch wen ſie dorthin mitgetheilt worden ſeien: Br. 1, 562. Weiter vgl. zum Bericht und den Sätzen: Spal. Ann. 11 ff. 15. 28 ff. — Später bildete ſich fälſchlich die Meinung, daß der Bericht von Heinrich von Zütphen herrühre, und zwar aus folgendem Anlaß. Die älteſte uns bekannte Ausgabe (ohne Druckort und Jahreszahl) enthält 1) die Sätze des Erasm., 2) den Bericht, 3) den kurfürſtlichen Brief, dazu 4) ein kleines Stück mit der Ueberſchrift: »Per Henricum priorem Gundensem [= Gandensem, von Gent?] quorundam scripta,« und noch zwei andere kleine Stücke; auf dem Geſammttitel iſt N. 4 ſo bezeichnet: »Per Henricum priorem Gundensem quorundam sup. Mar. collata juditia«; es ſind dieß Aeußerungen von Karl V. und Erasmus gegen Caraccioli u. Aleander, vom Grafen von Naſſau, von Karls Tante Margaretha (Op. 5, 239. 249). In den Sammlungen von Luthers Werken wurde N. 2 und N. 4 aufgenommen, N. 3 weggelaſſen; die Ueberſchrift zu N. 4 (nunmehr lautend: »Per D. Henricum Zudphaniensem scripta») kam jetzt unmittelbar unter die Unterſchrift zu N. 2 (lautend: »Coloniae Agrippinae Anno etc. MDXX«) zu ſtehen und wurde aus Mißverſtand mit zu dieſer gezogen.

[b]) v. d. Hardt, hist. liter. reformat. 1, 169 Gieſeler 3, 1, 83. Unter dem διπλωματοφόρος iſt nicht, wie Gieſeler meint, Eck, ſondern Aleander zu verſtehen.

[2]) Bk. 35. Br. 1, 544.

[3]) Tzl 2, 199 ff.

[1]) Br. 1, 519. 522. — Riederer, eine überaus ſeltene Urkunde, Intimat. Erphurd. (Gieſeler a. a. O. 85 Kampſch. Erf. 2, 38 ff.). Es iſt ganz unmöglich, daß, wie es im Anſchlag heißt, alle Erfurter Profeſſoren denſelben beſchloſſen haben, da unter ihnen noch genug Altgläubige ſich befanden. Luther weiß vom Erfurter akademiſchen Senat nur, daß derſelbe wegen ungenügender Form der Inſinuation die Bulle nicht publizirt habe. Der Anſchlag kann auch von Andern nicht für echt gehalten worden ſein: er müßte ſonſt großes Aufſehen gemacht haben, während wir ihn bei keinem Zeitgenoſſen erwähnt finden.

[2]) Prantl a. a. O. 1, 147. 2, 163.

[1]) Br. 1, 527. 542. Hutt. 1, 366. 427. 436.

[2]) Br. 1, 522. 518.

[3]) Preſſel, Lazarus Spengler. Riederer 1, 319 ff. 438 ff. (S. 441: Spengler ſchreibt 30. Nov. 1520 an Pirkheimer, daß er von Luther einen tröſtenden Brief erhalten, vgl. Br. 1, 525 f.). 2, 54 ff. 179 ff. (S. 186 Spengl. an Pirkh.: ſie müſſen wohl „bei dem Unflath, Dr. Ecken, ein Bißlein über Noth eſſen"). Zum weitern Verlauf von Spenglers und Pirkheimers Handel: Albert, Ztſchr. f. h. Th. 1873 S. 438 ff.

[1]) Br. 1, 342. 541 f. 546 ff. Ztſchr. f. h. Th. 1837 S. 123 ff. Weiteres oben S. 424.

[1]) E. A. 24, 14 ff. Br. 1, 494.

[2]) Op. 5, 132 sqq. E. A. 24, 35 ff. Br. 1, 521.

[1]) Op. 5, 119 sqq. E. A. 24, 28 ff. Br. 522. 526.

[2]) Br. 1, 528 ff. (de Wette S. 530 meint fälſchlich, Spalatin habe die Dedikation an Feilitzſch hintertreiben wollen; Luthers Bemerkung S. 531 iſt einfach durch Feilitzſchs Tod veranlaßt).

[2]) Br. 1, 466. Seck. 1, 114 Bk. 30 Br. 1, 542 Op. 5, 252 sqq. (der Abdruck dieſer Acta in den früheren Ausgaben von Luthers Werken war unvollſtändig). Luthers Worte über die Bulle waren: »Quia tu conturbasti sanctum Domini, ideoque te conturbet ignis aeternus«; wir haben für das zweimalige »conturb.« keinen angemeſſenen deutſchen Ausdruck; der „Heilige des Herrn" iſt natürlich Chriſtus (Mark. 1, 24).

[2]) Op. 5, 252. 257 sqq. E. A. 24, 150 ff.

[1]) Op. 5, 154 sqq. E. A. 24, 52 ff. Br. 1. 543. 545. 558. 561. 567.

[1]) Hutt. 1, 435 sqq. Br. 1, 558. 529 (»utinam — intercepisset« bedeutet „abfaſſen", nicht „mörderiſche Anſchläge", wie Kampſch. Erf. 2, 80 deutet). 543 (der Huttenſche Brief, auf welchen dieſer ſich bezieht, iſt nicht, wie Schenkel, Luther in Worms S. 115, meint, einer vom 16. Januar an Spalatin, ſondern der frühere Hutt. 437). 563. 541.

Ranke 1, 326 f. Ueber Karl V. vgl. Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Geſchichte der Reformationszeit.

Tzl 2, 189 Seck. 1, 151. 144 sq.

Ueber Aleander in Worms vgl. Friedrich, Abhandlungen der hiſtor. Claſſe der bayr. Akad. d. Wiſſenſch. B. II. Abth. 3 S. 55 ff. (mit Berichten Alean-

Seite

ders); Münter, vermischte Beiträge zur Kirchengesch. S. 48 ff.; Waltz, Wormser Reichstag, in d. Forschungen z. deutschen Gesch. B. 8 S. 25 f.; Ranke a. a. O.

417 [1]) Tzl 1, 481 ff. 2, 188 ff. (S. 193 ist statt XVII Nov. zu lesen XXVII Nov.); Spal. Anm. 18 ff.

418 [1]) Br. 1, 534 ff.

[2]) Br. 1, 542, 544. 546.

419 [1]) Br. 1, 548 ff.

424 [1]) Ueber die Wormser Verhandlungen vgl. besonders: Förstemanns N. Urkundenbuch S. 5 ff. 27 ff. und die oben zu S. 416 genannten Schriften. Ferner: Bericht des Frankfurter Gesandten Fürstenberg oder Fürstenberger, in: Steitz, Melanchthons- und Luthersherbergen in Frankfurt (Neujahrsblatt des Frankf. Geschichtsvereins 1861). — Aleander (Abh. d. bair. Akad. a. a. O. S. 103) bezeugt in Betreff seiner Reichstagsrede, daß sie von sächsischen Sekretären nachgeschrieben wurde (Förstem. S. 30 ff.). Nach Aleander S. 104 ist das Datum der Verhandlungen zwischen Glapio und Brück (Förstem. S. 36 ff.) zu bestimmen; sie haben aber schwerlich, wie er sagt, 7 oder 8 Tage gewährt, sondern wohl zwischen dem 14. und 18. Febr. — Das Buch des Ambrosius Cathar. erhielt Aleander nicht vor dem 14. Febr. (Abh. d. bair. Akad. a. a. O. vgl. Förstem. S. 51), die Bulle gegen Luther am 10. (Abh. d. bair. Akad. S. 101). — Aus der Reichstagssitzung vom 14. Febr. ist Kurfurst Friedrich weggeblieben wegen Unwohlseins (nach Aleander simulirt, vgl. aber Förstem. 10). — Artikel, welche Luther revociren sollte, hat Brück gleich in der ersten Conferenz aus Glapios Mund aufgezeichnet: nämlich die bei Förstem. S. 37 ff. Eine zweite Zusammenstellung solcher Artikel haben wir Förstem. S. 44 f.: sie verzeichnete wohl Glapio selbst. In der Conferenz Förstem. S. 50 bezieht sich Glapio auf Artikel, die er übergeben habe, und erwähnt hierbei einen, der auf der zweiten Liste (Förstem. 45) steht; dann erwähnt er Weiteres, „deß er zuvor Berührung gethan", und nennt hier Sätze, welche auf der ersten Liste (Förstem. 38. 39) stehen.

[2]) Br. 1, 545. 556. 559. 562. 568. C. R. 1, 361.

425 [1]) Br. 1, 556 ff. Ztschr. f. h. Th. 1837 S. 124 f.; oben S. 402.

[2]) Br. 1, 569. 561. Lateinisches Gedicht über jenes Possenspiel: Selneccer, vita Lutheri, — disput. subj. J. F. Mayer Witteb. 1687 p. 133.

426 [1]) E. A. 24, 202 ff. Br. 1, 559 f. C. R. 1, 361.

428 [1]) Br. 542 f. 546. 567 f. 581. E. A. 27, 200 ff. Luther schrieb nach S. 204 „an den Bock", ohne das Ende von dessen „Büchlein" zu erwarten, — nämlich von Emsers Gegenschrift gegen Luthers Schrift an den Adel; jene war am 20. Jan. fertig, kam aber erst gegen Mitte Februars in Luthers Hände (Br. 1, 560 C. R. 1, 281. 285 sq.).

431 [1]) Op. 5, 286 sqq. Br. 1, 569 f. 582 ff.

[2]) E. A. 63, 240 ff. Br. 1, 571 Tzl 2, 257 ff., das „Passional" ist 1874 reproducirt worden im Verlag von R. Hoffmann in Leipzig.

[3]) Br. 1, 585. 6, 538.

[4]) Br. 1, 567.

432 [1]) Br. 1, 568. 555. 564 f.

[2]) Br. 1, 554. 568. 563 ff. 567. 2, 90.

433 [1]) E. A. 45, 211 ff. Br. 1, 562. 567. 571. 574. 582.

434 [1]) Förstem. S. 57 f. S. 54 N. 13 (gehört hinter N. 15 S. 56). S. 61; Waltz a. a. O. S. 30 f. — Jen. 2, 435.

Seite

135 [1]) Förstem. 62 f. Abh. d. bair. Akad. S. 79 f. 111.

[2]) Abh. d. bair. Akad. S. 78. 80.

137 [1]) Förstem. 13 Bk. 38 f.

[2]) Geleitsbrief des Kurfürsten Friedrich für Luther Bk. 38: erst vom 11. März; Brief desselben für den die Citation überbringenden Herold: vom 12. März, Förstem. 64.

138 [1]) Br. 1, 573 f.: Brief an Spalatin. Der datumlose Brief an den Kurfürsten Br. 1, 575 ist wohl gleichzeitig; man könnte denken, er sei etwa nach einer früheren Mittheilung über die zwischen Glapio u. Brück gepflogenen Verhandlungen geschrieben; allein hiegegen sprechen die Briefe 1, 567. 570, in deren Zeit er dann fallen würde. Die articuli revocandi sind ohne Zweifel die bei Förstem. 44 ff. (vgl. was am Schluß derselben über Luthers Angriffe auf usus et ritus ecclesiae gesagt ist, mit Br. 1. 574: »quod contra ritus etc.«

[2]) Nach W. W, 15, 2123 schon am 24. März. Für Dienstag d. 26. spricht aber nicht bloß C. 2, 439. 3, 180 T. R. 4, 348, sondern auch der Umstand, daß bei Luthers Ankunft in Worms am 16. Apr. die Frist von 21 Tagen noch nicht überschritten war. — Sturms voller Name: Förstem. 64. Aus „Herold" ist des deutschen Klanges wegen „Eerhold" (Förstem. 64) oder „Ernhold" (S. 68 Br. 1, 580), — später verkehrterweise „Ehrenherold" gemacht worden.

[3]) Zu Luthers Reise nach Worms und Aufenthalt daselbst: Br. 1, 586 ff. Op. 6, 1 sqq. E. A. 64, 374 ff. 366 ff. T. R. 4, 346 ff. C. 1, 438 sqq. Eric. 180 ff. Steitz a. a. O. Spal. Ann. 38 ff. Cochlaeus. Die zu S. 416 genannten Schriften. Die alten Berichte und Flugschriften, welche von Burkhardt in den Theolog. Stud. u. Krit. 1869 S. 525 ff. und von mir in meiner Abhandlung „Luthers Rede in Worms, Halle 1874" (vgl. Stud. u. Krit. 1875 H. 1) aufgeführt und besprochen worden sind.

[4]) Swaven (Suaven): vgl. Vogt, Bugenhagen S. 85 (öfters im C. R.). — Pezensteiner (dieß der „Bruder" Förstem. 68): Eric. 181[b] Spal. Ann. 46. Fortg. Samml. 1747 S. 168 (fälschlich: Retzenst.) Gneisers Leben (Dresden 1587) Bl. B[b] („Lettstein"); über ihn ferner: Alb. 22 Scheurl Briefbuch 2, 53. 58 f. Br. 5, 289. 6, 262 Scult. Annal. 1, 290 Kapp. kleine Nachlese S. 553 (Petschenstein). Die Angabe Späterer, daß Luthers Bruder Jakob in Worms gewesen sei, ist ganz grundlos; man hat mißverstanden, was von „Bruder" Petzensteiner berichtet wird. Vgl. über Luthers Begleiter auch Cochläus (Otto, Colloq. des Cochl. mit Luther, Oestreich. Vierteljahrschr. f. kathol. Theol. 1866 H. 1 S. 98): dieser redete ihn an »fratercule«, und Luther sagte scherzend: „Mein Bruder möchte gelehrter sein als wir alle, zumal wenn er tüchtig getrunken hat". — Schurf: Br. 1, 559. 561.

140 [1]) Kampsch. Erfurt 2, 95 ff. Schwertzell, E. Heß S. 22 ff. Preffel, Jonas S. 18 ff. C. R. 1, 390 sq. ann. Br. 1, 586. E. A. 17, 98 ff.

[2]) Förstem. 61 f. Von dem Mandat erfuhr Luther nach E. A. 64, 367 in Weimar, nach T. R. 4, 348 C. 1, 439 in Erfurt.

143 [1]) T. R. 4 C. 1 a. a. O. Eric. 180 sqq. E. A. 64, 367 ff. Br. 1, 586 Spal. Ann. 38. J. J. Müller, Staatscabinet VIII S. 296. Hutt. 2, 211. Hutt. Suppl. 2, 806. Aleander in Abh. d. bair. Akad. 127 f. 131 f. Ulmann, Sickingen 179 ff. Waltz, Sybel histor. Ztschr, B. 31 S. 189 f.

[2]) Johanniterhaus, nicht (Op. 6, 6 sq.) Haus der Deutschritter: vgl. Spal. Ann. 39 und die weiteren Zeugnisse in meiner (zu S. 438 Anm. 3 angeführten) Ab-

Seite

handlung S. 31 f. — Statt Philipp v. Feilitzſch (Förſt. 68 Spal. 39, 50) wird T. R. 1, 64 C. 1, 440 fälſchlich Fabian F. u. T. R. 4, 350 ein Friedrich F. genannt.

444 [1]) Biſchofshof (nicht Rathhaus): Spalatin bei Förſtem. 39, Spal. Ann. 39, Fürſtenberger bei Steitz a. a. O., Peutinger (vgl. über dieſen meine Abhandl. S. 14).

[2]) Spangenberg, Adelsſpiegel B. 2, 54.

[3]) Zuerſt deutſch: nach Fürſtenberg bei Steitz S. 48, ferner nach den Acta etc. und nach „Röm. Kai. Mat. Verhörung Rede ꝛc.“ (Stud. u. Krit. 1869 S. 525. 527; meine Abhandlung S. 25 f. 19). Nach den Acta in Op.: zuerſt lateiniſch.

450 [1]) Luther antwortet zuerſt lateiniſch: nach Spal. Förſtem. 69 Ann. 41, Peutinger, Acta u. ſ. w.; zuerſt deutſch nach dem Berichte Dr. Krels, Forſchungen z. deutſch. Geſch. B. 11 S. 636 f. E. A. 64, 370 Selneoc. p. 107.

452 [1]) Krel a. a. O.

[2]) vgl. beſonders Peutinger, auch Pallavicini (Geſch. d. Trident. Conc.): meine Abhdlg. S. 15 f.

453 [1]) vgl. meine Abhdlg. „Luthers Rede ꝛc.“ Halle 1874, u. Stud. u. Krit. 1875 H. 1.

[2]) Selneccer a. a. O. p. 108.

[3]) Sixt Oelhafen aus Nürnberg, bei Riederer 4, 96. Oelhafen ſchrieb ſeinen Brief „eilend um 9 in der Nacht“, nachdem „bei einer Stunde“ Luther nach Haus zurückgekehrt war (Meurer S. 248 hat bei ſeinem Citat die Erwähnung der Stunde falſch eingefügt).

455 [1]) Spal. Ann. 49 E. A. 64, 373 C. R. 20, 527 (hier fälſchlich auf Johann Heß übertragen).

[2]) Selneccer p. 109 sq.: aus dem Munde des Herold Sturm, bei welchem Luthers Beſuche ſich meldeten (über Selnecker's Verhältniß zu Sturm: p. 103).

[3]) Hutten 2, 58 sqq. 62 sq.; Acta (in Op. 6); Steitz a. a. O. 51; Cochl.; Fortg. Samml. 1747 S. 167 f.

456 [1]) E. A. 64, 289 f.

457 [1]) Zum Folgenden vgl. neben den bisher angeführten Quellen beſonders: „Etliche ſunderliche fleißige — — Handlung — — von Freitag“ u. ſ. w. (von Spalatin; ſ. meine Abhdlg. S. 24. 28). Ferner: Seidem., Dr. Hier. Behus u. ſ. w., Ztſchr. f. h. Th. 1851 S. 80 ff. Otto, Oeſtreich. Vierteljahrſchr. a. a. O. (oben Anm. 4 zu S. 438). Cochl.

459 [1]) vgl. auch E. A. 31, 302 Jen. 2, 599[b].

462 [1]) Rz. 51 f.

463 [1]) Br. 1, 589 ff. 601. 6, 20 ff. Förſtem. 76 ff.

464 [1]) Br. 2, 6.

465 [1]) Im Kirchenbuch zu Schweina ſteht die Notiz, daß Luther (am 4. Mai) Nachm. zwiſchen 4 und 5 Uhr durch Schweina gefahren ſei; dieſelbe iſt jedoch erſt durch Pfarrer Hattenbach, welcher dort ſeit 1614 im Amt war, eingetragen. — Zu Luthers Gefangennahme: Br. 2, 7 (»frater meus« iſt nicht Jakob Luther, vgl. oben Anm. 4 zu S. 438) Eric 181[b] sqq. Brückner, Archiv f. ſächſ. Geſchichte B. 2 S. 47 ff. (mit Angaben von Luthers Onkel Heinz).

[2]) Förſt. 17 f.

468 [1]) Zum Folgenden: die Briefe in Br. 2, 1 ff. u. in C. R.; dazu Rz., Eric., auch Mykon.

469 [1]) Eric. a. a. O.; Op. ex. 8, 128.

472 [1]) Rz. 51 Mykon. 42 T. R. 3, 37 Val. Bav. 1, 652 sq.

473 [1]) Der Brief, welcher jenem Zweck dienen ſollte, iſt der Br. 2, 30 f.; Luther ſchickte ihn mit Br. 2, 32.

Seite

476 [1]) Vogt, Bugenhagen S. 28 ff. Alb. 104 (Bugenh. wird inscribirt erst 29. Apr. 1521).
[2]) E. A. 39, 178 ff. Br. 2, 8.

477 [1]) E. A. 15, 57 f. Op. 5, 416.

478 [1]) Br. 1, 455.

479 [1]) E. A. 27, 318 ff. 41, 92 ff. Br. 2, 6. 13. 16. 41. C. R. 1, 442.

480 [1]) E. A. 17, 146 vgl. 14, 42. Br. 2, 53. 55 ff. 90 C. R. 1, 455. 487.
[2]) Br. 2, 60 ff. 6, 635.

481 [1]) Op. 5, 395 sqq. Br. 2, 16 f. 21. 42.

482 [1]) Br. 2, 22. 26. E. A. 27, 308 ff.

483 [1]) C. R. 1, 366 sqq. 397 sqq. Br. 1, 22. 30. 40. 54. 90 E. A. 27, 379 ff.
[2]) E. A. 24, 164 ff.

486 [1]) Br. 2, 59. 90. 94. 109 ff. 112 ff. W. W. 19, 661 f. Br. 2, 124, 128 ff. C. 1, 136. Baum, Capito u. s. w. 63 ff. C. R. 1, 468. 465. 477. 486. 492. Jäger, Carlstadt 235. — Oben habe ich nur einen Brief Luthers an Albrecht vom „Sonntag nach d. Tag Catharinä", d. h. v. 1. Dez. erwähnt (Br. 2, 112 ff.) Albrecht nun sagt in seiner Antwort: „ich hab Euren Brief, welches Datum steht am Tag Catharinä [= 25. Nov.], empfangen". Nach einer im Br. 6, 37 mitgetheilten Angabe soll auch eine vormals in Dresden befindliche Abschrift eines Briefs Luthers an Albrecht das Datum »die Catharinae« gehabt haben; und nach Bk. 43 hätte Luther wirklich auch an diesem Tag einen (uns verlorenen) Brief an Albrecht geschrieben. Allein Luther hatte am 11. Nov. (Br. 2, 94) seine Schrift wider den Abgott zu Halle an Spal. geschickt, erfuhr erst zu Ende Novembers (Br. 2, 109), daß dieser sie zurückbehalten, und bestand dann bald nach dem 1. Dez. darauf, daß wenigstens sein Brief an Albrecht abgehe. Er kann demnach damals nicht zwei Briefe an Albrecht abgefertigt haben. Ebenso kennt Albrecht in seinem Brief v. 21. Dez. (W. W. a. a. O.) nur Einen vorangegangenen Brief Luthers. Der angebliche Brief v. 25. Nov. und der vom 1. Dez. sind sicher identisch und nur darüber, welches das ursprüngliche Datum sei, könnte gestritten werden.
[2]) Br. 2, 6. 8. 16. — Melanchthon C. R. 1, 417 schickt »postillam breviorem suis illius [Lutheri] manibus conscriptam«: das können nicht, wie Förstemann dort vermuthet, die Enarrationes epistolarum etc. sein, sondern es ist das von Luther Br. 2, 16 gewünschte exemplar brevioris postillae, welche von seinen damals schon gedruckten Enarrationes Br. 2, 8 oder von den postillae, auf die er Br. 2, 16 immer noch wartete, zu unterscheiden ist; die Worte 2, 16 »ego interim epistolam meam vernacula absolvi Dominicae Nativ. copiosiore expositione« werden von einer einstweilen vorgenommenen deutschen Bearbeitung (vgl. 2, 8: statueram enarrationes — vernacula donare) der Epistel auf den Tag Domin. nativ. zu verstehen sein (in der That ist gerade die Epistelpredigt auf diesen Sonntag, die wir in der deutschen Kirchenpostille haben, besonders copiosa: E. A. 7, 248 ff.).

487 [1]) Br. 2, 16. 22. 33. 44. 59. 96. 105 E. A. 7 Einleitung. C. R. 1, 565. — Auf dem Titel der ältesten Ausgabe heißt es: Predigten bis auf den Sonntag nach Epiph.; dieß ist aber exclusive zu verstehen.

488 [1]) E. A. 7, 19.

489 [1]) E. A. 22, 238. 7, 19 f. 10, 481 f.
[2]) E. A. 30, 148.

490 [1]) Br. 2, 115 f. Riederer 1, 251 C. 3, 197 sq.

Seite

491 [1]) Br. 2, 90. 6, 489. E. Reuss. bibl. N. Test. Graeci p. 30 sq.
[2]) Br. 1. 123. 169 f. 128.
492 [1]) E. A. 65, 104 ff. 37, 254 ff.
494 [1]) T. R. 4, 569. 671 C. 1, 378.
495 [1]) Br. 1, 176 C. R. 1, 563. 565.
496 [1]) Kampſch. Erf. 2, 118 ff. Br. 2, 5. 7. 32.
497 [1]) Spal. Menck. 2, 607. Br. 2, 9. 34. 133. 41. Preſſel, Jonas 128 f.
[2]) Jäger Carlſt. 176 ff. Br. 2, 37 ff.: dieſer Brief iſt in dem zur Rhediger Briefſammlung (Breslau. Stadtbibl.) gehörigen Original datirt: »Stephani protomarty«, was ohne Zweifel bedeuten ſoll: Steph. protomartyris inventi = 6. Auguſt (vgl. Br. 2, 379); am Schluß hat das Original ein großes Stück, welches in den Abdrücken fehlt.
498 [1]) Op. 4, 344 sqq. E. A. 10, 331 ff. 440 ff.
501 [1]) Br. 2, 40. 48 f. E. A. 10, 464.
503 [1]) Op. 6, 234 sqq. Br. 2, 105 f. 6, 25 ff. 2, 99 ff. 109. 288.
[2]) Br. 2, 115. 117.
[3]) Spal. Menck. 2, 610 sq., Bericht des beim Convent anweſenden Güttel v. 10. Jan. in Ftgſ. Smml. 1747 S. 169 ff. Hiernach iſt das Datum des Convents (sub festum Epiph. bis zum 5. Tag nach dem Feſt) zu beſtimmen (während Andere ihn noch ins Jahr 1521, ja gar ſchon in Okt. oder Sept. legen), und hiernach ſind oben auch die Beſchlüſſe des Convents (vgl. auch Jäger a. a. O. 258) angegeben, während der Text Op. 6, 234 C. R. 1, 456 weſentlich abweicht und weiter geht.
504 [1]) Jäger a. a. O. 202 Br. 35 f.
505 [1]) Sebaſtian Helmann v. 8. Okt. 1521: Rhedig. Brieffamml. 7, 5, vgl. meine Biogr. v. J. Heß, Ztſchr. d. ſchleſ. Geſch.-Vereins B. 6 H. 1 S. 123 f. (Helmann war wohl nachher Famulus des Val. Krautwald). — Zum Folgenden vgl. C. R. 1, 459 sqq., zum Nächſtfolgenden den Bericht des Ulſcenius bei Jäger a. a. O. 508* f.
506 [1]) Br. 2, 25 f.
510 [1]) Op. 6, 113 sqq. (p. 212: gedruckt im Januar). E. A. 28, 27 ff. Br. 2, 95. 106 ff. 109. Zur Oeffnung des heil. Grabes vgl. Schade, Satiren u. Pasquille 2, 506.
[2]) Br. 2, 94 Br. 3 Nachträge, Br. 6, 607 (verkehrt iſt die Conjectur C. R. 1, 464 annot.). Ueber die Antoniter: Op. 6, 450 Vogt, Bugenhagen 84.
511 [1]) Unruhen in Wittenberg vor Luthers Beſuch: C. R. 1, 487 sq — Luthers Beſuch: Seidem., Leipz. Disputat. 100; Zeitung aus Wittenberg in Strobel, Miscell. 5 Smml. S. 119 ff. Was Rz. 57 von dem nach Wittenberg zurückgekehrten Luther berichtet, trug ſich nach Strobel 124 bei jenem Beſuch zu. Hans v. Planitz (Max Jordan, aus Berichten eines Leipz. Reichstagsmitglieds, 1869, bei Seidem., Ztſchr. f. h. Th. 1874 S. 562) meldet aus Nürnberg 18. Jan. 1522, daß dem Herzog Georg von Sachſen geſchrieben worden ſei, „wie Martinus zu Wittenberg mit drei Pferden geweſt und Harniſch geführt, die Kappen von ſich geworfen, die Platte verwachſen laſſen und einen langen Bart gehabt.“ Der „lange“ Bart fehlt jenem Berliner Bild (ob es wirklich ein Bild Luthers iſt?). Keil, Luthers merkwürd. Lebensumſtände Th. 2 gibt ein angebliches Bild Luthers mit Vollbart, ſagt jedoch nicht, woher es ſtamme.
[2]) „Vermahnung“ u. ſ. w. Luthers: E. A. 22, 43 ff.

ite

2 [1]) E. A. 10, 69. — Ankündigung einer großen Ueberschwemmung für 1524: Br. 1, 546, Charitas Pirkheimers Denkwürdigk. herausg. v. Höfler S. 8. Weiteres über die astrologischen Weissagungen jener Zeit: Friedrich, Astrologie und Reformation 1864. — Zu Luthers Erwartung, daß mit dem Sturz des Papstthums bereits auch das Weltende bevorstehe: E. A. 24, 201 f.

5 [1]) Seck. 1, 199 Jäger 3 f. Näheres bei E. Hase, Mittheil. der Geschichtsforsch. Gesellschaft des Osterlands B. 4 S. 52 f. 85 f.: Carlstadt stritt mit seinem Hauswirth über eine Schuld von 12 Gulden. Er erbat sich dann vom Kurfürsten Erlaubniß zu einer Reise nach Rom, angeblich auf Grund eines vor fünf Jahren gethanen Gelübdes, blieb, während er auf vier Monate Urlaub hatte, ein Jahr lang fort, studirte in Rom Jura, was er nicht zu thun versprochen hatte, arbeitete daneben um Geld als Copist auf der päpstlichen Kanzlei ꝛc.

6 [1]) Jener Neujahrstag ist wirklich (gegen Plitt. Einl. in d. Aug. 1, 287 Anm.) der 1. Januar C. R. 1, 512. — Der Sebastiansabend C. R. 539 ist (gegen C. R. a. a. O. u. Jäger 258) der Vorabend des auf den 20. Jan. fallenden Sebastianstags, also der 19.; dieß war 1512 ein Sonntag, vgl. auch Strobel a. a. O. 130: „Sonntag vor Sebastianstag."

[2]) Ftgs. Smml. 1747 S. 169 ff.

[3]) Spal. Menck. 2, 611.

[4]) Jäger a. a. O.

7 [1]) neben C. R. u. Strobel: Bk. 44. Seid. Erläut. 35 ff.

8 [1]) Strobel 127 Jäger 261 ff. Richter, Kirchenordnungen 2, 483. C. R. 1, 557. — Chr. Beyer sagt (25. Jan.) C. R. 1, 541: „die Bilder wollen sie auch in der Pfarrei nicht leiden, — — ich disputirt allein von neun"; hiermit will er wohl sagen, er sei unter den 9 Mitgliedern der Conferenz der einzige gewesen, der über diese Sache erst noch disputirt habe (demnach ist C. R. 541 annot. und auch Jäger 262 f. zu berichtigen).

[2]) C. R. 1, 553. 557. Br. 2, 119 Seck. 1, 218.

[3]) W. W. 15, 2386.

[4]) vgl. hiefür und zum Folgenden: Fröschel in der Zuschrift seines Traktats vom Priesterthum 1565 (Fortg. Smml. 1731).

9 [1]) Seidem. a. a. O. Fröschel a. a. O.

10 [1]) die neueren Historiker unterscheiden meist einen Markus Thomä und einen Stübner und verstehen unter jenem den zweiten Tuchmacher, der zu Melanchthon gekommen sei, unter Stübner einen Mann, der studirt hatte und mit Mel. näher bekannt war. Allein nach Mel. (C. R. 1, 533. 538) und Camerarius (vita Melanchth.) ist M. Thomä derjenige, der in Wittenberg studirt hatte, mit Melanchthon von daher befreundet war und von ihm in sein Haus aufgenommen wurde; vgl. auch Seidem., Thom. Münzer S. 16 Anm. 3, S. 17 Anm., S. 121 Beil. 12; er heißt Alb. 73 (26. Mai 1518): Marcus Thomas Elsterbergen. Numburgen. dioc. (v. Elsterberg bei Zwickau). Den Namen Stübner nennen Mel. u. Camer. dort nicht, wohl aber heißt anderswo eben derjenige, welcher vorher in Wittenberg studirt hatte und jetzt von Mel. beherbergt wurde, Markus Stübner (Enoch Widtmanns Chronik, Ftgs. Smml. 1738 S. 17); vgl. Marx Stobener: Seid. Münzer 154. Offenbar sind beide identisch. Von jenem ungenannten Handwerksgenossen des Storch hören wir nachher Nichts mehr. Freilich macht schon Spal. Ann. 52 den Fehler, daß er den

Seite

„Thomas Marx" einen Tuchknappen nennt; einen Stübner neben Thomas aber kennt auch er nicht.

521 [1]) C. R. 1, 536. Nach Br. 2, 201 war auch dieß eine Lehre Münzers: denn mit »dogma Thomae« ist dort nicht (Erbkam, Herz, Euc. 10, 104) Marx Thomä gemeint, sondern Thomas Münzer, vgl. Br. 2, 245.

522 [1]) C. 2, 21 sq. T. R. 3, 34 f. (in C. steht fälschlich Marcus Storch für M. Thomae, während in T. R.: Markus R.). C. 2, 32 f. T. R. 3, 387 f. — C. R. 1, 537.

524 [1]) Spalatins Nachlaß, herausg. v. Neudecker S. 30.

525 [1]) C. R. 1, 537. 550. 560 sqq. Seck. 1, 219. Förstem. N. Urkundenb. 83.

528 [1]) Br. 118 (von de W. zu früh angesetzt).

528 [1]) N. M. B. 3 H. 1 S. 113. C. R. 1, 566: Ruf auch von Seiten der Universität. Vgl. auch Br. 2, 142.

530 [1]) das „gnädige Bedenken" welches Luther Br. 2, 137 f. am Abend des 28. Febr. vom Kurfürsten erhielt, kann nicht identisch sein mit C. R. 1, 559 sq., noch mit der für Oswald bestimmten Instruktion. Denn diese ist (Bk. 44) erst vom 3. März datirt und stimmt auch ihrem Inhalt nach nicht ganz mit dem zusammen, was nach Br. 137 f. in jenem stand.

[2]) In den jetzt vollständig veröffentlichten „Sabbata" J. Keßlers, herausg. v. Götzinger 1869 (Bestandtheil der Mittheil. zu vaterländ. Geschichte, v. histor. Verein in St. Gallen 1866–69).

532 [1]) Br. 2, 137 ff.

534 [1]) Burrer bei Baum, Capito S. 83, Spal. Menck. 2, 612.

536 [1]) Keßler Sabb. S. 123; Burrer bei Baum a. a. O.; Dantiscus: in Hipler, Nikol. Kopernikus u. Luther 1868 S. 73.

[2]) W. W. 15, 2384 ff. Br. 2, 141 ff. Seid. Br. 14 ff. Tzl 2, 262. 279. — Burrer a. a. O. — E. A. 28, 202. 252 ff.

540 [1]) die Behauptung H. Langs, M. Luther, ein relig. Charakterbild S. 132, daß es sich nur um Marien- und andere Heiligenbilder gehandelt habe, ist ganz aus der Luft gegriffen; vgl. überdies was Lang selbst S. 137 von gebrochenen Crucifixen erwähnt.

541 [1]) E. A. 28, 295. 22. 42.

544 [1]) Br. 2, 165.

545 [1]) E. A. 33, 18 f.

547 [1]) Br. 2, 169 E. A. 28, 314.

548 [1]) Br. 2, 156. 170. 180 ff. — Br. 2, 185 C. R. 1, 570. 572. — W. W. 15, 2401. — N. M. 3, 1, 111. — Baum a. a. O.

549 [1]) Br. 2, 178, 181. Camerar. vita Melanchth. (den Satz: »cum Luterus istam dedita opera sententiam cogitando esset complexus« hat Meurer S. 305 mißverstanden). C. 2, 31 sqq. (wo fälschlich Marcus für Storch). 3, 315 T. R. 3, 340 ff. — Br. 2, 245. — Ueber Gerhard Westerburg: Steitz, Abhdlgn. zu Frankfurts Reformationsgeschichte (Archiv für Frankf. Geschichte u. Kunst B. 5).

550 [1]) Zum Folgenden vgl. besonders auch wieder Fröschel, Ftgs. Samml. a. a. O.

[2]) Br. 2, 161. E. A. 28, 304 f.

551 [1]) E. A. 28, 285 ff. (dazu Br. 2, 155. 160. 177. 180 C. R. 570). — E. A. 22 38 ff. — Br. 2, 154. 151 f. 161.

554 [1]) Lange: Thesen von ihm in J. E. Kappens klein. Nachlese S. 529. 514 f. — Br. 2, 175. 180. 203 f. 213. 219 ff. 255. — E. A. 7, 71. 15, 382 f. (vgl. Luth Pred. zu Weimar gehalt. 1522, herausg. v. Höck 1846, S. 80. f; L. Th. 2, 25 f.)

Seite

555 [1]) Br. 2, 161 ff.
[2]) C. R. 1, 561. Förstemann, N. Urkundenbuch S. 19 ff. Spal. Ann. 32 f. Seck. 1, 219 sqq.
[3]) E. A. 28, 318 ff. Br. 2, 158.

556 [1]) E. A. 28,140 Br. 2, 235.

557 [1]) E. A. 22, 140 ff. (Nachdrücke waren schon an Pfingsten erschienen). Op. 6, 492, sqq.

558 [1]) Br. 2, 190 Tzl 2, 262 ff. Predigten zu Weimar gehalten S. 17 ff. C. R. 1, 570. Lk. 128 ff. Die weit verbreitete Angabe, daß Luther in Borna unmittelbar nach der bischöflich Merseburgischen Visitation angekommen sei, beruht auf einer falschen Auffassung der Mittheilung Seck. 1, 219: diese Visitation vom 2. Mai fällt ins Jahr 1524, vgl. Förstem. a. a. O. 100 ff. — Predigten in Borna: W. W. 12, 2338. 2342.

559 [1]) Br. 2, 191. 193 ff. Bk. 45 ff. Seck. 1, 214. — Predigten: W. W. 12, 2345. 2348.
[2]) Tzl a. a. O. Predigten: W. W. a. a. O.
[3]) Br. 1, 190.
[4]) Br. 1, 258.

560 [1]) C. R. 1, 578 sqq. (mit falscher Bestimmung der Tage). Spal. Menk. 617. Erfurter Predigten: E. A. 18, 241 ff. 20, 309 ff. Weimarer: Pred. zu Weim. gehalten u. s. w.

561 [1]) Ftgs. Samml. a. a. O.
[2]) Spal. Menk. 620 sq.
[3]) Op. 7, 1 sqq. Richter, Kirchenordn. 1, 2 ff. Br. 2, 428. Schmidt, Nicol., Hausmann S. 27 f. — E. A. 22, 151 ff. Richter a. a. O. 1, 1.

565 [1]) Br. 2, 283. 300. 308 f. 314 f. 354. 378. 388 ff. 421 f. 431. 436. 503. 529 ff. 554. 564 ff. 569. 572 Bk. 55. 73. 76. C. R. 1, 620 sqq. 628 sqq. 661 sqq. Spal. Mk. 618 sq. 640. Seck. 1, 274 ff. — E. A. 29, 113 ff. vgl. den Brief Herzog Georgs Ztschr. f. h. Th. 1847 S. 683 (die Sammlungen der Werke Luthers setzen jene Schrift Luthers schon ins Jahr 1524, Aurifaber 1523; wir kennen Drucke erst v. 1525).

568 [1]) Erklärungsversuch Luthers: E. A. 27, 35. 157. 29, 181.

569 [1]) Luther selbst pflegte (nach Fröschel, Ftgs. Smml. a. a. O. 691) seine Predigt in der Pfarrkirche nach dem Patrem, d. h. Glaubensbekenntniß, zu halten.

571 [1]) E. A. 29, 191 f.
[2]) E. A. 29, 191.
[3]) Br. 2, 391.

572 [1]) Br. 2, 621 Fröschel a. a. O. 695.
[2]) Br. 2, 563 (6, 54). 620. 3, 3 ff.

574 [1]) Cosack, P. Speratus Leben u. Lieder 1861.
[2]) die Vorrede ist nach Sprache u. Stil nicht von Luther, weshalb wir auch die Sammlung nicht auf ihn zurückführen dürfen. Der gebildete Periodenbau der Vorrede, der dagegen Luthers volksthümlicher Ton fehlt, und ihre Ausfälle auf die Chorgesänge der Tempelknechte, bei welchen man an die Wittenberger Stiftsherrn (oben S. 562 ff.) denken muß, lassen Abfassung durch Jonas vermuthen, von welchem auch ein Lied aufgenommen ist: vgl. Wackernagel, Luthers geistl. Lieder. Stuttg. 1848 S. 82. Jonas stand auch in nahen Beziehungen zu Erfurt. Schneider, Luthers geistliche Lieder, 2. Aufl. S. XXX, nimmt zu sicher an, daß die Sammlung doch zuerst in einem Wittenberger Druck erschienen sei.

Seite

575 [1]) Ausgaben von Wackern. u. Schneider: ſ. o. Wackernagel, das deutſche Kirchenlied v. d. älteſten Zeit u. ſ. w. B. 3. S. 3 ff. E. A. 56, 289 ff. — Zu den Melodien: Winterfeld, der evangel. Kirchengeſang, 1, 143 ff.

578 [1]) Winterfeld, 1, 152. 160.

579 [1]) Br. 2, 635 f. 563. — Nürnbergiſch-Breslauiſche Vermahnungsformel: Riederer, Abhdlg. v. Einführung des teutſchen Geſangs Nürnb. 1759 S. 199 ff. Breslauer Geſangbüchlein v. 1525 (Zeitſchr. des ſchleſ. Geſchichtsvereins B. 6 S. 208 f.). — Spal. Mk. 634 sq.

580 [1]) E. A. 22, 157 ff. Richter K. Ordn. 1, 7. — E. A. 22, 166 ff.
[2]) E. A. 11, 201.

581 [1]) Br. 2, 621. 635.

582 [1]) Fröſchel a. a. O. Br. 2, 504 f. 596.
[2]) E. A. 22, 168 ff. C. R. 1, 666.

585 [1]) Br. 2, 646 C. R. 1, 739 Spal. Mk. 645.

588 [1]) Bk. 53 f. (Luther in Leisnig ſchon 1522: Br. 2,252). E. A. 22, 106 ff. Richter a. a. O. 1, 35 ff. Br. 2, 379 ff. 567 f.

590 [1]) E. A. 28, 141 ff. 20, 57 ff. 51, 1 ff. Op. 7, 21 sqq. Zum Folgenden vgl. außer dieſen Schriften Br. 2, 320 ff. 637 ff. 332 E. A. 16, 166 ff.

596 [1]) Br. 2, 253. 283. 301. 316. 318. 637 ff. 643 Br. Seid. 23 Anm. Spal. Mk. 621. 643.

597 [1]) Laut. 163 f. Anm. Br. 2, 318 ff. 330 Bk. 56. Br. Seid. 13 f. Spal. Mk. 621. Ueber Koppe: Br. 6, 528. Magdalena Staupitz: Br. 6, 101. 697; oben S. 80; 1529—1548 war ſie Vorſteherin einer Mädchenſchule in Grimma, 1537 verheirathete ſie ſich noch mit einem dortigen Bürger: Großmann, Viſitationsakten der Diöc. Grimma 1873 H. 1 S. 96 f.
[2]) Br. 2, 354.

598 [1]) E. A. 29, 102 ff. Br. 2, 495 ff.
[2]) Br. 2, 409 f. 157. 353. 357.

599 [1]) Hipler a. a. O. 73; Br. 2, 523; Spal. Mk. 612. 637 sq.; Brief Apels v. 13. Oktober 1524 bei Seidem., Ztſchr. f. h. Th. 1874 S. 561; C. 3, 182 sq.
[2]) Br. 2, 195. 320. 433 (Br. N. 551 gehört zu N. 485, vgl. Bk. 56). 334. 424. 431 f. 473. 581 ff.

600 [1]) Br. 2, 570.

601 [1]) Br. 176 f. 195. 197. 263. 339 E. A. 65, 109 C. R. 1, 567. 570 sq. 574 sq.
[2]) H. Schott, Geſchichte der teutſchen Bibelüberſetzung M. Luthers 1835. — Br. 2, 170 (an Spalatin, auf die Zuſendung des Matthäus ſich beziehend) iſt nicht in den März (vgl. zu Matthäus: C. R. 1, 567 Br. 2, 195. 197), ſondern erſt hinter den Brief v. 29. Apr. (Br. 201 ff.) zu ſetzen (Luther beſteht darin auf ſeiner Empfehlung des Zwilling, nachdem er Br. 203 das Geſuch der Altenburger um ihn befürwortet; vgl. dazu oben S. 558, — gegen Schott S. 36 Anm.). — Br. 2, 182 die Tiburtii iſt nicht vom 14. April (d. Tib. Valer. et Max.), wornach Johannes vor Markus u. Lukas (Br. 216) gedruckt wäre, ſondern vom 11. Auguſt (d. Tib. et Susann.): vgl. daſelbſt über Probſts Ankunft und hiezu einerſeits Br. 179 f. 194. 206 f. 213. 215. 218, andererſeits C. R. 1, 578; Kurfürſt Friedrich war in Nürnberg (gegen Schott S. 36 Anm.) erſt vom 2. Jul. an bis gegen Michaelis (Spal. Mk. 612; Spalat. Nachlaß 1, 167). — Die Angabe Br. 2, 236 v. 26. Juni, daß täglich X millia chartarum gedruckt werden, kann nicht für die ganze Zeit des Druckes gelten, da

Seite

dieſer dann noch viel raſcher zu Ende gekommen ſein müßte. — Zur Vollendung und Herausgabe: Br. 2, 245. 249. 252.

602 [1]) E. A. 63, 1 ff. 64, 1 ff. — C. R. 1, 583.

606 [1]) Eberlein, „Ain kurzer geſchrifflicher Bericht" u. ſ. w. (Plitt, Einl. i. d. Aug. 1, 272).

607 [1]) Seidem. Erläut. 50 ff.

608 [1]) C. 1, 261 sq. 2, 212 sqq. T. R. 4, 571. Op. 5, 456. E. A. 42, 86. Herz. Enc. 3, 340.

609 [1]) Br. 2, 254.

[2]) Br. 2, 254. 263. 266. 338 f. (von Ende Dezembers 1522, indem Luther das neue Jahr, 1523, von Weihnachten an datirte; vgl. die darin enthaltenen Angaben über Miriſch mit Br. 179. 182. 207 und Br. 301; Luther fragt darin noch über 1. Moſ. 1: während der Durchſicht vor dem Druck). C. R. 1, 599.

611 [1]) Br. 2, 486. E. A. 65, 109.

[2]) E. A. 37, 104 ff. 344 ff. 443.

612 [1]) Op. ex. 21, 276 (vgl. unten in Buch 6, Kap. 8): Luther vergleicht das H. Lied mit dem Theuerdank »qui Maximiliano sponsam Ehrenreich conjungit«.

613 [1]) E. A. 65, 266 f. 15, 304 ff. Die Vorrede, welche E. A. 22, 3 vor der „kurzen Form" ſteht, gehört nicht zu dieſer, ſondern erſt zum Betbüchlein. Vgl. Möncke-berg, d. erſte Ausg. v. Luthers K. Katechism. 1851 S. 70 ff.

[2]) Fröſchel a. a. O. 690 f.

615 [1]) E. A. 7 Einl.; 13, 1 ff. (65, 221); 7, 13 Br. 2, 490. 621. 6, 70 f. 3, 47 f.

616 [1]) E. A. 51, 324 ff. 52, 212 ff. 272 ff. E. A. 33—36 (vgl. 35, 1. 36, 164. 320). E. A. 52, 275 ff. 305 ff. 316 ff. (nach S. 306 „bis hieher haben wir gehört" nahm Luther den 1. Tim. Br. zuſammenhängend durch).

[2]) vgl. auch über 1. Tim. 2, 4 E. A. 51, 316 ff. (wohl richtig v. J. 1524 datirt).

617 [1]) Op. ex. 13 Br. 2, 527. 621. 647. Nach Dantiscus (Hipler a. a. O.) war Luther im Sommer 1523 mit Uebertragung der Bücher Moſe ins Latein beſchäftigt: ich kann dieß nur aufs Deuteronomium beziehen. — Die durch Jonas 1532 herausgegebene Verdeutſchung der Lutheriſchen Auslegung von 5. Moſ. 32 (E. A. 52, 400 ff. Op. ex. 12 p. I) ruhte offenbar nur auf Op. ex. 13, 331 sqq.

[2]) Spal. Mk. 639 sq. Weiteres ſ. unten im Buch 6 Kap. 8.

[3]) Br. 2, 217. 238. 303 f. 490 C. R. 1, 575. 606 sq.

618 [1]) Br. 2, 254. 284. 587. Vogt, Bugenh. S. 40. 56.

620 [1]) Br. 2, 23 f. (S. 23 iſt consilium nicht — nach de W. — in consultum zu ändern). 254. 262. 269. 281 f. — E. A. 22, 59 ff.

624 [1]) Tzl 2, 279. — Br. 2, 248. 263. 581. E. A. 20, 35.

625 [1]) Op. 6, 460 sqq. W. W. 15, 2543 ff. 2534 ff.

626 [1]) W. W. 15, 2550 ff. 2625 ff. Spal. Ann. 81 ff.

627 [1]) Op. 6, 459. 478 sqq. Br. 2, 357. 400. Seck. 1, 258 sqq. Spal. Ann. 79; dazu C. R. 1, 585 (nicht ſchon ins Jahr 1522 zu ſetzen).

628 [1]) Sleidan. de statu relig. etc. commentar., im Eingang zu Lib. IV. (Luthers Ausgabe der Inſtruction hat ſich unter ſeinen Werken nicht erhalten). E. A. 64, 410 ff. Op. 6, 466 sqq.

629 [1]) Spal. Ann. 71 ff. Br. 2, 311. Seid. Br. 18 ff. Br. 2, 357. 367 ff. C. R. 1, 621. 623.

631 [1]) Br. 2, 164 f. 285 f. (6, 37). 299. 316. Seid. Erl. 59 ff. Seck. 1, 261. — Ueber Herzog Georg (ein Gedicht desſelben im Reformationsſtreit) vgl. auch

Seite

Seidem. in Schnorr v. Carolsfelds Archiv für Literaturgeschichte B. 3 H. 1 45 ff. 168 (auch: Archiv für sächs. Geschichte B. 12 H. 1 S. 104 f.).

632 [1]) Spal. Mk. 612 sq. 615. Spalat. Nachlaß 173.

633 [1]) Br. 2, 170. 265. 340 f. C. R. 1, 598.

634 [1]) Seck. 1, 261. Br. 2, 299. E. A. 22, 101. Br. 6, 38 f. C. R. 1, 600 sq.

635 [1]) Muther, aus d. Universit.- u. Gelehrtenleben u. s. w. S. 230 ff. Br. 2, 33.
[2]) Br. 2, 421.

637 [1]) Förstem. N. Urkundenb. 113 ff. Spal. Mk. 633 sq. Spal. Nachlaß 194 (die Zahl der Communikanten wird hier nicht 300 sondern 3000 zu lesen sein, wie Spal. Mk. 634; nach v. d. Planitz, bei Förstem. 173, waren es 4000). — Reichstagsabschied W. W. 15, 2675. Mandat E. A. 24, 230 ff. Förstem. 190 f.

638 [1]) E. A. 24, 210 ff. Br. 2, 473.
[2]) Förstem. 204 f. (Tzl 2, 204 ff. W. W. 15, 2705 ff.)

640 [1]) Seck. 1, 290 Spal. Mk. 614. 616. 642 Br. 2, 507 (6, 612 Bk. 70: Melanchthon und Bugenhagen gaben über jene Frage wegen des Abendmahls ein übereinstimmendes Gutachten und Spalatin übersetzte es).
[2]) E. A. 29, 161. 26, 49. — Briefe über Leimbach: Br. 6, 674 Bk. 516 (Leimbach).
[3]) Seid. Br. 23 Br. 2, 570. 573. Seck. 1, 314. Engelhardt, Spalatin S. 65 f.

642 [1]) Br. 1, 341. 483. Br. 2, 12. Lib. Dec. 24 sq. — Von Heinrich wird gewöhnlich angegeben, daß er Prior in Dordrecht war; er heißt aber prior Gundensis: s. oben Anm. 1 zu S. 399, dazu Br. 1, 483 (Mirisch soll prior Gund. werden). Weiteres über Heinrich (nebst Literatur): Herz. Enc. 9, 704 f. (vgl. besonders auch Kapp. kl. Nachlese S. 484 ff. 535 ff. 547 f.) — Ueber Spreng: Herz. Enc. 14, 689 f. Klose, Ztschr. f. h. Th. 1860 S. 209 f. (weitere Literatur bei Seidem., sächs. K.- u. Schulbl. 1873 S. 59; H. J. Janssen, Jacobus Praepositus ed. 2 Amsterd. 1866.)

643 [1]) Br. 2, 179. 194. 206 f. 213 ff. 218. 182 (v. 11. August) C. R. 1, 578 f. 2, 265. 379. 359. 361 ff. 463. Kapp. kl. Nachlese S. 550 ff. — Spörlein, Pipers evang. Jahrb. 1858 S. 156 ff. — Ueber Lambert hörte Luther Gerüchtsweise, daß er schon wenige Tage nach Voes u. Esch hingerichtet worden sei. Diese Nachricht muß aber falsch gewesen sein; denn unter dem Lambert, an welchen Luther nachher (Br. 2, 462 ff.) schrieb, kann nur Jener verstanden werden, und Luther führt ihn nachher auch nicht mit unter den Blutzeugen auf (besonders Br. 2, 648); vgl. auch Br. 6, 626 Anm. Auch Spal. Mk. 58 hatte jene Nachricht — wohl durch Luther.

644 [1]) Br. 2, 362 ff.

645 [1]) Wackernagel, d. d. Kirchenlied B. 3 S. 3 f.; die 10. Strophe („die Feinde will" u. s. w.) sammt der 9. fehlt im ältesten Text.
[2]) Cornelius, Münster. Aufruhr 1, 34 50. 64. 81 Lib. Dec. 26. Br. 2, 283 f.

647 [1]) Kronberg: Br. 2, 158. 161 ff., die Stellen Br. 6, 673; W. W. 15, 1955 f. — Wertheim: Br. 1, 602. 2, 245. 6, 43 E. A. 20, 35. — Schwarzburg: Br. 2, 257 ff. — Jörger: Br. 2, 676. 6, 524 ff. Bk 220. 278. — Starrenberg: Br. 2, 397.

648 Seck. 1, 246. Preffel, Amsdorf. Br. 2, 133. 179 f. 182. 207. 339 (Ende J. 1522). 301. 616. 625. 644. 646. Zu Kaugsdorf: Br. 6, 671 Alh. 6 Lib. Dec. 15 sq. Zu Mirisch: Br. 6, 683 Seid. Br. 62. Lib. Dec. 17.

649 Meine Biogr. des Heß: Zeitschr. des schles. Geschichtvereins B. 6 S. 97 f. 181 f. S. 122: Schwenkfelds Briefe schon v. J. 1521).

Seite

[2]) Br. 522 ff. (was Baum, Capito S. 256 f. über die Stellung der Wittenberger zu Capito ſagt, iſt mit Bezug auf Luther unbegründet).
[3]) Br. 1, 489. Keim, Herz. Enc. 20, 670 ff.

650 [1]) Hartmann, Johann Brenz (Leben u. ausgew. Schriften der Väter u. ſ. w. B. 6).
[2]) Br. 2, 416. Keim, Reformationsblätter der Stadt Eßlingen.
[3]) Uhlhorn, Urb. Rhegius (Leben u. ausgew. Schriften d. Väter u. ſ. w. B. 7). Br. 2, 440, vgl. Uhlhorn S. 57 f. (über das Unterbleiben einer kirchlichen Trauung bei der Verehelichung jenes Prieſters vgl. Muther, aus d. Univerſitäts- u. Gelehrtenleben u. ſ. w. S. 247, und oben S. 658). Br. 2, 593. 586.

651 [1]) Br. 2, 392. 310 f.
[2]) Br. 2, 379. 511.
[3]) Br. 2, 265. Vogt, Bugenhagen.
[4]) Br. 2, 511 Bk. 70 Seid. Br. 22 f. Seck. 1, 295.
[5]) Br. 2, 511.

652 [1]) Camerarius, Vita Melanchthon.; C. R. 1, 677. 703 ff. Br. 2, 633. 641. 644. Spal. Mk. 642. Rommel, Philipp d. Großmüthige. Haſſenkamp, heſſ. Kirchengeſchichte. Schmidt, Melanchthon 107.
[2]) Seidem. Beitr.; Br. 2, 347.

653 [1]) Prantl, Geſch. d. Ludwig-Maximil. Univerſ. 1, 150 ff. Br. 2, 559. 590; zu Argula: Br. 6, 697.
[2]) Br. 2, 561. 563. 3, 66 Spal. Mk. 637.
[3]) Br. 2, 563. 3, 66. — Br. 2, 619 Seck. 1, 278 sq.

654 [1]) Br. 2, 475 ff. 484 f. 462. 316.

656 [1]) Br. 3, 65 ff. E. A. 26, 313 ff. Bericht Probſts an Luther: Kapp. N. Nacht. S. 660 ff.

659 [1]) Br. 2, 266. 526 f. 467 ff. 611. 647 ff. 667 f. 679. Jen. 3, 62[b] sq. Erdmann in Herz. Enc. 12, 146 ff. Coſack, P. Speratus.

661 [1]) Br. 2, 302. 6, 537 Anm. Bk. 49. Br. 2, 374 ff. 474. 595 ff. 3, 3 ff. 490 ff. Ueber M. Hoffmann: Cornelius, Geſchichte d. Münſter. Aufruhrs 2, 287 ff.
[2]) Br. 2, 641 f. 656.

662 [1]) Jäger, Carlſtadt. Br. 1, 570. 2, 2. — Spal. Menck. 630. Spal. Nachlaß 172. Bk. 66. Br. 3, 97. 6, 703.

663 [1]) vgl. die Stellen Br. 6, 673. Album 117. Haſſencamp, Fr. Lambert (Leben und ausg. Schriften d. Väter d. reform. Kirche B. 9). F. S. Stieve, de Fr. Lamberto 1867. Praefatio in Lamb. comment. in reg. Minorit. Op. 7, 498.
[2]) Album 117. Br. 2, 340. 6, 44. 610 Anm. Spal. Menck. 623 Br. 2, 400 ff.
[3]) Förſtemann, N. Urkundenb. Br. 2, 551 C. R. 1, 676 f.

664 [1]) Br. 2, 616. 625 f. Mth. XIV. Unklar iſt das Verhältniß der Erzählung C. 3, 155 Rz. 70 f. zu jenem Falle. Vgl. ferner C. R. 20, 526.
[2]) Br. 2, 464. 649. 6, 35.

666 [1]) Br. 2, 228 ff. 231 ff. Album 84 (inſcr. Sommer 1519). 99 (Rektor im Winter 1520—21): Christophorus Schlick comes de Bassaun, baro in Elbogen etc.

667 [1]) De instit. ministris etc. Op. 6, 492 sqq. Br. 2, 452 (dies iſt der libellus ad Boemos Br. 434 vgl. Bk. 67 f. — nicht eine Schrift Luthers an die böhmiſchen Brüder, welche Luther nie Bohemi, ſondern Waldenſer, Pickarden oder Brüder nennt).

668 [1]) Br. 6, 53. 2, 621. 564. Gindely, Geſchichte der böhm. Brüder B. 1 (leider nicht ganz zuverläſſig, vgl. z. B. über Speratus S. 170).
[2]) Coſack a. a. O. Trautenberger, P. Speratus, Brünn 1868.

Seite

674 [1]) Luther und die böhm. Brüder: Br. 6, 33. 2, 208 ff. 217. 428. 430. 433. 621. E. A. 28, 388 ff. J. Lasicii de orig. et reb. advers. fratrum Bohem. Libri Octo, Mscr. (ich habe ein in Herrnhut befindliches Mscr. benützt, welches interessante, theilweise tendenziöse Noten des Bischofs Turnowsky enthält). Von Zezschwitz in: „die Katechismen der Waldenser und böhm. Brüder 1863" und Herz. Enc. 20, 23 ff. Zur Abendmahlslehre der Brüder vgl. besonders ihre letzte Antwort an Luther nach Lasic. Lib. IV. 522 sqq.

675 [1]) E. A. 28, 340.

679 [1]) W. W. 19, 158 ff. Op. 6, 382 sqq. E. A. 28, 343 ff. Br. 2, 218. 216. 235. 242. 244. 255. Tzl 2, 222 ff. 230 ff. 266 ff.

680 [1]) Op. 7, 44 sqq. Br. 2, 307. 473. — Seid. Beitr. 107. 202 f.
[2]) Br. 2, 587.
[3]) Br. 2, 337. 365. Preffel, Jonas S. 51.
[4]) Br. 2, 337. 6, 51.
[5]) Br. 2, 461.

681 [1]) E. A. 29, 75 ff.
[2]) E. A. 24, 337 ff. Br. 2, 507 (zum Datum: 6, 12 Bk. 70). Seid. Erl. 80 ff. Beitr. 84 ff. vgl. auch Ztschr. f. h. Th. 1874 S. 136 ff. Augsb. Allg. Zeitung 1874 Beil. N. 167.

682 [1]) E. A. 29, 1 ff. Br. 2, 301. Seid. Beitr. 200 ff. C. R. 20, 665 sqq.

683 [1]) Luthers Vorrede zu »Farrago rerum theolog. — Wesselo autore«: Op. 7, 493 sqq. — Savonar. Meditationes in Ps. 51 et 31 in Schöpffs Aurora Tom. 3. Luthers Vorrede Op. 7, 497 sqq. (v. J. 1523, nicht 1524.)

684 [1]) E. A. 29, 45 ff. 10, 243 f. Br. 2, 302. 451.
[2]) Br. 461.

686 [1]) Br. 2, 214 (im Satz S. 215 »res est supra captum nostrum, — ideo non est quod morer cum quis possit« werden die letzten, von de Wette nicht verstandenen Worte bedeuten: warten bis Jemand sie zu fassen vermöge). 265. 271. 407 f. 506. 616 C. 1, 271 T. R. 4, 604. Vgl. oben Anm. 1 zu S. 80.

688 [1]) Stinßing, U. Zasius. Scheurls Briefbuch.
[2]) Br. 2, 312 ff. C. R. 1, 613. Schwertzell, E. Heß S. 42.

689 [1]) Kampschulte, Univ. Erfurt 1, 210; de Croto Rub. p. 12 sqq. Br. 2, 307. 313. C. R. 1, 613.

691 [1]) Erasm. Opp. ed. Lugdun. Tom. 3 p. 985 (epist. DCCCLXXI) bezieht sich gar nicht auf eine Schrift des Erasmus, vgl. vielmehr ib. p. 945 sq. 988 sq., — dazu H. Hallam, Introduction to the literature of Europe (Paris 1837 Vol. 1 p. 280 sq. not.) und neuerdings R. Blaikley Drummond, Erasmus, his life etc. Lond. 1873 Vol. 2 p. 363 not.
[2]) C. R. 1, 464 (anders Eoban Heß, Schwertzell S. 40).

702 [1]) Luther und Erasmus: Br. 2, 49 f. 196. 200. 352 f. 411 f. 498 ff. Hutten. 2, 409. Erasm., de libero arbitrio διατριβη, deutsch W. W. 18, 1962 ff. Luth., de servo arb. Op. 7, 113 sqq. Br. 2, 561 (statt »tam erudito libro« ist hier zu lesen: »tam inerudito«, nach dem am Schluß des Bands gegebenen Facsimile). — Ueber Erasmus aus neuerer Zeit (neben Drummond): Plitt, in Zeitschr. für luth. Theol. 1866 S. 479 ff.; R. Stähelin, Erasm. Stellung zur Reformation, Basel 1873.
[2]) Br. 2, 284.

703 [1]) vgl. bei Jäger S. 300 ff. Lib. Dec. 28 (3. Febr. 1523).

Seite

[2]) Br. 2, 276. 379. Seidemann, Münzer 21 ff. 119. 129 f.

705 [1]) Br. 2, 577. 613. E. A. 29, 207. 296. Ueber Honius Brief und Rodius Reise: Dieckhoff, evangel. Abendmahlslehre S. 278 f.; ferner über Rodius Anwesenheit in Basel, wohin er von Wittenberg aus ging: Oekolampads Brief v. 21. Jan. 1523 (Oecolamp. et Zwingl. epist. Basil. 1536 F. 209 c).

707 [1]) Muther, Univers. Wittenberg S. VII f. E. A. 29, 171 C. R. 1, 730. Zum Folgenden vgl. Jäger, Carlstadt, und besonders: E. Hase, Mittheilungen der geschichtsforsch. Gesellschaft des Osterlands B. 4 (1858) S. 61 ff.

708 [1]) Br. 2, 459.

709 [1]) Dieckhoff a. a. O. 335 f. Anm. — Jäger 452 Anm. 470. W. W. 15, 2459 (Schreiben der Straßburger). Br. 3, 95 f. Hase a. a. O. 111. Spal. Menck. 640. Seidem. Münzer 129. — Br. 2, 526.

[2]) Br. 2, 557. Seidem. 51. Seck. 2, 28.

710 [1]) Seidem. a. a. O.; Förstemann, N. Urkundenb. 228 ff. N. M. B. 12 H. 1 S. 150 ff.; zum Treiben in Mühlhausen: Holzhausen, aus d. Mühlh. Chronik, in Schmidts Zeitschr. f. Geschichtswissensch. B. 4 S. 365 ff.; Seidemann, in den Forschungen z. deutschen Geschichte B. 11 S. 377 ff.; — Ranke 2, 145; — Br. 2, 531.

711 [1]) Br. 2, 399 C. R. 1, 639 Ranke 2, 125. Br. 2, 489. 6, 43. 2, 425 ff. 502. 504. 519. Bk. 72. — Br. 2, 656 ff. (Neumann, Geschichte d. Wuchers 615 ff).

712 [1]) Br. 2, 519 ff.

714 [1]) vgl. die zu S. 710 angegebenen Quellen. — Br. 2, 538 ff. (fälschlich in den August gesetzt, vgl. Förstem. a. a. O. 248). 536 ff.

717 [1]) Br. 318. 593 (Jäger 341). 458. 488. 490. C. R. 1, 652 Br. 2, 507 (zum Datum: Br. 6, 612 Bk. 70). E. A. 29, 175 Br. 2, 521. 538. — Acta Jenensia E. A. 64, 384 ff. (vgl. Ed. Grimm, Acta Lutheri Jenensia, Jenae 1871). E. A. 29, 165. Br. 2, 550. 562. Brief der Orlamünder: E. A. 64, 398 f. (eine wiederholte Einladung derselben an Luther, Jäger 446 f., ist nicht anzunehmen). — Mth. V. E. A. 29, 160. 162. 175. Br. 2, 578 f. 550 f.

718 [1]) N. M. a. a O. 198 ff. 203 f. Br. 2, 550. 552. 557 ff. 586.

720 [1]) Ueber die Straßburger: Baum, Capito ꝛc. — W. W. 15, 2452 ff. Bk. 77. Br. 2, 555. 573 ff. 580. 563. 571. 613. 624.

[2]) E. A. 29, 134 ff. Br. 2, 611. 618. 621.

725 [1]) Im Vorstehenden ist nur Weniges schon aus dem zweiten Theil beigezogen. Ueber das mosaische Gesetz vgl. ferner: Br. 2, 489. 519. 508 f. E. A. 33, 10. Ueber den Sabbath schon oben S. 307.

728 [1]) Vgl. über die Vernunft oben S. 319 f. und besonders E. A. 40, 15 (v. J. 1518).

729 [1]) E. A. 35, 381 f.

730 [1]) E. A. 22, 199 ff. 33, 11. Br. 2, 520.

731 [1]) Br. 2, 459. 3, 140. 166. E. A. 33, 322 f. 23, 121.

732 [1]) Jäger 455 f. (in Betreff der Verhandlungen mit Carlstadt ungenau); Br. 2, 586. 629 f. Bk. 77. C. R. 1, 722. Br. 2, 617. Bk. 79 f. C. R. 1, 726 sq. Br. 2, 619. 625. Seid. Br. 24. Br. 2, 628 ff. (vom 4. März, vgl. Br. 6, 614). Bk. 81. Br. 2, 633 ff. Jäger 468. — Br. 2, 624. — C. R. 1, 734 sqq.

[2]) Möller, A. Ostander S. 62 f. Br. 2, 622 f. (statt „hinaus louden" S. 622 wird zu lesen sein „loddern", wie E. A. 29, 210: „da loddern sie eraus").

733 [1]) vgl. oben Anm. zu S. 512.

734 [1]) E. A. 24, 309. 35, 317 f.

Seite

736 [1]) Stern, die zwölf Artikel der Bauern.

738 [1]) vgl. die zu S. 710 angegebenen Quellen; Tzl 2, 339 ff. Brief Münzers an Melanchthon 29. März 1525: Mel. Suppl. 21 sqq.

[2]) Möller, Osiander 72. Wachsmuth, der deutsche Bauernkrieg S. 44 ff.

[3]) Br. 2, 616. 642.

[4]) Br. 2, 646 C. R. 1, 739 (am 17. Apr. kam L. mit Melanchthon bis Bitterfeld). Fröschel, in Ftgs. Smml. 1731 S. 698. — E. A. 24, 257 ff.

742 [1]) Bullinger, Reformationsgeschichte 1, 245.

743 [1]) Jörg freilich (Deutschland in der Revolutionsperiode S. 286) redet, als ob L. damals schon von den Weinsberger Gräueln (oben S. 737) gewußt hätte.

744 [1]) Tzl 2, 343 ff. Mel. Suppl. 23 sq. C. R. 1,744.

745 [1]) Münzers Aufruf: E. A. 65, 14 ff., großentheils genauer N. M. a. a. O. S. 150 ff., (statt „Pinkepank" steht hier übrigens das unverständliche „hinoberpauchst"). — E. A. 65, 43. C. R. 1, 741.

[2]) Spal. Menck. 1112.

746 [1]) Förstem., N. Urkundenb. a. a. O. — Jörg a. a. O. S. 280 erdreistet sich zu sagen: „Von Kurfürst Friedrich scheint kaum anders angenommen werden zu können, als daß er dem drohenden Triumph der Rebellen mit Befriedigung entgegensah."

[2]) N. M. 210 f. Krummhaar, Grafschaft Mansfeld S. 152.

747 [1]) Seck. 2, 9. Lke. 155 ff.: nach Wallhausen wurde Luther durch den Freiherrn von Asseburg aus Eisleben abgeholt; hier also war er wieder zu Ende Aprils (wann sollte er nun in Jena und Orlamünde gewesen sein?) — Br. 2, 651 f. Myk. 51. — E. A. 65, 48. 24, 306. 25, 7. C. 3, 171 sq.

748 [1]) Br. 2, 652 ff. (Luther pflegt Rühel seinen Schwager zu nennen, wir wissen jedoch nicht in welcher Weise sie verschwägert waren).

[2]) N. M. 211. Krummhar 153. E. A. 65, 44.

[3]) Br. 2, 667. 659. Spal. Nachlaß 68.

[4]) E. A. 39, 115 f.

[5]) E. A. 24, 287 ff.

750 [1]) E. A. 65, 1 ff.

752 [1]) Spal. Menck. 1113. — E. A. 65, 14 ff. N. M. 207 f. — G. Droysen, zur Schlacht bei Frankenhausen, in Zeitschr. für preuß. Geschichte u. Landeskunde, 10. Jahrg. S. 590 ff. — Seidem., Münzer 146 f. Rühel bei Seck. 2, 13. — Spal. bei Tzl 2, 361. — Zahl der getödteten: Br. 3, 22 Spal. Menck. 1137 Br. 3, 13; Andere übertrieben auf 3—400,000 (so auch Lang, Luther S. 185).

[2]) E. 65, 12 ff.

755 [1]) Br. 2, 669. 671. 3, 1 (v. 15. Juni; gleich nachher wird die Abfassung des „Sendbriefs" anzusetzen sein). 3, 10. E. A. 24, 295 ff.; nach Lang a. a. O. S. 188 wäre „deutlich", daß Luther für die Theilnehmer am Aufstand, die nicht vor der Schlacht sich ergeben haben, keine Gnade, sondern allgemeine „Niedermetzlung ohne Erbarmen" fordere: er scheint die oben angeführten Worte E. A. 24, 317 f. „Ich sag noch einmal ꝛc." nicht gelesen zu haben, obgleich er andere Sätze von S. 318 anführt (Luther aber bittet eben an jener Stelle alle Leser: „daß sie wollten doch mein Büchlein recht ansehen und nit so überhin fahren"). — Zur Fortdauer des Aufstands: Br. 3, 13. 19 f.

[2]) Br. 3, 16. E. A. 22, 254 f.

756 [1]) Ueber Carlstadt: Br. 3, 21 (v. 3. Juli). 18 (v. 19. Juli). 28 f. 33. 94 f.

Seite

120. 137. Bk. 88 f. E. A. 64, 404. 408. Jäger a. a. O. Steitz, Archiv für Frankfurts Geschichte N. Folge B. 5 S. 53. 68. — Ueber Cellarius: Br. 3, 21 vom 3. Juli 1525 (vgl. Br. 6, 481 Anm. Bk. 87): der „homo miser" bei Luther ist nicht Carlstadt, sondern der vorher im Brief genannte Cellarius, obwohl schon Mth. VI (Bk. a. a. O.) Jenen bei Luther verborgen sein läßt. Dagegen, daß auch Carlstadt damals nach Wittenberg gekommen sein sollte, vgl. Br. 3, 18. 28 C. R. 1, 751. Zu dem ungebeugten eigensinnigen Geist des „homo miser" Br. 3, 21 paßt auch Carlstadts damaliges Verhalten (vgl. dazu Br. 3, 18 C. R. a. a. O.) gar nicht. Ueber Cellarius vgl. ferner C. R. 1, 755 sq. (in Anfang Julis zu setzen).

758 [1]) Dessauer Bündniß: Seidemann, Ztschr. f. h. Th. 1847 S. 638 ff. — Erzbisch. Albrecht: Br. 2, 616. 667. 670. 673 ff. 678. Rühel: Seck. 2, 20 Cochl. ad ann. 1526.

[2]) Br. 6, 59 ff.

760 [1]) Br. 3, 22.

762 [1]) Spal. Nachl. 63 ff. Spal. Menck. 543 f. Tzl 2, 325 ff. Kapp, kleine Nachlese ꝛc. S. 666 ff. Br. 2, 659. 664 ff. 3, 29. 38 f. Bk. 83 E. A. 18, 317 ff.

763 [1]) C. 3, 190.

[2]) Jäger, Carlstadt 487 ff.; Jckelsamer erscheint mit Luther versöhnt Br. 3, 190; er erwarb sich nachher „den Ruhm, den ersten Anlauf zu einer deutschen Grammatik genommen zu haben": Raumer, Geschichte der Pädagogik III, 2 S. 30.

[3]) Rz. 58 vgl. Anm. zu S. 75. Edemberger wurde 1528 Lehrer des jungen Herzog Johann Ernst, nachdem Melanchthon darüber mit ihm in Wittenberg verhandelt und ihn sehr empfohlen hatte (Spal. Menck. 1148 C. R 1, 978). Jener Vorgang fiel nach Rz. in den Anfang des Kampfs gegen das Papstthum, wo wir jedoch noch Nichts von einem Aufenthalt Edembergers in Wittenberg erfahren. Rhau war während der Leipziger Disputation 1519 noch Cantor in Leipzig; seit 1521 erscheinen Schriften bei ihm in Wittenberg gedruckt (Kettner, Nachricht vom Rathscollegio zu Wittenberg S. 113).

774 [1]) Zu Luthers Verheirathung: F. G. Hofmann, Kath. v. Bora u. D. M. Luther 1845, mit der dort aufgeführten Literatur (reichhaltig, aber nicht überall zuverlässig). — Ueber die Schönfeld u. Basil. Arzt: Laut. 162 C. 2, 338 T. R. 4, 50 Br. 3, 34 (Hausmann, der mit Basil., dem Mann der Schönfeld, bei Luther speiste, hat diesen zu Ende d. J. 1524 besucht, vgl. Meurer, N. Hausmann im „Leben der Altväter" u. s. w. 3, 296; Schmidt, N. Hausmann S. 42; Br. 2, 621). — Bora: Br. 6, 647 f.; Seidem., sächs. Kirchen- und Schulbl. 1857 S. 89 ff.). Katharina im Kloster: Sachsengrün 1861 N. 8 S. 81 ff., bei Laut. 163; in Wittenberg: Seidemann, Ztschr. f. h. Th. 1874 S. 546 ff. Magdalena v. Bora: Seidem. K.- u. Schulbl. a. a. O.; nach den Rebenstock'schen Tischreden Luthers (C. 3, 216 not. 88) war sie Katharinens matertera, d. h. Tante mütterlicherseits: dieß ist möglicherweise ein unrichtiger Ausdruck für Tante überhaupt, doch könnte ja auch Katharinens Mutter eine Bora, Verwandte des Vaters, gewesen sein. — Kathar. u. Baumgärtner: Br. 2, 553. 5, 402; Brief Besolds v. 21. August 1543 in Mscr. Thomas.; Ztschr. f. h. Th. 1874 S. 557. — Katharinas Erklärung gegen Amsdorf: Scultet. Annales Evangel. I. p. 274 (ex narratione Amsdorfii); Br. 2, 634 C. R. 1, 730. — Alemann: Br. 3, 77. 418. 6, 453 Anm.; Seidem. Erl. 111. — Predigt 2 Epiphan.: E. A. 16, 164 ff. — Schurf:

Seite

774 Amsdorf bei Scultet. a. a. O. — Luther über sein eigenes Verhalten: Br. 3, 1 ff. C. 2, 337. T. R. 4, 41. 73. Br. 2, 679. — Bericht des Jonas vom 14. Jun. Spal. a. a. O., des Melanchthon v. 21. (nicht 24.) Juli C. R. 1., 753 sqq. (natürlich ist der griech. Text das Original; darin die oben ausgehobenen Worte: „ἐποίησε τὰ εἰθισμένα προτέλεια"). Unbegründete, von den Neuern meist acceptirte Angaben der Wittenberger Theologen 1630 in Consilia Theolog. Wittenberg. IV p. 17 sqq. Nach jenen klaren Berichten wurde die eigentliche Eheschließung am 13. (nicht etwa erst am 27.) vollzogen, während nach damaligem Sprachgebrauch eben auch auf sie der Ausdruck „Verlöbniß" angewandt werden konnte; Luther ist seither „Ehemann", „copulatus" Br. 3, 11. 13; kein Beweis hiegegen ist (Hofmann S. 48 Anm.), daß Luther Br. 3, 10 von der „puella" redet, die er genommen, als ob diese hiernach damals noch Jungfrau gewesen sein müßte. Daß der Vorgang am Abend des 13. und das Frühmahl am 14. nicht, wie man zu erzählen pflegt, in Reichenbachs Haus, sondern in Luthers Wohnung stattfand, bezeugen ebenfalls Melanchthon (Luther — ἑσπέρας πρὸς δεῖπνον καλέσας τὸν Πωμερανιέα — ἐποίησε τὰ εἰθισμ. προτέλ.) und Jonas (hodie — am 14. — prandiolum instruit); beide erwähnen Reichenbach gar nicht. Zu den Akten vom 13. u. 27. vgl. auch Bugenhagen an Spalatin 16. Jun. bei Spal. Menck. 645: „Maligna fama effecit ut D. Martinus insperato fieret conjux; post aliquot tamen dies publica solennitate duximus istas sacras nuptias etiam coram mundo venerandas." — Ueber die damalige Form der Eheschließung: Muther, Univers.- u. Gelehrtenleben S. 247 (oben Anm. zu S. 650) u. besonders Friedberg, das Recht der Eheschließung 1865 (daß Luthers Ehe ohne kirchliche Einsegnung geschlossen worden zu sein scheine, konnte Friedberg S. 281 nur sagen bei Unkenntniß der oben angeführten näheren Umstände). Ueber Luthers Ansichten v. d. Eheschließung: Kawerau, Theol. Stud. u. Krit. 1874 H. 4. Zur Sitte des Beilagers: T. R. 4, 72 Spal. Menck. 1109 sqq. (bei Herzog Johanns Hochzeit). — Trauringe: Hofmann a. a. O.; Ring in Braunschweig: Daheim 1870 S. 95 f. — Einladungen zum 27. Juni: Br. 3, 1 ff. (dazu C. R. 1, 750). Segensprechen am 27.: Br. 3, 2. Kirchgang: Mth. V. — Hochzeitsgeschenke: Hofmann a. a. O. Consilia a. a. O. — Pfister: Hofmann a. a. O. — Klostergebäude u. Brisger: Br. 3, 15. 17. 19. 32. — Erzbisch. Albrecht: Br. 3, 103 f. T. R. 4, 308. — Luther über sein eheliches Leben: Br. 3, 18. 21. 31 f. 125. C. 2, 337 sq. T. R. 4, 41. 50. Laut. 162.

Nachtrag zu S. 25. 61. 97. 99. Wieseler, Ztschr. f. h. Th. 1874 S. 575 ff. nimmt an, daß nicht Luther, sondern nur Melanchthon hinsichtlich des Geburtsjahrs 1483 geschwankt (dabei, was mir ganz unhaltbar scheint, daß Jener einmal den Jahresanfang mit dem 1. Oktober gemacht haben möge), — stimmt mir darin bei, daß Luthers Noviziat mit Ende d. J. 1505 werde geendet haben, — erkennt nach mir einen zweiten Aufenthalt Luthers in Erfurt 1509—10 an, — setzt aber seine Reise nach Rom doch schon in den Spätherbst 1510. Nebenbei bemerke ich die kleinen Versehen, daß er Luther schon 1521 aus seinem Kloster scheiden läßt und Mirisch zum Wittenberger Prior macht.

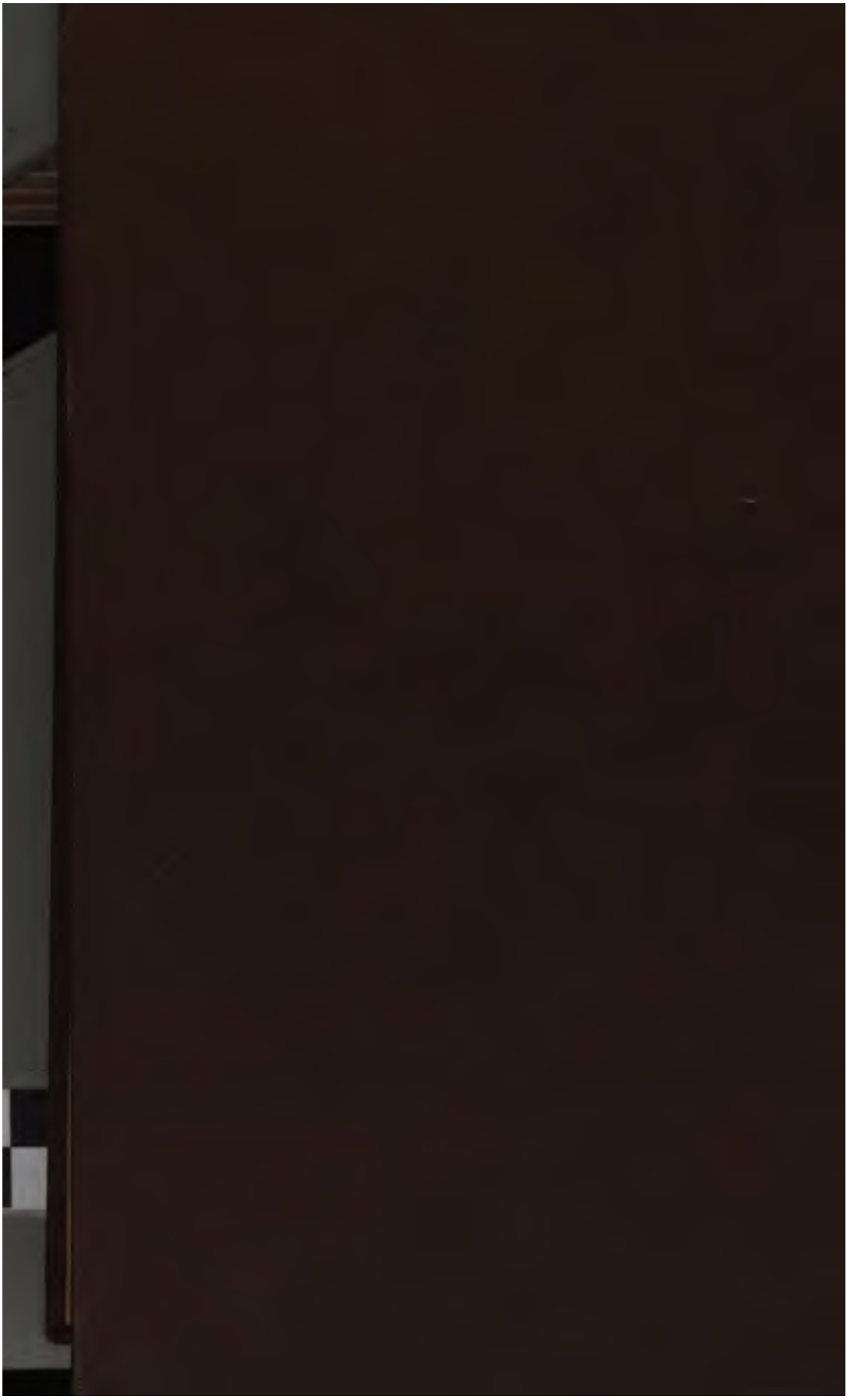
Zu S. 99 ff. (Romreise) vgl. Seidemann, Luthers Erinnerungen aus seinem Sprachverkehr mit den Italienern, Archiv für Literaturgeschichte B. 4. S. 1 ff.

Zu S. 610. Zu Luthers Ueberſetzung der hiſtoriſchen Bücher des A. Teſt. vgl. ſeinen intereſſanten Brief an Rörer (über 2. Sam. 23, 8, dazu E. A. 64, 53) vom 3. Jul. 1523 in M. Flacii Regulae et tractatus quidam de sermone sacr. literar. p. 161 (ferner in Hummel epist. hist. eccl. sec. XVI.; Theolog. Arbeiten des rhein. wiſſenſchaftl. Predigervereins, 1874, B. 2. S. 90 ff.)

3 9015 02629 9605

BOUND

DEC 4 1943

UNIV. OF MICH.
LIBRARY

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD